Paganini's

Leben und Charakter

nach Schottky.

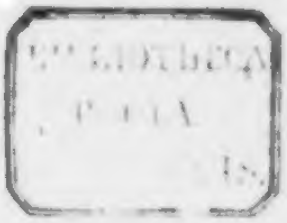
Dargestellt

von

Ludolf Wineta.

Mit Paganini's Bildniß.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1830.



Es ist keine Uebertreibung, zu behaupten — sagt Professor Schottky — Paganini's Portrait sey während seines Aufenthaltes in Deutschland *) mehrere Hunderttausendmal verkauft worden, theils in Kupfer, theils in Stein gearbeitet; dann auf Etui's, Dosen, Hüthen, auf Kleiderstoffen, Tüchern, Pfeifen, Steckknöpfen u. s. w. Da sein Gesicht stark hervortretende Züge hat — setzt er hinzu — so ist fast in all' diesen Abbildungen mehr Wahrheit, als in der uns aus Paris zugekommenen.

Letztere befindet sich vor der Broschüre des Herrn Laphalèque; die französischen Blätter nannten sie un portrait d'une ressemblance parfaite!

Paganini's Portrait vor Schottky's biographischem Werke ist ein feiner Stahlstich. Schottky sagt darüber: „wir glauben, den Vergleich mit dem Abbilde durchaus nicht scheuen zu müssen."

Der Steindruck vor gegenwärtiger Broschüre scheut allerdings den Vergleich mit dem Paganini in Stahl, vor dem sein ohnehin schon blasses Gesicht noch mehr erblassen würde; aber er hat eben so wenig und um so weniger Ursache sich vor dem Angesicht Paganini's zu verbergen, da dieser ihn selbst mit den Worten: „das ist das ähnlichste Portrait, welches ich von mir gesehen habe," für das seinige anerkannte und über die Bestimmung desselben, nämlich einer für das größere Publikum geschriebenen Broschüre über sein Leben und Treiben

*) Am 16. März 1828 traf Paganini in Wien ein, am 29. März hielt er sein erstes Concert in Deutschland.

vorgehängt zu werden, sich gegen den jungen talentvollen Künstler, der es auf seinem Zimmer entwarf, sehr beifällig äußerte.

Was nun diese Broschüre selbst betrifft, so wird mich ohne Zweifel Jeder, der sich Schottky's weitläufiges Werk auch nur oberflächlich angesehen, der Mühe entheben, mich auch nur mit einem Wort über die Veranlassung ihrer Herausgabe zu befassen. Es war weder meine Absicht, noch hätte ich im Geringsten dazu getaugt, die Kunstleistungen Paganini's kritisch zu würdigen. Ich hielt mich mehr an den Menschen und berührte den Künstler nur insofern, als er den Menschen erklärt; was mich denn auch rückwärts auf die Beziehung des Menschen auf den Künstler führte, und so auf eine höhere Einheit beider: auf den eigentlichen Charakter Paganini's. Ob ich diesen richtig aufgefaßt, müssen Andere und besonders die genauen Freunde des berühmten Mannes entscheiden; denn aufrichtig zu sagen, ich weiß es selbst nicht, d. h. nicht mit der Gewißheit, welche sonst eine entschiedene Ueberzeugung gewährt; aber ich glaube daran. Mehr sehen bin ich davon überzeugt, daß ich diesen einen Character in meiner Broschüre festgehalten habe, und daß er dem Leser, wie ich es wünschte, vor Augen tritt; am meisten aber davon, daß mir das Aufsuchen und Auswählen der leider nur zu sehr in Schottky's Werk zerstreuten und so zu sagen rohen Materialien sehr viel Mühe gemacht. Was ich aber bestimmt und auf den Glockenschlag weiß, ist, wie lange sich meine Feder damit beschäftigt hat.

Hamburg, im Juni 1830.

L. V.

Du düstrer Mann, in Mährchen eingehüllt,
Die vor Dir her sich wundersam gestalten,
Die finstre Stirn von Zauber'n überfüllt,
Beherrscher der dämonischen Gewalten;
Was willst Du hier mit Deinem heißen Schmerz,
Mit den zerriß'nen, räthselhaften Klängen,
Mit nie gehörten, zaubrischen Gesängen,
Mit Deinem schauerlichen wilden Scherz,
Mit Deiner Geige streitenden Akkorden. —
Was willst Du hier bei uns? Wir sind im Norden;
Uns fließt das Blut gemäßigt in den Adern,
Nur die Vernunft regiert uns Herz und Hand.
Wir müssen wol mit Deiner Keckheit hadern,
Denn unser Richterstuhl ist der Verstand,
Und sanft umglänzt von reinem Mondenstrahle,
Sehn wir im Geist die reinen Ideale,
Und legen auch an Dich, du fremder Mann,
Den wohlgeprüften strengen Maßstab an.

Da nimmst Du spöttisch Deinen leichten Bogen, —
Es ist kein Bogen mehr, ein Zauberstab —
Und wider Willen von Dir fortgezogen,
Schweigt der Verstand, der sich gefangen gab.

Du regst der Seele Tiefen, ruft ein Sehnen
Aus stillem Busen an das Licht hervor;
Wir glauben Dir, wir bringen unsre Thränen —
Da trifft ein Mißlaut das beengte Ohr; —

Du ſpielſt mit uns wie mit den bunten Tönen,
Du ziehſt uns an, Du ſtößeſt uns zurück,
Und Deine Kunſt will uns nicht mehr verſöhnen,
Aus Deinen Klängen ſpricht kein heitres Glück.
Gewalt'ge Klagen Deines eignen Lebens
Vernehmen wir aus dieſer Meiſterſchaft;
Du ſtehſt am Ziele jedes ird'ſchen Strebens,
Doch ohne Freude ſcheint die Rieſenkraft.

So blickt ein Wandrer von den ſchroffen Höhen
In's Felſenthal, das einſt ein Strom zerriß,
Wie wir vor Dir mit bangem Staunen ſtehen,
Dich hören, unſrer ſelbſt noch ungewiß.
Noch ungewiß, ob wir denn auch erleben,
Was jedem Hörer ganz unmöglich ſcheint, —
Und ſelbſt wenn Deine Flötentöne beben,
Hör ich den Geiſt, „der immerdar verneint."

O gebe Dir Apoll der Seele Frieden,
Hygeia nahe Dir, Du kranker Mann,
Die Wonne, die Du Tauſenden beſchieden,
Sie lächle Dich mit friſchen Wangen an,
Und von den Blumen, die wir gern Dir ſtreuen,
Mag eine blühn, Dich friedlich zu erfreuen.

Dies ſchöne Gedicht des Herrn von Holtei ſpricht ganz den Eindruck aus, „den der düſtre Mann" mit ſeinem Spiel überall zurückläßt. Paganini iſt in den Augen der Deutſchen, die für ihr Leben gern recht phantaſtiſche und tiefſinnige Mährchen lieben, ein ſchauriges muſikaliſches Räthſel, der Johannes Kreisler von Hoffmann, oder Fauſt, der ſein eigner Mephiſtopheles. — Lockt er nicht aus ſeiner Violine den verwegenen, übermüthigen Geiſt, der den Doktor Fauſt in Unglück und Zweifel ſtürzte; hört man nicht die Muſik der Engel am Oſtertage, die ihm fröhlich zurufen, „Chriſt iſt erſtanden!" und ſeine wehmüthige Antwort

Was ſucht ihr mächtig und gelind
Ihr Himmelstöne mich im Staube?

ſtürzt er ſich dann nicht mit allen Sinnen, und der dunklen Gluth ſüdlicher Leidenſchaften ins Meer der Töne, um ſich ſelbſt zu vergeſſen; vergißt er ſich nicht auf Augenblicke in Gretchens Armen; ſieht man ihn nicht im Taumel der Liebe den Degen zücken und den unſeligen Schlaftrank bereiten; ſpielt er nicht die Walpurgisnacht und die wilden Hexentänze auf dem Blocksberg; und wenn er erwacht und ſein Leben bereut und die Töne ſeiner Violine recht ſchmerzlich und weinerlich klingen, hört man da nicht auf einmal das tückiſche Hohnlachen des Mephiſtopheles, der ſich über ſeinen Katzenjammer luſtig macht?

Wir Deutſche können uns dergleichen mit der größten Leichtigkeit imaginiren, denn: „da ſteht die lange, hagere Geſtalt in altmodiſchem, ſchwarzen Frack, mit hochgehaltenem Bogen und vorgeſtrecktem eingeknickten rechten Bein, nichts als Geiſt und Knochen in ſchlottrigen Kleidern. Nur ſo viel Körper, als eben nothwendig, um das lodernde Feuer zu concentriren, und die halbaufgelöſ'te Figur zuſammenzuhalten. In den langen herabhängenden ſchwarzen Locken und ſtark gekräuſeltem Backenbart ruht ein langes, blaßes Antlitz, deſſen unbeweglicher ſteinerner Ernſt mit der ſtechenden Lebhaftigkeit des ſprühenden dunklen Auges einen ſeltſamen Contraſt bildet. Die ſchöne hohe Stirn verräth Adel der Geſinnung, die ſtark gebogene Naſe Kühnheit, ſo wie der feſtzuſammen gekniffene Mund Trotz, Schlauheit und Ironie. — Wie phantaſtiſch die ganze Geſtalt, wenn er, wie im Zweikampfe mit einem Unſichtbaren, ihn ſcharf in's Auge faſſend, (wer erinnert ſich nicht an das: nur zugeſtoßen, Doktor, ich parire!) und in den leeren Raum hinausſtarrend, nach einer überwundenen Schwierigkeit plötzlich mit Fuß und Bogen ausfällt, als verſetze er dem Gegner ſiegend einen Hieb oder Stich, daß der Bogen blitzſchnell und ſchwirrend durch die Luft ſauſt! Wenn er im Sturm des Applauſes erſchöpft, ſich langſam verneiget, und bald gutmüthig lächelt, bald aber höhniſch, mitleidig, krampfhaft gezwungen. Mir war dann — „ſetzt der Mann im Kometen, deſſen Worte ich hier anführe, hinzu — „mir war dann, als flüſtre Hoffmann-Callot

mir heimlich in's Ohr: kennst du ihn denn nicht? Johannes Kreisler in dem nie erschienenen dritten Bande des Kater Murr. Zerrissen, zerfallen mit sich und der Welt."

Also entweder Johannes Kreisler oder Faust-Mephistopheles und schrecklich zerrissen auf jeden Fall, und nur ein Thomas kann daran zweifeln, daß er einmal in seinen jungen Jahren durch eine grause That die Eumeniden aufgeschreckt, daß er auf den Galeeren gesessen, daß er dort alle Saiten seiner Violine bis auf die G-Saite herabgegeizt und eben deswegen eine so rasende Fertigkeit darauf erzielt habe. G. S. wie seltsam, G-Saite und Galeeren-Sklave! in diesen einen verhängnißvollen Namenszug hat der Finger des Geschicks Paganini's höchstes Glück und tiefstes Unglück, seinen Ruhm und seine Erniedrigung eingewebt.

Doch vom Scherz zum Ernst, und der Scherz sey abgeschnitten durch die ernsthafte Bemerkung, daß der ächte, italienische Paganini — der Paganini, wie ihn jetzt sein Freund Schottky schildert — sowohl in seinem Gemüth viel einfacher, heit'rer, gesünder, als zu seinem Glück in seinen Lebensschicksalen viel unromantischer ist, als sein deutscher Phantasiedoppelgänger, dessen Gestalt wir uns mit weißer Gespensterkreide auf eine düst're, zerrissene Schicksalswand hinzuzeichnen pflegen. Der Professor Schottky hat sich durch seinen „Paganini" *) viel Verdienst um das Publikum, wie um seinen Freund erworben — um seinen Freund, weil er die unverbürgten, seiner bürgerlichen Ehre nachtheiligen Gerüchte zerstreut, die über ihn im Schwange gehn, und um das Publikum, in sofern demselben doch eigentlich ein Stein vom Herzen fällt und ihm sowol die Erinnerung an die Person des Künstlers, als der wirkliche Genuß an seinem bezaubernden Spiel schöner und reiner werden muß, je mehr sich in der Seele das alte, unheimliche Grauen verliert. Paganini's Biographie von Schottky ist überreich an Materialien, fremden und

*) Paganini's Leben und Treiben, als Künstler und als Mensch, dargestellt von J. M. Schottky, Professor. Prag 1830. 420 Seiten gr. 8.

eignen, günſtigen und ungünſtigen Urtheilen über den Künſtler Paganini — kein Freund und Kenner der Muſik wird dieſen Schatz unbeachtet laſſen. Allgemein intereſſanter ſind aber noch die Aufſchlüſſe, die man hier über Paganini als Menſchen erhält, ſie ſind neu und wichtig und werfen, wie geſagt, auf „den düſtern Mann" ein mehr heit'res Licht, indem ſie ihn aus der deutſchen Beleuchtung in ſeine eigenthümliche, italieniſche ſtellen, aus dem Nebellande tiefſinniger Myſtik auf den Boden jenes heitern und hellen Landes, wo die Orangen glühn, wo die Pulſe feuriger ſchlagen, wo ſelbſt aus einem deutſchen Hirn die Myſtik an der Sonne verfliegt, wie Teufelselixier aus einer geöffneten Phiole, und wo die Gefühle und Leidenſchaften der Menſchen ſo raſch auf einander folgen, daß uns ihr äußerlicher, ſinnlicher Ausdruck nicht ſelten grimaſſenhaft erſcheint. Dieſe Aufſchlüſſe über den Menſchen Paganini ſind es, welche dieſe Broſchüre mittheilt und im größern Publicum, für welches Schottky's ausführliches Werk nicht beſtimmt iſt, zu verbreiten ſucht, ſie macht auf keine weitere Ehre Anſpruch, als die hieher gehörigen, wichtigſten Momente mit Sorgfalt zuſammengeſtellt, und zum leichten Ueberblick concentrirt zu haben.

„Der Gott der Violine," wie ihn Kaſtelli mit einem überſchwenglichen Ausdruck nennt, Ritter Nikolo Paganini iſt, nach ſeinen eigenen Mittheilungen über ſein Jugendleben und ſeine früheren Schickſale, in Genua geboren: ſeine Geburt fällt in den Februar des Jahres 1784. Sein Vater, Antonio Paganini, war mehr arm als reich und grübelte früh und ſpät auf neue Kombinationen im Lotto di Genua, um ſich durch ſolche, wo möglich, reich und glücklich zu machen. Um ſeinen Gedanken, darüber gehörig nachzuhängen, ging er wenig aus, ſondern ſaß gewöhnlich auf ſeinem Zimmer und zwang den kleinen Paganini, deſſen muſikaliſches Talent er frühzeitig entdeckt hatte, von Morgen bis in den Abend, an ſeiner Seite, die Geige zu ſtreichen. Er ſelbſt hatte viele Neigung zum Spiel und einiges Talent, und übernahm daher den Unterricht des Knaben. Er behandelte ſeinen

zarten Schüler mit unerbittlicher Strenge, ihm war er niemals fleißig genug, er trieb ihn unaufhörlich an, und ließ ihn sogar zu Zeiten hungern, um sein Fleisch willig zu machen. Die Gesundheit des Knaben litt unter dieser rohen Behandlung und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der große Künstler seinen ersten väterlichen Unterricht mit seiner spätern Kränkelei erkauft hat. Man darf es seinen Worten zu glauben, daß so rohe Antriebe bei seiner frühen und frühsten Begeisterung für die Musik, überflüßig waren, um seinen Fleiß anzuspornen. Er studirte unaufhörlich auf seiner Geige, erfand sich allerhand neue Griffe, welche ihn Niemand gelehrt hatte, und deren Klang und Zusammenklang die Leute staunen machte. Man glaubte schon damals in den engern Kreisen seiner Bekannten, er würde einmal in der Welt ein großes musikalisches Licht werden und viel Aufsehn machen. Ein Traum seiner frommen, und von ihm ungemein geliebten Mutter Therese, bestärkte die Leute in diesem Glauben. Im Schlafe war ihr ein Genius erschienen; den bat sie, ihren Nicolo doch zu einem recht großen Geiger zu machen, und der Engel hatte ihr ein bejahendes Zeichen zugenickt. Die gute Mutter legte nach ihrem Erwachen viel Gewicht auf diesen Traum, dem kleinen Nicolo klangen ihre Worte, wie Musik, und er fühlte sich von neuem angespornt und begeistert. Schon vor seinem achten Jahre schrieb er, unter Leitung seines Vaters, eine Sonate, die er aber, wie unzählige andere Versuche dieser Art, späterhin zerriß. Sein kleiner Ruf in Genua breitete sich immer mehr aus, er spielte auf seiner Violine, die vielleicht eben so hoch war, als er selbst, fast jede Woche dreimal in den Kirchen und in mehreren Gesellschaften seiner Vaterstadt. Einfluß auf seine musikalische Bildung, hatte damals ein gewisser Francesko Gnecco, der 1811 starb, und den er sehr rühmt.

Im seinem neunten Jahre fand er die erste Gelegenheit, auf dem großen Theater in Genua aufzutreten; sein Vater ward dazu ersucht von einem reisenden Sänger, der mit dem kleinen Paganini sein Konzert heben wollte. Paganini spielte seine eignen

Variationen über die Karmagnola, ein französisches Volkslied, und erndtete Beifall.

Endlich faßte sein Vater den Entschluß, ihn dem ausgezeichneten Komponisten Rolla zuzuführen und reiste deswegen mit ihm nach Parma. Rolla war eben krank und bettlägerig, seine Frau führt die Beiden in ein Nebenzimmer und Nicolo sieht allda das neueste Konzert des kranken Tonsetzers auf einem Tisch liegen. Sein Vater winkt, er nimmt die Geige in die Hand und fängt an, das Konzert a Vista herabzuspielen. Der Mann in seinem Bett wird auf einmal heiter und guter Dinge, fragt, wer sich auf diese Art hören lasse und will durchaus nicht glauben, daß der Spieler ein Knabe ist. Wie er sich selbst davon überzeugt, ruft er aus: „Hier kann auch ich nichts mehr lehren, geht nur in Gottes Namen zu Paer; hier verliert Ihr Eure Zeit ganz umsonst.“

Der berühmte Paer empfing den Knaben sehr gütig und wies ihn an seinen eigenen Lehrer, den alten und vielerfahrenen Kapellmeister Giretti aus Neapel. Dieser unterwies ihn ein halbes Jahr lang und gab ihm jede Woche dreimal Unterricht im Kontrapunkt. Er komponirte bei ihm 24 Fugen zu vier Händen, als Studium; und zwar ohne Begleitung jedes Instruments, allein bei Tinte, Feder und Papier. Er machte Fortschritte, seine eigne Neigung trieb ihn vorwärts und Paer nahm bald selbst lebhafteren Antheil an ihm, er gewann ihn lieb und gab ihm Kompositionen auf, die er nachsah. Selbst nach ihrer Trennung kehrte der dankbare und lernbegierige Jüngling oft zu ihm zurück.

Während dieser Zeit und noch später war sein Vater beständig bei ihm; aber je mehr er sein Talent und seine Kentnisse entfaltete, desto unerträglicher und drückender schien ihm dessen allzugroße Strenge. Gern hätte er sich auf seinen Kunstausflügen, die nun begannen, von ihm losgemacht; aber sein harter Mentor wich ihm nicht von der Seite, sondern begleitete ihn wie sein Schatten durch die meisten oberitalienischen Städte, durch Mailand, Bologna, Florenz, Pisa, Livorno und andere. Ueberall gab er Konzerte, überall erhielt er Beifall.

Er war damals etwa vierzehn Jahr alt, und gefiel sich sehr gut in diesem Leben und Treiben, aber der Vater gefiel ihm schlecht mit seiner lästigen und harten Oberaufsicht, und er suchte ihr zu entschlüpfen. In jener Zeit herrschte zu Lukka die Gewohnheit, alljährlich am Feste des heiligen Martin ein großes Musikfest zu veranstalten; aus allen Gegenden lud man Fremde ein, und zahlreiche Reisende strömten aus eigenem Antriebe herbei. Das Fest nahte heran und Nikolo suchte den Vater zu bewegen, ihn in Gesellschaft seines ältern Bruders ebenfalls dahin reisen und dort auftreten zu lassen. Der Vater weigerte sich lange, erlaubte es endlich und Nikolo fand sich nun zum erstenmal von der drückenden Fessel befreit. Er trat öffentlich als Solospieler auf, und der erworbene Beifall ermuthigte ihn, nun auf seine eigne Hand und auf gut Glück seine früheren Streifzüge zu wiederholen, an denen er, wie schon bemerkt, recht viel Geschmack fand, und wobei er von jetzt an manches kleine Abentheuer erlebte.

Man suchte ihn in verschiedenen Städten zu fesseln, theils als Konzertspieler, theils als Orchester-Direktor, aber er schlug alle ihm gemachten Anträge aus; sein feuriger Sinn konnte selbst den Gedanken an eine Fessel nicht ertragen, nur das Reisen gefiel ihm, und lange an einem Ort zu bleiben, war ihm unmöglich.

Zur Zeit der französischen Revolution sah und bewunderte man ihn unter andern in Livorno und Parma. Seine Vaterstadt Genua scheint der Ort gewesen zu seyn, nach welchem er sich von Zeit zu Zeit zurückzog. Doch machte er hier mehr den Dilettanten als den Virtuosen und spielte nur in geschlossenen Zirkeln, ohne öffentliche Konzerte zu geben. Später lebte er längere Zeit am Hofe von Lukka, wo jedoch die geringe Besoldung seinen Wünschen und Ausgaben nicht entsprach, worauf er beschloß, sich wieder als ungebundener Künstler dem Reiseleben zu überlassen.

Er hatte sich zu der Zeit die Summe von 20,000 Franken baar gesammelt und nahm sich vor, einen Theil des Geldes seinen Eltern zur Unterstützung anzubieten. Mit einigen tausend Franken wollte sich sein Vater jedoch nicht zufrieden stellen; er verlangte

das Ganze und drohte ihm sogar im Verweigerungsfall mit dem Tode. Der Sohn bot die Interessen des Kapitals, aber Signor Antonio verlangte den Gesammtbetrag auf seinen Namen gerichtlich eingeschrieben. Um Frieden zu erhalten, opferte er wenigstens das Meiste davon auf.

Sein Ruf hatte sich wie ein Laufeuer durch Italien verbreitet; überall, wo er hinkam, strömte ihm das Volk zu, als wäre er ein Wunderthäter. Seine Landsleute nannten ihn bald den Heros und Herkules der italienischen Geiger, sie geriethen außer sich, wenn sie ihn hörten, und so oft er den leichten Zauberstab seiner Violine schwang, regnete es von allen Seiten Gedichtstücke, Blumen, Sonette und Kränze auf ihn herab. Man hatte nie dergleichen gehört und geahnt, und man gab ihm in Florenz, Rom, Neapel, in den größten und kunstsinnigsten Städten seines Vaterlandes, ohne Bedenken vor allen seinen Nebenbuhlern, die er oft concertirend überwand, die Krone in seiner Kunst. Dennoch überhob er sich nicht und ließ jedem ausgezeichneten Violinspieler Gerechtigkeit wiederfahren, wie zum Beispiel unserm Spohr, mit dem er in den spätern Jahren seiner italienischen Kunstlaufbahn in Neapel zusammentraf, und den er den ersten und trefflichsten Sänger auf der Geige nannte. Er war also seit seinem frühsten Auftreten, und lange vorher, ehe ihn in Deutschland der allgemeine Beifallsdonner begrüßte, an den Jubel der Menge und an den stilleren Enthusiasmus der Kunstfreunde gewohnt, obgleich ihm das arme Italien wohl an Gold nicht bieten konnte, was Deutschland und in Zukunft Frankreich und England.

Italien ist ein Land, wo jeder Mensch ein Musiker ist, wo man jeden Augenblick des Tages Musik macht, und wo man folglich nach Conzerten weniger begierig ist — aber Paganini machte aller Orten eine Ausnahme, man konnte sich nicht satt an ihm hören, und er gab z. B. in Mailand schnell hinter einander neunzehn Conzerte, ohne daß man müde wurde, ihn neunzehnmal zu besuchen. Freilich muß man wissen, daß er die Eintrittspreise für's Theater in Italien nicht verdoppelte, was ihm seine Lands-

leute gewiß ſehr verdacht hätten, da bei ihnen die Muſik, ſo zu ſagen, als ein Gemeingut ſowohl der Armen als der Reichſten betrachtet wird.

Nur einen Zug wollen wir bei dieſer Gelegenheit anführen, welcher dazu dienen mag, die Imagination des deutſchen Leſers mit größerer Lebhaftigkeit auf das leichte italieniſche Klangleben hinzuleiten. Die Erzählung, der wir ihn abborgen, hat einen Anſtrich von Novelle, aber ihr italieniſcher Verfaſſer, Herr Amati, verbürgt ſich für die Wahrheit derſelben. Er ſchildert, wie er dem berühmten Paganini fünfmal um und in Florenz und jedesmal in verſchiedenen Umgebungen und Stimmungen begegnet, ohne ihn zu kennen Die fünfte Begegnung ſchildert er, wie folgt:

„Schon beim Sternenlicht kehrte ich des andern Tages vom weiten Spaziergang zurück; und immermehr verlängerten ſich die Schatten unter den Loggie degli Uffici, wo ich, ein wenig auszuruhn, mich niederließ, und wo eine fröhliche Geſellſchaft nun an mir vorüberzog. Alle lachten hell auf über die Erzählung des Einen, und nahmen auf dem nächſten Marmorſitze Platz. Ein Himmelslaut ſchallte nun zu mir herüber! Ihm folgten Akkorde und Melodien, die wechſelnd in Scherz und Luſt, wie Jubel und Klage aus Meiſterhand ertönten. Höchſt begierig, den Künſtler und ſein Inſtrument zu errathen, beſchloß ich den Aufbruch der Geſellſchaft hier abzuwarten, und ihr dann ſo lange zu folgen, bis meine Neugier Befriedigung gefunden. Wirklich erhoben ſich die Nachbarn jetzt, und ſchweigſam, als wage es Niemand, den Nachhall der Zauberklänge zu ſtören, führten ſie den Meiſter in ihrer Mitte mit ſich fort. So zogen ſie über den Platz des Palazzo Vecchio hin, und traten dann in ein Speiſehaus; ich folgte. Dort erſt fanden alle die Sprache wieder; doch mehr als von ihnen galt dies von dem Meiſter; ich nahte, und ſah mit Staunen in dem räthſelhaften Inſtrument eine Guitarre, in dem Spielmann aber meinen Unbekannten! — Nicht ruhige Heiterkeit, ſondern die regſte, lebhafteſte Freude bezeichnete jetzt ſein ganzes Weſen; von luſtiger Rede überfloß der immer lachende

Mund, während die frohblitzenden Augen unstät im Kreise umherschweiften: es schien, als ob siedendes Blut seine Adern schwelle, und weit geöffnet waren Rock und Weste, so wie die Halsbinde gelöst.

„Mit hoher Begierde erbat ich mir von einem Mitgliede der Gesellschaft Kunde über den seltsamen Fremdling. „Keiner von uns weiß seinen Namen!" lautete Ferdinando's Antwort. „Ich ging — fuhr er fort — mit meinen Freunden unfern der Loggie degli Uffizi, spielte zum Zeitvertreibe die Guitarre und sang dazu; da stürzte dieser Sonderbare auf uns ein, entriß meinen Händen das Instrument, und begann sein Spiel, ohne ein Wort zu sprechen. Durch dies unerhörte Benehmen gereizt, wollten wir ihn unterbrechen; doch vergeblich war alles Drohen, ihn störte es nicht. Der Genius der Musik stand ihm schützend zur Seite; und schnell besiegten die lieblichen Töne unsern Zorn. Wie er darauf begütigend sich zu uns wandte, uns bald merkwürdige Abentheuer erzählte, bald wieder anmuthige Lieder sang, so fühlten wir uns wie festgebannt bei ihm. Fragten wir nach seinem Namen, so griff er in die Saiten, und immer war nur entzückendes Spiel seine Antwort."

„Gerne hätte ich noch länger verweilt; hätte noch gar zu gern mehr von dem Zauberer gehört und erforscht, doch es war zu spät und ich mußte fort."

„Nach einigen Tagen vernahm ich, daß Paganini diesen Abend ein Konzert gebe. Höchst begierig eilte ich dem Theater zu, das ich noch niemals so überfüllt von Zuhörern gesehn hatte! Die lebhafteste Ungeduld zeigte sich in den Geberden jedes Anwesenden. Die Symphonie beginnt, obgleich von gutem Meister, wird sie heute langweilig. Jetzt endlich wird zur allgemeinen Freude der Vorhang aufgezogen. Alles erhebt sich, um den außerordentlichen Mann zu betrachten, der ganz einfach sich darstellt. Auch mein Blick sucht ihn; ich forsche, sehe — und erkenne den räthselhaften Fremdling, dem ich bei Fiesole, in der Ruine am Arno und endlich unter den Loggien begegnet war."

„Wie soll ich ihn preisen, den Unvergleichlichen! Welches Lob wäre solchem Verdienst entsprechend? — In seinem Zauberspiel hörte ich des Sturmes Toben bei den Ruinen von Fiesole, den Gesang der Vögel am Ufer des Arno und den Jubellaut der Freude unter den Loggien."

So weit Herr Amati. Wir lassen eine andre Anekdote aus Paganini's Künstlerleben in Italien folgen, die beweist, daß er keine Ursache hatte, den Wettstreit mit den ersten Meistern auf seinem Instrument einzugehn. Zugleich enthält diese Anekdote einen feinen charakteristischen Zug über den Italiener Paganini, welcher den Augen unsrer Leser nicht entgehn wird.

Alle Künstler sagt Herr Lophalèque in seiner notice sur le célèbre Violoniste Nicolo Paganini, Paris 1830 — alle Künstler, die sich mit Paganini messen wollten, ohne ihn früher gehört zu haben, mußten hinterher ihren Leichtsinn bedauern. So auch Lafond, (Paganini hält ihn für den ersten Violonisten in Frankreich) der in dieser Hinsicht eine grausame Erfahrung machte. Er befand sich zu Mailand, wo er ein Konzert zu veranstalten dachte; kaum vernimmt er, daß auch Paganini anwesend ist, so beeilt er sich, ihn zu besuchen und fordert ihn dringend auf, ein Doppelkonzert mit ihm zu geben. Paganini nimmt es an. In der Probe hütet sich der boshafte Genueser sehr wohl, alle seine Mittel zu verrathen; kaum deutet er die Phrasen an, so daß er sich des Erfolges gewiß hält. Das Publicum kann den Augenblick nicht erwarten, dem Sieger den Preis zuzuerkennen. Lafond spielt zuerst, und die Versammlung bezeigt ihre Zufriedenheit; jetzt aber kommt die Reihe an Paganini, und nun wird das Entzücken allgemein; es ist nicht mehr dies anmuthige Spiel — was er hierin leistet, hält Vergleichungen aus — es ist eine Macht des Bogens, die emporhebt und bezaubert. Paganini spielte in Doppelgriffen, was sein Gegner sich glücklich schätzte, durch einfache zu erreichen; gewisse Gänge, welche dieser in Zehnteln ausgeführt hatte, wiederholt er in Vierzehn- und Sechszehntheilen. Endlich ist seine Ausführung so dahinbrausend, daß Lafond von

diesem Augenblick nicht länger daran zweifelte, der kühne Genueſe werde das Unmögliche möglich machen. Es überließ ſeinem Gegner das Feld und verzichtete auf Italien."

Nur in Palermo auf der Inſel Sizilien — es ſcheint der Mühe werth zu ſeyn, dies als ein curiosum anzumerken — hatte ſein Bogen keine Gewalt über die Menſchen. In Rom deſto mehr; der Pabſt ernannte ihn zum Ritter vom goldnen Sporn, und zwar nicht lange vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland, doch wie es in der päbſtlichen Breve verlautet, auf ein vorhergegangenes Geſuch von ſeiner Seite.

Es iſt eben hingeworfen, daß unſer muſikaliſcher Odyſſeus ſeit der Trennung von ſeinem Vater, manches kleine Abentheuer beſtand, und wir dürfen wol nicht erſt für unſre Leſer, und am allerwenigſten für den Theil derſelben, welcher einige Blicke in Caſanovas Memoiren geworfen hat, die Bemerkung hinzufügen, daß unter den Abentheuern eines Italieners, und nun gar eines italieniſchen Virtuoſen, der von Stadt zu Stadt reiſend, ſich ſeinem Stern und ſeinem Genius überläßt, den erſten Rang derjenigen einnehmen, welche der Franzoſe galante nennt. Ja, meine Damen, dieſer Cavaliere dello speron d'oro, dieſer Paganini, der ſo ſchwarz und düſter ausſieht, wenn er, von ihren goldnen Lorgnetten und Operngucken fixirt, vor dem hell beleuchtetem Orcheſter ſteht, der iſt und war vom Theater und in ſeinem Privatleben nichts weniger, als ein Myſtikus, ein Sauertopf, ein Geiſterbeſchwörer, ſondern ein heitrer liebenswürdiger Menſch und ein leidenſchaftlicher Anbeter eures Geſchlechts. Und ſo düſter er ausſieht, fürchtet euch vor dem düſtern Mann nicht, es iſt nur eine alberne Märchen-Allongenperücke, die um ſeinen Kopf hängt. Leſ't dieſe Blätter bis zu Ende, oder werft einſtweilen einen Blick auf das erſte Blatt, und auf des Künſtlers lächelndes, edles, genieſchönes Geſicht und denkt euch, das iſt der Paganini von heut und geſtern, der Paganini, wie er für gewöhnlich ausſieht, wie er in ſeiner Heimath und ſeiner Jugend ſcherzte, liebte und lachte, wie er in den Loggie degli Uffizi fröhlich in die Saiten der

Guitarre greift, und wie er in Deutschland Kaffe trinkt und sein Söhnchen Achilleo auf den Schooß nimmt und zärtlich seine Wangen liebkost. Betrachten sie ihn genau, meine Damen; vielleicht bedeutet gar der satyrisch-ironische Zug um seine Lippen eine kleine Spötterei über die entsetzliche Furcht und Fabelangst, die sie vor ihm empfinden, oder, was ich für meine Person noch eher glaube, einen Anflug leichter Mouquerie über das Begehren der deutschen Journalisten, er solle und müsse nun einmal ein erbärmlich zerrissener Mensch seyn, und jene schauerliche, gemüthssaure, melancholische Genialität haben, die nur im nordischen Nebellande gedeiht, und von der ein Italiener kaum eine poetische Ahnung hat. Auch verweise ich Sie, meine Damen, rücksichtlich der furchtbaren G-Saite — deren bloßer Anblick ihre leichterregte Phantasie auf schreckliche Nebenwege, auf die Galeeren bringt — und rücksichtlich der Hexengallopade, die Paganini oben am Steg und gleichsam über der Teufelsbrücke seiner Geige aufführt — ein Stückchen, wobei ihnen immer die Gänsehaut überlief — auf das Folgende. Kurz, sie werden sehen und gleich hören, und hören es schon, daß der berühmte Genueſe sich nicht dem Teufel, sondern ihnen verschrieben und in die Arme geworfen hat.

Es ist nichts in Paganini's Leben, was man ein großes Unglück nennen könnte, vielmehr ist sein Leben nur Genuß, der höchste Genuß, den ein Mensch haben kann, vielen Tausenden zu gefallen, und den glänzenden Ruf vor seinem Namen vorhergehen zu sehen, der von Stadt zu Stadt fliegt.

Ruhm, Lorbeer, Künstler, Frauen, man kennt sie. Die deutschen Frauen stimmen darin mit den italienischen und allen übrigen Frauen der alten und neuen Welt überein, daß sie bei'm Duft der Lorbeerblätter, die um eines ihnen entgegentretenden, oder mit ihnen spazierengehenden, oder in ihrer Nähe sitzenden Mannes Schläfe grünen, etwas sonderbares fühlen, demgemäß sie sich nach Gelegenheit leicht in den Mann verlieben können, falls derselbe — was mitunter der Fall ist, und den Zauber total aufhebt — falls derselbe keine Nachtmütze über dem Lorbeerkranz sitzen hat, oder

mit andern Worten, ſelbſt eine iſt. Mag es nun der Fall ſeyn, daß die Deutſche viel häufiger den fatalen Mützenquaſt mit ſeiner weißen, nüchternen Proſaholländerphyſiognomie durch die grünen Blätter am Kopfe berühmter Männer hindurchſchimmern ſieht, oder übt der Geruchszauber überhaupt nur eine ſchwächere Gewalt über ihre Nerven aus, genug, ſoviel bleibt gewiß, daß Lorbeer und Myrthe in keinem Lande, am wenigſten in Deutſchland, ſich ſo alltäglich zu einem verſchwiſterten Kranze vereinen, und gleichſam wie durchtriebene Schelme ſich auf einander verſtehn, wie im Vaterlande des Taſſo und unſeres genueſiſchen Troubadours.

Der düſtere Ritter könnte uns viel davon erzählen; er könnte uns, wenn er nur wollte, mit den artigſten Novellen im Geſchmack des Decamerone beſchenken, er könnte — er könnte, ruft der Leſer mir ſpöttiſch unwillig nach, er könnte, aber er hat's nicht gethan, und darum ſchweig und mache uns den Mund nicht wäſſrigt! Doch, lieber Leſer, er hat's gethan! Wir beſitzen von ihm ein Paar heitre, muthwillige Novellenklänge, ein Paar flüchtige Striche und Paſſagen auf der G-Saite ſeines Lebens, die man nicht hören kann, ohne ſich daran zu ergötzen. Beſonders hat die eine Anekdote einen ſo luſtigen humoriſtiſchen Bogenſtrich, daß ich nicht ohne Grund vorausſetze, es geſchehe durch ihre Mittheilung dem Leſer ein wahrer Gefallen. Wohlan, hier iſt ſie; doch ein Wort für ſie vorauf. Als Paganini ſich 1828 in Prag aufhielt, befand er ſich eines Tages in Geſellſchaft anderer Italiener, eines Mandoliniſten aus Neapel, eines Poeten, eines Profeſſors der Muſik u. ſ. w., die in aufgeregter Laune, unter Scherzen und Muſik eine Liedertafel hielten, und ſich hinterher an den Tiſch ſetzten und Riſotto aßen. Im Geſpräch kam man unter andern auf die ſeltſamen Zufälle, gewiſſe nähere Lebensverhältniſſe anzuknüpfen, und Paganini ſchlug vor, ſeinen Freunden und Landsleuten, deren Phantaſie ohnehin im ſchönen Italien umherſtreifte, die Erzählung zum Beſten zu geben, auf welche Weiſe er in Italien die Bekanntſchaft einer ſehr von ihm geliebten Dame machte. Die Italiener

verfolgten ihre Arbeit im Zerkäuen des Risotto, und waren ganz Ohr *).

Ich befand mich, also begann Paganini, in Mailand, und zwar in der übelsten Laune, und nicht eben bei der besten Gesundheit; keine Art von Vergnügen hatte Interesse für mich. Mein Herz war leer, und aus dieser Leere entstand meine Melancholie. Eines Tages begegnete ich einem Freunde, der mir sagte, die schöne Rosina, meine Landsmännin, sey zu Mailand angekommen. Das Blut kochte mir, wie ich dies vernahm; meine Nerven wurden erschüttert und von der trägsten Existenz ging ich augenblicklich in die regsamste über. Wo wohnt sie? „Ich weiß es nicht, aber heut' nach Tische sollst du's erfahren, und zwar im Caffé ele Servi, wo ich dich treffen will!" Wir trennten uns. Die Zeit währte ewig, sie wollte nicht verschwinden; ich ging hin und her, eilte von Caffé zu Caffé, von Corso zu Corso. Nach Tische wollte ich schlafen, aber Rosina ließ mich die Augen nicht schließen. Ich kannte und liebte sie schon längst, und gerade in der Zeit, wo ich der Liebe so sehr bedurfte, kam sie, die Schöne, die Graziöse, nach Mailand, und versprach mir den lang-entbehrten Trost. Wie konnte ich auch schlafen, ich hatte mein nahes Glück stets vor Augen. Ich betrat abermals das Kaffeehaus, und noch war mein Freund nicht da. Aus Langeweile, ja aus Verzweiflung spielte ich Billard, trank Kaffee über Kaffee, sah auf meine Uhr und die des Gastzimmers, ja auf alle Uhren der Anwesenden, und so endlich ging oder schlich die Zeit vorüber und der Freund trat ein. Mitten in der Parthie verließ ich das Spiel und eilte ihm entgegen. Wo wohnt sie? „Hier, Contrada della Passarella." In welcher Nummer? „O, das weiß ich nicht." In welchem Stock? „Im zweiten." Addio!

Nun war ich auf der Gasse! Ich eile von Haus zu Haus, suche und suche wieder, aber Rosina ist nicht zu finden. Schon

*) Diese Erzählung verdanken wir dem Herrn Professor Giovanni Bordigiani, der sie mit angehört und hinterher vortrefflich abgefaßt hat. Z. Schottky BB.

quält mich die Unruhe, ich verzweifle schon halb und halb, sie zu entdecken, die Zeit war verflossen; ich hatte die ganze Gasse schon durchstreift, stand aber endlich vor einem Hause, das ich, wie ich mich besann, noch nicht besucht hatte. Neue Hoffnung, neuen Muth. Ich eile in den zweiten Stock hinauf und klopfe an die Thür. Niemand antwortet; ich versuche zu öffnen, und befinde mich in einem Vorzimmer. Mehrmals wiederhole ich: si puole? (ist es erlaubt). Alles still und ich trete vor; im zweiten Zimmer seh ich wieder nichts, und öffne ganz leise ein drittes, das halb dunkel ist. Sollte ich vorschreiten? Ich war schon im Begriff, umzukehren, als ich eine etwas matte Stimme vernahm. Wär's eine männliche gewesen, so hätte mich nichts vom Rückzug aufgehalten, aber es war eine Damenstimme und noch dazu klang sie jung und frisch. In einem mit Vorhängen halb bedeckten Bette lag eine schöne Frau, die mich fragte, „ob ich der Doktor sey?" Ich bejahete es, ermuthigte mich und trat näher. Jetzt richtete ich die gewöhnlichen Fragen der Aerzte an meine Patientin, fühlte ihr den Puls und that überhaupt mein Mögliches, um die rasch übernommene Rolle gut durchzuspielen. Ihre schöne Hand ruhte in der meinigen, ich drückte diese Hand immer inniger, wußte es aber nicht, bis die Dame mich schärfer ins Auge faßte und ausrief, indem sie ihre Hand zurückzog: „ich wußte nicht, daß nunmehr Herr Paganini auch ein Doktor ist!" Da ich mich erkannt sah, ihr jedoch die wahre Ursache meines Kommens nicht verrathen wollte, betheuerte ich: daß ich meine Maske wohl für Unrecht, ja für sträflich halte, daß ich sie, die Schöne, aber irgendwo gesehen, und gleich heftig liebgewonnen, daß mich nur wahre Leidenschaft zu diesem Streich verleitet, daß — ich war im Begriff, ihr noch mehr zu eröffnen, als ich hinter mir einen Jemand eintreten hörte. Die liebenswürdige Dame ließ schnell meine Hand wieder fahren, und ich trat einige Schritte zurück. Ein alter Herr nahte sich, blieb stehn, fixirte mich und fragte die Kranke, ob ich der Signor Dottore sey? Auf die bejahende Antwort bat mich der gute Mann, Platz zu nehmen; auch er setzte sich, und begann mich

nun auszufragen, was ich von der Kranken, oder vielmehr von ihrer Krankheit dächte? Meine Verlegenheit kann sich jeder leicht vorstellen! Ich, der ich nichts von Medizin verstehe, außer was eine trübe Erfahrung in späteren Jahren mich gegen meinen Wunsch davon erfahren ließ, ich fand mich nun in einem Tête—á—Tête mit einem Menschen, der an Krankheit und Tod glaubte, unzählige Rezepte im Kopf hatte, lateinische und griechische Worte vorbrachte und selbst so sprach, wie ein eingeweihter Arzt. Natürlich ließ ich stets nur ihn reden, nickte bloß bejahend mit dem Kopf, und gab ihm in allen Fällen Recht. Aber endlich sollte es doch zu irgend einem Schlusse kommen. Schon lag das Papier zum Rezept bereit, und der Inquirent griff bereits zur Brille, um zu sehen, was ich verordnen würde. Ich, um mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, sagte endlich: „das Beste ist, die Natur wirken zu lassen, und sollte das Uebel morgen nicht gewichen seyn, dann wollen wir unsere Zuflucht zur Kunst nehmen!" Kaum hört dies der Alte, so fiel er mir beinahe um den Hals und rief: „ja, dies ist die beste Methode, ich liebe es gar nicht, wenn einer gleich Rezepte verschreibt, der gute Arzt wird vorher erst die Krankheit und insonderheit die eigentliche Gemüthsart und die Neigungen seines Patienten recht gründlich zu erforschen suchen! — Dann folgten neue Komplimente und neue Bitten, mich zu setzen. Ich war in der Hölle und fürchtete, einen meiner Bekannten zu sehn, ja, was noch ärger gewesen, gar die Ankunft des Doktors zu beleben. Um meine Qualen auf's Höchste zu steigern, begann nun der Alte ein langsam sich fortschleppendes Gespräch über seine eigenen Uebel. Da endlich! um mich aus dieser peinlichen Lage zu reißen, da endlich schlug es sieben Uhr. — Schnell erhob ich mich; der Unermüdliche wollte noch die Beschreibung aller seiner zähen Uebel vollenden; wollte mir noch erzählen, wie man ihn ärztlich behandelt, und mich schließlich um meine Ansicht fragen; aber ich, mit dem Hut in der Hand, versicherte, daß eine sehr kranke Dame mich erwarte, und versprach, den nächsten Tag wieder zu kommen. Er bat mich, um 4 Uhr, nach Tische einzutreffen, da er den gan-

zen Vormittag außer'm Hause sei, und meine Gesellschaft doch gern genießen möchte. Gern sagte ich alles zu und hätte vielleicht die Schätze des großen Mogul versprochen, um nur los zu kommen; geschwind, geschwind drückte ich noch einmal den Puls meiner Kranken, wischte mir den Schweiß von der Stirn, und eilte davon. Beim Hinaustreten traf ich im Vorzimmer einen Bedienten. „Sind sie der Herr Doktor?" Allerdings! „Also haben sie das Billet erhalten, das ich für Sie in der Apotheke zurückließ?" Freilich! — Der Bediente öffnete die Thür, und ich eilte mit wahrer Freude und Behendigkeit die Stiege hinab, indem ich den Augenblick nicht erwarten konnte, meiner Doktorwürde enthoben, auf der Straße zu sein."

Er war freilich nicht Rosina, aber sie schien mir eben so schön, wie Rosina, und wirklich noch geistreicher, als sie! so sprach ich lachend vor mich hin, grade, als ich jenem Freunde begegnete, welcher mir die Ankunft der Landsmännin verkündigt hatte. „Nun, hast du sie gesehen?" Nein sie nicht, aber eine Andre, eine Andre — höre, ich muß dir eine außerordentliche Geschichte erzählen! „Nein, jetzt nicht, ich habe keine Zeit, ich soll zu einer kranken Dame!" Wo wohnt sie? — Er zeigte mit der Hand auf das Haus. Ich hielt ihn zurück: ein andrer Doktor war bereits da! „Was, ein andrer Doktor?" Ja, ich bin selbst der Arzt! „Du?" Komm, Du sollst alles hören. Wir traten in das Caffe delle Colonne, und hier, bei einer Semata (Mandelmilch) erzählte ich ihm den ganzen Hergang. „Was willst Du jetzt thun?" rief mein Freund. Morgen geh ich hin, war meine Antwort. Ist sie wohler, so trage ich die Ehre ihrer Genesung; geht's ihr schlecht, so hast du die beste Entschuldigung, schnell hinzueilen, und sie noch kränker zu machen! — Ich begleitete meinen Freund bis zu der Scalini del Duomo; er wünschte mir Glück zum folgenden Tag und verließ mich. Ich aber, nunmehr von aller üblen Laune befreit, begab mich auf den Corso di Porta Orientale, von da in die Giardini publici, und endlich ins Theater alla Scala.

Den folgenden Tag gegen 8 Uhr besucht ich meine Kranke. Sie war aufgestanden, und wollte, als sie mich sah, die Ernsthafte spielen. Ich aber sagte: da der Zufall mich einmal zu ihrem Arzt gemacht habe, so wolle ich nun nicht mehr auf diesen Ehrenplatz verzichten, weshalb sie es schon erlauben müsse, daß ich ihr den Puls fühlte. Zur glücklichen Minute trat der Bediente in's Zimmer, um keinen Verdacht auf mich und sich selbst zugleich werfen zu lassen. Täglich stattete ich ihr mehrere Besuche ab, und zwar grade dann, wenn der alte Schwätzer nicht zugegen war; die Kranke ward nach und nach geschmeidiger und sagte mir, wie sie mich schon in einem Hause zu Reggio gesehn, daß sie Wittwe sei, und ihr Vater sie, eines Prozesses wegen, nach Mailand begleitet habe. Mit der Gesundheit und der Jugendfrische kam die Liebe zugleich, und ich fühlte mich zum ersten und vielleicht zum letztenmal, dem Gott Aeskulap zum Dank verpflichtet!"

So weit der düstre Ritter, und ich denke, es ist ein artiges Geschichtchen; aber graulich — zumal hätte man dem Erzähler, Risottokäuend, wie der Poet und der Professor, am Tische gegenüber gesessen, und hätte gesehn, wie ihm dabei die weißblauen Teufelsflämmchen auf den schwarzen Haaren tanzten, und wie unheimlich er seine Lippen verzog, und wie düster sein Auge über den Risotto hinstarrte. Doch, das meint der Leser nicht, ich weiß es wohl; vielmehr wird er sich verwundert haben über die Laune und den guten Humor des genuesischen Troubadour, der an der Tafel so lustig spricht und in Konzerten wieder so ernst und traurig aussieht. Er selbst, der sich doch wol am besten kennen muß, gesteht, daß er allerdings beim Konzertspiel in sich gekehrter werde; (er charmirt nicht mit dem Publikum, er überläßt sich seinem Genius) daß er aber sonst eine heitre und aufgeräumte Natur in sich spüre. So sagen auch seine Freunde von ihm, daß er in gesellschaftlichem Kreise die Unterhaltung belebe, daß er die Kunst verstehe, den unbedeutendsten Mittheilungen derer, mit denen er spricht, ein gefälliges Ohr zu leihen, Anekdoten mit Witz und

Laune vorzutragen, und insbesondre die Kunst, den Damen auf seine Weise etwas Angenehmes zu sagen. Haben sie das geglaubt, meine Damen?

Es scheint sogar, daß Italiens Orpheus in seinen jungen Jahren mitunter, oder sogar nicht selten über die Schnur hieb. Der Schein ist groß — denn er sagt es selbst. Mit einer Offenheit hat er gegen seinen Biographen folgendes Selbstbekenntniß abgelegt: „Ich gestehe, daß meine Jugend keineswegs frei war von den Fehlern aller jungen Leute, die längere Zeit fast sclavisch erzogen, sich dann plötzlich jeder Bande los und ledig, und allein sich selbst überlassen fühlen und nun für lange Entbehrung Genuß auf Genuß zusammendrängen. Mein Talent fand von allen Seiten ausserordentliche, ja für einen jungen feurigen Mann zu große Anerkennung; das ungebundene Umherreisen, der Enthusiasmus, den fast jeder Italiener für die Kunst empfindet, ein genuesisches Blut, das ein klein wenig schneller zu strömen scheint, als das deutsche — alles dies, und so manches Andere der Art, ließ mich oft in Gesellschaften gerathen, die in der That nicht die besten waren. Ich muß es aufrichtig sagen, daß ich mehr als einmal in die Hände solcher Leute fiel, die weit fertiger und glücklicher spielten, als ich, aber freilich weder die Violine noch die Guitarre. Ich verlor oft an einem Abende die Frucht mehrerer Konzerte, und sah mich nicht selten durch Leichtsinn in Verlegenheiten, woraus mich nur die eigene Kunst wieder zu retten vermochte."

Glück in der Liebe und Glück im Spiel sind selten vereint; damit sich aber der Leser nicht unnöthig ängstige um Paganini, bemerken wir nur beiläufig, daß derselbe gegenwärtig mehr denn 40,000 Dukaten in der Londoner Bank stehen hat, woraus der Schluß zu ziehen, daß er in spätern Jahren und als Mann, der Göttin des Glücks, der in Italien mit gleicher Leidenschaftlichkeit wie der Göttin der Liebe geopfert wird, wenn überhaupt noch, was wir nicht wissen, auf jeden Fall aber mit Verstand und offenen Augen huldigte und huldigt.

Paganini war wol nicht immer unglücklich im Spiel und wol nicht allezeit glücklich in der Liebe; denn — er kennt ihren Schmerz, und daß er ihn kennt, weiß ich weder aus Büchern, noch vom Professor Schottky, sondern von Paganini selbst, und auch wieder nicht eigentlich aus seinem Munde, sondern von seinem zweiten Ich, von seiner besten Freundin, seiner unsterblichen Geliebten — seiner Geige. Die Geige hat mir sein Geheimniß in rührenden, himmlisch elegischen Klagetönen zugeflüstert — der dicke Professor Kugel saß grade vor mir, aber er verstand sie nicht, weil sie nicht lateinisch sprach.

„Aha!" hör' ich eine schöne Leserin ängstlich ausrufen — „aha! jetzt kommt die G-Saite, die schreckliche Galeerensclaven-G-Saite!"

Ja, jetzt kommt sie!

Früher hieß es — wenigstens unter Leuten von Verstand, die nicht gleich jedem wandernden Altweibermährchen in ihren Hirnkasten Logis und Kost anboten — man muß Schottky's versprochene Biographie erwarten, um hinter das Räthsel dieser G-Saite zu kommen; Schottky wird sein Urtheil und geschichtliche Dokumente liefern, er ist bekannt als ein rechtschaffener Mann und fleißiger Sammler; nach Erscheinung seines Werkes kann es nicht schwer fallen, das Gewicht der umherlaufenden bösen Geschichten auf der historischen Wage zu prüfen.

Schottky's Biographie ist erschienen, und — doch ich will eben so ehrlich verfahren, wie er selbst, zumal, da die Punkte, worauf es hier ankommt, doch eigentlich nicht mit Händen zu greifen sind, und der Ausschlag auf der Wage am Ende doch einem schönen Gefühl in uns anheim zu fallen scheint, das sich selbst ehrt, indem es Andre und zumal große Talente achtet; mit einem Wort, Paganini ist es selbst, der sich unter Freunden wie öffentlich, für seine Unschuld und wider jene dunklen Gerüchte erklärt; und wenn es auch nicht an Verstandesgründen und höchstwahrscheinlichen Folgerungen aus gewissen Thatsachen fehlt, um seine Aussage zu unterstützen, vermögen denn Verstandesgründe

und die beſten Schlüſſe in barbara celarent etwas auf das Herz und den Glauben der Menſchen, die ſich nun einmal aus einem kleinlichen und liebloſen Mißtrauen nicht in die ſchönere Region des Vertrauens erheben können? — Zunächſt möge ſich der Leſer die mancherlei Erzählungen überſehen, womit man ſich in Italien, Deutſchland, Frankreich über Paganini herumträgt. Schon vor 10—12 Jahren ſprach man diesſeits der Alpen das ſeltſamſte Zeug von ihm; daſſelbe, doch damals weniger laut und allgemein, was man jetzt von ihm ſpricht. Hier iſt es:

Er ſchmachtete in den Kerkern der Inquiſition — lebte, wie Salvator Roſa, unter Räubern — ward als Carbonaro verhaftet — tödtete einen Menſchen im Duell — hat ſeine Frau erſtochen oder vergiftet — nein, ſeine Geliebte erſtochen, — ſeine Geliebte nur angeſtochen und verwundet — ſaß im Gefängniß zu Mailand, nach Andern zu Verona, nach Andern zu Genua, nach Andern zu Mantua, nach Andern ſogar irgendwo in Süddeutſchland. —

Man denke ſich dieſe Farben auf der Phantaſiepalette eines Dichters: er miſcht noch allenfalls dieſe oder jene hinzu, ein blaues Wunder, eine aſchgraue Möglichkeit, z. B. die Geſchichte, die in engliſchen Blättern ſteht, er habe in Mailand vier Geliebte auf einmal unterhalten, und ſei mit dieſen vier Geliebten in einem Wagen — vielleicht auch mit vier Pferden — ſpazieren gefahren, welches abentheuerliche und pittoreske Gemälde könnte der Dichter mit Hülfe ſolcher Farben entwerfen!

Paganini's Freunde wollen behaupten, daß er ſelbſt zu manchen von dieſen und andern Anecdoten — es giebt unzählige über ihn — die Veranlaſſung gegeben, indem er ſich darin gefiel, verſchiedene Abentheuer zu erfinden, um entweder das Geſpräch zu beleben, oder um ſeine oft zu leichtgläubigen Reiſegefährten in Staunen und Furcht zu ſetzen. So weiß der Eine z. B. daß er ſich einmal auf der Reiſe gegen ſeinen reichen aber bornirten Gefährten für einen gewiſſen berüchtigten Straßenräuber ausgab, welcher damals die Romagna unſicher machte. Der arme Schlucker zitterte natürlich wie ein Espenlaub bei ſolchen Bekenntniſſen;

ihm war, als fühlte er schon das Messer an der Kehle, er hatte kaum den Muth, mit den Augen zu blinken, und der muthwillige Tonkünstler ließ ihn eine geraume Zeit zwischen Himmel und Hölle schweben.

Die Sache hört sich nicht übel an, und diese Notiz über Paganini's Laune im Mystificiren, scheint hinlänglich sicher zu seyn, um den Ursprung mancher Paganini-Anecdote, z. B. seines Räuberlebens darauf zurückführen zu dürfen. Wem ist nicht bekannt, daß überall die meisten Wunder und Sagen von mystificirten Leuten ausgehn, und ausgegangen sind, so lange die Welt steht.

So buntscheckig und verschiedenartig die Paganini-Anecdoten aussehen, sie verlaufen sich zuletzt fast alle hinter die eisernen Thüren eines Gefängnisses. Man zeigt sogar in Italien den Kerker, „worin Paganini saß;" ob in Mantua, oder Genua, oder in Verona, oder in Mailand, weiß ich nicht zu sagen. Bekanntlich zeigt man in Italien sehr viel, so die Loretokapelle, worin die heil. Jungfrau wohnte, und ein italienischer Cicerone, der Reisende in seiner Stadt umherführt, glaubt um so lieber an die Merkwürdigkeiten, die er zeigt, weil der Glaube ihn gar nichts, den Fremden aber ein Trinkgeld kostet. — Dito, es wird von einem Officier gesprochen, der Leute unter seiner Compagnie haben will, welche den Paganini in seinem Gefängniß bewacht haben wollen.

Man hat aber gesehen, daß bald Paganini's Frau, bald seine Geliebte die so wenig beneidenswerthe tragische Rolle im Leben des Helden übernehmen muß. Paganini hat nie eine Frau gehabt, er war nie verheirathet. Es wird also die Geliebte seyn.

Ein Mann in Modena, an den sich Professor Schottky gewandt hatte, um bei ihm Erkundigungen über die Quelle des Gerüchts einzuziehen, schreibt: „Paganini hatte in seiner Jugend die Fehler der geringen Erfahrung, d. h. er liebte das Spiel und das schöne Geschlecht, und sehr oft gab er sich auch Freunden

hin, die eben nicht für Tugendmuster gelten konnten. Indem er sich in Gesellschaft des Marchese P. in dem Hause einer Dame befand, die selbst noch ziemlich jung, eine sehr schöne Tochter hatte, fing sein Herz für die letztere Feuer, im selben Augenblick als sein Freund für die Mutter entbrannte. Sie verließen das Haus; auf dem Rückwege jedoch gestanden sie sich gegenseitig ihre Leidenschaft, und beide hielten die Gast und Artigkeit, mit welcher die Damen sie empfangen, für untrügliche Merkzeichen der Liebe. Von dieser Täuschung erhitzt, kehrten sie zurück, und dieser Wahn, ihre Neigung erwiedert zu sehen, ließ sie den Damen ihre Liebeserklärung auf keine zu zarte Weise machen. Die Beleidigten wurden klagbar, verlangten Genugthuung und die Liebhaber, so sagt man, wurden mit leichtem Gefängniß bestraft. Der Marchese fand seine Freiheit nach einigen Wochen wieder; aber Paganini blieb, wie es heißt, ein Vierteljahr eingesperrt, weil er weit kühner gewesen, als jener.

Ich führe dies Geschichtchen, in dem, wie man sieht, noch nichts von Gift und Dolch vorkommt, sondern nur von einer beleidigten Geliebten, in der Absicht an, den Leser darauf aufmerksam zu machen, wie leicht das Gerücht von einer beleidigten Geliebten, in Italien, wo die Spitze des Dolches so schnell hinter den Beleidigungen zum Vorschein kommt, zu einer Erdolchung oder Andolchung seiner Geliebten Veranlassung gegeben haben mag. Uebrigens muß man es dahin gestellt seyn lassen, ob und wie viel an der ganzen Geschichte wahr ist.

Eine Dame, welche auf längere Zeit Paganinis Umgang genoß, obwol sich das Verhältniß nicht freundlich auflöste, machte dem Professor Schottky folgende Eröffnungen, nachdem sie im Gespräch auf Paganini's angebliche Verhaftung gekommen waren. Sie betheuerte, nichts als Wahrheit zu sprechen. „Allerdings, sagte sie, befand sich Paganini im Gefängnisse und zwar in Mantua, und mein Bruder ließ sich selbst in jene Gemächer führen, worin der Tonkünstler gefangen saß, und zwar nachstehender Ursache willen. Er liebte eine Italienerin,

deren Portrait ich selbst in Händen hatte, und welche man für die größte damalige Schönheit Italiens ausgab, wie ihr Bildniß auch zur Genüge verrieth. Nach Paganini's eigener, an mich gerichteten Versicherung, war er in diese Dame bis zum Wahnsinn verliebt. „Ihrentwegen, rief er aus, hatt' ich damals allen Verstand fast gänzlich verloren; ihre Eltern wollten unsre Verbindung nicht zugeben, sie hatten sie mir entrissen; doch ich reiste nach, entführte sie wieder und fand mein Lebensglück allein in ihr.

„Sie rief mir zu, daß nur durch meine Liebe
In ihrem Herzen Leben sey;
Und elend wär's, und eine Wüstenei,
Wofern mein Herz nicht ihrem Herzen bliebe!"

Bei diesen Worten seufzte er, und wurde ganz tiefsinnig; wir saßen bei Tisch, aber er hatte allen Appetit verloren. Thränen traten ihm in die Augen, was ihm sonst nie geschieht. „Doch — fuhr sie fort — um wieder auf die Geschichte zu kommen!" Mein Bruder befand sich damals grade in Mantua, mußte die Stadt aber einiger Geschäfte wegen auf sechs Wochen verlassen; bei seiner Rückkehr war Paganini bereits verhaftet, und man erzählte: der Künstler habe seine angebetete Geliebte untreu gefunden, und im heftigsten Anfall von Eifersucht, der sich bis zum Wahnsinn gesteigert, unglücklicher Weise ein Messer in die Hand bekommen und — der Schuldigen einen Stich beigebracht, an dessen Folgen sie gestorben sei." So die Dame!

Warm und schön ruft hier Schottky aus, indem er seine Phantasie bloß auf das von der Freundin Paganini's Erzählte richtet:

Wer hebt den Stein gegen ihn auf? — Man muß gefühlt, man muß feurig selbst gefühlt haben, und die Natur eines Italieners kennen, um das damalige Uebermaaß von Leiden nur einigermaßen ahnen zu können, was sich nach einer solchen schreckenvollen That des übersprudelnden Blutes, auf des Schuldigen Haupt herabsenkte — falls sie keine Erfindung ist! Wie so wahr wird doch in Italien und zwar in jenem Theile des sonst herrlichen

Landes, der wie Genua die rachedürstende Insel Korsika in der Nähe hat — wie wahr wird dort, was Gotter ruft:

Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt,
Wenn dein Dolch, getränkt mit Gifte,
Rastlos in dem Busen wühlt,
Und kein Wort, kein Wort des Trostes
Deiner Marter Gluthen kühlt!

„Der richterliche Spruch" — begann die Erzählerin aufs neue — „war bald gefällt; Paganini sah sich zu langwieriger Gefangenschaft verdammt; er hörte jedoch das Urtheil ruhig an, hielt es für gerecht, und ermüdete nicht, von dem Mädchen zu schwärmen, das kurze Zeit seine Wonne gewesen, um ihm lebenslänglichen Gram zu bereiten. Keine andre Gunst suchte er bei der Behörde nach, als ihm zu gestatten, die Violine als Trösterin in seine Einsamkeit mitzunehmen. Man fand es bedenklich, da mehrere Saiten allerdings als Mittel zum Selbstmorde dienen können; gab ihm jedoch die kürzeste, nemlich die G-Saite, wodurch alle Gefahr verhütet schien*). Paganini's einzige Zuflucht blieb jetzt die Violine, bei welcher er noch zuweilen seinen Kummer vergaß; er spielte fast unaufhörlich, und erlangte allmälig eine solche Sicherheit im richtigen Treffen aller Töne des zarteſten Flageolets, wie dies vor ihm Niemand bewerkſtelligt hatte. Der Gouverneur vernahm das Gerücht seiner unerhörten Kunstfertigkeit, und ließ ihn vor sich und mehreren Zuhörern spielen. Er rührte die Anwesenden bis zu Thränen, indem er eine schmelzende Kerkerklage auf der G-Saite anstimmte. Der Gouverneur ließ ihm jetzt eine vollständige Violine reichen, und ergötzte mit Vergnügen die Gelegenheit, sich für ihn bei Napoleon zu verwen-

*) Hier giebt es Varianten. Einige lassen die 3 Saiten der Violine von seinem Spiel abschleifen oder springen; andre behaupten, man habe ihm tückisch die 3 Saiten abgeschnitten, ohne die vierte, mit Draht umwundene, also die G-Saite, mit dem Messer abkappen zu können.

den, der damals seine oberitalienischen Staaten bereiste. Napoleon hörte ihn und begnadigte ihn, und Paganini erhielt später eine Anstellung am Hofe von Lukka. (Andre lassen den Marschall Duroc — aber nicht in Mantua, sondern in einer süddeutschen Festung, wo Paganini als Demagoge, als Spion, als Verbrecher aus Liebe, aus irgend einer Ursache gesessen haben soll — sich für ihn bei Napoleon verwenden, der ihm die Freiheit gab mit den Worten: „man muß den Kerl laufen lassen!")

Obige Erzählung theilte Schottky mündlich dem Künstler mit. Er fand daran großes Vergnügen, was sich noch steigerte, als Schottky auf die rührende Anecdote von dem Portrait der mantuanischen Geliebten kam, welches di redselige Dame so entzückend schön gefunden haben wollte. Paganini lachte aus vollem Halse, schlug vor innerm Vergnügen in die Hände und rief aus: „Warten sie einen Augenblick, Sie sollen die Bilder meiner ehemaligen Geliebten sehen, von welcher die gute Frau sprach, und welche ich ihr — freilich war der Scherz etwas boshaft — zu zeigen mich beehrte." Er schloß seinen Violinkasten auf (die Leserin möchte auch wol mit hinein gucken?) und nahm ein feines Miniaturgemälde heraus. „Hier, rief er lachend aus, hier sehn Sie die drei Schönheiten des Paris, die mich zu Thränen gerührt und mir allen Appetit verdorben haben! Vergessen Sie ja nicht, die charmante Geschichte der Nachwelt zu überliefern; so was darf nicht verloren gehn, es wäre jammerschade, die Leser um die romantische Historie der redseligen Donna bringen zu wollen, welche die Erzählerin einer heutigen „„Tausend und einer Nacht"" zu seyn verdient!" —

In der That hat die obige Erzählung der Dame ganz den Anstrich der Klatscherei. Schon das: „um wieder auf die Geschichte zu kommen," erinnert an die Caffeschwester. Dann ist es verdächtig, daß sie einen Mann, den nie leidenschaftliches, heftiges Gefühl ergreift, unter Thränen Verse recitiren läßt; ferner, daß durch ihre Erzählung das sichtbare Bestreben geht, die eigenen Mittheilungen des Paganini unvermerkt in die

Stadtgerüchte mit einlaufen zu laſſen. Man erinnere ſich aber vor allen Dingen, daß eine Italienerin (wahrſcheinlich eine junge Künſtlerin, Sängerin) ſpricht, welche ſich im Böſen von Paganini getrennt hat.

Nun hören wir den Künſtler ſelbſt!

Paganini hat bei ſeiner Anweſenheit in Wien, auf Veranlaſſung eines Artikels in der Wiener Theaterzeitung, worin man eine verfängliche Redensart über des Künſtlers früheres Leben lieſt, in deutſcher und italieniſcher Sprache eine öffentliche Erklärung in den öſterreichiſchen Beobachter, wie in die Wiener Zeitſchrift und in die Wiener Theaterzeitung einrücken laſſen, wörtlich wie folgt:

„Indem Unterzeichneter dem Verfaſſer des Artikels in der Theaterzeitung vom 5. d. M. über ſein erſtes, von Wiens gebildetem und höchſt achtungswerthem Publikum gegebenes Concert ſeinen Dank abſtattet, glaubt er ſich zugleich verbunden, dieſes Publikum über einen Ausdruck aufklären zu müſſen, welcher in jenem Artikel vorkömmt, und leicht auf leere, höchſt fälſchlicher Weiſe verbreitete Gerüchte bezogen werden könnte, deren Urſprung nicht bekannt iſt. Er muß daher zu ſeiner eigenen Ehre, und der Wahrheit gemäß hiemit verſichern, daß er zu keiner Zeit und unter keiner Regierung, welche es auch ſey, je gezwungen geweſen, aus was immer für einem Grunde, anders zu leben, als einem freien, geachteten, die Geſetze getreulich befolgenden Bürger zukömmt. Dieſes werden, wo es nöthig iſt, alle Behörden beſtätigen, unter deren Schutz er mit Ehre ſich und ſeiner Familie und jener Kunſt lebte, in welcher er jetzt das Glück hat, ſich dem eben ſo kunſtverſtändigen als nachſichtigen Publikum Wiens, zu zeigen, dem erſten, vor dem er, ſeit er Italien verließ, zu ſpielen die Ehre hatte.“

Wien, den 10. April 1828.

Nicolaus Paganini.

Kann ich, wenn ich einen Mord begangen, wenn die Gerechtigkeit mich bei'm Flügel gehabt hat, so unverwunden, laut und öffentlich meine Unschuld zu betheuern wagen? Und Paganini — der weltbekannte Künstler, um den es Manchen schon lohnt, auf seine Kosten ein Verräther zu werden — in der Hauptstadt Oesterreichs, der Beherrscherin Oberitaliens, in Wien, einen Katzensprung entfernt von Mantua, Mailand, und wo täglich Posten einlaufen von allen den Orten, in welche man sein Gefängniß verlegt, — was müßte der Mensch für eine Stirn haben, oder wie dumm müßte er seyn, der an ein Publikum, das sein Talent vergöttert, eine Erklärung zu richten wagt, die ihn in vierzehn Tagen zum verächtlichsten Lügner kann herabsinken lassen,

Das sind Gründe für Paganini's Unschuld, die sowol der Verstand als das Herz billigt; aber sie schliessen einmal bei Allen das Aber nicht aus, und Paganini hat zu viel von dieser seiner öffentlichen Erklärung erwartet, wenn er gehofft und gesagt hat: sie werde der Lüge ein Schloß vor den Mund legen.

Ein Hauptgrund für das hartnäckige Festhalten des Publikums an den für Paganini's bürgerliche Ehre nachtheiligen Gerüchten liegt — ausser dem düstern Portrait, das ihm überall, wie ein finsterer Schatten vorauseilt — in der an's Zauberhafte gränzenden Kunstfertigkeit seines Spiels. Selbst manche Kenner der Violine rufen geradezu aus: das Erzählte muß schon aus dem Grunde mehr als bloße Sage seyn, weil durchaus ein jahrelanges, einsames, von der Welt und ihren Zerstreuungen völlig abgezogenes Leben dazu gehört, um solche Schwierigkeiten zu überwinden, wie Paganini es versteht. Und — setzen sie hinzu — wer das Treiben eines Italieners, man möchte sagen, jedes Musikers von einigem Rufe kennt, der weiß es auch, daß ihre Lebensweise ihnen durchaus nicht so viel Muße gönnt, um eines Instrumentes in dem Grade Herr zu werden, wie man es bei Paganini anstaunen muß.

Paganini — sagt der Hofrath Wendt — (Zeitung für die elefante Welt, 1829. No. 203.) schloß den unvergeßlichen Abend mit den Variationen über das Thema: „Mich fliehen alle Freuden.“ Variationen eignen sich an und für sich mehr zu Spielen der Kunstfertigkeit, und diese ließ hier der Künstler im höchsten Grade bewundern. Für mich hatte die Sache noch eine andere Bedeutung. Wenn, stelle ich mir vor, einem Manne, welchen die geheime Gewalt der Natur mit einem Saitenspiel verbunden, wie den Seidenwurm mit dem Blatte, auf welchem er sein köstliches Gewebe spinnt, alles andere genommen würde, ausser dieses einzig geliebte Saitenspiel; wenn er in finsterer Einsamkeit schmachten müßte, wo seine Seele zu ihm spräche und in der freudelosen Gegenwart nur die glückliche Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft um so heller in ihm aufstiegen, und er griffe nun mit der Macht des Genius in seine Saiten, und versammelte die Geister der Töne um sich her; er blickte schweigend in sein Inneres, und gäbe sich selbst, oder vielmehr den Geist in ihm, die Antwort auf alle seine Fragen — er könnte nichts anderes hervorbringen, als Paganini hier hervorbringt. Er klagt über die verlorenen Freuden, und in der Klage selbst erstehen sie ihm wieder, und die ätherischen Gestalten, die ihn umgaukeln, verkünden ihm, daß die Tonwelt das Freudenreich ist, das ihm die Natur zu Trost und Glück verliehen. Immer bunter wird das Gewimmel der Geister, die sich um ihn her drängen. Der lauschende Zuhörer traut kaum seinen Sinnen; er glaubt nicht, daß der Meister sich allein mit sich selbst bespreche, und er erkennt mit Entzücken, mit welchem Zauber die Grazien ihre Lieblinge umgeben.“

Und was sagt Paganini dazu? Wie erklärt er sein Spiel auf der G-Saite?

Man höre, und man wird sich angenehm überrascht finden:

„Ich hatte — so erzählt er seinem Freund, dem Professor Schottky — „ich hatte zu Lukka jedesmal die Oper zu dirigiren, wenn die regierende Familie das Theater besuchte; ich spielte

jede Woche dreimal bei Hofe und veranstaltete alle vierzehn Tage in den Hofzirkeln ein großes Concert, dem aber die regierende Fürstin Elisa Baciochi, Prinzessin von Lukka und Piombino, Napoleons geliebteste Schwester, nicht jedesmal beiwohnte, oder welches sie nicht immer bis zum Schluß aushörte, weil die Flageolet-Töne meiner Violine ihre Nerven zu sehr erschütterten. Dagegen aber fehlte niemals eine andre liebenswürdige Dame (er nannte sie) welche sich, so wähnte ich wenigstens *), zu mir hingezogen fühlte, während ich sie schon längst bewunderte. Unsere gegenseitige Neigung befestigte sich allmälig immer mehr: sie mußte aber verborgen gehalten werden, und gewann dadurch an Innigkeit und interessanten Beziehungen. Eines Tages versprach ich ihr, sie durch einen musikalischen Scherz zu überraschen, der auf unser Verhältniß Bezug haben soll." zugleich kündigte ich bei Hofe eine komische Neuigkeit an, der ich den Titel „Liebesscene gab." Man war auf die sonderbare Erscheinung sehr gespannt, bis ich endlich mit der Violine erschien, welcher ich die beiden mittleren Saiten genommen hatte, so daß nur E und G geblieben waren. Die erste Saite ließ ich das Mädchen, die zweite den Mann repräsentiren, und begann nun eine Art Dialog vorzutragen, worin die leichten Streit- und Versöhnungsscenen zweier Verliebten angedeutet werden sollten. Die Saiten mußten bald grollen, bald seufzen, sie mußte lispeln, flöhnen, scherzen, sich freuen und endlich jubeln **). Zuletzt ist die Versöhnung wieder geschlossen und die Neuvereinten führen ein Pas de deux auf, was mit einer

*) Ich weiß nicht, warum Professor Schottky bei dieser Gelegenheit aus dem Kellerloch den Vers von Wieland declamirt:

Ein Wahn, der mich beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt.

**) Ein ähnliches Spiel führte die Tänzerin Franscheska mit dem E und G ihrer kleinen dramatischen Beinchen auf, wobei sie auf dem Sopha lag. Man sehe H. Heine in den Bädern von Lukka. — Vielleicht hat die kleine — aus Liebe zur Kunst, und um es Paganini nachzumachen — sich jetzt schon das E Bein abnehmen lassen, und leistet dasselbe auf dem G Bein, was Paganini auf der G-Saite!

brillanten Coda schließt. — Diese musikalische Scene fand großen Beifall; die Dame, der das Ganze eigentlich gegolten, belohnte mich durch die holdseligsten Blicke; die Fürstin aber war voll Huld, überschüttete mich mit Lobsprüchen und meinte endlich: „da sie bereits auf zwei Saiten so etwas schönes leisteten, wäre es ihnen nicht möglich, sich auf einer Saite hören zu lassen?“ Ich sagte augenblicklich zu, der Gedanke regte meine Phantasie auf und da einige Wochen darauf des Kaisers Namenstag einfiel, schrieb ich eine Variate „Napoleon“ für die G-Saite, welche ich darauf vor dem versammelten Hofe mit solchem Applause spielte, daß eine am selbigen Abend unmittelbar darauf gegebene Cantate von Cimarosa dadurch geschlagen wurde, und keinen Effect machte. Dies ist die erste und eigentliche Veranlassung zu meiner Vorliebe für die G-Saite. Man wollte späterhin immer mehr darauf hören, ein Tag lehrte den andern, und so ward meine Sicherheit in diesem Spiel immer vollkommener.“

Holde Leserinnen, ihre Phantasie hat jetzt die Wahl: wollen Sie lieber Kerkerluft an der G-Saite wittern, oder Hofluft, wollen Sie lieber an ihr sehen die rothen Blutstropfen eines Mädchens, das er tödtete, oder den rothen Mund eines Mädchens, das er küßte? Wählen Sie — doch nein, Sie haben schon gewählt. Ihre eigene Anmuth und Liebenswürdigkeit und der natürliche Abscheu vor grausenhaften Scenen, läßt mich und — Herrn Schottky, der diese Worte weniger artig als ich, nur an eine bestimmte Dame brieflich richtet, im Voraus vermuthen und ahnen, daß sie Paganini's kleine Geschichte vorziehn; sollte sie auch eben so viel von Wahrheit und Dichtung enthalten, wie Göthe's Dichtung und Wahrheit, oder wie jede andere Geschichte unserer und früherer Zeiten. Wenn mir jetzt ein Vers einfiele, würde ich ihn niederschreiben. —

Aber ich habe noch etwas Wichtigeres zu thun — nehmlich noch ein Paar Anecdoten mitzutheilen, welche vielleicht geeignet sind, um der Entstehung des Gerüchts von Paganini's Gefangenschaft auf die Spur zu kommen.

Paganini hält es für sehr wahrscheinlich, daß er seinen bösen Leumund einer Personenverwechselung *) verdankt. Mehrere von seinen Freunden stimmen ihm darin bei und bezeichnen namentlich den berühmten polnischen Violinspieler Duranowski als denjenigen, womit Paganini verwechselt worden. Dieser hielt sich gleichzeitig mit ihm in Mailand auf, und soll allerdings in mancher äußerlichen Beziehung Aehnlichkeit mit dem großen Meister gehabt haben. Der Pole kam in's Gefängniß, weil er mit einigen anderen Strolchen, bei denen man sogar Waffen fand, zur Nachtzeit ein Pächterhaus überfallen hatte. Man weiß, daß er die Erlaubniß erhielt, seine Violine in den Kerker mitzunehmen, wo er Zeit genug fand, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. — Es ist überhaupt in der Geschichte der italienischen Musik nichts unerhörtes, daß berühmte Musiker eingesperrt wurden, und im Dunkel ihres Gefängnisses, wie Nachtigallen, klangreicher wurden; ähnliches ereignete sich z. B. mit Tartini und Lolly, die sich in jahrelanger Verborgenheit unablässig übten; und es ist sehr wohl möglich, daß man diese alten Geschichten auf den größten und berühmtesten aller bisherigen Violinspieler mit Zinsen übertrug. Tartini flüchtete sich hinter die Mauern eines Klosters, und Lolly, der eine kurze Zeit sogar in den Kerkern der Inquisition zu Venedig auf den Tod saß, flüchtete sich — aus Ehrgeiz freilich — einmal in die Hütte eines einsamen, abgelegenen Dorfes, wo er wie ein Einsiedler lebte, Tag und Nacht übte, und nur erst dann in die Welt zurückkehrte, als er hoffen konnte, seinem Nebenbuhler Nardini gleich zu kommen und, wie dieser, die Welt in Erstaunen zu setzen.

So viel von der G-Saite, und nun auch keinen Buchstaben mehr von ihr; denn ich glaube gegenwärtig dem Ritter Paganini für das Vergnügen, welches er mir am 16. Juni Abends durch

---

*) Wie leicht kann sich im Leben eine nachtheilige Verwechselung ereignen; so wurde neulich ein junger, unschuldiger Mensch in einer Damengesellschaft für — Graf Platen angesehen.

ihre unaussprechlich reizenden Vibrationen gewährt hat, durch zahllose und meistens nur zu mechanische Contra-Vibrationen meiner Feder, wenn auch nicht nach Verdienst gedankt, doch ihm bewiesen zu haben, daß ich die gute Absicht hatte, etwas von meiner G-Saitenschuld abzutragen; dem Publicum aber liegt nun hinlänglich der Beweis vor Augen, daß Beweise in strenger Form Rechtens in dieser Angelegenheit nicht geführt sind; mir aber selbst, daß man Jahrelang Nachrichten über Paganini sammeln kann, ohne sich von den Behörden zu Mailand, Mantua ꝛc. die gerichtlichen Beweise der Leerheit der über ihn ausgesprengten Gerüchte einzuholen, und dadurch allem Geträtsch und Geklätsch ein Ende zu machen.

Ohne weiteres wollte ich eben den Leser in Paganinis Zimmer führen und ihn den genialen Mann in der Liebenswürdigkeit seiner nächsten Umgebungen erblicken lassen, aber wie ich die Klinke in die Hand nehme, erinnere ich mich meines Versprechens an die schönen Leserinnen, sie auch in Ansehung der Hexentänze über dem Teufelssteg seiner Geige in etwas zu beruhigen. Ich könnte mich meinem Versprechen sehr schnell entziehen, wenn ich ganz kurz sagte: die ganze Hexerei liegt ihm in den Fingern, sie hat mit dem Gemüth des Künstlers nichts zu schaffen, er kann eben so gut einen Hahn auf der Violine krähen lassen, oder einen Kanarienvogel schmettern und dergleichen mehr. Aber kommen sie, ich führe sie auf einige Augenblicke in sein Conzert, und dann erst werde ich mir die Ehre ausbitten, in ihrer Gesellschaft des Künstlers Wohnung zu betreten.

Da steht er — sie werden blässer bei seiner plötzlichen Erscheinung; also noch immer Furcht? — er spielt, er spielt auf 12 Saiten und mit 5 Händen! Es sind die Hexenvariationen — Vigano hat das Ballet geschrieben; er phantasirt über das Thema. — Sieh da, sieh da das junge Hexchen, das um ihre Großmutter tanzt, und noch eine und wieder eine, und nun singen und springen sie im Chor um die Alte herum; die fängt auch schon an zu wackeln und zu meckern, und der Reigen wird immer

toller und toller, daß einem zuletzt der Kopf schwindelt und man sich in die Walpurgisnacht und auf den Blocksberg versetzt glaubt.

„Nein, in der Seele dieses Menschen müssen finstre Mächte wohnen, er ist voll Hohn und Spott, ein unheimlicher Schwarzkünstler, ein fra diabolo."

Nichts weniger als das, obgleich de gustibus non est disputandum. Er ist Humorist und mitunter kapriziös und neckisch und bizarr, ein Mann, der seine Lust daran hat, mit Schwierigkeiten zu spielen, die Andre für unübersteiglich halten, der sich daran ergötzt, über das gewöhnliche non plus ultra zum Erstaunen und Schrecken der Nachsehenden hinüberzuspringen und triumphirend plus ultra zu sagen, und am Ende ein Mann, der sehr wohl weiß, das das große Publicum ihm zuströmt, um eben — Paganini zu hören. Man muß, um ihn zu verstehn, nie seine Nationalität vergessen. Der italienische National-Character ist der Character der Uebertreibung, namentlich im Komischen, wie man schon in der italienischen Komödie — und die Komödie ist ein Lebensspiegel — am Pantalon, Buffo und andern komisch karrikirten Figuren ersieht. Paganini legt es eben so wenig wie Rossini auf Regelschönheit an, er mag vielleicht recht gut fühlen, daß ihm dadurch doch nur kalte Bewunderung und gleichgültige Anerkennung zu Theil werde. Er läßt seiner Laune den Zügel schießen; er weiß, daß er dadurch seine Zuhörer oft beklemmt — denn sie wissen nicht, wo er hinaus will, und wenn sie glauben es errathen zu haben, so schlägt er ihnen ein Knipchen unter die Augen, und weg ist wieder alle Spur — er weiß es, daß er sie beklemmt und beklemmt sie doch: und darin liegt eine eigne Ironie des Genuesen, auf deren Wirklichkeit ich schwören möchte. Auch bedenke man seine artistischen Jugendsünden, wie Schottky die kleinen Zauberstückchen und Taschenspieler-Kunststückchen nennt, welche Paganini als junger Mensch sich einübte, sowohl aus einer gewissen Lust, sich sein Instrument völlig zu unterwerfen und ihm, so zu sagen, etwas zu bieten, als des Wunsches halber, in Konzerten Aufsehn und Bewunderung zu er-

regen. Und so will er oft weiter nichts als seine absolute Ueberlegenheit an den Tag legen, welche jeden Vergleich mit ihm und Andern ausschließt.

„Gut gesagt! Richtig bemerkt! Er verplempert sich in Spielereien, er hat nichts Edles, keinen Ausdruck, keine Seele, kein Adagio!"

Vernehmen Sie, meine Damen, diese schnarrende Clarinettenstimme aus der Loge No. 13? Da sitzt mein Nachbar, der sich jeden Abend an der Musik versündigt, und an mir und den großen schwarzen Kater, den er regelmäßig, wenn es dunkel wird, foppt und prellt — ich bewundere die Geduld dieses Katers. —

Aber Sie haben meinen Nachbarn nicht gehört, — Paganini haben Sie gehört — gehört die Seufzer, die Sehnsucht, den Schmerz, das unendlich süße und wehe Ach der kleinen Violine — ihre Seele — und wenn Sie es hätten durch Thränen sehen können was ich sah: rauhe, verbrannte Matrosengesichter auf der Gallerie, die sich der Thränen schämten, und sich doch die großen hellen Tropfen auf der Backe nicht weg wischen konnten — dann würden Sie noch verächtlicher auf meinen Nachbar herab sehen, als ich es thue, obgleich ich dazu noch mehr Recht zu haben glaube, indem ich ihn, wie gesagt, persönlich als einen schlechten Musikus kenne.

Und nun denke ich, gehen wir mit Paganini aus dem Konzert und folgen ihm in seine Häuslichkeit, auf seine Stube: und wer da meint, die Toilette seines Zimmers etwas unordentlich und künstlerisch nachlässig zu finden — der irrt sich keinesweges. Er selbst mit seiner Toilette: — ohe! er ist ein großer Violinspieler und ein liebenswürdiger Gesellschafter, auch habe ich nichts wider die Weiße und Feinheit seiner großen Vatermörder zu erinnern, welche den schwarzen, krausen, rebellischen Backenbart in die Flanke nehmen — aber einem wohlconditionirten jungen Mann der feinen société kann seine Toilette unmöglich zum Muster aufgestellt werden; denn, bei aller Achtung für den großen Künstler sey es gesagt, es scheint nur zu sehr, daß er ein Freigeist ist und

nicht einmal die Bibel der eleganten Männerwelt, „die Kunst seine Kravatte zierlich zu binden," eines Blickes gewürdigt hat.

Doch hören wir einen Freund, der ihn 1828 bei seiner Anwesenheit in Prag in seinem Zimmer aufsuchte, um ihn zum Mittagsmahl abzuholen. Wir treffen ihn in Gesellschaft seines Achillino — ein schönes, zartes und etwas blasses Kind, das er so lieb zu haben scheint, wie seine Geige; und das will gewiß unaussprechlich viel sagen.

„Alles," so berichtet dieser Freund Paganini's *), „alles war bei ihm in der gewöhnlichen Unordnung: hier lag eine Geige, da eine andere; eine Dose auf dem Bett, die zweite unter dem Spielzeug seines Sohnes. Musik, Geld, Mütze, Briefe, Uhren und Stiefeln waren bunt durch einander geworfen; die Sessel, Tische und sogar das Bett von ihrem eigentlichen Platze verrückt; er selbst befand sich mitten in diesem Chaos. Die schwarze seidene Schlafmütze bedeckte seine noch schwärzeren Haare; eine gelbe Halsbinde war nur leicht um den Hals geschlungen, und eine Chocoladefarbige Jacke hing ihm schlotternd um die Schultern. Auf seinen Knieen hielt er Achillino, das vierjährige Söhnlein, diesmal sehr übel gelaunt, weil er sich eben die Hände waschen lassen mußte."

„Wie viel Liebe und Geduld zeigt sich in diesem Manne! Der Knabe ist oft unruhig, doch er geräth darüber niemals in Eifer, sondern äussert nur gegen die Anwesenden: „das arme Kind langweilt sich; ich weiß nicht was ich thun soll, ich bin schon ganz erschöpft durch das viele Spielen mit ihm. Ich habe den ganzen Morgen mit ihm gefochten, ich trug ihn herum, machte ihm Chocolade, aber jetzt weiß ich mir nicht länger zu helfen." — Es war zum Todtlachen, Paganini in Pantoffeln mit seinem Söhnchen fechten zu sehen, der ihm nicht bis an's Knie reichte. Bisweilen geräth der kleine Achillino in Wuth und zieht auf den Vater den Säbel, dieser weicht immer mehr zurück und ruft:

*) Professor Giovanni Gordigiani.

genug, genug! ich bin ſchon bleſſirt! aber der Kleine iſt dann nicht eher zufrieden, bis er ſeinen rieſenhaften Gegner wanken und auf das Bett niederfallen ſieht."

„Paganini hatte den Aufputz ſeines Achillino geendet; aber er ſelbſt war noch im tiefſten Negligee, und hier begann nunmehr die große Schwierigkeit, das heißt, ſeine Toilette. Wo ſeine Halsbinde, ſeine Stiefel, ſeinen Rock finden? — Alles war verſteckt, und durch wen? durch Achillino. Der Kleine lachte, indem er ſeinen Vater mit langen Schritten durch das Zimmer ſteigen ſah, die ſuchenden Blicke hin und her werfend. Und auf die Frage: „wo haſt du meine Sachen hingethan!" ſpielte der kleine Schalk den Erſtaunten und Stummen; er zuckte mit den Schultern, neigte das Köpfchen und deutete durch ſein Mienenſpiel an, von nichts zu wiſſen. Nach langem Suchen wurden die Stiefel entdeckt, ſie waren unter die Kiſte verborgen, die Halsbinde lag in einem Stiefel, der Rock im Koffer und die Weſte in der Tiſchſchublade. Jedesmal wenn Paganini einen dieſer Gegenſtände gefunden hatte, zog er ihn an im Triumpf, nahm eine große Priſe Toback, und ging mit neuem Eifer an das Aufſuchen der übrigen Sachen, ſtets von dem Kleinen begleitet, der ſich herzlich darüber freute, den Herrn Papa immer an Orten ſuchen zu ſehen, wo nichts verſteckt war. — Endlich gingen wir! Paganini ſchloß die Zimmerthür, ließ jedoch auf Tiſchen und Schränken, Ringe, Uhren, Gold und, was mich am meiſten wunderte, ſeine köſtlichen Violinen offen zurück. Er kümmerte ſich um nichts: ein Glück für ihn, daß es im Gaſthof wo er wohnte, nur ehrliche Leute gab."

So berichtet der Freund, der Paganini abholen [illegible] aus der Hausthür wollen wir ihnen einen Blick auf die Straße nachwerfen: die kleine Scene da iſt gar zu köſtlich, und ich fordere hiemit Herrn Lyſer auf, ſie in Stein zu zeichnen:

„Der Tag war kalt, deshalb hatte unſer Freund einen ungeheuern Pelz über ſich genommen, und weil er fürchtete, Achillino könne ſich erkälten, nahm er ihn auf den Arm, und bedeckte

ihn über und über. Der Kleine aber, der sich Luft machen wollte, steckte bald den Kopf heraus: er war wie ein schöner Frühlingstag in den Armen des Winters."

Sollte Paganini immer so heiter gestimmt sein, wie in der Gesellschaft des Italieners zu Prag, und wie wir ihn eben auf seiner Stube sahen? Sind die heitersten unter uns beständig heiter? Wie viel weniger das Genie, das den schäumenden und sich bäumenden Phantasus reitet, mit der Mächtigkeit seiner Herzadern, der größeren Reizbarkeit seiner Nerven und mit der Funkenesse seiner Gefühle; das italienische Genie, das ohnehin, wie sein Land, innerlich vulkanischer ist, als jedes andre, das musikalische Genie, das ohnehin für die Dissonanzen dieser besten Welt ein feineres Ohr hat, als unser Einer, lieber Leser. Und doch scheint nach Allem, sein Grundtemperament Heiterkeit, Heiterkeit des tiefblauen Himmels — an dem oft Wolken, dunkle Wolken in Gestalt grotesker Phantasiebilder vorüber jagen — worunter die große, düstre, gewitterschwangre Nationalwolke über dem politischen Himmel seines unglücklichen Vaterlandes ihr kriegerisches Contingent schicken mag — Wolken, die schnell sich zusammenthürmen, und eben so schnell vom Hauch seiner humoristischen Laune, oder vom Winde des Zufalls weggeblasen werden.

Derselbe Freund, der uns schon zweimal so interessant von ihm unterhalten hat, indem er sein heitres Wesen, seine Lebenslust, seine kindliche Gemüthlichkeit uns vor Augen führte, hat uns auch ein Bild von einer leidenschaftlichen, düstern Stunde — neben dem heitern Frucht- und Blumenstücken — ein Nachtstück überliefert, welches wieder äußerst gelungen zu nennen ist und welches ich, um Licht und Schatten über mein Gemälde nach Gebühr zu vertheilen, hiemit vor dem geneigten Leser hinstelle.

„Da ich," schreibt er, „so manchen Tag in Paganini's Nähe zubrachte, ward mir der Genuß zu Theil, ihn sowohl auf der Violine, als der Guitarre, welche letztere er ebenfalls entzückend schön spielt, phantasieren zu hören. Diese Phantasien könnte man mit Recht den Wiederhall seiner Seelenstimmung nennen; indem sie

abwechselnd bald den raschen Flug einer glühenden, schnell entflammten Einbildungskraft, bald wieder die leisesten Regungen des Gefühls ausdrückten, je nachdem sie von dem Eindruck des Moments geweckt und geleitet wurden. Mehr als gewöhnlich spielte er an den zu seinen Konzerten gewählten Tagen, jedoch nie dasselbe was er für den Abend dem Publikum bestimmt hatte, sondern ganz fremdartige Melodien seiner eignen Schöpfung, die erst nach Jahren ans Licht treten sollen, und der Welt einen neuen herrlichen Genuß darbieten werden. —"

„Unvergeßlich wird mir ein Tag bleiben, an welchem Paganini sich der Zaubermacht seiner Phantasie ganz hingab! Es war an einem trüben Wintertage, als ich Nachmittags zu ihm eintrat, und ihn schlafend fand; bald darauf erwachte er, jedoch so düster gestimmt — seiner Aeußerung gemäß, durch die Abwesenheit seines Sohnes und meine Verspätung, da ich Mittags anderswo eingeladen war — daß ich ihm zur Ermunterung die Violine reichte; lächelnd nahm er sie auf und begrüßte sie mit den leisesten Akkorden. Doch nicht lange währte es, da sanken die Töne und wurden immer herber, bis sie endlich sich zur erschütterndsten Klage gestalteten, und so heftig, so wirrend und dennoch so melodienreich in einander klangen, daß ich mit schaudervollem Entzücken ihrem Zauber zuhorchte, und als sie längst schon verhallt waren, immer noch ihren Nachklang in mir zu vernehmen wähnte. Auch Paganini schien in stilles Sinnen versunken — es war ganz dunkel geworden und draußen stürmte es so heftig, daß es wild durch die Straßen pfiff und Fenster und Thüren zu sprengen drohte. Da wendete sich Paganini plötzlich zu mir mit den befremdlichen Fragen: „was bedeutet dies Getöse? wo bin ich? wo ist mein Sohn? O ich sehe mein Kind nicht mehr! Wo ist er? wo ist er? — Diese angstvollen Rufe wiederholten sich, trotz all' meiner beruhigenden Versicherungen immer heftiger, ich eilte nach Licht und bewirkte endlich doch, daß er etwas ruhiger ward; ja ich beredete ihn zuletzt, sich von mir in's Theater, zu seinem auf den Abend angesetzten Konzert geleiten zu lassen, wo uns zum Glück

gleich beim Eintritte sein lieblicher Knabe entgegen eilte, dessen Anblick ihn auch jetzt wieder milderte und die finstern Vorstellungen einer überreizten Phantasie überwältigte." —

Woher stammt dieser Achillino, der so in dieser Scene, die ich leibhaftig vor Augen sehe, sein Taubenköpfchen an die schwarzen Haare, die im Winde flatternden Rabenschwingen seines Vaters schmiegt? Woher? Neugierige Frage! Aber Paganini war, wie Du behauptet hast, nie verheirathet? Jetzt fällt mir zum Glücke ein Vers ein:

Die Sterne scheinen und alles ist gut!
Sie tadeln keinen und alles ist gut!

Der Junge ist von einer liebenswürdigen und klangreichen Mutter, von der Sängerin und früheren Reisegefährtin Paganini's, Antonia Bianchi, aus Palermo*) geboren und auf die Namen Achilles, Lyrus, Alexander getauft. Der kleine**) zeigt sich mit seinen braunen Falkenaugen und seinen langen gescheitelten Haaren jetzt schon wirklich interessant und verräth viel Talent und Urtheilskraft. Er spricht fertig italienisch und bereits ziemlich gut deutsch, so daß er seinem Vater in mancher Beziehung fast als deutscher Dollmetscher dienen kann. (Paganini spricht kein deutsch, nur französisch und italienisch). Dieser liebe, schlanke, etwas blasse Knabe ist stets mit Spielsachen jeder Art umringt und beschäftigt sich viel mit einer Violine, worauf er aber doch recht erträgliche Laute und eine Melodie hervorbringt. Er singt bereits sehr richtig und trifft die Töne fehlerfrei; und so war's mit ihm schon als zweijährigem Kinde!

---

*) Professor Schottky, S. 343.

**) Ihr Verhältniß mit Paganini löste sich auf im August 1828. Sie liebte ihn, aber Paganini hatte viel von ihren Launen zu ertragen. Zum Beispiel. In einem Anfall von Zorn gegen ihn, nahm sie während seiner Abwesenheit die beste seiner Kremoneser Geigen (Paganini hat Geigen, die ihm nicht für mehrere 1000 Gulden feil sind) und schlug sie so sanft gegen die Erde, daß die unten Wohnenden heraufkamen und glücklicherweise das Instrument retteten.

Wie sehr Paganini diesen Knaben liebt, haben wir bereits gesehen; er ist, wie er sagt, förmlich auf ihn eifersüchtig. „Sollte ich ihn verlieren, so wär' ich selbst verloren; denn es ist mir gradezu unmöglich, mich von ihm zu trennen. Auch in der Nacht beim Aufwachen ist er mein erster Gedanke." —

So väterlich die Liebe zu seinem Sohn ist, so kindlich scheint die Liebe zu seiner Mutter zu seyn, welcher er, wie mehreren seiner Verwandten, manche goldene Frucht seines Talents in den Schooß geschüttet hat. Sie schrieb ihm, als er sich 1828 in Wien aufhielt, einen Brief aus Genua, den ich unmöglich den Lesern ganz vorenthalten kann. Ich führe folgende Stellen daraus an: „Ich versichere Dich," so schreibt sie, „alle Tage Gott zu bitten, mich eben so gesund zu erhalten, wie Dich, um unsre Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Der Traum ist wahr geworden; was der Himmel mir voraussagte, ist auch eingetroffen. Dein Name fliegt von Mund zu Mund, und die Kunst hat Dir, mit Gottes Beistand, ein bequemes Leben geschaffen. Geliebt und geachtet von Deinen Landsleuten, und in den Armen Deiner Freunde genieße endlich die Ruhe, welche Deine Gesundheit erheischt. Dein Portrait, welches Du mir in dem Briefe übersandt, machte mir große Freude, und schon las ich alle Einzelnheiten in der Zeitung. Leicht kannst Du glauben, daß solche Nachrichten einer Mutter außerordentliches Vergnügen gewähren. — — — Trage Sorge und thue Dein Möglichstes, daß Dein Name unsterblich bleibe; hüte Dich vor dem Einfluß des bösen Klima's jener großen Städte und erinnere Dich daran, daß Du eine Mutter hast, die Dich von Herzen liebt."

O der Wollust eines Mutterherzens!

Sie erwähnt in diesem Briefe, wie freudig sie durch die Nachricht überrascht sey, er werde nach seinem Aufenthalt in Paris und London, sich nach Genua zurückbegeben, um sie wieder in seine Arme zu schließen. Noch steht ihm also eine große Kunstreise bevor, London und Paris sahen schon lange nach ihm aus, und „bei welchem Volk der Erde Paganini auftreten mag, überall

wird sein Erscheinen ein Phänomen für Andere und ein neuer Triumph für ihn selbst seyn; überall wird sein Genius sich hoch gefeiert zeigen, überall wird er die Verzweiflung der geschicktesten jetzt lebenden Violinspieler werden."

Er geht, er kehrt nicht wieder. Aus Deutschland nimmt er „ein zerrissenes Gemüth," aber doch wenigstens einen ganzen Rock mit, viele Herzen, viel Geld und zwei Titel. *)

Bei der Rückkehr in sein Vaterland ist es jedoch nicht seine Absicht, sich für Lebenszeit in Genua, wo Kolumbus und er geboren, niederzulassen; sondern er gedenkt seine letzten Tage auf dem florentinischen Gebiet zu verleben, wenigstens hat er dies seinen Freunden oft erklärt. „Da herrscht," sagte er, „Edens beständiger Frühling." Auch Madame Catalani erkaufte in der Nähe von Florenz eine schöne Villa, und mehrere Künstler, denen Vermögen und Weisheit genug zu Theil ward, siedelten sich hier an. „Ja — rief er aus — bei meiner Rückkehr nach Italien, wähle ich Toskana und hier unter diesem süßen azurblauen Himmel, bei diesen gebildeten und zuvorkommenden Menschen will ich meine letzte Stunde erwarten; und gern werde ich sterben, habe ich vorher noch die Luft eines Dante und Petrarka geathmet."

Addio Paganini! Vertrau dem Apoll; er wird die Bitte seines Lieblings erfüllen und der letzte Seufzer Deiner Brust wird so leicht und schmerzlos in den italienischen Himmel hinsterben, wie der leiseste Flageolet-Ton Deiner himmlisch beseelten, unsterblichen Geige. Addio Paganini!

---

*) Der Kaiser von Oesterreich hat ihm das Patent als Kaiserl. Oester. Kammervirtuose, und der König von Preußen das Patent als seinen ersten Conzertmeister taxfrei einhändigen lassen.

Phantasien

aus B-moll.

Am Abend des 16. Junius 1830.

Von einem tauben Maler.

So eben hatte die Glocke des St. Jacobi Kirchthurms sechs und ein halb ausgebrummt, als ein junger Mensch von verstörtem Aussehen, den weißen Seidenhut schief auf dem Kopf gestülpt, eilig, und etwas stürmischer als es sich für einen gesetzten jungen Hamburger geziemen mogte, in den freundlichen Salon des Alsterpavillons trat, oder vielmehr stolperte, und sich erschöpft in einen Sessel warf.

Der Sessel mogte ein etwas schreckhaftes Temperament haben, denn seine sämmtlichen vier Beine zitterten und bebten, wankten und brachen, und im Nu saß der junge Mensch nicht eben allzusanft am Boden der guten Mutter Erde.

Ein lautes Gelächter erscholl aus den Munde aller Anwesenden, während der Jüngling sich wild wieder aufraffte, und dem unglücklichen Sessel mit einem wüthenden Fußtritt vollends den Garaus machte. Dann schlich er ingrimmig in den einsamsten Winkel, wo sonst die Musiker zu sitzen pflegen, ließ sich eine Flasche Champagner und eine Portion Maccaroni geben, und trank und aß wie ein Verzweifelter, indem die hellen Thränen ihm über die Wangen liefen.

„O Ironie des Daseyns" rief er, nachdem er einige Gläser geleert, indem er sich zurücklehnte, und die düstern Blicke an die Decke des Saals heftete. „O Ironie des Daseyns, wie tritt du doch in jedem Moment mir aufs neue entgegen, so daß ich dir nicht ausweichen kann, und unaufhörlich all' die unendlichen Neckereien, die dir zu Gebote stehen, um uns armen Erdenmenschen die Erde zu verleiden, erdulden muß.

O gränzenlose Ironie des Daseyns! Was hilft es mir nun, daß ich heute einmal bei Kasse bin? Ich kann Champagner trinken, und ich trinke ihn auch wirklich (obgleich ich nicht eigentlich

durstig bin). Ich kann Maccaroni essen, und ich esse sie in der That, obwohl ich lügen müßte, wenn ich sagen wollte, daß es des Hungers wegen geschieht. — Ich könnte das Thiertheater des Herrn Trede besuchen, oder den Circus des Herrn Bassin und Compagnie — o bella Serafinè! — O Gott! ich könnte sogar die griechische Kunstdame, die Göttin der Weisheit schauen und nur Weisheit holen die Menge! — Es kostet nur 4 ß, und die Minerva spricht sehr gut den schwäbischen Dialect — kurz, ich könnte alles, alles — Eins ausgenommen. O gränzenlose Ironie des Seyns!

Da ziehen sie hin, die glücklichen Menschen, voller Erwartung dessen was sie hören sollen. Mancher ist wohl darunter, der nur um zu hören geht, oder auch nur um zu schauen, und der nichts mehr und nichts weniger mitbringt als ein paar Augen, und wenn ihn Gott gesegnet hat, ein paar derbe Ohren. Und ich Armer mit dem heißen Herzen und der vollen Brust — o daß es ausströmte mein Herzblut — daß ich —

Die Damen haben sich gewaltig aufgedonnert! was gilt die Wette, sie wollen dich bekehren du sinst'rer Meister! oder könntest du es wirklich übers Herz bringen, eines dieser holden Fräulein und Mägdlein den Schwanenhals umzudrehen? Sage mir keiner das ein Weib nicht Muth habe! — kann sich eine nur auf ihre Schönheit verlassen — (und die Häßlichste verläßt sich auf ihre Schönheit!) so hat das furchtsamste Täubchen eben so viel Courage, wie nur immer ein schnurbärtiger Veteran von der alten Garde — und die sonst so zarten Nerven bleiben fest, wenn der zweite Blaubart eine Sonate militare auf der C-Saite spielt.

Ja, für einen zweiten Blaubart giltst Du ihnen, Du wunderlicher Meister! Du müßtes Deine Frau todtgeschlagen haben, meinen sie, sonst könntest Du nicht so melancholisch aussehen. Ich freilich, würd' es eher glauben, wenn Du lustig aussähest, oder wo steht denn geschrieben, daß der wirkliche Blaubart melancholisch aussah? Au contraire! Lustig! sah er aus! — lustig! —

und er heirathete ja auch immer wieder, und schlug todt! schlug todt! — kurz, es war ein heiraths- und todtschlaglustiger Kerl! —

Daß man sich von großen Menschen, und insbesondre von großen Künstlern, doch so gerne die unsinnigsten Mährchen erzählen läßt, und sie glaubt; und sich ärgert, wenn sie als Mährchen bekannt werden, wär' es auch zum Vortheil des dabei Betheiligten, denn gewöhnlich sind die Mährchen solcher Art, daß der moralische und künstlerische Charakter durch sie nichts weniger als im günstigen Lichte erscheint. Warum soll es doch grade ein Verbrechen seyn, was dem Leben und Wirken des großen Meisters den Stempel der Schwermuth ausdrückte? sollte nicht eben die Schwermuth, und wie sie sich äußert, die kräftigste Widerlegung eines solchen Gerüchts abgeben? Daß ein tiefer, tödlicher Schmerz seine Brust erfüllt, wohl mag das seyn, — aber gewiß ist es, daß dieser Schmerz nicht irdischer Natur, nicht durch äußere Veranlassung erzeugt ist. Der wahre Künstler wird sich nie ganz glücklich fühlen, vielleicht um so weniger, jemehr ihn der große Haufe anstaunt und vergöttert. — „Wie viele verstehn mich?" — wahrlich diese Frage allein gäbe einem Künstler, der seinen Werth erkennt, doch nicht überschätzt, schon Stoff genug zu Lebenslangen Gram, — besonders wenn (wie das bei Dir mein Meister der Fall ist) mit seinen Leben alles zertrümmert wird, was er baute, und nichts übrig bleibt als die Kunde: „Er war." Oder wer soll nach Dir es ausführen, was Du in wunderlich verschlungene Zeichen banntest? Was Du niederschriebst sind Zauberformeln, die der Geweihte wohl zu lesen vermag, aber die gewaltige Beschwörungskunst des Meisters wird mit Dir verschwinden von der Erde, und keinem Andern wird es wie Dir gelingen, den Geist hervorzurufen, daß er seine Stimme ertönen läßt in tiefer sehnsuchtsvoller Klage, in leichten heitern Scherz, im Donnersturm kämpfender Elemente! —

Aber unglücklich bist Du nicht, Du großer Meister! denn der Mitwelt kannst Du es verkünden, was Dich bewegt, und wohl

in manchem Herzen klingt es wieder, was Du erzählst in Deiner gewaltigen Weise.

Hab' doch auch ich Dich erkannt! erwachte doch auch in meiner Bruſt die Stimme wieder, die ſo lange ſchwieg, ſo lange! ſo lange! Ich hörte Dich nicht, — Kellner! eine neue Flaſche! — aber ich ſah Dein Zauberbuch, die Zeichen tanzten und wirbelten vor meinen Blicken! neues Leben ſtrömte durch meine Adern, und die Bruſt hob ſich und wogte, und von dem Herzen ſprang die eiſige Rinde, die es ſo lange erkältete und gefangen hielt. Und es ward wieder Frühling in meinem Herzen, in meinem Leben! und es tönte wieder um mich — es tönte! und ich vernahm wieder die lieben Laute, das Rauſchen des Waldſtroms, das Flüſtern der Blätter, das Säuſeln der Lüfte, der Nachtigall Klage, und drunten im Thal, beim Erlenwäldchen, das ſüße wohlbekannte Glöckchen — und noch eine Stimme. — O dieſe Stimme! bei allem entſchwundenen Glücke meines Lebens! ich hörte ſie wieder! — — Aber ach! es war nur ein Moment, da tönte ein ſchneidender Weheruf dazwiſchen, und alles war plötzlich todtenſtille. Nur der Waſſerfall rauſchte, aber düſter und unheimlich, wie mit verhaltenem Grimme, und dazwiſchen kreiſchte dann und wann ein Häher, wie ein toller wahnſinniger Lacher! Noch einmal wollten die ſüßen Laute wieder anheben, — da brauſte das Unwetter herein! — der Donner krachte, die Blitze ziſchten tauſendjährige Tannen zerſchmetternd und in den Abgrund ſtürzend. Schäumend jagte der Waldſtrom drüber hin, hie und da ein gewaltiges Felſenſtück in ſeinem Wirbel mit ſich fortreißend! — von Grauſen und Entſetzen erfaßt, entfloh ich den Schauplatz der Zerſtörung. — Und nochmals, zum drittenmal hörte ich die Stimme, die liebe, wohlbekannte Stimme! und ſie ſang eine wunderbar kindliche Weiſe, und das Glöckchen tönte dazwiſchen hell und freundlich und doch wieder voll unendlicher Wehmuth, als wäre es ein Todtenglöckchen. Endlich verſtummte alles — ich hörte nichts mehr, auch den Beifall nicht, und das Da Capo-Gebrüll — Gott ſey Dank — das hörte ich nicht. — Armer Meiſter! es iſt doch wirk-

lich zu arg, wenn man für ein ſolches Spiel wie das Dinige, ſich durch gräuliches Gebrülle extra dankbar zu bezeigen glaubt. Wahrlich, ſolch ein Brüllen ſchon, könnte mich melancholiſch machen, wenn ich ein Meiſter des Wohllauts wäre wie Du, Meiſter Paganini —"

Bis ſo weit war der junge Menſch in ſeinen Phantaſien gekommen, als eine Menge eleganter Damen und Herren in den Salon traten. Paganini's Conzert war zu Ende.

Ein einziger Mann! liſpelten die Damen unter einander. Ein Hexenmeiſter! riefen die Herren.

Man hat ihn mit Bosco verglichen.

„Erlauben Sie! den Bosco mit ihm."

Er hat alſo wirklich auf einer einzigen Saite ein ganzes Concert geſpielt — ?

„Gewiß! meine Lorgnette täuſcht mich nie! und ich habe ihn den ganzen Abend dadurch beobachtet. — Er trägt auch einen kleinen Knebelbart."

Bosco einen Schnurrbart.

„Aber einen einzigen Ton!"

Wer?

„Paganini!"

„Ganz Recht," nahm hier ein ſehr dicker Herr das Wort, „einen einzigen Ton! — wiſſen Sie wie mir zu Muthe war, als ich ihn hörte?"

Nun?

„Als äße ich friſche Auſtern! ſo wahr Gott lebt, grade ſo! O, daß wir ſchon im Juni ſind, und man für ſchweres Geld keine friſche Auſtern mehr bekommen kann! Nun, ich werde im nächſten Concert nicht fehlen, eine ſolche Illuſion hat etwas Rührendes — ein großer Mann, der Paganini, ſo wahr Gott lebt!"

Die Geſellſchaft vermehrte ſich noch immer, dem jungen Menſchen wurde es zu heiß, er verließ den Pavillon.

Als er aus der Thür trat, streifte eine lange schlanke Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, dicht an ihm vorüber, im Mondenlicht erkannte der junge Mensch sein Gesicht: „Paganini!“ rief er — die Gestalt wandte das Haupt, nickte lächelnd und leise „bonna notta!“ und entschwand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Conrad Müller Wwe. (Bohnenstraße No. 151.)

L. Wienbarg's

ästhetische Feldzüge.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortges. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Cäcilia. Ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser, 1. Jahrg. mit Kupfern und Musikbeil. 1833. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — Nachtr. zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Graf Lewzinski, Poln. Novelle 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Przebracki, der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Pfefferkörner. 3 Hefte, 12. 2 Rthlr. — Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Lustspiel. 8. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Lustspiel. 8. 16 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Aesthetische Feldzüge.

Dem jungen Deutschland

gewidmet

von

L. Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

VINCENSIS.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Worte der Zueignung.

Dir junges Deutschland widme ich diese Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vorn herein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt und in wessen Hände er dasselbe zu sehen wünscht. Liberal und illiberal sind Bezeichnungen, die den wahren Unterschied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philisträse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandtheilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist. Wer aber für das jungen Deutschland schreibt, der erklärt, daß

er jenen altdeutschen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutsche todte Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünscht, und daß er allem altdeutschen Philisterium den Krieg erklärt und dasselbe bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich zu verfolgen Willens ist.

Dir junges Deutschland widme ich diese Reden, flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüths nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen. Ich hielt sie als Vorlesungen auf einer norddeutschen Akademie, hoffe aber, sie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit sich bringen, der bekanntlich nicht der frischeste ist. Ich war noch von der Luft da draußen angeweht und der Sommer 1833 war der erste und letzte meines Dozirens. Universitätsluft, Hofluft und sonstige schlechte und verdorbene Luftarten, die sich vom freien und sonnigen Völkertage absondern, muß man entweder gänzlich vermeiden oder nur auf kurze Zeit einathmen. Riechflaschen mit scharfsatirischem Essig, wie ihn z. B. Börne in Paris destillirt, sind in diesem Fall nicht zu

verachten. Lobenswerth ist auch die Vorsicht, die man beim Besuch der Hundsgrotte beobachtet — sonderlich wenn's in die Hosluft geht — man bücke sich nicht zu oft und zu tief. Abschreckend ist das Beispiel von Ministern und Hofleuten, die des Lichtes ihrer Augen und ihres Verstandes dadurch beraubt worden sind und schwer und ängstlich nach Luft schnappen.

Dir junges Deutschland widme ich diese Reden, dem bräunlichen wie dem blonden, welches letztere mich umgab und die Muse war, die mich zweimal in der Woche begeisterte. Ja, begeisternd ist der Anblick aufstrebender Jünglinge, aber Zorn und Unmuth mischt sich in die Begeisterung, wenn man sie als Züchtlinge gelehrter Werkanstalten vor sich sieht. Sclaverei ist ihr Studium, nicht Freiheit. Stricke und Bande müssen sie flechten für ihre eigenen Arme und Füße, dazu verurtheilt sie der Staat. Die Unglücklichen, wie haben sie mich gesucht und geliebt, als ich ihnen die Freiheit wenigstens im Bilde zeigte.

Preußen trägt sich mit dem Plan, die alten Universitäten umzuschmelzen. Immerhin und mag

das gelehrte Deutschland auch Blut über den Frevel schwitzen. Ich traue freilich dem neuen Gusse nicht, weil ich nicht einsehe, woher Preußen das rechte Metall dazu nehmen will, es wäre denn preußisch-evangelisches Kanonen- und Glockengut. Aber auch dieses halte ich für besser, als die alte tonlose Mischung, die selbst unter Thors Hammerschlägen keinen Klang mehr von sich geben würde.

Zur Zeit der Reformation waren die Universitäten Stützpunkte für den Hebel des neuen Umschwungs. Gegenwärtig bewegen sie nichts, ja sie sind Widerstände der Bewegung und müssen als solche aus dem Wege geräumt werden.

Zu warnen aber sind junge Männer von Kraft und Talent, sich nicht unbedacht jener edlen Täuschung hinzugeben, als ob sich dennoch ein zeitgemäßer und volksthümlicher Wirkungskreis für sie auf unsern Universitäten erschwingen lasse. Glaubt mir, ihr hebt den Fluch nicht auf, den die Zeit über jene alten Gemäuer ausgesprochen hat, ihr setzt euch hingegen der Gefahr aus, mit demselben Fluche auf euren eigenen geistigen Schwingen belastet zu werden. Zittert vor der

greifen alma mater, die als Ahnfrau unſerer Univerſitäten ihr faltenreiches, mottenzerfreſſenes Gewand auf dem Boden der Aula einherſchleift und ihre alten Liebhaber-Pedanten durch junge und friſche zu rekrutiren ſucht. Zittert vor ihrer dürren Umarmung, vor dem Kuß ihrer geſpenſtiſchen grauen Lippen, denn ſie ſaugt euch das Blut langſam aus den Adern und ſchrumpft die Hochgefühle eurer Bruſt zu jenem Minimum zuſammen, das etwa einem alten ausgedörrten Wilhelm Traugott Krug oder Chriſtian Daniel Beck kaum verſchlägt, um damit den letzten Athemzug für den Himmel zu beſtreiten. Denkt daran, daß alle große Deutſche der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück deutſche Univerſitätslehrer geworden ſind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volks, für das Volk und ihren eigenen höheren Ruhm verloren gegangen ſind. Fichte's Reden an die deutſche Nation verhallten nicht blos deswegen in den Wind, weil die Nation taub war, ſondern weil zwiſchen ihr und ihm eine Scheidewand aufgerichtet war, die ſelbſt Fichte's eherne Stimme nicht zu durchdringen vermochte.

Nun denn, junges Deutschland, mit Gott! Wir leben ja noch einen Tag zusammen, und wer weiß, ob unser Hort und Führer uns so lange durch die Wüste ziehen läßt, wie Moses die Israeliten.

Ist aber eine Silberlocke unter deiner Schaar, ein Greis mit jugendlichem Herzen, ich küsse ihm Auge und Stirn und wünsche auch mir einen warmen Fruhling unter der Eisdecke künftiger Jahre.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſte Vorleſung.

Meine Herren. Sie wollen mir die Ehre geben, meinen Vorträgen über Aeſthetik beizuwohnen. Ich freue mich über Ihre Zahl und ich bemerke mit Vergnügen, aber nicht ohne Gefühl meiner unzulänglichen Kräfte und Hülfsmittel, die Theilnahme und Aufmerkſamkeit, womit Sie der Eröffnung dieſer in mehr als einer Hinſicht bedenklichen Vorträge entgegenſehen. Es iſt zwar das, was die Seele, das Prinzip der Aeſthetik ausmacht, nämlich das Schöne, die Form, die Geſtalt ſchon im Alterthum von den tiefſinnigſten Weiſen behandelt worden; allein wie abſtechend von dieſer Behandlung iſt die heutige Form einer akademiſchen Disziplin, in welcher die Aeſthetik ſeit Baumgartens Zeit in Deutſchland aufgetreten iſt. Selbſt der Name rührt aus dieſer Zeit her,

er ist von Baumgartens Erfindung und war den alten Griechen und Römern in diesem Sinne völlig unbekannt.

Aesthetica betitelt Baumgarten die beiden **Volumina**, welche im Jahr 1750 und 1758 ans Licht traten. Den Barbarismus des Wortes will ich nicht tadeln, nur den Barbarismus, der darin lag, ein solches Werk in lateinischer Sprache zu schreiben. Barbarisch — pedantisch war der Ursprung der Aesthetik oder der vagen Wissenschaft, welche man mit diesem Namen bald allgemeiner zu bezeichnen anfing. Riedel und Sulzer machten daraus eine Theorie der schönen Künste und Letzterer schrieb sogar eine solche „allgemeine Theorie der schönen Künste" nach alphabetischer Ordnung, zwei Quartbände unfruchtbarer Theorien, die weder dem Philosophen noch dem Künstler förderlich sein konnten. In ein höheres Gebiet wurde die Aesthetik aufgenommen, als Kant seinen eminenten Scharfsinn auch nach dieser Seite wandte und in „der Kritik der Urtheilskraft" eine von seinem Standpunkt und seinen Prinzipien ausgehende Kritik des Geschmacks aufstellte. Nach ihm wurde die Aesthetik von mehreren Professoren der Philosophie bearbeitet, am Vollständigsten von Fr. Bouterwek, dessen Werk (in zwei Bänden) das bekannteste ist und drei Auflagen erlebt hat.

Grundzüge ästhetischer Vorlesungen schrieb 1808 Heinrich Luden, die auf seine bekannte Weise geistreich und gediegen sind. Blühender und an wahrem ästhetischen Gehalt reicher ist die Vorschule der Aesthetik von Jean Paul, die 1813 eine neue Auflage erlebte.

Ich werde mein Urtheil über diese akademischen Schriften (die Jean Paulische gehört nicht in ihren Kreis) zusammenfassen und nur vorher bemerken, daß die Aesthetik nicht immer mit den Ansprüchen auf wissenschaftliche Form und Vollständigkeit in Deutschland aufgetreten, sondern daß es sehr interessante ästhetische Abhandlungen gibt, die sich ungebundener und freier auslassen. Dazu gehören die ästhetischen Abhandlungen von Schiller, die ich als bekannt voraussetze, z. B. sein Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen (!), über naive und sentimentale Dichtung, über das Erhabene, seine Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst u. s. w. Auch lassen sich viele Aufsätze von Goethe in den Propyläen und in Kunst und Alterthum als sehr bedeutende Beiträge zu der Aesthetik des Goethischen Jahrhunderts betrachten. Was Schiller betrifft, so behandelte er die Theorie des Schönen mehr in

Beziehung auf dichterische Form und geselliges Leben, dagegen Goethe mehr die bildenden Künste, insbesondere die Antike ins Auge faßte. Bildender für den Geschmack sind bei weitem die Bemerkungen von Goethe, in sofern sie mehr aus dem einheitlichen Quell des Goethischen Lebens hervordringen und die ungetrübtesten Anschauungen der Welt und ihrer Schönheiten in Natur, Kunst und Leben enthalten, wie die sämmtlichen Goethischen Werke, seien sie Gedichte oder Prosa. Während Goethe's geistige Magnetnadel sich unverwandt gegen den schönen Kunstpol neigte, bewegt sich Schiller's ringende Natur nach den entgegengesetztesten Richtungen und strebt vergebens nach dem Schwerpunkt, der seiner geistigen Natur angemessen war. Reinhold hatte ihn in Jena in die Kantische Philosophie eingeführt, als Schiller auf dortiger Akademie historische Vorlesungen hielt. Nun gerieth er zwischen zwei Feuer, das griechische der Kunst und Poesie, das in Weimar glühte, und das nordische der Philosophie, welches zu jener Zeit mit kritisch verzehrendem Feuer, von der Ostsee, aus Königsberg ausgebrochen war. Es ist gewiß, daß seine schönere Natur zuletzt den Sieg davontrug, was besonders seit der Zeit merklich wird, als die Vorurtheile zwischen ihm und Goethe hinweggefallen waren und beide große

Naturen durch gegenseitigen Umtausch ihrer Gedanken und persönlichen Umgang in Weimar wetteifernd ihrer Ausbildung entgegenschritten. Allein seine erwähnten ästhetischen Ansichten tragen noch deutlich die Spuren geistiger Entzweiung, die aus dem Studium der Kantischen Philosophie für ihn resultirte. Er ist sich selbst nicht klar und läßt daher auch einen sehr unklaren Eindruck auf den Leser zurück. Die Bewunderung für Kant's diktatorisches und von der moralischen Seite so erhabenes Genie, die ihm Reinhold's Vorträge und Studium der Kantischen Kritiken eingeflößt hatte, verleitete ihn zur Annahme Kantischer Prinzipien, die, wie man sie sonst auch versteht, auslegt, billigt oder verwirft, von Niemand so leicht als kunstförderlich oder auch nur verträglich mit den Forderungen des ästhetischen Sinnes betrachtet werden mögen. Es gibt vielleicht keinen konsequenten Kantianer gegenwärtig auf der Welt, damals aber war alle Welt Kantisch, es ging eine Seuche durch Deutschland, sich Kantisch auszudrücken und bei Dietrich in Göttingen erschien im Jahr 1801 sogar eine Kantische Postlehre mit dem Titel: „Vorläufige Darstellung der Begründung einer allgemeinen Postanstalt."

Daher findet man denn auch die meisten Handbücher der Aesthetik, die aus jener Zeit stam-

men, mehr oder weniger in die abstrakten Formeln der Kant.schen Philosophie gebannt, z. B. die von Ben David und von Krug, welcher schon als solcher und inmitten seiner Philosophie, der leibhaftige Tod für die Aesthetik ist.

An sich, meine Herren, gehört das Element der Aesthetik, das Schöne, ohne Zweifel in den Kreis der erhabensten Philosophie. Die Wirkungen der Schönheit, die Schönheit selber ist uns ein Geheimniß, ein Räthsel, zu dessen Auflösung wir den Schlüssel bei einer Wissenschaft suchen, von der, wie Sie wissen, wenigstens die Rede geht, daß sie den großen goldenen Schlüssel zu allen Geheimnissen der Welt, wenn auch nicht besitzt, doch wenigstens zu schmieden beflissen sei. Dennoch, meine Herren, und wenn der Schlüssel auch gefunden wäre, ist aufschließen und schauen, offenbar zweierlei. Nehmen wir z. B. an, daß der verstorbene Hegel, unter dessen Schriften man ebenfalls eine Aesthetik findet, die im geschlossenen Ringe seiner Philosophie ihren bestimmten Platz und Namen hat, daß Hegel den Grund und das Wesen aller Dinge nicht allein tiefer erforscht hätte, als alle seine Vorgänger, sondern auch wirklich und wahrhaftig in diesem Grunde angelangt wäre und von da aus im Stande wäre, die ganze Welt dem lieben Gott nachzukonstruiren und zu beweisen, warum

Alles so wäre und nicht anders sein könnte, als es ist, könnte er mehr thun, als uns das Warum der Schönheit in abstrakter Formel auszusprechen, könnte er uns mit schöpferischer Kraft eine Ahnung der Schönheit selbst ins Herz flößen? Muß nicht das Schöne auch wieder durch das Schöne bezeichnet werden, um sich als schön fühlen zu lassen, kann man durch undichterische Schönheitslehren über die Schönheit belehren, hebt nicht eine abstrakte Definizion die Schönheit, die sie definiren will, und daher sich selber auf, kann man die geistigste Blüthe alles Er[illegible] sei es dem unmittelbaren Quell der Natur od[illegible]Händen der Kunst entsprungen, unter das anatomische Sezirmesser bringen und ist das, was unter solchen Händen seufzst, todt oder lebendig zu nennen?

Nicht jede Philosophie also hat, als solche, die Kraft und die Eigenschaft, das Prinzip der Schönheit würdig darzustellen und noch weniger läßt sich erwarten von den Schriften der gelehrten Pedanterie, wie ein solches musterhaftes Beispiel oder Gegenspiel der Aesthetik in Baumgarten's lateinischen Werken vorliegt, der die ausländische Form natürlich noch zum geringsten Vorwurfe dient. Schon der Name Aesthetik ist so unpassend als möglich, dieser Name, der das verdiente Schicksal gehabt hat, anfangs nur unter

lateiniſch-deutſchen Gelehrten, unter akademiſchen Kathedriſten bekannt zu ſein, bei ſeinem Eintritt ins große Publikum aber, ſo wie in gegenwärtiger Zeit, von den Gelehrten faſt verachtet, von ſüßlichen Schöngeiſtern erniedrigt und in der Meiſten Munde beſpöttelt zu werden. Es wäre in der That ſehr zu wünſchen, daß der Name und die ganze Behandlung deſſen, was man unter dieſem Namen zuſammenfaßte, in Deutſchland gar nicht aufgekommen wäre. Das Gefühl des Schönen iſt unter den Deutſchen keineswegs ſo verbreitet, befeſtigt und veredelt, daß es geſchützt und ſicher genug wäre vor den erkältenden Einflüſſen, womit daſſelbe auf der einen Seite von dem hölzernen Scepter der Schulgelehrſamkeit, auf der andern von dem leichtfertigen Geckenthum des Gallizismus bedroht wird. Die Aeſthetik iſt als Wiſſenſchaft, für Deutſchland viel zu früh gekommen. Das Gefühl des Schönen muß ſich vor Allem erſt durch das Leben befruchten und bilden, wenn es in Büchern und Hörſälen würdig dargeſtellt und ein wahrhaft integranter Theil der Philoſophie werden ſoll. Das Schöne ſelbſt aber ſchwebt nicht in der Luft, eben ſo wenig, wie die Blüthe und das Roſenblatt, es muß befeſtigt ſein an einem Stamme, es muß Charakter haben und nichts fehlte zur Zeit, als Baumgarten ſeine Aeſthe-

tik ſchrieb, der deutſchen Nation mehr als dieſe. Nationalgefühl muß dem Gefühl fürs Schöne, politiſche Bildung der äſthetiſchen vorausgehen. Ohne Kraft gibt es keine Gewandheit, ohne Charakter keinen Ausdruck, ohne Ausdruck keine Schönheit, weder im Stil des Bildhauers, noch im Stil des Schriftſtellers. Beglückter war das griechiſche Volk, als wir. Es beſaß freilich keine Aeſthetik, aber dafür platoniſche Dialogen, worunter wahre Opfer an die Göttin der Schönheit, behandelten ſie auch nicht, wie ſie thun, das καλον κἀγαθον als ihren Hauptgegenſtand und identifizirte ihr Urheber auch nicht, wie er thut, das Schöne mit dem ewig Einen, mit Gott ſelber. Unſere neuere Aeſthetik beſchränkt ſich daher auch, aus Mangel an Lebensfülle, gänzlich auf das Schöne oder die Schönheiten in Poeſie und Kunſt und ſind, wie auch viele den Namen führen, bloße Theorien der ſogenannten ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, die zu Anfang einige vorläufige Definizionen vom Schönen, Erhabenen, Anmuthigen, Witzigen u. ſ. w. aufſtellen und dann allerlei und mancherlei aus der Geſchichte und Technik der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften folgen laſſen. Es gibt nur eine einzige Schrift über gewöhnliche Aeſthetik, die genial und äſthetiſch iſt, die Jean Pauliſche, wie nur ein einziges Werk,

das die Aesthetik im höhern, im griechisch-platonischen Sinne auffaßt, der Erwin von Solger. Allein schon aus der allgemeinen Unkunde dieses Werks, muß sich zweierlei klar machen, daß es entweder nicht in zeitgemäßer Form geschrieben, oder daß sein Inhalt nicht zeitansprechend sei. Beides ist mir ausgemacht. Die Form ist dialogisch und der Inhalt eine Vergötterung des Schönen mit einem Anschein des Enthusiasmus, der dem Platonischen nicht allein nahe kommt, sondern ihn noch zu übertreffen scheint, der aber lange nicht die Wärme und Kunstlosigkeit hat, als der des griechischen Meisters. Um sich davon einen Begriff zu machen, vergleiche man die so wahre als genievolle Schilderung, die Jean Paul von den Griechen gibt, mit dem Leben, das wir Deutsche in Deutschland führen, so wird man einsehen, daß die Begeisterung eines platonischen Dialogs, wie des Sympoſions, eine natürliche, Solger's aber eine gemachte war, wie mehr und weniger jede Begeisterung, die isolirt steht und ihre Quelle nicht aus der Zeit nimmt.

Zweite Vorlesung.

Meine Herren. Ich bitte Sie, sich aus der ersten Vorlesung den Satz ins Gedächtniß zurückzurufen, daß der Gegenstand der Aesthetik, die Schönheit und deren Erscheinung in den Gebieten des Lebens und der Kunst, weder von abstrakter Philosophie, noch von geist- und ahnungsloser Gelehrsamkeit aufgewiesen und dargestellt werden könne; daß aber die deutsche Aesthetik, als akademische Wissenschaft, mit wenigen Ausnahmen eben das Schicksal gehabt habe, von solchen Männern geschrieben und gelehrt worden zu sein, denen der rechte Natursinn und die Bildung für die Schönheit bald völlig abging, bald nur in sehr geringem Grade beiwohnte. Einseitigkeit in jeder Art ist keiner Wissenschaft nachtheiliger, als der Lehre

vom Schönen, ja es steht eben die Einseitigkeit im graden Widerspruch mit der Schönheit, welche die freie Entfaltung liebt und nur im Elemente der Freiheit sowohl gedeihen, als verstanden werden kann. Wenn in der Philosophie, in der Wissenschaft eine große einseitige Schärfe des Verstandes, der Abstraktion, wenn in Sachen der Gelehrsamkeit eine gewisse einseitige Stärke des Gedächtnisses, bedeutenden Leistungen nicht nur nicht hinderlich, sondern förderlich scheint — eine Bemerkung, die sich Ihnen bei der Geschichte der Philosophie und der Gelehrsamkeit aufdringen wird — so ist dies der umgekehrte Fall bei den Lehren des Geschmacks, welche bei einseitigen Richtungen der darstellenden Individuen und ganzer Zeitalter um desto geschmackloser und den Sinn für das Schöne um desto weniger erregend und bildend sind, je naturwidriger und unharmonischer, das heißt, je einseitiger die Bildung ihrer Urheber war. Ich möchte noch immer, nach Allem, was bisher in Deutschland Aesthetisches und über Aesthetik geschrieben worden, so viele Goldkörner Lessing, Herder, Jean Paul, Schiller, selbst Bouterwek auf diesen dürren Boden hingestreut haben, ich möchte noch immer dem Jünger des Schönen und dem Freund seiner eigenen harmonischen Ausbildung den Rath geben, sich seinem eigenen Ge-

nius zu überlaſſen und ſtatt ſich durch mehr oder minder willkührliche Räſonnements über die Schönheiten in Kunſt und Poeſie verwirren zu laſſen, ſich nur an die meiſterhaften Kunſtprodukte der alten und neuen Zeit ſelbſt zu halten und bei ihrer Leſung, ihrem Anſchauen ſich von den unausbleiblichen Wirkungen der geiſtigen Kraft der Schönheit lebendig zu erfüllen, wozu dem Deutſchen insbeſondere Goethe's Werke als muſterhaft vorſchweben.

Doch vielleicht, meine Herren, kommt den Deutſchen, als Nation, die Schönheitslehre und der Schönheitsſinn viel zu früh, und dies war der zweite Hauptſatz der erſten Vorleſung, in der ich dieſe Behauptung aufzuſtellen gewagt habe. Die Schönheit, ſagte ich, beruht auf Kraft und Charakter, ſie beruht auf leiblicher und geiſtiger Geſundheit, auf Lebensfriſche, auf Behaglichkeit, auf Freiheit und Harmonie; denn unter dieſen Grundbedingungen kann jedes Volk des Erdbodens, nicht allein das griechiſche unter ſeinem ewigblauen Himmel und mit ſeiner offenen, ſonnigheitern Sinnlichkeit, ſondern auch der Deutſche, der Nordmann unter rauherem Himmel, den Sinn für Schönheit unter ſich ausbilden und aller Segnungen deſſelben und des doppelten und dreifachen Lebensgenuſſes, der aus dieſem Sinn entſpringt, theilhaftig werden. Aber faſt mehr noch als der

Grieche, der Sohn des Südens, hat der Deutsche, der Nordmann auf die Ausbildung seines Charakters hinzuarbeiten; unser Geist ist von Natur formloser, als der griechische; zwischen unthätiger Ruhe und träger Beharrung und momentaner heftiger Aufregung und aufblitzenden Leidenschaften schwanken die Besseren und die Besten unter uns hin und her, die geistigsten Aeußerungen und die tiefsten Gemeinheiten vereinigen sich oft in einer und derselben Person. An Leuten, die vor Gelehrsamkeit strotzen und halb darüber platzen, wie an Leuten, die vor lauter Scharfsinn und Spitzfindigkeit beständig auf Nadeln gehen, an überschwänglichen Poeten, an wahnsinnigen Musicis, an eingehimmelten, augenverdrehenden Frömmlern, an Charakteren dieser Art, fehlt es allerdings nicht in Deutschland, allein ihre Fülle und Anzahl bestätigt eben meine Behauptung, daß man zu wenig Charakter und Ausbildung desselben unter uns antreffe. Es sind diese und ähnliche bizarre Originale (die noch dazu oft nur schlechte Kopien), lebendige Muster der charakterlosen Einseitigkeit einer zersplitterten Zeit, die sich zum wahren Charakter der Humanität in gar kein anderes Verhältniß stellen lassen, als in das der Scheuchbilder einer menschlichen Gestalt zur menschlichen Gestalt selber. Daß solche und ähnliche Charak-

tere oder Charakterverzerrungen unfähig sind, den Stempel der Schönheit aufzunehmen, bedarf wohl keiner Erläuterung. Eine zweite und noch zahlreichere Gattung von Charakteren liefern uns die Geschäftsmänner in allen Zweigen des Lebens; die Amtleute, Juristen, Advokaten, Sachwalter; diese Generalpächter des Gesetzes und der Gerechtigkeit, die noch in so vielen Ländern die Barbarei eines unbekannten, undeutschen, unvolksthümlichen und daher rechtlosen Rechts täglich verewigen und die daher seit alter Zeit eine pedantisch gelehrte Kaste bilden, welche, wie alles Kastenwesen, der freien Bildung und schönen Humanität schnurstracks entgegenläuft, — die Aerzte, welche ebenfalls ihre Wissenschaft und ihr ganzes Treiben vor den Augen der gebildeten Nation verbergen und sich in den Nimbus einer Kunst hüllen, die an unsern eigenen Leibern experimentirt und tastet — die Schulmänner, die sich noch immer nicht entschließen können, ihre Perrücke abzulegen und deutsche Jünglinge statt Latinisten und Gräzisten fürs Leben heranzubilden — die Theologen — kurz alle Aemter, die als sogenannte Brodstudien auf unsern Universitäten in eigenen abgeschlossenen Disziplinen gelehrt werden, wie wenig entsprechen sie im Ganzen, Großen, wie im Einzelnen dem rei-

nen Bilde der Humanität, und wie selten kann man beim Anblick des Wirkens der in diesen und durch diese Disziplinen ausgebildeten Männer freudig ausrufen, hier ist ein Charakter, der rein und freudig im Geiste seines Volks und im Höheren der Menschheit ruht, ein individueller Mensch, der natürlich und aus dem Grunde lebt, der die Wissenschaft, die Kunst und Alles, was er treibt, nicht auf angelernte Weise handwerksmäßig treibt, sondern mit innerem Drang, mit eigenem Denken und nach selbstgemachten Erfahrungen, ein Geist, dessen charakterischer Zug es eben ist, die Bahn, die Art und Weise seiner Thätigkeit sich weder von außen aufdringen zu lassen, noch sich selber mit Willkühr zu setzen, sondern mit klarer Besonnenheit zu wählen. An der Bildung eines solchen Mannes, meine Herren, mag vielleicht die letzte Feile fehlen, seiner geistigen Gestaltung, seiner leiblichen Erscheinung noch Manches abgehen, was der Grieche des Perikles, der auf jeden Zug, auf jedes Wort, auf jede Bewegung achtete, Sorgfalt verwandte, was der ungern vermißt hätte, es mag ihm noch nicht der rechte Sinn aufgegangen sein für die tiefe Bedeutsamkeit der äußeren schönen Form, für die himmlische Blüthe des Geistes, für den reinen Abdruck der innern Harmonie, es mag ihm Sinn und Gemüth noch nicht

gehörig aufgeschlossen sein für die Freuden der Kunst, für den Genuß der Poesie, er mag den Apoll von Belvedere noch nicht bewundern, sich für die Goethische Iphigenie noch nicht begeistern, sich vom Zauber einer schönen Gegend, einer Mozartschen Musik nicht hinreißen lassen, sich überhaupt noch nicht über den bloßen baaren Ernst des Lebens in die freiere Region erhoben haben, wo der Ernst ein Spiel und das Spiel ein Ernst ist, ich meine die Region der Kunst, der ästhetischen Anschauungen des Lebens — aber er ist vorbereitet, er ist des Besten würdig, was Gott für uns bestimmt hat, des Genusses, den nur derjenige ahnt, dem er dafür Empfänglichkeit gegeben, und dem Welt, Erziehung und Gesellschaft dessen nicht beraubt haben.

Allein, so lange noch das Leben selbst, das uns von der Wiege auf umfängt, so lange noch die Schule, die Universität, diese Bildungsmittel unseres Geistes, später der Staat und das, was jetzt unter dem Namen der guten Societé und im weitern Umfang, der bürgerlichen Gesellschaft besteht, so lange dies Alles der eigenthümlichen Bildung und Entwicklung unsers Charakters mit Händen und Füßen entgegenarbeitet, werden solche Männer immer nur zu den seltenen Erscheinungen gehören und somit auch die Ausbildung des Schön-

heitssinnes, nach meiner innigsten Ueberzeugung, eine vergebliche, ja in vielen Fällen schädliche sein, eine Erfahrung, die wir sowohl an jenen geschmackvollen Kunstkennern machen, welche in unmännlicher Sorglosigkeit und Unbekümmertheit die Wissenschaft ums Vaterland und die großen Interessen der Zeit, in italienischen und antiken Kunstgenüssen schwelgen, oder, wenn sie es nicht zur Kunstkennerschaft bringen, fade Schöngeister werden, die sich bei den Gebildeten, und die Aesthetik mit ihrer Person beim großen Haufen lächerlich machen. Vom Letzteren habe ich bisher noch gar nicht einmal gesprochen, indem ich die Unfähigkeit unserer Zeit zum Genuß und zur Würdigung des Schönen in dieser Einleitung berührte. Wer hat ihn, diesen großen Haufen, besser geschildert als Kant in seinem Werke über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, wenn er spottend sagt: wohlbeleibte Personen, deren Autor der Koch ist und deren Werke von feinem Geschmack im Keller liegen, werden bei gemeinen Zoten und einem plumpen Scherz in eben so lebhafte Freude gerathen, als diejenige ist, worauf Personen von edler Empfindung so stolz sind. Ein bequemer Mann, der die Lektüre der Bücher liebt, weil es sich so wohl dabei einschlafen läßt; der Kaufmann, dem alles Vergnügen läppisch erscheint, dasjenige ausgenommen, das

ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvortheil überschlägt: der Liebhaber der Jagd, er mag nun Fliegen jagen, wie Domitian, oder wilde Thiere, Alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dürfen, oder auch von andern sich einen Begriff machen können — allein, ich wende für jetzt keine Aufmerksamkeit darauf. Es gibt noch ein Gefühl von feinerer Art, und so fort, unter diesem Gefühl verstand Kant das Gefühl für das Schöne und Erhabene, das in ihm selbst, wenn auch mit Uebergewicht für das geistig und moralisch Erhabene lebendiger war, als in den meisten seiner späteren Jünger, Fichte und Schelling ausgenommen.

Ueberhaupt bin ich weit entfernt, wenn ich den Deutschen der nächstvergangenen und heutigen Welt das rechte Lebenselement und daher den rechten Sinn der Schönheit abspreche, in dieser Behauptung den Einflüsterungen gewisser Schriftsteller Raum zu geben, die allzu leichtfertig über unsere Nation den Stab brechen. Vor dieser Gesinnung schütze uns nicht eben die Stumpfheit, die man uns überm Rheine verwirft und die Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt — denn man kann wohl sagen, daß die ganze Welt über uns richtet, und daß wir nicht allein dem raschen

Franzoſen, ſondern auch dem bedächtigen Engländer, ja ſelbſt dem knechtiſch-feigen Italiener ein willkommner ſatyriſcher Stoff ſind — ſondern der Glaube an unſere Nation, das Vertrauen auf die Zeit, die Roſen und Ketten bricht, die Kenntniß unſerer Geſchichte, die uns einen Spiegel vorhält, worin wir eine beſſere und glänzendere Vorzeit beſchauen.

Ja, ich bin im Gegentheil ſo weit entfernt von Kleinmuth, daß ich der Ueberzeugung lebe, keine einzige von den großen europäiſchen Nationen ſei von der Natur beſſer bedacht, als eben die unſrige. Das ſehen wir am Mittelalter, an demſelben Mittelalter, das, als es veraltet war, Luthers Hand, und der dreißigjährige Krieg, und der ſiebenjährige, und die Revolution und Napoleon und die Befreiungskriege, Alles, was auf Deutſchland losgeſtürmt hat, nicht ſo weit hat zerſtören und abbrechen können, daß nicht noch gegenwärtig die alten zerbröckelten Säulen und Bogengänge in Schulen und auf Univerſitäten, in Kirche und Staat vor unſern Augen daſtänden, und uns an eine Zeit ermahnten, deren geiſtiges Prinzip längſt untergegangen iſt, deren leiblicher Schutt aber noch immer unausfehrt, Leben und Wachsthum hemmend in der Gegenwart liegt. So großartig baute jenes granitne Mittelalter,

solche Massen thürmte es in die Luft, mit so festem Kitt band es die Formen seines Lebens an einander fest und so lange Zeit muß es dauern, daß nach seinem Fall eine neue Generation sich wieder erheben und auf eigenem Grund und Boden für sich dastehen kann. Unzweifelhaft leiden wir Deutschen blos am Mittelalter — daher unsere Pfaffen, daher unsere Höfe, daher unsere Ritter, daher unsere lateinischen Juristen, medici, theologi, Promotionen und Dissertationen und das ganze Spießbürgerthum unserer politischen und gelehrten Welt, worüber unsere Nachbarn und wir selbst im guten Humor uns so oft lustig machen. Allein, beweist nicht eben diese Zähigkeit und Unzerstörbarkeit der mittelaltrigen Formen, die ein ganz anderer Geist beseelte, für die ungeheure aufbauende Kraft jener Zeiten?

Das ist aber klar, sagt Moriz Arndt, daß, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, man bei ihnen nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der frühsten Zeit geworfen, eine uralte, geistreiche und seelenvolle Religion, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert war, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der früheſten

Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben — alles dieses muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert schon so herrlich schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, was jene frühste Zeit geboren hat? Aus welcher Brust klang zuerst das Nibelungenlied und so viele süße Volksgesänge? Wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Köln, Wien, Straßburg und Pisa gebaut? Woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutungen und Weissagungen einer zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich, diese Werke und Bilder sind Beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott und er selbst schuf aus ihnen.

In der That, wenn es nach des schönen Griechenlands Entartung eine Epoche in der Weltgeschichte gab, welche sich durch ihr reges Walten und Wirken und durch ihren Sinn für Kunst und Schönheit die Auszeichnung erwarb, nicht mit Griechenland verglichen, sondern Griechenland an

die Seite geſtellt zu werden, ſo iſt dieſes die Epoche des deutſchen Mittelalters.

Von ſonſtiger Vergleichung zwiſchen beiden kann allerdings nicht die Rede ſein, jede iſt zu eigenthümlich ausgeprägt und kann daher nur aus ſich ſelbſt begriffen und mit ſich ſelbſt verglichen werden. Man hat die Kunſt und Poeſie des Mittelalters mit dem Namen der romantiſchen, die Kunſt und Poeſie der Alten mit dem Namen der klaſſiſchen getauft, welcher Name und Gegenſatz von einer deutſchen Dichterſchule, Tieck und den beiden Schlegeln, die man ſelbſt zur neuromantiſchen Klaſſe zählte, ausging, in Deutſchland viel Streit und Gerede machte und ſeit einem Dezennium auch in Frankreich und Italien die größten Spaltungen erregte, indem die jungen franzöſiſchen und italieniſchen Dichter ſich zu den deutſchen Romantikern ſchlugen, und im Gegenſatze zu den Nachahmern des altklaſſiſchen Stils ſich mehr der britiſchen und deutſchen Phantaſiefülle und Regelloſigkeit hingaben, worin ſie hauptſächlich das Weſen der Romantik erblickten. Ueberhaupt hat man viel Mißbrauch mit beiderlei Namen getrieben, und man iſt ſich noch jetzt, weder in Deutſchland, noch bei unſern Nachbarn ſelten klar, worin denn eigentlich das unterſchiedliche Weſen der einen und

der andern Art bestehe. Vielleicht drückt man sich darüber am Richtigsten aus, wenn man sagt, die Kunst der Alten, das ist, die Klassik, habe darin bestanden, daß sie jede Idee, die sie darstellen wollten, sei's mit dem Meißel, am Stoff des Marmors, sei's mit dem Griffel, am Stoff der Sprache, daß sie jede darzustellende Idee, so vollkommen an diesem Stoffe ausdrückten, daß nichts mehr und nichts weniger, als eben die Idee selbst sinnlich vor Augen trat; dagegen die Kunst der Romantiker darin bestand und besteht, daß sie die Idee im sinnlichen Stoff keineswegs vollkommen erschöpften, sondern nur symbolisch an ihm darstellten, so daß man bei ihren Gebilden immer etwas mehr hinzuzudenken habe, als man vor Augen sähe. Die Ursache war denn die, daß die alten griechischen Künstler, nach ihren Begriffen von sinnlicher Form und Schönheit, alle diejenigen Ideen zur Darstellung verschmähten und von sich wiesen, welche sie nicht in feste Form vollkommen einfassen konnten, die Künstler und Dichter des Mittelalters aber sich kein Bedenken daraus machten, das Höchste und Tiefste, was nur die Menschenbrust fassen, aber kaum ein sterblicher Mund aussprechen konnte, symbolisch in Formen und Gestalten wenigstens anzudeuten. Daß uns

eine ſolche Kunſt der Bedeutſamkeit, eine ſolche Symbolik der Religion und der Liebe aus den Denkmälern des Mittelalters überall anweht, uns bald heimlich, bald großartig, bald abentheuerlich ergreift und etwas Unendliches, Ahnungvolles, Sehnſüchtiges in uns anregt, wird Jeder geſtehen, dem das Mittelalter bekannter geworden iſt, wie aus Büchern der neuern Zeit über daſſelbe.

Sollte es nun dieſe romantiſche Art der Schönheit ſein, die uns als Muſter, als nationelles Element vorſchweben muß, wenn wir uns aus dieſer Zeit nach einer ſchöneren umſehen?

Ehe ich mir dieſe Frage zu beantworten getraue, werfe ich einen kritiſchen Blick auf gewiſſe Erſcheinungen des Mittelalters, die als die glänzendſten von den romantiſchen Dichtern geprieſen worden ſind; bewähren ſich dieſe als echt, als für alle Zeiten echt, ſind ſie nicht allein dem Schooß einer gewiſſen Bildungsſtufe, ſondern dem ewigen Schooße der Natur ſelbſt entſprungen, ſo würden ſie für die romantiſche Schönheit, mit welcher ſie in ſehr genauer Verbindung ſtehen, in unſern Augen ein ſehr günſtiges Vorurtheil erwecken. Ich meine hier insbeſondere die Andacht, die Ritterehre und die Frauenliebe des Mittelalters, drei

der schönsten Strahlen aus dem Leben dieser wunderbaren Zeit.

War, frage ich mit Herder, war jene Andacht des Mittelalters, ich spreche nur von der reinen und uneigennützigen, von der hohen, mystischen Andacht und nicht von der pfäffischen mit ihrem Klingklang und ihrer Selbstsucht, jene Andacht, welche die ungeheuren Dome baute, welche sich unermeßlichen und unnennbaren Gefühlen hingab, war sie rein menschlich, oder lag nicht etwas Uebertriebenes, Ungestaltetes und Falsches darin? Ich glaube, ja. Das Unermeßliche, sagt Herder, hat kein Maß, das Unendliche keinen Ausdruck. Je länger man an diesen Tiefen schwindelt, desto mehr verwirret sich die Zunge, Du sagst nichts, wenn Du vorhattest, etwas Unaussprechliches zu sagen.

Und jene Frauenliebe, jene Galanterie der Liebe, war sie nicht ein falscher Geschmack, war es die Sprache des Herzens, der rein menschliche Erguß des Gefühls und natürlicher Neigungen, welche in diesen Bildern, Schwüren, Worten, Witzen und Wendungen der mittelaltrigen Gedichte (das Nibelungenlied ist überall auszunehmen) spielt. — Ich denke ja, und dasselbe denke ich von der übertriebenen Ritterwürde. Alles Gekirr,

ſagt derſelbe Herder, alles Geklirr an Mann und Roß kann uns, wo Verſtand, Zweck, Ebenmaß, wo Humanität fehlt, kein Klang einer himmliſchen Muſe werden. — Daß die Raubritter des ſpätern Mittelalters zu dieſem Gemälde nicht einmal geſeſſen haben, ſehen Sie von ſelbſt.

Dritte Vorlesung.

Indem ich dem deutschen Leben von gestern und heute denjenigen Charakter absprach, der überhaupt nur fähig wäre, sich zur Schönheit zu steigern und zu verklären, wies ich zugleich die Beschuldigung von mir, als ob ich unserer Nation überall Charakterbefähigung und daher Schönheitsbefähigung abzusprechen gedächte. Ich hielt Ihnen den Spiegel des deutschen Mittelalters vor, Sie sahen den nationalen Quell des deutschen Lebens eröffnet, in jugendlicher Freiheit dahin strömend, gewaltige und zugleich schöne Unternehmungen, starke und zugleich kunstreich gebildete Menschen, Künste, die der Reichthum ernährt, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude, Ernst im Schaffen, Lust im Spiel, Kriegsübungen, weidliche Ritter, tapfere

Bürger, welche das Schwert zu führen verſtanden, keuſche Weiber, die in Anmuth, Zucht und Unſchuld aufblühten und daher nach Allem auch eine Poeſie, welche der Wiederſchein dieſes Lebens war und in der ſich alle Strahlen ſammelten, die romantiſche Poeſie des Mittelalters.

Mußte nun dies Spiegelbild viel Anziehendes für unſere Phantaſie haben, die in der Gegenwart aus Mangel an Nahrung zu verſchmachten droht, ja lag uns die Frage nahe, ob es nicht eben dieſe romantiſche Schönheit des Mittelalters ſei, deſſen Wiederbelebung der Zeit und dem deutſchen Volke Noth thue, ſo ließen wir uns doch nicht darauf ein, dieſe Frage eher zu beantworten, als bis eine andere aufgeworfen und beantwortet wäre, nämlich die: trägt die romantiſche Schönheit des Mittelalters auch in der That den Stempel der ſchönen Humanität an ſich, der uns als Ideal vorſchwebt, war ſie lautre Natur, frei von Künſtelei und Ueberſpannung, war ſie dem deutſchen Geiſte ſo eigenthümlich, daß keine ſpätere Zeit ihre Kraft entfalten kann, ohne ſich in dieſe Form zu ſchmiegen, muß die neue ſchönere Zeit, die heranzieht, die als Samenkorn in tauſend und aber tauſend deutſchen Herzen verſchloſſen liegt, um an irgend einem Frühlingsmorgen neuerwacht ins Leben zu blühen, muß ſie haben Barone, Ritter,

Knechte, Dome, Pfaffen, galanten Frauendienſt, Minnegeſang und alle jene Denk- und Lebensformen, wodurch ſich das Mittelalter auszeichnete. Und da glaubten wir, mit Nein antworten zu müſſen, und ich denke, Alles was jung iſt in Deutſchland, ſteht auf unſerer Seite und lebt der frohen Hoffnung, daß auch ohne Verjüngung mittelaltriger Formen eine Wiedergebärung der Nation, eine poetiſche Umgeſtaltung des Lebens, eine Ergießung des heiligen Geiſtes, eine freie, natürliche, zwangloſe Entfaltung alles Göttlichen und Menſchlichen in uns möglich ſei.

Das Mittelalter hat ſich überlebt, ſein Geiſt iſt ein Schatten der Geſchichte, der auf verwitterten Ruinen einherwandelt. Poeſie mag ihn beſchwören, mag ihn in romantiſchem Mondlicht unſerm Auge vorüberführen, der helle Tag ſieht und kennt ihn nicht mehr. Schon zur Zeit der Reformation gehörte er zu den Abgeſchiedenen, die Erfindung des Pulvers, der erſte Kanonenſchuß, die Entdeckung der griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, die Entdeckung von Amerika hatten ihn in Europa, und hauptſächlich in Deutſchland allmählig geſchwächt und vernichtet, als Luther auftrat und durch den Erfolg ſeiner kühnen Worte und Unternehmungen darthat, daß ſeine älteſte

Burg und sein festestes Prachtgebäude, die Kirche, nur sein eignes Mausoleum sei.

Meine Herren, man hat es unserm Luther verdacht und ich kann große Männer dafür anführen, daß er beim Werk der Reformation so wenig auf der einmal gegebenen historischen Basis fortbaute, daß er der Kirche, welche er stiftete, so wenig aus der Nachlassenschaft der alten zertrümmerten aneignete, daß er das ehrwürdige Erbe der Väter zu unbedenklich Preis gegeben, die Tradition verworfen, die Zeremonien und Aeußerlichkeiten verachtet habe; allein dieser Vorwurf beruht auf Mißverständniß sowohl der Reformation, als überhaupt der geschichtlichen Fortbildung der Menschheit, wie sie uns eben in der Geschichte selbst zu Tage liegt, wenn wir unsere Augen nicht durch willkührliche Vorurtheile blenden. Die Reformatoren waren begreiflicher Weise keine Anhänger der historischen Schule, welche gerade in unserer Zeit so viele Häupter und Verfechter findet und deren Prinzip der allmähligen, schrittweisen Entwicklung des Positiven, des Staats, des Rechts u. s. w. zu kleinlichen und engherzigen Ansichten und Irrthümern Veranlassung gibt. Hätte Luther das traditionelle Prinzip zugegeben, so hätte er es nicht wagen dürfen, auch nur einen Stein an

Sankt Peter zu rühren, dazu hatte das Gebäude der alten Kirche viel zu viel Konsequenz, als daß ein Einzelner hätte mit Einzelnem willkührlich schalten und walten dürfen. Luther, der schwach anfing, ward durch innere Nothwendigkeit auf seinem Wege immer weiter fortgetrieben und sah sich am Ziel seiner Laufbahn durch eine unübersteigliche Kluft von der Kirche des Mittelalters getrennt, nicht etwa, als hätte er ein positiv Lebendiges dem positiv Todten gegenüber gestellt — denn was Luther aus der Bibel und der frühsten christlichen Zeit dogmatisch Positives zum Behuf seiner Kirche aufzustellen sich veranlaßt fand, war in ihm selbst allerdings mit gewaltsamen und großartigen Zügen ausgeprägt, zeigte sich aber bald in versteinertem Zustande der Orthodoxie und ohne jugendliche Zeugungskraft — sondern weil er gegen die Unvernunft und gegen die Historie protestirte und Papst, Religion und Kirche seinen lutherischen Kopf entgegensetzte, der denn auch so fest, eisern war, daß er unbeschadet an ihrem Fels anrennen konnte.

Dies Protestiren gegen die Historie, meine Herren, das ist die große Erbschaft, die Luther uns übermacht hat und wollte Gott, seine Kraft und sein Geist senkte sich auf uns nieder und wir wären im Stande, das begonnene Werk der Re-

formation nach allen Seiten hin würdig zu vollenden. So wie aber die Reformation einseitig stehen geblieben ist, so wie dieselbe sich in aller Hast vermählt hat mit der Einseitigkeit des Verstandes, mit der Prosa des Lebens, hängt die schöne Frucht leider saftlos und traurig am dürren Ast und sehnt sich abzufallen und einer neuen Blüthe Platz zu machen. Wehmuth ergreift mich, sehe ich den Lorbeerbaum von tausend Wucherpflanzen umschnürt, seiner besten Säfte und Kräfte durch Schmarotzer beraubt, fröstelnd in kalter Luft, absterbend in fremdem Boden, ohne einen Fußbreit vaterländische Erde, im Treibhaus der Unnatur, statt frei und offen dazustehen in Gottes schöner Welt, seine Wurzel befruchtet durch die uralten Quellen der Poesie, seine Blätter dem Säuseln der Liebe und dem Sturm der Leidenschaften Preis gegeben, seine Krone dem Himmel, dem Frieden, der Sehnsucht und den Segnungen der himmlischen Sonne, Religion.

Wie sich aber unser nationales Leben in Zukunft gestalten und entfalten wird, so viel scheint gewiß zu sein, daß die Hoffnung der Zukunft einerseits beruhe auf der Jugend, andererseits auf der Wahl desselben Weges, auf dem Luther den ersten Riesenschritt machte und auf dem ihm die Pygmäen der Folgezeit in Stich gelassen haben.

Ich meine auf dem Wege des Proteſtirens, des Proteſtirens gegen alle Unnatur und Willkühr, gegen den Druck des freien Menſchengeiſtes, gegen todtes und hohles Formelweſen, Proteſtiren wider die Ertödtung des jugendlichen Geiſtes auf unſern Schulen, wider das handwerksmäßige Treiben der Wiſſenſchaften auf unſern Univerſitäten, Proteſtiren wider den Beamtenſchlendrian im Leben, wider die Duldung des Schlechten, weil es herkömmlich und hiſtoriſch begründet, wider die Reſte der Feudalität, wider die ganze feudal-hiſtoriſche Schule, die uns bei lebendigem Leibe ans Kreuz der Geſchichte nageln will, und vor allen Dingen Proteſtiren gegen den Geiſt der Lüge, der tauſend Zungen ſpricht und ſich mit tauſend Redensarten und Wendungen eingeſchlichen hat in alle unſere menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe.

Es iſt eben zu dieſer Zeit, wo der Geiſt aus veralteten Formen gänzlich herausgewichen iſt, die Hiſtorie ſelber zur Lüge geworden und die Behauptung, es müſſe ſich das Neue aus dem Alten, das todt und abgethan iſt, allmählig fortentwickeln, iſt eben die abgeſchmackteſte Lüge, womit der Anbruch des Neuen zurückgehalten werden ſoll. Es iſt wahr, es liegt im Gange der Menſchheit, ſich in der Dauer gewiſſer Epochen am Poſitiven weiterzubilden; allein nicht weniger wahr iſt es,

daß mit dem Schluſſe dieſer Epochen die geiſtige Entwicklung völlig aufhört — das Poſitive verfault, es muß ein neuer Lebensfunke in die Bruſt der Menſchheit fallen, zur neuen Entwicklung von Formen und Gebilden, welche ebenfalls ihre Zeit haben, um zu blühen, zu wachſen, zu welken und zu vergehen. Betrachte ich die geiſtige und leibliche Lebendigkeit jugendlicher Völker, z. B. einſt der Griechen und unſers eigenen Volks und vergleiche dieſe mit den europäiſchen der Gegenwart, ſo ſehne ich mich unter jenen geſchichtloſen Menſchen zu leben, die nichts hinter ſich ſehen, als ihre eigenen Fußſtapfen und nichts vor ſich als Raum, freien Spielraum für ihre Kraft. Die Menſchheit, ſagen freilich die feudalen Hiſtoriker, iſt nicht ſo übel daran, immerfort bildet und beſeelt ſie das Alte, den Theil, der ſich nicht länger bilden und beſeelen läßt, ſtreift ſie von ſich ab und ſie hat daher auf ihrem Wege nichts weiter zu tragen, als ſich ſelbſt. — Was nicht iſt, bemerken Andere, ſollte wenigſtens ſo ſein: ſucceſſive Fortentwicklung iſt das Geſetz des Lebens, jede Gegenwart hat die Aufgabe, ihren Schatz zu revidiren, durch Stehenlaſſen und Ausmerzen Heute und Geſtern mit einander zu verſöhnen. Aber, frage ich, wer ſchreibt denn die Geſetze des Lebens, Ihr oder die Geſchichte. Seht Ihr nicht,

daß den fortlaufenden Generationen ſich von ſelbſt und trotz aller Gegenmühe ſpaniſche Stiefel an die Füße hängen, daß die Ausdünſtungen des Lebens ſich nach und nach am Buſen der Völker verſteinern, ſich als Kruſten um ihre Bruſt ſetzen und ihnen das Athemholen ſchwer machen, daß es für die Völker keine Wohlthat, ſondern Plage iſt, Tauſende von Jahren hinter ſich her am Schlepptau zu ziehen? Alle Urſagen der Völker beſtätigen uns, daß ſelbſt die früheſte, ſchöpfungsjunge Menſchheit ſich bald, ſehr bald ausgelebt und gleichſam abgenutzt habe; bildet es doch ein Hauptſtück in den hebräiſchen, indiſchen, griechiſchen Sagen, daß Sündfluthen das früh gealterte, ſeiner eigenen Geſchichte verfallene Geſchlecht der Menſchen wegraffen und vom Erdboden vertilgen? Muß nicht eine neue Jugend die Erde bevölkern, wenn die Elohim, die Götter den Anblick der erbärmlichen, ſündigen und ausgearteten Söhne des Staubes nicht länger ertragen können? Und in Geſchichte — man werfe nur einen Blick auf die Römer und Griechen zur Zeit des Heilandes: Was hatte die frühere Götter- und Heroenwelt, die Zeit der Ariſtide und der Katonen ihnen zum Erbtheil überlaſſen? Ihren Leichengeruch. Und dieſes weltverjüngende Chriſtenthum, das nicht neuen Moſt in alte Schläuche füllte, dieſes Chri-

ſtenthum in den Tagen vor Luther? Ausgearteter, als das Judenthum je geweſen. Statt Kinder Gottes, wie die Chriſten ſein ſollten, nicht einmal Knechte Gottes, was die Juden waren, Knechte des Papſtes, der Pfaffen, der Tradition, der Geſchichte, die ihren Abfall und Kehricht den Menſchen thurmhoch auf die Seele geſchichtet hatte. Die Anwendung auf unſere Zeit überlaſſe ich Ihnen ſelbſt. Wir ſind krank an unſerer Hiſtorie und wir werden vielleicht darüber hinſterben, ehe wir uns den Muth faſſen, den unheilbaren Sitz unſerer Krankheit einzuſehen, und uns dem wunderbaren Genius anvertrauen, der verjüngend durch die Welt ſchreitet. Jedoch ſteht dem Trübſinnigen, das in dieſer Anſicht für uns liegt, der Spruch der Hoffnung gegenüber, daß ein Augenblick Alles umgeſtalten kann, ſo im Schickſal des Einzelnen, als im Schickſal der Völker und Nationen. Was aber der Jugend, als dem Element im Staat, das die neue Geſchichte bildet, jedenfalls obliegt, iſt der feſte Vorſatz, nach Kräften den bezeichneten Weg einzuſchlagen, iſt der feſte Wille, ſich immer entſchiedener von der Lüge loszuſagen, immer deutlicher ſich des Gegenſatzes zwiſchen dem Alten und Neuen bewußt zu werden, jung und jugendlich zu leben, das Handwerk fahren zu laſſen und die Kunſt zu ergreifen, das

Unschöne in Wort und That an sich und Andern nicht zu dulden, ihr Ohr dem Wehen des nahen Geistes nicht zu schließen und, weder gedankenlos und leichtfertig dahinlebend, noch schwermüthig brütend, die Blüthen des Lebens und der Wissenschaft mit jugendlicher Unschuld und Heiterkeit zu pflücken.

Es muß anders werden, das sollte das Gefühl sein, das sich Aller bemächtigte, wir selbst sind dazu berufen, das starke Echo dieses Gefühls. Wie viel dürre Blätter wir dazu aus dem Kranze unseres Lebens herausreißen müssen, wie viel Unschönes wir von uns abthun, wie viel gemeine Prosa wir für ewig in den Schlamm und Schlick der abgestandenen Zeit versenken müssen, welche neue Ansichten der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie, der Religion, des Staats, des Lebens wir fassen und zum Eigenthum unseres Herzens machen müssen, dies Alles muß uns oft und lebhaft beschäftigen und das Befreundete muß sich verbinden mit dem Befreundeten, um sich gegenseitig auszutauschen und zu befestigen.

Jetzt, darauf komme ich zurück, jetzt liegt Alles noch, Ansicht, Gefühl, und gar das Leben und Treiben gar zu sehr in roher Unbildung, in Verwirrung, Uneinigkeit und Zwist, und es hält schwer, wenn nicht unmöglich, für den Einzelnen,

sich leicht und rein hinzustellen und sich aus dem trüben unästhetischen Fahrwasser gemeiner Ansichten immer glücklich herauszuziehen. Schon habe ich mit wenig Worten unserer Schulen, Akademien und Brodstudien als solcher Erwähnung gethan, die im schneidendsten Kontraste ständen mit individueller und volksthümlicher Bildung, der Grundbedingung charakteristischer Schönheit und ihres Verstehens und Auffassens. Doch unterliegen nicht geringerem Tadel unsere Ansichten und Studien jener allgemeineren Wissenschaften, welche den Schlußstein unserer höheren Geistesbildung ausmachen sollten und ich will darunter nur die der Philosophie und der Geschichte mit Namen aufführen, vom Studium und der wissenschaftlichen Ancignung der Religion aber gänzlich schweigen.

Beginnen wir von der Geschichte. Welche unleidliche, leblose Ansicht machen wir uns über dieselbe. Ueberall, wo wir zurückgehen auf die frühsten Zeiten eines Volkes, ist es leicht zu merken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurde. Beide vereinigen sich darin, das Leben mit allen seinen Aeußerungen aufzufassen und darzustellen. Erst eine spätere gelehrte Ansicht mußte sie trennen, welche die Historie auf kritische Wahrheit beschränkt, die epi-

sche Poesie aber dem Dichter überläßt. Allein die kritische Wahrheit, hat an sich gar keinen Werth, sondern erhält ihn nur in Verbindung mit poetischer; nicht irgend eine äußere Thatsache wollen wir wissen, sondern ihren Zusammenhang mit dem Leben. Was will man von der Geschichte anders, als ein Bild der Zeiten gewinnen, welche sie darstellt, und muß nicht also unsere jetzige kritische Historie wieder, wenn auch auf einem andern Wege, eins werden mit der Poesie, mit dem Epos der Völker? Denken Sie an das beste Geschichtswerk der neuern Zeit, an unsers Niebuhr's römische Geschichte. Ist nicht eine contradictio in adjecto in diesem Titel, kann jemals durch gelehrte Forschungen etwas, was einmal nicht Geschichte war und ist, zur Geschichte erhoben werden? Lassen Sie uns doch einen Augenblick bedenken, was es heißt: Roms Geschichte soll vor unsern Augen entstehen, sich fortspinnen, mannigfach verknüpfen, in immer größern Radien anschießen bis zur Vollendung des äußersten und zur gewaltsamen Durchlöcherung und Zersetzung des ganzen Weltspinnengewebes durch die furchtbaren Stürme des Nordens.

Die ersten Fäden aller Völkergeschichten verlaufen sich in den Morgenhimmel des Mythus, Götter spinnen sie aus ihrem Busen, sie fliegen

wie verklärte Genien in einem losen, lieblichen Durcheinander und man sieht es kaum, wo sie ihren leichten Fuß auf den glatten Boden der Geschichte setzen. Dichter und Künstler sind darüber leicht zu trösten; allein Geschichtsforscher und Mythologen wandern verzweifelnd in der poetischen Götterdämmerung umher, vielfach geneckt von den räthselhaften verzauberten Gestalten, die nicht selten mit schelmischer Ironie sich grade vor sie hinstellen, sich geduldig entkleiden, befühlen und betasten lassen, und dann auf einmal wie der Wind aus ihren Händen entschlüpfen. Doch läßt man sich auf die Länge nicht abschrecken. Man macht sich an das Geschäft, die flüchtigen Wesen, so gut es gehen will, zu klassifiziren, die einen nennt man religiöse, die andern naturhistorische, die dritten völkerhistorische Mythen, die widerspenstigsten Schwärmer läßt man laufen, hartnäckig widerstrebende bringt man auf die Folter und von da zum Geständniß, oder man bindet ihnen so triftige Argumente und eine so schwerfällige Gelehrsamkeit ans Bein, daß sie sich seufzend und abgemattet in ihr Geschick begeben.

Sie wissen, meine Herren, auch die römische Urgeschichte verläuft sich in Götter- und Heroendunkel. Bewunderungswürdig ist es zu sehen, mit welchem Muth, welcher Ausdauer, welcher Vor-

und Umsicht unser Niebuhr dies dunkle Gebiet durchirrt hat, mit wie scharfen, unverwandten Blicken er die kümmerlichen Spuren verfolgt hat, die vor den Stadtthoren Roms an die Ursitze der italischen Volksstämme leiten, Spuren, die unaufhörlich kreuz und quer von Göttertritten und Schweinepfoten, griechischen Flüchtlingen und säugenden Wölfinnen, Heroen und Banditen verwirrt und verwischt werden. Ohne Glauben kommt man ihm nicht nach. Seine Schüler schlagen ein Kreuz, fassen ihn getrost beim Rockzipfel und gehen mit ihm durch Dick und Dünn, was freilich am Ende nichts schadet, da die Leitung eines ausgezeichneten Mannes, selbst in die Irre, immer belehrend und fruchtreich ist. Allein wir fragen nur, ist das der Weg zur Geschichte, kann selbst in spätern, sogenannten hellen und historischen Zeiten etwas zur Geschichte erhoben werden, was nicht im Ursprung Geschichte war? Dürfen alterthümliche Forschungen, wären sie noch so geistreich und scharfsinnig, den großen Namen „Geschichte" an der Stirn führen? Nein, meine Herren, das dürfen sie nicht. Geschichte ist nicht das Resultat gelehrter Forschungen, sie springt nackt und schön wie Aphrodite aus dem Schaum der Wellen, wie Minerva in unmittelbarer Vollendung aus dem Haupte der kreisenden Zeit.

Nehmen Sie an, man könnte es in einer nachträglichen Geſchichte zu einer gewiſſen äußerlichen, ich möchte ſagen peinlichen, dem Verhör von hundert durcheinanderſprechenden Zeugen abgewitzigten Wahrheit bringen, was wäre dieſe? Ein todtes Reſiduum von Kräften, die, längſt im großen Weltenraum zerſtoben und verflogen, kein Zauberſpruch zurückbeſchwört, Muſchel, kalkene Schale auf den Gebirgen, die nur ſchwache, unſichere Spuren ehemaliger Beſeelung erlugen läßt. Aber die Seele? die innere Wahrheit?

Wahrheit, ſeliger Reinhold, was iſt Wahrheit? Ich fühle es, was ich geſchichtliche Wahrheit nenne, hat für mich etwas Unmittelbares und Zuverſichtliches, etwas, was allen kleinlichen Zweifel niederſchlägt, was meinen Geiſt mit ſüßem Verſtändniß in ſeine Kreiſe zieht. Ich höre das Fernſte aus fernen Zeiten und verſtehe es ſonder Mühe; ich ſehe die wunderbarſten Geſtalten und Erſcheinungen an mir vorüberziehen und bin mit ihnen vertraut, wie mit alten Bekannten und kann mir ihre Wirklichkeit nicht anders denken, als wie ſie mir eben erſcheint. Denn ſo kryſtalliſch klar ſteht die That, der geſchichtliche Heldenleib vor meinen Augen da, daß ich die innerſte Seele, die Alles belebt und bewegt, die zarteſten Adern, die feinſten Gefäße, den ganzen lebendigen Organis-

uns hell und offen vor mir liegen sehe. Ist das nun, wie ich's besser fühle als aussprechen kann, hervorstechender Charakterzug der Geschichte, so sind mir Homer's göttliche Gesänge tausendmal geschichtlicher, als die assyrische, ägyptische, persische Historie, ja, Homer's Achilles hat in meinen Augen mehr Fleisch und Bein, als Cyrus und der große Alexander. Alexander — welche Verkehrtheit, von einer Geschichte Alexanders zu sprechen. Wissen wir nicht, daß es der einzige große Schmerz des Welteroberers war, keinen würdigen Geschichtschreiber, keinen Homer zu besitzen. Dessenungeachtet haben wir eine Geschichte von ihm? Was man unter Gevattern Geschichte nennt, in der That aber so wenig eine, so sehr keine, daß man heutigen Tags nicht weiß, soll man ihn einen jungen Gott oder einen wahnsinnigen Molech nennen. Wer zeichnet uns das lebendige Alexandergesicht? Plutarch von Chäronea, Quintus Curtius, Schlosser von Heidelberg, oder die allgemeine Welthistorie, so in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten u. s. w. — o über den armen großen Alexander!

Geschichtliche Wahrheit ist lebendige Harmonie zwischen Leib und Seele der Geschichte, zwischen Gedanke und That. Wie in Tönen die

Seele des Muſikers athmet, ſo athmet die Seele des Helden in der That. Den wahren Geſchichtſchreiber muß das Spiel der Harmonien in unmittelbarer Gegenwärtigkeit ergreifen, im hiſtoriſchen Konzertſaal, unter den ſchwellenden Tönen, den ringenden, jauchzenden Menſchen, da feſſelt er mit unnachahmlichem Zauber das Unſichtbare an das Sichtbare, den Geiſt an die Erſcheinung, den Sinn an die That. Geſchichtliche Wahrheit — mich überfällt ein Grauen, denke ich an den Todtentanz, den man Geſchichte nennt — geſchichtliche Wahrheit, iſt ſie nicht das Leben, ſelbſt gelebt und angeſchaut von einem Genius, ſchwebend auf den Flügeln ſeiner Zeit, in ihre Ströme ſeine Feder ſenkend, wie ein begeiſterter Apoſtel niederſchreibend, was der zur That gewordene, der Fleiſch gewordene Geiſt der Zeiten ihm diktirt? Wer ſchrieb Geſchichte, die ſolches Namens würdig war? Sind es nicht Männer, die gleich Thukydides, Macchiavelli, Segür, der Zeit im Schooße ſaßen? Geſchichte wird einmal nicht geſchrieben, ſie ſchreibt ſich ſelber, ſie wählt einen ihrer Lieblinge unter den Sterblichen zur Verzeichnung ihrer großen Thatengedanken. Wir haben keine Geſchichte Roms, Griechenlands, Italiens, Frankreichs, wir haben keine Weltgeſchichte

gewöhnlichen Sinn und Stil, aber die echte Blume der Geſchichte, die blühendſte Entfaltung der Völkerkraft, blüht und duftet durch alle Jahrhunderte, wenn auch das Volk, dem ſie angehört, längſt erſtarrt, abgeſtorben, zerſtreut oder ausgeartet iſt. So haben wir eine Geſchichte der Griechen unter Miltiades und Perikles, eine Geſchichte der Römer während der Karthagerkriege, eine Geſchichte der lombardiſchen Städte, als Freiheit ſie begeiſterte, eine Geſchichte Frankreichs unter dem ſiegreichen Kaiſer, eine Geſchichte Deutſchlands — welche die Zukunft geſchehen laſſen und dann auch ſchreiben wird. In der Geſchichte, hat man geſagt, gibt es großartige Epopöen; allein ich kenne keine andere Geſchichte, als die ſich von ſelbſt zur großartigen epiſchen Dichtung geſtaltet, Verherrlichung eines Volkes, das ſich ſelbſt verherrlicht hat. Traum und Phantaſieleben, vegetatives Fortwuchern, Krankengeſchichten gehören nicht ins goldene Buch des Lebens. So hat Tazitus, der über die unnatürlichen Krämpfe der römiſchen Kaiſer und die fallende Sucht ihrer Unterthanen ſchrieb, nur einen ärztlichen Bericht, aber keine Geſchichte geſchrieben. Das Gemälde eines Peſthofes, wo das gelbe Fieber auf hundert verzerrten Geſichtern brennt, iſt kein

Gemälde, kein Kunſtwerk, — und Geſchichte, ſie iſt Kunſt, Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel.

Ich ſchließe, meine Herren. Möchte Ihnen dieſe Diatribe über den wahren, äſthetiſchen Begriff der Geſchichte, über ein ſo wichtiges Studium die Augen öffnen.

Vierte Vorlesung.

Gegen den Unfug Historie, gegen die schlechten Gewohnheiten, die das Leben umstricken, gegen die gemeinen Ansichten, gegen das unfreie und knechtische Formelwesen, das nur den blinden Gehorsam und das todte Gedächtniß in Anspruch nimmt, gegen Alles, was die Aeußerungen der schönen und wahren Natur im Keim erstickt, kühn und offen zu protestiren, das sei die Aufgabe der edleren Jugend, war der Inhalt und die Aufforderung meiner letzten Vorlesung.

Um Ihnen aber diese Aufgabe recht nahe zu legen und Sie auf den ganzen Umfang derselben aufmerksam zu machen, führte ich Sie zum Schluß in die Hallen zweier Wissenschaften, welche sich humaniora nennen und durch dieses epitheton or-

nans ſchon in der Benennung ſich über jene Studien erheben, welche das Poſitive der drei Fakultäten umfaſſen und denen der Name: Brodſtudien, leider nur mit zu vollem Rechte zukommt. Warnen und verwahren wollte ich bei ſo paſſender Gelegenheit vor dem Irrthum, als bringe das Studium der Geſchichte und Philoſophie, wie es annoch damit gehalten wird von den Studierenden, in jenen höhern Kreis der Humanität, und als ſei daſſelbe in der That etwas Beſſeres und Edleres, als z. B. das Studium des Rechts oder der Medizin oder der Diplomatik oder der Genealogie und Wappenkunde, welche letztere, wie Hegel ſpöttiſch ſagt, die poſitiveſte aller Wiſſenſchaften iſt. Von dem Ungeſchichtlichen, das iſt Unepiſchen unſerer Geſchichte habe ich dies ausführlicher und aus dem Begriff der Geſchichte ſelbſt zu erweiſen geſucht und ich zweifle nicht daran, daß manches Wort aufgehen wird, als Samenkorn, das die ſchönere Idee und Anſicht zur Reife bringt; bin ich mir doch ſelbſt bewußt, daß mir von der Zeit an, als mir die Ahnung der Geſchichte aufging, das ganze Leben klarer geworden iſt und ich für das Theoretiſche und Praktiſche, für das Wahre und Schöne, das ſich gemeiniglich polariſch gegenüber zu ſtehen pflegt, einen Mittelpunkt gefunden habe, in dem ſich beide geſchwiſterlich vereinigen.

Es bleibt mir noch, Sie auf das Studium der Philosophie aufmerksam zu machen, und auch in dieser Hinsicht der lebendigeren Ansicht, der mit der Schönheit verwandteren die Thür zu öffnen, wogegen die unästhetische Ansicht breitstämmig sich anlehnt. Ich habe aber absichtlich die Philosophie hinter der Geschichte genannt, um von ihr einen Uebergang zu machen zu der Philosophie jener Kunst oder Wissenschaft, welche der beabsichtigte Inhalt dieser Vorlesungen ist.

In welcher Absicht studirt man auf Universitäten die Philosophie? In der Regel aus keiner, oder um des Examens wegen. Aus keiner; denn welche Absicht soll einen zur Erlernung einer Wissenschaft hintreiben, deren Wesen und Zweck so unbekannt sind, wie die Philosophie den Meisten, die von der Schule auf die Universität ziehen. Auch hier findet sich das klägliche Mißverhältniß zwischen den höhern und niedern Bildungsanstalten, das überall durchbricht und nach allen Seiten eine Scheidewand zwischen den beiden großen Schritten zieht, welche der studirende Jüngling zu machen gezwungen ist, dem Schritt der Schulbildung und dem Schritt der akademischen Bildung. In der That sind die beiden Prinzipien, worauf hier die Schule, dort die Akademie gegründet sind, durchaus von einander verschiedene

und bewegen ſich in entgegengeſetzten Elementen. Die Schulbildung leitet in die alte klaſſiſche Welt, oder wenigſtens macht Anſtalten, beſtrebt ſich, gibt ſich das Anſehen, dieſes zu thun. Die Univerſitätsbildung dagegen bereitet vor zum praktiſchen Leben, zum Staatsdienſt, zur Ausfüllung derjenigen Aemter, welche herkömmlich in dieſe große hölzerne Maſchine eingreifen, welche wir unſer öffentliches Leben nennen. Ich wüßte aber nicht, welche beide Richtungen ſich kontraſtirender nach ganz verſchiedenen Regionen verlaufen, als die Richtung auf das Leben der Alten und auf unſer Leben, ſie berühren ſich wirklich eben ſo nahe, als der Nordpol und der Südpol am Himmel, als Hemmung und Freiheit, Kunſt und Unkunſt, Poeſie und Proſa, Geiſt und Geſchmackloſigkeit, freier Marktplatz und enge Stube, bewußter Genuß und dumpfe Vegetation, Männerwürde und ergebenſte Diener u. ſ. w. Doch wird es glücklicher oder unglücklicher Weiſe mit dem Studium des freien Alterthums auf unſern Schulen, nicht ſo gründlich ernſthaft gemeint, als ſollte denn nun auch im Gemüth der Jugend aufgehen der Strahl, der jene untergegangene Welt verklärte, als ſollte es in Liebe entflammen für den großen Sinn und die Großthaten einer Heldenwelt, als ſollte es ſich mit der ahnungsvollen friſchen Begeiſterung jener

glücklichen Jahre, die wir in den höheren Klassen der gelehrten Schule zubringen, den erzgegossenen Pforten des Heiligthums nähern, sich unter die Schatten jener fröhlichen Menschheit mengen, die ihn bevölkern, und aus ihren Gesichtern, Bewegungen, Reden und Gesängen den schönen Geist studiren, der über Allem thront und schimmert — so ist es denn nicht so recht eigentlich gemeint, obgleich uns gelegentlich und in Schulreden und Schulprogrammen viel Schönes und Rührendes vom bildenden Studium der alten Klassiker vorgesprochen wird und wir selbst auch selten verfehlen, beim Abgang in lateinischen oder deutschen, gereimten oder ungereimten Abschiedsworten, die hohe Wichtigkeit der Freundschaft und der Vaterlandsliebe u. dergl. nach Mustern des Alterthums darzustellen und diesem mit dem besten Kranze unserer ersten jugendlichen Beredtsamkeit, mit den erlesensten Floskeln aus Zizero das Haupt schmücken. Allein ich frage Sie selbst und die Mehrzahl deutscher Studirender, ob diese festliche Begeisterung, die ich so eben erwähnte, der natürliche, aufrichtige und ungekünstelte Erfolg und Erguß ist aus den Studien, die wir in der Klasse getrieben, oder nicht vielmehr ein hergebrachter Aktus, bei dem wir entweder nichts fühlen und denken, oder, im besseren Fall, bei dem wir mit

Phantaſie und einigem Gefühl gleichſam wehmüthig das ausſprechen, was uns das Alterthum hätte ſein ſollen und werden können in der blühenden Zeit, als wir in Prima ſaßen, und über der Schale nicht zum Kern gelangen konnten. Zerſtreut ſind wir worden und ermüdet vor der Zeit, ein nacktes, dürftiges Wiſſen von Vokabeln und Regeln, von Stellen und Gebräuchen haben wir in die Fächer unſeres Gedächtniſſes eingeſammelt, roh und ungebildet oder froſtig gelehrt und altklug gehen wir aus der Schule der Alten hervor, und nicht dürfen uns beneiden jene Geſpielen unſerer erſten Jahre, welche nicht, wie wir, zur Fahne der Gelehrſamkeit ſchworen, ſondern mit dürftigem Wiſſen, aber deſto derberem und fröhlicherem Lebensgefühl ſich dem Landbau oder andern bürgerlichen Geſchäften widmeten. Sie haben ſich noch ſelbſt behalten, ſie ſind ſich noch der Einheit ihres Lebens bewußt, ihre Seele wird nicht hin und her geworfen durch widerſprechende Gefühle und Anſichten, ſie lieben die nahe Gegenwart, die kernhafte Arbeit des Tages, ſie ruhen von ihrem Geſchäft, ſpannen ſich an und ab nach dem älteſten Geſetze der Natur, das im behaglichen Wechſel zwiſchen Thätigkeit und Ruhe beſteht, und wenn ihr Geiſt auch nicht für den Genuß höherer Freuden ausgebildet iſt, ſo ſchwebt er

auch nicht, wie Tantalus, durstig an der verbotenen Quelle, ohne einen Tropfen der Labung erhaschen zu können, so ist er auch nicht verbildet, halbgebildet, unfruchtbar gebildet und durch die verschiedenen Elemente seiner Bildung mit sich selbst in Kampf und Streit gerathen, was Alles, wie wir selbst am Besten wissen, unserer jetzigen gelehrten Schulbildung saure Frucht zu sein pflegt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es für den tüchtigsten Schulmann eine unendlich schwere Aufgabe ist, den Dichter, den Redner, den Geschichtschreiber, den Philosophen des griechischen und römischen Alterthums, bei unsern heutigen gesellschaftlichen Zuständen, bei der Mechanik des Staatslebens, dessen hölzerne Räder auch in der Schulstube klappern, fruchtreich in den Schulen zu erklären; allein eben so gewiß ist es, daß den Wenigsten nur einmal die Ahnung aufgegangen ist von der Bedeutung der Alten für das jetzige Leben, daß sie selbst jene großen und leuchtenden Züge in den Pergamenten klassischen Alterthums, die Züge der reinen Natur, des tiefen Sinnes für die Mysterien der Welt, für Wahrheit und Schönheit nur selten einmal mit verwandtem Auge selbst angeschaut und sich von ihnen durchdrungen haben. Wie sollte es anders kommen. Ein Schulmann bildet den andern und die Philologie

iſt ſo weit aus dem Leben gerückt und das Leben ſelbſt äußert ſich noch ſo glatt, ſchwach, dürftig und widerſprechend, daß es immer ein halbes Wunder bleiben muß, wenn ein Voß, ein Auguſt Wolf mitten aus philologiſchem Wuſte ſich erheben und Funken poetiſcher Lebendigkeit ausſtrömen, die kein Menſch vor ihnen dieſer Wiſſenſchaft zutraute.

Wären und würden nun ſolche Männer häufig und häufiger, entvölkerten ſich die Schulämter nach und nach von Leuten, die mit dem Alterthum nicht blos ein Sylbenſtechen halten, konjugiren und dekliniren lehrten, ſondern deſſen Geiſt zu erläutern und Jünglingen einzuflößen verſtänden, ſo würde dies eine Reaktion auf die Univerſitäten verurſachen, welche ſich auf alle die humanen und inhumanen Studien erſtrecken würde, die man herkömmlich auf ihnen treibt, und es würden nicht allein die ſogenannten Brodſtudien davon gut haben und zu Geiſtſtudien aufrücken und mit der Humanität mehr Hand in Hand gehen, ſondern auch ſelbſt die humaniora würden humaner werden und nicht ſo leicht einer Geſchichte und Philoſophie nur darum etwas ſtudiren, weil etwas Kenntniß davon im Examen verlangt wird, ſondern aus innerm Antrieb, aus reiner Bildungsluſt und mit der, auf Schulen bereits erzielten Vorbereitung zum würdigen Eintritt in dieſe höhern Gebiete der Wiſ-

ſenſchaft. Denn es iſt eben das Leben der Alten, wie es in den Schriften derſelben erſcheint, wahrhaft geeignet, eine ſolche Vorbereitung zu bewerkſtelligen und eine Geſinnung und Gemüthsſtimmung zu erzeugen, die auf das Ideale in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft gerichtet iſt. Und ſchon allein das Studium, das iſt das lebendige Ergreifen der ſchönſten platoniſchen Dialoge, in welchen die ewigen Ideen der Schönheit wie Fixſterne für alle Zeiten leuchten, iſt hinlänglich, um die Weihe für ein ganzes Leben zu erhalten, hinlänglich zunächſt, um auf das Studium der Philoſophie und der mit der Philoſophie unmittelbar verwandten, aus ihr entſprungenen und durch ſie zu befeſtigenden Wiſſenſchaften eingeleitet zu werden; denn wie Böckh richtig ſagt, in dem Maß, als der Jüngling ergriffen wird vom Geiſt der Alten, in demſelben iſt er fähiger zum Philoſophiren. Aber man glaube nicht, daß man Philoſophie ſtudirt, wenn man ſich die logiſche Technik zu eigen macht, wenn man Alles das lernt und weiß, was die Philoſophen von Indien durch Griechenland bis nach Deutſchland, von der älteſten Zeit bis auf die jetzige gewußt und nicht gewußt haben, wenn man ungekochte und unverdaute Meinungen über Gott und Welt in ſein Hirn preßt, wenn man die Sprache der Philoſophen als ein Abrakadabra

unverſtanden und unverſtändlich nachbetet, oder ſich auch ſelbſt „mit Worten ein Syſtem bereitet," weil man, um mich eines Ausdruckes von Goethe über das hohle ſcholaſtiſche Treiben einer Gattung von Philoſophie zu bedienen, weil man der Anſicht lebt:

An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Philoſophie iſt nichts, was ſich lehren und lernen läßt auf dem Wege hiſtoriſcher Mittheilung. Die Philoſophie ſteht nicht auf dem Katheder und ſpricht die Zuhörer zu Philoſophen, der Lehrer kann ſie dem Schüler nicht in die Hand drücken, wie ein Stück zurechtgekauter Wiſſenſchaft, wie ein fertiges Machwerk, die Philoſophie iſt eben nichts anders als das Philoſophiren, als das wiſſenſchaftliche Bearbeiten ſeiner eigenen Begriffe, als das Selbſtdenken, wenn ſie ſich theoretiſch, das Selbſtfühlen und Selbſtanſchauen, wenn ſie ſich praktiſch äußert. Das iſt nun aber eben ſo wenig eines jeden Menſchen Sache, als die Poeſie, die Liebe, und was einem ſonſt als freies Geſchenk vom Himmel fällt, und das man wohl durch Fleiß und Mühe ausbilden und veredeln, aber im Schweiße ſeines Angeſichts ſich nicht anſchaffen kann, wenn das Organ dafür nicht angeboren iſt. Allerdings ſind alle Menſchen zum

Denken, zum Selbſtdenken berufen und wenn man die Menge ſo gedankenlos in den Tag leben ſieht, ſo ſchreibe man dies eben ihrer Erziehung und dem bleiernen Druck der Verhältniſſe zu, der auf ihr laſtet; wird dieſer Druck aufgehoben, ſo fangen auch die Federn ihres Verſtandes an zu ſpielen und die Geburtſtunde der, freilich immer relativen, Selbſtſtändigkeit hat für ſie geſchlagen. Allein auch der gebildetſte Menſch, geſchweige denn die Maſſe, iſt nicht immer für jene Art der Bearbeitung ſeiner Begriffe geſchaffen, welche im heutigen Sinn und unter uns Deutſchen vorzugsweiſe die philoſophiſche heißt und die in ihrer letzten ſcharfen Beſtimmung auch nur als Laie zu ahnen, man einigermaßen von Natur begünſtigt ſein muß, die alſo mit einem gelegentlichen Wort nicht abgethan werden kann. Das Philoſophiren in dieſem ſtrengen Sinn, mag es nun für den Philoſophirenden ein Glück, oder Unglück ſein, mag es ein Zuſtand der Geſundheit oder Krankheit des Geiſtes genannt werden müſſen — und darüber lauten bedeutende Stimmen ſehr verſchieden — kann und darf nur als eine freie Kunſt getrieben werden, zu der Niemand gezwungen iſt, ja, zu der Niemand aufgefordert werden ſoll, noch weniger, von deſſen Reſultaten er zu Glückſtadt oder Schleswig endliche Rechenſchaft zu lie-

fern hätte, es muß ſich freiwillig und von ſelbſt einfinden, es muß ihm, wie jedem freien Erzeugniß des Geiſtes allerdings nichts in den Weg geſchoben werden, im Gegentheil muß er die Mittel ſeiner Nahrung auf den vaterländiſchen Bildungsanſtalten antreffen und der Staat muß ſeinem ſpäteren Einfluß auf Geſellſchaft und öffentliches Leben ruhig entgegenſehen — das ſind die Bedingungen, unter welchen die höhere Philoſophie bei uns wachſen und gedeihen müßte, wenn ſie Jünger und Enthuſiaſten findet, die, nach gewiſſenhafter Prüfung, ihr Leben ihr zu widmen gedächten; denn darauf, auf die Widmung eines ganzen Lebens mit allen ſeinen Tendenzen macht ſie Anſpruch, denn ſie will nicht etwa dann und wann, und hie und da, zu dieſem oder jenem Behufe, ſtudirt, zitirt und benutzt werden, ſondern rein um ihrer ſelbſt willen, und verlangt alle die Opfer, welche eine eiferſüchtige und gerechtſtolze Geliebte ihrem Liebhaber zum Geſetze macht. Ihr Bild ſoll er auf dem Herzen tragen, ihr Gedanke ſoll ihm vorſchweben Tag und Nacht, nur für ihre Geſpräche ſoll er ein Ohr haben, und in ihrem Umgang ſich glücklich fühlen und gegen jedermänniglich behaupten und aufechten, daß ſie die Unvergleichlichſte und Schönſte ſei unter allen ihren Schweſtern auf der Welt.

Ist das nun, meine Herren, dieser Urania echter und wesentlicher Charakterzug, an der sie jeder Selbstphilosophirende erkennt, an der sie ein Plato, ein Kant, ein Fichte, ein Reinhold wiedererkannt hätten, so fühlen und begreifen Sie wohl, daß Philosophie in diesem deutschen Sinn — denn Franzosen und Engländern ist der Begriff der Philosophie so weit, daß die ersteren eine leichte lustige Lebensansicht und die letzteren die Experimentalphysik für Philosophie und Elektrisirmaschinen und Luftpumpen für philosophische Instrumente ausgeben — daß Philosophie in diesem Sinn nur einer kleinen Zahl von Sterblichen angehöre, wozu namentlich weder ich, noch vielleicht einer von den Anwesenden sich zählen möchte. Und da hören Sie offen und freimüthig ausgesprochen, was man so selten gesteht, womit man sich unter einander ein Geheimniß macht, das aber die Wände unserer Hörsäle längst ausgeplaudert haben, das Geständniß, Philosophie liegt de facto außer dem Kreis der größten Anzahl der Menschen, ja mehr, außer dem Kreis selbst jener Auserwählteren, welche sich auf Akademien dem Studium der Wissenschaften hingeben. —

Wollten die Wände noch etwas hinzufügen, so könnten sie auch sagen: das gerade ist eine von euren vielen Lügen, daß ihr dutzendweise auftretet

und ſagt: mit der Philoſophie auf vertrautem Fuß zu leben, obgleich euch dieſe verſchleierte, edle Dame kaum dem Namen nach kennt.

Sie ſehen hieraus, meine Herren, daß ich nicht der Meinung bin, als müſſe die Leſung der Alten auf Schulen und was man ſonſt noch auf denſelben zur Vorbereitung für die Akademie zu treiben pflegt, eine vorherrſchende Richtung auf die Philoſophie bekommen, im Gegentheil glaube ich, daß der Schulmann ſich in dieſer Hinſicht darauf zu beſchränken hat, die geiſtreiche Faſſung, die wunderbare Form und Schönheit bemerklich zu machen, wodurch ſich die philoſophiſchen Schriften des Alterthums ſo ſehr zu ihrem Vortheil von den neuen Schriftſtellern der Philoſophie unterſcheiden. Und ſind es nicht überall vorzüglich dieſe idealen Formen des Alterthums, zu deren Anſchauung und Würdigung der Schüler frühzeitig ſoll hingeleitet werden und auf denen am Ende die Frucht jener mühſeligen und zeitraubenden Studien beruht, denen ſich der Schüler unterziehen muß, um zum Verſtändniß der Quellen zu gelangen? Sind es nicht dieſe ſüßen, wohllautenden Töne der Ilias, an denen ſein Ohr Harmonie und Rhythmik erlauſchen ſoll, iſt es nicht die klare und durchſichtige Darſtellung der homeriſchen Welt, die ſeinen Geiſt mit gewiſſem Zau-

der befangen und ihn aufmerksam machen soll auf die dichterische Juweleneinfassung eines Stoffes, der unter andern Händen, als unter Homers, von jedem andern gemeinen Stoffe vielleicht nur durch den tragischen Ausgang und die Zerstörung einer blühenden Stadt verschieden wäre. Und wird darum nicht Herodot, Thuzydides recht eigentlich auf Schulen gelesen, oder sollten sie nicht darum gelesen werden, um den Schülern den echten epischen Stil der Geschichte frühzeitig an so ausgezeichneten Mustern vor Augen zu stellen und ihnen den Unterschied zwischen ihm und der modernen Geschichtsklitterung klar und augenfällig zu machen? Und Platons Sympoſium, Phädrus nicht hauptsächlich, um ihrem Geschmack attisches Salz auf die Zunge zu legen, Besonnenheit in der Begeisterung, Beherrschung des Stoffes und sokratische Ironie zu lernen? Hat denn wirklich noch außerdem der deutsche Schulmann einen höhern Zweck bei Lesung der Alten vor Augen, oder darf und soll er ihn haben? Soll er vollkommne Griechen aus unsern deutschen Jünglingen machen, auch im besten Sinn Grlechen, und nicht blos Grăculi? Einmal müßte er nothwendig in seiner Absicht scheitern, da sich der Charakter einer Nation nicht überdoziren läßt auf eine andere, und zweitens, wäre schon die Absicht ein Hochverrath

gegen die eigene Nation, die, so schmählich sie auch zerrissen und zerrüttet ist, doch noch immer nicht an sich selbst zu verzweifeln braucht und noch im Grunde ihres Daseins tieflaufende Adern bewahrt, die neu entdeckt und ausgegraben plötzlich über die Wüste hersprudeln und dem schmachtenden Zustande ein Ende machen können. Erziehung des Jünglings nicht zum Philosophen, nicht zum Griechen, sondern zum wackern, gebildeten Deutschen, ist des deutschen Lehrers höchste, zum lebendigen Glied jener Kette der Nationalität, die Gottlob von Tage zu Tage mehr Glieder und Ringe in sich aufnimmt und von der Donau bis zur Ostsee mehr freudig hoffende Seelen umspannt, ist des deutschen Lehrers nächste Pflicht.

Bildung, meine Herren, ist ein weites Wort und läßt sich viel darein fassen. Von theologischer, philosophischer, juristischer Bildung macht man sich leichter Begriffe, aber, wo von höherer, allgemeiner, von humaner Bildung die Rede ist, da schwebt der Begriff ins Unbestimmte und weder der Bildung Ziel noch Umfang tritt den Meisten recht klar vor Augen. Das kommt, wir sind, wie die Fische außer dem Wasser, und leben in keinem rechten Element, wir geben uns im Ganzen Mühe genug uns zu bilden und vielleicht mehr als irgend je eine Nation auf dem Erdboden; allein, obgleich

wir schon behaupten können, daß wir unendlich viel mehr wissen und lernen, als z. B. unsere Nachbarn überm Rhein und selbst die Engländer, so möchten wir uns schwerlich mit Recht, wenn wir im Leben mit ihnen zusammenstoßen, mehr Bildung beilegen dürfen, als ihnen. Gutmüthig scheinen wir den Fremden, und das ist Alles, was sie Gutes von uns sagen. Hören wir dagegen unsere Philosophen, so liegt die Unvollkommenheit unserer Bildung darin, daß wir noch nicht tief genug in die Paragraphen ihrer Philosophie eingedrungen sind, und, während der Franzose, der Engländer, die äußere Form und Fassung an uns vermißt, vermißt ein Hegel noch die erste, nothwendige philosophische Grundbildung bei den Gebildeten der Nation. Wenn wir uns nun keineswegs dazu verstehen können, in eine uns fremde oberflächliche Form und Feinheit nach Franzosenart Werth zu setzen; auch nicht mit Allgemeinheit das tiefere philosophische Bedürfniß fühlen, so müssen wir doch anerkennen, daß uns selbst noch jenes schöne Mittel zwischen dem Allerinnersten und Aeußersten, zwischen dem mysteriösen Grund der Philosophie und der mit Leichtsinn und Flittergold belegten Oberfläche des Lebens nicht so recht inwohne, so daß wir sagen könnten, wir lebten darin, wie die Vögel in der Luft, und wie die

Fiſche im Waſſer. Vielmehr iſt es gar Vielen nicht einmal zum Bewußtſein gekommen, daß ihnen der eigentliche Mittelpunkt der Bildung abgehe, daß ſie, um ſich zu fördern und in guter Abſicht rechts und links umhergreifen, um ſich Elemente zur Bildung anzueignen, welche dann oft die allerheterogenſten ſind und eine wunderliche muſiviſche Arbeit hervorbringen, wo rothe, blaue, gelbe und grüne Steine ſeltſam und abenteuerlich neben einander liegen. Wo die Grundwurzel dieſes Uebels liege, iſt leicht abzuſehen. Die Griechen hatten's leichter, ſich zu bilden, ſie wuchſen ſchon als Kinder in ſolche Bildung hinein, Religion, Politik, Moral, der Himmel ſelbſt begünſtigte ſie. Wir haben es dagegen ſchwer, oft iſt uns Alles entgegen, wir werden von früh auf hierhin geriſſen, dorthin geriſſen, ſind eine Beute der widerſprechendſten Neigungen und haben nirgends einen breiten ſichern Grund, um in Gemeinſchaft mit Andern darauf fortzuwandeln. Es mangelt uns an großen gemeinſamen Zwecken, es mangelt uns an öffentlichem Leben, und wenn die Schwingungen des griechiſchen Geiſtes zwiſchen Wiſſenſchaft und Staat, zwiſchen Wahrheit und Schönheit, zwiſchen Religion und Poeſie, zwiſchen Himmel und Erde gleichmäßig hin und her gingen und ſich nie aus der Bahn entfernten, ſo ſchwan-

ken die unsrigen ohne rechtes Maß bald zu der einen, bald zu der andern Seite über und es können in einem Hause der tiefsinnigste und abstrakteste Philosoph, der plattste Lebemensch, der wüthendste Demagoge und der ledernste Philister wohnen.

Es fehlt uns also an gemeinsamen Mitteln der Bildung, weil es uns an Aeußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt. Doch schon diese Einsicht, die sich in der That immer mehr verbreitet, ist schon ein halber Schritt zur Besserung und diese Einsicht, zur höchsten Evidenz und Klarheit gebracht, die ein Jeder ihr zu geben im Stande ist, steht schon mitten in der Vorhalle derjenigen Wissenschaft, welche, unter Voraussetzung eines rechten und tüchtigen nationalen Lebens, sich den Zweck setzt, die Elemente jener höhern, allgemeinern Bildung darzustellen und an Werken der Kunst und Wissenschaft zu erläutern, der Aesthetik, oder der Philosophie der Kunst, dies Wort im weitesten Sinn befaßt, worin auch der Mensch als ein Kunstwerk erscheint.

Fünfte Vorlesung.

Es fehlt uns nicht an Philosophie, wenigstens nicht an Philosophen, es fehlt uns nicht an Gelehrsamkeit, es fehlt uns an einem gemeinsamen Mittelpunkt der Bildung, und Ursache dessen, es fehlt uns an gemeinsamem Leben.

Was ist der Zweck der Erziehung? Der Zweck der Erziehung ist Vorbereitung auf den Zweck des Lebens. Was ist Zweck des Lebens? Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.

Scheint etwas einfacher zu sein, als diese Antworten auf diese Fragen? Gewiß nicht. Dennoch hat man den Ruf der Natur überhört und die künstlichsten Systeme, Erziehungspläne und Lebensansichten auf die Bahn gebracht.

Leben wir, um zu lernen? Oder lernen wir vielmehr, um zu leben? Daß man die Natur auf den Kopf stellen kann, um das erstere zu behaupten! Hat es doch in Deutschland sogar den Anschein, als ob die Menschen der Bücher wegen geboren würden. Kläglicher Irrthum, mönchische Verdumpfung, trauriger Rest aus den Klosterzellen.

Leben, was ist Leben? Kein Wort ist schwerer, oder vielmehr weniger zu definiren. Leben ist ein Hauch, ein wehender Athem, eine Seele, die Körper baut, ein frisches, wonnigliches, thatkräftiges Prinzip, und wenn es Jemand nicht wüßte oder fühlte, er erinnere sich einer Stunde, wo sein Herz voll aufging, wo seine Muskeln sich spannten, seine Augen glänzten, und ein männlicher Entschluß allen Hindernissen zum Trotz in seiner Seele aufstieg; auch schlage er nur das Buch des Lebens auf, die Geschichte, und frage nach den Griechen, nach den Römern, den Römern, die so viel Thatenfülle auf einen kleinen Punkt der Welt, zwischen sieben armselige Hügel zusammendrängten, daß sie damit das ganze Erdenrund überschnellten. Die haben gelebt, und darum sind sie auch unsterblich.

Aber großartiges und ruhmvolles Leben, obwohl am würdigsten für die Träume der Jugend,

iſt oft nur Reſultat der Zeit und Umſtände, bei Einzelnen, wie bei ganzen Völkern. Es gibt ein Leben, das dem Griffel der Geſchichte keine Nahrung gibt und dennoch aus der göttlichen Quelle entſprungen iſt, aus der alles Lebendige abſtammt. Sie wiſſen aus Herodot, wie wenig dazu gehörte, einem alten Perſer im Sinne ſeines Volkes eine ſolche Lebensbildung zu geben. Man gab ihm ein Pferd, Pfeil und Bogen, lehrte ihn die Wahrheit ſprechen und damit war er fertig. Sollen wir mit chriſtlichem Mitleid auf des armen Menſchen Unwiſſenheit herabſehen? Ich denke, wir laſſen es bleiben. Ein Perſer auf ſeinem ſchnellen Roß, hinter Tigern durchs Gebirge ſtreifend, Pfeil und Bogen in den ſchlanken Händen, Augen voll Feuer, trotziges Lächeln auf den von Lüge unentweihten Lippen, das war ein Menſch, auf den die Sonne, die er anbetete, mit Luſt und Wohlgefallen herabſah — wir würden eine ſchlechte Rolle an ſeiner Seite ſpielen.

Das bloße Wiſſen, meine Herren, hat kein inneres Maß und Ziel, es geht ins Unendliche, ſein Stoff zerfließt in Zentillionentheilchen. Wie manche Wiſſenſchaft, ja wie mancher Aſt einer früheren, erfordert gegenwärtig eines Menſchen volles Leben, tägliches und nächtliches Arbeiten und Lernen, um ſich des Stoffes nur einigermaßen zu

bemächtigen. Nun ſtellen Sie ſich vor, wir hätten eine Welthiſtorie nach zweitauſend Jahren, die mit Begebenheiten ſo reich ausſtaffirt wäre, als das letzte Jahrtauſend, oder imaginiren Sie ſich einen Profeſſor, der a dato nach zweitauſend Jahren im Kollegio Welthiſtorie vorzutragen hätte — bedenken Sie, daß nicht blos Europa, daß auch Aſien, Afrika, Amerika, die Inſeln der Südſee eine Geſchichte haben werden, und wenn Sie auch der Anſicht leben, daß die Geſchichte ſich immer mehr vergeiſtigen und die inneren Umgeſtaltungen der Künſte, Erfindungen, des Lebens befaſſen werde, bedenken Sie, welche Fluth von Erfindungen, Veränderungen, Evolutionen im Staatsleben, in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft müſſen tauſend Millionen gebildeter Menſchen in tauſend und aber tauſend Jahren beſtändiger Generationserneuerung hervorbringen und beurtheilen Sie darnach die Angſt und Verlegenheit beſagten Profeſſors der Geſchichte, wenn er das Alles in einen halbjährigen oder einjährigen oder dreijährigen akademiſchen Kurſus einzwängen ſoll. Wie will er es nur ſelbſt zu einem Stückwerk von Gelehrſamkeit, zu einer oberflächlichen Materialienkenntniß bringen in einem Fache, das ſo unendlich, unüberſehlich ſein wird, wie das Weltmeer, von ſo unzählbaren Einzelheiten, wie Tropfen darin. Ins Unendliche

theilen müßte man die gelehrte Arbeit, wie es in Fabriken geſchieht, wo der Eine den Knopf, der Andere den Schaft, der Dritte die Spitze der Nadel fabrizirt. Der eine Profeſſor verſtände ſich auf das Jahr 2000, der Andere auf das Jahr 1999, oder der eine wäre gelehrt in der Geſchichte aller großer Männer, deren Name mit dem Buchſtaben A, der andere in der Geſchichte der berühmten Leute, deren Name mit dem Buchſtaben Z anfängt, und wie man ſich noch weiter ſcherzhafterweiſe den lächerlichen Wirrwarr entknäueln mag, der aus der ungeheuerlichen Menge und Zerfallenheit des Stoffes mehr und mehr entſpringen wird.

Alſo, Wiſſen als ſolches kann nicht Aufgabe und Zweck des Lebens ſein, weil daſſelbe maßlos mit dem Anwachſen des Stoffes ſich ſelbſt zerſtört und aufhebt. Dieſem maßloſen Wiſſen gegenüber ſteht ein Geiſt, deſſen Kräfte nur zu wohl gemeſſen und abgewogen ſind. Die Vergrößerung der Wiſſensmaſſe macht das menſchliche Hirn nicht größer, ſeine Kapazität bleibt dieſelbe wie vor Alters. O wie dieſes gelehrte Unweſen ſeit Jahrhunderten die edelſten Kräfte Deutſchlands zur unfruchtbaren Tantalusarbeit verurtheilt hat, wie wir Deutſche aus wandernden Helden Stubenſitzer, aus Kriegern und Jägern lebensſieche, thatenſcheue Magiſter geworden ſind!

Hatten die Griechen nicht auch Gelehrte, Wissende? Ich meine. Aber kein griechischer Gelehrter konnte sich dermaßen verknöchern, weil Welt und Studium sich die Hand boten und die Palästra neben der Stoa sich befand. Die Wissenschaft der Griechen war die Frucht ihres Lebens, uns ist sie der traurige Rest desselben. Als jenes griechische Leben verfiel, als jenes schöne Herz stockte und stillstand, da ward es in der Kapsel nach Aegypten gebracht, zu Alexandrien einbalsamirt und die trockne Mumie nannte Eratosthenes Philologie. Meine Herren, als das Leben todt war, hielt die Gelehrsamkeit Leichenschau.

Hätten wir nur das Eine von den alten Griechen gelernt, das Eine, wie wir den Organismus unsers Geistes, die Einheit unsers Lebens über Alles, alles Uebrige aber danach zu schätzen wüßten, ob es sich unserm Organismus lebendig verassimilirt.

Eine kleine Welt nennt man den Menschen und man hat Recht. Mikrokosmus könnte und sollte der Mensch sein, denn eingeschlossen sind in seinem Wesen die Elemente und die Kräfte des Alls und er ist im buchstäblichen Sinn die ganze Schöpfung, im Auszug. Alles Geschaffene ist freilich Mikrokosmus, Stern, Thier und Blume, doch in trüberer Gestalt und bewußtlos. So ist es und doch für

uns iſt der Ausdruck und die Wahrheit nur beſchämend, wir ahnen, was wir ſein ſollten und fühlen, was wir nicht ſind. Wir repräſentiren nicht unſere eigene Welt, wir tragen nur eine fremde zur Schau, unſere Gebildeten, unſere Dichter und Denker begnügen ſich damit, die Welt in kalter Geſchliffenheit wieder abzuſpiegeln, unſere Gelehrten dünken ſich eine Welt zu ſein, wenn ſie ſich eine Welt von Gedanken, Sachen, Zahlen und Wörtern in den Kopf gelernt haben.

Daher, klein genug ſind wir, aber wo bleibt unſere Welt, die lebendig organiſche Ganzheit, die geſunde, vollblühende Gegenwart? Die kleinſte Alpenroſe beſchämt uns. Sie hat ein pulſirendes Herz, Lebenseinheit, ſie gleicht einer Welt im Kleinen. Was uns geiſtig zuſammenhält, iſt nicht innerer Hauch, nicht polariſche Attraktion, ſondern gemeine Kohäſion. Die Alpenroſe mit ihren klaren, klugen Augen iſt auf ihre Weiſe auch nicht ungelehrt, ſie iſt eine kleine Studentin, hört Kollegia über Felserde, Wetterkunde, Thautropfen, Frühlingsathem, aber ſie weiß Alles beſſer in succum et sanguinem zu vertiren, das iſt bei uns nur eine ſchulfüchſiſche Redensart, womit wir unſer ödes, lateiniſches Treiben ſelbſt verſpotten.

Das Leben iſt des Lebens höchſter Zweck und höher kann es kein Menſch bringen, als den leben-

digen Organismus darzustellen. Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ſind nicht für ſich, ſind nur für den Geiſt vorhanden, deſſen Trank und Speiſe ſie ſind. Der Geiſt iſt kein Magazin, keine kalte, ſteinerne Ziſterne, die den Regen des Wiſſens auffängt, um ſich damit bis an den Rand zu füllen. Er gleicht einer Blume, die ihren Kelch den Thautropfen aufſchließt und aus den Brüſten der Natur Leben und Nahrung ſaugt. Aufzublühen, ins Leben hineinzublühen, Farben auszuſtrahlen, Düfte auszuhauchen, das iſt die Beſtimmung der Menſchenblumen.

Wir haben uns herausſtudirt aus dem Leben, wir müſſen uns wieder hineinleben. So gründlich, wie wir ſtudiren, ſo gründlich ſollen wir leben. Deutſchland war bisher nur die Univerſität von Europa, das Volk ein antiquariſches, ausgeſtrichen aus der Liſte der Lebendigen und geſchichtlich Fortſtrebenden. Tauſend Hände rührten ſich, um der Vergangenheit Geſchichte zu ſchreiben, wenige Hände, um der Zukunft eine Geſchichte zu hinterlaſſen. Deutſchland hatte nur Bibliotheken, aber kein Pantheon. Die Deutſchen waren nur Zuſchauer im Theater der Welt, aber hatten ſelbſt weder Bühne noch Spieler. Sie waren ſtolz auf ihre Unparteilichkeit, ihre vorurtheilsfreie Anerkennung und Würdigung aller Lebens- und Kraft-

Äußerungen fremder Nationen, aber sie selbst wurden nicht wieder anerkannt, denn sie hatten keinen positiven Lebensgehalt zur Rückanerkennung fremden Völkern zu bieten. Nur die Kraft mag anerkennen und sie erhöht ihren Werth, wenn sie es nicht unterläßt — die Schwäche muß. Der Kräftige fragt den Schwächling nicht, ob er ihn und seine Kraft gelten lassen will, dem Schwächling bleibt keine Wahl, er muß, er sieht sich dazu gezwungen, aller Bettelstolz hilft ihm zu nichts. Der kleinste Funke einer schöpferischen Lebenskraft hat seinen Altar auf der Welt, seine Priester, Verehrer, aber ohne den ist Alles nichts.

Bloßes Wissen, sage ich, kann nicht Zweck der Erziehung, nicht Aufgabe des Lebens sein, und ich habe unter Wissen bisher nur den Ballast historischer Positivitäten verstanden, womit Deutschland zum Versinken befrachtet ist. Es gibt aber ein dem historischen und dogmatischen Wissen entgegengesetztes höheres, ein Wissen nicht des Gedächtnisses, sondern des Verstandes, ein selbstthätiges, verstehendes Wissen, das man mit dem Namen des philosophischen bezeichnet. Der tiefsten metaphysischen Seite desselben ist in voriger Stunde mit schuldiger Ehrerbietung Erwähnung gethan, sie führt vom Leben ab, das liegt in ihrer Natur und die Thatsache leidet keinen Zweifel; denn sie

muß die Welt erst zerstören, um sie aufzubauen, sie ist der Tod der Sinne und der Sinnlichkeit, und schon Plato definirte sie als ein langsames Absterben für die bunten und wechselnden Gestalten und Erscheinungen der Welt und ein Festwerden in den Ideen der Ewigkeit. Auch hängt sie in höherem Grade, als eine blos dialektische, kritische und psychologische Sekte der modernen Philosophie zugestehen mochte, mit dem religiösen Mystizismus eng zusammen.

Neben und außer der Philosophie, die sich in der Gesellschaft gleichsam isolirt, herrscht ein weites Reich des Gedankens, das sich, gleich jener, über den Zwang des Gegebenen, Historischen und Positiven erhebt, keineswegs aber mit ihr gleichsam an die äußersten Grenzen der erschaffenen Welt verliert, sondern in der Mitte und Fülle der lebendigen Schöpfung stehen bleibt und sich an den organischen und gebildeten Naturen derselben erfreut. Auch hier ist Zweck und Resultat ein Wissen und zwar ebenfalls ein solches, das sich sowohl durch die Analogie der Erscheinungen, als durch die Harmonie mit den Gesetzen unseres Denkvermögens bewährte, ein Wissen, zu dem am Ende auch die abstrakte Philosophie gelangen muß, wenn sie, wie Herbart in Königsberg dies witzig und scharfsinnig ausgedrückt hat, wenn sie Rech-

nungsproben zu ihren allgemeinen Sätzen sucht. Es hat dieses Wissen bald die Natur, bald den Staat und die Gesellschaft, bald die einzelnen Produktionen derselben, die Werke der Kunst, Beredtsamkeit und Poesie im Auge. Es zerstört nicht das Gegebene, es erhebt sich nur über dasselbe, es läßt sich in freie Betrachtungen ein, es untersucht, urtheilt, prüft und vergeistigt sich den Stoff, indem es ihn geistig bearbeitet und reproducirt. Der Naturforscher untersucht den Organismus der Pflanzenwelt, die Metamorphosen eines Gewächses, die Brechungen des Lichts, die Krystallisationen des Flüssigen und es ist überall sein höchstes Bemühen, den organischen Zusammenhang und die Identität des Mannigfaltigen an einem Werke, einer Erscheinung der Natur aufzufassen. So untersucht und erforscht der Politiker den Organismus des Staats, der Aesthetiker den Organismus der Kunst und die Gesetze und Bedingungen, unter denen sich die Kunstschönheit entfaltet. Zweck und Resultat alles dessen ist und bleibt das Wissen, so sehr es sich auch durch Frische und Individualität vom abstrakten und gar vom geistlosen historischen Wissen unterscheidet.

Aber auch dieses Wissen, das Kennzeichen der Bildung, das allgemeinste Erforderniß, um auf den Namen eines denkenden und gebildeten

Menschen Anspruch zu machen, habe man sich nun mehr auf die eine oder auf die andere Seite desselben geworfen, ist nicht und ersetzt nicht das Leben; wenn sie auch in naturgemäßem Zustande denkbar wäre, ohne Voraussetzung des Letzteren.

Denn es ist der Mensch nicht blos der Spiegel, der die Schöpfung reflektirt und geistig wieder auffaßt, er ist ja selbst eine Schöpfung und ihm angeboren ist das Recht und die Kraft, selbst etwas für sich zu sein und unter den Existenzen der Welt seinen Platz einzunehmen. Er soll sich dort behaupten durch selbsteigene schöpferische Thätigkeit, er soll, da wo er geboren ist, mit den Füßen Wurzel fassen in der Gegenwart und die Hand rühren zu Werken, welche sein flüchtiges Dasein beurkunden, er soll sich freuen an menschlicher That, sich hingeben menschlichem Genusse, das Spiel seiner Kräfte entfalten, für Recht und Wahrheit in die Schranken treten, die Unschuld lieben, die Tugend ehren, die Lüge hassen, die Bosheit entlarven, den Frevel rächen, die Gefahr verachten, und wenn's nöthig, sein Leben für die höchsten Güter, sei's zur Erringung oder Behauptung derselben, für Freiheit und Vaterland in die Schanze zu schlagen.

Wir sind nicht blos auf die Welt gesetzt, um

über die Welt zu raisonniren, um Philosophen, Naturforscher, Aerzte und Politiker zu sein. Die Welt geht ihren Gang ohne uns, wir sollten nur mehr unsern eigenen Gang gehen, die Sinne schärfen, die Kraft ausbilden und Kraft gegen Kraft abreiben. Um das Denken und die humane Bildung ist es eine schöne Sache, aber fehlt ihr der Mittelpunkt, fehlt ihr das Herz, das Leben, der ungebrochene starke Wille, so ist das Denken nur ein Spiel und die Bildung ohne Gehalt. Denke dir den Blitz und fühle ihn, sagt ein Schwede, und das Wort ist selbst ein Blitz, das man denkend fühlt.

Das Leben ist des Lebens höchster Zweck, kein Wissen und keine Wissenschaft, keine Bildung ersetzt den Fond des Lebens, könnte sie auch ohne Voraussetzung des Letzteren im naturgemäßen Zustande gedacht werden.

Allein, meine Herren, das kann keine Wissenschaft. Nur im Element des Lebens bilden sie sich naturgemäß, außer diesem sind es künstliche Gewächse, die mehr oder minder die Flecken und Gebrechen der Willkür, der Unnatur, der Geschmacklosigkeit an sich tragen. Das Leben rächt sich an seinen Verächtern und seine Rache besteht darin, daß es die großen, einfachen Wahrheiten, die sonst Jedermann einleuchten, mit einem Nebel

von Vorurtheilen verhüllt und sie dem Auge der Naturforscher, der Philosophen, der Politiker, der Aesthetiker entzieht. Zum schlagenden Beweise führe ich die unnatürliche Geschmacklosigkeit an, die in den letztvergangenen zwei Jahrhunderten in allen Kreisen der Kunst und Wissenschaft an der Tagesordnung war. Die Politik, diese hohe Wissenschaft, die den vollkommensten aller Organismen, den Staat, analysiren soll, wie konnte sie sich zu der Höhe dieser Bedeutung aufschwingen, da die europäischen Staaten so unendlich tief unter ihr standen und ein französischer König mit edler Dreistigkeit zu behaupten sich unterstand: l'état c'est moi. Was konnte sie anders sein zu dieser Zeit als ein trauriges Abbild dieses höfischen Ichs, das sein gepudertes Haupt aus allen Fenstern und Erkern des Staatsgebäudes herausstreckte, als eine Wissenschaft des Despotismus, der Intrigue, der Geheimnißkrämerei, als eine Satyre auf den Staat? Und die Aesthetik, die Lehre des Geschmacks, die Analyse der Schönheit, konnte sie auch nur im Entferntesten der Idee entsprechen, zu einer Zeit, wo die Natürlichkeit der menschlichen Lebensäußerungen untergegangen war im steifsten Zeremoniell, wo nichts sich rührte und regte, als auf den Wink pedantischer Zuchtmeister, wo man schwarze Lappen auf geschminkten Wangen

Schönpflästerchen nannte, und die Damen ihre Hüften mit ungeheuern Reifbändern umgaben, wo das Volk sich in die Pfütze warf, wenn abgeschmackte goldene Karossen mit betreßten und bezopften Hanswürsten hinterm Kutschenschlag vorüberrasselten, wo im ausbrechenden Kriege die Generale und Kondottieris mit einander Schach spielten, moderne Helden, die durch Maitressen eben so oft ihre Stelle erhielten, als verloren und noch öfter die Feldzugspläne aus dem Schlafgemach des Königs ins Lager mitnahmen. Wie war zu dieser Zeit eine schöne Natur möglich in Frankreich, oder gar in Deutschland, wo man sich der plumpesten Nachahmung des französischen Unsinnes hingab. Wie war zu dieser Zeit ein Künstler, ein Dichter möglich und nun gar ein Aesthetiker, der doch der Schönheit, der Kunst, der Poesie, nicht gesetzgeberisch vorauf, sondern gesetzempfangend hintennach geht. Sie werden vom Abbé Batteux gehört haben. Sein **unique principe des belles lettres** war einmal ein europäisch berühmtes Werk der Aesthetik und Rammler hat es in vier deutsche Bände gebracht. Dieser Abbé nannte die Nachahmung der Natur und zwar der schönen Natur, das einzige große ästhetische Prinzip, das den Arbeiten des Geschmackes zu Grunde gelegt werden müsse. Lesen Sie das Werk eines sonst

geiſtreichen Mannes, das noch immer die Art von Verachtung nicht verdient, womit man gegenwärtig davon ſpricht, was das eigentlich mit der ſchönen Natur und ihrer Nachahmung auf ſich hatte, und in einer Epoche auf ſich haben konnte, als alle wirkliche Natur aus dem Leben geſchwunden war und Malerei, Bildhauerei, Muſik, Poeſie, Baukunſt, Gartenkunſt und was es ſonſt für Künſte gibt, die an einem gegebenen Stoff das Schöne verwirklichen wollen, unglaublich verſchroben und manierirt waren.

Diderot und Rouſſeau hießen die beiden unſterblichen Männer, die ſich aus der Unnatur ihres Jahrhunderts zuerſt heraus-riſſen. Rouſſeau's Emil legte den Grund zu einer neuen Erziehung der europäiſchen Jugend, ſein contrat social den Grund zur franzöſiſchen Revolution, dem Todesſtoß der europäiſchen Tyrannis in Kunſt, Sitte und Staat. Für die Deutſchen ging zu gleicher Zeit Shakſpeare auf und damit ein fluthendes Luftmeer von Genien und Kräften, woran die unerſättlichſte Phantaſie ewigen Stoff zur Schwelgerei findet. Lange Zeit nahm man den Genuß nur ſo hin, ohne über die Quelle deſſelben nachzudenken; ſo wie man ſich auch die franzöſiſche Revolution mit der Phantaſie aneignete, ohne etwas Arges dabei zu denken und ohne aus der Schläfrigkeit des bür-

gerlichen Lebens zu erwachen. Dann aber kam eine Zeit und sie dauert fort, wo man sich fragt, woher stammt diese Fülle von Leben und Kraft, die uns an Shakspeare entzückt und seine dichterischen Gebilde so lebensderb, so kühn, so unübertrefflich macht? Und da lautete die Antwort: das hat er sich nicht auf seinem Stübchen zusammengedichtet, das hat er nicht aus dem Stegreif phantasirt, das hat er gelernt und herausgeschaut aus dem wildbewegten, großartigen Leben, das seine Jugendträume umflatterte und ihn später als Jüngling und Mann in seine Mitte aufnahm.

Und so kommt uns von allen Seiten die Bestätigung zu, daß das Leben das Höchste ist und allem Uebrigen, wenn es gedeihen soll, zu Grunde liegen muß, geschweige der Kunst, der Schönheit, und der sich mit ihr beschäftigenden Aesthetik.

Und so schließe ich diese Vorlesung mit den Schlußworten der vorigen:

Es fehlt uns an einem gemeinsamen Mittel der Bildung, weil es uns an gemeinsamem Leben fehlt. Doch schon diese Einsicht, die sich immer mehr verbreitet, ist ein Schritt zur Besserung, und dieselbe zur höchsten Evidenz und Klarheit gebracht, die ein Jeder ihr zu geben im

Stande ist, steht schon damit in der Vorhalle derjenigen Wissenschaft, welche unter Voraussetzung eines rechten und tüchtigen Lebens, die Schönheit der Bildungen in Leben und Kunst aufweiset und erläutert, der Aesthetik.

Sechste Vorlesung.

Nach der gegebenen Einleitung, meine Herren, wird es Ihnen klar geworden sein, daß wir der Aesthetik sowohl einen weitern Umfang, als eine tiefere Bedeutung einzuräumen haben, als dies in den gewöhnlichen Aesthetiken zu geschehen pflegt. Es gibt Wissenschaften, deren Zeitraum und Peripherie seit Alters so ziemlich gleichmäßig bestimmt gewesen; wie z. B. die Mathematik, die Logik. Diese stehen gleichsam über der Geschichte; indem sie sich zu allen Zeiten wesentlich gleich sehen und in Anlage und Ausführung, wenn auch nicht unveränderlich, dennoch nur solcher Veränderungen fähig sind, welche als bloße Erweiterungen von innen heraus treten. Sie gedeihen in allen Zeitläuften und auch, wenn die Zeit stille steht, das

heißt, wenn das geschichtliche Leben der Völker todt und abgestorben ist; daher denn auch Logik und Mathematik am Allerwenigsten den menschlichen Geist in seiner Bewegung abspiegeln, und wie dies die Erfahrung lehrt, das eifrige Studium derselben keinen Schluß auf die Blüthe anderer Studien zu ziehen erlaubt. Es erscheint in ihnen das Geistige nur in den allgemeinsten Formen, Denk- und Anschauungsgesetzen, aber man vermißt Herz und Leben und hat es nur mit einem Skelett zu thun. Mit vollem Recht kann man behaupten, daß der Logiker, Mathematiker weder Blut noch Gewissen, weder Geist noch Herz zu besitzen braucht, daß ihm Alles fremd bleiben kann, was des Menschen Busen erfüllt und begeistert, was ihn zum Menschen macht, daß ein Logiker und Mathematiker eben so gut auf dem Jupiter oder Uranus seine Heimath finde, daß es nur gleichsam reine Zufälligkeit ist, wenn er seine Operationen und Berechnungen auf der Erde innerhalb der gewölbten Wände eines menschlichen Gehirns anstellt. Diese Wissenschaften geben uns keine Ahnung von der Fülle der Menschheit, es ist ihr Charakter, ihre Aufgabe von allem denkbaren Inhalt zu abstrahiren. Glauben Sie nicht, daß dies zur Verachtung derselben gesagt werden soll, ich verehre insbesondere die Mathematik und

erkenne nur zu wohl ihren ungeheueren jetzigen und künftigen Einfluß auf die materielle Fortbildung der Gesellschaft. Allein es war auch nur meine Absicht, diese Wissenschaft in ihrer theoretischen Abstraktheit aufzustellen und sie zum Gegensatz auf jene andern Zweige des Wissens zu leiten, welche von vorn herein sich mit irdischem Heimathsgefühl zum Menschen gesellen und an den höheren geistigen Evolutionen des Geschlechts innigen Antheil nehmen. Dahin zähle ich die Studien der Natur und Kunst, die gleichsam Hand in Hand mit ihren Zeitaltern fortgehen, ihre Geschichte theilen. Dieselbe geschichtliche Natur hat die Aesthetik. Sie beruht auf dem Leben, ist mehr oder minder lebendig, tief oder oberflächlich, welk oder blühend, je nachdem das Herz, das in einem Zeitalter pulsirte, das Eine oder das Andere war. Man sieht sie von Zeit zu Zeit bei Plato, Plotin, Hemsterhuis, Solger in verändertem Gewande hervortreten, in schöner Form, in Unform, als tiefsinnigste Lebensphilosophie, als Tagsgeschwätz, bald unter diesem, bald unter jenem Namen. Lassen Sie sich nicht irre machen über ihre Natur und Existenz! Jeder ausübende Künstler, jeder handelnde und fühlende Mensch trägt seine Aesthetik in sich, bewußt oder unbewußt fällen wir täglich Hunderte von ästhetischen Urtheilen, aus denen

grade das Eigenthümlichste unserer Gesinnungs- und Denkweise unmittelbar hervorbricht.

Folgen Sie mir, meine Herren, in das Gebiet der Geschichte. Es müßte Schuld meiner Darstellung sein, oder es wird aus den wenigen großen welthistorischen Zügen, welche ich anzuführen gedenke, in Ihrer Seele der Begriff der Aesthetik in höchster Potenz sich als der Begriff dessen lebendig machen und erweitern, was man in neuerer Zeit so passend Weltanschauung genannt hat, eine Bezeichnung, die ebenfalls nur der deutschen Sprache, oder vielmehr dem deutschen Gedanken eigenthümlich ist.

— Erkennen und Handeln sind die beiden Pole unseres Geistes. Das ästhetische Element tritt zwischen beide in die Mitte, es ist ein Denken und zugleich ein Fühlen, das in jedem Moment beim Künstler ins Handeln umschlägt. Alle ästhetischen Urtheile sind von diesem Gefühl begleitet, sie sind nichts ohne dasselbe, das bald anziehend bald abstoßend, bald beifällig, bald mißfällig das Gemüth in elektrischen Strömungen lebendig erhält. Was uns nur als schön oder häßlich, als gut oder böse anmuthet oder widersteht, ist ästhetischer Natur, hat seine Wurzel im sinnlich-geistigen Urgrund unseres Wesens, und erkennt in dieser Unmittelbarkeit keinen höheren Rich-

ter über sich. Nach Verschiedenheit der Individualitäten sind die ästhetischen Gefühle und Urtheile so verschieden, wie die menschlichen Grundnaturen; alle vereinigen sich wieder in gewissen Grundgefühlen, Ansichten und Urtheilen, welche den besondern Charakter eines Volks, einer geschichtlichen Epoche ausmachen.

Schlagen wir zunächst unsere Blicke auf jene uralte indische Welt, von deren Größe uns nur ein armseliger Schatten übrig geblieben; betrachten wir jene träumerischen Menschen, welche die Ufer des Ganges bevölkerten und gleich menschlichen Sinnpflanzen unter Lotos und Bananen blühten. Große Werke der Religion, Philosophie, Poesie und Kunst haben sie uns hinterlassen, zu deren Verständniß erst die neueren Zeiten den Schlüssel geliefert. Dennoch können wir über das Verständniß nicht so recht zum Genuß derselben durchdringen — die ästhetische Grundanschauung der Inder ist zu verschieden von der unsrigen. Legen wir den Maßstab unserer Moral und Aesthetik an die Moral und Aesthetik der Inder, so offenbart sich das entschiedenste Mißverhältniß, obgleich wir bekennen müssen, es spreche sich wirkliche Natur und wirklicher menschlicher Zustand nicht weniger im Indischen, als im Europäischen aus. Bedenken wir uns nun jenes ästhetische Grundprinzip, das

der indischen Weltanschauung zu Grunde liegt und das Krischnas in der Bagavadgita (Unterredung des Krischnas) mit den Worten ausspricht: nie ist der Werth einer Handlung in die Frucht gesetzt, so fühlen wir schon gleich alle Konsequenzen, welche aus diesem Grundsatz für Leben und Kunst ohnedies herausfließen müßten. Nie ist der Werth des Handelns in die Frucht gesetzt: das heißt: nicht die That ist etwas, nicht der Erfolg, nur der Gedanke, die Absicht. Wilhelm Humbold, der über die Bagavadgita sich in einer eigenen Schrift verbreitet hat, nennt eine solche Stimmung eine unläugbar philosophische, eine an das Erhabene grenzende. Das Erstere wird man ihm leicht zugestehen, da die Philosophie als solche, oder die Metaphysik, sich nicht allein aus dem Kreise menschlicher Handlungen, sondern aus allem Stoffartigen der Natur und Menschheit zurückzieht und, wie schon bemerkt, mit der entkörpernden Mystik in nahen Verhältnissen steht. Auch die Bezeichnung des Erhabenen oder dessen, was an das Erhabene grenzt, mag man unangetastet lassen, da das Erhabene auch in unsern Augen dann hervortritt, wenn ein Mensch, ohne Aussicht auf Erfolg, sich für eine große Sache aufopfert, und nur die Heiligkeit und Schönheit des

Gedankens, der ihn begeiſtert, vor Augen hat. Allein ſchon hierin müſſen wir auf der Hut ſein, das indiſche Geſetz nicht europäiſch auszulegen und darin etwa Kant's kategoriſchen Imperativ zu ſehen, nach dem man die Pflicht nur um ihrer ſelbſt willen thun ſoll; ſelbſt Schleiermacher's in den Monologen ausgeſprochenes Prinzip, das faſt wörtlich ſo lautet, wie das indiſche in der Bagavadgita, ſtimmt dem Sinne nach, wenigſtens nicht in allen indiſchen Konſequenzen damit völlig überein.

Denn, betrachten wir nun, wie das indiſche Leben, ihre Philoſophie und Poeſie ſich geſtaltet hat, ſo ſehen wir ſo recht deutlich, wie tiefgreifend der äſthetiſche Grundſatz durch alles dieſes hindurch geht und dem ganzen Inderthum Farbe und Gepräge gibt. Die Negation der That iſt nichts anders, als die indiſche Geſchichte, Kunſt und Poeſie ſelber.

Das Handeln wird überall vom Denken, Träumen, Phantaſiren abſorbirt, ſelbſt dieſes Denken und Phantaſiren zieht ſich immer weiter zurück von der Welt der Sinne, es verſenkt ſich in ſich ſelbſt, es läßt im indiſchen Philoſophen und Myſtiker die ganze Welt hinter ſich zurück, um als einſames Ich über ſeinem Ich zu brüten, und das goldne Ei der indiſchen Weltphiloſophie

auszuhecken, das Nichts und doch Alles in sich faßt. Nichts zu denken, war grade die höchste Aufgabe der Yogalehre.

In der Vertiefung der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar,
So strebend nach und nach ruh' er, im Geist gewinnend Stätigkeit,
Auf sich selbst das Gemüth heftend und irgend etwas denkend nicht —

So lauten Krischnas Worte in der Bagavadgita. Weitere Vorschriften und Züge stellt Wilhelm Humbold aus indischen Schriften zusammen: der Fromme soll in einer menschenleeren reinen Gegend einen nicht zu hohen, nicht zu niedrigen, mit Thierfellen bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbrauen und die Spitze der Nase richten, und die berühmte Sylbe Om! aussprechen. — Zu solchem unschönem, unnatürlichem, stumpfem und dumpfem Zustande führte auf gradem Wege das Prinzip, das der

indiſchen Weltanſchauung zum Grunde lag. Dennoch haben wir es bezeichnet als ein äſthetiſches, obwohl es in unſerm und griechiſchem Sinne der Aeſthetik gradezu als unäſthetiſch erſcheint. Allein eben ſo gut, wie wir die Poeſie in indiſchen Gedichten Poeſie nennen, und zur Anerkennung derſelben uns genöthigt fühlen, eben ſo gut dürfen und müſſen wir jene Grundanſicht, die auch der Poeſie vorſchwebt, als äſthetiſch bezeichnen, weil ſie auf einem äſthetiſchen Punkt wenigſtens beginnt und von ihm ausgeht: nämlich von einem beſtimmten Grundgefühl des Lebens, das einmal vorhanden war, mögen wir daſſelbe gegenwärtig theilen oder nicht.

Nur kann uns keine Pietät gegen die Geſchichte und gegen die geiſtigen Aeußerungen eines der Urvölker des Menſchengeſchlechts die Freiheit benehmen, nach unſern Anſichten und Grundgefühlen ſowohl das Prinzip ſelbſt, als deſſen Einfluß auf Leben, Kunſt und Poeſie zu beurtheilen. Der in den indiſchen Dichtungen herrſchende Geſchmack iſt für uns ein Ungeſchmack und als ſolchen hat ihn auch Goethe gegen die Anpreiſung der modernen Inder dargeſtellt. Wir verlangen für Poeſie und Kunſt vor allen Dingen Charaktere mit ſcharfbegrenzter Individualität, ſie ſollen ihren Geiſt auf beſtimmte Zwecke richten, deren

Verwirklichung fordern und anstreben und nur in dieser Eintracht des Willens mit der That sehen wir poetische Lebendigkeit und poetische Wirkung. Der indische Dichter hingegen, dem es auf die That nicht ankommt, der die Harmonie zwischen Verstand und Willen, Denken und Thun nicht als das höchste Gesetz anerkennt, überläßt sich ganz naiv der vollen Absurdität der Phantasie und der träumerischen Richtung der Gefühle und erfüllt auf diese Weise das ästhetische Gesetz im Sinne seines Volks, wie er es, im Sinne der neueren Völker übertritt. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den ungeheuerlichen Schöpfungen, mit denen ein indisches Dichterhirn schwanger ging. Am Ausführlichsten und Glänzendsten ist in dieser Hinsicht die Episode des Ramajuna, dieses indischen Nationalgedichts, das sich der größesten Berühmtheit erfreut.

Verfolgen Sie nur die charakteristischen Züge, die den Umriß des Gedichts ausmachen:

Wuschista, ein Bramin, lebt in einer Einsiedelei, die mit Blumen, rankenden Pflanzen bedeckt ist, beobachtend heilige Gebräuche, umringt von Weisen, die dem Opfer und der Wiederholung des heiligen Namens (Om! Om!) ihr Leben widmen, 60,000 Weisen, entsprungen aus den Haaren und Nägeln Brahma's, alle so groß wie

ein Däumling. Nun kam einmal der König Wiſchwamitra zu jenem Weiſen, weil er die Kuh beſaß, die der König zu erhalten wünſchte; zum Preiſe bietet er erſt 100,000 Kühe, dann 14,000 Elephanten mit Sätteln und Zeug von purem Gold und außerdem 100 goldene Wagen, jeden von vier weiſſen Roſſen gezogen. Aber umſonſt. Er nimmt ſie alſo mit Gewalt. Durch Brahma's Hülfe erhält der Weiſe eine Armee von hundert andern Königen und dieſe zerſtören die Armee des Königs Wiſchwamitra; und Wiſchwamitra geht verzweiflungsvoll in eine Wildniß. So groß iſt die Macht des Brahma.

Allein in der Wildniß übernimmt der Flüchtige die ſtrengſten Uebungen, um Shivas oder Mahadevas, des böſen Geiſtes, Geiſt und Unterſtützung zu erlangen; er ſteht auf den Spitzen ſeiner großen Zeh, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Luft gefüttert — hundert Jahre lang. Der Gott gewährt dem Könige die von ihm verlangte Kunſt des Bogens in ihrem ganzen zerſtörenden Umfang. Er gebraucht ſie, um an dem betenden Brahminen Wuſchiſta Rache zu nehmen, er verbrennt und verwüſtet den Wald, den Schauplatz der Devotion deſſelben, ſo daß die Weiſen, Thiere, Vögel zu Tauſenden davonfliehen. Aber Wiſchnu's Bogen, vor dem ſonſt die Götter

und alle drei Welten in Schrecken gerathen, wird zu Schanden vor dem einfachen Stabe, den Wuschista in der Hand führt. So groß ist Brahma's Macht. Der König sieht es, seufzt und fängt eine neue Laufbahn strenger Uebungen und Abstraktionen an, um nur erst Brahmane zu werden. Darüber bringt er tausend Jahre zu.

Dieses gefällt Brahma und nach Verlauf der Zeit erklärt er ihn für einen königlichen Weisen.

Wischwamitra läßt aber sein Haupt mit Scham hängen und spricht voll Verdruß: nachdem ich solche Uebungen vollbracht, nur ein königlicher Weiser (die königliche Weisheit muß schon damals für nicht weit her gehalten sein). Ich achte mich für nichts und damit beginnt er von Neuem seine Uebungen und Abstraktionen. Indessen fällt es einem gewissen Fürsten Trichunke, einem Mann der Wahrheit, von besiegten Leidenschaften, ein, ob er nicht in seinem körperlichen Zustande unter die Götter kommen könne. Er wendet sich an Wuschista, allein dieser erklärt ihm die Unmöglichkeit der Sache, spricht einen Fluch über seinen Frevel und macht eine niedrige Kreatur aus ihm. Der eifersüchtige Wischwamitra aber erbietet sich, durch ein Opfer den unglücklichen Fürsten wirklich in den Himmel zu versetzen.

Er ladet den Wiſchuſta und die Götter zu dieſem Opfer ein, aber unwillig ſchlagen ſie die Einladung aus. Voll Zorn ergreift nun der große Wiſchwamitra den geheiligten Kochlöffel und ſchwört, kraft ſeiner geübten Enthaltſamkeiten, ſeinen Freund und Schützling wohl von ſelbſt in den Himmel zu bringen. Trichunko ſteigt wirklich in den Himmel empor; allein, angekommen, wirft ihn Indra, der Gott des Himmels, wieder heraus. Wiſchwamitra ſieht ihn fallen und nach Hülfe ſchreien; er ruft halt und auf dieſen Zuruf bleibt er ſo zwiſchen Himmel und Erde hangen. Dann ſchafft Wiſchwamitra im vollen Zorn einen ganz neuen Himmel und andere Götter darin und an ihrer Spitze einen neuen Indra.

Die Götter und Weiſen, verſteinert vor Erſtaunen, wenden ſich hierauf an Wiſchwamitra um Einhalt und bitten ihn demüthig, nicht auf die Verſetzung eines vom Brahminen Verfluchten ohne vorhergängige Reinigung zu beſtehen und überhaupt die alte gute Ordnung im Himmel und auf Erden zu zerſtören. Der König beharrt auf dem, was er ſprach, doch vereinigt er ſich zuletzt auf gütliche Weiſe über einen Platz nicht im Himmel, ſondern am Himmel.

Nach tauſend Jahren vollbrachter Abſtraktionen erklärt Brahma den König für einen ober-

BIBLIOTECA

ſten Weiſen. Noch nicht zufrieden damit, fängt er einen neuen Kurſus an; hier kommt aber zu ſeinem Unglück ein ſchönes Mädchen (die Mutter der Sakontula) zu ihm und nimmt ſo ſehr ſeine Sinne gefangen, daß er 25 Jahr mit ihr vertändelt. Erwachend aus dieſer Vergeſſenheit fängt er ein neues Jahrtauſend ſtrenger Büßungen an. Die Götter gerathen ſchon in Bangigkeit, er werde ihnen durch ſeine ſtupende Frömmigkeit neues Unglück bereiten. Brahma geſteht ihm darauf das Prinzipat unter den oberſten Weiſen zu. Auf des Königs Frage, warum er noch nicht zu einem Brahma-Weiſen ernannt werde, erklärt Brahma: noch haſt du deine Leidenſchaften, Zorn, Luſt und Liebe nicht unterjocht.

Abermals beginnt er ſeine Uebungen; aber vergebens ſucht ihn Indra durch das ſchönſte Mädchen zur Liebe und durch allerhand Schelmenſtreiche zum Aerger zu reizen. Nachdem der Chef der Weiſen tauſend Jahr lang geſchwiegen, wird dem Gott Indra im Himmel bang um den Himmel. Er wendet ſich an Brahma. In dieſem großen Weiſen, ſagt er, iſt nicht der kleinſte Schatten einer Sünde mehr — wenn das Verlangen ſeines Geiſtes nicht geſtillt wird, wird er mit ſeiner Abſtraktion das ganze Univerſum zerſtören. Die Extreme der Welt ſind in Verwirrung, das Meer

brauſt, die Berge ſtürzen ein, die Erde zittert — o Brahma!

So wird nun Wiſchwamitra von Brahma endlich zum Brahmaweiſen erklärt und verſöhnt ſich mit Wuſchiſta, der weniger kühn, es noch nicht ſo weit gebracht hat, als er.

In dieſem Gedicht liegt die indiſche Weltanſchauung, wie in dem Satz des Kriſchna die äſthetiſche Quelle derſelben. Wie anders lautet das äſthetiſche Prinzip im Munde eines griechiſchen Gottes, und wie ſehr verſchieden iſt das chriſtliche von beiden. Die äſthetiſche Weltanſchauung, die im Griechenthum und Chriſtenthum ſich offenbart, wird das Object der nächſten Vorleſung ſein.

Siebente Vorlesung.

Im Indischen, wie wir gesehen, verwirrt sich der von der That und der Welt der Sinne sich lossagende Gedanke einerseits in das Gebiet der abstrusesten Phantasiebilder, andererseits in einen bodenlosen Abgrund der Mystik, wo er überhaupt aufhört Gedanke zu sein und als ein Nichts über dem Nichts in schauerlicher Oede hinbrütet. Die ästhetische Weltanschauung der Indier machte nur die Augen auf, um sie wieder zu schließen, sie ward sich der Sinne nur bewußt, als zu vernichtender Widerspiele des Geistes, des Geistes nur als einer zu tödtenden Mannigfaltigkeit von Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen, der ganzen Welt nur, als einer kriminalistischen Mummerei wechselnder Gestalten, welche aus Blumen und

Thieraugen den Menschen wehmüthig schmerzlich ansehen und in Gemeinschaft mit ihm nach der Zeit schmachten, wo ihre Larven fallen und sie wieder in den Zustand der Seligkeit, das ist der Bewußtlosigkeit, der Vernichtung zurückkehren. — Zu verwesen bei lebendigem Leibe, diese schauderhafte Sehnsucht zieht sich durch die indische Welt, und erfüllt uns mit einem seltsamen, unheimlichen Gefühl, das uns durch den ganzen Orient begleitet und uns nicht eher verläßt, als bis wir an den Ufern des lebensfrischen und lebensfrohen Griechenlands Athem holend angelangt sind. Welcher Himmel, welche Erde, welche Menschen, welche Götter, welche Geschichte, welche Gedichte, welche Natur, welche Kunst, das Alles ist Griechenland und man muß staunen und sich verwundern, daß zwei so ungleiche Länder, wie Indien und Griechenland, auf einem und demselben Planeten zusammen liegen. Unauflöslich würde in der That das Räthsel sein, wie die Weltanschauung und das Leben bei Geschöpfen von einerlei Natur und Art, aus einerlei Teig geknetet und mit demselben geistigen Odem durchweht, so grundverschieden, ja in jedem Punkt und nach allen Richtungen entgegengesetzt sich gestalten konnte, wäre uns die Urgeschichte des griechischen Geistes völlig unbekannt und könnten wir nicht einige ahnungsvolle Blicke

auf den früheren Zusammenhang orientalischer und europäischer Bildung werfen. Die Natur, das ist unsere Ueberzeugung, kennt keine Widersprüche, keine schreiende Dissonanzen, sie arbeitet sich durch tausend Mittelglieder hindurch und verbindet die Enden der Welt mit einem unsichtbaren Zauberbande, das im Dunkel des Mythos und der Geschichte flattert, und nur vom Auge des Geistes erkannt wird. Alle die Töne der Weltenlyra klingen zusammen in einen einzigen ungeheuren Akkord, in dem nichts Einzelnes mehr unterscheidbar ist und so haben alle Sprachen und Sagen aller Völker, so fremd und dissonirend sie klingen, einige Grundlaute mit einander gemein, die eben den geistigen Urlaut des menschlichen Daseins bilden. Aber durch allen Sinn und Unsinn der Geschichte, durch den Wirrwarr aller Völkerstimmen geht dieser rein menschliche Ton, diese Stimme der Natur, welche ihre Kinder, die Schwarzen und die Weißen und die Olivenfarbigen und die tausendjährigen Todten und die Lebendigen heutigen Tags um den einen gemeinschaftlichen Urborn des leiblichen und geistigen Lebens der Menschheit versammelt.

Europäer sind Asiaten, das lehrt die Geschichte: Europa ist ein Stück von Asien, lehrt die Geographie. Die europäische Bildung hat ihre

Wurzeln in Asien, das deuten uns die ältesten Mythen und die Urelemente der Sprache, der Schrift, der Sitten und Gesetze der europäischen Völkerschaften; auch die Bildung der Griechen hat ihre Wurzel jenseit des Hellesponts, oder vielmehr sie hat sich mit dieser Wurzel von asiatischem Boden losgerissen und sie in griechische Erde verpflanzt. Es gab eine Zeit, wo die Griechen noch nicht Griechen waren, eine Zeit, wo ihr Geist noch versenkt war in den starren Natursymbolen des Orients, wo Priesterherrschaft und Kastengeist noch die Entfaltung des öffentlichen Lebens hemmte, wo ihre Sinne sich noch mit einem dämmernden Flor umzogen und sie nur noch die ersten Versuche machten, sich aus den bleiernen Armen der asiatischen Tradition loszuringen und ihr Leben auf eigenthümliche Weise zu gestalten. Nicht immer ward der griechische Olymp von Göttern bewohnt, wie Homer sie schildert, nicht immer war den Griechen wüste Phantasie und Abgeschmacktheit ein Greuel, ihre ältesten Götterdynastien, ihre Thier- und Menschenungeheuer, Sphinxen und Centauren, ihre pelasgischen Kabiren verrathen uns nur zu deutlich eine frühere Bildungsstufe, auf der sie den Aegyptern und Indiern ähnlicher sehen, als sich selbst in späterer Zeit. Lange Zeit mögen sie in dieser dunkeln Naturmystik befangen gewe-

sen sein, worin sie, wie die alten Indier noch schlaftrunken und mondsüchtig am Abgrund des Wesens hintaumelten und ihr Hirn schwindeln machten von den mysteriösen Dünsten, welche später die Pythia allein einsog. Nur allmählig kam die Menschheit zur Besinnung, sie aber waren die ersten, welchen das menschliche Bewußtsein aufging, die menschliche Persönlichkeit gegen die dunkeln Mächte der Natur geltend machten, die, wenn der Ausdruck nicht zu kühn ist, das Nabelband zerschnitten, das den Menschen bisher, wie ein Thier, mit dem Schooß der Erde verknüpfte und ihm das Bewußtsein eigner freier Existenz fortwährend verdüsterte. Der Indier hatte kein Gefühl von seiner Kraft, daher war auch seine Weltanschauung eine leidende und auf Vernichtung aller Persönlichkeit, aller selbstständigen That abzielende. Des Griechen Weltanschauung ward eine thätige, und drang mit Bewußtsein auf die Harmonie des Gedankens und Willens und griff in alle Saiten der Seele und wählte Töne auf, die kein sterbliches Ohr bisher geahnt und setzte Gedanken ins Leben, die nicht untergehen werden, so lange die Welt steht. Suchen wir einen Namen, um die besondere Art ihrer ästhetischen Weltanschauung zu bezeichnen, so dürfen wir nur die Augen aufschlagen und auf ihren Werken den ein-

geprägten Stempel betrachten, die schöne, die freie, die plastische, die persönliche, die harmonische, die rein menschliche; Namen für eine Sache, Strahlen eines Lichts, Blumen auf einem Stängel; denn nur als Persönlichkeit, nur als freie und schöne Persönlichkeit ist der Mensch ein reiner Mensch, ein nach allen Kräften seiner Natur durchgearbeitetes Wesen, ein wachendes, handelndes, freudiges Geschöpf, das den schönen Kreis, der seine bewußte Existenz umgibt, nur dann durchbricht, wenn Schlaf, Traum oder Tod es unwillkührlich herbeiführen. Dem träumenden Indier ward das ganze Leben zum Traum und der Traum selber eine Sehnsucht nach dem Austräumen, das heißt nicht nach dem Erwachen, sondern nach Stillstand, Tod, Auflösung.

Vor Traum und Tod, welche die Lebendigen und Wachenden umlauern, fand der Grieche keinen Schutz, aber er träumte nicht, wenn er wachte und er tödtete sich nicht ab, um dem Tode den Sieg zu verschaffen; ja die Vorstellung des letztern suchte er sich zu verschönern und zu erheitern und statt eines grinsenden Schädels blickte ihn auf Grabmalen der Jüngling mit umgekehrter Fackel an. Die Spanne zwischen Geburt und Grab; die Stunden zwischen Schlaf und Wachen, die nannte er seine Welt, seine Zeit, sein Eigen-

thum, darin blühten seine Hoffnungen, darin reiften seine Pläne, darin herrschte seine That; was draußen und dahinter lag, war für ihn kein Gegenstand der Sehnsucht und der Aufopferungen. Nur das menschlich Gestaltete, das Organische gedieh ihm zur Lust und Freude, und daher belebte er die ganze Natur, Erde, Himmel und Meer, mit Gestalten, die ihm glichen und die zum Mitgefühl seiner Leiden und Freuden sich herabließen. Und nicht allein auf den Gipfeln des Olymps und des poetischen Parnassus lebte eine persönliche, vielgestaltige Götterwelt, sondern auch auf den Höhen der Philosophie regte sich das plastische Streben des griechischen Geistes und ich sehe in der platonischen Ideenlehre nur Götter, die Plato Ideen nennt und denen er die Idee der Ideen, das Eine, das Gute, als einen Ideenzeus überordnet, so aber, daß jede durch Theilnahme an der Natur des Einen, eine volle und selbstständige Göttlichkeit genießt.

Wie in Philosophie, Poesie und Kunst, so insbesondere im Staate war das plastische Prinzip der Griechen wirksam, welches wir als ihr oberstes ästhetisches Grundgesetz betrachteten. Unter den Griechen tritt die Beseelung des Staates, als eines Kunstwerks zuerst hervor, und zwar nach dem allgemeinen Gang und der Natur des Prin-

zips durchaus demokratisch. Die erwachte Freiheit machte sich ganz und gar als Besonderheit geltend, auf sich strebte jede Persönlichkeit sich zu basiren, jeder reklamirte im allgemeinen Wechselverkehr seine natürlichen und angebornen Rechte. Zu gleicher Zeit fügten sich alle diese Einheiten der höhern Einheit des Staats, sie waren frei und beseelt, aber sie theilten ihre Seele miteinander. Es war eine strahlende Lebendigkeit in allen diesen Gestalten, ein inneres, heroisches Ungestüm trieb die Gemüther ins Leben und aus jeder häuslich dürftigen Beschränkung heraus, der Schwung der Gemüther drückte gegen jede Fessel und drohte sie zu zersprengen. Und doch zerfloß das Ganze nicht in Anarchie, denn die verborgene Einheit zügelte wieder den Uebermuth, diese Einheit, nicht des dumpfen Zwanges der Natur oder Gewohnheit, sondern des Geisterreiches, der Kraft und Zügel, Bedenken und Thun sinnig vereinte, kein modernes Abstraktum, kein logischer Staatsbegriff, sondern die Einheit des Lebens, der Kunst und der Schönheit, welche im Mannigfaltigen das Identische festhält. In dieser Elastizität der Willenskräfte, die federnd nach außen wirkten, verbunden mit jener Sympathie der Vaterlandsliebe ging das großartige Leben des Alterthums hervor. So hatten sie ganz und gar ihren Bestand im

Sinnlichen gegründet, waren Autochthone, wie sie sich auch nannten und hingen mit dem verwitterten Urstamme der asiatischen Menschheit nur in so fern zusammen, als sie die nachquillenden rohen Natursäfte desselben zu ihrer eigenen Blüthe verwandten.

Leider war auch diese Blüthe vom Schicksal bestimmt, um zu verwelken und andern Blüthen des menschlichen Geistes Platz zu machen. Die Römer haben Griechenland nicht zerstört, sie haben nur die letzte Hand daran gelegt, sie haben die sterbende Nationalexistenz nach höherem Beschluß exekutirt. Sie stehen überhaupt in der Geschichte als unerbittliche Exekutoren da, die alles Leben, was nicht auf den Beinen feststeht, vor sich niederwerfen und mit eisernem Fuße auf eine unterjochte und zertrümmerte Welt hintreten. Die Griechen waren sich selbst genug, daher machten sie keine auswärtigen Eroberungen, außer geistigen. Die Römer hingegen drängten sich, mit aller Kraft einer isolirten Richtung, aus sich heraus und wurden Eroberer und Unterjocher, weil ihnen das innere poetische Leben und der gestaltende Sinn der Kunst abging. Rom hat keine großen Dichter und Künstler erzeugt, noch viel weniger einen Philosophen, aber Roms Redner besaßen eine dämonische Kraft, weil die Beredtsamkeit des Forums

mit der Richtung ihres Geiſtes übereinſtimmte und einen thatſächlichen Charakter trug; Männer der That hat kein Volk in ſo großer Zahl und ſo ununterbrochener Reihe aufzuweiſen. Poſitiv und praktiſch war die Weltanſchauung der Römer, im graden Gegenſatz zur indiſchen, die ſich in ſich zurückzog, während die griechiſche ſich in der Harmonie des Geiſtigen und Leiblichen ſchwebend erhielt, daher denn auch mit Recht Virgilius den Römern zurief:

Tu regere imperio populos, Romane, memento
Hae tibi erunt artes.

Der Zuruf kam freilich zu ſpät, die Römer hatten Künſte und Wiſſenſchaften bekommen, aber ihre Kraft war gebrochen und der Koloß ihrer Herrſchaft ging in Fäulniß und Gährung über.

Das nun hervortretende Chriſtenthum, das ſich nicht als Volks-, ſondern als Völkerreligion geltend zu machen ſuchte, wurzelte allerdings im Judenthum und in den Ideen des Orients, ward aber von einem durchaus neuen und eigenthümlichen Geiſte beſeelt, wie es auch andrerſeits von den heidniſchen Religionen des Occidents ſich weſentlich unterſchied und unter den jüngeren Generationen, welche ſich auf dem Ruin der alten occidentaliſchen Welt anbauten, eine von allen bisherigen Erfahrungen verſchiedene Anſchauungsweiſe

hervorrief. Ueber dem alten Götterhimmel wölbte sich ein neuer Himmel, und wenn einst der sinnlich glückliche Grieche sich von seinen Göttern selbst über die irdische Seligkeit beneiden ließ, so schlug nun die Sehnsucht ihren Blick in die Höhe und die himmlische Seligkeit überstrahlte die irdische, welche keine mehr war, sondern eine Prüfung, ein vergänglicher Wandel, ein Leben im Fleisch, in dem das Böse wohnt und das gekreuzigt werden muß, damit das Leben im Geist beginne. Drängt sich uns danach die resignirende Natur der christlichen Weltanschauung auf, so gerathen wir doch nicht auf die irrthümliche Verwechselung der christlichen Resignation mit der indischen Negation des Sinnlichen. Diese hob nicht allein das Sinnliche, sondern mit dem Sinnlichen das verwandte Geistige auf, während der resignirende Christ nur noch energischer und kräftiger die höhere Welt anstrebte und die gedemüthigte Seele wieder erhob und zu reineren Regionen mit sich fortriß. Balsam war sie für ihre Zeit; die gesunkene Menschheit richtete sich an ihr wieder auf und die Millionen Sclaven warfen ihre Fesseln hin, um mit ihren Herren vor den Altar des Herrn aller Herren zu treten. So bemächtigte sie sich anfangs aller Geister, die hienieden nichts zu hoffen hatten, im Fortgang der irdi-

schen Großen, die viel zu fürchten hatten, und krönte ihr Werk mit Ergreifung jener jugendlichen Nationen von germanischem Stamm, die wild und feurig in der Welt umherstreiften und sich noch erst Wohnplätze auf der weiten Erde aufsuchten. Neues Blut und neue Kraft drängte sich nun auf die Bühne der Geschichte und nun erst bekam die neue Lehre ihre wahren Jünger, welche die alte abgestorbene Zeit ihr kaum bilden konnte. Das Element des Mystizismus, das in ihrem Grundcharakter ursprünglich lag, aber in ihrem Verkündiger ganz in unmittelbar praktische Lebenssitte, Kindlichkeit und Reinheit der Gesinnung eingeschleiert war, aber schon in den nächsten Nachfolgern zum Vorschein kam, wurde nun von den nordischen Naturen, die innere Anlage diesem Ziel entgegentrieb, mit frischer, junger Kraft und Energie ausgebildet und zur romantischen Entwicklung hinangetrieben. Es war das Ferment, das mit der ursprünglichen Kraft des Nordens durchgährte und die ganze mittlere Geschichte, Papstthum, Kaiserthum, Ritterthum, Feudalismus, gothische Baukunst, Poesie, Malerei und Skulptur des Mittelalters bilden half. Solche Gestaltung des Lebens war nur durch die christliche Anschauungsweise möglich, war nur einmal da in der Welt, und wird nicht wiederkommen.

Selbst die Kunst, welche das Christenthum eine Zeit lang verherrlichte, die Malerkunst des 14. und 15. Jahrhunderts trug mit zur Ausartung desselben bei; sie war bei den Griechen in die Schule gegangen und hatte die Schönheiten der Form an der Antike studirt und mit griechischem Auge im Leben aufgesucht. Offne und freie Schönheit der Form aber ist dem Christenthume fremd. das Christenthum ist ernst, verhüllt und züchtig, und immer ahnt es die Schlange, die hinter den Rosen versteckt liegt. Auf einer raphaelischen Madonna würde der Blick eines Paulus schwerlich mit demselben Wohlgefallen geruht haben, wie etwa der unsrige, derselbe Apostel, der der Jungfrau verbot ihre Haare wallen zu lassen und Kränze auf ihr Haupt zu setzen, mußte auch die Absicht des Malers verrathen, bei aller Heiligkeit und Unschuld der Madonna doch hauptsächlich das Bild eines schönen und reizenden Wesens vor Augen zu bringen.

Eben so gefährlich, als die neu erwachende Sinnlichkeit der griechischen Kunst, ward der ursprünglichen Anschauungsweise des Christenthums der scharfe Verstand, der ungläubige Witz, der scharf die Dinge scheidet, der klar und hell in die Erscheinungen blickt und der fressend, zehrend den Zauber, der ihn fangen will, durchschneidet. Und

so sieht sich dasselbe von zwei Richtungen in die Mitte genommen, von der Sinnlichkeit und vom Verstande, und es gährt wieder, wie ehemals, in einem neuen geschichtlichen Prozesse und Jeder von uns fühlt sich mitbegriffen, bewegt und erschüttert im Weben der Zeit und sucht der Richtung zu folgen, welche sich am Herrschendsten in ihm geltend macht. Ohne Zweifel wird sich aus diesem Kampf eine neue ästhetische Anschauungsweise entwickeln und damit eine Umgestaltung der Dinge, welche eine neue Kunst, eine neue Poesie, ein neues Leben herbeiführen wird. Mehr in ahnenden Zügen, als in wirklichen Umrissen sie darzustellen, wird meine Aufgabe für die nächste Vorlesung sein.

Achte Vorlesung.

Die Manifestation einer neuen Anschauungsweise, und damit eines neuen Lebens, einer neuen Kunst und Poesie ist, wie ..ir am Beispiel der griechischen und christlichen gesehen, kein momentaner Akt, der sich sofort aller geschichtlichen Elemente bemächtigte und die Formen der früheren Anschauungsweise auf einmal zertrümmerte, sondern ein progressiver Akt, dem nur allmählig die Ueberwältigung und Ausscheidung der zuckenden, abgestorbenen Lebensreste gelingt. Es verharrt die Zeit so lang im Verpuppungszustande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachsen sind, sie dehnt sich, lockert sich, erwartet den Augenblick — dann kostet es nur einen Sonnenstrahl, vielleicht den ersten nach schwerem Gewitter und gesprengt ist

der alte Leib und die Psyche der Menschheit athmet wieder die Freiheit ein.

In solch verpupptem Zustande erscheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve der alten Zeit, die häßliche, runzligte Larve und das Leben, das sich im Innern entfaltet, ist nur noch ein hüpfender Punkt, ist noch gemischt aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es ist ein neues Leben, so gewiß und wahrhaftig, als das alte todt ist und nur noch mit gespenstischer Hülle das junge drückt, verschließt und beängstigt.

Täuschen wir uns nicht, Vieles scheint noch lebendig, weil es leibhaft vor uns steht. Groß ist die Macht, die im Schein des Sichtbaren liegt, tiefgewurzelt die gläubige Gewohnheit hinter dem Sichtbaren das Unsichtbare vorauszusetzen. Nur mehr, unendlich mehr, wir selbst sind die Träger der abgestorbenen Zeit, wir selbst sind verhüllt von Kopf bis zu Füßen, sprechen und handeln im Charakter unserer Maske, bewußtlos wie die Menge, mit Bewußtsein, wie Viele. Nur Wenige haben die Aufrichtigkeit, mit dem Finger auf ihre Maske hinzudeuten, noch Wenigere den Muth, sie sich und Andern vom Antlitz zu reißen.

So steht es bei uns. Es ist eine drückende Zeit. Man ist unwohl in seiner eigenen Haut

und doch lügt man sich die Haut voll. Das Herz kann man sich nicht belügen. Die Zunge freilich ist ein furchtsames Glied, dem Einen ist sie der Klöppel der ehernen Unverschämtheit, dem Andern das Lämmerschwänzchen demüthiger Ergebenheit. Auch die Wange ist kein treuer Spiegel der Seele mehr, sie wird eher roth oder blaß, wenn die Wahrheit, als wenn die Lüge zum Vorschein kommt. Aber das Herz kann man sich nicht belügen, schon das Auge nicht[illegible] täglich, stündlich können wir uns unsere moralischen, religiösen, politischen Lügen aus dem Auge herauslesen. Das ist der Fluch der Zeit, der auf einer Uebergangsepoche, wie der unsrigen ruht, das ist der Schmerz, der die edelsten Geister durchdringt, der in so vielen Stunden die Hoffnung übertäubt und die Unruhe, die Zerrissenheit, den Zweifel erzeugt, Plagegeister der Menschheit, wenn sie nächtlich mit neuen Geburten schwanger geht.

Dennoch sollte die Hoffnung größer sein, als die Furcht. Schon deswegen, weil die Furcht hemmt, die Hoffnung beflügelt, weil die Furcht Zweifel erregt, die Hoffnung sie zerstreut, weil die Furcht trennt und zerrüttet, die Hoffnung einigt und auferbaut, vor allen Dingen, weil die Furcht den Feinden Muth gibt, die Hoffnung aber ihnen denselben lähmt. Vergebens aber schminkt sich

dieſe alte Zeit mit Hoffnungen, die Todtenfarbe ſchimmert hindurch; vergebens ſucht ſie ſich an das junge Leben anzuklammern, jeder Pulsſchlag drängt ſie weiter zurück.

Unſere Zeit gleicht der Zeit des Kaiſers Julian und ſie gleicht ihr in ſo überraſchenden Zügen, daß wir darin eine wunderbare Fügung des Schickſals erblicken müſſen. Unſerer Zeit ging voraus die Revolution und Napoleon ihr Erbe, der Konduktor ihrer elektriſchen Freiheitsſchläge; dann kam die heilige Allianz, der Bund der alten Mächte gegen die neuen und es begann der Kampf zwiſchen dem alten und neuen Genius, überall, wo dieſer aus dem webenden Dunkel hervortrat und Geſtalt anzunehmen verſuchte, glücklich oder unglücklich, bisher ohne Sieg, Niederlage und Abſchluß. Auch der Zeit des Julian ging eine Revolution vorher und Konſtantin hieß der Kaiſer, der die Klugheit hatte, ſich an ihre Spitze zu ſtellen und ihr Symbol, das Kreuz, auf die Standarten jener Legionen zu pflanzen, welche Chriſtum gekreuzigt und Jeruſalem zerſtört hatten. Aber noch ſchwankte der Sieg, denn die Inſtitute des Heidenthums waren zu maſſiv und das Chriſtenthum war nur noch ein reiner Spiritus, ein überirdiſcher Pilger, der ohne Schimmer und Prunk einherging und ſein zweiſchneidiges Schwert unter

dem Mantel der Armuth und Demuth verbarg. Julian versammelte die bisherigen Götter der Welt zu einer „heiligen Allianz" gegen den neuen Gott und sprach den Bann über ihn aus. Er ließ seine Trabanten das Kreuz umstoßen, seine Philosophen das Kreuz lächerlich machen und ein zeitgemäßeres Heidenthum fabriziren; aber umsonst. Die Götter sahen aus todten Augen, die Speere zerbrachen wie Glas und die Philosophie sah sich genöthigt, ihre Ohnmacht und Unfruchtbarkeit zu bekennen. Die neue Weltanschauung behielt den Sieg.

Drum soll die Hoffnung größer sein, als die Furcht, denn unsere Zeit gleicht der Zeit des Julian.

Sie gleicht ihr — bis auf einen Zug — denn nichts wiederholt sich vollkommen in der Weltgeschichte. Erkläre ich, was ich meine. Ueber das neue Leben, das Julian zu verdrängen, zu vernichten trachtete, war schon damals und gleich vom Ursprung an, die Formel der Bedeutung ausgesprochen, Einer hatte es offenbart, Zwölf hatten es der Welt verkündigt und Tausende und Millionen schwuren auf das Wort, das Mensch geworden war. Welche Lippe hat aber das Wort ausgesprochen, worin sich der neue Geist inkarniren will, wo ist der Messias, wo sind die Apostel, wo sind

die gemeinsamen Symbole dieses Geistes? Es ist wahr, er weht durch die ganze Welt und wir hören sein Brausen, aber wissen wir auch, woher er kömmt, wohin er geht? Es ist wahr, wir reißen uns allmählig aus der Umarmung des starrgewordenen Lebens los, wir fühlen uns mit Geist und Sinnen in eine neue Strömung versetzt, die uns unaufhaltsam mit sich fortreißt, wir sehen neue Sterne vor unserm Blicke aufgehen, aber wissen wir auch, welchen Ufern die Welle uns zutreibt? Prophetisch ist jede Zeile, die gedruckt, jedes Wort, das gesprochen, jede That, die vollführt wird, aber messianisch keine. Sollen wir, wie die Juden, den Messias erwarten, als eine Person, oder sollen wir einer innern Ahnung Glauben schenken, die uns zuflüstert, vorüber sind die messianischen Zeiten, wo die Offenbarung ausging von einem Einzigen, die Zeit selbst ist forthin der gebenedeite Schooß der Jungfrau, der vom Geist befruchtet wird und das ist die Erfüllung der alten Weissagung von einer Zeit, wo alle Jünglinge und Jungfrauen sich dem Zuge der Begeisterung überlassen?

Wie dem auch ist, so unbezeugt hat sich die Zukunft nicht gelassen, so unsicher, verwirrt und schwach sind nicht die Aeußerungen des neuen Geistes bisher gewesen, um jeden divinatorischen Ver-

gleich, die Elemente und Grundzüge der werdenden Weltanschauung ahnungsvoll aufzufassen, schon a priori zu einem nichtigen zu machen. Es ist hingegen Pflicht, sein Bewußtsein zu schärfen und das Ziel ins Auge zu fassen, um nicht die Kraft, wie es so oft geschieht, in unnützen Bestrebungen zu verzehren nach einem Ziel, das uns nicht im Angesicht, sondern im Rücken liegt.

Sieh auf die Zeit, betrachte die nächste Vergangenheit, erforsche die Gegenwart und beachte, was sich im Kleinen und Großen lebendig regt und den Progressus der Geschichte bildet, beachte vor allen Dingen die Phänomene deines eigenen Geistes, schwärme nicht, aber sei noch weniger stumpfsinnig, reibe dir nur die Augen aus und sieh, was in dir und um dich vorgeht. Dann denke an die längstvergangenen Zeiten, an die Welt vor einem Halbtausend von Jahren, an die Menschen und die Erscheinungen, welche jene Zeit hervorrief, und vergleiche sie mit den Menschen und Erscheinungen in der Gegenwart; tritt dir dann nicht der schlagendste Kontrast entgegen, magst du dann noch glauben oder hoffen, jene Zeit könne sich auf eine Art, durch eine Art nur wieder erneuern, so sei überzeugt, du bist ein Nachtwandler unter den Lebendigen und kannst als Poet die schönsten Träume haben und als Prediger die feu-

rigsten Reden halten, als Politiker die feinsten Staatspläne spinnen, aber du kannst es auch zum Heil der Welt eben so gut lassen, denn dein Traum entzückt nicht, deine Rede bekehrt nicht, dein Gespinnst hält nicht, du bist der Zeit verfallen, die Geschichte kennt dich nicht und wenn du dem Lebendigen und Wachen über den Weg kommst, so wirst du bei Seite geschoben.

Kaum aber läßt sich erwarten, daß ein aufrichtiger und unparteilicher Zuschauer der Weltbegebenheiten, ein Prüfer seines eigenen Herzens die mächtige Scheidewand verkennen wird, die unwiderruflich zwischen uns und der alten Zeit niedergefallen ist. Schon vor 400 Jahren begann die Bildung der neuern Zeit und ein Deutscher war es, der den ersten Grundstein dazu legte. Die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Faust hat die geistige Kastenordnung in der europäischen Welt zuerst gebrochen, und indem sie eine unbeschränkte Gemeinschaft der Geister einführte, die Schranken umgestürzt, welche der Despotismus des Staats und der Wissenschaft um sich erbaut. Eine unendliche Masse von Licht hat sich über Europa ausgegossen und Luther Flammen aus Licht gezaubert und verzehrend die alten Heiligthümer angetastet. Der Sohn dieses Lichts und dieser Flamme, der Verstand, errang die Herrschaft

und hat sie von Tage zu Tage mehr ausgebreitet. Man legte Bänder um ihn her, aber er schlüpfte hindurch wie eine Sylfe, man wollte ihn gewaltsam greifen und halten, aber er zerrann in den Händen seiner Feinde und spottete ihres nichtigen Beginnens. Er war es auch, der die Riegel wegschob vor der eingekerkerten Sinnlichkeit, und nun im Verein mit der sinnlichen Kraft offen die Spitze bot und die französische Revolution zu Stande brachte.

Verstand und Sinnlichkeit habe ich schon in voriger Stunde als diejenigen Kräfte gedacht, welche die entschiedenste Richtung gegen die Anschauungsweise der alten Zeit eingeschlagen. Unzweifelhaft sind es diese beiden Elemente, auf deren harmonischer Vereinigung die Form der neuen Anschauungsweise beruhen wird. Historisch denkreich ist es wieder, daß unser protestirendes Deutschland auch der geistige Herd war, wo der zurückgedrängte Funke des sinnlichen Lebens zuerst aus der Asche der Schulweisheit aufblitzte. Nicht nur poetische, sondern historische Bedeutsamkeit hat die Sage vom Faustus, der seine Bücher an die Wand wirft und im Ueberdruß nichtiger Weisheit sich in das bunte Leben stürzt, um sein verwelktes Herz wieder mit den Strömen der Liebe und des Hasses aufzufrischen. Daß diese deutsche Volks-

ſage mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt koinzidirt, ja, daß ſie ſogar den Erfinder uns als Fauſtus vorſtellt, iſt tief und charakteriſtiſch. Kein Dichter hat die ganze Tiefe dieſes ernſthaften Mährchens ſo geiſtreich nachempfunden, als der große Goethe, der im Fauſt Niemand anders, als ſich ſelbſt und den Drang der neuen Zeit geſchildert hat. Freilich ſtammt das Mährchen noch aus einer Zeit, wo: das Recht des Sinnlichen geltend zu machen gegen die Anmaßungen des Spiritualismus, als ein ſchwarzes Verbrechen erſchien, woher denn auch der Fauſtus nach der Sage von Gott abfällt und einen Bund mit dem Böſen ſchließt — einen volksthümlichen Zug, den Goethe als Dichter wieder aufzunehmen nicht verſäumte.

Das hat, ſagt ein bekannter Schriftſteller, das hat nun das deutſche Volk längſt geahnt, daß die Menſchen nicht blos zu einem himmliſchen, ſondern auch zu einem irdiſchen Glück berufen ſind; denn das deutſche Volk iſt ſelbſt jener gelehrte Doktor Fauſt, der nach materiellen Genüſſen verlangt und dem Fleiſche ſeine Rechte wiedergibt — doch noch befangen in der katholiſchen Symbolik, wo Gott als der Repräſentant des Geiſtes und der Teufel als der Repräſentant des Fleiſches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation

des Fleisches als einen Abfall von Gott, als ein Bündniß mit dem Teufel.

Jener brennende Glaube, jene Kasteiung des Fleisches, jener heroische Sinn, der sich selbst und sein Liebstes opfert, um der Liebe Gottes willen, war die Seele des Mittelalters. Glaube ist aber der kindlich unschuldige Sinn, die einfältige Hingebung an die äußere Auktorität.

Nie wird die Liebe aus der Welt gehen, wie der Heroismus, wie der Glaube, daß in Gott alle Dinge leben, weben und sind. Aber eben darum, und weil noch immer in der zertrümmerten Welt Heroismus, Glaube und Liebe die Wache halten, gibt es eine neue Geschichte, gibt es Märtyrer der Freiheit und des Glaubens, gibt es Enthusiasten und Opfer, gibt es Hochgefühle in unserer Brust, die erhabener und reiner sind als die, welche der verwitterte Glaube und die erkaltete Liebe der Vorzeit zu erregen im Stande sind.

Fürchtet nicht, daß der Verstand der neuen Zeit alles Heilige zum Gespötte, alle Ahnung zum Kindertraum, alles Schöne zum Bedürftigen herabwürdigen wird. Wohl ist der Verstand ein Handelsherr, Maschinenmeister, Konstitutionsschmieder, und an sich mehr Feind als Freund des Gemüths und des poetisch sinnlichen Lebens. Aber

ihm gegenüber macht ſich geltend ein poetiſcher Sinn, der in der Kraft der Jugend wurzelt, der dem Verſtande allerdings dankbar iſt für die in der Befreiungsſache geleiſtete Hülfe, keineswegs aber geſonnen, ſich von ihm als einem neuen Despoten unter ein neues Joch ſpannen zu laſſen. Fürchtet auch nicht, daß dieſe üppige Jugend aus ihren felſigten Ufern hervortreten und die Blüthen des Geiſtes, die ſie ſelbſt hervorgerufen und befruchtet, überſchwemme und zerſtöre. Sie iſt ja eben die Poeſie und das Leben ſelber und alle edlen und großen Leidenſchaften und die ſchöpferiſche Kraft der Geſchichte fließt aus ihrem Blut und Nervengeiſte. Sie iſt das bewegende Prinzip und nimmt alle Keime der Bildung auf in ihrem Schooße, wie man's ſieht an jenem Mittelalter, an der Jugend unſerer Nation, welche die ſchönen und herrlichen Erſcheinungen des Chriſtenthums (wie wirkte daſſelbe im greiſen Orient?) erſt möglich und wirklich machte.

Behauptung der Rechte des Verſtandes und des ſinnkräftigen Gemüths, darauf drängt der Geiſt der neuen Zeit. Ueber unſerer Aſche wird ſich ein neues europäiſches Griechenthum erheben, angemeſſen dem geiſtigen Fortſchritt, den das Chriſtenthum vorbereitet hat. Nur zweimal hat der Erdball die Erſcheinung erlebt, daß Menſchen

in sinnlich-geistiger Eintracht organische Monaden bildeten und ein Leben der Frische und Gesundheit führten. Von dem Einen berichtet uns die Sage des Paradieses, von dem Andern die Geschichte Griechenlands. Indien vernichtete das Sinnliche, Palästina überhob das Geistige, zwischen beiden blühte Griechenland wie zwischen zwei Abgründen, deren bodenlose Tiefe es ahnungslos mit Rosen und Lorbeeren überstreute. Aber die Menschheit mußte hinüber und dem germanischen Stamm war es vorbehalten, in die tiefste Tiefe hinabzuschauen und selig den zu preisen, „der lebt im rosigen Licht." Dem germanisirten Europa bleibt die dritte Entwicklungsstufe der Menschheit vorbehalten, in der das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommt. So gleicht das Menschengeschlecht in seiner geschichtlichen Entwicklung einem wahren Organismus, einer erhabenen Pflanze, die von Zeit zu Zeit in neue Knoten anschießt, sich zusammenschließt, um sich desto kräftiger wieder zu entfalten.

Neunte Vorlesung.

Wir haben uns in die Weltanschauung der Indier, der Griechen, des christkatholischen Mittelalters versetzt, und gesehen, wie eine nach der andern mit Leben, Kunst und Dichtung ihren Kreis in der Zeit beschloß und einem unabänderlichen Schicksal anheimfiel. Dadurch bestätigte sich uns die aufgestellte Ansicht, daß die Aesthetik, wenn irgend etwas eine geschichtlich geschlossene Disziplin ist, und als solche einem viel höhern, aber zugleich auch beschränkteren Standpunkt angehört, als man ihr gewöhnlich einräumt, nämlich dem Standpunkt der jedesmaligen Weltanschauung selber. In diesem Sinne ist freilich keine Aesthetik der Indier, der Griechen, des Mittelalters vorhanden, wenn wir unter diesem

Namen den ganzen heutigen Umfang ästhetischer Gesetze und Urtheile begreifen, allein theils ist diese Art wissenschaftlicher Vollständigkeit überhaupt mehr eine Erscheinung der neueren Zeiten, worauf es das Alterthum nicht ablegte, theils besitzen wir in den Gedichten, Philosophemen und Kunstwerken der Indier, der Griechen, des Mittelalters die lebendigste Aesthetik jener Zeiten und Völker, um so lebendiger, da sie aus dem Leben selbst geschöpft ist.

Von Geschmack und Ungeschmack kann auf diesem Standpunkt nicht die Rede sein. Die absurdesten Extravaganzen der indischen Phantasie, ein Fluß, die Ganga, die vom Himmel herabfällt, und sich in dem wulstigen Haupthaar eines Gottes verstrickt, ein Gott mit Elephantenrüssel u. dergl. sind für die Anschauungsweise des indischen Aesthetikers eben so mustergültige Bilder und Vorstellungen, wie nur irgend ein Bild und eine Vorstellung aus dem griechischen und christkatholischen Anschauungskreise, wie z. B. die Venus Anadiomene, die sich aus dem Schaum der Wellen erhebt, oder die weiße heilige Taube, die bei der Taufhandlung Christi über den Wassern des Jordan flattert. Entweder man hat den Geschmack, oder man hat ihn nicht, das ist Alles, was sich sagen läßt; denn dies heißt dann weiter

nichts, als daß man entweder als Indier, oder als Grieche, oder als Christ die Welt und ihre Erscheinungen auffaßt. So geschieht es allerdings oft, daß dem christlichen Auge mißfällig und unschön vorkommt, was dem griechischen schön und gefällig, was Beiden vielleicht übereinstimmend schön, dem indischen Auge als das grade Gegentheil, oder umgekehrt, daß, was den Indier entzückt, dem Griechen und Christen ein Abscheu und Gräuel ist.

Alle diese verschiedenen Geschmacksurtheile sind keineswegs willkührlich und zufällig, nicht etwa nur aus augenblicklicher Laune gefällt, oder aus individueller Mißbildung der Organe hervorgegangen; sondern man muß sie betrachten als directe, gesetzmäßige Ausflüsse aus der Grundquelle ästhetischer Urtheile, als volksthümliche Formen, die nach dem Urtypus der jedesmaligen Weltanschauung ausgeprägt sind.

Solche Gesetze und Formen mußte die Aesthetik, wie schon bemerkt, nach dem wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit, in möglichster Vollständigkeit enthalten und dies ist eine Aufgabe, welche die Reflexion des Aesthetikers ohne Schwierigkeit zur Lösung bringen kann, sobald sein Leben in eine Zeit fällt, der eine eigenthümliche, Alles durchdringende Weltanschauung zu Theil gewor-

den, sobald sein Leben einer Menschheit angehört, die mit ihm und mit sich selbst sympathisirt und gleichsam aus einem Zeuge gewebt ist. Da denke ich mir den Aesthetiker, wie er zunächst aus dem tausendfältig Gegebenen, vermöge eines Akts poetisch divinirender Abstraktion, die einfache Formel des ästhetischen Bewußtseins oder, was dasselbe, der zeitig lebendigen Weltanschauung aufsucht. Hat sich ihm diese ahnungsvoll erschlossen, so mag er sie im Eingang seines Werkes aussprechen, als eine Definition der Schönheit, womit auch die modernen Aesthetiker den Anfang zu machen pflegen, und daß in ihrer geschichtlosen und todten Weise der Begriff der Schönheit zur allgemeinen Abstraktion wird, während sie bei jenem eine konkrete Innigkeit gewinnt, da er sie aus den schönsten Blüthen der Gegenwart selbst ausgesogen und eingeathmet hat. So mochte z. B. der indische Aesthetiker auftreten und sagen, die Schönheit, oder das, was gefällt, ist der Ueber- oder Untergang des Wirklichen und Natürlichen in Brahm, das hieße bei uns, in das Nichts; der Grieche, die Schönheit oder das, was gefällt, ist die göttliche Idee der Einheit im Mannigfaltigen und Wirklichen, welche verklärt zur Erscheinung kommt; eine Absorbtion des Geistigen durch das Sinnliche; der Christ, die Schönheit oder das,

was gefällt, ist der Sieg des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Himmlischen über das Irdische, die Absorbtion des Sinnlichen durch das Geistige, oder, wie Jeder von diesen Supponirten das Eigenthümlichste seiner ästhetischen Grundanschauung aussprechen mochte.

Nach diesem denke ich mir den Aesthetiker, wie er den Begriff der Kunst entwickelt und zwar nach dem weitesten Umfang, in dem nicht nur die Poesie und die bekannten Künste eingehen, sondern auch und vorzüglich, die größte und erhabenste Kunst, die Kunst, sein inneres und äußeres Leben als Einzelner, als Glied der Familie, als Glied des Staats, als Glied der Menschheit zu gestalten, die Kunst also, die sich unser Sittliches und Sinnliches selbst zum Stoffe auswählt, um an ihm die Schönheit zu bethätigen. Hierauf hat er auf eine Reihe von Kunstlehren sich einzulassen und in jeder besonderen darauf sein Hauptaugenmerk zu richten, daß das ursprüngliche Gesetz, die Grundanschauung seiner Zeit und seiner Aesthetik durch nichts Fremdartiges verdunkelt werde, sondern möglichst klar und individuell heraustrete und seine Rechtfertigung in sich selber und im Ganzen finde. Da aber der Aesthetiker nicht eigentlich Gesetze gibt, sondern nur zurückgibt, sie nur entdeckt und nicht erfindet, kurz, da sie zu

den geschichtlichen Wissenschaften gehört, so wird ihm die kritische Betrachtung vorhandener Kunstwerke, des Lebens, der Sitten, der Zeitdichtungen und überhaupt der Produkte des Genies, den Beschluß jener Kunstlehre, bilden, wie sie in der That auch ihren Anfang erst möglich machten.

Dieses ist in kurzen Zügen das Bild eines Aesthetikers und einer Aesthetik, wie es mir vorschwebt, vorschwebt, ohne daß ich die entfernteste Möglichkeit sähe, wie es ein sterblicher Mensch heut zu Tage realisiren könnte, weil Leben, Sitten, Künste, Dichtungen in einem widrigen Zwielicht stehen, wie alles Charakteristische total untergegangen ist, weil noch die Zeit ihren Geist sucht, der ihr abhanden gekommen ist, wie Peter Schlemihl seinen Schatten und weil das, was man vorläufig Zeitgeist nennt, bisher nur mehr negative als positive Lebensäußerungen von sich gegeben hat.

Was man bisher deutsche Aesthetik nannte, war ein unästhetisches Gemengsel sogenannter ästhetischer Gesetze und Formen, woraus die Dichter des Ramajana und Mahabarat, wonach Firdusi und Sophokles, wonach Pindar und Horaz, Calderon, Shakspeare und Goethe, Jeder etwas und Alle nichts hätten schöpfen können. So war auch die Zeit zusammengemischt aus allen möglichen

Elementen und man möchte die größten Dichter derſelben poetiſche Kamäleons nennen, die bald im reichen orientaliſchen Talar, bald im ſpaniſchen Mantel, bald als eiſerne Ritter in Helm und Panzer, bald als Moderne im Pariſer Frack auftraten und die Poeſie fremder Völker und Zeiten auf die täuſchendſte Weiſe nachzuahmen verſtanden; dadurch ward die Poeſie allerdings immer poetiſcher und die Zahl der Poeten in einem Poeten nahm mit den Jahren immer zu; allein auf der andern Seite ward das Leben immer proſaiſcher, immer fader, immer mehr platt wirklich. Die nationale Quelle der Poeſie war vertrocknet und hätten die Poeten auch das poetiſche Weltmeer ausgeſchöpft und den Strom aller himmliſchen und irdiſchen Poeſien über die ſchmachtende Gegenwart ergoſſen, ſie wäre darob um nichts poetiſcher und blühender geworden, als ſie war. Eben dieſer Zeitraum, den wirklich geniale und große Dichter, wie Schiller und Goethe verherrlichten, liefert uns den ſchlagendſten Beweis, daß die Poeſie und alles Schönſte immer und ewig ein Fremdling bleibt, wenn es aus der Fremde kommt und nicht geboren und aufgewachſen mit den Kindern der Heimath. Und die Poeſie unſerer Dichter war das Mädchen aus der Fremde, wovon Schiller ſingt, die erſcheint, man weiß nicht wo-

her, und spurlos verschwindet, wenn sie Abschied nimmt. So kam die Poesie zu den Deutschen, so lasen sie Schiller's und Goethe's Gedichte, so sahen sie den Tell auf der Bühne, und wenn die Poesie wieder weggegangen war, so war ihre Spur verloren und des Philisteriums breite, ausgetretene Fußstapfen wurden betreten, nach wie vor.

Gegenwärtig ist es freilich anders. Nicht, daß wir schöner lebten; doch fühlen wir allmählig Sehnsucht danach und es fängt uns an zu dämmern von einer Poesie des Lebens, die aller Kunstpoesie Mutter ist und zwar mater, filia pulchrior. Die großen Dichter sind todt und wir grämen uns nicht so sehr darüber, überall sind wir mehr gleichgültig gegen Kunst und Poesie geworden, in dem Verstand, worin beide bisher gepflegt, auch Das nenne ich ein gutes Zeichen, auch dieses, daß die sogenannte Prosa, die ungebundene Rede wirklich ungebundener und poetischer zu strömen anfängt, als bisher, wo die Prosa eben den von den Stricken der Philister gebundenen Simson vorstellte und die sogenannte gebundene Rede, die Poesie, schrankenlos umherschwärmte.

Unsere Dichter sind prosaischer geworden, unsere Prosaiker aber poetischer, und das ist ein bedeutsamer Wechsel, ein Wechsel, der zu den erfreulichen Zeichen und Erscheinungen der Zeit ge-

hört, weil Prosa unsere gewöhnliche Sprache und gleichsam unser tägliches Brod ist, weil unsere Landstände in Prosa sprechen, weil wir unsere Person und Rechte nachdrücklicher in Prosa vertheidigen können, als in Versen.

Doch ist dem Aesthetiker mit alledem nicht viel geholfen; die Stagnation des Lebens ist noch zu allgemein und vorherrschend und das grüne, trübschmutzige Wasser ist kaum trinkbar für einen Müllereſel, geschweige für das geflügelte Roß, das seinen Durst in der klaren Fluth der Hippokrene stillen will.

Also, es gibt keine Aesthetik im angegebenen Sinn, es kann keine echte Aesthetik geben, wer sie schriebe, müßte vorher (neue Religion, eine neue Moral) eine neue Kunst, ein neues Leben herbeischaffen.' Weder in München, noch in Berlin wird sie ein Professor lesen, alle Gemälde, Bildsäulen und geschnittene Steine der Könige von Preußen und Baiern reichen nicht aus, um einen Paragraphen der Aesthetik zu füllen, die der neuen Geschichte, ich meine, der Zukunft angehört. Ist doch selbst jene sogenannte neue Kunst- und Malerschule an beiden genannten Orten, nur die Schule einer Schule, nur ein Anfang zur Wiederholung von Kunstideen und Kunstformen, die, wie Alles, ihre Zeit gehabt haben.

Indem ich dies Geständniß, das ich schon in der ersten Stunde ablegte, wiederhole, nachdem mir alles Bisherige zur Erläuterung und Argumentation desselben gedient hat, schreite ich zur Beantwortung der Frage, was denn, da die Aesthetik gegenwärtig ihrer Aufgabe, eine lebendig geschichtliche zu sein, durchaus nicht entsprechen kann, von Aesthetik noch bleibt.

Zunächst wird Jeder gleich sehen, daß uns hier ein reicher Spielraum für individuelle Ansichten aufnimmt, und daß jeder heutige Aesthetiker sich in den Fall versetzt findet, mit hinlänglicher Willkühr den alten Weg zu verfolgen und aus dem Chaos untergegangener Schönheiten beliebig Dies und Jenes auszuwählen, bald mehr die klassischen, bald mehr die romantischen zu begünstigen, bald mehr die Kunst, bald mehr die Poesie in sein Gebiet hereinzuziehen, oder auch den rhetorischen Schönheiten das Uebergewicht zu verstatten.

Aus diesem Wirrwarr ist wirklich das, was wir heutiges Tags Aesthetik nennen, entsprungen. Man ist ausgegangen, sagt Herbart, von der Thatsache, daß über Sachen des Geschmacks verschieden geurtheilt wird; man wünscht aber zu einer sichern Entscheidung zu kommen, und nun betrachtet und behandelt man die Aesthetik als

eine, der vorhandenen unsichern Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst vorgeschobene und zum Dienst derselben bestimmte Wissenschaft. Sehr richtig. Jeder abstrahirte nun die Gesetze des guten Geschmacks (ein Wort, das den Alten natürlicherweise nicht bekannt war, da ihr Schönheitssinn nicht allein guten Geschmack an Artistik und Poeterei, sondern auch am Leben bezeichnete, mit dem unser guter Geschmack gar nichts zu schaffen hat, Jeder, sage ich, abstrahirte die Gesetze des guten Geschmacks aus den ihm bekannten Poeten und Künstlern. Da nun das vorige Jahrhundert die Livree von Ludwig XIV. trug, so war man anfangs ziemlich einig über die echten Muster der Poesie und Kunst, und daher auch über die Kunsterzeugnisse, welche bei der Abfassung jener steifzierlichen, französisch antiken Meisterwerke zur Richtschnur dienen sollten.

In Deutschland wurde solche Kritik des Geschmacks Aesthetik, und nur etwas langweiliger, gelehrter, philosophischer unter diesem Namen auf den Universitäten dozirt. Das durch Winckelmann wieder aufblühende Studium der Antike, die Bekanntschaft mit Shakspeare, mit Kalderon und andern ausländischen Dichtern, mit dem romantischen Mittelalter, mit Indien und Persien zuletzt, alles dieses, was zur neuern Geschmacksbildung,

das heißt, zur neuern Geschmacksverwirrung gehört, bereicherte und verwirrte auch die Aesthetik. Bouterwek, die Schlegel, gaben den Leuten, die ihren Geschmack bilden wollten, die halbe Welt durchzuschmecken, woraus aber mehr Ekel, als Genuß und Bildung hervorging und wovon allmählig Widerwille gegen alles Aesthetische die natürliche Folge war.

Beantworte ich also die Frage, was uns gegenwärtig als Aesthetik noch bleibt, damit, daß ich sage: die alte Aesthetik für die, die ihrer noch nicht überdrüssig geworden sind, für die Andern aber, das leise ästhetische Gefühl, das im Schooß der Zeit sich regt, das prophetische Gefühl einer neu beginnenden Weltanschauung, das sich von Tage zu Tage bewußter und deutlicher wird, die Einleitung zur künftigen Aesthetik.

Als eine solche, meine Herren, mögen Sie auch die gegenwärtigen Vorlesungen betrachten. Was uns betrifft, so könnte uns schon deswegen die gewöhnliche Aesthetik nicht genießlich sein, da wir im Norden aller künstlerischen Bildung ermangeln, da es am hiesigen Ort weder Gemäldesammlungen, noch Gypsabdrücke, noch Daktiliotheken gibt, da ich auch auf keine Anschauungen der Art hinweisen, noch mich auf frühere berufen könnte. Hören Sie also den Plan, den ich in

der Zukunft befolgen werde. Was den Stoff betrifft, so müssen wir uns, einige Allgemeinheiten abgerechnet, allerdings beschränken auf Poetik und Rhetorik, was den Geist und die Darstellung betrifft, hoffe ich Sie aber an die unfruchtbare Pedanterie früherer Behandlungen, so wenig als möglich zu erinnern, indem es meine Aufgabe sein wird, sowohl Poesie als Prosa im Zusammenhang mit den Richtungen der Zeit aufzufassen und Sie das Gesetz der Schönheit, das über beiden gemeinschaftlich waltet, als das Gesetz der werdenden Weltanschauung ahnen zu lassen. Meine Bemerkungen werden sich anreihen an die Werke einiger neuerer Schriftsteller, an Byron und Goethe in poetischer, an Heinrich Heine in prosaisch stilistischer Beziehung. Die Prosa wird vor allen Dingen unser Augenmerk sein, und ich hoffe Sie selbst in den letzten Stunden zu praktischen Uebungen zu bewegen. Die Prosa ist eine Waffe jetzt und man muß sie schärfen; dies allein schon wäre ein erfreuliches Resultat unseres Zusammentreffens.

Zehnte Vorlesung.

Haben wir die ästhetische Weltanschauung als eine Offenbarung der Geschichte angesprochen, unserer Zeit aber eine solche abgesprochen, so müssen wir dessenungeachtet das Zugeständniß machen, daß das ästhetische Gefühl auch zu unserer Zeit Ansprüche mache, Urtheile fälle, zu Handlungen reize, Befriedigung suche. Wir schreiben uns einen Geschmack zu, um eine schöne That von einer häßlichen zu unterscheiden, um eine Sudelei nicht mit einem Meisterwerk zu verwechseln; und sind wir selbst die Handelnden und die Künstler, so trachten wir bei unsern Handlungen und Produktionen sowohl nach eigenem, als nach fremdem Beifall, und suchen das Mißfallende nach Kräften zu vermeiden. Was also unterscheidet uns und unsere

Zeit von solchen Menschen und Zeiten, die sich einer gemeinsamen Weltanschauung zu rühmen haben? Nach dem Bisherigen und Ihrem eigenen Gefühl ist die Antwort: der Mangel an Einheit und daher der Mangel an Kraft und Sicherheit, und daher der Mangel an Wahrheit. Wir sind im Handeln eben so unsicher, wie im Genießen, im Schaffen eben so schwankend, wie im Beurtheilen, Kopf stößt sich an Kopf, Gefühl an Gefühl, es ist eine Welt von Dissonanzen, die ihren Generalbaß erst von der Zukunft erwartet.

Was ist schön? Was nennt man heutzutage unisono eine schöne That? Denken Sie an den Aufstand der Polen! — Daß vor vielen Jahrhunderten die Schweizer sich von Oestreich losrissen, daß Tell den Gesler erschoß, daß Winkelried der Freiheit eine Mauer war und die feindlichen Lanzen in seine eigne Brust schob, das finden wir allerdings unisono schön und es ist jedem Deutschen sowohl polizeilich, als ästhetisch erlaubt, darüber in gelinden Enthusiasmus zu gerathen. Allein, daß ein schändlich zerstücktes und unterdrücktes Volk vor unsern Augen die Eisdecke der Tyrannei in die Luft sprengt, daß es eine Nacht gab, wo wir ruhig in unsern Betten schliefen und Gott weiß, von welcher Oper träumten, eine Nacht, wo eine Handvoll kühner Jünglinge

den Palast zu Warschau stürmten und nach der Flucht und dem Tode von wenig feilen Kreaturen einer Morgenröthe zujauchzten, welche die gesprengten Ketten einer großen und edelmüthigen Nation beleuchtete, dieses Ereigniß und alle die glänzenden Thaten und Opfer, die es nach sich zog — fand es so allgemeinen Anklang, riß es so allgemein und wahrhaft die Gemüther hin, oder hörte man nicht, wo Zwölf zusammenstanden, den Einen verabscheuen, den Andern bewundern und Jehen mit den Händen klatschen, als wohnten sie nur im Theater der Welt der Aufführung eines schönen Stückes bei.

Ich führe eben dieses tragische, uns so nahe liegende Beispiel an, um zu zeigen, was es für eine Bewandtniß habe mit unsern ästhetischen Gefühlen, wenn auch die glühendste Thatenschönheit sich vor unsern Blicken aufthut. Hier sehen Sie eine That, von deren Schönheit man durchdrungen sein muß, wenn man einen Tropfen Römerblut, einen Hauch aus Timoleons Seele in sich spürt, wenn nicht Alles Lüge und Schulgeschwätz ist, was wir der alten Geschichte nachrühmen, der kontrastirendsten Beurtheilung anheim fallen, nach den Extremen der Bewunderung und des Abscheus hingetrieben und bei der Menge entweder dumpfes Staunen, stupides Ergötzen, oder eine

Art von künſtleriſchem, dramatiſch-theatraliſchem Wohlgefallen erregend. Ein ſolches Schickſal, meine Herren, wird jede andere ſchöne That unter uns erleben: Viele werden ſie ſchön finden, nicht als Ereigniß der Geſchichte, nicht als ſittliche Handlung, nicht als wiederbegeiſternde Begeiſterung ſchöner Seelen, ſondern als ein ſchönes Natur- oder Kunſtprodukt, deſſen bequeme und ruhige Betrachtung wohl eine angenehme Wärme im Herzen verbreitet, aber eine Wärme, die für das Herz ſo flau und unſchuldig iſt, wie eine Taſſe Thee für den Magen; immer nur Wenige wird es geben, denen die That auf's Herz ſchießt, wie ein Blitz, entzündend, begeiſternd, zu ähnlichen Thaten beflügelnd, kurz, auf deren Gemüth die geſchichtliche, lebendige Schönheit, wie es in ihrem urſprünglichen Weſen liegt, geſchichtlich und lebendig wirkſam iſt.

Leichter, werden Sie ſagen, vereinigt man ſich über die Schönheiten der Kunſt und Dichtung. Sie haben recht, und das iſt es auch eben, was dem Künſtler und Dichter nicht allen Muth nimmt in dem Maß, wie dem handelnden Menſchen, das iſt ſogar die Urſache, weswegen der Aeſthetiker, wenn er auch ſeiner Aufgabe nicht entſprechen kann, die Aeſthetik nicht ganz fahren läßt. Laſſen Sie ein Dichtergenie, gleich dem des Shakſpeare,

die Polenrevolution, den Kampf und Untergang der Freiheit, großartig poetisch in ruhiger Zeit auf die Bretter bringen, „welche nicht die Welt sind, sondern die Welt bedeuten," wie Schiller sagt, dann werden Sie hören, wie alle Urtheile sich vereinigen, wie das Parterre klatscht, wie die Fähndriche sich in die Brust werfen, wie die Kritiker ihre Brillen wischen, welcher Enthusiasmus sich in den Logen verbreitet und wie vielleicht selbst ein erstarrtes Amts- und Ministergesicht am Schluß des Stücks und der Freiheit Thränenwasser und einen Rest von Mitgefühl und Wehmuth auf den Wangen hat.

Woher diese Erscheinung? Hat der Dichter Begeisterung und Schmerz der That erst hinzugedichtet, oder gehören sie nicht vielmehr der That an; hat der Dichter Erhabenes und Schönes aus seinem Hirn geboren oder ist nicht bereits die That erhaben und schön, liegt Alles, was so mächtig rührt, nur darin, daß es in Versen ausgesprochen und in fünf Akte vertheilt ist, oder hat die Poesie einen tieferen Grund, weswegen sie zum Herzen spricht? Ja, die Poesie hat einen tieferen Grund. Die dramatische Poesie wäre gar keine ohne die Poesie der That, der Dichter ist kein Gott, der uns aus angebornem Kraftvermögen neue Welten erschaffen könnte, er ist auch kein

Taſchenſpieler, der durch Reim und Klang, durch eine rhythmiſche Abwechſelung von ſechs metriſchen Füßen, allerhand Phantome der Luſt und des Schmerzes, der Furcht und der Begeiſterung in der Seele ſeiner Zuhörer aufregen könnte; der Dichter nimmt Stoff und Begeiſterung aus der That und die höchſte Palme hat er errungen, wenn die Schönheit der That aus dem Leben in eine andere Welt, in die Kunſtwelt, von ihm verpflanzt, ſein Gedicht durchſtrahlt und wieder vom Gedicht, wie ein Juwel in der Einfaſſung, neuen Glanz annimmt. So durchläuft die Schönheit einen doppelten Kreis und bringt zweifache Wirkung hervor, einmal im Leben, als ſittliche, poetiſche, hiſtoriſche, geſellſchaftliche, das andere Mal in der Dichtung, als künſtleriſche, dramatiſche, epiſche. In beiden Fällen wirkt ſie ein äſthetiſches Gefühl, aber im erſten mehr ein thätiges, im andern mehr ein leidendes, im erſten mehr ein unmittelbar, im zweiten ein mehr mittelbar rückwirkendes. So ſollte, wollte ich ſagen, die Schönheit einen doppelten Kreis durchlaufen und ſowohl auf den Willen, wie auf das Gefühl ihren zaubervollen Einfluß ausüben; allein wir gingen mit Recht davon aus, daß der Zauberſtab der Schönheit, womit ſie die Zuſchauer und Hörer ſchöner, großer Thaten, ſelbſt wieder zu ſchöner und gro-

ser That bewegt, leider keine Macht über uns ausübt, und daß nur das Lustigere der Kunst unsere Gemüther bewegt, und zur passiven Mitempfindung anreizt.

Ueber das Schöne in Kunst und Dichtung findet daher eine leidliche Verständigung in der Regel Statt, auch theilen wir beim Anblick schöner Gemälde und Gedichte miteinander so ziemlich denselben Eindruck; allein im Gebiet des Thatsächlichen zerfallen die Meinungen und Gefühle und hier, wo das Schöne unmittelbar aus der Quelle sprudelt, wo es vom göttlichen Athem noch gleichsam warm angehaucht ist, hier läßt es so Viele kalt; hier wird es von so Vielen verschmäht. Plato wollte keine Dichter in seine Republik aufnehmen, sondern nur handelnde Männer, unsere Gesetzgeber wollen keine Männer, nur Dichter im Staat, keine Thaten, nur die Schatten derselben, keine andern Schönheiten, als gereimte und gemalte.

Eben daher ist uns denn auch der Begriff der Schönheit so zusammengeschrumpft, daß der Name: ein schöner Geist, eben nur einen Belletristen von Fach andeutet, der Ausdruck einer schönen That uns an ein gegebenes Almosen und an Alles eher, als an eine heroische Handlung erinnert; die schönen Wissenschaften und

Künſte aber mitſammt den Schönheiten der Natur, ſchönen Weibern, ſchönen Blumen den ganzen Inbegriff des Schönen ausfüllen.

Unſere Aeſthetiker, wenn ſie die Frage, was iſt die Schönheit, aufwerfen, haben dabei faſt nur die Proportionen des Geſichts und der menſchlichen Geſtalt vor Augen, und wenn ſie dieſe beſondere Schönheit in eine Definition gezwängt haben, ſo glauben ſie die Weihe der Aeſthetik damit ertheilt zu haben, noch dazu ſchlug der Gott der Schönheit die Meiſten mit Blindheit.

Uebereinſtimmung der Theile erklären Viele als das Myſterium der Schönheit; wobei noch dazu die kläglichſte Verirrung zur Einſeitigkeit hinzutritt; denn die Theile eines Kamſchadalen ſtimmen eben ſo gut überein, wie die Theile eines Antinous und überhaupt iſt Proportion nichts weiter, als Maaß. Man kann alle Verhältniſſe beobachten, jede Figur in ſo und ſo viel Kopflängen eintheilen, ohne doch eine ſchöne Geſtalt zu Stande zu bringen. Die Schönheit liegt auch da wieder in etwas, was in der Definition nicht liegt. Andere ſprachen von der Angemeſſenheit jedes einzelnen Theils zum Zweck des Ganzen. Aber Polyphems großes Stirnauge iſt eben ſo gut zum Sehen geſchickt, als Apolls, und ſo zweckmäßig auch und harmoniſch mit dem gan-

zen Leibe die Stacheln eines Stachelschweins emporstarren, so wenig schön finden wir diesen Anblick. Der englische Maler Hogarth fand die Lineamente der Schönheit in der Wellenlinie, wonach denn auch das unförmlichste Ganze, die ödeste Seeküste, mit den Spuren der Wellenlinie darin schön genannt werden müßte.

Fragt die Kröte, sagt Voltaire, was schön ist, oder einen Schwarzen von Guinea, oder einen Philosophen, — dieser allein wird euch mit einem Gallimathias antworten. Man kann Voltaire nur beistimmen. Selbst Platon's Erklärung der Schönheit ist nur eine schöne Mythe, welche bei näherer Betrachtung das Wesen der Schönheit eigentlich aufhebt. Sie erinnern sich, wo er von dem Entzücken spricht, worein Jemand gerathen würde, erschien ihm die Idee der Schönheit selbst in leicht verkörpertem Gewande. Allein dies Entzücken wird keinem Sterblichen zu Theil werden, Platon's Idee der Schönheit ist, bei Licht betrachtet, von jeder andern abstrakten Idee durch nichts unterschieden, wir können die Schönheit nicht ablösen von den individuellen Organismen, in denen sie zur Erscheinung kommt, die schöne That nicht vom Charakter des Menschen, der sie ausführt, die schöne Rosenknospe nicht von dem schlanken, grünen Stängel, worauf sie wächst, die schönen Au-

gen, den bezaubernden Mund, die feine Nase nicht von dem Gesicht und das Gesicht nicht von dem Rumpfe des einzelnen Wesens getrennt und abgesondert denken, ohne uns überhaupt den Eindruck der Schönheit zu zerstören.

Es ist nicht meine Absicht, hier alle Definitionen der Schönheit zu beleuchten. Bemerke ich nur, daß grade die tiefsinnigste auf dem Grundfehler beruhe, die Schönheit als ein ideelles Etwas, als eine einzige bestimmte Ursache für alle Wirkungen des Schönen zu betrachten. Allein mannigfaltig ist des Schönen Natur und viele Elemente gibt es, die das Schöne darstellen.

Doch halte ich es für wichtig, ehe ich Ihnen darüber meine Ideen mittheile, Sie vor der so gewöhnlichen Verwechselung des Schönen, sei es mit dem Nützlichen und Angenehmen, sei es mit dem Interessanten, zu warnen. Ganze philosophische Sekten, wie die stoische, haben das Schöne mit dem Nützlichen verwechselt; alle Dialektik der Stoiker konnte den ästhetischen Sinn nicht ersetzen. Das Schöne befriedigt, wie das Nützliche und Angenehme, allein das Schöne befriedigt, wie es gesucht wird, um sein selbst willen, das Nützliche nur um eines Andern willen, wozu es nütz ist, und, obwohl wir das Angenehme oft ohne weitere Nebenrücksichten begehren, und es also mit

dem Gefallenden und Mißfallenden im nahen Verhältniß steht, so fehlt uns doch noch öfter der bestimmte Gegenstand dafür und es schwebt nur als ein dunkles Gefühl in uns, ohne uns, wie das Schöne, als Gegenstand entgegenzutreten und sich der Beurtheilung zu unterwerfen. Das Angenehme ergötzt sich mit augenblicklichen Gefühlen, die, sobald man sie aufklärt, in Nichts zurücktreten und verschwinden, dagegen ist das Schöne, je länger man es betrachtet, je schärfer man seine Natur untersucht, desto lebendiger und nachhaltiger von Wirkung auf das Gefühl, so wie nur der Kenner der Kunst den vollsten Genuß vom Anschauen der Meisterwerke hat und dem Kenner der Musik tausend Fibern im Ohr berührt werden bei Anhörung eines wohlexerzirten Orchesters, gegen eine Fiber im Ohr des Unkundigen. Nur das Schöne, wenn man den Ausdruck genau nehmen will, nur das Schöne gefällt, nicht das Nützliche, nicht einmal das Angenehme, obwohl dieses auf unmerklichen Wegen sich zum Schönen steigern kann; besonders wenn es den Sinn des Gesichts affizirt, wie bei den Farben, als bloßen Pigmenten, oder bei einem Stück blauer Luft, oder grünem Rasen und dergleichen. Doch ist der Sprachgebrauch hierin ziemlich lax und obwohl Niemand sagen wird, daß ihm der Zirkel gefällt,

weil er rund ist, so wird Mancher schon von dem Geruch einer Hyazinthe, als etwas, das ihm gefalle, sprechen können.

Das Interessante ist aber, was sich dem Schönen beigesellt, ohne selbst das Schöne zu sein. Ein Dichter, der es darauf anlegt, unsere Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden in Anspruch zu nehmen, erreicht diesen Zweck selten nur mit bloßer Hülfe des Schönen, er muß unsere Aufmerksamkeit durch den Wechsel der Personen und Szenen, durch den Wechsel des Ernsten und Heitern, überhaupt durch Abwechselung zu unterstützen suchen, er muß für unsere Unterhaltung sorgen, wenn er uns das Schöne zu genießen gibt. So kann z. B. ein Trauerspiel von 24 Akten sehr schön sein, aber ich zweifle, daß es auch unterhaltend ist. Voltaire hat nicht Unrecht, wenn er von den Gattungen der Dichtkunst sagt: jedes Genre ist gut, ausgenommen das langweilige.

Eilfte Vorlesung.

Die Empfindung des Schönen, das Schöne selbst, haben wir völlig dem Kreis des Historisch-Subjektiven vindizirt. Allein wir dürfen nicht bei diesem Satze stehen bleiben; auch das Gute, auch das Wahre gehört in dieses Gebiet. Wer es läugnet, verkennt die Geschichte und den innigen Zusammenhang des Guten, Schönen und Wahren, wie er sich geschichtlich kund thut.

Wir haben den Punkt zu bezeichnen gesucht, der auf den verschiedenen Kulturstufen des Völkerlebens als der Mittelpunkt aller geistig-sinnlichen Thätigkeiten erschien und in welchem alle individuellen Anschauungen sich in eine große epochenartige Weltanschauung konzentrirten. Nur eine Zeit, der gar keine gemeinsame Anschauungsweise

zu Grunde liegt, konnte scheiden, was Gott vereinigt hat, konnte mit dürren Schulbegriffen in der geheimnißvollen Werkstatt des Lebens operiren. So wenig in solcher Zeit die Theologie mit der Religion, so wenig hat die Moral mit der Sittlichkeit, mit der Anwendung auf das öffentliche und einzelne Leben zu schaffen. Was man Moral nennt, wird ein todtes Abstraktum von Pflichten- und Tugendlehre, die sich den Anstrich geben, absolut gültig zu sein und jedem Menschenkinde als apodiktische Richtschnur des Handelns zu dienen. Was man Aesthetik nennt, wird ein ähnliches Abstraktum von Schönheitslehren für alle Zeiten und Generationen, von der absoluten Natur moralischer Nöthigungen nur dadurch unterschieden, daß diese auf einem kategorischen Imperativ beruhe, jene aber, trotz ihrer anmaßlichen Allgemeinheit, der Wahl und Willkühr weiteren Spielraum öffnen. Unter den Händen der Philosophen bekam die Aesthetik eine sehr untergeordnete Stellung, wie besonders im System des Heros der kritischen Philosophie. Während Kant die Erhabenheit der Pflicht, die Majestät des Gesetzes mit kräftigen und glänzenden Farben schilderte, stand ihm das Bewußtsein und das Gefühl des Schönen ein klein wenig über den thierischen Vorstellungskräften; das Schöne selbst ist ihm etwas Begriffloses, eine

gewiſſe Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, welche nothwendiger Weiſe gefällt, ſofern ſie ohne Vorſtellung eines Zweckes wahrgenommen wird, eine Definition, die ſo einſeitig als falſch iſt, da die Zweckmäßigkeit, das iſt, das Treffen des Mittels zum Zweck, wie ſchon bemerkt, weder an ſich die Schönheit iſt, da es ſehr viele zweckmäßig häßliche Erſcheinungen gibt, noch überhaupt ſchön genannt werden kann, indem ſie nur in dem Bedürftigen der Natur ihren Sitz hat. Betrachtet man mit phyſiologiſchen Augen das Innere des menſchlichen Leibes, ſo erſcheint uns darin Alles durch die Verhältniſſe von Zweck und Mittel geordnet, was aber durchaus keine äſthetiſche Betrachtungsweiſe zuläßt. Zweck und Mittel ſind dort in ſtetigem Uebergang in einander und zwar allerdings auf die künſtlichſte Weiſe, die auch nichts von der Willkühr unſerer Künſteleien hat, ſondern die Nothwendigkeit einer höhern Kunſt. Allein Alles dieſes hat die Natur unſern Augen wohlthätig verborgen, und wir drängen uns, um unſere Kenntniſſe zu bereichern, in ihre innere Werkſtätte. Nicht den Prozeß ihrer Thätigkeit, etwas viel Schöneres führt ſie uns vor Augen, das Produkt derſelben, in welchem alle ihre inneren Anſtalten ihr Ziel erreicht haben, vollendet erſcheinen, bei welchem man alſo gar nicht

mehr von Mittel und Zweck als abgesonderten Gegenständen sprechen darf, sondern wo Mittel und Zweck in einander aufgelöst und verflossen sind. Niemand hat dies scharfsinniger aus einander gesetzt, als Solger im Ervin.

Moral und Aesthetik haben in Kant's Philosophie nichts mit einander gemein; der Geschmack am Guten und der gute Geschmack sind sich durchaus fremd; es ist nicht blos gut, das Gute zu empfinden, in dem Sinn, wie es schön ist, das Schöne zu empfinden, nein, das Gute ist ein Muß, eine Pflicht, ein moralisches Gesetz, dem sich der Wille beugen und unterwerfen muß, ohne sich an der Güte und Schönheit der That zu erfreuen, ja, ein solches Wohlgefallen, das der That vorhergeht oder sie begleitet, ist verdächtig, denn Lust und Liebe sind trübe Quellen und nur die steinernen Tafeln des Gesetzes bewahren die Welt vor dem Verfall der Sittlichkeit. Denken Sie nur an eine Menge lyrischer Gedichte und insbesondere auch an die ästhetischen Abhandlungen des kantisirenden Schillers. Hier sehen Sie, wie das freie Spiel der Schönheit dem Ernst der moralischen Gesetzgebung gegenüber gestellt, dort, wie die Lust mit der Pflicht in grausamem Kampfe dargestellt wird.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist,

sagt unter Andern Schiller in seiner Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen: so lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten; obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben, wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen fühlt, das die Vernunft als moralische Richterin zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinns auseinanderzusetzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, müßte diesem unvermerkt den Schein eines Rechtes erwerben.

Und nun führt Schiller die Liebe an, die er unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, diejenige nennt, die sich dem moralischen Gefühl, als ein veredelter Affekt vorzüglich empfehle und nachdem er erst eine dichterische Schilderung von ihr gegeben, daß sie göttliche Funken aus gemeinen Seelen schlage, daß sie jede eigennützige Neigung verzehre, durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunige, welche die bloße Pflicht den schwachen Sterblichen umsonst würde abgefordert haben, ruft er auf einmal aus: aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon vorher durch einen besseren gesichert ist, was beiläufig zu sagen, so viel heißt, als: man liebe nicht ohne Kant's kategorischen Imperativ.

Das Beispiel, das er nun anführt, mag uns zugleich dienlam sein, die Natur des Irrthums über Pflicht und Schönheitssinn aufzudecken und uns auf die richtige Spur zu leiten.

Der Fall soll eintreten, sagt Schiller, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischer Bedenklichkeiten glücklich zu machen. Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten. Erlaubt dieses der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz da-

hingegebene, Alles vergessende Affekt? Heißt das lieben, wenn man beim Schmerz der Geliebten noch an sich selbst denkt? So sophistisch, fährt er fort, weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, das zu veräußern in unserer Macht steht.

Der Fall ist gut gewählt, doch schützt er nicht, um den Trugschluß der ganzen Ansicht, die Willkühr philosophischer Lehrsätze eines Jahrhunderts hinter der Willkühr eigner Natur zu verstecken.

Wir sehen hier einen Menschen, den die Liebe verführt, dem, was er für Pflicht hält, untreu zu werden oder vielmehr, der sich eine höhere Pflicht der Liebe erdichtet, um Pflichten der Menschheit zu übertreten. Seine Neigung war an sich eine edle, sie war entsprungen aus dem Schönheitsgefühl, hatte sich gesteigert zur Leidenschaft und drohte nur als solche der Sittlichkeit und dem Pflichtgefühl gefährlich zu werden, sie war also in ihrem Laufe eine andere geworden, das Schönheitsgefühl, das eine zarte Neigung erzeugte, und sich mit dieser verschmolz, war getrübt worden durch heftige Leidenschaft, diese aber verbindet sich bekanntlich eben so oft mit der Liebe, als mit dem

Hasse, diese strebt eben so oft das Häßlichste, als das Schönste an, diese, wie sie die Erzeugerin alles Großen in der Weltgeschichte ist, war auch die Mutter aller Gewaltthaten und Gräuel, die nicht vom kalten Blut und der vertrockneten Bosheit diktirt wurden. Nicht allein die Liebe, die auf dem Schönheitsgefühl beruht, hat ihre Leidenschaften, auch die Religion hat die ihrigen und die liebevollste unter allen, die christliche, hat sich mit den furchtbarsten gesellt und ist durch sie in die blindeste Befangenheit trauriger Irrthümer gestürzt. Ja noch mehr, selbst diese kalte Pflichtenlehre, welche das moralische Gesetz mit eiserner Ruthe über das Gewissen ihrer Unterthanen walten läßt, selbst diese kann sich leidenschaftlich äußern, und es ist mir von einem Kantianer erzählt, der mit einer Art kaltphilosophischer Wuth alle Blumen der Lust und Poesie aus seinem Herzen riß und nach den Trommel- und Taktschlägen des Kantischen Moralprinzips so eifrig, wie ein neuangeworbener Rekrut, auf dem Felde der Sittlichkeit sich einexerzirte. Können wir uns nicht an der Stelle des Schillerschen Beispiels ein anderes denken, wo grade das zur höchsten Einseitigkeit ausgebildete sogenannte Pflichtgefühl in Kollision mit den schönern Gewalten der Liebe, sei's nun durch Begehen oder Unterlassen empörend und abscheu-

lich wird? Verſuchen wir ein ſolches; denken wir uns einen ängſtlich gewiſſenhaften Pflichtmenſchen, der ſich ärgert, wenn es ihm einmal widerfährt, das Gute aus Luſt zu thun und das Böſe aus Widerwillen zu unterlaſſen, der ſich aber glücklich ſchätzt, daß er es ziemlich ſo weit gebracht hat, entweder ſeine Neigungen zu tödten, oder trotz ſeinen Neigungen (natürlich auch ſeinen ſchönen und edlen Neigungen) nur auf die ſtrengen Gebote deſſen zu achten, was er Pflicht nennt. Denken Sie ſich alſo einen Mann, der es nach Schiller's obigem Ausſpruch wagen kann, ſich zu verlieben. Er liebt wirklich. Der Gegenſtand ſeiner Liebe iſt ein ſchönes und edles Mädchen, lange geht es glücklich, lange theilt er die Neigungen der Liebe mit Pflichten der Moral, bis ihn die Ausſicht eines möglichen, ja wahrſcheinlichen Kolliſionsfalles unruhig und ängſtlich macht und die bloße Furcht, in dieſem Kampfe der Liebe mehr als der Pflicht zu gehorchen, das Gebot einer Pflicht annimmt, die ihm anbefiehlt, ſein höchſtes Gut, die Moralität, den kategoriſchen Imperativ, bei Zeiten in Sicherheit zu bringen und ſich, wenn auch mit blutendem Herzen, von dem geliebten Gegenſtand loszureißen. Mag nun auch aus den Tiefen ſeiner beſſern und ſchönern Natur die Stimme der Liebe, der Ehre ſich empören über das eiſige

Gebot einer künſtlichen, mißverſtandenen Pflicht, er hört ſie, überhört ſie, flieht, macht ein edles Weſen, ſich ſelbſt im Grunde der Seele unglücklich, triumphirt aber als guter Kantianer über den Sieg der Pflicht über die Leidenſchaft, nach unſerm Gefühl der ſophiſtiſchen Unnatur über die menſchliche Natur, welche uns unbewußter und leiſer, aber deſto richtiger die Pfade des Lebens führt, als ein willkührliches und erdichtetes Moralgeſetz, als ein Götzenbild unſerer Philoſophie.

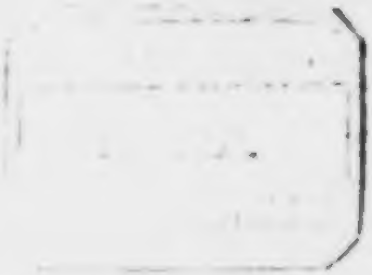
Unterſuchen wir nun, worauf die Herabſetzung des Aeſthetiſchen in dieſer Anſicht beruht, ſo finden wir, daß eine völlige Verkennung ſowohl des Schönen als des Sittlichen ihre Quelle iſt. Weſen, die ſchön denken und ſchön handeln, iſt das Gute mit dem Schönen völlig identiſch. Allein, wenn das Leben verdirbt und von der Schönheit nur die Kunſt nachbleibt, ſo taucht eine Moral auf, die um ſo unerbittlicher den Reſt ſchöner Neigungen bekämpft, als dieſe wirklich, aus ihrem Zuſammenhang mit dem Leben geriſſen, nur zu oft in Gefahr ſtehen, dem bloßen ſinnlichen Trieb anheim zu fallen und durch gemeine Beiſätze entadelt zu werden. Niemand hat in ſolcher Zeit den rechten Muth, ſich ſeiner Natur zu überlaſſen, als ob Jeder fürchtete, ſich in ſeiner Blöße zu

zeigen und die ſchlaffen, unreinen Sprungfedern ſeines innern Lebens vor den Augen der Welt aufzudecken. Aber je armſeliger und nackter das Innere, deſto prachtvoller iſt der moraliſche Apparat, den man nach außen aufthürmt, deſto ſteifer hüllt man ſich in den Mantel der Entſagung, deſto ſcheinheiliger verdammt man die nackte Natur und deſto niedriger und erbärmlicher fühlt man ſich im Angeſicht jenes ſelbſtgeſchaffenen erhabenen Pflichtprinzips, das man weder zu erfüllen noch zu läugnen die Kühnheit hat. Nun trägt die arme Sinnlichkeit alle Schuld, nun iſt die Schönheit ſelbſt, die nicht lebendig mehr im Herzen lebt, die Verführerin, das Gewiſſen aber der Pilatus, der ſich die Hände in Unſchuld wäſchet und alle Schuld auf die unbändigen Triebe wirft und auch die Phantaſie anklagt, als ob ſie beſtändig durch den Reiz ihrer zügelloſen Einfälle zu Uebertretungen des moraliſchen Geſetzes verführe. So wird unſere Seele dann vorgeſtellt als der Kampfplatz aller möglichen widerſtrebenden Kräfte und Neigungen und über dem Gewühl und Wellen der ruhig ernſte kategoriſche Imperativ, der quos ego donnert. Eine ſolche Vorſtellung ſchickt ſich in der That für ſolche Zeiten, die wir erlebt; aber ſie iſt Gottlob nicht die natürliche und wahre, ſie

gehört dem Gebiete an, woraus sie stammt, dem Gebiet der Schwäche und der Unnatur. Schafft uns ein kräftiges Geschlecht, sprengt die Bande, die den Kraftesguß schöner Neigungen und Triebe sündhaft gefesselt halten, befreit die Welt von der Sünden der Schwäche, und dann seht, wie viele Rudera eurer jetzigen Pflichtenlehre sich in der Umgestaltung des Lebens erhalten werden, und um wie Vieles kürzer und bündiger das Kapitel von den Kollisionsfällen zwischen Moral und Trieb ausfallen wird. Aber das ist eben der Haupt- und Grundfehler unserer Moral, nur zu negiren, nur zu verbieten, nur zu vernichten, dagegen sie sich Mühe gibt, alles Treibende und Liebende in uns als das Unmoralische, als das zu Negirende, als das Sündhafte darzustellen.

Sie, der es nicht gelang, auch nur ein einziges Gebot der Liebe zu predigen, wollte es mit der Achtung und Ehrfurcht zwingen, die nach ihrer Behauptung jeder Sterbliche dem kategorischen Imperativ schuldig sei. Allein, so groß auch die Zahl ihrer Verehrer war, es fehlte schon früher nicht an Solchen, die den Imperativ grade zu ablehnten, die rechte Lust zur schönen That empfanden, rechten Abscheu vor dem Häßlichen und denen das Schöne und Häßliche in Bezug

auf die Perſönlichkeit eben in dem Begriff des Guten und Schlechten enthalten war. Eine ſolche kernhaft ſchöne Natur war Goethe, nie hat dieſer ſeine Lippe oder Feder mit einem Miſerere vor dem Kampf zwiſchen Schönheit und kategoriſchem Imperativ beſchwert.



Zwölfte Vorlesung.

Nur die deutsche Kathedermoral konnte das Geſetz der Schönheit ſo ſchnöde verkennen, um das ganze ſittliche Leben in ihren dürren Formelkreis bannen zu wollen. Man lege jetzt ihren Kodex auf das Grab ihrer Schreiber und Urheber. Die Zeit hat ſich über den Werth der Moralkompendien hinlänglich aufgeklärt, man wünſcht mehr Moral im Leben und weniger auf dem Papier, und man wünſcht eine Moral der That, eine Moral der Jugend, die, ſtatt uns die Flügel zu beſchneiden und unſere Fortſchritte zu hemmen, uns beflügelt und zur Ausübung alles Guten und Schönen anleitet. Die Menſchheit, das edle Roß, läßt ſich nicht länger mehr trainiren, ſie iſt der Reitſchule mit ihren veralteten Künſteleien über-

drüßig, sie will nicht länger im Umkreis weniger Schritte, im verdeckten Kasten, auf den Wink ihres Bereiters ihre edle Kraft vergeuden, und peitscht sie nur, quält sie nur, reißt sie nur im Zügel, sie hat die offene Thür und das reiche, grüne Feld gesehen, ein Schlag, ein Satz und ihr liegt unter ihren Hufen und ein anderer Reiter schwebt mit ihr der Freiheit entgegen.

Ich habe bisher nur von der philosophischen Moral dieses und des vorigen Jahrhunderts gesprochen, von dieser Antagonistin der menschlichen Kraft und Schönheit, die mit der Anmaßung, eine absolute zu sein, in Deutschland auftrat. Ich darf Ihnen wohl kaum erklären, daß jede philosophische Moral, erscheine sie, zu welcher Zeit sie wolle, die sich für absolut ausgibt, nur ein Machwerk der Schule und keine Moral des Lebens sei, da dieses immer nur unter konkreten Bedingungen zur Erscheinung kommt. Jede geschichtliche Weltanschauung hat ihr eignes moralisches Prinzip und so lange die christliche blühte, gab es außer der christlichen Moral keine andere, die das Gesetz des Lebens in sich trug: Man schreibe, wenn man kann, ein Moralkompendium des 13. Jahrhunderts, eine Moral christlichen Ritterthums und Bürgerthums, da besäße man doch wenigstens ein verdienstvolles historisches Werk, das alle die aus

dem abſtrakten Begriff des Chriſtenthums abſtrahirten heutigen Moralen an wiſſenſchaftlichem Werth übertreffen würde; würde man zeigen, wie die urſprüngliche menſchliche Kraft jenes Zeitalters ſich durchdrang von den geſchichtlich gegebenen Elementen des Chriſtenthums und wie dieſe Miſchung ſich in den eigenthümlichſten Formen kryſtalliſirte und das Größte wie das Kleinſte in den ſittlichen Aeußerungen ſo und nicht anders geſtaltete, wie es die Geſchichte lehrt. Aber nun, nachdem ſich die Grundbeſtrebungen der Zeit außer dem früheren, innigern Kontakt mit dem chriſtlichen ſahen, eine Art formeller philoſophiſcher chriſtlicher Moral der geſchichtlich chriſtlichen ſubſtituiren und nach willkührlichen Abſtraktionen aus dieſer das Gewiſſen der neuen Zeit regeln und beſchweren zu wollen, iſt ein nichtiges Unternehmen, das auf die Geſtaltung des Lebens keinen Einfluß haben und finden, obwohl auf Akademien, wie Alles, ſich eine Zeit lang ſo hinſchleppen wird, bis etwas Beſſeres dafür an die Stelle tritt. Was ſollen wir mit ſolcher Moral anfangen, wozu ſollte ſie uns nützlich ſein? Entweder ſie geht unſern Weg und dann iſt ſie nicht das, wofür ſie ſich ausgibt, dann muß ſie ſich beſcheiden, ihr Zentrum noch nicht gefunden zu haben, oder ſie geht ihn nicht und dann predigt ſie tauben Ohren. Sie gibt

freilich überall nur einen undeutlichen Ton von sich, so daß Niemand sich leicht ihrethalben zum Kampfe rüstet. Was sagt sie uns von der Moralität oder Unmoralität unserer Staatseinrichtungen, was hat sie für ein Urtheil über Freiheit und Knechtschaft? ist es moralisch oder unmoralisch, oder gleichgültig, sich in den Kampf der Zeit einzulassen, das Schwert für Recht und Freiheit zu zücken, das Bollwerk der Privilegien, die Mißbräuche des Kastenwesens anzugreifen? ist es ein moralischer oder unmoralischer Zustand, daß unser Volk kein vaterländisches, verständliches Recht hat, daß es in so vielen Ländern noch keine Stimme führt, wo es ihre vornehmlichsten und heiligsten Interessen betrifft? Fragt sie über diese und ähnliche Verhältnisse und Zustände und hört, welch undeutlich zwitschernder Ton aus ihrem Munde geht, wie sie im selben Athem zugestehen und abläugnen, einräumen und beschränken, oder gar, wie sie diese Fragen, die allein gegenwärtig das Rad der Zeit umdrehen, als außer ihrem Kreise liegende, außermoralische, oder außerakademische, was weiß ich, von sich ablehnen. Wirklich Letztere sind noch die Besten, man weiß doch, woran man mit ihnen ist. Es ist unsers Amts nicht, sagen sie, in der Moral über das Bestehende und Werdende zu diskutiren, die Haupt-

ſache iſt, daß man erſt moraliſch wird, nach Anleitung unſers Kompendiums, oder vielmehr, daß man erſt lernt, was Moral iſt, und daß man ſich die großen Schwierigkeiten zu Gemüth zieht, die für einen Moralkompendienſchreiber nach Erſcheinung der Schleiermacherſchen Kritik aller Moral auf dieſem Gebiet erwachſen ſind. Mit der Gegenwart, mit dem Leben hat die Moral als Moral nichts zu thun, denn die Moral iſt eine akademiſche Wiſſenſchaft und die Akademie iſt gar kein Leben, ſondern eine bloße Studienanſtalt, deren Wirkungskreis ſich völlig innerhalb der vier Wände unſerer Auditorien abſchließt.

Sehen Sie, man weiß doch, woran man ſich zu halten hat, wenn man ſolche Stimmen hört. Man kann ihnen gleich nur erwiedern, ſo hütet euch, daß die Fenſter eurer Auditorien nicht offen ſtehen, denn der Luftzug aus der wirklichen Welt ſtrömt herein und erinnert die junge Bruſt an ihre Hoffnungen, an ihren Zuſammenhang mit dem Leben, an Alles, was draußen liebt und haßt, kämpft und ſtrebt, ſiegt und unterliegt, an die Zeit, an die Gegenwart.

Es wäre leicht zu zeigen, daß ſich dieſe Herren verſündigten an der Moral wie an der Zeit, allein dieſe ſelbſt hat dafür geſorgt, daß Jene

Sünde nicht groß wird, und daß ihre eunuchische Tendenz sich selbst vernichtet.

Eine männlichere und edlere Moral wird sich herbilden aus dem Schooße der Zeit, eine Moral, die dem neuen Zeitalter so innig angehören wird, wie die christkatholische dem Mittelalter. Jene hab' ich im Sinn, wenn ich behaupte, die echte Moral müsse mitten in das Gebiet der Aesthetik verpflanzt werden. Wohin sich die heutige akademische stellt und wo sie am Ende bleibt, kann uns gleichgültig sein. Mitten in der Aesthetik wird die Moral ihren Platz haben, wenn die Zeit erlaubt, die eine wie die andere in ihren lebendig geschichtlichen Zügen aufzustellen; denn aus einem Grundgefühl müssen beide entsprießen, ein Geist muß sie beide beseelen, eine That muß sie beide vereinigen. Es gibt vielerlei schöne Künste — die Kunst, sein eignes Leben zu gestalten und ihm eine würdige, zeitentsprechende Form zu geben, die Moral wird eine derselben und zwar die schönste und edelste von allen. Man werfe mir nicht entgegen, daß der Meister der Lebekunst, der Bildner seiner eigenen Persönlichkeit schon deswegen himmelweit vom Bildner einer Statue, vom Verfertiger eines Gemäldes verschieden sei, daß Jenem eine moralische Gottheit, ein Gewissen, das ihn lohne und strafe, im Herzen throne, während die-

ſer ohne moraliſches Gewiſſen zu Werke gehe: dann kennt ihr den Genius des Künſtlers ſchlecht, wenn ihr glaubt, er arbeite gewiſſenlos, er fühle nicht den warmen, lohnenden Kuß der Göttin, wenn ihm ein Meißelſchlag, ein Pinſelzug unter den Händen gelungen, oder nicht den kalten, ſchneidenden Blick des Tadels, wenn ihm durch Leichtſinn, Unvorſichtigkeit das ganze Werk oder ein Theil deſſelben mißlungen iſt, hat nicht jedes Amt, jedes Handwerk, auch das gemeinſte, ſein Gewiſſen und die göttliche Kunſt ſollte keins haben, ſie, die nur eine ſo ſchmale, zarte Linie hat, worauf das Geſetz der Schönheit ihr erlaubt, den Fuß zu ſetzen, ſie ſollte mit ihrer Gewiſſenhaftigkeit zurückſtehen können, vor irgend einer andern und nun gar vor jener plumpen und weiten der gemeinen Moral, wie ſie alltäglich im Leben ausgeübt wird. Haltet ihr denn auch nichts vom Gewiſſen des Dichters, des Muſikers, habt ihr keine Ahnung von dem wirklichen Schmerz des Letztern, wenn ſeinem Inſtrument ein falſcher Ton entſchlüpft, wenn der Violinſpieler nur eine Linie breit auf dem Stege fehlgegriffen hat? Leider, ich ſage das zu unſerer Schande, leider iſt im Gegentheil die Kunſt gewiſſenhafter, als die Moral, der Künſtler gewiſſenhafter als der Menſch. Ach, während in unſern Konzertſälen himmliſche

Melodien die Luft erfüllen und das Reich der Töne in der durchgreifendsten Harmonie sich unsern Ohren aufthut, schreien die stummen Dissonanzen unserer Brust zum Himmel an, und, könnten sie laut werden, sie würden die Musik der Engel übertönen und die schrillendsten Mißlaute am Throne der Harmonie selbst laut werden lassen. Ja, die jämmerlichste Katzenmusik wäre eine solche moralische, welche wir in guter Gesellschaft aufführen würden, falls durch Zauberei unsere Empfindungen Trompeten-, Geigen- und Flötentöne würden. Und woher das? Weil unsere Moral kein so feines Gewissen hat, als unsere Musik, weil wir die Gewissenlosigkeit haben, die schändlichen Disharmonien der Gesellschaft, des Staatslebens, unsers eigenen, ruhig und mit geduldig langen Ohren zu ertragen.

Auch den Einwurf stelle man mir nicht entgegen, daß die Moral Opfer verlange, die Kunst hingegen genieße. Beide, wenn sie echt sind, theilen Genuß und Entsagung und beide beruhen in Ewigkeit auf dem Grundsatz: nichts Großes kann der Mensch vollbringen, nichts Großes der Künstler gestalten, ohne seine Kräfte zu konzentriren, d. h. ohne Selbstentsagung, ohne Aufopferung, ohne Ausscheidung des Unwesentlichen, Störenden und Feindlichen. Und hier tritt nun derselbe Fall

ein, wie bei dem vorigen Einwurf; man muß ihn leider grade auf den Kopf ſtellen und behaupten, daß die bisherige Moral, bei aller Rigoroſität ihrer Prinzipien in der Anwendung eben die flaue und laue iſt und nicht im Stande, einen kernhaften Menſchen zu bilden und ihn zu zwingen, um eines Höchſten willen den Genuß, den Beſitz und die Güter der Welt fahren zu laſſen; dagegen die Kunſt an Hunderten von Künſtlern unſerer Zeit das Beiſpiel gibt, zu welch anhaltendem Streben, zu wie viel durchwachten Nächten, zu welcher Menge und Größe der Opfer, Entſagungen und Entbehrungen ſie ihre erwählten Lieblinge anſpornt. Und man leſe das Leben der großen Maler und Dichter der Vergangenheit, und man leſe, ob einer von ihnen groß geworden iſt ohne den heiligen Entſchluß, ſeinem Talent zu leben und zu ſterben, und der Kunſt alle Opfer zu bringen, welche mit ihrer großartigen, leidenſchaftlichen Ausübung verbunden ſind. Freilich jene Opfer wurden entſchädigt und wohl überreichlich aufgewogen durch den freudigen Genuß und die Seligkeit, die ſie überſtrömte. Nicht der Entſagung wegen entſagten ſie, nein, des Genuſſes wegen, ſie brannten im Feuer der Begeiſterung, das alles Unreine verzehrt und ſelbſt den Schmerz in Rauch und Aſche auflöſet.

Armſelige Moraliſten, die auftreten und den Leichtſinn der Kunſt anklagen, der in unſerer Zeit immer mehr einreiße und um ſich greife. Tretet beſchämt zurück und ſchweigt; denn wo noch in der Gegenwart der ſchönere Funke der Natur, der Wahrheit und der Freiheit hervorbricht, da ſieht man ihn überall eher im Geſang und Gedicht, als im Leben, das unter der ſchalen, gedankenloſen und leichtfertigen Oberfläche nur erſt ſpärliche Lichter durchzucken läßt. Nicht die Kunſt iſt es, die das Leben, das Leben iſt es, das die Kunſt verdirbt und zu allen Zeiten, zu den ſchlechteſten unter Nero, iſt dieſe noch immer beſſer und heiliger geweſen, als jenes.

Nur Wenige ſind zu Künſtlern geboren: Alle um Selbſtkünſtler, Bildner ihrer eignen Perſönlichkeit zu ſein; dieſes eben, die Allgemeinheit und Unerläßlichkeit der Forderung iſt es, was die Lebenskunſt, die Moral, von den übrigen Künſten unterſcheidet, die man auch in dieſer Beziehung frei nennen kann, indem es auf Talent und Luſt ankommt, ſich mit ihnen zu befaſſen, während Jedem die Luſt angemuthet, das Talent zugeſprochen werden muß, ſeine eigne moraliſche Bildung zu unternehmen.

So ſind beide nur in ihrem Umfang, aber nicht in ihrem Urſprung und in ihrer äſthetiſchen

Geltung unterschieden. Beide theilen auch dasselbe Ziel, Organisirung der ästhetischen Elemente zu einem gebildeten Ganzen, das bei der größten Mannigfaltigkeit seiner Theile von einer Grundidee durchdrungen und zur Einheit verknüpft wird. Nicht die Art und Menge dieser Theile, nicht die Art und Beschaffenheit der Grundidee ist das, was dem Ganzen Werth und Würde gibt, sondern einerseits die Stärke und Mächtigkeit des zu Grunde liegenden Lebens, andererseits die mehr oder weniger durchgeführte Einigung und Durchdringung der zum Ganzen gehörigen Theile. So bei Menschen, so bei Kunstwerken, so bei Einzelnen, so bei ganzen Zeitaltern. Nicht tief genug kann man sich diese Wahrheit einprägen, nicht lebhaft genug kann man es fühlen und ausrufen: der Mensch ist nichts werth, der Künstler ist nichts werth, der nicht Drang und Kraft und aufspringende Fibern im Herz und Hirn hat, Alles, was er bildet, und wär' es die vollkommenste Idee im feinsten Material, ist nichts werth vor Gott und Menschen.

Solche Kraft ist aber ein Erbtheil der Geburt und der einzige Adel, der die Probe der Zeit besteht. Sie kann nicht, wo sie fehlt, ersetzt, kann aber, wo sie ist, geschwächt, ja vertilgt werden. Welchem Geschlecht hat die Natur sie ganz

versagt, welchem hat sie den Brunnen ihres Lebenswassers ganz verschlossen. Was wäre die Geschichte, welche armselige Rolle hätte selbst das Christenthum auf der Weltbühne gespielt, ohne diese älteste und ewige Offenbarung und Ergießung des Lebensgeistes, welche Gabe des Himmels käme einer schwindsüchtigen und ohnmächtigen Menschheit zu gute, welche Engelszunge kann ein mattes, erstorbenes Herz in Begeistrung setzen. In jener geistig-leiblichen Urkraft ruht das Gute und Schöne wie im befruchtenden Schooß, ohne sie sind beide welk und unfreundlich und verdienen den Sonnenschein des Himmels nicht.

Auf dieser Kraft beruht unsere Wiedergebärung — wer sie in sich fühlt, der wehre dem Raube, womit die Zeit sie betroht.

Dreizehnte Vorlesung.

Wir haben die Moral als die Kunst eines Jeden, seinen Charakter zu bilden und sein Leben zu gestalten, dem Kreis der schönen Künste vindizirt, indem wir die irrigen Ansichten vom Leichtsinn und der Gewissenlosigkeit der Kunst als dem Ernst und Gewissen der Moral entgegengesetzt in die gehörige Beleuchtung stellten. In der That, Jedermann ist Künstler und Kunstwerk zugleich, beobachten Sie nur die moralischen Aeußerungen der Menschen, mit denen Sie umgehen, mit künstlerischem Auge, so werden Sie etwas von dem Eindruck empfinden, den ein Gedicht, eine Malerei, ein Bildwerk auf Sie zu machen pflegt. Hier sehen Sie einen Menschen, der durch und durch Charakter ist, stark im Wollen, wenn auch

beschränkt und einseitig, mit starken, kühnen, aber wenigen Strichen gezeichnet; dort einen Menschen, der bei vielseitiger, formeller Ausbildung nur einen schwachen Nerv, zu wollen und zu handeln, verräth und während der Erstere als die besonderste Individualität dasteht, von allen Seiten schroff, gebieterisch und unzugänglich, dieser glatt, gefällig, lenkbar und sich allen Umständen und Charakteren anschmiegend. Sie werden auch nicht lange unter Ihrer Bekanntschaft zu suchen haben, um sich einen Dritten zur Anschauung zu bringen, der von der Natur in punktirter Manier ausgearbeitet ist und allen seinen Geschäften, Handlungen und Reden den Charakter ängstlicher Ausführlichkeit und Genauigkeit verleiht, so wie einen Vierten, den die Natur nur als flüchtige Skizze hingeworfen hat und der daher mehr nach Einfällen und Launen die Dinge angreift, als sie auszuführen und zu vollenden strebt. Und so mag sich ein Jeder unter seinen Freunden und Bekannten eine Galerie lebendiger Portraits sammeln, die einem Bildersaal der Kunst ähnlich, im verschiedensten Stil gearbeitet sind. Doch — glaube ich, sträubt sich noch immer bei Ihnen, und das mit Recht, etwas gegen diese Ansicht, welche die Moral in den Kreis der Kunst und des Aesthetischen zieht. — Spreche ich es richtig aus, wenn ich Sie so ver-

ſtehe: allerdings muß zugegeben werden, daß das, was man gemeiniglich unter dem Namen ſchöne Kunſt begreift, ihr beſonderes Gewiſſen hat und auch nicht ohne Opfer von Seiten des Künſtlers zu Stande kommt; allein damit iſt es noch nicht gethan und die Moral von Kunſt noch himmelweit unterſchieden, denn das Gewiſſen der Moral ſetzt unbedingt die Möglichkeit voraus, ſeinen Anforderungen Genüge zu leiſten, da die Moral für Jedermann iſt und alle ihre Gebote oder Anforderungen oder leiſe Winke, ſowohl abſolut zu erfüllende, als, vermöge der menſchlichen Freiheit, auch abſolut erfüllbare ſind. Es gibt nur *eine* Moral und nur *eine* Art, wie der Menſch ſie ausübt, dagegen läßt die Kunſt einen weiten Spielraum für verſchiedene Bearbeitungen derſelben und man ſpricht daher von mehreren Kunſtſchulen, von italieniſchen, altdeutſchen, holländiſchen Malerſchulen, allein bisher iſt es noch Niemand eingefallen, von einer beſondern italieniſchen, deutſchen oder franzöſiſchen Moral zu ſprechen. Darauf antworte ich denn Folgendes: wenn wir uns recht verſtehen und einmal abſtrahiren von der abſolut thuenden Katheder-moral, welche der deutſche Student in ſein Heft niederſchreibt und es dabei bewenden läßt, falls er nicht rationaliſtiſcher Prediger, oder auch wieder Profeſſor wird; wenn wir alſo ſtatt

gemachter und papierner Moral die Moral des Lebens, die Moral der Geschichte unserer Betrachtung würdigen, so muß es möglich sein, uns über den beregten Punkt zu verständigen. Wir denken doch, daß es eine solche Moral im Leben und in der Geschichte gibt und daß die Moral nicht blos in den Lehrbüchern und auf dem Papier stehe; wir haben doch den Glauben, ich meine den lebendigen, daß das Göttliche in der Welt wirklich zur Erscheinung gekommen, daß Gott sich in der Geschichte offenbart hat, wie in der Natur, welche gleichsam nur die Vorhalle seines Offenbarungstempels ist. Es wäre ja gottlos, daran zu zweifeln, daß Gottes Eigenschaften sich irgendwo unbezeugt gelassen, unverständig, ja unsinnig z. B. zu sagen, der gerechte Gott fände sich nicht in der Natur und in dem, was nach christlicher Terminologie natürlicher Mensch heißt, und wir müßten es, in Ermanglung reeller Offenbarungszeugnisse, Gott auf sein Wort blos glauben, daß er gerecht sei, ohne die Idee der Gerechtigkeit in uns, in der Natur, in der Geschichte ausgeprägt zu finden. Also, betrachten wir die Moral der Geschichte, sehen wir, wie die göttlichen Ideen sich in diesem, in jenem Volke, zu dieser und zu jener Zeit verkörperten, in der Brust der Menschenkinder lebten und sich zu Thaten entfalteten, so sehen

wir zugleich, daß das eigentliche und wahre Leben dieſer Ideen, der Güte, der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Tapferkeit nur in einer gewiſſen eigenthümlichen Beſchränkung, ſo und ſo gefärbt und ausgeprägt, ſeinen Beſtand habe, was grade das Charakteriſtiſche der Zeit und des Volkes ausmacht und was wir die jedesmalige Weltanſchauung genannt haben. Nun wäre es ja ein Aberwitz, das ſittliche Leben der Indier, nach dem Sittengeſetz der Griechen, dieſes nach der evangeliſchen Moral des Teſtaments, Alle nach dem Moralkompendium eines deutſchen Profeſſors zu beurtheilen und zu richten — ein Aberwitz freilich, den man oft genug findet, der aber die ganze Geſchichte mit all ihrer Größe, Erhabenheit und göttlichen Mannigfaltigkeit in dem Mühlwerk einer beſchränkten Anſicht zerſtampft und des Herrn Geiſt und Werke ſo wenig begreift, wie ein Maulwurf den Straßburger Münſter oder ein bigotter Hengſtenberg und Tholuck die griechiſche Iliade und den Jupiter des Phidias. Bedenken wir alſo den Satz, daß die Moral der Völker nicht minder ein geſchichtliches Produkt ſei, als die Kunſt und die Poeſie der Völker, und daher auch nicht minder verſchieden und wechſelnd, als dieſe, ſo müſſen wir die Behauptung, es gäbe nur eine Moral, wenn ſie Sinn, Verſtand und Wahrheit haben

ſoll, dahin faſſen, daß wir bekennen, die göttlichen Ideen, die Begriffe der Moral ſind elementariſch durch die ganze Welt zerſtreut, und alle Menſchen, wenn ſie auf Moralität Anſpruch machen wollen, müſſen den elementariſchen Gott in ihrem Buſen tragen, müſſen die Keime der Liebe, der Gerechtigkeit u. ſ. w. ſich eingepflanzt fühlen; obwohl dies zum moraliſchen Leben keineswegs hinreicht und das Göttliche in der Geſchichte nicht elementariſch und abſtrakt ſich aufweiſet, ſondern als gebildet uns zu den verſchiedenartigſten Charakteren verarbeitet, zur Erſcheinung kommt. Derſelbe Fall iſt es mit der Kunſt. Es kann eben ſo wenig eine abſtrakte Kunſt geben, die dem ganzen menſchlichen Geſchlecht angehörte, als eine Moral; dagegen findet ſich das Elementariſche der Kunſt, die äſthetiſchen Ideen in den Kunſtwerken aller Zeiten und Völker wieder, und nur der individuelle Komplex derſelben, der organiſche Zuſammenhang und Alles, was zur konkreten Lebendigkeit gehört, macht das Unterſchiedliche und Eigenthümliche in der Kunſt der Völker aus. So alſo unterſcheiden wir zunächſt in der Einen Moral und Kunſt die beſondere Weltanſchauung, welche im Ganzen und Großen ihren Zeitcharakter bildet. Allein hierbei bleiben wir noch nicht ſtehen. Die eine Moral und Kunſt der beſondern

Weltanſchauung ſpaltet ſich nun wieder tauſendfach in ihrem Kreiſe, nach dem Naturell der Völker, der Individuen, welche ſich mit ihrer Ausübung beſchäftigen. Hier verſchmilzt ſich der Volkscharakter mit dem Charakter des Einzelnen zu einer Kraft, der Einzelne, auch der Talentreichſte und Größte bleibt immer ein Kind ſeiner Zeit, ein Sohn ſeines Volkes und als ſolcher ſteht er zwiſchen ihm und der Menſchheit und empfängt die Aufgabe, ſeine Individualität geltend zu machen, ohne weder dem rein Menſchlichen, noch dem Volksthümlichen den gerechten und nothwendigen Tribut zu verſagen. Welche unendliche Modifikationen erleiden nun nicht Moral und Kunſt durch das Geſetz des Lebens, und welche Anwendung geſtatten jene abſtrakten Moralien und Kunſtlehren dem Menſchen und Künſtler, der nach individueller tüchtiger Bildung ſtrebt und Andere nur in ſo fern und in dem Maaß achtet, als ſie im ſelbigen Streben begriffen ſind. Haben nicht ſelbſt die verſchiedenen Lebensalter, ganz allgemein betrachtet, ihre beſondere Moral und wird man vom Jüngling die Ruhe, Umſicht und Weisheit des Greiſes, vom Greiſe die Tapferkeit des Jünglings, vom Kinde die Beſtändigkeit des Mannes verlangen? Was will man alſo am Ende ſagen mit der einen, abſoluten Moral, die weder kalt noch

warm macht und mit der man, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen, keinen Hund hinterm Ofen hervorlockt. Ja es gibt eine Moral der verſchiedenen Alter, der verſchiedenen Stände, Talente, Stellungen, Charaktere, es gibt eine Moral der verſchiedenen Zeitalter und Weltanſchauungen, eben ſo, wie es in den genannten Rückſichten eine verſchiedene Theorie der Kunſt und Poeſie gibt. Daß man nicht von ſpaniſcher, franzöſiſcher, deutſcher Moral in ihren Schulen ſpricht, iſt kein Grund, um die ſprechende Thatſache zu läugnen. Ein Gemälde vom ſpaniſchen Maler Morillo, ein Gemälde vom franzöſiſchen Maler David, ein anderes von unſerm Albrecht Dürer, jedes derſelben kann nicht entſchiedener die charakteriſtiſchen Züge der Nationalität an ſich tragen, als die ſittliche Perſönlichkeit ſeines Malers ſelbſt, angeſchaut vom feinen und geübten Auge des Menſchenkenners und nicht vom todten des Gelehrten, das ſich eben ſo wenig auf die Individualität der Kunſt, als auf die der Moral verſteht.

Dieſe Andeutungen ſtehen leicht weiter auszuführen und mit andern zu befeſtigen, allein, ich hoffe, ſie werden genügen, um die Anſicht vom Zuſammenhange des Aeſthetiſchen und Moraliſchen und von der Moral als einer Kunſt unter den Künſten zu rechtfertigen

und etwanige Gewiſſensſkrupel, die ſich dieſerhalb regen möchten, zu beſeitigen.

Gingen wir nun von der Anſicht aus, daß eine allgemeine Kunſtlehre eben ein ſolches Ding und Unding ſei, als eine allgemeine Moral, ſo wollten wir doch damit keineswegs den allgemeinen Theil einer Moral und Kunſtlehre negiren, vielmehr hätte ich ſchon in frühern Stunden bei der ideellen Konſtruktion einer künftigen Aeſthetik, dieſes allgemeinen Theils, als eines ſolchen Erwähnung thun ſollen, der die Aufzählung der äſthetiſchen Elemente, die aller Moral und Kunſt zu Grunde liegen, mit möglichſt größter Vollſtändigkeit enthalten müßte. Dagegen verlangt jede einzelne Kunſtlehre, gehöre ſie der Poeſie oder Proſa, der Malerei oder Bildhauerei an, daß ſie vom beſondern Standpunkt der Zeit und des Volkes aufgefaßt und dargeſtellt werde. Ein Anderes hieße, in den Tag hineinzureden und einen bunten Kolibri in einem Netz mit meilenweiten Maſchen fangen zu wollen.

Es bleibt mir nun immer noch übrig, ehe ich für dieſe Vorleſungen den angekündigten Weg einſchlage, im Allgemeinen der Art und Weiſe zu gedenken, wie nach Goethe's Ausdruck das glücklichſte Ergebniß einer kunſtreichen Behandlung des

Stoffes, das Schöne zur Wirksamkeit gelangt. Ich habe der verfehlten Definition des Schönen gedacht und bin nicht gesonnen, einen gleich unglücklichen Versuch zu machen, in drei, vier ärmliche Worte den mysteriösen Grund und Reichthum der Schönheit einzufassen. Allein ich hoffe, sowohl mich zu verstehen, als verstanden zu werden, wenn ich mich darüber so ausdrücke:

Die Schönheit, oder wie man das nennen mag, was den Menschen als das Gelungenste in Natur und Kunst, kräftig, reizend und wohlgefällig in die Augen springt, ist zunächst nichts Ideelles und Abstraktes, sondern allemal etwas Konkretes und Besonderes, das an einem bestimmten Stoffe, sei's That, sei's Marmor, sei's Fleisch und Blut zur Erscheinung kommt. Eben so individuell, wie die Schönheit selber, muß das Auge sein, das sich ihrer erfreut und so sehen wir es im Wesen der Schönheit selbst begründet, daß sie nicht Allen schön ist und daß sie in verschiedenen Anschauungskreisen verschiedene Gefühle erregt, verschiedene Urtheile hervorruft, wenn man auch Alles das vom Geschmack der Völker und des Einzelnen abrechnet, was seiner Anschauungsweise nur zufällig und außerwesentlich ist, wie dem Chinesen der Geschmack für winzig kleine Füße. So erscheint uns also zunächst die Schönheit vom historischen

Standpunkte. Allein, man ist nur zu geneigt, diesen Standpunkt zu verlassen, und sich auf einen höhern stellend, zu behaupten, daß die echte Schönheit nur in der Harmonie zwischen unserm Auge und dem Objekte beruhe und daß andere Augen aus Ungeschmack Schönheiten bemerken, welche keine wären. Dies erregt einen Streit, bei dem Jeder sich auf sein Gefühl zu berufen pflegt, wir auf den letzten Schiedsrichter, und das mit Recht, da im Aesthetischen keine andere Appellation zulässig ist, als auf Gefühl und Gewissen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das subjektive Recht auch ein objektives sei; vielmehr findet sich der Nachdenkende veranlaßt, eine größere und geringere Kapazität des Schönen, ein Plus und Minus in der Bildung des Schönheitssinns unter den Menschen zu statuiren. Haben wir doch selbst, von diesem Standpunkte aus, über die indische Kunst den Stab gebrochen, obgleich wir sie als historische Erscheinung, in ihrer Gültigkeit anzuerkennen gezwungen waren. Dagegen sahen wir in der griechischen Kunst und Sitte eine Art der Schönheit, welche wir unserm Geschmack bei weitem angemessener fanden, was kein Wunder, da wir wirklich das Bessere unseres Geschmacks eben den Griechen verdanken, das Bessere, Höhere und Edlere aber, das wir an Geschmack und Gesin-

nung vor den Griechen voraufhaben könnten, nur erst elementarisch im Schoos der keimenden Zeit ruht und weder zur Darstellung noch zur Anschauung bisher gelangt ist. Genug also, wir leben der Ueberzeugung, daß sowohl das Schaffen als das Genießen und Beurtheilen des Schönen seine Geschichte hat, seine Bildungsstufen durchläuft und in dieser Ueberzeugung begrüßen wir das Schöne, das wir empfinden, sowohl als wirklich und lebendig, als auch als die vollkommenste Wirklichkeit, deren wir uns bewußt werden können, ohne damit die möglichen Erweiterungen und Veredlungen des Schönheitssinns für die Zukunft abzuweisen. Fragen wir nun, wie das Schöne uns wirklich wird, so geben wir, in etwas belehrt, die obige Antwort, nur im Besondern und Individuellen und damit sprechen wir aus, daß das Schöne jedesmal, um schön zu sein, Charakter haben muß. Lange hat man sich in Deutschland darüber gestritten, was der höchste Grundsatz der Alten in Sachen der Kunst gewesen. Winckelmann sagte: die Schönheit, Lessing die klassische Ruhe, Fernow das Idealische, Hirt das Charakteristische, bis Goethe nach langem Forschen und sinnigem Studium alle Parteien mit der Aeußerung zur Ruhe brachte: „der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glück-

lichen Behandlung das Schöne," welche Worte uns als Text dienen sollen, um in den nächsten Vorlesungen uns mit wohlerwogenen Schlußworten über die Natur des Schönen, über das Höchste der Kunst und über das Verhältniß der Künste unter einander zu verständigen.

Vierzehnte Vorlesung.

„Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne" diese Worte Goethe's mögen uns heute zum Text dienen, um unsere Betrachtungen über Natur und Kunst, und über das Schöne als die Blüthe von Natur und Kunst daran fortzuspinnen.

Eben so richtig hätte Goethe sagen können: der höchste Grundsatz der Natur ist das Bedeutende und ihr glücklichstes Resultat das Schöne; doch leidet dieser Satz, von der Natur verstanden, eine bedeutende Einschränkung, indem wir tagtäglich sehen, daß in der Natur das Prinzip der Erhaltung, der bloßen Lebensrettung, wo es Noth thut, mit rücksichtsloser Gewalt sich geltend macht,

und in dieſem Fall ſowohl dem Charakter als der Schönheit des individuellen Naturprodukts Abbruch thut. Verſtändigen wir uns zunächſt über dieſen ſo wichtigen Akt, der die Produkte der Natur von den Produkten der Kunſt charakteriſtiſch unterſcheidet.

Das Bedeutende in Natur und Kunſt iſt eben die individuelle Beſtimmtheit der Natur- und Kunſtprodukte, ihr Charakter, ihr Begriff.

Je entſchiedener ſich dieſer Begriff ausgeſprochen bei einer Pflanze, einem Thier, einem Menſchen, deſto vollkommener iſt das Produkt. So ſtellen wir den Schmetterling höher, als die Raupe, denn, obwohl ſchon an der Raupe und deren Verpuppung die Ringe, Flügel, Einſchnitte und andere Gliederungen des künftigen Schmetterlings wirklich vorhanden ſind, ſo ſind ſie es doch nur der Anlage und Tendenz nach, ihre Entfaltung bleibt der höhern Lebensſtufe des Schmetterlings vorbehalten. Eben ſo übertrifft die Palme an Charakter und Schönheit, nicht nur an Größe und Dicke, den Grashalm, obgleich dieſer von den Naturforſchern zu den Palmenarten gezählt wird und eine noch unentwickelte Palme im Kleinen vorſtellt. Durch daſſelbe Prinzip berechtigt ſprechen wir ſowohl im Pflanzenreich als im Thierreich von höhern und niedern Bildungen, je nach-

dem wir Pflanzen und Thiere vollkommner oder unvollkommner gegliedert und durchgebildet sehen und so stellen wir z. B. im Animalischen die Gestalt des Menschen, als die individuellste, kunstreichste, verwickeltste Organisation, als das Meisterwerk der Schöpfung, dem Mollusk und dem ganzen Geschlecht der Würmer, dem unentwickelten, kriechenden, zuckenden Schleim gegenüber, den ersten Anfang der schönsten Vollendung des animalischen Lebens auf der Erde.

Ich sage, als die schönste Vollendung. Denn im selben Grade, wie wir den Charakter einer Pflanze, eines Thieres sich deutlicher entwickeln sehen, im selbigen schreiben wir ihm auch eine größere Schönheit zu; und umgekehrt, je schöner wir die Bildungen der Natur finden, desto vollkommner wird sich bei näherer Untersuchung ihre Charakteristik ausweisen. Wem z. B. gefällt nicht das bloße grüne Blatt eines Rosenstrauchs, einer Weinrebe vor hundert andern Blättern, wenn ihm auch die Ursache dieses Gefallens nicht klar ist, er wird aber bei genauerer Betrachtung auch diese entdecken, und die feineren Fasern, die zarteren Verzweigungen, den regelmäßigeren Schnitt, die gelungene Auszackung des Blattes dafür halten. Wem gefällt nicht die Gestalt eines Pferdes besser, als die Gestalt einer Kuh und wer sieht nicht

gleich, daß er das Pferd darum ſchöner findet, weil daſſelbe ſchön im Aeußern, ſchärfere Sinne, ſchlankere Glieder aufweiſt und daher eine gebildetere Organiſation des Innern verräth, alſo einer entſchiedeneren Thiercharakteriſtik angehört. Mit gleichem Recht halten wir daher die menſchliche Geſtalt, nicht allein für die entſchiedenſte, an Organen feinſte, an Funktionen reichſte, an Bewegung freieſte, ſondern auch, und aus demſelben Grunde für die ſchönſte, für die idealiſchſte Geſtaltung der Animaliſation.

Wir ſehen alſo, daß die Natur, indem ſie die Leiter ihrer Bildungen hinaufſteigt, dabei den Grundſatz vor Augen hat, Schritt vor Schritt an Bedeutung, wie an Schönheit zu gewinnen, bis ſie bei der bedeutſamſten Geſtalt, der menſchlichen, anlangt und mit dieſer, gleichſam als Reſultat ihres Strebens, die höchſte Schönheit vereinigt.

In ſo fern finden wir die Natur auf demſelben Wege mit der Kunſt und die Kunſtgeſchichte gewiſſermaßen analog mit der Geſchichte der Naturreiche, indem die Anfänge beider ſich erſt allmählig aus unbeſtimmter Charakterloſigkeit, aus roher Maſſe, ſchwachen Andeutungen der Glieder aufarbeiteten zu individuelleren Formen und Geſtalten, bis das Prinzip der Schönheit ſich merklich machte und die höchſte Charakteriſtik mit der

höchsten Anmuth zusammenfiel. Man kann sogar darauf anspielen, daß die älteste Malerei und Bildhauerei von Thiersymbolen ausging und allmählig erst sich zur Darstellung des Menschlichen steigerte, dieses selbst aber Jahrhunderte lang noch sehr unvollkommen blieb, steife, eckige Umrisse, geschlossene Arme und Beine, kaum bemerklichen Unterschied der Geschlechter beibehielt, bis nach der Sage Dädalus die Bildsäulen wandeln ließ, das heißt getrennte Beine, fortschreitende Füße, freie Arme, offene Augen, entschiedene Geschlechtscharakter am Marmorblocke ausführte.

So ward auch für die Kunst das Bedeutende immer mehr Grundsatz und da die Zeichnung der festen Theile, der Knochenbau als der Träger des Bedeutsamsten an der menschlichen Figur anerkannt werden mußte, so gab es in der griechischen, wie in jeder andern nationalen Kunstgeschichte, einen Zeitraum, wo die Bildung der festen Theile, des Charakters in seinem starren Typus, in seinen stark ausgedrückten Grundzügen, das überwiegende Prinzip war und den sogenannten Stil ausmachte. Winckelmann bezeichnet diesen zweiten Zeitraum als den großen und hohen Stil der griechischen Kunst, in dem Phidias, Zeitgenosse des Miltiades und Themistokles, der ausgezeichnetste Meister war. Erst im dritten Zeit-

raum offenbarte ſich der ſchöne Stil, der mit Beibehaltung des charakteriſtiſch Feſten auch das charakteriſtiſch Weiche und Zarte ausdrückte, aus welcher Behandlung eben die hohe Schönheit ihrer Meiſterwerke, wozu unter andern der Laokoon gehört, reſultirte; eben ſo wie die Natur unter allen Schönheiten, die ſie bildet, bei der Bildung eines ſchönen Jünglings oder Mannes ſich gleichſam ihr äußerſtes Ziel geſetzt hat, da in einer männlich ſchönen Geſtalt das Feſte und Weiche harmoniſcher in einander aufgehen, als in der ſchönſten weiblichen Geſtalt.

Allein die Meiſterin Natur hat andere Schwierigkeiten zu beſiegen, als die Meiſter der Kunſt. Keine Schönheit kann freilich die ihrige übertreffen, wenn und ſo oft ſie ſich einer ungeſtörten Entwicklung erfreut, die kühnſte Bildnerei und Malerei wird zu Schande vor ihrer nackten Einfalt. Während aber der echte Künſtler bei hinlänglich gutem Material alle Zeit im Stande iſt, die Verwirklichung des äſthetiſchen Geſetzes charakteriſtiſcher Schönheit ungehindert und ausſchließlich anzuſtreben, wird die Künſtlerin Natur nur zu oft in ihrem Streben gehemmt und während ſie es auf das Höchſte anlegte, auf das blos Nothwendige der Exiſtenz, auf die Rettung des Daſeins ihrer Geſchöpfe, auf Selbſterhaltung reduzirt. Se-

ben Sie hier, meine Herren, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Bildungsgange der Natur und der Kunst. Die Kunst gehört dem Reiche der Freiheit, die Natur dem Reiche der Nothwendigkeit an, die Kunst kann nur wollen, und ihrem Willen gelingt das Schönste, die Natur aber, beim besten Willen, sieht sich nicht selten genöthigt, durch den Schrei der nackten Existenz innerlich gezwungen, ihren auf das Schöne gerichteten Willen zu brechen und zunächst nur die ärmlichen Forderungen des Daseins zu erfüllen. Die ganze Organisation ist ja nur die Frucht eines Kampfes der bildenden Natur mit den rohen und regellosen Kräften des Chemischen, Unorganischen, Chaotischen, das von allen Seiten auf das Organische eindringt, tückisch auf jede Blöße lauert, welche dasselbe darbietet und dann sogleich den nagenden, zerstörenden Zahn unmittelbar auf den Nerv der kranken Stelle heftet. So kann man z. B. das ganze Verdauungssystem der Thiere als einen defensiven Akt der organischen Natur betrachten, die Speisen, die wir zu uns nehmen, und die unser Magen mit so gebieterischer Regelmäßigkeit verlangt, sind bei weitem weniger zu unserer Ernährung, als zu unserer Vertheidigung bestimmt, wir werfen die animalischen und vegetabilischen Stoffe dem Zerstörer hin zur chemischen Zersetzung,

damit nicht unſer eigener Körper ihm zur Zerſetzung und Zerſtörung anheimfalle. Hier ſehen wir alſo einen Erhaltungsakt, der einem regelmäßigen Syſtem des Körpers angehört, auf dem ſeine ganze Exiſtenz baſirt iſt; allein, nun bedenken Sie die tauſend möglichen, unvorhergeſehenen Zufälle, in welchen der geſchloſſene Organismus durchbrochen und feierlich angegriffen werden kann, das Heer der Störungen und Krankheiten, welche die Hülfsmittel der Natur auf einem Punkt in Anſpruch nehmen und ſich ihrer harmoniſchen Verwendung für das Ganze widerſetzen, und Sie begreifen, daß dieſe Meiſterin ſelten in voller Kraft, und gleichſam in Ruhe und Muße fortarbeiten und die Idee, die ihr vorſchwebt, zur Ausführung und Vollendung bringen kann. Licht, Luft, Erde, Waſſer, Wärme, Kälte u. ſ. w. bedingen unaufhörlich die ideale Thätigkeit der Natur, und was zu den ſchönſten Formen berechnet war, kann der Zufall in die ärmlichſten und ſchlechteſten hinabdrücken.

Funfzehnte Vorlesung.

Ich glaube annehmen zu dürfen, meine Herren, daß die aufgestellte Ansicht vom Verhältniß der Natur zur Kunst Manchem unter Ihnen Veranlassung gegeben, sein Nachdenken auf diesen wichtigen Gegenstand zu richten, der Ihnen vielleicht unter neuem Gesichtspunkte erschien. Um so mehr darf ich hoffen, Ihre Aufmerksamkeit mir zu bewahren, wenn ich den Faden wieder aufnehme und das Allgemeine noch einer besondern Betrachtung unterwerfe.

Natur und Kunst, so ließen wir uns vernehmen, theilen dieselbe Aufgabe, organische Einheiten zu bilden, Begriffe, Charaktere auszuprägen und dieselben mit der Blüthe der Schönheit anzuhauchen.

Für diejenigen nun, welche gewohnt ſind, die Natur als ein rein Materielles, Todtes, Begriffloſes zu betrachten, welche daher die Schönheit ſelber nur in der Ausdehnung und in räumlichen Verhältniſſen finden, hat eine ſolche Anſicht wenig Empfehlendes. Sie gehen weder in der Natur noch in der Kunſt von der Seele aus und unbekannt bleibt ihnen daher jene gemeinſchaftliche Quelle deſſen, was ihr Auge an den Produkten der Natur und Kunſt in Entzückung ſetzt.

Erkennen wir jene poſitive geiſtige Kraft an, welche den zufälligen und willkührlichen Stoff zur Einheit des Begriffes verbindet und die widerſtrebenden Atome zwingt, ſich um dieſen zu verſammeln. Eine geiſtige Symmetrie beherrſcht die körperliche, der Blick des Auges, die ausſtrahlende Seele wirkt der äußere Bau und die Wohl- oder Mißverhältniſſe unſers Sehorgans. Kann man daher behaupten, daß es blos körperliche Schwingungen, Winkel und Linien ſind, womit uns das Auge der Schönheit anlächelt, oder iſt es nicht vielmehr das geiſtige Etwas, das ſich durch dieſe Linien und Winkel ſymboliſch verräth?

Ich berühre hier einen Punkt, um den ſich die deutſche Naturphiloſophie wie um ihr Zentrum dreht. Wenn die Natur nicht eben ſo gut Verſtand und Kunſt beſäße, als wir Menſchen, wenn

die Natur nicht eben so gut Begriffe enthielte, als das philosophische Hirn, wie sollte der Mensch zum Begriff und Verständniß der Natur gelangen. Bleibt es doch unumstößlich wahr, daß das Fremde das Fremde nicht begreift, daß nur Gleiches von Gleichem erkannt wird, daß die Seele nichts wissen könnte von den Dingen, wenn die Dinge nicht seelisch, seelischer Natur, seelischen Ursprungs wären. Wodurch unterscheidet sich denn die Wirksamkeit der Naturdinge von der Wirksamkeit unseres Geistes? Durch das Bewußtsein, jene Sonne, die auf den niedersten Stufen der Natur sich hinter dem Horizont verbirgt und nach graduellen Dämmerungen leuchtend in der Seele des Menschen hervortritt. Die Natur stellt keine Reflexionen an. Bei der Rose ist der Begriff zugleich die That, der Entwurf die Ausführung. Daher ist auch sinnliche Anschauung Anfang und Ende der Naturforschung. Der Physiolog ergreift mit dem Auge den verkörperten Gedanken der Naturgegenstände, den Begriff, die Operationen der Natur in ihren immanenten Urtheilen und Schlüssen; er hütet sich weislich, seine eigenen Begriffe, Urtheile und Schlüsse der Natur unterzuschieben. So z. B. sieht ein Goethe den generellen Pflanzenbegriff im Blatt der Pflanze, die Pflanze ist ihm Wiederholung des Blattes, das sich periodisch

ſucceſſive entfaltet und ſchließt, Stängel, Knoten, Blüthe und Frucht bildet und ſo an ſich ſelbſt die Urtheile und Schlüſſe vornimmt, die der beobachtende Phyſiolog nur zu wiederholen und gleichſam in menſchliche Sprache zu überſetzen hat. Selbſt die rohe Materie trachtet ja nach Einheit und Geſtaltung, ſie nimmt ſtereometriſche Formen an, die dem Reich der Begriffe angehören und etwas Geiſtiges in der verhärtetſten Materie repräſentiren. „Den Geſtirnen," ſagt Schelling, „iſt die erhabenſte Zahl und Meßkunſt eingeboren, die ſie ohne einen Begriff derſelben in ihren Bewegungen ausüben; deutlicher, obwohl ihnen ſelbſt unfaßlich erſcheint die lebendige Erkenntniß in Thieren, welche wir unzählige Wirkungen hervorbringen ſehen, die viel herrlicher ſind, als ſie ſelbſt; der Vogel, der von Muſik berauſcht in ſeelenvollen Tönen ſich ſelbſt übertrifft, das kleine, kunſtbegabte Geſchöpf, das ohne Uebung und Unterricht leichte Werke der Architektur vollbringt, alle aber geleitet von einem übermächtigen Geiſt, der ſchon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß hervorleuchtet."

Es iſt derſelbe Geiſt, der im Menſchen als Freiheit erſcheint. Schon in den Naturweſen bemerken wir die Thätigkeit, welche über die Exiſtenz des Thieres hinausgeht, welche nicht blos im Innern Knochen baut und die äußere Haut mit

Federn und Haaren beſetzt, ſondern nach Außen ſich ablöſt, ein künſtleriſches Reſiduum zurückläßt, einen Geſang, ein Geſpinnſt, ein Neſt und dergleichen zu Tage fördert. Das iſt dieſelbe bildende Kraft, die den Arm des Michel Angelo bewegte, die ſich zum menſchlichen Genius verklärt und zugleich mit dämoniſcher Unwiderſtehlichkeit, mit unbewußtem Drang wie mit menſchlich bewußter Freiheit Meißel und Pinſel ergreift und eine zweite höhere Schöpfung in der Schöpfung hervorbringt.

Nur auf den höchſten Stufen der Individualität wirkt die unbewußte Natur ſeeliſche Schönheit und Anmuth, der bewußte Menſch ſteht ſchon oder ſollte ſchon auf dieſer ſtehen, er findet das Geſetz der Schönheit in ſich, außer ſich, die Wahl des Schönſten ſteht ſeiner Künſtlerhand offen und wenn er ſich vergreift, wenn er ſtatt Seelen nur Leiber, ſtatt Edelm Unedles bildet, ſo fällt die Schuld einzig und allein auf ſein Haupt, er hat ſeine Freiheit gemißbraucht, den Beruf der Kunſt, ſein ſchönſtes Vorrecht vor der blind und nothdürftig waltenden Natur, ungehinderte Bildung des Schönſten im Charakter des Individuellen, verkannt.

Dieſe glückliche Lage der Kunſt zur Natur ſollte man richtig einſehen und fleißig bedenken, will man über den Werth der verſchiedenen Kunſt-

leiſtungen ein richtiges Urtheil fällen. Wirkt und ſchafft der Künſtler blind, ſo unterſcheidet er ſich durch nichts von der Natur, als durch die Unvollkommenheit ſeines Werkes, verglichen mit demſelben Werk der Natur. Will er ſich aber mit Bewußtſein der Natur blos unterordnen, ſo wird es ihm nicht darauf ankommen, welchen Gegenſtand er für die Kunſt bearbeitet, er wird mit knechtiſcher Treue dieſen Gegenſtand wiedergeben, verdoppeln, Abſchreiber der Natur aber kein Künſtler ſein. Künſtler iſt er nur dann, wenn er Seelen erfaßt, wenn er ſeeliſche Schönheit in ihrer Verkörperung darſtellt, wenn er alles Körperliche nur als Symbol des Geiſtigen betrachtet und ſolche Symbolik aus ſeinem Kunſtwerk klärlich durchblicken läßt. Jenen im Innern der Dinge wirkſamen, durch körperliche Sinnbilder zum Auge ſprechenden Naturgeiſt ſoll er in ſich lebendig machen und erſt nach lebendiger Ergreifung deſſelben zur Nachahmung des Naturwerkes ſchreiten. Dann hat er etwas Künſtleriſches geſchaffen, das weder Natur noch Ideal iſt; denn es iſt etwas Höheres als die Natur, etwas Wahrhafteres als Ideal, als eine Grille, die willkührliche Schönheiten willkührlich zuſammenrafft.

Es bedarf nämlich wohl keiner beſondern Erwähnung und Ausführung, daß für die Kunſt das

Ueberschwängliche, Idealische eben so unzulässig sei, als das Gemeine, Sklavische, Kopirte.

Die Forderung zu idealisiren, sagt Schelling sehr treffend, die Manche an den Künstler machen, scheint aus einer Denkart entsprungen zu sein, nach welcher nicht die Wahrheit, Schönheit, Güte, sondern von Allem das Gegentheil das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit entgegengesetzt, so müßte es der Künstler nicht idealisiren, sondern vernichten, um an dessen Stelle die Schönheit hinzupflanzen.

Sechzehnte Vorlesung.

Nicht das Wirkliche als wirklich will der Künstler nachahmen, sondern dem Wirklichen eine künstlerische Bedeutung geben. Der Künstler hütet sich wohl, die marmornen Wangen seiner Diane roth zu färben. Er vermeidet selbst den Schein, als habe er mit der Natur wetteifern wollen. Er verachtet den Trug natürlicher Lebendigkeit, jedes Insekt, das auf dem Boden kriecht, würde ihn beschämen. Er fühlt sich nicht geschmeichelt, wenn sein Gemaltes oder Gemeißeltes des Zuschauers Sinne in die Täuschung versetzt, als sei es ein Lebendiges und Leibhaftes. Jene griechischen Anekdoten von gemalten Trauben und anpickenden Vögeln, von gemalten Pferden und anwiehernden

lebendigen sind zweifelsohne reine Erdichtung; jedenfalls aber keine Beweise großer Kunst.

Wollte man sie dafür ausgeben, so wären Wachsfiguren die Meisterwerke der Kunst, sie kommen dem Leben am Nächsten, stehen aber eben deswegen vom Leben am Entferntesten ab. Dadurch erregen sie dem natürlichen Betrachter den widerlichsten Eindruck. Sie stieren uns an, als wollten sie uns weiß machen, daß sie lebten, aber uns graut vor diesem wächsernen Blick, vor diesen unbegrabenen Leichen mit offenen Augen und rothen Wangen und wir verwünschen die Fingerfertigkeit des Wachskünstlers, der uns mit den Haaren zur Täuschung herbeiziehen will. Dagegen betrachten wir mit Lust und Bewunderung die Arbeiten des Bildhauers, die uns lebendige Wesen, Götter, Helden, Frauen vor's Auge führen — ihre marmorne Haut scheint uns nicht gespenstisch, eben so wenig ihr sternloses Auge; ja, wir würden eher von dieser Empfindung beschlichen werden, wenn ein solcher Stern des Marmorauges unsern Blicken begegnete. Wir sehen, der Künstler hat uns kein qui pro quo vormachen wollen, er gab uns das Leben der Kunst ohne Wetteifer mit dem Leben der Natürlichkeit, ohne Falschmünzerei, wie der Wachsbossirer. Lebendig und wahr soll also die Kunst sein wie die Natur, aber

die Kunst, wie es ihr selbst, nicht wie es der Natur zukommt.

Dieses Gesetz gilt in allen Kreisen der Kunst und man erkennt eben den Pfuscher in der Malerei, den Maler, dem die Weihe der Kunst abgeht, sähe man ihn auch im Besitz vortrefflicher Kunstgriffe und mechanischer Fertigkeiten, man erkennt ihn hauptsächlich an der falschen Bestrebung naturwahr statt kunstwahr zu sein, mit Früchten, Figuren, Gegenständen aller Art das Auge des Beschauers gleichsam aufzufordern, sie mit natürlichen in Vergleich zu stellen.

In der Malerei fällt dies Bestreben um so mehr auf, da sie nicht freie, rings von Luft umgebene Bilder liefert, wie die Bildhauerei, sondern da man ausdrücklich ihre Bilder als Bilder ansehen soll. Sie legt ja darum auch weniger Gewicht auf die Materie, als die Plastik, will schon mehr als Seele zur Seele sprechen, dagegen die Bildhauerei, dem Material nach, ganz und gar in der Sinnenwelt ruht und ein Tastbares, Irdisches darstellt. Daher stammen die verschiedenen Gesetze, die der Bildhauer und der Maler in der Darstellung befolgen. Während jener sich in Acht nimmt, die Züge der Leidenschaft seinen Figuren über ein gewisses Maaß einzuprägen, ja während er sich's zum Gesetze macht, das

bloße Leiden, den reinen Schmerz im Stein nicht zu verewigen, ist dem Maler keine so ängstliche Grenze gesetzt und der höchste Schmerz wie die höchste Lust, Leidenschaft, Leiden, Duldung, That gelingen seinem Pinsel auf's Vollkommenste, falls er anders nicht vergißt, daß auch ihm ein gewisses Maaß der Leidens- und Thatäußerungen von Nöthen bleibt.

Aus diesem leicht bewährten Gegensatz der Malerei und der Plastik ergibt sich das Vorherrschen der letzteren im Alterthum, das Vorherrschen der ersteren in der neuern Geschichte. Beide aber, Plastik und Malerei, werden für ewig in ihren bestimmten Kreisen getrennt operiren; die Plastik darf nicht ins Malerische, die Malerei nicht ins Plastische ausarten. Nicht ohne Zeitbedeutung scheint es zu sein, daß die Plastik der neuesten Zeit an Canova, besonders an Thorwaldsen so große Meister gefunden; es ist ein Sieg der That über die bloße Empfindung, des Griechenthums über das Mittelalter.

Noch geistiger als die Malerei zeigte sich die Poesie und grade um so viel geistiger, als ihr Material, die Buchstaben, geistiger sind, als geriebene Farbenerde. Lessing drückte das Verhältniß der Poesie zur Malerei mit den Worten aus:

die Malerei ſchildert Körper und andeutungsweiſe durch Körper Bewegungen (Leidenſchaften u. ſ. w.); die Poeſie ſchildert Bewegungen und andeutungsweiſe durch Bewegungen Körper. Wie dieſer Ausſpruch nun das ganze Verhältniß durchaus richtig angibt, ſo iſt auch der Schluß daraus von Leſſing bündig und richtig abgeleitet, daß die Malerei (wie die Plaſtik überhaupt) ſich mit dem Simultanen, die Poeſie ſich mit dem Succeſſiven beſchäftigen müſſe. Die Poeſie ſoll es alſo unterlaſſen, körperliche Schönheiten zu ſchildern; ſie kann nur Zug für Zug verfahren, und während ſie bei den Füßen anlangt, iſt das Bild des Kopfes ſchon wieder verwiſcht. Der Malerei, die alle Schönheiten auf einmal darſtellt, ſoll ſie dieſes überlaſſen, die Malerei aber der Poeſie die komplizirten Züge einer Handlung, die bewegte Schönheit darzuſtellen; ihr gehört das Bewegte, der Plaſtik das Ruhende.

Sehen Sie hier, meine Herren; die Urſache, warum Naturſchilderungen, ſelbſt wenn Walter Scott's eminentes Talent ſie ausführt, je länger und breiter ſie hinausgezeichnet ſind, deſto vergeblicher und unerfreulicher unſere Phantaſie abmartern und keine lebhafte Anſchauung hervorzubringen im Stande ſind. Die engliſchen Dichter ſind

dieſem Fehler ſehr unterworfen. Walter Scott wird nicht ſelten aus einem Dichter Maler, Architekt, Kleiderſeller. Der echte Dichter ſchildert, wie Leſſing ſich ausdrückt, Bewegung, Handlung und nur andeutungsweiſe durch dieſe Körper. Zwingen, wie derſelbe Leſſing bemerkt, den Homer beſondere Umſtände, unſeren Blick auf einzelne körperliche Gegenſtände zu lenken, ſo wird doch kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinſel folgen könnte; Homer weiß dieſen Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu verſetzen und uns auf dieſe Art ſeine Geneſis vor Augen zu legen. Will er uns z. B. den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß Hebe ihn Stück für Stück zuſammenſetzen, wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel u. ſ. w. nicht ſowohl, wie es beiſammen iſt, ſondern wie es unter den Händen der Hebe zuſammenkommt. Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß der König vor unſern Augen Mantel, Stiefel, Schwert anthun und wenn er damit fertig iſt, ergreift er das Zepter. So iſt auch die Beſchreibung des Zepters eine Geſchichte des Zepters, die Beſchreibung des Achilleiſchen Schildes eine Reihe von Geſchichten. Für ein Ding hat Homer gewöhnlich nur einen Zug. Ein Schiff

iſt ihm das dunkle, das ſchnelle, wenn's hoch kommt, das wohlberuderte, dunkle Schiff. Aber wohl dient ihm das Schiffen, die Abfahrt, das Anlanden eines Schiffes zu ausführlichen Gemälden, woraus der Maler jedesmal ein Halbdutzend verfertigen müßte, wollte er ſie ganz auf die Leinwand bringen. Mit gleicher Kunſt behandelt er die menſchlichen Schönheiten. Nireus war ſchön, Achilles noch ſchöner, Helena beſaß göttliche Schönheit; das iſt Alles. Nirgends läßt er ſich auf umſtändliche Schilderungen ein. Im Vorbeigehen erfahren wir, daß ſie weiße Arme hatte. Welchen Luxus würde ein ſchlechterer Dichter, als Homer mit Helena's Schönheiten getrieben haben. Aber würde er uns auch, gleich Homer, durch einen einzigen Zug, die Schönheit der Helena als die höchſtdenkbare, fühlbar gemacht haben? Helena tritt ins Thor, wo die Greiſe Verſammlung halten; da flüſtert Einer dem Andern zu:

οὐ νεμεσις Τρωας και ἐυκνημιδας Ἀχαιους
τοιη δ' ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πα-
σχειν
αινως ἀθανατῃσι θεῃς εις ὠπα ἐοικεν,

welche Worte im Munde von Gräubärten, die Blut und Thränen und erſchlagene Söhne nicht achten, um eines ſo göttlichen Weibes wegen.

So viel im Allgemeinen vom Verhältniß der Poesie zur Plastik, von dem der geistigsten aller Künste, welche der Plastik im Kunstkreise polarisch gegenübersteht, der Musik in nächster Vorlesung.

Siebzehnte Vorlesung.

Man sollte denken, daß die Musik diejenige unter den Künsten wäre, welche am wenigsten Gefahr liefe, ihr eigenthümliches Gebiet zu verkennen; allein die Erfahrung hat gelehrt und lehrt noch täglich, daß der Musiker bald den Maler, bald den Dichter zu überbieten strebt und dabei die eigenthümliche Würde seiner Kunst außer Augen setzt. Im Gegensatz zu einer Musik, deren Noten weder einer Empfindung noch einer Idee entsprechen, die wie meistens die italienische, insbesonders die frühere, ein reines, gedankenloses, schwelgerisches Tonspiel ausdrückten, bildete sich eine Charaktermusik, die aus lauter Andeutungen, physischen und geistigen, bestehen sollte, die Gewitter, Mondscheinküsse, Pferdegalopp nachahmte

und alles Maleriſche und Dichteriſche ohne Ausnahme in ihr unnatürlich erweitertes Gebiet aufnahm.

Allerdings, meine Herren, iſt nicht zu verkennen, daß Poeſie und Muſik innig verwandte Künſte ſind, die in ihrer Vereinigung z. B. in der Oper, im Liede, die wunderbarſten Wirkungen auf unſer Gemüth äußern. Allein, man erkläre ſich den Umſtand, daß die Sprache und die Muſik ſo ſelten, ja faſt nie ſelbſtſtändig zuſammenwirken, daß bald die Sprache der Muſik, bald die Muſik der Sprache untergeordnet erſcheint, jenes in unſern heutigen Opern, wo der Text nur ſo mitläuft, dieſes in den Schau- und Trauerſpielen der Alten, wo Text die Hauptſache, Muſik und Tanz nur als Begleiterinnen auftraten. Woher dieſe Schwierigkeit, beide Künſte in ihrer Selbſtſtändigkeit mit einander zu verbinden? Die Antwort gab ſchon Leſſing. Die Muſik bedient ſich natürlicher, die Poeſie willkührlicher Zeichen, die Muſik der Töne, die Poeſie der Buchſtaben. Beide Zeichen wirken allerdings in der Folge der Zeit, allein das Zeitmaaß iſt verſchieden. Ein einziger Laut der Sprache, als willkührliches Zeichen, kann in einem flüchtigen Augenblick ſo viel Gedanken und Empfindungen ausdrücken, als die Muſik nur in einer langen Reihe von Tönen nach

und nach hörbar und fühlbar machen kann. Die hieraus entſpringende Regel nehmen ſich auch die Dichter der Operntexte zu nutz, wenn ſie darauf ausgehen, den Gedanken ſo wortreich als möglich auszuſpinnen und die längſten und geſchmeidigſten Worte den energiſch kurzen vorziehen. Man hat den Komponiſten vorgeworfen, daß ihnen die ſchlechteſte Muſik die beſte wäre; aber ſie iſt ihnen nicht deswegen die liebſte, weil ſie ſchlecht iſt, ſondern weil die ſchlechte nicht gedrängt und gepreßt zu ſein pflegt. Sie ſind oft genöthigt, ein Wort, eine Sylbe ein Halbdutzendmal zu wiederholen, um den entſprechenden muſikaliſchen Eindruck zu machen. Dennoch ſcheint die Verbindung der Muſik mit der Poeſie die älteſte und urſprünglichſte zu ſein, die Trennung eine ſpätere. Die Regeln des Versbaues gründen ſich alle auf Harmonie, alle muſikaliſchen Abwechſelungen, Pauſen ſind auch in der Sprache der Poeſie denkbar. So waren die älteſten Dichter zugleich auch Sänger, die älteſte Poeſie zugleich Muſik. Wenn es heißt, daß Orpheus Leier den Marmor ſchmolz und Ströme in ihrem Lauf hemmte, wenn Amphion Theben baute, ſo wurden unter den Tönen der Leier nicht bloße muſikaliſche Laute, noch bloße Worte, ſondern der wunderbare Einklang von Poeſie und Muſik verſtanden.

Ueberhaupt war die Musik der Alten immer mit Poesie verbunden, selbstständige Instrumentalmusik war ihnen fremd. Die Ursache liegt nahe. Ihre Instrumente waren weder vollzählig noch vollkommen, was ließ sich mit der Harfe, Cither oder Forminx, mit der Lyra oder Laute, mit der Tibia oder Hoboe, mit der trompetenartigen Tuba und mit dem Syrinx der Hirten aufstellen? Erst in späteren Zeiten, besonders unter Italienern und Deutschen bildete sich die Musik zur eigentlich darstellenden Kunst. Vorher war sie nur die Hülle, das Gewand der Poesie. Jetzt riß sie sich, den eigenen Kräften vertrauend, von ihr los, jedoch, wenigstens nicht bei den Deutschen, um sich ganz von ihr zu trennen, sondern, um sich ihr mit Freiheit wieder zu nähern. Selbst das Wort musikalisch ward nun selbstständig gebraucht für die Kunst der Musik, früher bezeichnete es den Verein von Poesie und Gesang, von Mimik und Deklamation, in dem jeder griechische Jüngling sich ausbilden mußte; in diesem Sinne muß man immer den musikalischen Unterricht verstehen, wovon Plato, Plutarch und andere griechische Schriftsteller so oft sprechen, als von dem wesentlichsten Bildungsmittel der Jugend, das auf Geist und Gemüth den unwiderstehlichsten Einfluß ausübe.

Die Alten sahen nur auf Melodien, ihre Chöre wurden nur nach einander abgesungen und deklamirt. Künstliche Harmonien, Durcheinanderlassen der Töne auf verschiedenen Instrumenten, Konversetzungen, Fugen, Auflösungen künstlicher Dissonanzen, kurz Werke eines Haydn oder Mozart, ganze große, durchdachte, auf die Regeln der Harmonie gegründete, mit Kraft, Geschicklichkeit, großartiger Phantasie ausgeführte musikalische Kunstwerke waren den Alten unerreichbar.

Räumen wir diese Selbstständigkeit der Musik in neuerer Zeit ein, so kehrt mit verdoppeltem Nachdruck die Frage zurück, welche Stelle nimmt die Musik unter den Künsten ein, welche Grenzen sind ihr gesetzt, was ist ihr Reich, ihr Gebiet?

Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft sagt von der Tonkunst, daß sie unter den Künsten den größten Genuß, aber für sich die wenigste Kultur gewähre, indem sie mit bloßen Empfindungen spiele, welche auf unbestimmte Ideen von Affekten führten.

Die Musik stand also dem Königsberger nicht sehr hoch; auch Hegel machte sich nicht viel aus der Musik, weil sie ihm, wie er sagte, zu wenig zu denken gebe. Wie anders mußte Luthers

Ohr vom Zauberſtabe der Muſik berührt werden, wenn er ausruft: ich ſage es frei heraus, daß nach der Theologie keine Kunſt ſei, ſo mit der Tonkunſt kann verglichen werden, der die Flöte und noch kunſtreicher die Laute ſpielte, und ſeinen hellen männlichen Tenor jeden Abend in ſeinem Hauſe ertönen ließ. Es iſt nur Mangel an Tonſinn, an kindlicher Stimmung, an poetiſch-webenden Gefühlselementen, was Kant, Hegel und andere Philoſophen wie Nichtphiloſophen zur Herabſetzung der Muſik beſtimmte. Schon das Medium, der Stoff der Muſik erregen für ihre äſthetiſche Würde ein günſtiges Vorurtheil. Sie ſpricht durch den Sinn des Gehörs zu uns, ihr Medium, die Luft, iſt unſichtbar, wie die Töne, welche ſie hervorruft, in dieſem Unſichtbaren wirkt ſie ſelber als etwas Unſichtbares, als etwas aus fremder Welt, und zwar nicht als Todtes, Unbewegtes, Ruhendes, ſondern als etwas Eilendes, Fließendes, über, neben, unter uns Hinſchwebendes. Ihre Melodien ſind uns die Sinnbilder unſerer geiſtigen Regſamkeit, unſere ſtummen Gefühle, Ahnungen, Hoffnungen, unſere Schmerzen und Freuden, Alles wird laut in unſerer Bruſt, wir fühlen doppelt ſtark, allein wir erheben uns über den Schmerz und genießen dieſen nur als Ton, der unſer Ohr entzückt, ohne im Herzen

einen Stachel zurückzulaſſen. Die Töne, ſagt Heinſe in ſeinem muſikaliſchen Roman, greifen die Nerven und alle Theile des Gehörs an und verändern dadurch das innere Gefühl außer allen Vorſtellungen der Phantaſie. Unſer Gefühl ſelbſt iſt nichts Anderes, als eine innere Muſik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. Die Muſik rührt ſie ſo, daß es ein eigenes Spiel, eine ganz beſondere Mittheilung iſt, die alle Beſchreibung von Worten überſteigt. Sie ſtellt das innere Gefühl von außen in der Luft dar. Das Ohr, ſagt er an einer andern Stelle, iſt gewiß unſer wichtigſter Sinn und ſelbſt das Gefühl, was man bisher für den untrüglichſten gehalten hat, bildet ſich nach ihm. Das geübteſte Auge eines Malers, Meßkünſtlers iſt gewiß nicht im Stande, uns ſo, wie der Muſiker, die leichten Verhältniſſe der Hälften, Drittel, Fünftel und Sechſtel einer Linie, irgend einer Länge und Größe in Wirklichkeit auf ein Haar zu treffen. Deswegen ſind die Taubſtummen um ſo Vieles unglücklicher als die Blinden, weil ſie den Hauptſinn des Verſtandes, der die andern zur Richtigkeit gewöhnt, nicht haben und ſo gibt die Muſik unter allen Künſten der Seele den helleſten und friſcheſten Genuß. Ein Glück, daß das Ohr des Menſchen an feiner und mannigfaltiger Aufnehmung und Unterſchei-

dung von Tönen das Ohr aller andern Thiere übertrifft, obwohl ein vollkommen zartes, festes, reines und noch mehr, ausgebildetes Gehör eben so selten ist, wie alle hohe Schönheit und man durch schlechte Gewohnheit diesen göttlichen Sinn sehr verderben kann.

In der That, vor der Musik muß jede Kunst, die am Sichtbaren haftet, an innerer Wirksamkeit übertroffen werden, wie der Körper vom Geiste: denn sie ist Geist, verwandt mit der Natur der in uns waltenden Kraft, der Seele, der Bewegung. Was anschaulich dem Menschen nicht werden kann, wird ihm durch Musik mittheilbar. Vorübergehend ist jeder Augenblick dieser Kunst, denn eben das Kürzer und Länger, das Stärker und Schwächer, das Höher und Tiefer ist ihre Bedeutung, ihr Eindruck. Im Kommen und Fliehen, im Werden und Gewesensein liegt die Siegskraft des Tons und der Empfindung. Dagegen jede Kunst des Anschauens, die an beschränkten Gegenständen und Gebäuden, und nun gar an Lokalfarben haftet, dennoch nur langsam begriffen wird, obwohl sie Alles auf einmal zeigt.

Vergangenheit und Zukunft unserer Empfindungen ist das Eigenthümlichste der Musik. Sie soll die Natur nicht malen, nicht dichtend darstellen, wie Maler, Bildhauer und Dichter,

sondern anregen, nichts als anregen. Daher wirkt die Musik nie bestimmt, wie der Dichter, sondern unbestimmt; daher artet die Bemühung, einzelne Begebenheiten und Erscheinungen der Natur in der Musik nachzuahmen z. B. das Klappern der Mühlen, das Schnurren der Räder, das Knirschen der Zähne u. s. w. in lächerliche und unerträgliche Spielerei aus. Die Musik darf nie aus dem reinen Aether herabsinken und ihren Fuß auf den glatten Boden der Wirklichkeit setzen. Unsere Gefühle begegnen ihr von selbst, wir tauchen uns in ihrem reinen, dunkelwogenden Strom, wir trinken ihre Töne und stillen und reinigen uns in ihren harmonischen Fluthen.

Man kann die Tonkunst unter den Künsten die freieste nennen, weil sie am Unmittelbarsten sich unserer Seele, unserer Einbildungskraft bemächtigt und mit den musikalischen Formen der Schönheit anfüllt, ohne durch das Verstandesgebiet der Begriffe und noch weniger durch die Welt der wirklichen Anschauungen hindurchzugehen. In ihr verbindet sich am Leichtesten das Individuelle mit dem Idealen, in ihr drückt sich am Fühlbarsten das Unendliche durch das Endliche aus.

Daß die Töne, sagt Jean Paul, die in einem dunkeln Mondlicht von Kräften ohne Körper unser Herz umfließen, die unsere Seele so verdoppeln,

daß sie sich selber zuhört, und mit denen unsere tiefheraufgewühlten, unendlichen exaltirten Hoffnungen und Erinnerungen gleichsam im Schlafe reden, daß die Töne ihre Allmacht vom Sinne des Grenzenlosen empfangen, dies brauche ich nicht erst zu sagen. Die Harmonie füllet uns zum Theil durch ihre arithmetischen Verhältnisse; aber die Melodie, der Lebensgeist der Musik erklärt sich aus nichts, als etwa aus der poetischen Nachahmung der roheren Töne, welche unsere Schmerzen und Freuden von sich geben. Die äußere Musik erzeugt die innere und daher geben uns alle Töne einen Reiz zum Singen.

Wir schließen mit diesen Worten unsere Gedanken über den Kunstkreis der Musik. Nachdem wir bisher die eigenthümliche Bahn der sämmtlichen Künste beschrieben, flüchtig durchlaufen sind, werden wir in nächster Vorlesung unmittelbar nach unserm Plane diejenige von den Künsten behandeln, welche sich der Worte als ihrer symbolischen Zeichen bedient, der Poesie und Rhetorik.

Achtzehnte Vorlesung.

Nach der allgemeinen Charakteristik der Künste, welche in den Kreis der Aesthetik gehören, beschränken wir uns verabredetermaßen auf die Kunst der Rede, der poetischen wie der prosaischen. Diese Kunst bedient sich der Sprache, als ihres Materials, wie der Bildhauer des Marmors, der Musiker des Tons. Nicht alle Sprachen sind gleich geeignet für die kunstreiche Bearbeitung, einige sind zu spröde, andere zu weich, einige zu roh, andere zu gebildet, einige zu arm, andere, man möchte sagen, zu reich, wie die deutsche, was zwar ein schöner Fehler ist, wenn überall einer, was aber doch dem Dichter oder Redner bei der Wahl der Wörter und Ausdrücke nicht selten auch die Qual verursacht. Allein der wichtigste Unter-

schied, den dieses Material, dieser Gedankenmarmor, die Sprache darbietet, ist der, ob dasselbe unmittelbar und ursprünglich aus dem Urfels der Nationalität gebrochen und gewonnen wird, oder ob es nur ein ausgebrochenes Stück Sprache ist, das vom Urfelsen getrennt, nur bedeutungslose, gesprungene und unterbrochene Adern aufweiset; ich meine, ob die Sprache eine Grundsprache oder eine abgeleitete ist. Keiner kann die Tiefe dieses Unterschiedes begreifen, als der, dessen Begriffe in einer Grundsprache wurzeln, der selbst das Glück genießt, einem Volke anzugehören, dessen Sprache eine ewig fortrieselnde Quelle ist, deren Ursprung sich in die Felsen und Gebüsche der dunkelsten Vorzeit verliert. Man disputire nicht mit einem Franzosen über den Vorzug der beiderlei Sprachen, und wenn der Franzose, was jetzt häufig von jungen und geistreichen Parisern zum Studium Goethe's, Hoffmann's und anderer deutschen Schriftsteller geschieht, wenn er auch das Deutsche mit einiger Fertigkeit lesen und sprechen gelernt hat und den besten Willen zeigt, ohne altfranzösisches Vorurtheil die Vergleichung beider Sprachen anzustellen, so wird er doch nie den größten Vorzug des Deutschen vor dem Französischen, die Ursprünglichkeit begreifen und mit auf die Wagschale legen. Niemand hat diesen Punkt eindringlicher und tie-

ser erörtert, als Fichte in seinen unsterblichen Reden an die deutsche Nation; ich verweise Sie auf diese Stelle, wenn Sie Ihr Herz recht mit dem stolzen Gefühl durchdringen wollen, wie hoch unsere deutsche Muttersprache über den neuen europäischen steht. Freilich an äußerem Reiz ist manche ihr überlegen, heitrer, anmuthiger, gesellschaftlicher ist die französische, grandiöser die spanische, sangreicher die italienische, allein seelenvoller und herzinniger, gestaltreicher und gedankendurchsichtiger, als alle, ist und bleibt die deutsche. Die französische und alle abgeleiteten Sprachen mehr und minder sind mehr rhetorischer, die deutsche und alle ursprünglichen Sprachen mehr poetischer Natur. In jener hat sich die Sprache abgelöst vom sprachschaffenden, sprachbildenden Genius, vom Herzen, vom Bewußtsein der Nation, sie ist ein Aeußeres und Fremdes geworden, und wer sich ihrer bedient, nimmt sie nicht aus sich, sondern aus dem Vorrath conventioneller Formeln und Redensarten, die für alle Zeiten gestempelt sind. In dieser, der ursprünglichen, ist Sprache und Seele eins, wer Deutsch spricht, spricht es aus seinem eignen Innern heraus und bedient sich der Sprache nicht wie einer bloßen Convention, sondern als eines Naturprodukts, das in seinem eignen Lebensblute Wurzel faßt und seinen Geist vielastig mit Blü-

then und Früchten durchwächst. Goethe vergleicht daher sehr richtig die französische Sprache mit ausgeprägter Scheidemünze, die Jeder in der Tasche bei sich trägt und der er sich auf das Schnellste im Handel und Wandel bedienen kann, die deutsche aber mit einer Goldbarre, die sich ein Jeder erst münzen und prägen muß; woher es auch ein gewöhnlicher Fall, daß der gemeinste Franzose rasch und fließend spricht, da er seine Wörter ungezählt nur so ausgibt, der Deutsche aber, selbst der gebildete, sich nur selten so rund und voll auszudrücken vermag, als er wohl wünscht. Demselben Umstande hat die französische Prosa ihre Vollkommenheit zu verdanken und sie, die Prosa, ist es vor allen Dingen, was den Ruhm und auch den Werth der französischen Literatur gegründet hat, obwohl darüber noch Manche im Unklaren sind und die französische Poesie, die Trauerspiele eines Corneille, Racine, die gereimten Lustspiele eines Moliere, die Henriade eines Voltaire u. s. w. für die einflußreichsten und am meisten klassischen Produkte der französischen Literatur erachten. Ich weiß nicht, ob die Franzosen ein rein poetisches Produkt zu Stande gebracht haben, ich wüßte keins, wo nicht der Redner den Poeten überwöge, oder wenigstens ihm den Rang abzulaufen versuchte; selbst in der neuesten roman-

tiſchen Schule, an deren Spitze Viktor Hugo ſteht, und die ohne Zweifel an poetiſchem Gehalt die altfranzöſiſch klaſſiſche überflügelt, ſpielt die Rhetorik, die Floskelei, die Tiradenſucht die Hauptrolle. Was ſind die franzöſiſchen Poeten gegen die franzöſiſchen Proſaiker, welche Sterne des Parnaſſus kann man einem Büffon, Rouſſeau, Diderot, Voltaire, Chateaubriand und Andern entgegenſtellen? Im Deutſchen möchte der Fall umgekehrt ſein, den europäiſchen Ruhm unſerer Literatur verdanken wir unſern Dichtern und ich glaube mit Recht. Abſtrahiren wir von den tiefſinnigen Gedanken, von den wiſſenſchaftlichen Syſtemen, welche unſere Proſa ſeit 50 Jahren entwickelt hat — wir wollen uns dieſen Ruhm nicht ſchmälern, aber wir wollen nur bedenken, welch ein geringer Theil der Nation von dieſem Tiefſinn, dieſer Wiſſenſchaftlichkeit Frucht gezogen hat — was bleibt uns nach; ſei es politiſch oder moraliſch oder ſonſt was in Proſa, was wir gegen die Werke unſerer Poeſie, gegen nur einen einzigen Dichter, wie Goethe, ja gegen nur ein einziges Gedicht, wie den Fauſt in die Schanze ſchlagen möchten? Ich wüßte es nicht. Es kann aber auch nicht anders ſein, als daß bisher die deutſche Poeſie die Proſa hinter ſich ließ. Ich glaube den Grund ſchon einmal angedeutet zu ha-

ben und zwar bei der Gelegenheit, als ich meine Freude über das kräftigere Aufblühen unserer heutigen jugendlichen Prosaiker aussprach. Die deutsche Prosa wird nie der französischen gleichgeartet werden, wer es von unserer Seite auf Nachahmung anlegte, wie es von Diesem und Jenem wirklich geschieht, der ahnt den Genius nicht, den er verhöhnt. Herz und immer wieder Herz muß dringen und klingen aus deutscher Rede, ob sie einfach-prosaisch dahinfließt, oder rythmische Echos hören läßt; wir haben eine Natursprache, die sowohl an den Gedanken als an die Empfindung sich anschmiegt, ohne der gallonirten Kleider zu bedürfen: Natur, Wahrheit, Herzlichkeit, das sind die drei Farben, welche dem Deutschen so wohl stehen und die keine Kunst der Rednerei, der Witzelei, der Phantasterei ersetzt. Allein, bedenken wir die bisherigen Zustände der Deutschen, bedenken wir diese miserabeln bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände der Deutschen, so begreifen wir leicht, warum die deutsche Prosa, der treue Spiegel dieser Zustände, jetzt im Allgemeinen eben so miserabel aussehen mußte, als sie wirklich that und thut. Ja, nehmen wir nur die ausgezeichnetsten Prosaiker der neuern Zeit, die viel Mühe und Fleiß auf die Ausbildung ihrer Sprache ver-

wandt haben und denen es beſſer wie Tauſenden geglückt iſt, einen Fichte, Schleiermacher, Schiller, Goethe, welchen, ſelbſt Goethe nicht ausgeſchloſſen, möchte man der Jugend als reines Muſter empfehlen. Fichte's Periodengeflechte ſind mehr dornigt als blumigt, Schleiermacher ſpinnt faſt unſichtbare Gewebe und in dem Werk, was man für das Meiſterſtück ſeines Sprachſkelets ausgibt, in den Monologen, ſchreibt er Jamben, ſtatt Proſa; Schiller überbietet ſich in einer glänzenden, aber nur zu oft undeutſchen und hohlklingenden Paradeſprache, und Goethe, der weit entfernt von dieſem Fehler iſt, hat in ſeinen Proſaromanen eine ſolche Menge glatter, höfiſcher Wendungen bei der Hand, daß man oft nicht weiß, wie man mit ihm daran iſt. Der Stil iſt der Menſch ſelber, ſagt Büffon; und Jean Paul: wie jedes Volk ſich in ſeiner Sprache, ſo malt jeder Autor ſich in ſeinem Stil. Kräftigen, reinen und ſchönen Stil wird kein Schriftſteller in unkräftiger, unreiner und unſchöner Zeit erwerben, füge ich hinzu, denn der Schriftſteller iſt im höhern Grad als ein Anderer, oder vielleicht nur ſichtbarer, ein Kind ſeiner Zeit. —

Doch dieſes ſind Gedanken, die wir ſpäter noch weiter auszuführen haben; für jetzt und zu-

nächst soll es nicht die Prosa, sondern die Poesie der neuen Zeit sein, an welche wir unsere Aesthetik zu knüpfen gedenken.

Es ist ein alter Satz, daß die Poesie älter ist, als die Prosa. Bewiese es nicht die Geschichte der Menschheit, so bewiese es die Bildungsgeschichte eines jeden Kindes, dem wir die Fibel mit gereimten Sprüchen und Sprichwörtern füllen. Mit Recht. Die Poesie gehört den Kindern, und was in uns kindlich geblieben ist, gehört der Poesie. Gebt mir eine frische Kinderfreude, eine Seligkeit um nichts, eine thaufrische Anschauung, einen von jenen lebhaften Eindrücken, die keine Zeit verwischt, und deren der Greis sich noch am Stabe erinnert, alles das gehört der Poesie an. Jede Empfindung gehört der Poesie an, wenn sie aus ihrem ordinairen Zustande entrückt, reiner, frischer, tiefer wird, ohne zu wissen wie, so auch jeder Gedanke, dessen Mutter nicht grade das Einmaleins oder die logische Formel des Widerspruchs und des exclusi tertii ist, jeder Gedanke kann einen poetischen Körper annehmen und aus der abstrakten Luft in den grünen Garten der Poesie herabgezogen werden. Unsere Dichter treiben dergleichen Geschäft als Kunst, den uralten Dichtern und den Kindern und dem Volke ist es Natur, so zu denken und zu fühlen.

Ich will die Poesie nicht definiren, es geht ihr wie der Schönheit und allem Besten, was gottlob den Definitionshäschern zu hoch liegt, aber wenn ich sage: zieht von diesem Menschen, diesem Volke, dieser Zeit das ab, was ihre Religion, ihr Katechismus, ihr besonderer geschichtlicher Charakter, ihr positiver Gehalt, ihre spezielle Weltanschauung ist, so bleibt jedem Menschen, jedem Volk eine Saite, die rein menschlich oder rein göttlich tönt, eine Saite, deren Klang und Ton alle Menschen verstehen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, das ist die Poesie. Grade diesen Gedanken, diesen Begriff der Poesie wünschte ich Ihnen recht lebhaft zur Aneignung darzustellen. Die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Herzen dringt, aus jener unergründlichen Tiefe, wo die Kraft neben der Leidenschaft schläft, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Nicht als ob die Poesie in ihrer Aeußerung bei diesem, jenem Volke, diesem, jenem Menschen keine persönlichen, volksthümlichen, charakteristischen Elemente und Beisätze enthielte — es gibt eben so wenig

eine abstrakte Poesie, als überhaupt etwas abstrakt Lebendiges — sondern es hat die Poesie vom Himmel die Gabe empfangen, trotz ihrer beschränkt geschichtlichen Aeußerung, im Tiefsten das Reinmenschliche, Allen Verständliche, Allen bis zu einem gewissen Grade Genießliche, für ewige Zeit aufzubewahren; eine Gunst, der sich weder Philosophie noch Religion zu rühmen vermag. Wie auch der Indier, der Chinese denkt und handelt, das mag uns ungereimt, unverständlich vorkommen, so daß wir uns eben so gut ein außermenschliches Wesen, einen Mondbürger in seiner Person imaginiren können, aber er liebt, wie wir, er haßt, wie wir, er hofft, er verzweifelt, er jauchzt, er blutet, wie wir, und diese rein menschliche Empfindung macht sich unwiderstehlich Luft aus der Maske seines geschichtlichen Charakters und erinnert uns an die Bande der Brüderschaft, die alle Menschengeschlechter mit einander verknüpfen. Lesen Sie das indische Gedicht Naal und Damajanti — Vieles wird Ihnen fremdphantastisch und Gewächs der indischen Zone scheinen — aber nicht die göttliche Liebe und Treue, welche sich darin verkörpert. Lesen Sie den Tschi-King, das Liederbuch der Chinesen*), mit dessen Ueber-

*) Diese Anführung ist aus Menzel's Literaturblatt.

ſetzung uns Rückert ſein neueſtes Geſchenk gemacht hat, und Sie werden hinter dieſer wunderſam geſchnörkelten, ſteifen Schale des ſo ganz eigenthümlichen Volks den Kern des Reinmenſchlichen bewahrt ſehen. In die Poeſie flüchtet ſich das mißhandelte Herz, hier und hier allein war es vom Prieſterzwange frei, der ſonſt das ganze Leben und ſelbſt den Gedanken des Volkes beherrſchte. Und darum hat der herrliche Rückert Recht, wenn er in der poetiſchen Einleitung ſagt:

Ich fühle, daß der Geiſt des Herrn,
Der redet in verſchiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten nah und fern
Durchhaucht, durchleuchtet und durchſungen,
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas reicher oder ſteifer —
Ihr ſeid Gewächs aus einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Nicht iſt der Liebe Morgenroth
Von China's Mauer ausgeſchloſſen,
Auch dort liebt Liebe bis in Tod
Und treu bleibt Liebe, auch verſtoßen.

Und alle ſtarken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte
Und Verfahr'n, aller Lebensnoth
Entrückt zum Götterſtande.

Der Mutter, die uns Alle trug,
Der Erde pflegen ſie und warten,
Der Kaiſer ſelber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Dann Landesnoth und Kriegesjammer,
Beweinte Bräut' in öder Kammer,
Und Unmuth, der die Saiten ſchlug,
Heiligen Zorns Entflammer.

Und den letzten Vers ſchließt Rückert mit den tiefſinnigen Worten:

Daß ihr erkennt: Weltpoeſie
Allein iſt Weltverſöhnung.

Bleibe ich zum Schluß noch einige Augenblicke bei dieſem neugewonnenen Liederſchatze ſtehen und hebe eins derſelben heraus. Der bei weitem größte Theil derſelben enthält Reklamationen des menſchlichen Gefühls, Klagen und Proteſtationen, gegenüber dem ſtrengen Geſetz oder der willkührlichen Handhabung deſſelben. Nur der kleinſte

Theil derſelben iſt ſervil und weihräuchert dem Kaiſer, der Regierung, den Sitten — im Gegentheil ſind manche ſogar gradezu revolutionair. Es iſt der Schmerz und Ruf der Natur unter dem Druck barbariſcher Geſetzkonſequenzen und als ſolches charakteriſirt ſich auch folgendes Lied eines Eunuchen, der ſeinen Fluch ausſpricht über den Urheber ſeiner Schande, einen Verläumder:

Der ſein Zungenſchwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den ſcharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen.

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen ſcheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden.

Wenn die nordiſchen Barbaren
Selber ihm das Leben ſparen,
Gebet ihn der Hölle hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn.

Ich Mong-Tſee, der dies Lied geſungen,
Bin ein Opfer von Verläumdungen,

Im Pallaſt des Kaiſers ein Eunuch.
Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euren Fluch.

So weiß ſich ein chineſiſcher Eunuch in poetiſchem Zorn Luſt zu ſchaffen, während die geiſtigen Eunuchen unſerer ſchlaffen Zeit das Meſſer küſſen, das ſie geſchändet hat.

Neunzehnte Vorlesung.

Vielerlei sind der Sprachen, Zungen und Charaktere auf der Welt, die einander nicht verstehen; die Poesie aber ist die heilige Flammenzunge, die aus Aller Herzen zu Aller Herzen spricht und jeden Menschen mit süßem Verständniß bewegt. Die Poesie ist die Natur, die ursprüngliche Menschheit, die sich mit jeder besondern Erscheinung der Menschheit auf dem Felde der Geschichte gattet und daher, so allgemein menschlich sie in ihrer Quelle ist, doch jedesmal einer besondern Menschheit, einem gewissen Zeitalter eigenthümlich angehört. Man kann daher mit Recht von einer katholischen und griechischen Poesie sprechen, von einer romantischen und klassischen, nur wird man sich hüten, den Gegensatz unmittelbar

in das Weſen der Poeſie ſelbſt zu ſetzen, die Poeſie iſt nur die eine bei allen Völkern, Zeiten und Zuſtänden, aber der Strahl dieſer einen Sonne bricht ſich tauſendfach in der geiſtigen Atmoſphäre und verurſacht dadurch ein buntes Farbenſpiel von Weltpoeſien, deren Verſtändniß, nach Rückert's Ausdruck, allein zur Weltverſöhnung führt.

Die Geſchichte der Poeſie, dieſe Blüthe der Geſchichte der Menſchheit, lehrt uns, daß jene Gattung von Poeſie, welche man die epiſche nennt, bei allen Völkern die urſprünglichſte und älteſte war. Für die griechiſche und indiſche Poeſie iſt dies außer allem Zweifel geſetzt; für die römiſche hat Niebuhr es wahrſcheinlich gemacht, indem er die ganze ſogenannte älteſte römiſche Geſchichte, wie ſie im Livius vorliegt, auf einen dichteriſchen Sagenurſprung zurückführt und ſtellenweiſe in den Büchern des Livius noch die alten rythmiſchen Klänge nachweiſt. Auch die deutſche Poeſie verräth ihren epiſchen Urſprung, mag man dieſen in die älteſte Zeit des Auguſtus und der Herrmannſchlachten oder in die ſpätere der Völkerwanderung verſetzen. Von jener älteſten iſt uns allerdings kein einziges Denkmal übrig geblieben, allein die Nachrichten, die Tazitus in der Germania über die Poeſie der Deutſchen gibt und die

Erwähnung altdeutſcher Heldenlieder, welche Karl der Große zu ſammeln befahl, ſetzen es beinah außer Zweifel, daß zur Zeit, als Virgil ſeine künſtliche Aeneis ſchrieb, das geſchichtliche Lied von den Thaten der Vorfahren, das Epos noch als ein Naturgeſang in den Wäldern Germaniens wiederhallte. Noch zweifelloſer iſt die epiſche Natur der deutſchen Poeſie, die ſich aus der Völkerwanderung entwickelt hat und worauf ſich unſere heutige poetiſche Sprache, als auf ihre erſte erſichtliche Quelle zurückführt. Das Nibelungenlied des 13. Jahrhunderts bildet die künſtleriſche Vereinigung aller jener epiſchen Mythenſtrahlen, welche ſeit dem 6. Jahrhundert einzeln den deutſchen Himmel überflogen, das Band der Rhapſodien, welche bis dahin, gleich den homeriſchen, von wandernden Sängern bei feſtlichen Gelegenheiten einzeln vorgetragen wurden.

Fragen wir nach der Urſache, warum eben die älteſte Poeſie einen epiſchen Charakter trug, warum ein Homer früher kommen mußte, als ein Sophokles? Ich denke, wir können uns auf folgende Weiſe über dieſe Erſcheinung verſtändigen. Je weiter man den erſten Anfängen einer Volksgeſchichte nachgeht, deſto lebhafter wird man angereizt durch einen ſtehenden Charakterzug, der die frühere Menſchheit von der jetzigen unterſcheidet.

Man ſieht die Vorfahren und Stammväter eines jeden Volks weit mehr, als ihre Nachfolger und Enkel, von einem gewiſſen einheitlichen Gefühl des Lebens durchdrungen, das ſich nicht allein auf die Gegenwart erſtreckt, ſondern auf die Vergangenheit zurückwirkt und dieſe mit jener in unmittelbare Verbindung ſetzt. Bei uns iſt es anders. Wir reißen uns allerdings nicht vollkommen aus der Verbindung mit der Vorzeit heraus, ſondern unterhalten eine ſolche mittels der Geſchichte, welche uns die frühern Zuſtände praktiſch-kritiſch vor Augen führt. Allein verhält ſich das, was wir Geſchichte nennen, zum Epos des Alterthums wie ein friſch blühender Baum zu einer eingetrockneten Pflanze, die im Herbarium des wiſſenſchaftlichen Naturforſchers liegt; oder, es verhält ſich die Kunde, welche das Alterthum von ſeiner Vergangenheit hatte, zu der Kunde, welche die neue Zeit von früheren Dingen nimmt, wie die Praxis zur Theorie, wie die unmittelbare Anſchauung zum lebloſen Bilde. Wir ſtudiren die Geſchichte aus Büchern, der Eine weiß viel, ein Anderer wenig oder nichts von dem, was vor Zeiten in der Welt und im Vaterlande vorging, wer aber ein Wiſſen davon hat, hat eben auch nur ein ſolches Wiſſen, das ihm in ſeiner indifferenten Objectivität unendlich fern liegt vom wirk-

lichen Leben, von ſeinen eignen Gefühlen, Ueberzeugungen und Anſchauungen. Der frühere Menſch aber identifizirt die Vorzeit mit der Vergangenheit, er ſog die Vergangenheit ein mit der Muttermilch, ſie war ihm ein integrirender Theil ſeines Weſens und alle Erſcheinungen, Thaten, Gefühle derſelben blieben ihm ſo verſtändlich, wie die Erſcheinungen, Thaten und Gefühle der Gegenwart ſelber. Was daher ein Dichter von der Gegenwart ſang, das ſang er im gewiſſen Sinn auch von der Vergangenheit, und umgekehrt, was er der Vergangenheit Großes nachrühmte, davon traf er die lebendigen Bilder in der Gegenwart. Warum aber der Dichter am Liebſten die Thaten der Vergangenheit darſtellte, mit denen dann die Anſichten und Gefühle der Gegenwart zuſammenſchmolzen, davon lag der Grund, wie es mir ſcheint, in der volkseinheitlichen, unperſönlichen Richtung der Poeſie, welche den Dichter mit ſeinen individuellen Anſichten von Zeitcharakteren und Zeitereigniſſen ganz in den Hintergrund treten ließ und ſtatt deſſen nur den vollen, ungetheilten Strom der Volksſage in die Dichtung einleitete. Die Poeſie verlangte eine gewiſſe Ferne, ein Läuterungsfeuer der Zeit, um alle Privatvorurtheile und Nichtigkeiten beſchränkter Anſichten von ſich abzuſcheiden, und nur die Stimme des Volkes,

Gottes Stimme walten zu lassen. Der Dichter sang nicht sich, sondern dem Volk und den Vorfahren zum Ruhm und daher ward auch weniger der Dichter als das Gedicht unter dem Volk berühmt, wie z. B. der Name des Dichters, dem das Nibelungenlied seine jetzige Gestalt verdankt, gänzlich unbekannt geblieben ist, und wie selbst Homer allem Vermuthen nach, erst in späterer Zeit seinen Ruf, ja seinen Namen erhalten hat.

Damit wäre nun freilich das Vorwalten des Epischen vor dem Lyrischen hinlänglich motivirt, weniger aber das Zurückstehen und das spätere Hervortreten des Dramatischen. Warum ist wie das Lyrische, so auch das Dramatische in ältester Zeit nur ein Element des Epischen, ohne selbstständige Ausbildung, als Trauerspiel oder Lustspiel? Ich antworte, weil im Epos, wie überhaupt in der ältesten Zeit die ganze ungetheilte Weltansicht vorherrscht, weil sich darin keine Kraft des Geistes isolirt, sondern Empfinden, Wissen, Handeln harmonisch zusammenwirkt. In der Lyrik ist die Empfindung, im Drama die That, oder vielmehr das Leiden der Persönlichkeit überwiegend, im Epos aber tritt Beides in die gehörige Schranke zurück, in den Kreis, welcher der Erzählung gleichsam durch den Stab des Rhapsoden um die Dichtung gezogen wird. Das Drama sondert einen

Helden, eine Begebenheit aus dem Kreiſe der Helden und Begebenheiten ab, und gibt dadurch der einzelnen Darſtellung eine überwiegende Wichtigkeit; das Epos läßt den Helden, ſeine Leiden und Thaten nur in einer ganzen Welt von Helden und Thaten zur Erſcheinung kommen. Das Epos iſt ſeiner Natur nach unendlich, wie die Geſchichte, das Drama hingegen begrenzt, wenn auch nicht mit innerer Nothwendigkeit ſo enge, daß eines Tages Sonne über den Helden auf- und untergehen müßte. Es kommt hinzu, daß nach Goethe's Bemerkung das epiſche Gedicht vorzüglich den außer ſich wirkenden Menſchen darſtellt, Schlachten, Stürme, Reiſen, jede Art von Unternehmungen, die eine ſinnliche Breite erfordern, das dramatiſche Gedicht aber mehr den nach Innen geführten Menſchen, daher auch dieſes ſich in wenig Raum und Zeit zuſammendrängen läßt, ja wenn es echter Natur iſt und ſtreng in ſeinem Charakter gehalten wird, nur wenig Ortsveränderungen und Zeiträume bedarf. Auch dieſes lag gänzlich in der Gemüthsart des Alterthums, es mußte den äußeren Beſtand, das Objekt der gemeinſamen Anſchauung, die That als den Vereinigungspunkt aller Meinungen überwiegend darſtellen, und daher war eben jene alte Poeſie, die epiſche, ein Gemeingut der ganzen

Nation, im höhern Grade, als es je die lyrische und dramatische werden konnte. Während nämlich das Drama, die Ode auf einen einzigen Dramen- und Odendichter als Verfasser zurückweist, hatte das Epos eine ganze Nation von Dichtern aufzuweisen, wo keiner der Vorsänger so kühn sein konnte, sich allein mit dem Lorbeer zu schmücken, der Allen gebührte.

Indem ich auf diese Weise versucht habe, den Grund dafür anzugeben, warum das Epos die älteste Gattung der Poesie sei, habe ich zugleich den Grund mit berührt, warum die spätere Zeit nicht mehr im Stande sei, ein echtes Epos zu schaffen. Der Versuche freilich sind bis auf die neueste Zeit sehr viele, noch vor einigen Jahren hat ein Landsmann von uns, der Bürgermeister Lindenhan, ein großes, episches Gedicht unter dem Namen Malta in die Welt geschickt, wo es aber nicht sehr weit hingekommen zu sein scheint. Selbst ein bedeutenderes, ja das bedeutendste dichterische Talent muß nothwendig an der Aufgabe scheitern, mit der Iliade oder den Nibelungen in die Schranken zu treten. Ich erwähne der Aeneide des Virgil nicht, denn sie ist eben nur einer dieser verfehlten Versuche, durch willkührlichen Entschluß und mit persönlichem Talent die innere organische Nothwendigkeit einer Volksdichtung nach-

zuahmen. Ein Epos im modernen Sinn, konzipirt von dem und dem namhaften Verfaſſer, iſt ſeinem Charakter nach das grade Widerſpiel vom alten echten Epos, und die Strafe, ſich an dieſem verſündigt zu haben, folgt den Verfaſſern gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem ihr willkührliches Machwerk keine Seele erwärmt und begeiſtert, ſondern herzliche Langeweile erregt, wenn auch ganze Zeiten und gewiſſe Menſchen bemüht ſind, ſich, zu Ehren der epiſchen, vaterländiſchen Muſe, darüber in Selbſttäuſchung zu erhalten. Noch vor einigen und dreißig Jahren mußte jeder patriotiſche Deutſche den Namen des Klopſtockiſchen Meſſias ſchimpfshalber mit einiger Entzückung ausſprechen, mochte er den Meſſias geleſen haben oder nicht; gegenwärtig, wo vielleicht kein Menſch in Deutſchland lebt, der ſich der vollſtändigen Durchleſung der Meſſiade berühmen kann, iſt es erlaubt, bei aller Achtung für die rieſenhafte Arbeit eines abſtrakten Dichtergenius, ſich deſſen nicht zu ſchämen und jeder Anmuthung der Art durch ſchlagende Gründe zu begegnen. Es iſt ausgemacht, daß jedes epiſche Gedicht neuerer Zeit, je länger es gerieth, deſto langweiliger gerathen iſt, und daß nur die beſondere romantiſch-katholiſche Natur der Comoedia divina des Arioſt's und des befreiten Jeruſalems von Taſſo, dieſen epiſchen Gedichten

einen Kreis gebildeter Leſer erhalten hat und erhalten wird. Das Epos aber kann die Länge und Ausführlichkeit gar nicht vermeiden, denn ſie ſind ihm, wie ſchon bemerkt, weſentlich charakteriſtiſch, mag der Dichter ſich nun durch zwölf, oder gar durch vierundzwanzig Geſänge hindurchſchlagen. Dieſe Erbſünde des modernen Epos: Langweiligkeit, entſprungen aus nöthiger Länge, hat Jean Paul ſehr humoriſtiſch dargeſtellt im folgenden Abſchnitt, der der Mittheilung bei dieſer Gelegenheit vorzüglich werth iſt.

Zwanzigste Vorlesung.

Die Zeiten des Epos sind vorüber, an die Stelle des Epikers ist der Romandichter getreten, der mit Entäußerung der epischen Maschinerie und des Rythmus sich im allerfreiesten Element bewegt und den in moderne Prosa, moderne Gesinnung überpflanzten Epiker darstellt. Wir lassen aber die Charakteristik des Romans nicht unmittelbar auf das Epos folgen, sondern behalten uns dieselbe für die Darstellung der Prosa vor.

Das Drama, dessen wir schon im Gegensatz des Epos erwähnt haben, ging einst unmittelbar, wie alle echte Poesie, aus dem Schooß des Volks, des nationellen Geistes, der nationellen Sitte hervor. Wie in Griechenland, so im Mittelalter entsprangen die ersten dramatischen Vorstellungen aus

religiösen Faschings und gaben daher hier wie dort religiös-mythologische Handlungen zum Besten, anfangs rein mimisch, monologisch, in der Folge dialogisch, bis sich auch ihr Gegenstand und Inhalt veränderte und an die Stelle der Götter oder Heiligen, Könige und Helden traten. Dies ist die allgemeine äußere Geschichte des Drama; allein jede Nation hat ihre eigene. Das griechische bewahrte viel von seinem mythologischen Charakter und ließ Götter und Göttinnen noch in spätester Zeit persönlich auf der Bühne erscheinen; das spanische entwickelte sich durchaus religiös und katholisch-phantastisch; das englische schwang sich zuerst zu reinmenschlicher, politischer Höhe hinauf, während das französische ein à la français zugeschnittenes griechisches blieb und die deutsche nachahmend mit dem englischen und griechischen wetteiferte. Mit Nachahmung englischer Stücke machte man unter uns den Anfang, Gryphius und andere Dichter des 17. Jahrhunderts haben Vieles nur so vor der Hand übersetzt, man stößt in ihren Stücken sehr oft auf guten englischen Humor, der den Deutschen in damaliger Zeit ganz ausgegangen zu sein schien. Das erste Drama von Bedeutung, das ein Jahrhundert später aus dem Studium der englischen Bühne, zumal aber aus der Bewunderung des Shakspeare entsprang, war

Goethe's Götz von Berlichingen, nach welchem einzigen Schauspiel die ungeheure Fluth der Ritterromane sich erhob, wie nach Schiller's erstem Produkt, den Räubern, die eben so starke Literatur der Räuberromane Deutschland überschwemmte. Goethe's, des Dramendichters Würdigung, Goethe's Bedeutung für seine Zeit ist es nun besonders, was ich mir in diesem Abschnitt zur Aufgabe setze, der vom deutschen Drama handelt: nicht vom Drama überhaupt, noch von Völkerdramen im Allgemeinen, noch einmal vom deutschen Drama, als von einem Stück und Fachwerk der schönen deutschen Literatur, sondern vom deutschen Drama, das nicht mehr ist, das mit Schiller und Goethe zu den Schatten hinabgestiegen ist, das mit Schiller, vornämlich aber mit Goethe einer Zeit angehört, der wir nicht mehr angehören können, noch wollen. Wer klagt nicht über den Tod des Schönen auf der Erde, über den Hingang vorleuchtender großer Köpfe, über die Seltenheit, daß solche Verluste bald durch äquivalente Anlagen ersetzt werden, wer klagt nicht darüber, daß Deutschland keinen Schiller mehr hat, oder daß Goethe nicht ewige Jugend zu Theil wurde? Wie willig stimme ich dieser Trauer bei, die ich nur zu gerecht finde, da unsere dramatische Bühne heutiges Tags verödet ist und ein Raupach, ein

Immermann ſtatt Schiller's und Goethe's auf dem deutſchen Kothurn einherſtolziren. Allein man würde dieſen Verluſt nicht gehörig würdigen, wenn man glaubte, es ſei wünſchenswerth oder überhaupt nur möglich, daß die kreiſende Zeit uns einen andern Schiller und Goethe gebäre. Und hatten wir auch Dichter, ſo groß wie dieſe, wir hatten damit noch keine Schiller'ſche und Goethe'ſche Dramen. Zu jeder angebornen Kraft, die ſich naturgemäß äußern ſoll, gehört zweierlei, ein Raum, worauf ſie wirkt, eine Feder, die ſie ſpringen läßt. Beides fehlt in Deutſchland dem Dramendichter. Jener rein poetiſche Schwung, der die Köpfe am Ende des 18. Jahrhunderts ergriff und ſie erſt bei der Befreiung Deutſchlands und dem Sturze Napoleons fahren ließ, war in der Geſchichte der Poeſie einzig in ſeiner Art, durchaus ohne Beiſpiel, wenn man nicht ungehöriger Weiſe das Auguſteiſche Zeitalter damit vergleichen wollte, das allerdings eine pilzartig ſchnell aufwachſende Literatur aufzuweiſen hat, die auf fremdem griechiſchen Boden entſproſſen, mit keinem Lebensgeflecht des alten Roms zuſammenhing, die aber ſich doch eines nationalen Sonnenſcheins erfreute, indem Rom, obgleich beherrſcht, Herrſcherin des Erdbodens war. Deutſchland hingegen fand ſich in Goethe's Jugend und Mannsalter in

dem aufgelöſteſtem Zuſtande, es war in ſeinem politiſchen Vermögen nach innen und außen paralyſirt, ohne Anregung durch Siege oder Niederlagen, die den Blick poetiſch zu erweitern im Stande geweſen, in welche Kategorie gewiß der ſiebenjährige Krieg nicht gehört, wie man an Gleim, Ramler, Kleiſt, den Dichtern deſſelben, zur Genüge erſieht. Es war jene Zeit für Deutſchland, in der man durchaus nichts that, nichts thun wollte, in der die Töchter der That, oder der Begeiſtrung für die That, die Dramen geboren wurden. Zu andern Zeiten und bei andern Nationen fachte der dramatiſche Dichter das Feuer ſeines Genies an durch den friſchen begeiſternden Athem, der durch die Gegenwart ging, das Volk ſpielte ſein Drama erſt ſelber auf dem Markt, ehe der Dichter es auf die Bretter brachte; der Schwung der Geſinnung, die Größe der Ideen und Schickſale lag in der Zeit, nicht nur im Hirn und Buſen des Dichters. Allein gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ſchien es in Deutſchland, als ob die Poeſie ſich abgelöſt hätte von ihrem Stamm, als ob ſie ein ideelles Leben für ſich beginnen wolle, ohne Gemeinſchaft mit dem wirklichen. Ein Jahrhundert, das von Rechtswegen aller Poeſie und aller Poeten baar und ledig hätte ſein ſollen, war poeſie- und poetenreich, Dichter ſchoſſen an Dich-

tern empor und überragend blühten zwei mächtige Häupter mit den glänzendsten Lorbeeren. Der Eine von ihnen, Schiller, hat sich sein ganzes Leben hindurch in dieser ideellen Richtung behauptet. Geht man die schimmernde Reihe seiner Trauerspiele durch, so findet man, die allererſten vielleicht ausgenommen, darin keine Spur, zu welcher Zeit dieſelben entſtanden, oder vor welchem Publicum dieſelben aufgeführt, es ſind Kunſtdramen oder vielmehr es ſind keine Dramen, ſondern die Dramatik ſelbſt, von bald abſtrakten, bald hiſtoriſchen Perſonen aufgeführt. Kann man nun wirklich behaupten, daß der Charakter der ganzen Zeit dieſelbe ideelle Richtung theilte, ſich in Abſtraktion und Hiſtorie vertiefte und die verflüchtigte Gegenwart und das leere fade Leben nicht darüber anſchlug, ſo mag wohl Schiller eher, denn Goethe, als dramatiſcher Repräſentant ſeiner Zeit aufgeſtellt werden. Allein beobachten wir einen Umſtand, eine Verſchiedenheit in beiden Produktionen mit gehöriger Schärfe, ſo ſind wir, wie es ſcheint, nicht aufgelegt, dieſe Meinung zu beſtätigen. Es gibt keine Succeſſion in Schiller's Werken, keine andere, als die immer durchdachter und ſelbſtbewußter werdende Kunſt. Seine Dramen zeigen auf der einen Seite keinen innern Zuſammenhang, keine organiſche Einheit, keine durchlebte Geſchichte von An-

ſichten und Gemüthsſtimmungen, auf der andern Seite nach außen hin keinen Zuſammenhang mit den Gemüthsſtimmungen und Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen. Dies iſt der Fall bei Goethe und dieſe Wahrnehmung berechtigt uns, eher Goethe denn Schiller als Repräſentanten ſeiner Zeit zu betrachten. Ziehen wir zuerſt das berührte äußere Verhältniß in Erwägung, ſo finden wir, daß Goethe's dramatiſche Meiſterwerke, eben ſo wie deſſen Romane und Gedichte, mit der Zeit im innigſten Zuſammenhang ſtanden, in ſo fern ſie eine Idee, eine Stimmung der Zeit (die ſich freilich zuletzt immer ins Abſtrakte oder Philiſterhafte, oder Lächerliche verlor), poetiſch, kräftig ausſprachen und für einen gewiſſen Zeitraum im Publikum allgemein machten. Goethe's Berlichingen, Egmont, Fauſt, Meiſter und andere Dramen und Romane verrathen die Zeit ihrer Entſtehung, und ihre Schöpfung diente Goethe meiſtens als dichteriſches Bedürfniß, ſein Gemüth von einſeitig heftigen Inklinationen zu befreien und ihm die verlorne poetiſche Freiheit wiederzugeben. Denſelben geſchichtlichen Charakter findet man darum auch in perſönlicher Beziehung darin. Goethe's Werke und Dramen waren er ſelbſt zu irgend einer Zeit ſeines Lebens, als Jüngling, Mann, Greis, als Ritter, Weltmann, Verliebter u. ſ. w. Je-

der Deutſche, darf ich ferner behaupten, konnte ſich für ſeine einzelne Perſon in dieſen Werken ſpiegeln, ſeine Bildung ging denſelben Gang, wie die Goetheſche. Noch vor zehn, zwanzig Jahren, vielleicht noch gegenwärtig in der überwiegenden Mehrheit, konnte man den Gang der Goetheſchen Werke, in dem etwas ſeit der Zeit, daß ſie geſchrieben, beſchleunigten und zuſammengedrängten Leben und Bildungslauf eines Deutſchen ſtudiren. Was am Ende des vorigen Jahrhunderts ſich ſucceſſiver in Perioden von längerer Dauer auf einander folgte, das ging nun eben ſo ſucceſſive in Perioden von kürzerer Dauer vor ſich. Jener Zeit in Deutſchland, als der Werther gedichtet wurde, als nämlich eine unbeſtimmte, ſchmachtende, unendlich angeregte, unendlich unbefriedigte Sehnſucht ſich der jugendlichen Gemüther bemächtigt hatte, entſprach und entſpricht der Zuſtand eines Schülers, Primaners, der voll Sehnſucht und voll Hoffnungen ſteckt, ohne ſo recht eigentlich das Objekt dieſer Sehnſucht zu kennen, und ohne zu wiſſen, was er wünſcht. Jener andern Zeit, als der Götz von Berlichingen die übermüthige, ritterliche Kraftperiode der deutſchen Literatur ausdrückte und repräſentirte, entſprach wieder jenes Stadium im Leben eines jungen Deutſchen, wo er auf Univerſitäten ſich erſt zurechtfand, die

Sporen klingen ließ, den Flammberg schwang, etwas alterthümlich und ritterlich renommirte, und wenn es ihm wohl ward, das schönste Gefühl in sich, die angeborne Sehnsucht auf etwas Bestimmtes, auf das künftige Vaterland zu fixiren kam. Der Zeit hingegen, als Goethe jene größere Zahl von dramatischen und romantischen Gedichten schrieb, wo die Liebe zu einem Mädchen die Hauptrolle spielt, entspricht dieselbe Periode im Leben eines Deutschen, die auf die ritterliche folgt, wo der eiserne Götz in Splittern zerspringt und statt dessen ein schmachtender, sanfter Liebhaber zum Vorschein kommt, der über sein Mädchen Welt und Vaterland vergißt. Was aber die größte und letzte Reihe der Produkte Goethe's betrifft, diese Romane und Dramen, welche das Philisterthum, das vornehme, wie das gemeinbürgerliche nicht allein erträglich und behaglich, sondern auch poetisch finden, so entsprechen sie dem Deutschen, der Ehemann geworden, ein Amt, Ehre und Titel bekommen hat und der mit einer gewissen vornehmen Ironie auf die Schwärmereien seiner Jugend, auf Sehnsucht, Ritterthum, Vaterland, Jugendleben zurückblickt, des Tags bei den Akten schwitzt, des Abends eine Partie L'hombre spielt und beim zu Bette gehen den Tag im Kalender durchstreicht, den er als ehrlicher Gatte und Staats-

bürger durchlebt hat. So gleichen die Goetheſchen Schriften, beſonders ſeine Dramen, ihm ſelbſt und ſeiner Zeit; ſo würden ſie jeder Zeit geglichen haben, in welche Goethe hineingeboren wäre; ſelbſt der größten, von welcher nur die Geſchichte meldet. Das aber iſt das Kennzeichen des echten Dramatikers, wie jedes großen Dichters, daß er der Zeit ein Spiegel iſt, worin ſie ſich ſelbſt erkennen mag. Wie und warum dieſes nicht vom Fauſt gelten könne, verdient eine beſondere Betrachtung, welche ich der nächſten Vorleſung aufſpare.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Wir haben in der vorigen Stunde die mancherlei Phasen des Goetheschen Geistes durchlaufen, die Erscheinung des Fausts aber als eine zu singulaire bezeichnet, um nicht aus der Reihe der übrigen hervorzuragen. Doch, so mannigfach und vielseitig auch das Goethesche Leben und die seinem Leben entsprechenden Dramen und Gedichte sind, so lassen sich doch zwei große Partien und Abschnitte desselben unterscheiden, die den Hauptcharakter der zu ihnen gehörigen dichterischen Produkte unverkennlich an sich tragen, Goethe's Jugend und Goethe's Alter, die Jugend und das Alter seiner Zeitgenossen, seiner Zeit. In seiner Jugend dichtete er jene unsterblichen Dramen, die wie ein Feuerguß aus seinem Genie, aus seinem Herzen

ſtrömten und die Nation mit der ganzen Friſche der Genialität, mit dem Zauber der Sympathie ergriffen und in Begeiſtrung ſetzten, den lyriſchen Werther, den ritterlichen Götz, den Egmont, den Fauſt. Denken Sie ſich einen Augenblick lebhaft in jene Zeit zurück, als Goethe's Name ſich zuerſt dem Klopſtock'ſchen anreihte, als Goethe anfing, der Liebling der Deutſchen zu werden und Niemand noch die Bahn berechnen konnte, welche ſein Geiſt in der Literatur beſchreiben würde. Der große Fritz hatte ein kriegeriſches Feuer in der Jugend angefacht, und während er, nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, wieder ruhig ſeine preußiſchen Wachtparaden in Potsdam hielt, eröffnete Klopſtock die Bühne des deutſchen Ruhms in den Weſergebirgen, und führte den Deutſchen eine Zeit ins Gedächtniß zurück, wo die furchtbarſte Macht der Erde an der Kraft und dem Freiheitsgefühl ihrer Vorfahren zerbrochen und geſcheitert war. Klopſtock beſang den Untergang des Varus und ſeiner Legionen, den Triumph der Germanen, den blut- und ſtaubbedeckten Herrmann mit der Affektation des Enthuſiasmus eines alten heidniſchen Barden, der eben ſein Schwert vom Blute der Schlacht gereinigt hat und nun in die Harfe greift, um zugleich ein Sänger und ein Held den Ruhm ſeiner Nation zu verkünden.

Daß kein Deutscher mehr von der Varusschlacht wußte, daß alle jene gefeierten Namen, Herrmann, Thusnelda kein lebendiges Erbgut der Nation waren, sondern aus lateinischen Büchern zur Kunde der Gelehrten gelangten, das that dem neuen Barden keinen Eintrag, Herrmann war nun einmal sein Held, der Held seines Patriotismus, während Christus, als der Held seiner Religiosität, ihm friedlich und weltversöhnend aus dem Schooße der Gottheit hervortrat, und der blos menschlichen Kraft, dem heidnischen Heldenthum, dem Blutvergießen, Freiheitsdrange, der Vaterlandsliebe, die nicht das himmlische Vaterland vor Augen hat, den Stab brach. Wie aber die Namen eines Herrmann und Christus dem Dichter Klopstock mit gleicher Begeisterung von den Lippen tönen konnten, begreift Niemand, der nicht die ganz besondere Art der Begeisterung erwägt, welche Klopstock's und seiner Zeit Muse war. Unstreitig hatte sie viel Gemachtes und Pedantisches, aber selbst der gemachten Begeisterung liegt ein Bedürfniß des Herzens zu Grunde, das nur nicht, aus eigner oder fremder Schuld, auf naturgemäßem Wege befriedigt wird. Billigerweise zwar hätte jene Zeit keine Spur von Begeisterung verrathen dürfen, denn der siebenjährige Krieg war ein Schandfleck für die Deutschen und je mehr sich

ein Name, der des großen Friedrichs, durch Thaten und Siege unter den Deutschen erhoben hatte, desto tiefer drückte das Gewicht dieses Namens das deutsche Reich, das ganze alte Deutschland in den Staub der Verächtlichkeit nieder. — Preußen, jenes slavische Preußen, jene unbedeutende, für so und so viel Silberlinge gekaufte Mark des deutschen Reiches hatte sich siegreich erhoben über den Kern des alten Deutschlands, das Haus Brandenburg stellte sich in politischer Bedeutsamkeit dem Hause Habsburg, das eben so weit außer dem Herzen Deutschlands lag und dem es schon vor Alters geglückt war, die Kraft des Reiches aus seinem Zentrum, Franken, Schwaben, Sachsen, herauszudrängen und den Heerd unserer Freiheit Slavenhänden anzuvertrauen, entgegen. Durch das Uebergewicht Preußens war Deutschland ganz verloren, denn diese zerstückten Ländchen, die von der Donau bis zur Eider im Kern von Deutschland sich hinziehen, waren schlecht geeignet, jenen konzentrirten Mächten auf der Flanke, auf dem Flügel, der nach den Wäldern und Steppen der Barbaren hinzieht, das gehörige Gleichgewicht zu halten. Und das Alles hatten die Deutschen selbst verschuldet, zu diesem Allen hatten sie freiwillig ihre Arme, ihre Waffen, ihre Talente, ja ihre Begeisterung hergegeben, und nur

durch ihre eigene Mitwirkung hatte das ſlaviſche Element das freie deutſche allmählig in Feſſeln gelegt, was ſonſt, nach der Natur beider Völkerſchaften, ein Ding der Unmöglichkeit war. Jener Rudolph von Habsburg, jener Burggraf von Nürnberg, jener Friedrich der Große waren vom deutſchen Blut, alle Siege und Vortheile, die ſie über Deutſchland gewannen, wurden errungen und behauptet durch deutſche Männer, die ſich ihrem Dienſt widmeten und denen gewiß nicht die ganze Gefahr vor Augen ſchwebte, die ihr Vaterland bedrohte. Dieſelbe Blindheit zeigte die ganze Nation zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, ſie bewunderte Friedrichs Genie und in der Bewunderung ſeiner Perſon, ſeines Glücks, dachte ſie nicht daran, daß ſie ſelbſt eine große moraliſche Perſon ausmache, gegen welche die Perſönlichkeit eines Fürſten, eines einzelnen Mannes verbleichen und verſchwinden müſſe, ſie trug in ihrem Eifer ihm die Trümmer des kaiſerlichen Zepters und des Reichsapfels entgegen, ſie ließ ſich ſchlagen, verſpotten und jubelte über die Schlacht von Roßbach, wo der größte Theil des Heeres nicht aus Franzoſen, ſondern aus deutſchen Reichstruppen beſtand. Sancta simplicitas und doch — ich begreife dieſe Deutſche und will nicht verſchwören, daß Jeder von uns zu der Zeit ein Preußen-

gänger, ein Enthusiast für Friedrichs Siege und Eroberungen gewesen, so gut, wie Vater Gleim und der Frühlingssänger Kleist. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, aber es ist wahr, es liegt eine Ader in der menschlichen Natur, die muß bewundern und anbeten. Ich glaube, der Deutsche hat am meisten von dieser Art, es ist ihm von jeher ein Bedürfniß des Herzens gewesen, große, entschiedene, machtvolle, Resignatien, Unterwürfigkeit gebietende Persönlichkeiten lebhaft zu verehren, kindlich-fromm unter die Heiligen seines Gemüths aufzunehmen. Wer wollte diesen Zug verdammen, gehört er doch mit zu den schönen, leider nur zu sehr geschwächten und entstellten Zügen unseres Nationalcharakters, wie die Geschichte uns denselben vor Augen führt. Das Thier bewundert den Menschen nicht, aber der Mensch den Engel, den Gott. In der Bewunderung eines über uns erhabenen Wesens liegt etwas vom Stoff jener Erhabenheit, die wir bewundern, etwas Heroisches, was der Knechtssinn nicht ahnt, der nur mit hündischer Natur die Macht anwedelt, deren Ueberlegenheit ihm Prügel und Essen verschafft. Wir entäußern uns, nicht aus Furcht oder Interesse, sondern freiwillig unseres kleinen Ichs, um bescheidentlich ein größeres Ich in uns walten zu lassen, wir fühlen die Nähe eines göttlichen Da-

mons, und eben darum, weil wir im Stande sind, sie zu fühlen, entsagen wir dem nichtigen Kampf der Eitelkeit und verschreiben und ergeben uns ihm, um unsere Brust mit einem Gefühl anzuschwellen, das uns glücklicher, gewisser und stärker macht, als das Gefühl unserer eignen Existenz, entblößt und nackt von jener Magie des fremden Willens. Dies ist wahr und gereicht uns zur Ehre, allein wir müssen eingestehen, daß die Rezeptivität für die Größe einer Persönlichkeit in uns sich theils nicht immer nach der geistigen Größe der Person, sondern oft nur nach ihrer äußern, angebornen richte, theils und überhaupt abhängig sei von dem mehr oder minder entschiedenen und thätigen Zustand unserer Seele, so daß wir, wenn wir selbst am Entschlossensten und Thätigsten sind, uns in dem Maaß am Wenigsten aufgelegt fühlen, in einem blos passiven und bewundernden Zustand überzugehen. Dieser Zustand der Entschlossenheit und Thätigkeit der Kraft des Selbstbewußtseins mangelte aber durchaus dem Deutschland, das Klopstock's Alter und Goethe's Jugend sah. Deutschland war so lange verödet gewesen an Helden und Dichtern, da erschien Friedrich und Klopstock und die Deutschen gaben sich unbedingt dem Zuge ihres Herzens hin, füllten ihre Phantasie mit den Bildern

der Größe, des Krieges, mit dem Heros des Tages und der Vorzeit, mit Friedrich und Herrmann und mitten im Kriegsgetümmel, im wirklichen oder nachhallenden Donner der preußischen Kanonen, und dem nur eingebildeten Schwirren der Cherusker-Lanzen und dem Gebraus der Bardenlieder horchte eine ausgewähltere, stillere Schaar auf die Töne der Zionsharfe, welche „der sündigen Menschen Erlösung" sang. Dies war die Zeit, in welcher Goethe auftrat, die Zeit, in welche die erste Klasse seiner Produkte fiel, die durch einen charakteristischen Grundzug von der zweiten Hälfte abgesondert ist.

Goethe besang weder den siebenjährigen Krieg noch stimmte er in die Barditen Klopstock's ein. Er war zu poetisch gestimmt, um beiderlei Sujets für poetisch zu halten; aber auch noch zu voll und jugendlich stürmisch, um sich, wie in späterer Zeit, jedes Sujet für die Ausübung der Dichtkunst gefallen zu lassen und die Poesie nur als die Kunst, etwas Beliebigem eine poetische Form zu geben, in Betrachtung zu ziehen. Angeregt durch die Größe des Mittelalters, seine Thaten und Bauwerke, dramatisirte er die Geschichte eines deutschen Helden, dessen Lebensgeschichte in den völligen Abschluß des Mittelalters fällt, und der gleichsam zu noch guter Letzt alles

Rohe und Ehrliche der deutschen Ritterlichkeit in seiner Person vereinigte. Diesen und sein Zeitalter stellte er den Deutschen zur Bewunderung auf und man weiß, wie sehr es ihm gelungen ist, die deutsche Jugend in die kurze Phantasie zu versetzen, als trüge sie noch, wie damals, eiserne Beinschienen und fühlte sich, wie Göz, berufen, die Welt aus geschlossenem Visir zu betrachten. Goethe ließ die Phantasie der Deutschen nicht rasten, er wußte ihnen beständig neuen Stoff aus dem Reich seiner Ideen und Gefühle darzubieten. Alles dies war revolutionairer Natur, stellte sich in Kontrast mit der politischen und moralischen Ordnung, wenn auch unabsichtlich. Eigentlich kann man dasselbe behaupten von Friedrichs Ruhm und Klopstock's Bardenliedern, sie konnten nur durch Nichtachtung und Ueberdruß des damaligen Deutschlands entstehen und blühen, Friedrich und Klopstock konnten Deutschland nie entzücken, hätte es nicht thatenlose Langeweile gefühlt. Goethe trug die unzufriedene Begeisterung in alle Gebiete des Geistigen und Sittlichen über. Faust ist ihr Kulminationspunkt und als solchen muß man ihn auffassen, wenn man die Entstehung dieses Gedichts zu jener Zeit begreifen will, das, wie es herauskam, so wenig von der tiefen und ewigen Bedeutung desselben ahnen ließ und erst nach und

nach jenen europäischen Ruf erlangt hat, in welchem es gegenwärtig steht. Dieser Faust ist der Wendepunkt des Goetheschen Genies, von dieser höchsten Spitze der Begeisterung und Herzensfülle stieg es plötzlich wieder herunter, und begann die zweite Epoche seines Ruhms, die der ruhigen Plastik, der beschränkten, gegen Stoff gleichgültig sich verhaltenden Kunstdarstellung, welche das Tiefste, Aufregendste, Leidenschaftlichste sorgfältig vermeidet, sich mit der Gegenwart versöhnt und auf deren Niveau die Gestalten der Poesie aufträgt. Doch bezeichnen und verfolgen wir diese Richtung nicht weiter, denn wir haben noch Gelegenheit, auf sie zurückzukommen. Zunächst ist es uns um die geschichtliche Stelle, welche dem Faust zukommt, zu thun gewesen und da wir diese ermittelt haben, so fragt es sich, nach jener übergeschichtlichen Bedeutung, die Jedermann gewohnt ist, darin zu suchen. Ich habe bereits erklärt, daß sich diese nicht im Zusammenhang des Goetheschen Lebens und aus der Zeit entwickeln läßt; Faust ist ein Werk, das weit über seiner Zeit, ja selbst über dem steht, dessen Feder wir es verdanken. Faust war einmal ein Moment im Goetheschen Geiste, Goethe war einmal Faust, nämlich in den großen heiligen Jugendstunden, als der Geist dieser Dichtung über ihn kam. Aber Goe-

the's Geist verkörperte sich auch in einen Wilhelm Meister, in einen Schenken Hafis und Gott weiß in welcherlei bunte Gestalten, die mit Faust's Tiefe nichts zu schaffen haben. Als Goethe den Faust empfunden und geschrieben hatte, schien es, als wüßte er nichts mehr von ihm, als kenne er ihn nicht mehr, als suche er ihn zu verläugnen und Alles auf jugendliche Ueberspannung zu schieben. Goethe's Fortsetzung des Faust paßt auf seinen frühern Faust, wie die Faust auf's Auge, und muß Einen, wenn man diesen zweiten Theil durchblättert, jene unendliche Wehmuth ergreifen, die das ganz veränderte und entstellte Bild einer Geliebten erregt, wenn man sie nach jahrelangem Zwischenraum wieder sieht. Faust ist der Hiob und das hohe Lied der Deutschen, er ist, wie ich diese Worte Heine's schon einmal angeführt, das deutsche Volk selbst, das geplagt und durchgemartert vom Wissen, Glauben und Entsagung an die Rechte des Fleisches appellirt, aus einem Schatten der Geschichte ein lebendiges Wesen, aus einem Träumer ein wachender, genießender Mensch werden will. Faust, der seine Studirstube und seine Studien historischer Pergamente verläßt, um sich der Welt zu nähern und der Welt Lust und Schmerzen in seiner Brust zu häufen, er ist der Deutsche, der den Staub des Mittelalters von

seinen Füßen schüttelt, um sich im Thau der neuen Zeit zu baden. Faust ist das nach Befreiung ringende Deutschland, ja, das befreite, das sich des Siegs seiner Freiheit im Voraus bewußte Deutschland, Faust ist der erste Verkünder dieses Siegs und zugleich die Bürgschaft dafür.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Goethe ist der erste Dramatiker der neuern Zeit, Byron der erste Lyriker. Die Erscheinungen dieser beiden Dichter, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern sind die bedeutsamsten, welche es für die ästhetische Anschauungsweise des neuen Europa gibt. So himmelweit entfernt der aufgehende Stern Byron's vom untergehenden Goethe's am Horizonte schimmert, so nah lag einst die Region ihres beiderseitigen Aufgangs. Auch Goethe erhob sich bei seinem ersten jugendlichen Aufbrausen zum Streit gegen die bestehende bürgerliche Gesellschaft, in lyrischer Wuth schüttelte er die Ketten der Konvenienz von sich ab und warf sich in die Arme der Natur und der Freiheit. Seine ersten Dramen haben einen durch-

aus lyriſchen Charakter, wie ſeine ſpätern den epiſchen. Wie es nun der Lyrik eigenthümlich, daß ſie des Dichters innerſtes Weſen herauskehrt, und die ewigen Laute der Natur vernehmen läßt, die ſich in ihrer Unterdrückung durch Geſang und Töne Luft verſchafft, ſo zückt auch durch Goethe's jugendliche Dramen und Romane der lyriſch revolutionaire Schrei der Natur hindurch und bildet die ſchrillendſten Mißlaute mit den Satzungen einer abgelebten Geſchichte, mit der Schwäche und Unnatur ſeines Zeitalters. Von Pietät keine Spur, unbarmherzig und ſchonungslos läßt er ſeinem Spott den Zügel ſchießen, keck und ritterlich geſinnt ſtellt er in Götz eine derbe Perſönlichkeit dem aufgelöſten charakterloſen Weſen ſeiner Zeit gegenüber, in Fauſt einen genialen Denker, dem Nachbetertroß der Wagner und aller der tauſend und aber tauſend Gewohnheitsmenſchen, die vor einem ſelbſtſtändigen Gedanken, vor einer friſchen und freien That erſchrecken und ſich lieber für ihr ganzes Leben, wie Ungeziefer auf dem Kadaver der Vergangenheit ernähren, als den Muth faſſen, die Geburtswehen einer neuen Zeit auszuhalten und dieſe mit ihrem Mark und Blut groß zu ſäugen. Goethe's Spott traf nicht allein die Satzungen der Moral, Theologie, Metaphyſik, der äußern Konvenienz, ſondern auch die Satzun-

gen der Politik, des todten Mechanismus des Staats, den Unsinn der Gesetze, wie denn jene Worte sich wie Brandmarken an den bei aller Fülle von Gesetzen gesetzlosen Zustand Deutschlands anheften, die Mephistopheles im Faust zum Schüler spricht:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine arge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Allein, wie Sie wissen, war es Goethe nicht vorbehalten, in der Politik diesen lyrisch-scharfen Charakter durchzuführen. Es lag vielleicht in seiner Natur, die mehr zum Aristokratischen und Vornehmen, als zum Demokratischen sich hinneigte, vielleicht in dem äußern Lauf seines Lebens, in der günstigen Aufnahme, die er am Hofe zu Weimar fand, in der Freundschaft, die er mit dem Herzog und der herzoglichen Familie pflegte, in einem geheimen zarten Liebesverhältniß, worin er zu einer Prinzessin stand, in seiner spätern Stellung als Minister, vielleicht in allem diesem

motivirt und zum Ueberfluß in dem politischen Zustand Deutschlands, in der Unempfänglichkeit der damaligen Deutschen für Politik, ihrer ewigen unfruchtbaren Listenmacherei, ihrem thatlosen Geschwätz und Geschreibe, ihrer politischen Kannegießerei, daß Goethe sich mit dem politischen und gesellschaftlichen Zustande, wie er nun einmal seit Alters in Deutschland bestand, redlich versöhnte, und sich bis auf seinen Tod aller Revolutionsgedanken, aller Besserung des Staats, deren Impuls von unten aufkam, entschieden abgeneigt erklärte. Er verlangte, seltsam genug, von der Jugend, von der neuen Generation, welche den Untergang der ältesten europäischen Monarchie und die Siege der französischen Republik als ein wirklich Erlebtes schon hinter sich sah, Pietät gegen Gesetz, Staat und Fürsten, er, der in seiner Jugend die Zeiten des Faustrechts glücklich gepriesen hatte gegen die Zeit des gesetzlich wuchernden Unrechts, in der er geboren und erzogen ward. In seiner letzten Zeit schrieb er ein Journal: Kunst und Alterthum betitelt — „ob er wirklich glaubte," fragt Heine, „daß Kunst und Alterthum im Stande waren, Natur und Jugend zurückzudrängen?"

Allein, meine Herren, welches auch der Grund war, warum Goethe sich von den äußern Bewe-

gungen der Zeit zurückzog und das Verdammungsurtheil über sie aussprach, es wäre eine wahre und begründete Impietät, seiner Asche das Verdienst zu entziehen, die sterblichen Atome des größten Deutschen, des geistigen Befreiers der Deutschen zu befassen. Es ist wahr, Goethe war ein Aristokrat in der Politik, ein Verehrer des Hof- und Fürstenwesens, ein Panegyrist der angestammten Macht, ein Protektor der leidlichen Mißbräuche, bei denen es sich immer noch ziemlich behaglich leben läßt, ein Freund des Manierlichen und äußerlich Distinguirten, ein strenger Vertheidiger des äußern Unterschiedes der Stände, des Herkömmlichen, Anstandsvollen; aber in dieser Charakteristik Goethe's liegt so wenig Charakteristisches für sein Genie, daß es auf jeden Kammerherrn und Hofmarschall im deutschen Reiche paßt. Derselbe politische Aristokrat, dieser Mann, der das große geschichtliche Element der Völker von einem so kleinen höfischen Standpunkte betrachtete, übersah das religiöse, sittliche und wissenschaftliche Leben mit den Blicken eines Adlers, und vom Standpunkte einer Zeit, den Gott weiß, welche Generation unserer Urenkel erst mühsam erklettern wird. Goethe war der Luther seines Jahrhunderts, dessen Bibel die Natur und dessen

Schüler und Anhänger die Jahrhunderte ſelbſt ſind, die nach ihm kommen.

Spreche ich alſo das letzte Wort über ihn aus, indem ich mir ſeinen doppelten Charakter, als Servilen und Liberalen, als Großen und als Kleinen, als Genie und als Weltmann, durch eine Grundrichtung ſeines Geiſtes in letzter Inſtanz zu erklären ſuche. Goethe trug als Jüngling die ganze neue Zeit, die kommende Weltanſchauung in ſeiner Bruſt und was ihn damals im tiefſten Grund bewegte und womit er die Welt und ſeine Zeitgenoſſen überraſchte, das wird früher oder ſpäter die Welt bewegen und Deutſchland politiſch und moraliſch umſchaffen. Allein Goethe gehört zu denjenigen Charakteren, welchen nicht die unmittelbare Geſtaltung der Außenwelt, ſondern zunächſt die Bildung ihrer eigenen Perſönlichkeit von der Natur zum Grundgeſetz gemacht zu ſein ſcheint; daher er ſich auch bald aus der Gewitterregion, welche aus dem Innerſten und Tiefſten der Leidenſchaft Blitze in die Welt ſchleudert und deren Stärke einzig und allein den Luther, den Demagogen macht, zurückzog in die klarere Region eines mehr ruhigen, um die Welt ſcheinbar unbekümmerten Selbſtbewußtſeins, das, nach Außen durch eine freie und würdige Stellung befriedigt, nach Innen im ſteten Bildungsprozeß

zu immer größerer Kraft und Klarheit beschäftigt wurde. Eine solche Persönlichkeit ist ganz durchaus auf sich basirt; daß Andere es eben so machen, sich eben so unabhängig in der Welt hinstellen, mag und kann ihr nur recht sein, aber sie streckt die Hand nicht aus zu diesem Zweck, sie sucht nicht durch Umwälzungen die sittlichen und politischen Fundamente fremder Persönlichkeiten zu basiren, sie schließt sich egoistisch in ihrem Kreise ab und begrüßt Jeden, der diesen durchbrechen will, unwillig mit elektrischen Schlägen. So denke und erkläre ich mir den ganzen Goethe und es sagt mir ein Etwas, daß ich dieses hohe Ziel nicht zu weit verfehlt habe.

Die Lyrik der neuen Zeit ist das poetische Ausströmen des Revolutionairen; revolutionair war die Lyrik Goethe's, als er jung und feurig war, revolutionair war die Lyrik des großen Britten, der in Goethe's, des Jünglings, Fußstapfen trat und jene Leier mit neuen Saiten bezog, welche Goethe bei Seite gelegt hatte. Byron starb in Griechenland und seine letzte Ode war der Freiheit der Griechen gewidmet, zu deren Miterkämpfung er Jahre lang Geld, Talent, Ruhe, Vergnügen freudig beigesteuert hatte. Revolutionair ist die Lyrik der neuen Zeit, das behaupte ich, aber ich bitte, mich nicht dahin mißzuverstehen,

als ob ich jeder neuen und neuesten Lyrik, welche diesen Charakter nicht trägt, den Stab brechen wollte; ich erkenne sie nur nicht für voll an, ich spreche ihr nur das Herz und den Geist der Zeit ab, ohne dem Dichter Herz und Geist a priori persönlich abzusprechen. Viel Zutrauen habe ich freilich nicht zu dem poetischen Verdienst eines neuen Gedichts, oder einer neuen Gedichtsammlung, von der man mir im Voraus sagt, es seien nichts als poetische Büsche, Felsen, Seufzer, Ritter, Tournire, Festgesänge, Reisen, Spaziergänge und dergleichen zensurfreie und unschuldige Sächelchen darin, die ganz und gar keinen Bezug auf die Stimmung der Zeit hätten — Gott sei es geklagt, jede Leipziger Messe bringt uns einige Scheffel von diesem Klingklang- und Singsangsachen deutscher Musenjünglinge, die es nicht verantworten zu können glauben, ihren Namen der Nachwelt vorzuenthalten. Dagegen kenne ich auch liebliche Gedichte der süddeutschen Sängerschule, die Uhland als ihr Haupt anerkennt, die, so zeitlos und einfach sie auch sind, mich in Momenten eben so sehr erfreuen, als z. B. auch die liebenswürdige Persönlichkeit eines Süddeutschen, der unter Bergen und Reben, in der Nähe von alten Kloster- und Burgruinen aufgewachsen, mir heiter und unbefangen seine glückliche Beschränktheit

entgegenträgt. So kann ich auch im Gegentheil Gedichte, die mit rein politischer Tendenz geschrieben sind, Zeitereignisse im Prisma der Poesie betrachten und es darauf anlegen, durch die Darstellung derselben auf den politischen Sinn der Leser zu wirken, welche mir dennoch unter dem Gesichtspunkt der Poesie und der Lyrik, durchaus nicht wahr und bedeutend scheinen.

Ich verstehe unter dem Ausdruck: die moderne Lyrik ist revolutionair das: jeder große Dichter, der in unserer Zeit auftritt, wird und muß den Kampf und die Zerrüttung aussprechen, worin die Zeit, worin seine eigene Brust sich findet. Der Dichter müßte blind sein, oder kalt, oder gefühllos, oder heuchlerisch, oder kein großer Dichter, der mit seiner Leier über den ungeheueren Riß hinweghüpft, welcher die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, er müßte nicht der Dolmetscher der Natur und Menschheit sein, wenn er nicht das Ringen und den Schmerz dieser Menschheit verstände, fühlte und in den Wogen der Poesie dahin brausen ließe. Byron war ein großer Dichter und daher war seine Lyrik, die er nur leicht in ein episches Kleid einhüllte, durch und durch revolutionair, was um so großartiger und erschütternder bei ihm hervortritt, als er im Schooß des Glücks geboren, Lord

und künftiger Pair des Reichs, früh bewundert und beneidet war. Ich will kurz sein mit seiner Geschichte, um Goethe, der den Gang seines Lebens und Charakters geschildert hat, für mich reden zu lassen. Es ist wunderbar, wie dasselbe Land, Griechenland, des alten Meisters Leidenschaft beschwichtigte und ihn zu Kunst und Alterthum führte, was den Jünger erst in diese Leidenschaft hineinriß, oder vielmehr die Leidenschaft, die in ihm schlummerte, ihn bewußt werden ließ. Erst als Byron kaum in den Zwanzigern die Kreideküste Englands verlassen und in den griechischen Buchten und Inseln sich umhertrieb, kam jener Geist der Poesie über ihn und ließ ihn in einer Zunge reden, die er früher, unter den Lords und Damen der englischen Gesellschaft kaum verstanden hatte. Haß gegen Aristokratie, Tyrannei, Kastengeist, Unnatur der Sitte, Pfaffenthum, dagegen Liebe zur Freiheit, ungebundenes Streben, griechisch-heitre Ansicht des Lebens und der Liebe, verbunden mit den Gefühlen der Ehre und Sittlichkeit, selbst mit dem Bewußtsein alten Adels und vormaligen feudalen Geschlechtsglanzes bildeten die Grundelemente seiner Poesie, worin Goethe mit tiefem Blick ein Kind des Griechenthums und des Mittelalters gesehen hat. Byron war der einzige revolutionaire Dichter, den Goethe an-

erkannte, ja er liebte ihn und trug eine gewiſſe väterliche Beſorgniß um ihn, die Byron von der Zeit an mit kindlicher Ehrfurcht erwiderte; wie dies intereſſante Verhältniß aus Thom. Moore's Leben Byron's zu erſehen iſt. Im zweiten Theil des Fauſt hat Goethe Byron ein Denkmal geſetzt, mir wenigſtens unterliegt es keinem Zweifel, daß Byron und nur Byron jenes unruhige, wagehalſige, himmelſtürmende Kind der Liebe iſt, welches die ſchönſte Epiſode in dieſem zweiten Theile herbeiruft; wie ich mich denn nicht enthalten kann, Ihnen Folgendes daraus mitzutheilen, was dazu dient, ſowohl Goethe, als Byron zu charakteriſiren.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Wie wir als allgemeines Gesetz aufgestellt haben, daß die jedesmalige Literatur einer Zeitperiode den jedesmaligen gesellschaftlichen Zustand derselben ausdrücke und abpräge, so sahen wir dies bisher im Felde der Dramatik und Lyrik, an Goethe und Byron in so fern bestätigt, als wir Beide zu den glänzenden Herolden ihrer Zeit rechnen mußten, unbeschadet ihres individuellen Charakters, der sie von der großen Menge ihrer Zeitgenossen unterschied. Und auf diese Weise haben wir uns überall die Repräsentation einer Zeit durch Dichter und Schriftsteller vorzustellen, auf die Weise nämlich, daß sie Zeichnung und Färbung von ihrer Zeit entlehnen, dennoch aber in Gemälden

ſelbſtſtändig und ſchöpferiſch zu Werke gehen und einen ihnen eigenthümlichen Stil an den Tag legen. So haben wir von Byron erwähnt, daß ſeine Leier von den Schwingen der neuen Zeit angeregt geweſen, mehr wie die eines andern neuen Dichters; haben aber zugleich bemerkt, daß er in ſeinen Gedichten den Lord nicht vergeſſen und bei allem Feuer für die Rechte der Menſchheit und der unterdrückten Völker, bei allem Enthuſiasmus für die Freiheit und reine Humanität des griechiſchen Alterthums ſich mit Stolz als den Enkel eines altengliſchen, feudalen Geſchlechts betrachtete und kund gab. In dieſer Verſchmelzung des Griechiſchen und Mittelaltrigen ſah Goethe mit Recht den Grundton ſeiner Poeſie, wie ſie auch jenen beſondern, ja tiefen, charakteriſtiſchen Reiz der Byronſchen Gedichte bildet, der auf des Dichters Perſönlichkeit rückwirkend einen ſo intereſſanten Schimmer wirft. Allein ſo wenig ſich in rein poetiſcher Beziehung Gedicht und Dichter trennen laſſen, ſo erlaubt iſt es, in allgemeiner äſthetiſcher den Grundton der Byronſchen Gedichte in einer höhern Weltbedeutung wiederzufinden und dieſe Miſchung des Antiken und Feudalen als eine Miſchung und Vereinigung des griechiſchen und germaniſchen Geiſtes zu betrachten, welche tropfenweiſe in die Adern des europäiſchen Staatskörpers

eindringen und seine Muskeln mit frischem Blut aufschwellen wird. Griechische Luft soll und wird die trüben Dünste, die grausigen Gespenster des Feudalismus verwehen, aber unverweht lassen jene herrlichen Blüthen germanischer Tapferkeit und Tugend, welche unsere Nation in der Heimath, wie in den durch ihr Schwert eroberten Ländern, in Frankreich, Spanien, England, vor allen Nationen des Erdbodens auszeichnet. Kein Geschlechtsadel, keine Adelskaste mit angebornen und forterbenden Unrechten soll forthin den freien Boden und die Freiheit aller Männer beschimpfen, aber diese, das ganze Volk soll wahrhaft und ritterlich in die Schranke treten, und jeder Einzelne, welchem Stande er auch angehöre, soll seine Person mit der Würde schmücken und umgeben, welche in früherer Zeit nur das Erbtheil des Bevorrechtigten war. Man wird nicht, wie die Griechen, den Handwerker zum Sklavenstande, nicht wie das Mittelalter, ihn zur dunkeln Folie des Ritters verdammen — es wird eine Zeit kommen, sagt Goethe, wo Jedermann genöthigt und verpflichtet sein wird, eine Kunst, ein Gewerbe zu lernen und auszuüben und wo es also Niemand zur bürgerlichen Zurückstellung und geistigen Benachtheiligung gereicht, irgend ein Werk der Hände zu verstehen und seinem Nachbarn zum Beispiel einen

Tiſch zu drechſeln, von dem er ſelbſt die metallenen Verzierungen gegoſſen oder den Ueberzug gewirkt erhält. Es wird eine Zeit kommen, wo man des faulen, geiſtigen Luxus, des ewigen Wiederkäuens ſchimmeligter theologiſcher und philoſophiſcher Streitpunkte ſatt und überdrüſſig ſein wird, wo ein Jeder, reich oder arm, groß oder klein ſich freuen und Glück wünſchen wird, durch kunſtreich geübte Hand Unterhaltung in ein Leben zu wirken, das durch geiſtige Ueberladung vergangener Jahrtauſende erſchöpft und aufgerieben worden iſt. Dieſe Ausſichten, die jetzt beinahe nur als Träume eines Traums erſcheinen, werden ſich verwirklichen durch jenen allmähligen, ſtill fortwirkenden Akt der Weltgeſchichte, welcher die Uebertreibungen, Einſeitigkeiten, Vorurtheile früherer Jahrhunderte pulveriſirt und aus der Aſche eine neue Blume entſtehen läßt, welche die Farbe der Geſundheit und Jugend trägt.

Byron, ſo groß er unter den Dichtern der neuern Zeit daſteht, war nur der Vorläufer eines Genius, der ungetrübt durch Vorurtheile der Geburt und Erziehung, die heranbrechende Meſſiade der Menſchheit beſingen wird.

Ob in Verſen, oder in Proſa — das iſt gleichgültig. Poeſie iſt Alles, was aus der innerſten Natur der Menſchheit dringt und es ſcheint

faſt, als ob Deutſchland namentlich ſeine größeren Dichter gegenwärtig unter den Proſaiſten zählt. Wenigſtens würde der Schluß vom poetiſchen Gehalt unſerer dramatiſchen Dichter, unſerer lyriſchen und epiſchen Dichter auf den poetiſchen Gehalt unſerer ganzen Literatur ſehr kläglich ausfallen; Platen, Immermann, Raupach u. ſ. w. als Repräſentanten deutſcher Poeſie, von dieſer keinen großen Begriff zu erregen im Stande ſein. Viel eher möchten wir Heinrich Heine als ſolchen begrüßen, und auch nicht ſeiner Verſe, verfehlten Dramen und liederlichen Lieder wegen, als um die Proſa, die er in den Reiſebildern zu Tage gelegt hat.

Was dieſen Dichter-Proſaiſten betrifft, ſo habe ich ſchon meine Abſicht erklärt, ihn als ein Charakterbild der neuen Proſa in äſthetiſcher Rückſicht eben ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, wie Goethe und Byron als Charakterbilder der neueren Poeſie. Man muß Heine in dieſer Geſellſchaft, der Zeit, wie der Anſicht nach, als den entſchiedenſten Charakterſchriftſteller betrachten, indem er ſich, noch ſtärker und rückſichtsloſer als Byron, der gewöhnlichen Denk- und Empfindungsmaſſe der früheren Schriftſtellerwelt entgegengeſetzt hat. In offener Fehde mit allen Anſichten der Zeit,

die ſich ihm als verjährte und abgeſtandene darſtellen, hat er alle dieſe Anſichten, und die Träger derſelben, ein ungeheurer Haufe, wider ſich und dagegen nur eine Waffe, den Witz, während Byron außer ſeinem Talent auch Reichthum und Adel bei ſeinen Anfeindungen ins Feld ſtellen konnt.. Dennoch weiß er ſich mit dieſer einen Waffe hinlängliches Anſehen zu verſchaffen und wenn man es auch ſelten wagt, oder würdigt, ihn öffentlich hoch anzuſchlagen, ſo läßt man ihm doch, ſelbſt feindlich geſinnt, im Stillen die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſein Kopf in der deutſchen Literatur über den Köpfen ſeiner Nebenbuhler hervorrage.

Schöpfen wir, wie wir es bei Goethe und Byron gethan, aus der Geſchichte ſeines Lebens diejenigen Andeutungen, welche uns die beſondere Art und Richtung ſeines Talents erklären helfen. Er ward in Düſſeldorf geboren als Jude, aber von einer chriſtlichen Mutter, war zum Handel beſtimmt und handelte wirklich eine Zeitlang, ſtudirte dann in Göttingen, ſchrieb ſeine Reiſebilder, führte ein flüchtiges Reiſeleben, war in England, Italien und ſeit der franzöſiſchen Juli-Revolution in Paris, wo er ſich an die franzöſiſchen Revolutionaire, beſonders unter den Schriftſtellern, an-

ſchloß und ſeine franzöſiſchen Zuſtände, wie zuletzt die ſkizzenhafte Ueberſicht über die deutſche Literatur herausgab.

Stellen Sie ſich nun ein poetiſches Genie vor, das dem Byronſchen ähnlich, ja demſelben an Penetration des Verſtandes überlegen, verkörpert wird nicht im Palaſte eines Pairs von England, ſondern im beſcheidenen Wohnhauſe eines rheiniſchen Juden, ein Genie, das nicht in die Schule von Eaton, ſondern in die Synagoge von Düſſeldorf wandert, das zum Handelsmann erzogen wird und durch Zufall oder innern Drang eine deutſche Univerſität, die Univerſität Göttingen beſucht und dort, umgeben von Pedanterie und Rohheit, von ſteifem Zeremoniel der Profeſſorengeſellſchaften und der Sittenloſigkeit des Studentenlebens, ſich ſeines Genies inne wird — da haben Sie den Schlüſſel zum erſten Band der Reiſebilder, den er noch als Student in Göttingen niedergeſchrieben hat. Zu keiner Zeit iſt ein dichteriſches Werk erſchienen, das mehr die friſchen Spuren ſeiner Konzeption verrathen hätte, als dieſes. Göttingen und der Harz ſind einander gegenübergeſtellt als Proſa und Poeſie, allen Aerger und Witz der Jugend ſchüttelt er auch über ein ſolches Gefängniß des Geiſtes, eine ſolche verſchrobene, beſtaubte Gelehrtenrepublik mit allem

ihren Unsinn, allen ihren Abgeschmacktheiten und Rohheiten, allen Hofräthen, Pedellen, Kommerzen, Kollegien, Grafenbänken, Duellen und Promotionen durcheinander, kurz auf dieses traurige Bild einer nur zu traurigen norddeutschen Universitätsstadt, welche wieder ein Bild des noch traurigern literarisch-gesellschaftlichen und politischen Zustandes von Deutschland abgibt, dagegen wirft er alle Liebe und Poesie seines Herzens auf die Thäler, Berge und Flüsse des Harzes, die er mit unnachahmlicher Hand personifizirt und dem Leser als flüchtig verkörperte Geister der ewigen Natur vor Augen führt. Allein dies Herz war nie, oder war nicht mehr rein und unschuldig, war nie, oder war nicht mehr naiv und unbewußt begeistert, und daher, so phantasiereich die Naturschilderungen sind, stehen sie doch hinter den Sittenschilderungen des Göttinger Lebens zurück. Zur schärfsten, schonungslosesten Satyre, die mit jedem Wort den rechten faulen Fleck zu treffen weiß, war Heine vom Schicksal gewissermaßen destinirt, das ihn vom Handelsjuden zum Göttinger Studenten und zum deutschen Schriftsteller bestimmt hatte. Kein Franzose und überhaupt kein Ausländer kann die Narrheiten, Schwächen, den Ahnenstolz, die Pedanterie der Deutschen nackter in aller ihrer Blöße wahrnehmen und bespötteln,

als ein in Deutschland geborner Jude, der dem Herzen und der Geschichte des Vaterlandes eben so fremd, noch einen Stachel zur Satyre mitnimmt, der dem Ausländer fehlt, ich meine den Stachel der Verachtung, worin seine Glaubensgenossen in Deutschland bisher standen, das verwundete Gefühl des durch Jahrhunderte gemißhandelten Volkes, das bis auf die neueste Zeit zum Schweigen verurtheilt war, indem es zu feige und zu schwach, sich früher zu äußern, ehe der Witz in Europa sich vor Scheiterhaufen und Armensünderhemden sicher wußte.

Aber Heine besaß nicht allein diesen Vortheil des Witzes, daß er als geborner Jude, gleichsam als Ausländer und Feind auftrat und zugleich die deutschen Narrheiten von Jugend auf an der Quelle studiren konnte, er hatte auch von seiner deutschen Mutter diejenigen Eigenschaften geerbt, welche den Witz erst glänzend machen, indem sie ihm zur Folie dienen, nämlich die Gabe der Phantasie, einen dunkeln Anflug von Gemüth, die Ahnung oder das Verstehen des poetisch-Wirksamen, die Behandlung des Geheimnißvollen, was im poetischen Grunde unserer Nation ruht und leider nur zu sehr mit Alltäglichem und Gemeinem überschüttet ist. Daher zeigte sich Heine schon in seinem ersten Werk nicht blos als witzigen Kopf,

als Voltaire, Swift, sondern als Humoriſten, als einen Byron-Voltaire, der, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, ſein Schlachtopfer erſt mit Blumen kränzt, ehe er ihm den letzten tödtlichen Streich verſetzt. Nachdem er ſich an Göttingen die Sporen verdient hatte, eröffnete er ſeiner poetiſchen Satyre im zweiten und dritten Theil der Reiſebilder ein weiteres Feld; die neueſte Geſchichte, Napoleon, Frankreich und die Revolution, Deutſchland, Italien lieferten ihm Stoff zu einem poetiſchen Humor, der, mit gutem Bewußtſein, ſeine eigene Perſon in die Mitte der Darſtellung zu bringen wußte, ohne ſich eben dabei den tugendhafteſten Anſtrich zu geben. Endlich ſcheint er für ſein Leben das rechte Zentrum gefunden zu haben, denn die Hauptſtadt von Frankreich, wo er ſich jetzt aufhält, entſpricht mit ihren Bewegungen, Umtrieben, glänzenden Geſellſchaften ganz dem Charakters eines Schriftſtellers, der dem witzigſten Franzoſen leicht die Spitze bietet, und außerdem alles das vor ihm voraus hat, was ich vorher unſerer Nation vindizirt habe. Von den Franzoſen bewundert, hat er in ſeiner letzten Schrift dieſe über neue deutſche Literatur belehren wollen, was er, wenn auch einſeitig und zum Nachtheil Deutſchlands, durch die kühnſten und geiſtreichſten Züge unſerer deutſchen Koryphäen ausgeführt hat.

Heine's Einfluß auf die deutsche Jugend ist unberechenbar, und dennoch würde er noch größer sein, wenn Heine von Grund aus Deutsch und vom ganzen Herzen, wie Jean Paul, ein Dichter und Humorist wäre. Allein so wie er ist, müßte er vielleicht sein, um Aufsehen zu erregen und Wirkung zu thun. Inwiefern sein Talent die Aufmerksamkeit der deutschen Prosaisten verdient, werde ich in der nächsten Vorlesung berühren.

Vierundzwanzigſte Vorleſung.

Heinrich Heine verdient in doppelter Hinſicht die Aufmerkſamkeit der deutſchen Proſaiſten, ſowohl wegen der Tugenden, als der Fehler ſeines Stils, die eben ſo viel Lichter und Schatten ſeines Genius ſind. Im Allgemeinen verdient er aber durchaus die Auszeichnung, die wir ihm vor andern großen Proſaiſten zu Theil werden laſſen, als Charakterbild der neuen Proſa zu gelten; weder Goethe, noch Jean Paul, noch irgend ein anderer von den ausgezeichneten Geiſtern der jüngſt vergangenen äſthetiſchen Epoche iſt geeignet, den Geiſt der Zeit und der neueſten Bewegungen aus der Abſpiegelung ihrer Proſawerke erkennen zu laſſen. Es liegt eine Kluft zwiſchen uns und jenen Werken, die dem gewöhnlichen Auge unſichtbar

sein mag, die aber dem schärferen und geübteren Blick in ihrer ganzen Breite und Tiefe nicht entgeht. Dies auszuführen wird meine heutige Aufgabe sein.

Es ist schwer, mit einigen Worten diesen Unterschied anzugeben; derselbe liegt nicht allein in der Natur der ausgesprochenen Ansichten, namentlich in der größeren Freiheit der politischen, sondern im verborgenen Räderwerk des Geistes, im Schwung, in der Konzentration der Gedanken nach einer gewissen Richtung, in der Wahl des Ausdrucks, im Bau der Periode, selbst in scheinbaren Kleinigkeiten, wie Absätze, Punkte und Kommata sind. Dennoch bringt es unsere Aufgabe mit sich, wenigstens den Versuch zu machen, uns über das Charakteristische des Sonst und Jetzt in der Prosa so gut, als es geschehen kann, aufs Reine zu bringen.

Gewiß, meine Herren, Sie werden sich keinen größeren Unterschied in der Schreibart denken können, als zwischen der Goethischen und der von Jean Paul, obgleich man doch Beide als Zeitgenossen zu betrachten hat; eben so auffallend wird Ihnen die Heinesche Schreibart von der des edeln Börne abzustechen scheinen. Dennoch wird ein der Geschichte kundiger, geistreicher Mann, der nach hundert Jahren die frühere und jetzige

deutsche Literatur seiner Aufmerksamkeit würdig hält, ohne Weiteres Goethe mit Jean Paul, Heine mit Börne verbinden und jedem Paar seine eigenthümliche Periode anweisen; so stark und durchsichtig sind die Kennzeichen, die jedes Zeitalter seinen bedeutenden Organen und Schriftstellern anhängt. Charakterisiren wir vorläufig die vier genannten Schriftsteller und ihre Schreibart durch einige der hervorstechendsten Züge, welche Jedermann bei ihrer Lesung in die Augen springen. Goethe schreibt in seinen besten Werken, wie ein Künstler des Alterthums meißelt, jeder Meißelschlag von den tausenden, die leicht und zierlich vor unsern Augen angebracht werden, bringt eine neue Schönheit ans Licht, zeigt uns eine neue Ader, Muskel des Apoll, der Venus, des Herkules, bis die ganze kunstreich verkörperte Idee Fleisch und Blut zu gewinnen scheint und mit der zartesten Haut umgeben vor uns steht. Während nun Goethe bei allen seinen Produktionen die Idee der Kunst vor Augen schwebte und er kein Wort, keinen Gedanken niederschrieb, um außer der Reihe der übrigen damit zu glänzen, sondern jeden Ausdruck dem höhern Ganzen unterordnete, hatte Jean Paul, sein Zeitgenosse, gar keine Ahnung von Kunst und künstlerischer Darstellung, das Herz voll unaussprechlicher tiefer Gefühle, den Kopf

schwanger von Witz und Phantasie, goß er eine Fluth von Gedanken und Gefühlen aufs Papier hin, so wie er jedesmal im Moment angeregt und aufgelegt war, ohne sich eben, zum Behuf einer konzipirten Kunstidee, viel um die Stelle zu bekümmern, wo er sein Genie leuchten ließ. Meistens gibt er zu viel und erdrückt, im Laufe eines Satzes fällt ihm Hunderterlei ein, was als Parenthese oder zwischen Kommaten eingeschlossen wird und so gleichen seine Perioden dem Zickzack der Blitze und sind nicht selten, wie diese, taube Schläge, die wohl erschüttern, aber nur momentan und keine Nachwirkung zurücklassen. Börne, an Gemüth ihm ähnlich, ist ihm hierin ganz entgegengesetzt, jeder Satz ein abgeschlossener Gedanke, Schlag um Schlag eine neue Behauptung, Schritt vor Schritt ein Stück Weges zurückgelegt, Stoß um Stoß irgend eine träge Masse von Vorurtheilen und Dummheiten verdrängt. Absicht und Kunst, wie bei Goethe, sind selten an seiner Darstellung zu merken, er drängt und fährt nur so darein und kümmert sich nicht um das, was die Leute dazu sagen. Man sollte meinen, daß Heine dies auch nur so thut, allein man würde sich irren. Vergleichen Sie den Heineschen Stil mit dem Börneschen, so werden Sie die Absichtlichkeit der Heineschen Darstellung als

etwas ihr Eigenthümliches nicht verkennen. Heine bedenkt sich, wo Börne unbedenklich hinschreibt und wo Jean Paul zwei Gedanken für einen in einander mischt. Nicht, daß er um das, was er sagen will, verlegen wäre, nicht, daß ihm irgend eine Anspielung, eine Vergleichung, eine geistreiche Wendung nicht zu Gebot stände, er bedenkt sich, um den Ausdruck zu treffen, der das, was er sagen will, unvergeßlich macht, das Wort zu finden, das seinen Gedanken auf das Eigenthümlichste und Schlagendste wiedergibt.

Hält man nun diese Züge der bewährtesten Schriftsteller mit einander zusammen, so möchte man eher Börne mit Jean Paul, Heine mit Goethe in Vergleichung setzen, wenn man bei Beurtheilung eines Stilistikers von der Idee der Kunst als tertium comparationis ausgeht. Heine und Goethe, Börne und Jean Paul sind sich in der That auch in Anlagen und geistigem Vermögen verwandt, was auch von ihnen selbst, ich meine von den Jüngeren, Heine und Börne, richtig gefühlt und ausgesprochen ist; von Letzterem in der herrlichen Rede auf Jean Pauls Tod, das schönste Denkmal, das den Manen des großen Dichters errichtet worden und das zugleich, sowohl durch die Begeisterung der Sprache, als durch diese selbst dem Redner einige unverwerkliche

Blätter aus Jean Pauls eigenem Ehrenkranz zuſichert. Von Erſterem hier und da in ſeinen Schriften und namentlich an zwei Stellen, denſelben, die ich ihrer naiven Offenheit und Wahrheit wegen anzuführen mich veranlaßt fühle.

In einer Kritik des berühmten Menzelſchen Werkes über die neuere deutſche Literatur, befindlich in den Cottaiſchen Annalen, deren Herausgeber Heine eine Zeitlang war, wirft er Menzel die unanſtändige Geringſchätzung vor, mit welcher dieſer über den König der Schriftſteller, Goethe, aburtheilt und ihm nur, ſtatt des Genies, lächerlicherweiſe ein Talent zur Schriftſtellerei einräumt, bei welcher Gelegenheit Heine ſo witzig als beiläufig ausruft: Menzel muß wenigſtens eingeſtehen, daß Goethe mitunter das Talent hat, ein Genie zu ſein. Allein bei der Rechtfertigung Goethe's unterläßt er ſelbſt nicht, dieſem einen Vorwurf darüber zu machen, daß er in ſeinen alten Tagen ganz und gar die Titanenflegeljahre ſeiner Jugend, den rauhen Götz, den ſchwülen Werther, die ſtachlichten Xenien vergeſſe, die jungen Schriftſteller von Talent nicht anerkennen wolle, und dagegen die liebe geiſtige Mittelmäßigkeit ſeiner Nachbeter und Schüler mit vornehmer Protektion beehre. Der Goethe käme ihm vor, wie ein Räuberhauptmann, der ſich vom Hand-

werk zurückgezogen und den Abend seines Lebens in einem kleinen Landstädtchen unter Philistern zubringe und vor dem zufälligen Anblick eines alten kalabresischen Waldgefährten unangenehm zurückschaudre — man sieht, daß Heine sich diese Rolle zutheilt. Der andern Stelle begegnet man in dem neuesten Heineschen Werk, Geschichte der deutschen Literatur, wo er eine unbegrenzte Ehrfurcht vor Goethe's Genie ausspricht und das etwas arrogante Eingeständniß macht, nun, da Goethe todt sei, dürfe er wohl bekennen, daß Alles, was er früher gegen ihn hatte und äußerte, nur Folge seiner Eifersucht gewesen.

Welches Merkmal ist es also, das die Aesthetik der neuesten Literatur, die Prosa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Prosa unterscheidet? Ich möchte ein Wort dafür geben und sagen, dies Merkmal ist die Behaglichkeit, die sichtbar aus der Goetheschen und Jean Paul'schen Prosa spricht und die der neuesten fehlt. Jene früheren Großen unserer Literatur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend. Die neuern Schrift-

steller sind von dieser sichern Höhe herabgestiegen, sie machen einen Theil des Publikums aus, sie stoßen sich mit der Menge herum, sie ereifern sich, freuen sich, lieben und zürnen, wie jeder Andere, sie schwimmen mitten im Strom der Welt und wenn sie sich durch etwas von den Uebrigen unterscheiden, so ist es, daß sie die Vorschwimmer sind, und sei es nur trocken und elegant auf dem Rücken eines Delphins, wie Heine, oder naß und bespritzt, wie Börne, den Gestaden der Zukunft entgegeneilen, welche die Zeit für „ihre hesperischen Gärten glücklicher Inseln" ansieht.

Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar, die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte, die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger hul-

digten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen, und mit dieser, das ist ihre Schicksalsaufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Idealen feindlich Entgegengesetzte ist. Daher begreifen sie auch, woher diese Quelle der Behaglichkeit, welche über Goethe's Kunstprosa, über Jean Pauls Humor so ruhig und lieblich hinfließt, und der selbst diesem, so unkünstlerisch er auch zu Werke geht, weit mehr die Empfindung der Ruhe und Befriedigung mittheilt, welche mit dem Anschauen klassischer Werke verknüpft ist, als den Heineschen Kunstprodukten.

Ich würde in Verlegenheit gerathen, sollte ich im einzelsten Einzelnen an einem Satz, einer Periode das Gesagte nachweisen, nichtsdestoweniger ist eben dieser verschiedene Charakter im Ganzen, Großen, allen prosaischen Werken dieser und jener Zeit aufgedrückt. Die neue Prosa ist von der einen Seite vulgairer geworden, sie verräth ihren Ursprung aus, ihre Gemeinschaft mit dem Leben, von der andern Seite aber kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verräth ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirk-

lichkeit, besonders auch ihren Umgang mit der französischen Schwester, welcher sie außerordentlich viel zu verdanken hat. Der deutsche Prosaist ist seit der französischen Revolution und eben durch französische Schriften, Herr und Meister geworden über das ungeheure Material der Sprache, das den frühern Schriftstellern in ellenlangen Perioden nachschleppte, von Goethe aber freilich schon zu Kunstarbeiten glücklich verkümmert worden war. Die größte Meisterschaft hat sich Heine darin erworben, der den flüchtigen Ruhm, Liederdichter zu sein, sehr bald mit dem größeren vertauscht hat, auf dem kolossalen, alle Töne der Welt umfassenden Instrument zu spielen, das unsere deutsche Prosa darbietet.

Die Witzader ist bekanntlich die Hauptader der Heineschen Prosa, ja der ganzen Heineschen Person, der immer etwas auf den Lippen schwebt, was einem Witz ähnlich sieht. Der Witz ist das, was Heine's Schriften so verbreitet und wirksam macht, was aber auch zugleich die steifen Herren, die aristokratischen Herren, die pfäffischen Herren wider sie aufbringt. Es ist überhaupt in Deutschland noch nicht lange her, daß es den Schriftstellern ungestraft hinging, witzig zu sein; die meisten Schriftsteller gehörten zur Klasse der Ge-

lehrten und unter dieser saftlosen und hochmüthigen Klasse hatte sich eine solche Verachtung der ursprünglichen und angebornen geistigen Gaben und namentlich des Witzes eingenistet, daß es um den Ruf eines jungen Mannes unwiderbringlich geschehen war, wenn ihm das Malheur passirte, in seinen Schriften und Vorträgen eine geistreiche, blühende und witzige Sprache zu führen. Die deutschen Gelehrten mieden die witzigen Leute, als wären sie Aussätzige, und wirklich nannte der Schweizer Bodmer den Witz eine Krätze des Geistes, die nicht eher Ruhe läßt, als bis sie sich durchjuckt. Allmählig aber sind den Deutschen die Augen, wie über viele Dinge, so auch über den Witz aufgegangen. Die Nothwendigkeit deutscher witziger Kultur vertheidigt Jean Paul mit folgenden Worten: es gibt nicht blos Entschuldigungen der Kultur des Witzes, sondern sogar Aufforderungen dazu, welche sich auf die deutsche Naturgründen. Alle Nationen bemerken an der deutschen, daß unsere Ideen wand-, band-, niet- und nagelfest sind und daß mehr der deutsche Kopf und die deutschen Länder zum Mobiliarvermögen gehören, als der Inhalt von beiden (nämlich die Gedanken und die Menschen). Wie Wedekind den Wasserscheuen beide Aermel aneinander näht

und beide Strümpfe, um ihnen das Bewegen einigermaßen unmöglich zu machen, so werden von Jugend auf unsern innern Menschen alle Glieder zusammengenäht, damit ruhiger Nerus vorliege und der Mann sich mehr im Ganzen bewege. Aber Himmel, welche Spiele könnten wir gewinnen, wenn wir mit unseren einsamen Ideen rochiren könnten.

Zu neuen Zeiten gehören durchaus freie; zu diesen wieder gleiche; und nur der Witz gibt uns Freiheit, indem er Gleichgewicht vorhergibt. Er ist für den Geist, was für die Scheidekunst Feuer und Wasser ist. Chemica non agunt nisi soluta, das ist, nur die Flüssigkeit gibt die Freiheit zu neuer Gestaltung, oder, nur entbundene Körper schaffen neue. Besinnt sich ein Autor zum Beispiel bei Sommerflecken des Gesichts auf Herbst-, Lenz-, Winterflecken desselben, so offenbart er dadurch wenigstens ein freies Beschauen, welches sich nicht in den Gegenstand eingekerkert verliert und vertieft.

Uns fehlt zwar Geschmack für den Witz, aber gar nicht die Anlage zu ihm. Wir haben Phantasie; und die Phantasie kann sich leicht zum Witz einbücken, wie ein Riese zum Zwerg, aber nicht dieser sich zu jenem aufrichten. In Frankreich ist die Nation witzig, bei uns die Elite.

Da dem Deutschen, fährt Jean Paul satyrisch-witzig fort, folglich zum Witz nichts fehlt, als Freiheit, so geb' er sich doch diese. Etwas glaubte er freilich für diese zu thun, daß er neuerer Zeit ein und das andere rheinische Länderstück in Freiheit setzte, nämlich in französische und wie sonst den Adel, so jetzt (dieser Aufsatz ist unter Napoleons Herrschaft geschrieben) die besten Länder, zur Bildung so zu sagen auf Reisen schickte zu einem Volk, das gewiß noch mehr frei ist, als groß.

Hier ist nur ein alter, aber unschuldiger Weltzirkel, der überall wieder vorkommt. Die Menschheit kann nie zur Freiheit gelangen ohne geistige hohe Ausbildung: Freiheit gibt Witz und Witz gibt Freiheit. Die Schuljugend übe man im Witz; das spätere Alter lasse sich zu dem Witz freilassen.

So weit Jean Paul. Er selbst hat zur geistigen Emanzipation der Deutschen durch Humor und Witz, mehr als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Zeit, beigetragen. Ihm stand mehr Witz zu Gebot, als allen deutschen Schriftstellern zusammengenommen, eine einzige Seite seiner Schriften wird selbst durch den witzigsten Franzosen und Engländer kaum durch vier andere Seiten aufgewogen. Dennoch mangelte seinem Witz der Charakter der Einheit, welchen die Kunst und

eine bestimmte Gemüths- und Lebensrichtung den Strahlen des Witzes verleiht. Der Witz an sich ist ein geistiges Queckſilber, das in tausend Kügelchen über die Papierfläche rollt, ein scherzender Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt, ein ungewisser Strahl, der sich in Luft und Wasser bricht und das reinste Krystall, wie die trübste Glasscheibe durchflittert und vergoldet. Der Witz an sich ist der Diener aller Herren, der Dummen ausgenommen, aber nicht der Schlechten, nicht der Servilen; denn er kehrt sich nicht an Herz und Gesinnung, sondern nur an den Verstand und ein elender Saphir, ein Mensch, den man durch Furcht dahin bringen kann, die Peitsche zu küssen, die ihn gezüchtigt hat, kann einen Washington, einen Lafayette an Witz besiegen und überflügeln.

Nur wenn der Witz sich mit edlerem Vermögen paart, wenn er phantasiereichen und gemüthvollen Menschen zu Gebot steht, wenn er einem Jean Paul dient, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit einander zu verknüpfen, kann er dem ernsteren Deutschen gefallen: um uns am Witze nicht zu ärgern, muß uns der Charakter des Witzigen nicht ärgerlich sein, um uns am Spiel des Witzes zu ergötzen, müssen wir ihn über der Tiefe des Ernstes schweben sehen. Das

iſt auch die Natur des deutſchen Witzes, der an Zweideutigkeiten und Wortſpielen wenig Geſchmack findet; und daß ſeine Natur ſo iſt, verdankt er eben ſeiner Verbindung mit der Phantaſie, welche ihn auf ihre Schwingen nimmt und ihn vor der Gefahr ſchützt, ins Kleinliche oder Gemeine auszuarten. Allein auf der andern Seite hat dieſe Verbindung des Witzes mit der Phantaſie auch ihre Nachtheile; wie aus dem Beiſpiel Jean Pauls erhellt; deſſen Witz, bei einem geringeren Grad von Phantaſie, ſchlagender geweſen wäre, als bei dieſer Ueberfülle. Das iſt der Abweg des deutſchen Witzes, er wird zu phantaſtiſch, er entfernt ſich zu weit von der nächſten graden Gedankenlinie und verliert über dem Haſchen das endliche Ziel aus den Augen. Sie ſehen wohl, wo die Quelle dieſer wildgewordenen Witze, dieſer ins Blaue ſtreifenden Phantaſie zu ſuchen iſt. Denken Sie an Jean Paul. War eine Lebenseinheit in ſeinem Charakter, ſchwebte ihm ein beſtimmtes Ziel vor Augen? Nein. Er ſtrebte allem Höchſten nach, aber nach Art der damaligen Poeten, mehr im Traum, als im Wachen, er war ein edler, freier Mann, er kannte die Gebrechen der Zeit, er fühlte die Schmach des Vaterlandes, er zürnte über Ariſtokratismus und Mönchere, allein ſein Ringen nach einer beſſern Zeit zerfloß immer

in Sentimentalität, und wenn er einmal eine ſtarke Lanze einlegte und gegen einen beſtimmten Feind zu Felde zog, ſo war ihm dieſer eher das Nachdruckergeſindel, und ſonſtige deutſche Schofel und Schofeleien, als die großen Landesfeinde und Landesübel, die der Patriot aufs Korn nehmen ſoll. Das lag in ſeiner Zeit; in der unſrigen hat ſich der Witz einen Kampfplatz aufgeſucht, wo er mit der Freiheit vereint gegen verroſtete Helme und Kaputzen zu Felde zieht und gottlob, es liegen ſchon Splitter und Stücke genug auf dem Boden, welche ſeine Schärfe und Kraft beurkunden.

Man läßt den Witz nicht mehr auf ſeine eigne Hand und nach den Grillen der Phantaſie hinlaufen, er iſt nicht mehr ein ungeſatteltes flüchtiges Pferd, das ohne Bahn und Steg rechts und links ausſchlägt und blos mit Luſt und Bewunderung über ſeine Kühnheit erfüllt, es ſitzt ihm ein Reiter auf dem Nacken, auf deſſen Wink und Führung es die verhaßten Barrieren überſpringt und niederreitet, welche die Dummheit und die Unverſchämtheit vor dem Genuß der Welt aufgeſchlagen hat. Der Witz unſerer neuen Proſa iſt nicht mehr ein reiner Phantaſiewitz, ſondern Charakterwitz, er iſt unſerer heutigen Proſa, ich meine, unſerm heutigen Bürgerſtande, unſere bürgerliche Freiheit. Der Adel hat ſich oft mit der Poeſie

des Lebens verglichen, mag er ſie repräſentiren auf die unſchädliche Weiſe, wie es die Goldenſchnitts-taſchenbuchspoeten in Deutſchland thun, er iſt ihr ein unentbehrliches Werkzeug, um den vernichtenden Krieg zu führen, deſſen Ende ſich wohl bis zu künftigen Geſchlechtern hinziehen wird, um das Säuberungsgeſchäft im Augiasſtall von Europa durchzuſetzen, um reine Bahn zu machen für andre Füße, als die mit Ketten und Vorurtheilen belaſteten. Dieſe Bedeutung des Witzes für unſere Zeit ſpricht Heine, deſſen Witz eben hierin vorleuchtet, mit folgenden Worten aus:

Es gibt trockne Leute in der Welt, die den Witz gern proſkribiren möchten und man kann täglich hören, wie Pantalon ſich gegen dieſe niedrigſte Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigſten Seelenkräften gehören, ſo glauben wir doch, daß er ſein Gutes hat. Wir wenigſtens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und ſollte man auch ſo übellaunig ſein, den Witz nicht blos als nothwendige Wehr, ſondern ſogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, ſo werdet darüber nicht all-

zusehr aufgebracht, ihr edeln Pantalone des deutschen Vaterlands. Jener Angriffswitz, den ihr Satyre nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft und ihre Rosse zertreten eure Saaten; eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechts von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien und vor dem Uebermuth des Reichthums und der Gewalt schützt euch nichts, als der Tod und die Satyre.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Soll,

die plattdeutsche Sprache

gepflegt oder ausgerottet

werden?

Gegen Ersteres und für Letzteres

beantwortet

von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Motto: ceterum ceterumque censeo . . .

Hamburg
bei Hoffmann und Campe.
1834.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Nestor norddeutscher Patrioten

dem

Freunde veredelter Natur und Menschheit

Herrn

Baron von Vogt

gewidmet.

Verehrungswürdiger Greis!

Ich habe nie das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft genossen, aber ich kenne Ihre Schöpfungen, die blühenden Spuren Ihrer menschenfreundlichen Hand. Bereits als Knabe besuchte ich sehr oft von Altona aus das schöne Flottbeck. Hier wölbt sich keine Ulme, keine Buche, die Sie nicht gepflanzt, hier steigt von hundert freundlichen Dächern kein Rauch in die Luft, der nicht Weihrauch für Sie wäre. Das wußte ich schon als Knabe und so kam es, daß ich an Ihrem Namen zuerst den Begriff und die Bedeutung eines Menschenfreundes, eines Patrioten lernte. Eine glücklichere Abstraktion, ein würdigeres Bild wird selten der jugendlichen Seele geboten.

Nehmen Sie, Verehrungswürdiger, diesen Ausdruck meiner frühgefaßten und in reiferem Alter nur genährten und befestigten Achtung gütig auf.

Eutin, am 1. December 1833.

Ludolf Wienbarg.

Vorwort.

Wenn die Patrioten bisher über die Kluft der Stände, die Rohheit und Unempfänglichkeit des Volkes in Niedersachsen mit Recht bittere Klage führten, oder im Großen Verbesserungspläne entwarfen, so stand ihnen die niedersächsische oder plattdeutsche Volkssprache nur sehr im Hintergrunde und kam weder im Guten, noch im Bösen so recht in Betracht. Ich glaube nachzuweisen, ja mit Händen greiflich zu machen, daß sie die Wurzel alles Uebels, der Hemmschuh alles Bessern ist.

Gehe hin, meine kleine Schrift, und spreche! Drei Dinge wünsche ich dir, Flügel, Feinde und Freunde. Die Flügel wünsche ich dir, damit du dich nach allen Seiten verbreitest, die Feinde und Freunde, damit du nach allen Seiten besprochen wirst. —

Bekanntlich sprechen die Bewohner Niedersachsens platt-deutsch und hochdeutsch: ersteres als Volkssprache, letzteres als Sprache der Bildung. Das Hochdeutsche redet man dialektlos, das heißt, Aussprache und Schreibung stimmen buchstäblich überein *). Anders in Mittel- und Süd-Deutschland. Göthe sprach das Hochdeutsche wie ein geborner Frankfurter, Schiller wie ein Wirtemberger und noch gegenwärtig hört man's der Sprache der Gebildeten Süd-Deutschlands ab, in welcher Provinz sie zu Hause gehören. Daher kann man wol behaupten, daß mancher niedersächsische Handwerker reiner hochdeutsch spricht, als der Würzburger Professor, der Badische Deputirte oder der Bewohner der Provinz Meissen selbst, dessen Aussprache doch zu seiner Zeit von Gottsched mit dem Privilegium der Klassizität begabt worden ist. Allein man darf nicht vergessen, daß diese Reinheit eine abstrakte und keine lebendige ist, da der Norden sein hochdeutsch im eigentlichen Sinn des Worts aus Büchern, zumal aus der lutherischen Bibelübersetzung gelernt, nicht aber wie Mittel- und Süd-Deutschland durch lebendig uralte Tradition von Mund zu Mund empfangen hat.

Ist doch die hochdeutsche Sprache selbst keine Sprache provinzieller Beschränktheit, keine bloße Mundart Alt-Meissens, sondern im höheren Sinn ein Kunstwerk des großen Reformators, der aus den beiden Hauptdialekten des Nordens und Südens, schon ohnehin im Sächsischen sich berührend eine Sprache schuf,

*) Doch auch mit Ausnahme gewisser örtlicher und provinzieller Variationen, wie in Hamburg, Westphalen, Dithmarsen, wo selbst die Gebildeten, von deren Aussprache hier eigentlich die Rede ist, sich der Lokalitäten nicht enthalten

die, wenn auch mit Vorwalten des süddeutschen Elements, jedem deutschen Ohr zugänglich und verständlich sein, die eine gemeinsame Sprache aller Deutschen vorbereiten sollte. Aus den edelsten Metallen des unerschöpflichen deutschen Sprachschachtes gegossen, ward sie in Luthers Händen die Glocke, welche die Reformation, den dreißigjährigen Krieg, die ganze neue Geschichte eingeläutet hat.

Mehr als de Griechen der Sänger der Odyssee und Ilias muß uns Deutschen, Katholiken wie Protestanten, der Uebersetzer der Bibel gefeiert sein. Die altionische Sprache gehörte nicht dem Dichter, sondern der Nation an. Die Sprache der Bibelübersetzung aber mußte sich erst geltend machen durch die Gewalt des Genius, sie gehörte Luther an in dem Sinn, wie man nur irgend auf diesem Gebiet das Eigenthumsrecht für eine Person in Anspruch nehmen darf.

Denkt euch, Luthers Sprache wäre nicht durchgedrungen. Zerrissen wäre das mächtigste Band, das Süd und Nord umschlingt. Der Norden würde nichts vom Süden, der Süden nichts vom Norden wissen.

Die theuersten Namen, die jetzt im Herzen der ganzen Nation wiederklingen, würden hie und da in einem Winkel Deutschlands genannt werden und etwa die Eitelkeit ihrer Landsleute aufblähen, alle großen Männer, die in unserm Vaterlande die Sprache Luthers geredet, alle Genien der ernsten und fröhlichen Wissenschaft, auf die wir unsern Stolz setzen, ja welche die Vorsehung selbst uns zum erhebenden Selbstgefühl erweckt zu haben scheint, würden mit vergeblicher Sehnsucht ihre Flügel über Deutschland ausgebreitet haben, wären von ihrer Geburt an zur Verschrumpfung und Lähmung bestimmt gewesen. Es ist so viel Unglück seit Luther über dieses arme Land hingegangen, daß man zweifeln könnte, ob nur der Name Deutschland, Deutscher, ehre. Luthers Schriftsprache, dieses Schwerdt, das Wunden schlug und heilte, über dem unsäglicher Wirrwarr sich schwebend erhalten hatte.

Das kaiserliche Reichsschwerdt ist zerbrochen, Luthers Sprache ist Reichsschwerdt geworden, glanzvoller, schwungreicher, mächtiger,

gefürchteter, als je eins in der Hand eines Hohenstaufens oder Habsburgers geblitzt hat.

Sprache Luthers, kaiserliches Schwerdt, der Muth hat Dich gestählt, die Freiheit Dich geschliffen, der Kampf Dich erprobt.

Sprache Luthers, kaiserliches Schwerdt, rein bist Du von den Blutflecken der Religionskriege, rein und gesäubert vom Geifer theologischer Streithähne, vom Rost des gelehrten und amtlichen Pedantismus.

Führt es ihr Söhne des Lichts, denn ihr seid unüberwindlich mit dieser Waffe.

Berührt es nicht, ihr Kinder der Nacht, denn es ist scharf und fährt zurück auf eure eigenen Schädel.

Man kann Werth und Würde der deutschen Schriftsprache lebhaft anerkennen und dennoch wünschen, daß die ober- und niederdeutschen Dialekte sich im Munde des Volkes lebendig erhalten. Ich theile diesen Wunsch nicht. Was namentlich die Frage betrift, welche den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht: „ist die niedersächsische Volkssprache zu pflegen oder auszurotten?" so antworte ich aus innigster Ueberzeugung und aus Gründen, welche ich darlegen werde: sie ist auszurotten, durch jedes mögliche Mittel auszurotten.

Verständigen wir uns über etwas sehr Wesentliches. Daß die plattdeutsche Sprache der Zeit verfallen und aussterben wird, ist keine Frage mehr.

Eine jede Sprache, die nicht Schriftsprache, Sprache der Bildung, des geschichtlichen Fortschrittes, der politischen, religiösen, wissenschaftlichen, artistischen Bewegung ist, muß bei dem Stand und Gang unserer Kultur einer Schrift- und Bildungssprache Platz machen, muß wie die frisische in Holland, wie die keltische in Bretagne, die baskische in Spanien allmählig aussterben. Auszusterben ist das nothwendige und natürliche Schicksal der plattdeutschen Sprache. Nichts kann sie vom Untergang retten. Schreibt plattdeutsche Lustspiele, Idyllen, Lieder, Legenden —

umſonſt: das Volk lieſt euch nicht — lieſt es nur den Reineke de Vos? — ihr begründet keine plattdeutſche Literatur, ihr macht die verblühende Sprachpflanze durch euren poetiſchen Miſt nicht blühender — ſie wird ausſterben. Ihr preiſet dieſe Sprache als alt, ehrlich, treu, warm, gemüthlich, wohlklingend — ihr habt Recht oder nicht — ſie wird ausſterben. Das iſt das unerbittliche Geſetz der Nothwendigkeit.

Allein, es iſt wahr, das Nothwendige iſt nicht immer das Wünſchenswerthe. Gar vieles begiebt ſich in Natur und Geſchichte mit Nothwendigkeit, was nicht bloß die Klage des Thoren, ſondern auch den gerechteren Schmerz des Weiſen erregt. Immer iſt es des denkenden Menſchen würdig, ſich deſſen, was geſchehen wird und muß, bewußt zu werden, immer der ſittlichen Kraft und Würde deſſelben ſchädlich und unwürdig, ſich willen- und wunſchlos vor der Nothwendigkeit zu beugen. Nicht ſelten gelingt Aufſchub Vertagung, wo auch nicht, der Menſch darf ſich frei ſprechen von Leichtſinn, träger Sorgloſigkeit, er hat ſich das Recht und die Beruhigung erworben, animam salvavi auszurufen.

Darum frage ich eigentlich, iſt es wünſchenswerth, daß Niederſachſens alte Sprache ſich aus der Reihe der lebendigen verliert; wenn das, ſoll man ihren Untergang der Zeit überlaſſen oder ſoll man dieſen beſchleunigen; wenn letzteres, welches ſind die Mittel dazu?

Um die deutſche Gemüthlichkeit iſt es ein ſchönes Ding und was kann namentlich dem Niederſachſen gemüthlicher ſein, als ſeine angeborne Sprache. Doch ein ſchöneres Ding iſt der muthige Entſchluß, die Gemüthlichkeit einſtweilen auszuziehn, wenn ſie uns zu enge wird.

Grade das behaupte ich von der und gegen die plattdeutſche Sprache. Sie iſt dem Verſtand der Zeit längſt zu enge geworden, ihr Wachsthum hat bereits mit dem ſechszehnten Jahrhundert aufgehört, ſie kann die geiſtigen und materiellen Fortſchritte der Civiliſation nicht faſſen, nicht wiedergeben und daher verurtheilt

ſie den bei weitem größten Theil der Volksmaſſe in Norddeutſchland, dem ſie annoch tägliches Organ iſt, zu einem Zuſtande der Unmündigkeit, Rohheit und Ideenloſigkeit, der vom Zuſtand der Gebildeten auf die grellſte und empörendſte Weiſe abſticht.

Habe ich Recht oder Unrecht? Steht es nicht ſo mit dem Volk in Hannover, Weſtphalen, Meklenburg, Holſtein u. ſ. w.? Wurzelt nicht das Hauptübel im abſoluten Unvermögen der täglichen Umgangsſprache, den nöthigſten Ideenverkehr zu bewerkſtelligen?

Daß ich in beiden Unrecht hätte. Aber den Stein, den dieſe Anklage gegen die plattdeutſche Sprache als eine Feindin der Volksbildung, der geiſtigen Thätigkeit erhebt, derſelbe gewichtige Stein muß erhoben werden von jedem Niederſachſen, jedem Deutſchen, dem der materielle und geiſtige Zuſtand von Millionen Brüdern, dem die Gegenwart und die Zukunft Deutſchlands nicht gleichgültig iſt.

Halte ich einen Augenblick inne. Ob dieſe Schrift auch Leſer findet, die in hohe ariſtokratiſche Privilegien eben in dem gerügten Gebrechen, eben in dem Umſtand, daß die plattdeutſche Sprache ſeit drei Jahrhunderten nichts gelernt, eine Tugend derſelben entdecken? Soll ich Rückſicht auf ſolche Leſer nehmen? Soll ich die reine Abſicht, die mir vorſchwebt, durch alle Blätter mir verbittern?

Aber es giebt ſolche, du kennſt ſolche! Wolan denn, mache ich es gleich und auf einmal mit ihnen ab.

Ja, ihr Herren, dieſe Sprache hat nichts gelernt ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert, ſie hat ſich mit keiner einzigen Idee, keinem einzigen Ausdruck der neuen Geſchichte bereichert, ſie hat nicht einmal ein Wort für Bildung, nicht einmal ein Wort für Verfaſſung — ja, ihr Herren, ſie iſt noch ganz und gar die Sprache des ſechszehnten Jahrhunderts, die Sprache der Hetzjagden, der Peitſchenhiebe, der Hundelöcher, die Sprache des Bauernkrie-

ges und — spürt ihr nichts vom kurzen Takt der Dreschflegel darin, und seht ihr nicht etwas von kurzem Messer, geschwungener Sense, geballter Faust als Titelvignette vor den Ausgaben plattdeutscher Lexika paradiren? — Täuscht euch nicht, sie ist noch immer die Sprache des sechszehnten Jahrhunderts und schleppt die gebrochenen Ketten sichtbar mit sich umher, und pflügt und ackert jeden Frühling und jeden Herbst den alten Grimm in die alten Furchen hinein. O sie ist schrecklich treu, schrecklich dumm und gemüthlich: aber laßt euch sagen, sie hat wenig Religion, nur sehr wenig und sie kennt, wenn sie wild wird, den Teufel besser als den lieben Gott. Worüber ihr euch nicht sehr zu verwundern habt; denn als sie katholisch war, da war das Christenthum, die Messe nämlich, lateinisch und als sie lutherisch wurde, wurde das Christenthum, Predigt und Katechismus hochdeutsch. Bedenkt auch nur, betet denn gegenwärtig ein einziger Bauer oder Bauernknecht das Vaterunser und den Glauben in der Sprache, worin er seinen Gevatter bewillkommt, im Kruge Schnaps und Bier fordert oder dem Steuereinnehmer einen derben Fluch zwischen den Zähnen hinterherschickt? Wahr ist es also, diese Sprache hat nichts gelernt, allein sie hat auch nichts vergessen, es sei denn ihre alten Lieder, ihren fröhlichen Gesang und eben das Vaterunser, das sie früher doch, wie ich glaube, hat beten können.

Nehmt euch ein Bild zu Herzen, das ich euch, — das ich Allen vorhalte.

Eine Sprache, die stagnirt, ist zu vergleichen mit einem See, dem der bisherige Quellenzufluß versiegt oder abgeleitet wird. Aus dem Wasser, worüber der Geist Gottes schwebte, wird Sumpf und Moder, worüber die unreinen Geister brüten. Der Wind mag wehen woher er will, er gleitet spurlos über die schmutzige grüne Decke hin. Der Himmel ist blau und heiter oder stürmisch gefärbt, das rührt ihn nicht, keine Sonne keine Wolke spiegelt sich mehr auf der trüben Fläche. Bild der Unzufriedenheit, der Gleichgültigkeit, der Tücke, der Gefahr. Wehe dem Mann, der im

Trüben fiſchen will und ausgleitet — was helfen ihm rüſtige Arme, Schwimmkunſt, er verſinkt, er erſtickt im tauben Schlamm.

Die Sprache iſt das Volk.

Ja wohl, die Sprache iſt das Volk und es gab eine Zeit wo das niederſächſiſche Volk und die niederſächſiſche Sprache poetiſch waren. Das iſt ſehr lange her, die Zeit war heidniſch und der Germane von Poeſie, Muth, Stolz und Freiheit durchdrungen. Die kühnſten Gedichte aus dieſer „rauhen Vorzeit," wenn gleich ſchon vom Duft der Kloſtermauern angewittert und durch Mönchsfedern auf die Nachwelt gekommen, verrathen niederſächſiſchen Dialect.

Ich weiß nicht ob viele meiner Leſer ſich Begriff und Vorſtellung machen von der wunderbaren Natur einer Sprache, die einem vermeintlich barbariſchen und rohen Sittenzuſtande angehört. Dieſe müſſen mir, und wenn nicht mir, Jakob Grimm, dem Linnäus der deutſchen Sprachgeſchichte auf's Wort zu glauben, daß keine Sprache gegenwärtig auf dem Erdboden geſprochen wird, die an Bau und Künſtlichkeit jener alt-plattdeutſchen Sprache das Waſſer reichte. Die grammatiſche, innerliche Gediegenheit hatte ſie mit den älteſten Grundſprachen und mit ihrer oberdeutſchen Schweſter gemein und übertraf dieſe vielleicht an Klang, Kraft und Wohllaut. Allein, das Schickſal wollte ihre Schweſter erheben und ſie fallen laſſen. Jene hat im Verlauf der Zeit auch unendlich viel von ihrer leiblichen Schönheit und jugendlichen Anmuth eingebüßt, allein ſie hat Gewandtheit, Schnelle, Feinheit des Ausdrucks, Begriffsſchärfe, vermehrte Zahl der Combinationen zum Erſatz dafür eingetauſcht. Die niederſächſiſche Sprache dagegen hat ihre Jugend und ſtählerne Kraft verloren; ohne an Verſtand und innerer Feinheit zu gewinnen. Ihre grammatiſchen Formen wurden zerſtört und in noch höherem Grade, als die der Schweſterſprache, aber ohne daß man bemerken konnte, daß der ſcharfe Gährungsprozeß der antiheidniſchen neueuropäiſchen Bildungsfermente an der Auflöſung einigen Antheil genommen, ſondern erſichtlich und durch dumpfes trübes Verwittern,

das auch Holz und Stein und alles Leblose oder Absterbende allmählig abnagt und zerfrißt.

Als die althochdeutsche Sprache in die mittelhochdeutsche überging, schaute diese als Siegerin auf dem Turnierplatze des deutschen Geistes umher, sie war es geworden ohne Kampf. Sprache des mächtigsten und kunstliebendsten Kaiserhauses, lebte sie im Munde der Fürsten, Ritter, Sänger mit und ohne Sporn, Sänger mit und ohne Krone, welche die elegante Literatur ihres Zeitalters begründeten, war sie, was mehr sagen will, die Sprache des Nibelungenliedes und anderer deutschen Nationalgedichte, welche mit Ausnahme jener ältesten Reliquien theils nie, theils nur in späterer Uebersetzung im Plattdeutschen schriftsässig wurden.

Welcher Bann, frage ich, lag über der niedersächsischen Literatur? Derselbe Bann, der über dem Volk und seiner Geschichte lag. Es sollte die mächtige Naturkraft, die einst diesen Stamm belebte, stocken und starren und als trüber Bodensatz des germanischen Geistes zurückbleiben.

Welche Kette von Hemmnißen, betäubenden und zerreißenden Unglücksschlägen nur bis zum sechszehnten Jahrhundert!

Karl des Großen Sachsenkrieg, gewaltsam blutige Ausrottung des Wodandienstes ohne wahrhafte Anpflanzung der Christusverehrung, Sachsen und Slaven stoßen sich hin und her und mischen sich unter einander, die alte Sachsenfreiheit schwindet, die Leibeigenschaft nimmt furchtbar überhand, der Krumstab zu Bremen ist schwach und gewährt keinen Schutz, das sächsische Kaiserhaus übertreibt die Großmuth und entäußert sich seiner zu Würde und Glanz so nothwendigen Stammbesitzungen, Heinrich der Löwe, die welfische Macht geht unter, deren Sieg über die hohenstaufische Norddeutschland so gehoben hätte wie ihre Niederlage Süddeutschland emporbrachte, selbst der belebende Einfluß der Hansa zeigt sich nur im Sinnlichen, nicht im Geistigen wohlthätig, ihr Seehandel nach dem Norden macht sie nur mit Völkern und Sitten bekannt, die noch roher waren, als sie selbst; Dagegen Süd-Deutschlands Handels-

städte, Nürnberg, Augsburg mit dem hoch gebildeten Oberitalien in Verkehr standen.

Und nach dem fünfzehnten Jahrhundert! Muß ich nicht Luther selbst und die Reformation voranstellen? Darf ich verschweigen, daß die unmittelbaren Wirkungen dieser auf Jahrtausende hinauswirkenden Begebenheit, wie für ganz Deutschland, so insbesondere auch für Niedersachsen nicht glücklich, nicht segenbringend waren? Welch ein Gemälde des Innern: rabulistische Theologen, herenriechende Juristen, blutdürstige Obrigkeiten, dumpfer Haß, ächzende Kirchengesänge, furchtbarer Wahnglaube an Zauberei, Bezauberung und Teufelsbesessenheit *). Welch ein Gemälde des Aeußeren: der dreißigjährige Krieg, Magdeburgs Untergang, Schwedens Besitznahme norddeutscher Städte und Provinzen, Hannovers Verwandlung aus früherem Reichslehn in einen Familienbesitz englischer Könige, wie schon früher und vor Luther Nordalbingien in einen Familienbesitz dänischer Könige, selbst Brandenburgs steigende Größe, die zu guter letzt die Wagschaale der Macht und des politischen Einflusses überwiegend auf jene nordöstlichen Provinzen Deutschlands niedersenkte, die von slavischer Stammbevölkerung ursprünglich der Wurzelkraft des germanischen Lebens entbehrten, aber durch Aussaugen und Anziehen germanischer Säfte und Kräfte sich konsolidirt und ausgebildet hatten.

Lasse ich die schwere Kette fallen, es fehlt ihr so mancher Ring, dessen Ergänzung ich dem Geschichtforscher überlasse.

Wie konnte, bei einer solchen Zahl und Reihe von Schicksalen der niedersächsische Stamm gedeihen, wie konnte sich eine

---

*) Die Herenprozesse, die mit wenig zahlreichen Ausnahmen erst nach der Reformation und hauptsächlich im protestantischen Norddeutschland geführt wurden und denen ein Glaube an den Einfluß böser Geister zu Grunde lag, den Luther, in melancholischen Anfällen selbst oft mit dem persönlich ihm erscheinenden Teufel ringend, nur zu sehr genährt hatte, diese Herenprozesse haben Deutschland im 17ten Jahrhundert vielleicht mehr Menschen gekostet, als Spanien die Inquisition.

eigenthümliche Literatur unter ihm geltend machen *), wie konnte die Volkssprache selbst sich der Entwürdigung und Verschlechterung entziehen? Auf welcher Bildungsstufe müßte die neuere Zeit Volk und Sprache antreffen, wie tief unter der nöthigsten Fassungskraft, wie selbst ohne Ahnung dessen, was zur Begründung und Sicherung eines verbesserten Staatslebens elementarisch vorauszusetzen!

Allein, höre ich Jemand einwerfen, wenn auch die plattdeutsche Sprache ganz dem Bilde gleicht, das du von ihr entworfen, wenn sie selbst auch unfähig ist, Element der Volksbildung zu sein, so erwartet eigentlich auch Niemand dieses Geschäft von ihr, das ja von der allgemein verbreiteten und verständenen hochdeutschen Sprache längst übernommen und verwaltet wurde.

Antwort: übernommen aber nicht verwaltet. Damit behauptet man einen Widerspruch gegen alle Vernunft und Erfahrung. Selbst die allgemeinste Erlernung und Verbreitung der hochdeutschen Sprache übt so lange gar keinen oder selbst nachtheiligen Einfluß auf die Volksbildung, als neben ihr Plattdeutsch die Sprache des gemeinen Lebens bleibt.

Allerdings wird die hochdeutsche Sprache als Organ der Volksbildung überall in Niedersachsen angewendet. Es gibt wol wenig Dörfer, wo die Jugend nicht Gelegenheit findet, das Hochdeutsche ein wenig verstehen, ein wenig sprechen, ein wenig lesen und ein wenig schreiben zu lernen. Die Leute müssen wol. Amtmann, Pfarrer, Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Kalender sprechen hochdeutsch. Ohnehin sind die Kinder schulpflichtig und beim Hobeln setzt es Spähne ab.

Allein, Jedermann weiß, plattdeutsch bleibt ihr Lebenselement. Das sprechen sie unter sich, zu Hause, im Felde, vor

*) Reineke de Vos ist von holländischer und französischer Abkunft, wenn auch die Mährchen von Fuchs und andern Thieren ursprünglich in Deutschland sowol, als in Frankreich in Schwang gingen. Die plattdeutsche Uebersetzung scheint niemals Volksbuch gewesen zu sein, obgleich sie sehr gelungen ist; man könnte sie den Schwanengesang dieser Sprache nennen.

und nach der Predigt. Das kommt ihnen aus dem Herzen, dabei fühlen sie sich wohl und vergewissern sich, daß sie in ihrer eigenen Haut stecken, was ihnen, sobald sie hochdeutschen, sehr problematisch wird.

Der erste Schulgang macht in der Regel auch die erste Bekanntschaft mit der hochdeutschen Sprache. Mit Händen und Füßen sträubt sich der Knabe dagegen. Ich bedaure ihn, er soll nicht bloß seine bisherige Freiheit verlieren, unter die Zuchtruthe treten, buchstabiren lernen, was auch andern Kindern Herzeleid macht; er soll überdies in einer Sprache buchstabiren und lesen lernen, die er nicht kennt, die nicht mit ihm aufgewachsen ist, deren Töne er nicht beim Spiel, nicht von seiner Mutter, seinem Vater, seinen kleinen und großen Freunden zu hören gewohnt war. Alles was er von diesem Augenblick an lies't, lernt, hört in der Schule und unter den Augen des Lehrers, klingt ihm gelehrt, fremd, vornehm und tausend Meilen von seinem Dorf entfernt. Daß der rothe Hahn in seiner Fibel **krähet** und der lebendige in seinem Hause **krait**, scheint ihm sehr sonderbar. In der Bibel nennen sich alle Leute **du**, der Unterlehrer sagt zum Oberlehrer **sie**, er aber ist gewohnt, bloß seine Kameraden zu duzen, Vater, Mutter und andere Erwachsene mit **he** und **se** anzureden. Kommt an ihn die Reihe zu lesen, laut zu lesen, so nimmt er die Wörter auf die Zunge und stößt sie heraus wie die Schalen einer Frucht, die er nicht essen mag, weil er sie nicht kennt. Was er auswendig lernt, lernt er nicht einwendig. Was ihm allenfalls noch Vergnügen macht, ist der gemeinschaftliche Gesang am Schluß der Schule und auf Kirchbänken. Von Natur mit einer hellen durchdringenden Stimme begabt, wetteifert er mit dem Chor um die höchsten Noten, betäubt seinen Kopf und findet eine Art Vergnügen und Erholung darin, dieselben Verse des Gesangbuches bloß herauszuschreien, die er zu anderer Zeit auswendig lernen muß.

Erreicht er das gesetzliche Alter, so wird er konfirmirt. Wer ist froher als er. Nun tritt er völlig wieder in das platt-

deutsche Element zurück, dem er als Kind entrissen wurde. Er hat die ersten Forderungen des Staates und der Kirche erfüllt. Er hat seinen Taufschein durch seinen Confirmationsschein eingelöst. Ersteren bekam er ohne seinen Willen zum Geschenk, um letzteren mußte er sich, auch wider seinen Willen, redlich abplacken.

Auf beide Scheine kann er später heirathen und Staatsbürger werden.

Was ist die Frucht dieses Unterrichts? Er hat rechnen, lesen und schreiben gelernt. Er kann auch lesen und schreiben, aber er lies't und schreibt nicht. (Umgekehrt der französische Bauer, der kann nicht lesen, aber er läßt sich vorlesen). Ich frage also, was ist die Frucht dieses hochdeutschen Unterrichts? Welchen Einfluß übt derselbe auf sein Geschäft, auf seine Stellung als Familienvater, Staatsbürger, Glied der Kirche, der sichtbaren, wie der unsichtbaren?

Folgen wir ihm, wenn er aus der Kirche kommt. Die Predigt ist herabgefallen, der Gesang verrauscht wie ein Platzregen auf seinen Sonntagsrock, zu Hause zieht er diesen aus und hängt ihn mit allen Worten und himmlischen Tropfen, die er nicht nachzählt, bis zum künftigen Sonntag wieder an den Nagel. Frage: kann er die hochdeutsche Predigt hochdeutsch durchdenken, spricht er mit Nachbaren, mit Frau und Kindern hochdeutsch vom Inhalt derselben, ist er gewohnt und geübt, ist er nur im Stande, den religiösen Gedankengang in's Plattdeutsche zu übersetzen? Antwort: schwerlich. Frage: hat ihn die Predigt das Herz erwärmt, den Verstand erleuchtet? Antwort ein Schweigen. Armer Bauer, vor mir bist du sicher, ich lese dir darüber den Text nicht. Kennst du etwas dafür, daß der Kanzelton nicht die Grundsaite deines Lebens berühre, daß jener Nerv, der von zart und jung auf gewohnt ist, die Worte der Liebe, der Herzlichkeit, des Verständnisses in dein Inn're fortzupflanzen, nicht derselbe ist, der sich vom Klang der hochdeutschen Sprache rühren läßt. Wer auf der Gefühlsleiter in deine Herzkammer herabsteigen will, muß wollene Strümpfe und hölzerne Schuh anziehen, in schwarzseidenen

Strümpfen dringt man nicht bis dahin. Wüßte man nur, begriffe man nur, wie es in deinem einfältigen Kopf zusteht und daß die hochdeutschen Wörter und die plattdeutschen Wörter, die du darin hast, sich gar nicht gut mit einander vertragen, sich nicht verstehn und sich im Grund des Herzens fremd, ja feind sind. Die plattdeutschen Wörter sind deine Kinder, deine Nachbaren, dein alter Vater, deine selige Mutter, die hochdeutschen sind der Schulmeister, der Herr Pastor, der Herr Amtmann, vornehme Gäste, die dir allzuviel Ehre erweisen, in deinem schlechten Hause vorzukehren, mit dir vorlieb zu nehmen, Wörter in der Perrücke, in schwarzem Mantel, welche deine und deiner plattdeutschen Wort Familie Behaglichkeit stören, dich in deiner Lust beeinträchtigen, die bald von Abgaben, bald von Tod und jüngsten Gericht versprechen, Grablieder über deinen Sarg singen werden, ohne sich über deine Wiege gebückt und Eia im Suse und andere Wiegenlieder gesungen zu haben. Armer Bauer, ich habe dich immer in Schutz genommen und diese Schrift, obgleich du sie nicht lesen wirst, ist eigentlich nur für dich und zu deinem Heil und Besten geschrieben. Viele Leute aus der Stadt klagen dich an, daß du trotz deiner Einfalt verschmitzt bist, trotz deiner Rohheit nicht weniger als Kind der Natur bist, sie sagen, daß du dir eine und die andere Gewissenlosigkeit gar wenig zu Herzen nimmst. Aber ich habe ihnen immer geantwortet, unser Bauer hat nicht zu wenig Gewissen, er hat zu viel. Er hat zwei Gewissen, ein hochdeutsches und ein plattdeutsches, und das eine ist ihm zu fein, das andere uns zu grob und dickhäutig. Zu diesem wird ihm in seinem eigenen Hause der Flachs gesponnen, jenes webt ihm die Moral und die Dogmatik: in dem einen sitzt er wohl und warm und es ist sein Kleid und Brusttuch so lange er lebt, in dem andern friert ihn und er hält es nur deswegen im Schrank, um damit einmal anständig unter die Schaar der Engel zu treten.

Ist ihm sein Verhältniß zum Staat durch den hochdeutschen Unterricht vielleicht klarer geworden, als sein Verhältniß zur Kirche? Erwirbt er sich durch das hochdeutsche Medium, das einzige, das

ihm Aufschlüsse über eine so wichtige Angelegenheit geben kann, Kenntnisse von seinen Rechten und Pflichten im Staats-Verein, ist ihm dadurch ein Gefühl von Selbstständigkeit, ein Bewußtsein von den Grenzen der Freiheit und des Zwanges, von Gesetz und Willkühr aufgegangen, Gemeinsinn geweckt: sein dumpfes egoistisches Selbst zu einem Bruderkreise erweitert, der Wohl und Weh an allen Gliedern zugleich und gemeinschaftlich spürt? Wie das alles? Seine Beamte können ihn nicht auf und er selber — er liest nicht, er nimmt keine Schrift, kein Blatt zur Hand, er läßt sich auch nicht vorlesen, das ist gelehrt, hochdeutsch, geht über seinen Horizont, läßt sich nicht weiter besprechen, sein Verstand hat kaum einen Begriff, seine Sprache kein analoges Wort dafür. Armer Bauer. Und wenn Wunder geschähen und die tausend Stimmen der Zeit, die für dich und an dich gesprochen, dein Ohr nicht erreichen, wenn sie sich verwandelten und ergössen in eine göttliche Stimme, die vom Himmel riefe: Bauer, hebe dein Kreuz auf und wandle — du würdest liegen bleiben und sprechen: das ist hochdeutsch.

Wie er seine Aecker vortheilhafter bestellen, seine Gerätde brauchbarer einrichten, nützlicher dieses und jenes betreiben, wohlfeiler dieses und jenes haben könne, das lehren ihn Blätter und Schriften, von Gesellschaften oder Einzelen herausgegeben, vergebens: er liest sie nicht. Schlägt man ihm sonstige Verbesserungen und Veränderungen vor, so schüttelt er den Kopf und bleibt starrsinnig beim Alten. Dat geit nich, dat will ik nich, dat kan ik nich, ne dat do ik nich: unglückselige, stupide Worte, wie viele beabsichtigte Wohlthaten macht ihr täglich scheitern, habt ihr scheitern gemacht. Unseliger Geist der Trägheit, der hier mit der Sprache Hand in Hand hinschlendert, mit dieser vereint, durch diese gestärkt allem Neuen und Bewegenden Feindschaft erklärt. Wann erlebt der Menschenfreund, daß dieses unsaubere Paar geschieden wird. Wann erscheint die Zeit, wo diese Eselsbrücke zwischen Gestern und Vorgestern abgebrochen wird, wo die einzig mögliche Verbindungsstraße zwischen der heutigen Civilisation

und dem norddeutschen Bauer, die hochdeutsche Sprache, diesem wahrhaft zugänglich gemacht wird? Aermster, ich klage dich ja nicht an, ich bedaure dich ja nur.

Oder muß es so sein, muß der deutsche Bauer ein Klotz, ich sage ein Klotz bleiben. Ist es sein ewig Schicksal nur die Plage des Lebens und nicht dessen Wohlthaten zu genießen? Wird sich nicht einmal seine engefurchte Stirn menschlich erheitern, ist es unvereinbar mit seinem Stande, seinem Loose, gebildeter Mensch zu sein, mit gebildeten Menschen auf gleichem Fuß zu leben, sich nicht allein mit Spaten und Pflug, sondern auch mit Kopf und Herzen zu beschäftigen?

Das sind sehr exotische Ideen in Niedersachsen! Ich weiß, ich weiß. Ich will sie aber aussprechen, ich will sie vertheidigen, ich will das Meinige dazu thun, daß einheimische Ideen, Fragen und Wünsche daraus werden. Lange genug ist die Bildung ein ausschließliches Vorrecht einiger Menschen, gewißer Stände gewesen. Das muß aufhören, gebildet sollen alle Menschen sein, gelehrt wer will. Volksbildung, und nicht bloß wie bisher Volksunterricht, soll und wird das Ideal, das Feldgeschrei der Zeit werden. Unsere Gelehrten, unsere Beamte, unsere guten Köpfe unter den Schriftstellern werden ihren Hochmuth fahren lassen, sich des Volkes erbarmen, und sich einmal erinnern, daß sie selber in der Mehrzahl aus dem Volke stammen. Noch im vorigen Jahrhundert gab sich so ein Gelehrter, Philosoph, Dichter, der vielleicht aus dem dunkelsten Stande geboren war, die lächerliche Miene, als ob er unmittelbar aus dem Haupt des Gottes der Götter entsprungen sei und den Olymp besser kenne, als das Haus der armen Frau: die ihn mit Schmerzen geboren und mit Thränen, Sorgen und Entbehrungen groß gezogen hatte. Kein Dichter stürmte seinen Schmerz und Unmuth über die Erniedrigung des Volks in die Saiten, kein Gelehrter schämte und grämte sich, die ihm von Natur nächsten und liebsten Wesen von sich getrennt zu sehn durch eine ungeheure geistige Kluft, welche nur die Bildung

der alten und neuen Welt auszufüllen vermogte. Lessing schreibt den Nathan, und beweist, daß der Jude eben so viel Ansprüche habe auf den Himmel als der Christ, aber er schreibt nichts, worin er beweist, daß der Bauer, sein Vetter, eben so viel Ansprüche habe den Nathan zu lesen, als der vornehme und gebildete Stadtmensch. Winkelmann steht am Fuße des Vatikans und erfüllt die Welt mit Orakelsprüchen über die Schönheiten des Apoll von Belvedere, über das göttliche zornblickende Auge, die geblähten Nasenflügel, die verächtlich aufgeworfene Unterlippe, „eben hat er den Pfeil abgesandt nach den Kindern der Niobe, noch ist sein Arm erhoben," und im selbigen Augenblicke vielleicht, als er dieses spricht, hebt sein Vater, ein armer Altflicker, gedrückt und gebückt über den Leisten hingebogen, Pfriem und Nadel in die Höhe, blickt mit geisttodten, stumpfen Augen auf einen Kinderschuh und gewährt den Anblick eines Menschen, gegen den gehalten der letzte Sclave des Praxiteles, der an die Paläste der altrömischen Großen wie ein Hund angekettete Thürwächter apollinische Gestalten waren.

Volksbildung, o das Wort hat einen griechischen Klang in meinen Ohren und ich muß daher fast bezweifeln, ob es auch von meinen Landsleuten gehörig verstanden wird. Schulleute und Gelehrte werden schon wissen, was ich meine, ich brauche nur die Wörter zu nennen: γυμνασικὰ, studia liberalia, id est, wie mein alter Schuldirektor glossirend hinzufügte, studia libero homine digna. Für das größere Publikum muß ich mich wol zu einer etwas umständlichern Erklärung anschicken und besonders für diejenigen, welche nicht begreifen, wie das Volk nicht bloß unterrichtet, in Lesen und Schreiben geübt, sondern auch gebildet werden solle.

Zur Volksbildung, wie zu jeder Bildung gehört zweierlei, etwas Negatives und etwas Positives. Sage ich aber vorher, daß ich die Saiten nicht zu hoch spanne und daß ich so dem natürlichen Muthwillen der Knaben die ganze körperliche Gymnastik, und der Gunst der Götter ihren Schönheitssinn, ihre musikalische Praxis und dergleichen überlasse. Im Negativen ist die Aufgabe der Bil-

tung, die vis inertiae der rohen Natur vertreiben und bezwingen zu helfen — das Kapitel iſt weitläufig — es beſteht aber die vis inertiae, die Erbſünde des menſchlichen Geſchlechts, darin, daß im Allgemeinen der ungebildete Menſch — was nun gar der norddeutſche Bauer — Selbſtdenken ſcheut, Vorurtheile pflegt, fremde Meinungen herleiert, Thier der Gewohnheit, tauſendſtes Echo, Sclave von Sclaven iſt, beſteht, wie ſchon die Bibel ſagt, darin, daß er Augen hat zu ſehen und nicht ſieht, Ohren um zu hören und nicht hört, beſteht, um alles kurz zuſammenzufaſſen, darin, daß er ſich ſeines eigenen Verſtandes, ſeines eigenen Gefühls, ſeines eigenen Willens nur in den wenigſten Augenblicken des Lebens bewußt wird. — Der weichenden Kraft der Trägheit folgt, wie eine elaſtiſch nachdrückende Feder, die allmählich hervorſpringende Kraft der Thätigkeit. Dieſe ſoll beſchäftigt werden, angemeſſenen Stoff finden, eine beſtimmte Richtung erhalten. Das iſt das Geſchäft der Bildung im Poſitiven, das iſt das Säen des Weizenkorns, wenn der Acker von Steinen gereinigt, von unfruchtbarer träger Laſt befreit, durchbrochen, gepflügt und gefurcht. Trieb, Luſt und Kraft zum Verarbeiten des Saamenkorns in ſich ſpürte. Menſch und Acker, dieſe beiden uralteſten, natürlichſten und durch den religiöſen Stil aller heiligen Urkunden gleichſam geweihten Vergleichungsobjekte, ſind ſich hauptſächlich darin ähnlich, daß der Schöpfer über beide das Wort ausgeſprochen hat: erſt gepflügt und dann geſäet — erſt den ſtarren trägen Zuſammenhang der Oberfläche, der Gemüthsdecke durchbrochen, dann hinein mit dem lieben Korn und — jedem Feld das ſeinige nach Art des Bedürfniſſes, nach Güte und Beſchaffenheit des Bodens *).

Lehrer, wollt ihr mehr als Lehrer, wollt ihr Bildner des Volks ſein, lehrt denken, denken und abermals denken. Haltet

*) Wollte ich zu dieſem, wie geſagt, naturrohen Bilde ein mehr dem Geiſt der Phantaſie angehöriges hinzufügen, ſo vergliche ich den bloßen Leſe- und Schreibunterricht unſerer Landkinder mit der Unvernunft und Thorheit eines Ackermannes, der ſeinem Acker die Inſtrumente zur Bearbeitung, Spaten und Pflug, zur Seitſtbearbeitung hinwirft.

Gedankenlosigkeit für eine Sünde, bestraft sie wie einen Fehler, bindet meinetwegen euren Schülern ein symbolisches Brett vor den Kopf oder stellt sie mit dem Kopf an die bretterne Wand, oder hängt ihnen, wie die Engländer thun, Eselsohren an, oder setzt sie, wie unsere Alten thaten, mit dem Steiß auf hölzerne Esel und vor allen Dingen, hütet euch, selbst die Esel zu sein.

Ich bin aber gar nicht gesonnen, bloß den Lehrern ex professo die Volkserziehung anheim zu stellen — ihnen dieselbe auf den Rücken zu laden, sollte ich wol sagen, bedenke ich das Loos so vieler tausend braven Männer, die bei kümmerlichem Brod ihre tägliche Noth und Sorge haben. Nur immer die Lehrer, nur alles auf ihre Kappe, nur alle Sorge, allen schlechten Erfolg der Erziehung auf ihren Antheil gewälzt. Das ist bequem, bequem freilich, aber nicht patriotisch. Jeder Patriot ist gelegentlich und er sucht die Gelegenheit — Erzieher, Bildner der Menschen, in deren Umgebung er lebt, hier hebt er einen Stein auf, dort ist sein Wort eine Pflugschaar, welche ein Stück harter Kruste aufreißt, dort ein Saamenkorn, das sich heimlich und zu einstiger Frucht in die Spalten des Gemäuers einsenkt.

Volksbildung, Wunsch meiner Wünsche, Ideal, nicht träumerisches, abgöttisches, rückwärts gewandtes, aufwärts in den leeren Himmel blickendes, ich glaube an Dich: Ideal, das keinem Dichter vielleicht Stoff zum Besingen gibt, das vielleicht unter der Würde des Metaphysikers steht, das die scholastische Zunft Ketzerei schilt und der Politiker belächelt, Ideal meiner Seele, Ideal aller Patrioten, im Namen aller spreche ich es aus, ich glaube doch und noch immerfort an Dich.

Laßt ihr gebildeten Niedersachsen die alten Feudalvorurtheile über den Stand eurer Bauern die unreifen Ansichten über ihre Bildungsfähigkeit fallen und fahren; erstere sind so roh, wie leider der Bauernstand jetzt noch selber, letztere so intellektuell hochmüthig, wie man nur immer von einem Stand exklusiv Gebildeter im und über'm Volk erwarten kann. Bedenkt aber, was ich sage. Ein Leibniz, zehn Jahr mit sich allein im dunkeln feuchten

Kerker, kann ſo dumm und albern werden, daß Gänſejungen und Kuhhirten ihren Witz an ihm verſuchen. Nun, Monaden ſollen unſere Bauern freilich nicht erfinden, Leibnitze nicht werden, aber doch mit denſelben Atomen ihres Hirns über die Erſcheinungen in der Welt, über Natur und Staat ihre Begriffe zuſammenſetzen, verbinden und auflöſen, Gedanken bilden, Urtheile fällen und überhaupt ſollen ſie geiſtige Operationen vornehmen, welche in Leibnitzens Kopf ſchärfer oder abſtrakt einſeitiger durchgeführt die Lehre von urtheilbaren beſeelten Weltſtäubchen zum Reſultat hatten.

Doch, das alles wird euch ein mecklenburgiſcher Bauer beſſer auseinanderſetzen — wenn ihr nach einem Hundert oder Zweihundert Jahren zu reveniren Gelegenheit finden ſoltet.

Im vorvorigen Abſchnitt habe ich beſonders oder ausſchließlich nur auf die durch die herrſchende plattdeutſche Sprache verhinderte und daher auch trotz dem Unterricht im Hochdeutſchen verfehlte Bildung des Landmanns Rückſicht genommen*). Es iſt aber auch ſchwer, wenn von der gewerbtreibenden Klaſſe, der großen Bevölkerung norddeutſcher Städte die Rede iſt, die Hemmung und Stockung zu verkennen, welche die plattdeutſche Sprache, wo ſie dem täglichen Umgang angehört, über die Köpfe verhängt. Man ſtößt ſich da, wo der Block liegt, nur ſind die Pfähle, welche den engen plattdeutſchen Ideenkreis in der Stadt wie auf dem Lande begrenzen und umpflöcken, hier mehr roh, dort mehr ſpießbürgerlich abgeſchält und helländiſch überpinſelt, das iſt der Unterſchied. Doch gibt es beſonders aus größeren norddeutſchen Städten, eine erfreuliche Thatſache zu berichten. Viele aus den mittleren achtbaren Ständen, Handwerker u. ſ. w. haben in neuer und neueſter Zeit angefangen, ſich und ihren Familien eine andere Stellung zur hochdeutſchen Sprache und Kultur zu geben, als

*) Was könnte ich anführen, wollte ich von der niedrigſten Klaſſe norddeutſcher Städte ſprechen, die ſich, wie der Hamburger Pöbel in Schnapps und unreinſtem Plattdeutſch wälzt.

von ihren Vätern und Vorfahren eingenommen wurde. Rühmlich iſt es, was dieſe für ihre Kinder thun, mit wie viel Opfern ſie oft ihren Lieblingen Gelegenheit verſchaffen, ſich für ihren künftigen Stand ſo zu befähigen, daß ſie nicht, wie jetzt noch die Meiſten aus dieſer Klaſſe, mit leeren Händen und offenen Mäulern den Strom der Einſichten, Ideen, Kenntniſſe und Beſtrebungen an ſich vorüberrauſchen ſehen, der Europa, Amerika, die Welt erfüllt. Rühmlich und verſtändig zugleich, denn es leitet ſie der richtige Takt in der Beobachtung, daß Beſitz und Vermögen in der Welt immer mobiler werden, daß im raſchen Wechſel der Dinge, außer dem blinden Glück, worauf zu rechnen Thorheit wäre, Verſtand und Kenntniſſe, die ächten Magnete ſind, um den aus den Taſchen der Erwerbenden und Genießenden luſtig hin und her wandernden Beſitz anzuziehen, zuſammenzuhalten und zu vermehren.

Während der niederſächſiſche Bauer bis über Kopf und Ohren im Plattdeutſchen ſteckt, der Bürgersmann aber ſchon anfängt, ſich zwangloſer, als bisher, des hochdeutſchen Mediums zu bedienen, ſollte man vom Gebildeten par excellence, vom Muſenſohn, vom Beamten des Staats und der Kirche u. ſ. w. ausſagen dürfen, daß er ſich mit völliger Freiheit und Luſt in hochdeutſcher Sprache und Bildung bewegte und vom plattdeutſchen Idiom nur außer und unter dieſem Kreiſe Gebrauch machte. Allein die Sache verhält ſich anders. Ich muß in dieſer Hinſicht Gedanken äußern, Erfahrungen mittheilen, welche meinem Gegenſtande eine ganz eigenthümliche überraſchende Wendung geben.

Thatſache iſt nämlich, daß die plattdeutſche Sprache Haus- und Familienſprache in Tauſenden von Beamtenfamilien, Lieblingsſprache auf allen norddeutſchen Univerſitäten iſt. Dieſe Sprache alſo, die ich als Schranke alles Strebens und Lebens, als Feindin der Bildung betrachte, iſt dieſes ſo wenig in den Augen vieler meiner Landsleute, daß ſie den vertrauteſten Umgang mit ihr pflegen, daß ſie ihr, der von Kanzel und Lehrſtuhl und aus guter

Gesellschaft längst Vertriebenen, eine Freistäte am Heerde ihres Hauses gewähren.

Hier im Schooß der Familien erscheint sie als Exponentin der innigsten Verhältnisse. In Scherz und Ernst führt sie oft das Wort, sie ist Vertraute der Gattenliebe, Organ der Kindererziehung, Sprache des Herzens, Lehrmeisterin der Sitte und praktischer Lebensklugheit. Hier hat sie auch meistens ihre Rohheiten abgelegt, kehrt die beste Seite heraus und scheint sich, gleichsam durch ihr Unglück gebessert, des Vertrauens würdig zu machen.

Kommt hinzu, daß ihre Schutzherrn nicht selten Männer von Talent, Geist und Namen sind. Berühmte Lebende könnte ich anführen, ich begnüge mich den seligen Johann Heinrich Voß zu nennen, der nicht allein in Eutin, sondern noch in Heidelberg bis an seinen Tod mit Frau, Familie und norddeutschen Gästen am liebsten und öftersten plattdeutsch sprach.

Das sind Thatsachen. Wie gleiche ich sie aus mit der Behauptung, die plattdeutsche Sprache sei Feindin der Bildung, des Ideenwechsels, der geistigen Lebendigkeit; jetzt, da ich selbst nicht umhin konnte, Männer von Geist und Talent, von Gelehrsamkeit, rastloser Thätigkeit, Männer wie Voß als plattdeutsche zu bezeichnen?

Freilich, ich könnte den nachtheiligen Einfluß der plattdeutschen Sprache eben nur auf das Volk und die Volksbildung beschränken. Ich könnte mich etwa, um dem gebildeten Plattdeutschen allen Anstoß aus dem Wege zu räumen, folgendermaßen darüber ausdrücken: absolut dem Geiste lethal ist das Plattdeutsche nur, wo hochdeutsch, sanskrit und böhmische Dörfer gleich bekannt sind, wie hie und da in Pommern und Meklenburg; was denn von den größten Freunden des Plattdeutschen zugegeben werden müßte, da gar nicht zu läugnen, daß an sich und für sich dasselbe nichts Lebendes und Bewegendes enthalte, sondern Todt und Stillstand selber sei: geistig hemmend und lähmend bleibt aber das Plattdeutsche immer noch auf der Stufe der Ge-

ſellſchaft, wo ihm zwar das Hochdeutſche verſtändlich näher getreten, aber noch als ein Fremdes gegenüber ſteht; ohne ſchädlichen Einfluß und gleichſam indifferent für Geiſt und Bildung zeigte ſich die plattdeutſche Sprache, da, wo ſie der hochdeutſchen nicht als Fremde gegenüber ſteht, ſondern ſchweſterlich zur Seite geht.

Allein, ich fürchte, indifferent iſt ein Ausdruck, der hier ſchon aus allgemeinen pſychologiſchen Gründen unſtatthaft erſcheint. Zwei Sprachen auf der Zunge ſind zwei Seelen im Leibe. Iſt die eine Sprache die geliebtere, die Herzensſprache, ſo iſt die andere, für welche Zwecke ſie auch aufgeſpahrt wird, um ihren ſchönſten Antheil am Menſchen zu kurz gekommen. Sie rächt ſich, indem ſie das nicht zurückgiebt, was ſie nicht empfängt, ſie ſchließt ihre innerſte Weihe nicht auf und läßt ſich wol als äußeres Werkzeug mit großer Kunſt und Künſtelei, aber nicht als zweites Ich mit Liebe und Freiheit gebrauchen.

Der hochdeutſchen Sprache verdankt jeder Niederſachſe ſein veredeltes Selbſt, ihr der aus dem Volk geborne Redner, Dichter, Schriftſteller ſein Alles und Ruf und Namen im Kauf. Kann er ihr ſein Herz dafür nicht zurückſchenken, kann er ſie nicht zur Sprache ſeiner häuslichen Freuden und Leiden machen, muß ſie verſtummen, ſobald er gemüthlich wird, ſo ſteht ſein gebildetes und veredeltes Selbſt im geheimen Kontraſt zu ſeinem intimen Selbſt und es wird ſich daher auch an ſeiner Bildung, an ſeinen Gedichten, Reden, Schriften dieſe Einſeitigkeit, dieſer Widerſpruch offenbaren und nachweiſen müſſen.

Menzel hat's bekanntlich an Johann Heinrich Voß unternommen. Die Stelle in Menzels Literatur, die Voß betrift, iſt bitter, frivol, einſeitig, aber ſie iſt bedeutend und hat dieſelbe nachwirkende Senſation hervorgebracht, wie das Urtheil über Göthe, das freilich noch einſeitiger ausgefallen iſt und ſich ſelbſt à la Puſtkuchen lächerlich machte. Als ich Menzels Worte zum erſtenmal las, fühlt ich mich empört. Zeig dich nur erſt als ſo einen niederſächſiſchen Bauer, wie du den Voß zum Spotte nennſt,

rief ich im Zorn aus; allein ich mußte mir einen Augenblick darauf selbst sagen, daß diese Anmuthung an einen Süddeutschen weder billig noch selbst einladend genug klang und daß doch zugleich eben in meinem Ausrufe eine Art von halbem Zugeständnisse lag. Wirklich hatte ich schon immer eine Ansicht über Voß als Dichter und Uebersetzer gehegt, die bei aller Achtung vor dessen großen, zweifellosen Verdiensten, durchaus nicht nach übertriebener, philologischer Bewunderung und niedersächsischem Patriotismus roch. Ich fand, daß er dem Genius der deutschen Sprache von Jahr zu Jahr mehr Zwang angethan, daß er zu roh und willkührlich an ihr gezimmert und losgehämmert und daß kein Deutscher, selbst Voß nicht, solche Wörter, Wendungen und Redensarten in den Mund nehmen konnte, wovon seine prosaischen und poetischen Schriften voll sind. Gegenwärtig lautet mein Urtheil vielleicht noch entschiedener. Ich sehe an Johann Heinrich Voß bestätigt, was ich eben aussprach. Die hochdeutsche Sprache hatte seine Liebe nicht völlig inne, daher erschloß sie ihm nicht ihr eigenes Herz, ihre Heimlichkeiten und Geheimnisse, ihre jungfräuliche Natur, die Blüthe ihres Leibes und Geistes, lauter Gaben und Geschenke, die man im zärtlichen Umgang freiwillig von der Geliebten eintauscht, nicht aber durch Willkühr und Zwang ihr abgewinnen kann.

Indem ich dieses allen Gebildeten in Niedersachsen zu bedenken gebe, bin ich keineswegs abgeneigt, einer patriotisch-wohlmeinenden Stimme aus ihrer Mitte Aufmerksamkeit zu schenken, welche die Ueberzeugung äußert, der Gebrauch der plattdeutschen Sprache in den Familien gebildeter Niedersachsen, welchen Einfluß er auch übe auf die intellektuellen wahren oder erträumten Bedürfnisse, auf die verfeinerte Civilisation, Bildung oder Verbildung der Zeit — ich schattire absichtlich diese Ausdrücke mit dem bekannten Pinsel, der ohne Zweifel aus guter aber beschränkter Absicht alles was der Gegenwart und der neuesten Zeit angehört gegen die gute alte im Schwarzen und Bedenklichen läßt — der Gebrauch sei ein guter und treflicher in Rücksicht auf den Charakter

der Hausgenossen, weil mit der Sprache der Väter auch ihre alte ehrliche und treue Sitte, ihre Herzlichkeit, Gradheit und Biederkeit sich auf die Enkel fortpflanze.

Aufrichtig, du mir immer liebe Stimme, wenn du aus schlichtem, patriotischem Herzen kommst, ich weiß nicht ob unsere Urgroßväter so ganz diesem schmeichelhaften Bilde glichen. Es ist sonderbar damit, man spricht immer von der guten alten Zeit und jedes aussterbende Geschlecht vermacht die Sage davon an das aufblühende und die gute alte Zeit selbst läßt sich vor keinem sterblichen Auge sehn und ist immer um einige Stieg Jahre älter, als die ältesten lebenden Menschen. Ich muß lächeln, wenn ich an die Verlegenheit wohlmeinender Chronisten und Geschichtschreiber denke, wenn sie, um das moralische Mährchen nicht zu Schanden werden zu lassen, sorgenvoll spähende Blicke in die Vergangenheit werfen, um auch nur einen Zipfel, einen Saum von der Schleppe der alten Guten oder guten Alten zu erhaschen. Man gebe nur Acht, wie listig sie sich dabei benehmen. Sie lassen ihr nie unmittelbar ins Gesicht sehen, sie sagen nicht, nun kommt sie, oder da ist sie: im Gegentheil wimmeln die Blätter ihrer Geschichte nicht selten eben vorher von kläglichen Zuständen, Schwächen, Lastern und Erbärmlichkeiten der menschlichen Natur, wenn sie dem Abschluß einer auserwählten, kleinen, glänzenden Periode sich nähern; dann aber, wenn der Vorhang fällt, die grellen Farben sich schwächen, die bösen Beispiele nicht mehr so lebhaft der Idee von guten Sitten entgegenarbeiten, wenn das Bild der Zeit abzieht, dann zeigen sie auf ihren bordirten Saum und rufen dem Zuschauer wehmüthig zu, da geht sie, da geht sie hin die gute alte Zeit und nun werden die jungen Zeiten anwachsen, ihre Kinder, die sind aber sehr ausgeartet und werden alle Zeit schlechter. Das man die Geschichte der Sitten von einem ganz andern Standpunkt und mehr im Großen der Welterscheinungen betrachten muß, das ahnen die guten Leute nicht.

Für jeden Einzelnen ist es freilich immer eine Sache der Pietät und ein wohlthuendes Gefühl, sich seine Vorfahren als

durchgängig honette Leute vorzustellen. Der dunkele Bürgerliche oder Bäuerliche kann dieser Vorstellung wenigstens ohne großen geschichtlichen Anstoß und Widerspruch nachhängen, er hat hierin einen Vortheil vor den berühmtesten Adelsfamilien voraus. So ist in hochdeutschen bürgerlichen Familien die Vorstellung vom Großvater, Urgroßvater als altdeutschen Degenknopf die herschende und die liebste. Schwächer und allgemeiner bezeichnet sind die epitheta ornanti für bäuerliche Vorfahren, Degenknöpfe kann man sie schicklicherweise nicht nennen und der Bauerwitz ist bis jetzt noch nicht auf den Einfall gekommen, etwa die Ausdrücke von alten deutschen Piken, Sensen oder Messerscheiden auf sie anzuwenden. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß das Wort deutsch nur hochdeutsch ist, und im originalen plattdeutsch des gemeinen Lebens nicht vorkommt, eben so wenig, wie die früherhin angeführten Wörter Bildung und Verfassung, so daß die Redensart „das gebildete und verfassungsmäßige Deutschland" in plattdeutscher Sprache noch weniger als eine Redensart und gar nichts ist.

Nach dieser vorläufigen Verständigung wäre zunächst der Hauptsatz einzuräumen, mancherlei alte Sitte geht durch den Gebrauch der plattdeutschen Sprache auf die Glieder der Familie über, und — Folgesatz — wird ihnen zeitlebens etwas aufdrücken oder anhängen, was sich nicht wol mit ihrer sonstigen Bildung vereinigen, sich nicht für die Zeit und heutige Gesellschaft schicken will — das aber — Nach- und Beisatz — den Umgang mit dem Volk, das Einwirken auf das Volk zu erleichtern geeignet sein mag.

Letzteres betrachte ich in der That für kein unwichtiges Moment. Man sieht hier den Gebrauch der plattdeutschen Sprache in Prediger- und Beamtenfamilien unter seinen natürlichsten und vortheilhaftesten Gesichtspunkt gestellt. Diese Familien, meistens selbst vom Lande und auf dem Lande besitzen und erregen nicht selten das Vertrauen des Landmanns und wie es andere Familien zum Beispiel in der Stadt giebt, in deren Mitte er sich für verrathen und verkauft halten würde, so trift er in jenen gleichsam

nähere und entferntere Anverwandte und sieht in deren häuslichem Leben wie in einen Spiegel, worin sein eigenes mit verschönerten Zügen ihm vertraulich entgegentritt.

Doch ist keiner geringen Anzahl von diesen Familien die höchst dringende Warnung zu ertheilen, vor dem allmähligen herabsinken auf die bäuerliche Stufe der Kultur auf der Hut zu sein. Da sich im Plattdeutschen einmal nichts Gescheutes sprechen läßt, so nimmt die plattdeutsche Gemüthlichkeit nur zu leicht den Charakter der Trägheit an. Das Bedürfniß bedeutenderer Conversationen, zarterer Berührungen, die nur in einer gebildeten Sprache möglich sind, regt sich immer schwächer, die einfache Sitte verwandelt sich in rohe, das Herzliche ins Läppische, das Gerade in's Plumpe, das Derbe in's Ungeschlachte und es tritt nur zu oft jener traurige Rückschritt der Civilisation ein, den man Verbauerung nennt. Damit ist dem Bauer auch nicht geholfen, der Familie, den Kindern noch weniger.

Wer sich also in seiner Neigung und Vorliebe für das Plattdeutsche im Häuslichen auf einen Heros der deutschen Literatur wie Johann Heinrich Voß oder einen Pfarrer, wie Klaus Harms zu berufen gedenkt, der thut wohl, sich zuvörderst die Fragen vorzulegen: bist du des Umschwungs deines geistigen Räderwerks auch so gewiß und sicher, wie jene, läufst du keine Gefahr, dich für die Wissenschaft abzustumpfen, die Bewegung der Zeit aus dem Auge zu verlieren; darfst du nicht befürchten, dich und deine Familie an den Bettelstab des Gedankens zu bringen, deinen Kindern eine unersätzliche Zeit zu rauben, sie unerzogen in die Welt zu stoßen und mit deinem ganzen Hause an den untersten Fuß der Civilisation herabzugleiten?

Das mögten doch immer Fragen sein, die einer ängstlich gewissenhafter Beantwortung werth sind.

Aber die plattdeutsche Sprache, ist, wie erwähnt, Lieblingssprache auf allen norddeutschen Universitäten und das wenigstens wird ihr wärmster Freund nicht gut heißen können.

Hier tritt sie als gefährlichste Bundesgenossin aller jener zahlreichen Uebel und Hemmnisse auf, die sich von Anfang an auf unsere Universitäten verschworen zu haben scheinen, um die Humanität im Keim zu ersticken. Hier legt sie die idyllische ehrbare Miene ab, wodurch sie sich in ländlichem Pfarrhause Frau und Töchtern empfiehlt, zwanglos grob, ungenirt gemüthlich wandert sie in den Auditorien aus und ein, den Mund immer offen und nur pausirend, wenn der Professor spricht und der Student Religionsphilosophie, Metaphysik, Naturlehre und andere hochdeutsche sublimia in sein Heft einträgt. ‚Zum Teufel ihr Herren favete linguis! wie kommt die Sprache Böotiens in Minervens Tempel. Ihr könnt freilich antworten, wie kommt Minervens Tempel zu unserer Universität, die nur eine alte wankende Ruine aus dem Mittelalter ist. Recht! aber wo euer Fuß hintritt, da soll Athen sein, geweihter Boden sein — soll, sage ich, denn warum sonst haben die Götter dem jugendlichen Fuß die Sehne der Ungeduld und des heiligen Zorns verliehen, die mit einem Tritt zerstampft, was das Alter mit beiden Händen nicht aus dem Wege schaffen kann, warum anders, als damit ihr Schöneres, Besseres, Heiligeres aus dem Boden zaubern sollt. Ihr versteht mich nicht? Ich verstehe euch auch nicht, ich verstehe die edle norddeutsche Jugend nicht, die sich auf dem Musensitz einer Sprache bedient, die dem Dunkel des Geistes, der Barbarei vergangener Zeiten angehört. Macht es dieser Jugend Scherz, ihre eigenen Studien, das akademische Leben, den dürren Scholastizismus und die Pedanterie des akademischen Instituts zu parodiren, zu travestiren, so sehe ich allerdings weder großen Uebermuth in diesem Scherze, noch verkenne ich, wie sehr die plattdeutsche Sprache, ja schon ihr Klang, zu diesem Zweck sich eignet*); allein Scherz muß Scherz, das heißt flüchtig und wechselnd bleiben, und wenn derselbe Scherz und die-

*) Wo willst Du hin, fragte Jemand einen Mekkenburgischen Scholaren, der gerade auf den Postwagen stieg. Die Antwort war: Na Rostock, ik will mi op de Wissenschaften leggen.

ſelbe Traveſtie drei Jahre alt wird, ſo muß man ein ſehr ernſthaftes und langweiliges Geſicht dazu machen.

Kann man nicht heiter, geſellig, witzig, ſelbſt wenn Luſt und Laune danach, derb und ſpaßhaft im Element des Hochdeutſchen ſein. Iſt die Sprache unſerer Bauern humoriſtiſcher als die Sprache Abrahams a Sancta Clara, Lichtenberg, Jean Pauls. O ich kenne die niederſächſiſchen Witze, ſie ſtehen alle in einem kleinen groblöſchpapiernen Buch mit ſeinen Holzſchnitten, das jährlich in dieſem Jahre gedruckt wird. Es tritt darin auf „der Rübezahl der Lüneburger Haide," der Repräſentant des niederſächſiſchen Volkshumors, der geniale Till und rülpſt auf die anmuthigſte Weiſe lauter Witze vor ſich hin, die aus einer Zeit ſtammen, wo das Volk nur den groben Wanſt, dagegen die Ritterſchaft den Arm, die Geiſtlichkeit den Kopf des Staatsungeheuers repräſentirte.

Oder was zieht ihr vor an der plattdeutſchen Sprache? Ich weiß die Antwort nur zu gut, „ſie macht uns Spaß *); ſie iſt uns gemüthlich." Chorus von Göttingen, Roſtock, Greifswalde, Kiel, ſie macht uns Spaß, ſie iſt uns gemüthlich, es wird uns wohl dabei! Auch in Jena, Heidelberg, Berlin, Bonn, wohin wir kommen und wo unſerer zwei bis drei beiſammen ſind, da iſt ſie mitten unter uns. Sie gehört mit zum Weſen der norddeutſchen Landsmannſchaft und das wäre kein braver Holſat oder Mecklenburger, oder Oldenburger, der nicht wenigſtens drei Plattitüden am Leibe hätte, plattes (Mütze) auf dem Kopf, plattes (Mappe) unter'm Arm und das liebe Platt im Munde.

O Jugend, akademiſche, Blüthe der Norddeutſchen, ſei nicht ſo duftlos. Düfte etwas nach dem Geiſt der Alten — ich meine nicht deiner eigenen — bethaue deine Blüthen und Blätter mit etwas Naß aus der Hippokrene, durchdringe ſie mit etwas Oel aus der Lampe der Philoſophie, empfinde, fühle wenigſtens nur die

*) Weniger Späße.

heiße Thräne des Unmuths und des Schmerzes, die der Genius deines Vaterlands auf dich herabträufelt.

O Jugend, akademiſche, ihm iſt übel, wenn dir wohl iſt. Mephiſtopheles freilich lacht und ſpöttelt dazu und wenn er dich in Auerbachs Keller platt und wohlbehaglich ſitzen ſieht ſo ruft er ſeinem Begleiter zu:

Da ſiehſt du nun, wie leicht ſich es leben läßt?
Dem Völkchen da wird jeder Tag zum Feſt.

Wie hat ſich ſeit den Tagen des Fauſtus die Welt verändert, was iſt nicht alles in den letzten 30, in den letzten 13, in den letzten 3 Jahren geſchehen und dieſes Völkchen iſt noch immer das alte geblieben? Wo kommt es her? Wo geht es hin?

Es gibt Ausnahmen, wie ſollte es nicht. Aber ich ſpreche, wie immer in dieſer Schrift, vom groſſen Haufen, und der iſt auf unſern Univerſitäten noch immer der alte Stamm und das Platt-deutſche ſeine hartnäckigſte Wurzel.

Es hat faſt den Anſchein, als müßte der Bauer erſt mit gutem Beiſpiel vorangehn und die Sprache der Bildung gegen den Dialekt der Rohheit eintauſchen, ehe der Student ſich dazu entſchließt.

Wie nöthig thäte es Manchem, um auch nur den äußern Schein ſeines Standes im Geſpräch und Umgang mit Gebildeten zu retten. Ich ſchäme mich's zu ſagen, welche Erfahrungen ich gemacht habe.

Wie nöthig aber thut es Jedem, ſich unabläſſig in einer Sprache zu bewegen, die ihm erſt zu der Herrſchaft über ſein Wiſſen verhelfen ſoll; wie nöthig Jedem, ſich einer Sprache zu entſchlagen, welche dieſe Herrſchaft mißgönnt und ſtreitig macht, welche wie das lichtloſe dumpfe Chaos dicht hinter ſeiner aufzubauenden Welt lauert.

Ohnehin fordert die hochdeutſche Sprache Uebung, viel Uebung. Sie fällt Einem nicht ſo in den Mund, wie dem Franzoſen das franzöſiſche. Das Talent ſich fertig und geläufig auszudrücken, iſt immer noch ein ſelteneres, am ſeltenſten in Nord-

Deutschland. Sprache und Gedanke, Sprache und Gelehrsamkeit stehen häufig im ungeheuersten Mißverhältniß. Fern sei es von mir, den bloßen Fluß der Worte, die Geschwätzigkeit als eine Tugend zu preisen. Aber diese Wortangst, diese Wortplage, die so viele Sprechende befällt, dieses Stottern, Ringen, Rädern und Brächen, das am Ende oft doch nur etwas Verschrobenes oder Triviales zu Tage fördert, das alles deutet bei unsern Gelehrten auf eine klägliche Unangemessenheit zwischen todtem Studiren und lebendigem Umtausch hin.

Von dieser Seite betrachtet zeigt sich der gerügte Uebelstand auf norddeutschen Universitäten im häßlichsten Licht. Der tüchtigste Kopf kann sich kaum vor der Masse des Fertigen, Vorgedachten, Positiven erwehren, das so regelmäßig wie der Rinnenguß einer Wassermühle Tag für Tag auf ihn eindringt. Es gehören elastische Denkfibern, glückliches Gedächtniß (auch glückliches Vergessen) und vor allem Freundesgespräche dazu, um die ewige Nothwehr mit Erfolg fortzusetzen und das heiligste Gut der Persönlichkeit, das Stoffbeherrschende, selbstbewußte, selbstdenkende Ich siegreich davonzutragen. Vor allen Freundesgespräche, sage ich. Einsames Lernen, stilles Sammeln, Betrachten, Denken sind nothwendig; aber wer nicht spricht, erstickt, wird verwirrt, chaotisch und das eben ist der geistige Zustand der meisten jener Gelehrten, deren Sprechen ich so eben als Sprachangst und Sprachplage bezeichnet habe.

Mit welchen Farben soll ich den barocken, lächerlich traurigen Geisteszustand einer plattdeutschen Studentenmasse schildern. Ochsen nennt sie selbst die mechanische Arbeit, die sie zum Behuf des Examens täglich vornimmt. Jeden Tag schiebt sie fleißig ihren Karren Pandekten, Dogmatik u. s. w. in die Scheune ihres Gedächtnisses.

Liegt da das tägliche Pensum zu Hauf, so spannt sie sich aus, läßt's liegen, wo es liegt und — wird gemüthlich, plattdeutsch.

Humaniora, erfrischende, belebende, höher hinantreibende Vorträge, hört sie nicht, oder bekommt sie nicht zu hören, da leider an vielen Orten die Humaniora nur als Antiquitäten gelesen werden.

Klingt es nicht manchmal als Ironie, wenn der Bauer ſeinen Sohn, oder des Amtmanns, Schulzen, einen Studeermakergeſellen nennt? — O norddeutſche, ſtudirende Jugend, nimm das Platt aus dem Munde!

Bis hieher hatte ich das Niedergeſchriebene einem Freunde vorgeleſen. Ich fragte dieſen um ſein Urtheil. Ich bin überraſcht, ſagte er nach einigem Zögern: Ich habe über den Einfluß der plattdeutſchen Sprache bisher nicht weiter nachgedacht, und das mögte wohl der Fall mit den meiſten künftigen Leſern dieſer Bogen ſein. Nichts deſtoweniger habe ich dieſen Einfluß dunkel und unangenehm empfunden; er macht, beſonders wenn man aus dem Süden zurückkehrt, einen ähnlichen Eindruck, wie die veränderte Athmoſphäre, die fahle Luft und das häufige Regenwetter des Nordens. Man findet ſich darein, wie in ein nothwendiges Naturübel. Allein mit der Sprache iſt es wol ein Anderes. Sie haben Recht, wenn Sie einmal früher äußerten, man müſſe ſich ſelbſt gegen das Nothwendige, das der phyſiſchen oder moraliſchen Ordnung angehört, in Poſition ſetzen. Sie haben mir, darf ich ſagen, ordentlich die Bruſt erleichtert, indem Sie mich auf einen beſtimmten Landesfeind aufmerkſam machen, mit deſſen Vertilgung das Feld für die norddeutſche Civiliſation gewonnen ſcheint. Das wird und muß nach Leſung Ihrer Schrift, das Gefühl aller Patrioten ſein, denen es in dieſer Zeit wie Alpdrücken auf dem Herzen liegt. O wohl! o wohl! Die plattdeutſche Sprache iſt das abſolute Hemmniß des öffentlichen Lebens, der Bildung und Humanität in Niederſachſen. So lange dieſe Sprache dem gemeinen Leben angehört, werden, wie bisher, Maſtochſen, Gänſebrüſte und weſtphäliſche Schinken die Hauptprodukte unſerer Civilitation bleiben. Gegen die Civiliſation ſelbſt macht die plattdeutſche Sprache nicht allein gleichgültig, ſondern tückiſch und feindſelig geſtimmt. Warum iſt das nicht längſt zur Sprache gebracht, Gegenſtand des allgemeinſten und lebhafteſten Intereſſes geworden.

Sie vergessen, sagte ich, daß Voß, Harms, Scheller, Bürmann und andere wackere Männer die Theilnahme des Publikums für diese Sprache, selbst für eine Literatur in derselben, haben in Anspruch nehmen wollen.

Ich weiß, erwiederte er, ich habe unter andern den „Bloottügen," den Henrik von Züphten vom Pastor Harms gelesen. Damals dachte ich nichts anderes dabei, als daß so ein plattdeutsches Buch unbequem und schwer zu lesen und wahrscheinlich noch unbequemer zu schreiben sei.

Was den Henrik von Züphten betrift, bemerkte ich dagegen, so scheint mir der Verfasser einen ungeheuern Mißgriff in der Wahl des Stoffes gethan zu haben. Ich schätze die alten Dithmarsen sehr hoch. Sie waren ein tapferer, unbezähmlicher, ordentlich nach Freiheit und Unabhängigkeit dürstender Menschenschlag, Bauern zu Pferde mit dem Schwerdt in der Hand, die Schweizer des Nordens oder vielmehr Wittekinds und seiner Sachsen ungebeugte und ungebrochene Enkel bis in's fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert hinein. Nur weiß ich nicht, ob ein lutherischer Pfarrer von Heute, selbst wenn er geborner Dithmarse ist, einer so durchaus heidnischen Mannheit Gerechtigkeit widerfahren lassen kann; denn obwol die dithmarsische Größe und Freiheit in christliche Zeiten fiel und die Verehrung der Jungfrau Maria in diesem Lande gerade höher getrieben wurde, als, wie es scheint, anderswo im Norden, so erhielt doch der hochfahrende und kampflustige Sinn der Einwohner durch sie nur eine sehr schwache christliche Färbung und wol schwerlich hat die Brust eines muthigen Dithmarsers aus Furcht vor dem Himmel, der Geistlichkeit oder eigener Gewissenszartheit christliche Demuth dem Muth übergeordnet, wie man solches in den Ritterbüchern des Mittelalters liest. Doch mag es damit sein, wie es will; ich muß bekennen, daß ich überhaupt keinen Geistlichen zum Geschichtschreiber wünsche, speziell nicht zum Dithmarsischen. Was mir aber auffiel, war, daß Pastor Harms sich grade einen Moment aus der dithmarsischen Geschichte gewählt hatte zur plattdeutschen Darstellung, der auf so schneidende Weise

mit der altväterischen, derben Bonhommie, die er dieser Sprache im Eingang nachrühmt, im Kontrast steht: der Märtyrertod des ersten lutherischen Predigers in Dithmarsen. Diese kalte Wuth, dieser Hohn menschlichen Gefühls, diese Spurlosigkeit alles Warmherzigen, womit hier der arme Mann einem langsamen und schauderhaften Tode überliefert wird, macht nicht nur an sich einen bösen Fleck in der dithmarsischen Geschichte aus, sondern erinnert auch sehr zur Unzeit, daß diese beste Zucht niedersächsischer Männer, die Dithmarsen, von jeher neben ihrer Tapferkeit und eisernen Sitte, mit asiatischer Barbarei an Gefühllosigkeit gegen Feind und Freund gewetteifert haben, was den allerdings wol auf eine derbe und rohe, aber keineswegs auf so eine „alte und gemüthliche" Sprache hindeutet, wie's so etwa von einem unserer friedlichen und gutmüthigen Philister heutiger Zeit verstanden wird. — Fügen Sie noch hinzu, sagte hierauf mein Freund, daß das Dithmarsen der Gegenwart, das noch ganz und gar plattdeutsch ist, und wo auch noch wirklich das beste platt *) gesprochen wird, weder in moralischer noch in gesellschaftlicher Berührung ein sehr glänzendes Lob auf dasselbe zuzulassen scheint. Die Armuth, Trunksälligkeit, die ungeheure Zahl der verübten Mordbrände in Dithmarsen deuten auf einen sehr versunkenen sittlichen und bürgerlichen Zustand. Eben er, der mit herrlichem Eifer für die Verbreitung religiöser und moralischer Lebensflammen erfüllte Pastor Harms hat in patriotischen Schriften seinen Schmerz darüber ausgesprochen. Was kann er aber, sage ich jetzt mit vollster Ueberzeugung, von der Mithülfe einer Sprache erwarten, welche aller Mittheilung unbesiegliche Schranken entgegenstellt und das wahre Grab des höheren Leben ist. Es stände zu wünschen, daß ein dithmarsischer Patriot den nachtheiligen Einfluß der Sprache auf die Fortschritte der Civilsation und selbst auf die schönere Humanität einer ausgezeichneten Einzelbildung aus der Allgemeinheit Ihrer Schrift übertragen möge auf Dithmarsen und die Dithmarsen, wie sie sind und was sie vermöge ihrer Sprache sind und nur sein können.

*) Doch nicht rein, sondern mit friesischen Wörten untermischt.

Ihr Wunsch ist der meinige, ich werde ihn, wie überhaupt unser Gespräch, vor's Publikum bringen, und zwar als integrirenden Theil meines Aufsatzes. Denn, glauben Sie mir, ohne Ihr Hinzukommen würde ich mich nie zur Herausgabe desselben bestimmt haben.

Sie scherzen, oder wollen etwas sagen, was mir nicht klar ist.

Hören Sie nur und urtheilen Sie selbst. Ich habe bisher darzustellen gesucht, daß die plattdeutsche Sprache sowol an sich unfähig sei, die Keime der Civilisation zu fassen als auch, so lange sie tägliche Umgangssprache in Niedersachsen bliebe, alles Bemühen zur Civilisation durch das Mittel der hochdeutschen Sprache vereiteln müsse. Ich habe diese Wahrheit nicht allein auf die unteren Kreise beschränkt, ich habe fühlbar zu machen gesucht, wie ohne unterliegende allgemeine Volksbildung, auch die höhere Bildung des Einzelnen gefährdet sei und zum Beispiel die Extreme auf der jetzigen Leiter unserer Kultur, Bauer und Student oder Studirter, sich in demselben rohen und bildungslosen Medium wieder berühren. Habe ich, wie ich meine und getrost der öffentlichen Stimme überlasse, dieses mit unabweisbarer Handgreiflichkeit nachgewiesen, so werde ich allerdings der Uebereinstimmung aller Patrioten in der Behauptung gewiß sein, es sei nicht wünschenswerth, daß die ohnehin aussterbende und vermodernde plattdeutsche Sprache, gehegt und gepflegt werde, es sey im Gegentheil wünschenswerth, daß sie sich je eher je lieber aus dem Reiche der Lebendigen verliere. Und somit wäre denn im verhofften guten Fall hie und da eine Meinung, eine Ansicht über das Wünschenswerthe und nicht Wünschenswerthe in dieser Angelegenheit öffentlich angeregt. Aber sagen Sie mir, was ist eine Privat-Meinung, die einen frommen Wunsch zur Folge hat, im Angesicht eines öffentlichen Gegenstandes, oder Widerstandes, der nichts meint und wünscht, der nur so eben sich seiner breiten Füße bedient, um seine plumpe und gedankenlose Existenz durch alle Meinungen hindurch zu schieben und sich trotz aller Meinungen auf den

Beinen zu behaupten, bis er etwa von selbst umfällt. Meinungen und Ansichten haben wir im Ueberfluß, vortreffliche. Woran fehlt's? Am Korporativen der Meinung, welches die öffentliche Meinung ist, welche die That mit sich führt. Würde ich sonst, wenn ich nicht das fruchtlose Hin- und Hermeinen des Publikums zu gut kennte, mir die Beantwortung der ironischen Frage aufgelegt haben, ob man den wünschenswerthen Untergang der Sprache ruhig sich selbst und der Zeit überlassen oder etwas dafür thun, denselben möglichst beschleunigen solle? Sie sehen aber wol, daß es mir damit nicht Ernst gewesen sein kann; denn bringt die wahre und lebhafte Darstellung eines großen Uebels nicht unmittelbar und für sich das Gegenstreben, den Wunsch und das Umsehen nach Mitteln zur Abstellung desselben hervor, so ist alles weitere Reden und Zureden rein überflüssig, falls es nicht, wie bei manchen Maaßregeln gegen die Cholera, mit äußerm Zwang und obrigkeitlichem Befehl verbunden ist.

Ich weiß aber nicht, was mir sagt, daß Sie im Auffassen dieser Angelegenheit der Repräsentant von sehr vielen Norddeutschen sind. Die Wahrheit hat auf Sie ihren vollen Eindruck nicht verfehlt, Sie freuen sich, ihren allgemeinen trüben Mißmuth einem bestimmten Feind gegenübergestellt zu sehen, Sie sinnen auf Mittel, ihn anzugreifen, Sie halten ein allgemeines lebhaftes und daher wirksames Interesse als durchaus in der Sache begründet.

So ist es, erwiederte mein Freund. Und ich glaube, auch darin irren Sie nicht, wenn Sie mich nach Ihrem Ausdruck für den Repräsentanten einer sehr namhaften Zahl und Klasse von Norddeutschen halten. Bedenken Sie nur allein den Stand des Schullehrers, der Jahr aus Jahr ein an der plattdeutschen Jugend sich fruchtlos abquält und gleichsam tagtäglich Wasser ins Faß der Danaiden schöpft. Ihm vor allen wird ihre Schrift neuen Muth und Anstoß geben. Das Hauptmittel, davon sind Sie ohne Zweifel auch überzeugt, liegt in den Händen dieser Männer.

Aber, fügte er fragend hinzu, welchen Schluß geben Sie ihrer Arbeit? Ich denke doch, Sie lassen, wenn auch die zweite

Frage billig ausfällt, die dritte nicht ganz unbeantwortet. Welche Mittel halten Sie für die Ausrottung der plattdeutschen Sprache für die wirksamsten? Mir und meinen Kollegen, wie gesagt, liegt vorzüglich daran.

Ich trug meinem Freunde darauf den folgenden Abschnitt vor, bemerkte aber, daß ich von ihm selbst oder von einem Genossen seines Standes etwas Erschöpfenderes in dieser Hinsicht verhoffte.

Wer aber soll helfen gegen das Plattdeutsche im Volk? Wie kann dem Hochdeutschen geholfen werden?

Wer? Alle Welt, nur der Staat nicht. Was der Staat gegen das Plattdeutsche und für das Hochdeutsche thun konnte, hat er gethan, indem er jene aus der Kirche verbannt und sie vom Gerichtshofe ausschloß.

Wer diese Schrift verbreitet, sie selbst oder ihre Ideen, wer sie öffentlich angreift oder vertheidigt, wer ihr neue Gesichtspunkte hinzufügt, deren es noch so viele giebt, wer die bereits aufgestellten modificirt, rektificirt, der hilft, er mag wollen oder nicht; denn er hilft eine öffentliche Meinung bilden. Beleuchtet dieses gedankenlose Monstrum, Hannoversches Platt, Meklenburgisches Platt und wie es sich überall nennt, von hinten oder von vorne, von der besten oder von der schlechtesten Seite, beleuchtet es nur, und glaubt mir, jedes Licht übt eine chemische Zerstörung auf sein Volumen aus. Besprecht es, besprecht es nur und seid überzeugt, jedes Wort im Guten oder Bösen ist ein Zauberbann, der ihm einen Fuß seines Gebietes verengt.

Das ist das Schöne mit der guten Sache und der öffentlichen Meinung und der neuen Zeit; wenn die drei einmal in Bewegung sind und sich auch nicht suchen, so verfehlen sie sich doch nicht.

Ja, ich zweifle nicht, die öffentliche Meinung wird sich bilden und sie wird grollen, wie ich, mit dem Plattdeutschen und das Grollen wird über die Köpfe unserer Bauern hinfahren und wird — ansteckend sein.

Die Ansteckung ist die Hauptkraft der öffentlichen Meinung und das Wunderbarste an ihr.

Die wichtigsten Exekutoren der legislativen Gewalt öffentlicher Meinung sind aber in unserm Fall unstreitig die Schullehrer, insbesondere die auf dem Lande. Auf den Grad des Antheils, der Einsicht, des guten Willens dieser großen, nützlichen, im Stillen wirkenden Klasse von Staatsbürgern, deren Einfluß auf die Bildung der Landleute bedeutend größer ist, als der Pastoraleinfluß, kommt unendlich viel an.

Fassen diese, wie es ihnen zukommt und wie zu erwarten, die Sache der Civilisation mit Eifer auf, durchdringen sie sich von der Nothwendigkeit einer ununterbrochenen Attake auf das Plattdeutsche, stehen sie, wie es ihre Gewohnheit ist, beharrlich auf ihrem Stück, so will ich sehen, welche wundergleiche Veränderung dieses schon im Ablauf von zehn Jahren in einem Verhältniß von Hoch zu Platt hervorbringen wird.

Ihre Hauptaufgabe wäre, dahin zu streben, das Hochdeutsche vertraulicher und herzlicher zu machen — ein Weg, der nur durch die Fertigkeit und Unbekümmertheit der Zunge hindurchgeht. Ihre Arbeit ist in der Schule, in den Familien, vor der Kommüne. Was die Schule betrift, so würde ich den Rath geben, in den ersten Schuljahren die Kinder weder zum Schreiben noch zum Lesen anzuhalten, nur zum Sprechen. Das Warum leuchtet ein. Auch die Aelteren müßten häufiger mit Sprech- und Denkübungen beschäftigt werden — welche Gelegenheit zugleich auf den Verstand und durch diesen gegen die plattdeutsche Sprache zu wirken, in welcher dem Knaben von Haus aus alle frühere Vorurtheile und Dummheiten eingepropft sind. Besondere Rücksicht verdienen die Mädchen. Ihre Gemüther sind weicher, empfänglicher, ihr Organ, gewöhnlich auch ihr Verstand leichter zu bilden und — sie sollen einmal Mütter, Hausfrauen, das heißt auf dem Lande, für das jüngste Geschlecht im Hause alles in allem werden. Auch im älterlichen Hause bleibt viel zu wirken, besonders auf Hausfrauen und ältere Töchter; der heiterste, zwanglofeste Gesell-

ſchafter iſt hier der beſte, er bringt bald ein unterhaltendes Buch (kurze und erbauliche Geſchichten, keine langweilige faſelnde), bald einen intereſſanten Gegenſtand zur Erzählung mit, eine Anekdote aus der Zeitgeſchichte, oder meinentwegen einen Fall aus der Nachbarſchaft, dem Dorfe mit, der, wie er verſichert, ſich im Plattdeutſchen nicht ausnimmt. Für die ganze Komüne iſt er wirkſam durch Einführung periodiſcher Blätter, Zeitungen, auf gemeinſchaftliche Koſten zu halten und regelmäßig in Verſammlung der Männer vorzuleſen, allenfalls durch ältere, der Konfirmation entgegengehende Knaben, als beneidete und ehrenvolle Belohnung ihrer Fortſchritt im Leſen und Sprechen des Hochdeutſchen.

Ich deute nur an, aber ich komme mir vor, ich wüßte es auch auszuführen als Schullehrer auf dem Lande, und Tauſende beſſer als ich.

So viel iſt gewiß, wäre ich Schullehrer, ſo würde ich für's Erſte nur ein Ziel kennen: mein Dorf zu verhochdeutſchen.

Leeres Stroh würde ich glauben zu dreſchen, ſo lange nicht die Garbe der hochdeutſchen Sprache und Bildung mir auf dem freien Felde wächſt.

Eine Bürgerkrone würde ich glauben verdient zu haben, wenn man mir im Alter nachrühmte: er hat dieſen Flecken, ſein Dorf, das ſonſt ſo dunkle, dumpfe, plattdeutſche Neſt, mit der Kette der Civiliſation in Kontakt geſetzt durch Ausrottung der plattdeutſchen und Einführung der Bildungsſprache Deutſchlands.

Von demſelben Verfaſſer ſind bei uns erſchienen:
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 32. 2 Bde. 8. 833—34. 2 Thlr. 16 Gr.
— — Jaſon. Epiſches Gedicht nach Pindar. Ueberſetzt, bevorredet und erläutert; mit einem Zueignungsgedicht an Jaſon Sabalkansky. 8. 830. 4 Gr.
— — Paganini's Leben und Charakter nach Schottky. Mit Paganini's Bildniß. gr. 8. 830. 12 Gr.
Unter der Preſſe befindet ſich:
— — äſthetiſche Feldzüge. Dem jungen Deutſchland gewidmet. 8.

Gedruckt in Conrad Müller's Buchdruckerei (Bohnenſtraße No. 28).

Zur

neueſten Literatur.

Von

Ludolf Wienbarg,

Verfaſſer der „äſthetiſchen Feldzüge.“

✲

Verlag von C. Löwenthal.

Mannheim 1835.

BIBLIOTHECA

Vorrede.

Ich nehme keinen Anſtand, mein zerſtreutes und unterbrochenes kritiſches Wirken unter die Réverbère des Buchhandels zu bringen. Ich habe dieſe Aufſätze mit Luſt und Liebe verfertigt und ſie bezeichnen mir einen Abſchnitt meines Lebens, der vielleicht mit meiner Abreiſe von Hamburg zu Ende geht. Andere Poſition, andere Art, Krieg zu führen. Welche Poſitionen ich aber noch in Zukunft ekkupiren werde, ich

werde ſtets das große Entwicklungsgeſetz der Zeit vor Augen haben, das mir in den äſthetiſchen Feldzügen vorſchwebte. Deſſen mögen auch dieſe Blätter Zeugniß geben.

Hamburg, im Juni 1835.

Ludolf Wienbarg.

Inhalt.

Seite

Goethe und die Welt-Literatur 1

Fürst Pückler 34

Raupach und die deutsche Bühne 65

Karl Immermann 85

Heinrich Heine 119

Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow 149

Goethe und die Welt-Literatur.

Wir machen ein Geſetz an die junge Produktion und an die junge Kritik unſerer Zeit, das Moſes und die Propheten — Leſſing, Herder, Goethe und Schiller in ſich befaßt, das nämlich, ſich auf den Standpunct der heutigen Welt-Literatur aufzuſchwingen.

Das Wort iſt ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetiſcher Blick Goethe's, der mit halbgebrochnem, ſtrahlenloſem und doch ſo weitſichtigem Auge in die entſtehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinſah. Es iſt wahr, der Alte machte in ſeinen alten Tagen

viele steiffrisirte Wörter, viele spröde, brocklichte Zusammensetzungen — dem Alter geben nicht nur die Haarwurzeln aus, sondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkundete, taufte er ein Riesenkind auf den einzig ihm gebuhrenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Ware das Wort fur Naturphilosophie noch nicht erfunden, so mußte man es herbeischaffen; ebenso das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn so zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — stand auf einer hohen Warte, und sah halb behaglichen, halb besorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeschüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, englische und franzosische Journale, schuttelte manchmal das entlockte Haupt als Minister, wenn er den Byron so verwegen revolutionaire Grundsatze bekennen hörte, glubte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines seiner eigenen Jugend so ver-

wandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuschte. Er erlebte die Anerkennung des Auslandes, und vielleicht lag gerade in dieser schmeichelhaften Thatsache ein Grund mehr für ihn, sich in gutes, wenn auch einseitig artistisches Verständniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu setzen, ein Verständniß, das Ludwig Tieck so sehr vermissen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechselverkehr der Literaturen, ihrem günstigen Einfluß auf einander und endlicher Verschmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten seine Brust, und er hatte keine Ahnung von dem schauerlichen Nachteulengekrächze, das Tieck über seinem Grabe erhoben hat.

Goethe war der geborenste Protector der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachtester Widersacher. Das wollen wir beweisen.

Man mag sagen, Goethe hat die moderne Poesie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeisterung entzog, sie zu ministeriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit,

ja vor den Leichenwagen der gesellschaftlichen Entartung spannte — dieses sind nicht allein neueste Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, sondern bereits alte Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgesprochen. Das Wahre davon ist, daß er nur zu treu seiner Neigung und seinem Grundsatze Folge leistete, wonach ihm die Muse nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens erschien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieses schmerzlicher empfunden, als er selbst, daß die höchste Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit seiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloschen war in deutschen Landen; man muß bedauern, daß das gesellschaftliche ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen unwandig war seines großen dichterischen Genius; man kann sogar in diesem Betracht die Poesielosigkeit eines Wilhelm Meister, der Wahlverwandtschaften u. s. w. eben so thatsächlich nennen, als die Poesielosigkeit jener socialen

Zustände, denen diese Dichtungen entkeimten — aber den Grundsatz muß man stehen lassen und seine Neigung darf man nicht schelten. Dieser Grundsatz ist der Stern in der Nacht der Poesie, Goethe's Werke sind Magnetnadeln, die nach diesem Polarstern hindeuten. Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goethe'schen Grundsatz nennen wir das große Goethe'sche Saamenkorn, ausgestreut in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd, in liebender Sehnsucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.

Eben in Folge dieses Grundsatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspension der Poesie. Die Zustände, die zu Goethe's Zeit noch eben verhielten, sind gänzlich verbraucht, so daß man nur die nackten Nothnagel

und Eisenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu sehen bekommt. Die Verwitterung ist allgemein und die einsamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachsen, sind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die schwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben ist gehemmt, und muß einen großen Theil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen. Daraus resultirt die kritisch-negative Richtung unserer Zeit, die noch immer einen uberwiegenden Moment der Literatur bildet und die früheren Gestaltungen anathemisirt, ohne mehr als ihr durftiges religiöses Creditiv vorzeigen zu können. Die Poesie, die nur das Gestaltete liebt und aus diesem Gehalt und Stoff zu höheren Gestaltungen entlehnt, ist gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an sich selber zu verzweifeln. Zwangsweise ist sie vermählt worden mit einem abgelebten Greise,

deſſen Bett ſie entſprang, um den jungen Gegenſtand ihrer Sehnſucht aufzuſuchen. Wo findet ſie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöſtem Gewande irrt ſie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie fragt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten ſchlagen ſie, und wiſſen nicht, daß ſie ihre kunftige Königin ſchlagen. Und bei Nacht ſitzt ſie auf in ihrem Kämmerlein und lauſcht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt ſie und glaubt ihn zu kuſſen, und wenn ſie erwacht und die Augen aufſchlägt, zerrauft ſie ſich das Haar und iſt allein. Ach, ſie iſt viel ungluecklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie geſehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm laſſen.

In ihrer Verzweiflung iſt Ludwig Tieck ihr genaht, ironiſch lächelnd, mit flitzbogigem Rucken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter ſich

den geſtiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du biſt toll geworden, kreiſchte er ihr ins Ohr. Du vergiſteſt dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenſchaft, du laufſt einem wilden wüſten Geſellen nach, der ſich gar nicht um dich kümmert. Du liebſt; das iſt abgeſchmackt. Die Poeſie iſt da, um ſich lieben zu laſſen, ſie ſelber liebt Niemand außer ſich ſelbſt. Sie bedarf Niemandes und iſt allgenugſam gleich Gott. Das ſiehſt du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen ſchreibe, die durchrauchert ſind von Poeſie. Aus Ironie und Humor deſtillire ich den feinſten poetiſchen Parfum, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzuſprengen. — Die Poeſie hörte ihn nicht. Sie ſchaudert vor der Tieck'ſchen Ironie und vor dem Tieck'ſchen Humor. Vernichtung und Wahnſinn ſind ihr lieber, als dieſe greiſen Ungethüme. Es gibt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die ſie nicht vorzöge dem glänzendſten Looſe, das ihr die wol-

lüstige Greisesohnmacht bieten könnte. Spielt sie nicht die kläglichste Rolle, ist ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerrissen, ihr Herz nicht gespalten, ist sie nicht sehr unglücklich? Und dennoch, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn sie auch unsinnig, ihre Hoffnungen, wenn sie auch eitel, oder auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichste Protector, Tieck der gemachteste Gegner der neuen Literaturrichtung sey, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe sich gewaltig sträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, sobald wir ihm auch den Einfluß aller Consequenzen aufzuburden gedächten. Aber hier ist auch nur vom Princip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe selbst uber seine jugendlichen Productionen den Stab gebrochen und namentlich den Faust auf die kühlste Weise verläugnet und sich halb und halb zum Verbrechen angerechnet, daß

er einmal in seiner Jugend so tollkühn war, das Feuer der Poesie vom Himmel zu holen, und so unvorsichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ sich nicht irre machen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie berief sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieser Production, von unübersehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die seit Shakspeare's Tode preßhafte Poesie ihrem Busen Luft und offenbarte ihr stürmisches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantasterei von ihr in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe sie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philistern Deutschlands, da wußte sie sich nicht zu lassen vor Angst und flüchtete sich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unsägliches Weh dem alten blinden Harfenspieler,

der wie Shakspeare's zürnender Schatten, Gespenst des Goethe'schen Gewissens, finster und traurig in Wilhelm Meisters Lehrjahren umschleicht. Ist es euch nicht immer aufgestoßen als Räthsel und ganz befremdlicher Widerspruch, daß dieses süße tiefpoetische Kind sich an den poesielosesten Kaufmannssohn hängen und für ihn eine heftig schmerzliche krankhaft sehnsüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieser Wilhelm Meister ist dasjenige Geschöpf, das übrig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die schaffende Seele der Poesie genommen. Diese Seele haucht er Mignon ein, die als eine geisterhafte Erscheinung aus dem Lande der Poesie herüberschwebt, um ihren abtrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantische Heimath, Mignon, die das ewige Lied der Sehnsucht singt, das sie auf sein brutales Verlangen in guter Gesellschaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfassen und lieben darf, ohne sein eignes

Treiben zu verachten, und den Roman abgeſchmackt zu finden, deſſen Held er iſt, Mignon, deren Herz bricht über ſeine vernehmen Liebeleien und die erſt im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Roſe auf der Bruſt, ſein Gemüth erſchüttert und den vollen Gedanken an ihre Unerſetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe faſt in allen ſeinen Tramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poeſie einhaucht und das Märtyrerthum der Poeſie überträgt. Selten ſind die Männer, Gegenſtände ihrer Liebe und Aufopferung, derſelben werth. Freilich iſt Menzel, der ſonſt ſo kluge Menzel, überall in Goethe ſo verirrt, daß er ihm in dieſer Hinſicht den Vorwurf wolluſtiger Grauſamkeit macht, durch welche vey ihm das edelſte weibliche Weſen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Geſichtspunct theilen, der ein hohes Genie ſo fratzenhaft zuſammenſchrumpfen macht und uns vom Koloſſe nur die dickverkurzten Beine zeigt. Wir beken-

nen uns zu einer ganz verschiedenen Ansicht und wiederholen dieselbe, indem wir uns also fassen: Goethe erniedrigt die Poesie, indem er sie zur Begleiterin der Trivialität machte. In diesem Verstand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer sich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet wird, oder die Poesie, daß sie zum Adel gehören soll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poesie in Deutschland einen erhabenen Charakter andichten können, ihr Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In diesem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schicksal hätte sich an ihm vergriffen, als es seiner einzigen Naivetät den Wendepunct einer Literatur-Epoche anvertraute, wir besäßen zwei Schiller, statt einem, und die sociale Literatur wäre allem Absehen nach um Scott und Byron, Heine und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Destinsschriftsteller gekom-

men. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er ſchilderte ſeine Zeitgenoſſen. Shakſpeare die ſeinigen. Welch ein Unterſchied! **Heus! quid vir viro praestat.** „Shakſpeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleichgeſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtum mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menſchen-Coſtum, und hierin gleichen ſich alle. Man ſagt, er habe die Römer vortrefflich dargeſtellt; ich finde es nicht; es ſind lauter eingefleiſchte Engländer, aber freilich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus und denen paßt wohl die römiſche Toga.“ — Und gegen einen obſcuren deutſchen Recenſenten, der bedauerlich von der Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflichen claſſiſchen Werken genäſelt, bedient er ſich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schluſ-

sel zum endlichen Verständniß in die Hand geben und die doch endlich dem moralisch-politischen Geschwätz über ihn das Maul stopfen mögen: „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt u. s. w.

Welche von diesen Eigenschaften, die den National-Autor bilden, traf Goethe unter seinen Landsleuten? Verhüllen wir uns die Augen und seufzen: keine. Das mußte die arme Poesie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja selbst als Eleonore in Tasso, die tiefer und tragischer leidet als ihr Dichter, weil sie still leidet. In allen diesen weiblichen Gestalten siehst du die gekreuzigte Poesie mit

der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutsche Frauen darob staunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geschlechts die Leidensgeschichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutsche Weib an unsern Erbärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poesie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht gesehen? — Unbegreifliche Liebe, mystische Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlösung — ohne Absehen. —

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir

in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal nämlich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare ersteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder die poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu seyn. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem

höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorrescirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, grundlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen

Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem,

das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste. Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetisch sociale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen

Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmere.“ Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen.“ Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positiv vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Princip eines ge-

schichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig regsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes fremdartiges Daseyn verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzu-

fragen. Franzoſen und Engländer verlangten ſo hohe Dinge nicht. Sie begnügten ſich mit den praktiſchen Ergebniſſen und dem verſtändig ſinnlichen Zuſammenleben in der Geſellſchaft. Allein da jedem Leben, das ſich erneuen und fortpflanzen ſoll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein dieſe ſchöpferiſchen Acte ausgehen, ſo mußte auch durch die franzöſiſche und engliſche Geſchichte ein höherer Geiſt unſichtbar hinrauſchen — und dieſes Geiſtes träumeriſche Geburtsſtätte waren die hohen ſchweigenden Gipfel des germaniſchen Eichenwaldes. Ohne die deutſche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakſpeare, für Frankreich keinen Rouſſeau und — Robespierre. Daß man ſich Shakſpeare nur als Proteſtanten vorſtellen könne, hat Goethe klar und ſchön bewieſen. Daß aber die Vorläufer der franzöſiſchen Revolution und dieſe Revolution ſelbſt, den weſentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Die franzöſiſche Re-

volution, schrieben wir vor kurzem, ist die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einst gewaltsam gehemmte und darauf gewaltsam zum Durchbruch gelangte deutsche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralisirung des Adels und der Kirche, Hypersthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumschränkter herrscht, als sein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausfahrende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um sogleich auf eine Deutschland eigenthümliche innerlich geistige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar schuf sie Orthodoxe, Schwarmer, Religionsdispute, Hexenprozesse, den abscheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geistlose geistliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie nichts als Uebel angestiftet. Allein um diese Zeit streifte sie die schwarzen, schweren ungethümlichen Schuppen von sich ab; und siehe da, nicht Luther der Mönch, sondern der genuine Deutsche kam zum Vorschein, der Deutsche, der

seine Prüfungsschule in Heidenthum, Papstthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl seit den Cheruskerkriegen und Herrmannsschlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geistigen Dimensionen um ein erhebliches gewachsen war. Nun traten die interessantesten Zustände ein. Dem glücklich entzuckten Deutschen schien alles, was seine Hand berührte, jung, frisch und eben aus der Hand des Schöpfers entlassen. Winkelmann rieb sich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunstantike mit dem schwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopstock, in eine gewisse abstracte Idealität der germanisch-christlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutschen über seinem Messias poetische Christenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Lessing angeleitet, in der abgestäubten Weltgeschichte eine mannichfaltige sich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, stufenweise zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes, zum Bewußtseyn menschlicher Würde, zur Humanität

emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe stürzte sich Shakspeare in die Arme, der erste Mensch der ihn erkannte, und etwas schuf, worin sein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anschauung, Sprachstudien führten unmittelbar zur Quelle, Uebersetzungen entschädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweise blieb unsern Deutschen fremd. Das eine Volk der Deutschen ward ein viel völkerisches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländische und abendländische Gottheiten versammelten sich in unserm Hain, und die Gebruder Schlegel schlachteten ganze große kritische Hecatomben und schrieben Literatur-Geschichte mit derselben Andacht, wie Winkelmann Kunstgeschichte. Der Deutsche schöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoesie mit der krystallnen Opferschaale der Humanität. Und nichts schien den Genuß zu trüben. Kein Bodensatz eigener Nationalität befleckte die rein-

gewaſchene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeſchmack. Alles ſchmeckte göttlich und das goldne Zeitalter ſchien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten ſich frühzeitig, und juſt die größten Geiſter wurden von ihnen befallen. Herder's erhabene Stirn verfinſterte ſich. Er ſchaute über ſein Buch hin und ſuchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die ſich ihm erſchloſſen in der Vergangenheit; und er fand nicht, was er ſuchte und ſtarb in Mißmuth. Dichter zog ſich dieſelbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine ſchwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephiſtopheliſchen Blitze und der erhabene Donner des Fauſt ſich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poeſie ward es ſehr bedenklich und unſicher.

Indem ſich nun in dieſen wildſchönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach aus-

gefüllterer Gegenwart und nach Zuſammenhang zwiſchen Poeſie und Leben darthat, nützte ſich eben dieſes Leben immer mehr ab. Schiller, deſſen Herzlichkeit die Oede deſſelben unerträglich fiel, ſuchte Täuſchung und fand ſie in ſeinen bewunderten und bewunderungswürdigen idealen Dichtungen und philoſophiſchen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir ſahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche daſſelbe Gefühl der Leere nach erſtem Rauſche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, ſey's ſich ſtolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, dieſe machten aus der Poeſie ein myſteriöſes, wunderſames, unerhörtes Etwas, das zwiſchen Himmel und Erde hing wie ein kaum ſichtbares phantaſtiſches Spinnegewebe, in deſſen Mittelpunkt ſie ſich ſelbſt verſetzten als ironiſche Kreuzſpinnen, dickbauchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückiſche, undeutſche Poeſie, weil ſie gar kein Herz, keinen Ernſt und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem ſchönthat.

Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und selbst Hoffmann so viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an seine eigenen Gespenster glaubte.

Wir trauen dem Leser zu, daß er unsern Zweck, einen Wendepunkt im Leben der Völker zunächst an den Aeußerungen deutscher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelassen hat. Konnte dieses auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geschehen, und mußte sogar eine außerordentlich bedeutsame Reihe, die philosophische, gänzlich übergangen werden, so glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutschen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweisen.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche sittliche und gesellschaftliche Zustände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt sich nichts in der Welt auf dieselbe

Weiſe; am wenigſten im freiſten und geiſtigſten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für dieſen Aufſatz wäre es unzuläſſig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerkſamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzoſen und andern Völkern allmählig dieſelbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unſere Literatur ihren obenbezeichneten Urſprung nahm. Eine gewiſſe Anlehnung im Poſitiven, Hiſtoriſchen, bei Erweiterung des nationalen Geſichtskreiſes und Würdigung des Allgemein menſchlichen, das gemeinſame Beſtrebungen der Völker wunſchenswerth macht, das ſind wohl die weſentlichen Grundzuge der modernen Völkerſtimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin ſehe ich ihren Zuſammenhang mit der deutſchen Literatur als einen nationalen Typus, der ſich in ihnen wiederholt, nach Unterſchied der Zeiten und Nationen. Den hiſtoriſchen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor funfzig Jahren

in Deutschland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott sich bei seinen ersten Productionen zum Muster nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist eine um so müssigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen, jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muß, ist bereits von uns angedeutet

werden. Der acht poetiſche Roman wartet auf das ächt poetiſche Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlaſſen und ſind zufrieden, wenn wir den Blick irgend eines jungen Talents nach der Weltregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutſche Literatur ſoll ſich der Rückwirkungen nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfangt. Für ſelbſtſtändige volksthümliche Ausbildung thun ſich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel iſt aber gewiß, die Wechſelwirkung zwiſchen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachſen und inniger werden, mit dem ſtets wachſenden brüderlichen Bund der Volker.

Eine beſtimmte Literatur, z. B. die deutſche, in ihrem lebendigen Verhältniſſe zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, alſo namentlich zur franzöſiſchen und engliſchen auffaſſen und deren Erſcheinungen mit aufmerkſamer Rückſicht auf Wirkung und Wechſelwirkung folgen,

das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, so wie wir auf der andern Seite Schriftsteller, welche sich auf keinerlei Weise in diesem Verkehr bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

Fürst Pückler.

I.

Auf die bekannten Größen der früheren Literatur folgte der große Unbekannte; auf den großen Unbekannten folgte der vornehme Unbekannte. Jener, als er sein Incognito verrathen sah, stand nicht weiter an, sich öffentlich Walter Scott zu nennen und nennen zu lassen. Dieser aber, unser Verstorbene, unser Tuttifruttiß, den Jedermann schon längst als Fürsten Puckler-Muskau bezeichnet, zuckt noch immer dazu die Achsel und findet es in der Vorrede zum dritten Bande der **Tutti Frutti** ungalant von einem Recensenten, daß derselbe seinen somnambulen Doppelganger mit Namen angerufen.

Ein Schriftsteller kann möglicherweise seine guten Gründe haben, sein bekanntes Incognito fortzuspielen. Allein wir müssen gestehen, die Art, wie unser Verstorbene dies thut, kommt uns ein wenig eitel und klein wenig lächerlich vor. Sein hoher Stand dient ihm als Quecksilberfolie hinter dem Spiegelglase der Eitelkeit; er küßt den Fürsten Pückler-Muskau in diesem Spiegel, und wenn er sich umwendet gegen das Publicum, macht er aus Scherz ein mysteriöses Gesicht. Dennoch fühlen wir uns nicht berechtigt, den Verfasser der **Tutti Frutti**, ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß, Pückler-Muskau zu nennen. Er ist uns Einer vom hohen Adel, ein Standesherr in einem norddeutschen Königreich, und damit basta. Mögen denn nun die Schlußworte besagter Vorrede „Manche glauben mehr hinter mir verborgen, Andere weniger — als wirklich vorhanden ist; und selbst bei dem, wie man meint, so zuversichtlich entdeckten Incognito, dürfte doch noch dem Publicum eine unerwartete Ueberra-

ſchung bevorſteben," mögen alſo dieſe geheimnißvollthuenden Worte enthalten und verbergen, was ſie wollen, daruber laſſen wir uns in der That kein graues Haar wachſen. Denn wollen ſie etwa ſagen, daß Leopold Schäfer, der als Novelliſt bekannte Freund des Verſtorbenen, ſeine Hand mit im Spiele gehabt, ſo beſtatigen ſie uns nur eine erforderlichenfalls mit den Fingern nachzuweiſende Vermuthung uber des Genannten Mithulfe bei Abfaſſung der **Tutti Frutti.** Uns wenigſtens will es alſo ausgemacht bedunken, daß der Verſtorbene in den Gedankenmagazinen ſeines plebejiſchen Freundes nicht ſelten fouragirt habe.

Indem wir uns vornehmen, uber den Verfaſſer der **Tutti Frutti**, oder vielmehr uber dieſe ſelbſt friſch von der Leber wegzuſprechen, bekennen wir, daß wir wohl wiſſen, einige Gefahr dabei zu laufen. Denn die Vorrede zum dritten Bande belehrt uns, daß der witzige Verfaſſer gegen ſeine Recenſenten ein wenig als Standesherr verfahrt. Er ubt die Jagd- und

Fischereigerechtigkeit an ihnen aus, indem er sie vorher in diverse Thiere verwandelt. So ist ihm der Luftschiffer Reichardt ein alter etwas blödsinniger Falke, der Hofrath Förster ein Hecht, item ein beamtetes Raubthier, Heinrich Laube ein Fuchs und der Correspondent des Morgenblattes, mit dem Zeichen des Kreuzes, gar ein schwerfälliges Thier, das in der Löwenhaut einhertrottirt und trompetet. „Wie du mir, so ich dir," das ist das Princip, zu dem er sich, angeblich aus Princip und nicht aus Neigung, bekennt. Recensionen, die seinen Augen wohlthun durch das angenehme Grün ihres Lobes, solchen Recensionen thut er wieder wohl, und nennt sie wahre Meisterstücke und Muster in ihrem Fach. Man liefet sie in den Jahrbuchern fur wissenschaftliche Kritik und in Brockhaus literarischen Blättern.

Dieses Verfahren sucht er im Buche selbst zu rechtfertigen, wo er, in Nummer 56 des dritten Bandes, von der Wiedervergeltung feindlicher Angriffe spricht. „Was mich be-

trifft," heißt es da, „so kann ich wohl sagen, daß Niemand weniger rachsüchtig geboren, und mehr zu jener Indolenz geneigt war, von der Lichtenberg so wahr sagt: „„daß sie zuletzt nichts mehr rächen kann, und sich jede Unterdrückung gefallen läßt."" Als ich die Richtigkeit dieses Ausspruches endlich gewahr wurde, ging ich mit mir selbst zu Rathe, und einsehend, daß ich so nicht wohl irdisch bestehen könne, zum himmlischen Märtyrer mich aber noch nicht reif fühlte, so beschloß ich fest von nun an, es werde mir schwer oder leicht, in der Regel nie mehr weder etwas Gutes, noch etwas Uebles zu empfangen (vorausgesetzt, daß letzteres absichtlich ertheilt wäre) ohne es mit den gehörigen Zinsen wieder abzutragen. Das habe ich denn auch so ziemlich gehalten, und mich wohl dabei befunden, obgleich das Christenthum es anders vorschreibt. Dieses muß man aber leider, so lange die Welt noch so sehr im Argen liegt, nur wie die alten Ritter verstehen, und **La Motte Fouqué**, dessen Helden die Leute

immer liebevoll und freundlich behandeln, auch wenn ſie ſie todtſchlagen. — Zu meiner Erleichterung," fügt er hinzu, „geſtatte ich mir jedoch bei dem Princip einige Modificationen. Ich vergelte z. B. das Uebel nur ſo lange mit Ueblem, als ich Urſache anzunehmen habe, daß man ſeine Geſinnung und Handlungsweiſe in dieſer Hinſicht ſeitdem gegen mich nicht geändert hat. Iſt das Gegentheil der Fall, ſo danke ich Gott von Herzen, vergeſſen und vergeben zu dürfen. Ich folge alſo hierin de préference dem Confucius, welcher ſchon vor Chriſtus ſagte: „was dir die Leute thun, das thue ihnen wieder," ein Spruch, den die Deutſchen poetiſcher nachher in Wurſt wider Wurſt, überſetzt haben. So viel iſt gewiß, einen praktiſcheren Grundſatz gibt es nicht, und es iſt, wenn nicht Tugend, wenigſtens Pflicht, ihn zu erfüllen. — Pflicht der Selbſterhaltung, von den Moraliſten Egoismus genannt — eine Eigenſchaft, für die man nie von andern ſehr geprieſen wird, doch aber oft dafür ſich ſelbſt zu

preisen Ursache hat; was denn immer auch ein Genuß ist, wenn auch ein untergeordneter. — Es gibt mehr Leute, die sich ihn zu verschaffen suchen, als solche, die es eingestehen — mit Maaß gepflegt, ist er aber wirklich recht zuträglich."

Wir haben diese Stelle ganz ausgezogen, weil sie uns, von psychologischer und moralischer Seite betrachtet, gleich interessant scheint. Hier zieht die Hand eines geistreichen Weltmannes den Schleier von einer höchst merkwürdigen Operation, die er in seinem geistigen Innern vorgenommen. Er fühlt sich zu totaler Indolenz nur zu sehr geneigt, und weil er einsieht, daß ihm dieser Zustand von bedeutendem Nachtheil ist, so entschließt er sich zu einem Entschlusse, vermöge welches er seine gefährdete Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten gedenkt. Er greift ein Princip, nicht aus seinem Busen, sondern gleichsam aus der Luft, und bestreicht damit wie mit einem Magnet, der Eisen armirt und einer schwachen indifferenten Nadel einen

bestimmten polarischen Character gibt, die schlaffen Springfedern seines Willens; ein moralisches Kunststück, dessen Möglichkeit wir kaum begreifen, an dessen wirklicher Application wir aber nicht zweifeln wollen, da uns der Verfasser überall in seinen sittlichen Manifestationen aufrichtig und natürlich vorkommt. Letztere Bemerkung hat bereits Goethe über ihn gemacht, als er die Reisen des Verstorbenen, und bei dieser Gelegenheit eine gleich merkwürdige Aeußerung desselben besprach und mit den Worten abur-theilte: „Religionsbegriffe oder Gefuhle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand.“ Nein, in der That! denn das eingeborene Gefühl dessen was recht und unrecht, was schön und häßlich, was zu lieben und was zu hassen, was mit Ehre zu ertragen und was zu versagen, was zu verzeihen und was zu rächen, was zu dulden und was schlechthin nicht zu dulden, dieses oft wohl verfinsterte und schwankende, aber ewig wieder durchbrechende Gefuhl in des Menschen Brust, zeugt uns, daß die Idee der

Vergeltung auf einer ganz andern und viel sicherern Basis beruhe, als auf einem willkührlichen klugen Entschlusse, seine moralische und physische Person in den erforderlichen Vertheidigungszustand zu setzen, und im gelegenen Fall angriffsweise zu verfahren. Das Princip der Vergeltung ist ein natürlich sittliches; wir hüten uns wohl, dieses Princip im Widerspruch zu finden mit dem Gebot der Liebe und der Versöhnlichkeit. Jesus liebte in demselben Maaß, als er vergalt. Man ist freilich gewohnt, nur immer das Lamm Gottes in ihm zu sehen, aber er war auch der Löwe Gottes. Johannes liebte ihn, wie das Licht, das in der Welt schien, um die Welt zu befreien, und Jesus vergalt Liebe mit Liebe, und gestattete ihm das beneidenswerthe Loos an seinem Busen zu ruhen. Die Pharisäer haßten ihn, wie sie das Licht und die Freiheit haßten; sie verfolgten ihn, und Jesus haßte und verfolgte sie wieder mit den Schwerdtstreichen seiner Worte und trat das Otterngezücht mit Füßen. Und dieses Bei-

ſpiel, von der höchſten Staffel der Menſchheit genommen, führt uns auch die wahre ſittliche Geltung der Vergeltung im idealen Bilde vor Augen. Freundſchaft um Freundſchaft, und Feindſchaft gegen Feindſchaft, das iſt auch unſer Loſungswort. Aber Gott hute uns, daß wir, durch Leidenſchaft und kleinliche Selbſtliebe bethört, wenigſtens nicht öfter als mit unſerer Schwachheit billig zu entſchuldigen, dieſes Loſungswort in den nackten ideenloſen Kämpfen der verletzten Eitelkeit und des privaten Vortheils erſchallen laſſen. Die Vergeltung iſt eine Idee, die im Dienſte der Menſchheit ſteht, und nur im vereinigten Leben der Sittlichkeit, im Einklang mit den übrigen ſittlichen Ideen, Werth und Würde hat. Ohne die Kraft der Vergeltung liebt ſich das Herz zu Spott und zu Schande mit allem, was es liebt. Wer ſie aber nicht als himmliſche Kraft in ſich fuhlt, wem ſie nur eine von der Klugheit geborgte äußere Waffe iſt, dem mag ſie, klug gefuhrt, auch alle möglichen Privatvortheile leiſten, alle

Feinde und Böswillige vor ihm kuſchen machen, aber ſie fördert ihm weder ſein eigenes, noch der Menſchheit ſittliches Leben. Kommt aber hinzu, daß auf ſolchem Standpunkt faſt jeder Angriff, von welcher Seite er auch komme, als böswillig erſcheinen muß, da der Egoismus nur auf die Wunden ſieht, die er empfängt, nicht auf die Hand, die ſie ihm ertheilt, ſo muß die heutige Ariſtocratie, die keine ſittlichen Vorzüge und Güter, ſondern nur Vorrechte und Landgüter zu vertheidigen hat, jedes Rechtsverlangen und jeden Angriff des Volkes als Böswilligkeit vermerken, und als ſolche am Volke und deſſen Vertretern zu rächen ſuchen. Egoismus glaubt überall nur gegen Egoismus zu ſtehen, und jener furchtbare hiſtoriſche Egoismus, den wir ſo eben berührten, der vor allen in England ſeinen Sitz aufgeſchlagen, ſieht in ſeiner Verblendung nicht die Hand Gottes, die vergeltend in der Geſchichte auftaucht. So gewiß wir aber glauben, daß Göttliches auf der Erde lebt und liebt und leidet, ſo gewiß glau-

ben wir auch, daß nur dem Göttlichen in uns die Vergeltung zustehe, und daß das prophetische Bibelwort, „die Rache ist mein, spricht der Herr," eben in diesem Sinn zu fassen sey. Gott wirkt nur durch Menschen und Menschen wirken nur durch Gott. Das Wirken des persönlichen und historischen Egoismus verwirkt sich selber. Seine Schutz- und Trutzwaffen vermag er nur so lange mit Kraft und Erfolg zu führen, als er den Wahn um sich zu erhalten weiß, er fechte für ein höheres Gut, er behaupte sich im Interesse des Staates, er verweigere oder strafe zum Wohl des Ganzen. Verfliegt der Wahn, so löset sich der Zauber seiner Kraft, seine Beine schlottern, sein Blick wird unsicher, er haut noch einmal zu und schlägt sich selbst die Hand vor die Füße.

Die Vergeltung steht auf der Schwelle der Geschichte und ihre Kinder wachsen aus dem Boden heraus. Scheltet sie nicht Ehrgeizige und Egoisten, und beneidet ihnen die Lorbeeren nicht, die sie sammeln. Sie müssen sie schwer

erkaufen. Dem Oreſtes lag gewiß nicht viel an der Ehre, Held einer Tragödie zu werden; Cajus und Tiberius Gracchus wären wohl eben ſo gern, wie wir alle, auf friedlichem Bettpfuhl eingeſchlummert, ſtatt gewaltſam im Tumult zu ſterben. Luther, der Oreſtes der Vernunft, der das ehebrecheriſche und tyranniſche Haupt der chriſtlichen Kirche abthat, er wäre verſunken unter der Laſt und Bürde ſeines Ruhms, hätte er nicht die Schultern eines Atlas gehabt. Oder wer mögte tauſchen mit dem Looſe der Girondiſten, oder nur ſeinen dunkeln Namen hingeben für den Namen Robespierre? Klingt dir O'Connell in die Ohren, und wünſcheſt du O'Connell zu ſein? oder Armand Carrell? oder Ludwig Börne? oder auch nur unſer Freund Gabriel Rieſſer, der durch flammende Rede die tauſendjährige Schmach des Judenthums an den Chriſten vergilt, und unſere Wange mit Schamröthe färbt, wenn wir uns als mitſchuldige Ariſtocraten der Taufe denken, die Ungetaufte wie halbe Heloten und Paria's

behandeln, und ſie durch Rechtsverweigerung und Beſchränkungen aller Art an den ſchmutzigſten Dämon des Erwerbes feſtbinden?

Freilich hatten und haben alle dieſe Männer auch ihr Perſönliches vor Augen, indem ſie polemiſch gegen Zuſtände und Perſonen auftraten und die Nemeſis der Geſchichte ſpielten. Aber was gäbe ihnen, Mönchen, Juden, Advocaten, Handwerksſöhnen, vereinzelten Individuen, die Kraft der Begebenheiten, geſchichtlichen Einfluß und die Macht über ihre Gegner, wäre nicht ihre Perſönlichkeit im Stahlbad der Ideen gehärtet und ihr Muth durch den Athem eines Höheren angeweht? Kampf für das Recht, Vertheidigung Anderer und Selbſtvertheidigung nur in den Fällen, wo das Perſönliche verflochten in das Allgemeine, das waren und werden ſtets die Kennzeichen großer Männer ſeyn — und ihre Unterſchiede von großen Herren, die in der That unſchuldiger als tauſend andere in den bloßen Egoismus der Selbſterhaltung hineingeboren werden. Ideen wachſen nur ſel-

ten und ausnahmsweiſe zu den hohen Fenſtern der Prunkgemacher hinauf, und ſelbſt Mirabeau, der ſie in Gefängniſſen und im Volke fand, berauſchte ſich nur ſo lange in ihrem Duft, bis ſein perſönlicher Haß gegen die Standesgenoſſen geſättigt war, und ein Lächeln der Königin ihn wieder zum Grafen erhob, und die goldene Scheere der Verrätherei ihm die Simſon-Haare der Revolution, ſeine Stärke, abſchnitt. Freilich wiſſen wir, daß große Herren von Natur indolent ſind, und der Verfaſſer der **Tutti Frutti** bekennt es auch für ſich ſelbſt. Aber es bedarf wohl in den Zeiten, worin wir leben, nicht der Ermahnung eines Göttinger Profeſſors, um ſie von ihrer Indolenz aufzurütteln. Der Tuttifruttiſt rächt ſich nicht allein als Schriftſteller an Recenſenten, ſondern er führt einen Standeskrieg gegen die bürgerliche Bureaucratie in Preußen, die den Adel verdrängt und gegen die Democratie in der Welt, die den Adel nicht anerkennt. Das alles dreht ſich, wie man ſieht, im Kreiſe perſönlicher Selbſtvertheidigung oder

ſtandesbrüderlichen Egoismus; und wer den Fuß hinüberſetzt, hat es mit ihm und den ſatyriſchen Dornen zu thun, die aus ſeinem Princip der Vergeltung ſpitz und ſcharf genug herauswachſen. Uns, hoffen wir, ſchaden ſie nicht. Denn wohin wir ſchreiten, ſuchen wir uns am Mantel der Zeit feſtzuhalten, und die Zeit ſchreitet auf Eiſenferſen daher, und ihre Sohlen ritzt kein Dorn und ſticht keine Schlange.

Brechen wir hier unſere einleitende Diatribe kurz ab, ohne Entſchuldigungsgründe für ihren Ernſt, oder für ihre Länge, oder überhaupt für ihre Statthaftigkeit anzuführen. Die **Tutti Frutti** ſcheinen freilich nur leichte Goldfiſche, die ſich luſtig im Waſſer tummeln und zufrieden ſind, wenn ſie ſich und anderen eine Stunde Unterhaltung verſchaffen. Allein der Schein trügt, und ſchärfere Augen ſehen auch den Rücken und die Floßfedern der Hechte, die zwiſchen den Goldfiſchlein auftauchen. Große Herren treiben alles ſpielend, und gerade das Ernſthafteſte und Wichtigſte zumeiſt. Sie ſtehen an

der Pharaobank der Gedanken und Begebenheiten, und biegen Paroli, ohne eine Miene zu verziehen. Es thut noth, daß wir ihnen auf die Finger ſehen.

II.

Seit der reiſenden Madame de Stael-Holſtein ſind faſt alle Schriftſteller Reiſende der Literatur geworden; einige ſogar ausdrücklich in Geſchäften und Aufträgen gewiſſer Buchhändlerhauſer. Die Bewegung bekommt jedem wohl, und auch der Literatur iſt ſie wohl bekommen, denn ſie hatte lange geſeſſen, und war grau und hektiſch geworden, und die Schriftſteller hatten alle Dintenkleckſe an den Fingern, wie die Schuſter Pech. Auch der Verſtorbene debütirte zuerſt mit einer Reiſegeſchichte, ſeinen Auf-

enthalt in England begreifend. Dieſes ausgezeichnete Werk iſt nicht allein mit vielem Geiſt geſchrieben, ſondern auch bei aller Leichtigkeit und Eleganz des Styls ſorgfältig ausgearbeitet. Es bildet ein maleriſches Ganze. In den **Tutti Frutti** (den meiſten Deutſchen ein Titel à la **Hottentotti**) bemerkt man, daß der Verfaſſer ſein Publicum ſchon etwas in der Art behandelt, wie etwa eine eroberte Geliebte, in deren Gegenwart er ſich keine Gêne mehr anlegt, und ihr in jedem Aufzuge recht und willkommen zu ſeyn glaubt. Er fliegt in die Thür, wirft ſich auf's Sofa, ſpricht etwas Geiſtreiches oder Dummes, nimmt den Hut und empfiehlt ſich. Ueber dieſe ſtutzerhafte Art vor dem Publicum zu erſcheinen, iſt aber das Publicum ſelbſt Richter; und wir fühlen uns nicht berufen, dem Verfaſſer darüber Vorleſungen zu halten.

Der dritte Band der **Tutti Frutti** beginnt mit den „Zettelköpfen eines Unruhigen, fortgeſetzte Ziehung. Die erſte oder fünf und dreißigſte Nummer iſt überſchrieben: „Morgen-

gespräch," und enthält einen Dialog von vier Zeilen:

Der Herr: War er drinnen?

Der Diener: Wer?

Der Herr: Der Pinsel.

Die Frau: Welcher?

Allgemeines Gelächter.

„Dieser Zettel," sagt der Verfasser, „ist von meiner Hand geschrieben, und wird daher wohl etwas bedeuten. Dennoch muß ich gestehen, daß ich selbst nicht mehr weiß, was; irre ich aber nicht, so muß eine einstige Geliebte Goethe's den Sinn vollständig erklären können."

„Rathe, Leser, es wird dir Mühe machen. Errathe — und du wirst große Zufriedenheit darüber empfinden."

Unglaubliche Dreistigkeit, das Publicum mit solchem Wisch zu mystificiren. Alzibiades hackte seinem schönsten Hunde den Schwanz ab, um die Athenienser zum Besten zu haben, und sie Tage- und Wochenlang über das eigentliche „Warum" dieses Attentats rathen und schwatzen

zu machen. Und auf ähnliche Weise will der lausitzische Standesherr die ehrlichen Deutschen foppen, nur daß er's umgekehrt anfängt, und aus Scherz einer alten räudigen Petze den schönsten Schwanz anbindet, und auf der Treppe des Goethe'schen Hauses zur Schau ausstellt. Was hat denn der arme Goethe an ihm verbrochen, daß er ihm solchen Gassenauflauf vor der Hausthür anrichtet?

Die folgende sechs und dreißigste Nummer enthält einen „Nebelzettel, d. h. einen solchen, der wie die Nebelsterne aus hundert einzelnen zusammengesetzt ist." Mit andern Worten, er enthält ein Gespräch, das vom Hundertsten in's Tausendste fällt. Der Eingang scheint uns deswegen merkwürdig, weil er die Natur des Verhältnisses berührt, worin der Verstorbene zu einem geistreichen deutschen Schriftsteller steht, der gerade in diesem Gespräch zwischen ihm und seinem hohen Gönner den Kern der Unterhaltung liefert. Die Stelle lautet:

„S..... ist ein Philosoph ganz nach mei-

nem Geschmack, mir recht seelenverwandt. Ich will gleich erklaren, wie. Man sagt, daß manche große judische Handelshäuser einen Beamten besolden, den sie „den Denker" nennen. Von diesem wird weder eine Ausführung, noch selbst ein durch alle Puncte fortgeführter vollendeter Plan verlangt, sondern nur neue Ideen, Projecte, Ansichten, Einfälle, mit einem Wort: aus dem Gewohnlichen Heraustretendes. Zundet eine solche Rakete, so wird anderen, bedächtigern, methodischern und grundlichern Geschäftsleuten die fernere Prüfung und Inswerksetzung überlassen."

„So ist S. . . . . der Denker unsrer kleinen Lotterie."

Diese Vergleichung, wie man sieht, ist mit der Zartheit eines russischen Knesen gemacht, der einen armen Teufel von Schriftsteller auf seinen Gutern futtert. Wir gesteben dem Verstorbenen, wir mogten lieber, wie Heinrich Laube, von ihm befeindet, als wie S. . . . . von ihm befreundet werden. Er kann uns noch

so schmeichelnd zurufen: „Komm' zu mir in meinen Wald und gewiß, wir wollen, oder ich mußte mich sehr trügen, noch die besten Freunde werden;" wir würden ihm eben so wenig willfahren, als wir die Bestallung zum „Denker" des Hauses Rothschild annehmen würden. O, Jean Jaques! O, Jean Jaques!

Die zusammengewürfelten Hauptgegenstände des Gespräches sind: Classen-Lotterie, neutestamentalische Wunder, interessantes Briefffragment, herrührend von einer reichen Frau, die den Verfasser bekehren will zum Glauben an Jesus, Mysticismus, und daß Socrates und Christus keine Mystiker gewesen, obgleich viele ihre Schüler, Fortschritte und Rückschritte der Menschheit nach gewissen Epochen, Vertheidigung des Duells, Characteristik der Engländer, politische Zukunft der europäischen Völker. Alle diese zum Theil hochwichtigen Themata werden in Siebenmeilenstiefeln uberschritten. Der Eindruck ist der einer Drehorgel, die hintereinander alle ihre Stückchen von der Walze abschnarrt. Es sind

hubſche Sachen darunter, obwohl nichts Neues; und die beſten Gedanken ſcheinen Arbeitspferde des Herrn S. . . . ., die ſeinem Gönner Hofdienſte leiſten.

Darauf folgt, von Nr. 37 bis Nr. 63, ein mannigfaltiger Gedankenabfall. Von ſolchen Spähnen, wie man ſie nennt, laſſen ſich mit leichter Mühe tauſend Säcke füllen. Wir Deutſche ſind noch nicht ſo weit herunter, daß wir von Broſamen leben müßten, die von hoher Herren Tafel fallen. Von Goethe's Tiſche herabgefallene Broſamen haben wir zwar geduldig aufgeſammelt, und manche arme Schlucker ſind dabei ſteif geworden im Rücken. Aber von Goethe ſchmeckt uns Alles nach Goethe, wenn's auch Einbildung war, und oft nur nach Herrn von Cotta ſchmeckte. Doch wäre uns in Goethe's ſämmtlich ſämmtlichen Werken kein Beiſpiel bekannt von einzelnen unzuſammenhängenden Einfällen und Gedanken, die ſich nicht irgend einer höhern Rubrik unterordnen ließen. So durchaus wüſte Sammelei hat Goethe ſich nicht geſtattet.

Die drei und sechszigste Nummer befaßt die sogenannte Schlußunterhaltung aus den Zettelöpfen; obgleich, wie man sieht, von einem Schluß füglich nicht die Rede seyn kann. Züge von Enten und Kranichen haben ihre Beschließer; aber die Sperlinge, die an meinen Kirschen picken, oder die Schwalben, die um den Thurm flattern, nicht. Doch wir wollen der Schlußunterhaltung keine bloß verbale Correction zuwenden. Titel anderer Art nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Eingang sehen wir das preussische Ordensfest im Winter, mit seinen verfrorenen Rittern an der Tafelrunde ergötzlich verspottet. Der Leser lacht, und der Verfasser scheint es zu merken und lacht mit. Aber wie ein kluger Mann läßt er die glückliche Stimmung des Lesers nicht ungenutzt vorbeistreichen. Er citirt auf einmal die Geister der alten Ritter, die dann auf's Effectreichste groß und eisengeharnischt auf die Sessel der modernen, größtentheils bürgerlichen Ritter-Canaille in Frack und seidenen

Strumpfen niederrasseln, und, was uns Deutsche noch immer in gewisse Rührung zu setzen nicht verfehlt, mächtige Humpen, vierflaschenhaltige Humpen, statt winziger Champagnerglaschen zum Munde führen. Wie ehrwürdig sind die alten Herren in ihrem Durst und ihrer Schwerfälligkeit, wie lächerlich die neuen Excellenzen, Präsidenten und Gerichtsräthe mit ihren kümmerlichen Gurgeln und Fracklein — das liegt auf der Hand, und dieser Gedanke wird im glücklichen Halbscherze aufgeregt. Dann aber verfinstert sich das Gesicht des Geisterbeschwörers zum baaren Ernst, und er betrauert, daß statt der alten Ritter, gleich Wallfischen der Urzeit (wir unsrerseits finden das Bild von Haifischen persönlicher ziehend), nur dunkle Namen übriggeblieben, die man nicht mehr recht zu deuten wisse, und dennoch blindlings fortführe. Ein solcher Name sey so der Name Ritter, und so ziemlich auch der Name Adel. Dieses bringt ihn auf die Misére des heutigen Adels, und er erzählt eine wehmüthige Ge-

ſchichte von der Subhaſtation eines alten Ritterguts, die in der That bei jedem wohlgeſinnten und gutmüthigen Hörer eine tragiſche Rührung abſetzen muß; wie ſie gegentheils wider den Kannibalismus eines preuſſiſchen Juſtizbeamten aufbringt, der beim Subhaſtationsmahl von den letzten Pfennigen der verunglückten Familie beſtritten, in die Worte ausbrach: „So iſt es ſchon recht! Dies Volk muß erſt alles zum Teufel fahren, eher wird's nicht beſſer werden. Was ſchadet's denn dem Lande, daß ſie ihre Guter verlieren, es werden immer andere da ſeyn, dieſe wieder in Empfang zu nehmen.“ Nachdem nun der Verfaſſer letztere Worte gehörig, aber wie uns ſcheint, unnöthig unterſtrichen und des Leſers großherzige und mitleidige Theilnahme am Tabinſinken alter Geſchlechter erregt hat, beſchuldigt er dieſe ſelbſt, durch eine große Thorheit die Nemeſis der Geſchichte uber ihr Haupt gefuhrt zu haben, und zieht ſchließlich das eine große Medicament aus der Taſche, das den Adel

einzig noch retten, ja ihn sogar zu mehr machen könne, als er je in Deutschland gewesen.

Leser, die in „Franz Baltisch," dem politischen Receptenbuch eines norddeutschen anglomanischen Arztes geblättert, solche Leser wissen sogleich und noch unbesehen den Inhalt des recipe, das der Verstorbene offerirt. Sie werden dem Verfasser (wie es in seinem eigenen Gespräche geschieht) zurufen: „Ach! ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Nach Ihnen soll eigentlich der Edelmann nicht mehr, sondern sein Landbesitz den Adelstitel führen."

Darauf antwortet der Verstorbene: „ganz recht," und zieht ein andres Papier hervor, auf dem er die Zukunft des jetzigen deutschen Adels und seines anglisirten, oder wie er ihn nennt, vernunftgemäßen Adels mathematisch berechnet hat. Der Merkwurdigkeit wegen setzen wir diese Tabelle hieher. Dem Stammvater dieses imaginären Stammbaumes giebt er zehn Söhne, den Söhnen und Enkeln, jedem zwei männliche

Nachkommen, jeder Generation herkömmlich den Zeitraum von dreißig Jahren.

Unser Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	10	600	0
1890	20	300	0
1920	40	150	0
1950	80	75	0
1980	160	37½	0
2010	320	18¾	0

Vernunftgemäßer Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	1	6000	9
1890	1	6000	19
1920	1	6000	39
1950	1	6000	79
1980	1	6000	159
2010	1	6000	319

Aus dieser Tabelle ersieht sich, wie schlimm es mit „unserm Adel," und wie gut es mit dem „vernunftgemäßen Adel" in Zukunft geben muß. Miserabel links, formidabel rechts, bliebe dem Adels-Corps in der Mitte kaum noch ein Bedenken übrig bei der Wahl, brächten nicht die Mutter und jüngeren Söhne und ein klein wenig auch die antifeudale Richtung der Zeit eine nicht unbedeutende Opposition zu Wege. Ja, diese Zeit ist auf so arge und ärgerliche Weise unpoetisch, daß sie sich nicht entblödet, zu behaupten, die ganze Frage nach Zulässigkeit der Majorate laufe eigentlich auf die Frage hinaus: ob man seine Schulden bezahlen solle oder nicht. Gefühlloser und maulwurfsartiger kann man nicht das Fundament der Adelspoesie untergraben.

Doch wir ergriffen hier die gute Gelegenheit, mit vorläufiger Ueberspringung des vierten Bandes **Tutti Frutti**, im Kurzen einer politischen Abhandlung zu erwähnen, die beinahe den fünften, und wie's scheint, letzten Band

derſelben ausfüllt. Dieſe Abhandlung führt den Titel: „Politiſche Anſichten eines Dilettanten,“ und führt eigentlich nur die beregten fixen Majorats-Ideen weitläuftiger aus, indem ſie dieſelben zugleich in ihrer abſoluten Wichtigkeit für die Stäbilität der Throne und die innere Maſchinerie repräſentativer Verfaſſungen auseinanderlegt. Dieſer Aufſatz iſt unter andern den Prinzen eines norddeutſchen Hofes vorgelegt worden, und hat ſich von deren Seite der meiſten Aufmerkſamkeit und mancher geiſtvollen Belehrung erfreut. Das iſt die eine Merkwürdigkeit, die wir daran hervorheben; die Zukunft wird vielleicht unſern Fingerzeig rechtfertigen. Die andere Merkwürdigkeit iſt, daß auch unbegüterten Staatsmännern und Kriegern von großem Verdienſt die glänzende Ausſicht eröffnet wird, durch königliche Dotation in den Majoratherrenſtand, in das conſtitutionelle Edelmannsthum aufgenommen zu werden, incluſive einige ehrenwerthe Capi-

taliſten, die ihr Vermögen in Gutern anzulegen willens ſind.

Und nun fort mit den Majoratsplanen der **Tutti Frutti**, mit den ungeborenen Kinder des Verſtorbenen, um ſchließlich ein Paar Worte uber einen wirklichen Sprößling ſeines Geiſtes zu ſagen, der in der Erzählung: „Acht Fruhlings- und Sommertage aus dem Leben Miſchlings," auftritt. Sie fullt einen ziemlichen Theil des dritten Bandes und beinahe den ganzen vierten. Obgleich Goethe's Mignon und Wilhelm Meiſter und andere Goethesche Figuren hier ihre leibliche Reſurrection in vergroberter Geſtalt zu beklagen haben, ſtehen wir doch nicht an, dieſe Novelle nicht allein dem Publicum, ſondern auch den Novelliſten von Handwerk zu empfehlen. Sie mögten Vieles daraus lernen können, und hauptſächlich, wie Jeder ſeine nächſten Umgebungen mit Gluck novelliſtiſch bearbeiten kann.

Raupach und die deutsche Bühne.

Stellen wir gleich in den Anfang dieses Aufsatzes eine merkwürdige Thatsache hin. Müllners Schuld war das letzte deutsche Drama, das electrisch auf die Massen wirkte. In dieser Hinsicht kömmt keine spätere dramatische Erscheinung der Schuld gleich. Von Vergleichung des poetischen Werthes ist hier nicht die Rede. Man wird uns zutrauen, daß wir in der Schuld weder Poesie noch gesunden Menschenverstand finden. Der Advocat von Weissenfels hatte ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß Schillers Wittwe, die tragische Muse, in unglücklichen Umständen lebe. Er bemächtigte sich des halbverlorenen dramatischen Prozesses, und gab demselben durch Practiken und Rabulistenkünste einen flüchtigen Schimmer von Sieg.

Er lud die Schläge des Schicksals in die gelben knochernen Finger einer Zigeunerin, und das volle Haus wurde erschuttert; und das war ein Beweis, daß die uralte Schicksalsidee selbst noch in ihrer verstandeslosen Entartung machtvoll auf die Zuhörer einwirken und sie mit religiösem Grauen erfullen kann.

Was Mullners Schuld damals fur Deutschland, das sind gegenwärtig die Dramen von Viktor Hugo und Alexander Dumas für Paris und Frankreich. Die Franzosen sind enthusiasmirt für ihr junges Drama. Das ist eine beneidenswerthe Sache für ihre Dichter. Wir wollen ein volles Haus, gespannte Theilnahme, erschutterte Herzen, leuchtende Blicke, Bewunderer, Freunde, Feinde, Neider, kurz: analoge dramatische Erfolge — solche, die ihnen factisch nicht zu Theil werden, solche, die ihnen Königsgunst nicht ersetzen und nur Volksgunst gewähren kann.

Woher findet die dramatische Kunst in Deutschland so wenig Beifall? Woher welkt

der in Frankreich blühende tragiſche Zweig dieſer Kunſt? Das iſt die außerordentlich wichtige Frage, die uns oft beſchäftigt. Die Kritiker ſind gewohnt die Dichter anzuklagen, die Dichter klagen die Schauſpieler an, die Schauſpieler wälzen den Stein auf's Publicum. Es iſt wahr, alle drei Parteien haben recht. Aber die Dichter ſind im Nachtheil, denn ſie haften für die Schuld in **solidum**. Von der Dichtkunſt erwartet man Alles, ſelbſt das Unmögliche. Sie muß Wunder thun, und durch Wunder ihre himmliſche Abkunft beglaubigen. Woher heißt ſie die göttliche, wenn ſie nicht durch angeſammte Kraft ſich geltend machen kann? Im Glück iſt jeder Menſch ein Dichter, die Saiten tönen von ſelbſt. Wenn die Zeit tanzt, ſo läßt ſich leicht ihr aufſpielen! Aber, wenn die Zeit lahm und mißmüthig, überreizt, erſchlafft an der alten Gaſttafel ſitzt, dann muß der gottgeſandte Spielmann hereintreten, und durch friſche nie gehörte Töne die langweiligen Geſichter, halbgeſchloſſenen Augen, die hängenden Lippen,

die muden Beine der Gaste in neue Thatigkeit setzen. Wer ist dieser Spielmann? Wie sieht er aus, wie geht er gekleidet, in welchen Gesichtszugen und Manieren ist er fruheren, Schiller, Shakespeare, ahnlich, in welchen unahnlich? Wer's wußte, wäre der Spielmann selbst, oder der ihn gesehen hatte im Traum. So viel ist gewiß, Immermann ist es nicht, Raupach ist es nicht. Grabbe ist vielleicht seine geniale Mißgeburt.

Immermann und mehr noch Raupach haben nach dem Kranz gerungen, dramatische Nationaldichter zu seyn. In Raupach's besten Stucken agirt fast immer ein Stück deutscher Geschichte. Raupach arbeitet sogar an dem riesenhaften Plan, die ganze deutsche Reichshistorie bis zum westphalischen Frieden in Dramen umzuschreiben. Wir konnen daruber aus der Quelle berichten. Seit zehn Jahren beschaftigt er sich mit dem Zuschneiden dieses ungeheuerlichen Stoffes. Seit dem Sommer 29 hat er einzelne Partien gefertigt. Die Geschichte der Hohen-

ſtaufen, jetzt zur Hälfte beendet, wird einen Cyklus von ſechszehn Dramen umfaſſen, von Friedrich dem Rothbart bis Konradin. Dieſem ſchließt ſich ein kleinerer Cyklus unter dem Titel: „Rache für die Hohenſtaufen“ an, beſtehend aus ſechs Dramen — die ſicilianiſche Veſper — Bonifacius **VIII.** — König Heinrich **VII.** — Der Untergang der Tempelherren — König Ludwig der Baier. Cyklen ſind aber, wie bemerkt, nur Theile eines größeren Ganzen, das die Geſchichte des Mittelalters in ſeiner Hauptrichtung der Kirche von Otto **I.** bis zum weſtphäliſchen Frieden darſtellen ſoll. Er ſelbſt zweifelt freilich an der Vollendung durch eigene Hand, wird aber jedenfalls ſeine Plane hinterlaſſen und hofft auf einen Fortſetzer. Jene beiden Cyklen gedenkt er aber ſelbſt auszuführen, wenn er bis zum Jahre 1840 lebt und arbeitsfähig bleibt. Aber auch ſchon dieſe werden **22** meiſt lange Stücke, (auf der Bühne erſcheinen ſie immer abgekürzt) alſo eine ganz artige Zahl von Bänden ausmachen.

Vor zwei Jahren hat Raupach sogar noch ein Uebriges gethan: er ging in die Fabelzeit der Deutschen zurück und dramatisirte die Nibelungensage, uralte Bruchstücke germanischer Helden und Völkersagen, worin Norden und Süden, Heidenthum und Christenthum zuletzt zusammengeschmolzen, Sagen, deren erste dichterisch willkührliche Bearbeitung im Liede der Nibelungen, eine spätere prosaische im gehörnten Siegfried vorliegt.

Wir wollen uns weder auf die Beurtheilung dieser letzterwähnten Arbeit, noch auf die Beurtheilung der zahlreichen übrigen Producte Raupachs im Einzelnen einlassen.

In Raupach steckt mehr als ein Dichter, aber alle zusammen machen keinen ganzen aus. Seine Dramen können, ohne lächerlich zu werden, in's Holländische übersetzt und mit gutem Anstand von holländischen Schauspielern aufgeführt werden. Er scheint sogar im Drama der Nibelungen dieses Glück vor Augen gehabt zu haben, indem er den deutschen Siegfried des

Niederrheins (den nordischen Siegfried) zum Holländer macht, welches Quiproquo wir keineswegs für die leichteste und unverfänglichste Charakterfälschung unter den übrigen halten.

Wir haben uns dagegen vorgesetzt, bei Erwähnung der Raupachschen Nibelungen und jener national-dramatischen Cyklen, den Begriff einer nationalen deutschen Bühne zu erläutern, und danach den Werth der Raupachschen Stücke benannter Gattung an einem höheren allgemeinen Maaßstabe abzumessen. Auf diese Weise entgehen wir der unfruchtbaren Kritikasterei, die herüber, hinüber schwatzt, dieses lobt, jenes tadelt, und zu gar keinen möglichen Resultaten führt. Gott weiß, wie uns solch kritisches Gewäsche zum Ekel geworden. Hätten wir keine Ahnung des Besseren, Tüchtigen, oder verzweifelten wir überhaupt an der Zukunft der deutschen Bühne, so würden wir Zeit und Papier nicht verschwenden, um uns und unsere Leser auf der einmal abgeschlossenen Bahn eines fertigen Dichters kritisch umherzukugeln.

Es iſt ein Irrthum von Raupach, wenn er ſich den Kranz eines deutſchen Nationaldichters dadurch zu erringen ſtrebt, daß er vorzugsweiſe national-geſchichtliche Stoffe zu bearbeiten wählt. Nicht aus dem Stoffe holt man ſich ſolchen Ruhm, ſondern aus dem Geiſt und aus der Bearbeitung deſſelben. Der Dichter hat andere Zwecke vor Augen, als die Bühne zum Katheder der Geſchichte zu machen. Schiller, der doch wohl ein Nationaldichter war, hat nur ein einziges Drama gedichtet, das wir Deutſchen, im hiſtoriſchen Sinn, als national anſprechen dürfen, den Wallenſtein; und auch dieſen Stoff wählte er nicht, weil er national, ſondern weil er tragiſch war. Aus einem andern Grunde machte ſich Goethe an den eiſenhändigen Ritter. Dieſer Götz von Berlichingen verdankte ſeinen Urſprung einem Reflex des damaligen jugendlichen Zeitgeiſtes am Spiegel der blankgeharniſchten Vergangenheit. Goethe ſchnallte ſich den Harniſch des letzten deutſchen Ritters um die Bruſt, und holte mit der eiſernen Fauſt

rechts und links einige ſauſende Quarten aus, freilich ohne Ziel und gleichſam nur als Kraftproben, um Philiſtern und Schwächlingen zu zeigen, daß deutſche Kraft und Naivität noch nicht erloſchen ſey und Thaten fordere. Fand dieſes unbeſtimmte Gefühl den ungeheuerſten Anklang in der Jugend des Volks, ſo ergibt ſich eben aus dieſem Beiſpiel, wie mächtig Dichtungen wirken, welche auf ſolche hiſtoriſch nationale Momente baſirt ſind, die zugleich einen zeitgeſchichtlich nationalen Charakter tragen. Auf dieſem Gebiet, wenn irgendwo, wachſen die Lorbeeren des national hiſtoriſchen Dramatikers unſerer Tage. Daſſelbe iſt freilich enger, als es ſich Sophokles und Shakſpeare geſteckt haben. Aber dieſe beiden Dichter ſchrieben für eine Nation, deren Geſchichte in Sagen und großen Erinnerungen fortlebte, und dazu viel geſtaltenreicher und tragiſch ergiebiger war, als unſere deutſche. Dieſen Unterſchied hat Raupach nicht bedacht, als er ſich Shakſpeare zum Muſter nahm. Freilich wurde nie Shakſpeare auch

in viele Abschnitte der deutschen Geschichte mehr Leben und Poesie bringen, als bisher unsern Dramatikern geglückt.

Wir haben Schiller einen Nationaldichter genannt, insofern er allen Ständen und Klassen der Nation als Dramatiker zusagte, ohne damit behaupten zu wollen, daß er diesen Namen und den vollen Ruhm desselben mit Sophokles und Shakspeare, oder auch nur mit Kalderon theile. Wie diese, konnte Schiller nicht Nationaldichter seyn, und dieser Name, der sonst mit dem Ausdruck classischer Größe zusammen fällt, bezeichnet uns, von Schiller gebraucht, eben so sehr die Stärke als die Schwäche des ewig theuren Mannes. Denn, man merke wohl, worin das große Glück jener Dichter eigentlich bestand. Sie dichteten für eine Nation, in welcher die äußeren Lebensverhältnisse zwar sehr bunt und mannichfaltig, die inneren Kulturzustände aber durchaus nicht sehr verschieden waren, so daß Glaube, Geschmack, Sitte, Lebensansichten, Charakter, ein starkes volksthumliches

Gepräge trugen. Um dem Volke zu gefallen, waren ſie keinesweges in die Nothwendigkeit verſetzt, die Anſprüche der höhern Stände zu verletzen oder umgekehrt, aus Rückſicht für dieſe, den Beifall des Volkes zu verſcherzen und die Geſchmacksanſprüche deſſelben zu verkümmern. Das Volk war die Nation, die Nation das Volk, und weil Englands Shakſpeare Volksdichter war — wozu Geburt und Schickſale ihn beſtimmten — iſt er Englands Nationaldichter geworden. Das war der Grundſtein, auf dem er die unvergänglichen Denkmäler ſeines Ruhms auffuhrte.

Allerdings gab es auch in Deutſchland eine Zeit, wo Volk und Nation in einen Begriff zuſammenfielen. Allein wegen beſtändiger äußerlicher Zerriſſenheit und dem Mangel einer Hauptſtadt, die alles Mächtige, Glänzende und Hervorſtechende des deutſchen Mittelalters verſammelt hätte, hauptſächlich aber der religiöſen Spaltungen und ihrer Folgen wegen, welche das Ende des deutſchen Mittelalters bezeichne-

ten, hat diese Zeit keinen dramatischen Nationaldichter erzeugen können. Des deutschen Volkes Eigenthum waren einst die großen epischen Nationallieder, welche die Geschichte seiner Helden und Stämme besangen und sein Gemüth mit den Erzählungen von Liebe, Verrath, Ehrgeiz, Abenteuer, Kampf, Todtschlag, Untergang der Macht und Größe und dem furchtbar gerechten Walten des Schicksals erschütterten. Was ihm damals die wandernden Stabsänger versangen von Siegfried und Chrimhilde, giebt ein Raupach ihm nicht wieder. Dieses Volk liebt freilich immer noch, wie vor tausend Jahren, mächtige Aufregungen der Phantasie, kühne Bilder, rasche Thaten, starke Gegensätze von Glück und Leid, starke ungebrochene Charaktere, Humor, der es in guter Laune erhält, Schicksale, die ihm das Herz beben machen, ja, was das letztere betrifft, so sagen wir's geradezu und ohne Furcht vor Mißverständniß des gebildeten Hochmuths, das Volk hat ein feineres Ohr für den leisen schauerlichen Schritt des

nächtigen Schickſals und ein religiöſeres Grauen vor den Helden des Liedes und der Tragödie, denen das Schickſal auf dem Fuße nachfolgt, und einen Rückenſtoß vom Gipfel des Sieges und der Macht in den Abgrund zudenkt. Aber an welche Gegenſtände iſt dieſes Volk bei uns verwieſen, um ſeinen dunkeln poetiſchen Trieb zu befriedigen? Vor Kasperle's Gardine und vor jene bunt und grell gekleckſte Wachsleinwand, auf deren gemeine Gräßlichkeiten es ſo ſtarr ſeine Blicke heftet, wie der danebenſtehende rothhaarige Kerl ſeinen Stock. Das iſt ein treues Bild des heutigen Volkes, der heutigen Volkspoeſie und der heutigen Stabſänger. Schon früh verlaſſen von ſeinen adlichen Dichtern und von ſeinen gelehrten Dichtern und nun auch allmählich um den Reſt der Lieder kommend, die als ſeine kleinere Poeſie auf die große Poeſie folgte, wie die kleineren Propheten auf die großen, iſt dieſes Volk der gänzlich verwilderte Grund und Boden uralter deutſcher Poeſie, dem auch die größten Dichter der neue-

ren Zeit Urſprung, Saft und Kraft verdanken, ohne ſich mit der Abtragung ihrer Schuld eben große Mube zu machen. Wir ſagen, das Volk iſt das rohe, verwilderte, aber ſchöpfungskräftige Urelement des National-Poetiſchen, ſo weit dieſes noch nicht untergegangen. Es iſt die granitne Unterſchicht der Nationalität, uber welcher ſich die ſpäteren Culturformationen der Staatsgeſellſchaft gelagert haben. Es gleicht dem kraftkeimenden Chaos der Pythagoräer, das nach der Lehre dieſer Philoſophen die gebildete Welt von allen Seiten umgibt und ihre Lucken und Abſchleißungen erſetzen muß. Leider fällt aber kein bildender Lichtſtrahl zurück in dieſes Chaos, und die gebildete Welt beſchränkt ihre Dankbarkeit auf ſchulmeiſterliche Bemühungen, und behält ihre Poeten, die wahren Schöpfer und Bildner fur ſich. Die poetiſchen Kräfte, die dem Herzen des Volks entwachſen und in den Kreis der Bildung ubertreten, verläugnen ſehr bald ihre Herkunft. Das iſt ein Ungluck fur die Poeten und ein Ungluck fur

das Volk. Sie werden entweder die Leibpoeten des Philisterthums, das unmittelbar über dem Volk lagert und die breite Oberfläche des Lebens einnimmt; oder sie werden die Poeten der Gebildeten, d. h. verschiedener unter sich streitiger Cliquen, welche die gesellschaftlichen Culminationen der Macht, des Geistes, der Gelehrsamkeit u. s. w. repräsentiren.

Nennen wir nun einen Dichter, der die gesammten Elemente, woraus die Nation gegenwärtig besteht, einigermaßen zu befriedigen weiß, einen deutschen Nationaldichter, so machte keiner diesem Namen größere Ehre, als eben Schiller. Das Herz, das ihm im Leibe schlug gehörte dem Volk. Glühend, leidenschaftlich, athmend für das Große und Ungeheure in Schicksalen, Tugenden und Verbrechen blieb er der Mann des Volks in den fulminantesten Augenblicken seines Genies, wie er zuerst als Jüngling, und zwar voll und ganz, in den Räubern aufgetreten war. Sentimental, verständig, gutmuthig, rednerisch entsprach er

der sehr achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch geradezu auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch den Knauf schöner Phrasen und Redensarten unschädlich gemacht sieht. Dem nach Gestaltung und künstlerischer Formvollendung strebenden Schiller befreundeten sich aber die Freunde Goethe's und Goethe selbst, der einen ähnlichen Dichterlebenslauf, nur entschiedener, durchgemacht, genau betrachtet aber niemals für das Volk, sondern immer nur aus dem Volk, aus dem geistigsten desselben, gedichtet, und die eigentliche Kraft seines Lebens daran setzte, nicht sowohl den geschichtlich dramatischen Sinn dieses Volkes auf der Bühne darzustellen, als den ruhigen, verständnißinnigen, elfenhaften Natursinn desselben, die stille Poesie der Deutschen, in die Hallen der Wissenschaft einzuführen.

Nach dieser Darstellung brauchen wir wohl kaum das eben angedeutete Urtheil über Schillers Ruhm als deutschen Nationaldichter gegen die blinden Verehrer Schillers zu rechtfertigen.

Gesteben wir uns ein, daß sein großer Werth unter diesem Ruhm nicht erhöht, sondern geschmälert erscheint, und daß nur die außerordentliche Kraft und der poetische Adel seines Geistes im Stande waren, ihn über die prosaische Mittelstandsregion hinauszuheben, die mit ihrem lauten rauschenden gefährlichen Beifall ihn festzubannen strebte. Nachdem er in Don Carlos beinahe ihr Opfer geworden, erstieg er in Wallenstein eine der höchsten Staffeln der Kunst, auf der ihn der Tod überraschte.

Wir, sollen wir jungen Dichtern den Rath geben, in Schillers Fußstapfen zu treten, und gleich ihm nach dem Ruhm zu trachten, deutsche Nationaldichter zu heißen? Nimmer. Andere Sterne winken der Zeit, andere Ziele thun sich ihr auf, und kaum bedarf es der Warnung für eine junge dramatische Kraft, die in Freiheit ihr Talent spielen lassen kann, sich nicht den trägen Angewöhnungen der Bühnenwelt und den philisterhaften Bedürfnissen eines Publikums zu unterwerfen, das sich vor einem ächt tragi-

schen Drama ärger fürchtet, wie vor der Pest. Dem Unpoetischen nirgends eine Concession, das Poetische, das euch beseelt und durchglüht, nackt und kühn vor die Augen des Volkes hingestellt, in großen leuchtenden Frakturgedanken, die gesehen und erkannt werden können von der dunkeln Höhe der Gallerie. Wendet euch an das Volk und Alles, was noch frisch und kernhaft fühlt unter den Gebildeten und im Mittelstande — und deren sind Viele — wird euch seinen Beifall nicht versagen. Seyd ihr aber geboren zu Meistern und wahrhaft berufen, so wird euch die eigenthümlichste Form und die lebendig reichste Gestaltung eben so wenig entgehen, als sie Shakspeare entging. Werdet Volksdichter, das ist unsere kurzgefaßte Meinung, die des Breiteren und Näheren auszusprechen, wir noch mannigfache Gelegenheit haben werden.

Um aber noch zum Schlusse dieses Aufsatzes unser Versprechen zu lösen und Raupach mit dem Maaße zu messen, womit wir selbst

gemeſſen ſeyn wollen, treten wir einmal in die dramatiſche Laufbahn ein, ſo glauben wir, nach beſtem kritiſchem Gewiſſen uns folgendermaßen ausſprechen zu durfen.

Raupachs Beruf zum deutſchen Buhnendichter iſt mehr ein außerlicher, als ein innerlicher. Seine Stucke haben nichts Nothwendiges in ihrem Urſprung. Er umarmt die Muſe nicht aus ſehnſuchtiger Liebe und unwiderſtehlichem Drang, ſondern wohlbedächtig um Kinder zu erzeugen. Er kam aus Rußland, ſah die deutſche Buhnennoth und half ihr ab, wie man ihr nur in dieſer Abſicht willkuhrlich abhelfen kann. Seine Dramen ſind Lückenbüßer, reich an glänzenden Stellen, womit er wie mit einem goldgeſtickten Mantel die Blößen der dramatiſchen Kunſt zudeckt. Sie ſind weder alt noch jung und haben keine innere nothwendige Geſchichte und Reihenfolge.

Raupach möchte gern die Rolle eines deutſchen Nationaldichters ſpielen, wie Schiller; allein dazu fehlt ihm das **A** und das **O**, die

naive poetiſche Kraft des Volkes und der Adel der Kunſt. Dieſen Mangel ſucht er zu erſetzen, indem er hiſtoriſch-nationale Stoffe ergreift und durch deren Maſſe dem gewöhnlichen Auge imponirt. Daruber haben wir ſchon oben unſere Meinung geſagt. Zum nationalen Dichter kann er ſich nicht durcharbeiten, zum idealen nicht aufſchwingen, und es ſparte ihm Kraft, Zeit und Ruhe, wenn er ſich ſelbſt uber das Vergebliche dieſer Bemuhung aufklärte.

Karl Immermann.

Das bisherige Drama führt einen ungleichen Kampf des Wetteifers gegen die heutige Oper. Worte können nicht bestehen gegen Musik, Gesang ist mehr als Declamation, die musikalischen Motive wirken ungleich schneller, feuriger, tiefer, als die rednerischen Motive. In der einzigen Barkarole der Stummen von Portici sind zehn Wilhelm Tell's enthalten.

Sind Worte das Höchste in der dramatischen Kunst, so ist die dramatische Kunst verloren und nicht zu retten.

Was aber Goethe vom Leben sagt, „Worte sind nicht das Höchste, sondern der Geist, aus dem gehandelt wird, der ist das Höchste," das

gilt auch vom Drama — dem recitirenden, wie man es bisher nannte, weil in der That Recitation die Hauptsache blieb.

Das Drama muß mit dem Mittel ausgerüstet werden, das es befähigt, an der Seite der Oper, ja über derselben seinen Platz zu behaupten. Die Handlung, untergeordnet in der Oper, bloße Nebensache, Träger der verschiedenen Eindrucke, die durch Poesie, Musik, Malerei erregt werden, die Handlung muß im Drama Hauptsache seyn.

Charaktere, an welche sich das Interesse der Zuschauer zunächst anknüpfen, an welchen es sich festhalten muß, werden geschildert durch Worte, dargestellt durch Handlungen. Erstere Art wendet sich durchs Gehör, letztere Art durchs Auge an die Phantasie. Erstere Art ist oratorisch, recitatorisch, und wird auf der Bühne verdrängt durchs Musikalische; letztere Art allein ist theatralisch.

In jeder Handlung unterscheiden sich aber zwei Momente, ein äußerlicher und ein inner-

licher. Die bloße Aeußerlichkeit der Handlung ist weder zur Charakterbestimmung noch zur Festhaltung des Interesses hinlänglich. Schon das Sprichwort sagt, **si duo faciunt idem, non faciunt idem.** Es kommt auf den Geist an, woraus gehandelt wird, auf die höhere Bedeutung, die sich an das Augenfällige und Sinnliche knüpft. Die theatralische Handlung muß zugleich symbolisch seyn; denn eine Handlung, die nicht über ihre Unmittelbarkeit hinausgeht, die auf nichts Höheres hindeutet, sättigt das Auge und schlägt die Phantasie in Fesseln.

In der dramatischen Symbolik ruht das Geheimniß der Kunst, die Zukunft des Theaters. Der dieses Geheimniß offenbarte, heißt wieder Wolfgang Goethe; die es nicht begriffen, sind seine Zeitgenossen.

Nach diesen vielleicht etwas dunkel und orakelmäßig Apophlegmen sprechen wir die Absicht aus, uns mit Carl Immermann und der Vergleichung seines älteren Trauerspiels in

Tyrol mit „Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer," *) einer neuen Umarbeitung jenes Trauerspiels, zu beschäftigen.

Carl Immermann hat sich lange herumgeplagt mit einer großen dramatischen Kraft, worüber er nicht Herr und Meister zu werden vermochte. Seine Stücke verrathen uns angeborene scharfe Naturlaute, entschiedenen Drang nach Gestaltung, Verachtung des sentimental oratorischen Zeitgeschmacks, Einsicht in das poetisch Wirkende der dramatischen Kunst. Aber mit allen diesen Eigenschaften brachte er nichts hervor, was eine neue Bewegung eingeleitet hätte. Spurlos gingen seine Dramen vorüber, keiner Seele zur Begeisterung, keinem Talent zur Nacheiferung. Die Ursache liegt uns sehr deutlich in seinen eigenen Werken zu Tage. Es geht ihnen ab der starke warme Hauch der

*) Carl Immermann's Schriften. Dritter Band. Düsseldorf. Verlag von J. C. Schaub. 1835.

Poesie, der widerstrebende Bildungselemente versöhnt und Natur und Studium in ein Ganzes umschmilzt; es geht ihm ab der tiefe tragische Geist der Volksdichtung, ohne den kein Dramatiker zum Tragiker sich aufschwingt. Wir sprechen gewichtige Worte aus und wissen das sehr wohl; es sind Worte, die über Immermann als tragischen Volksdichter den Stab brechen; aber sie wollen ihm keineswegs eine andere, seinen hohen Kräften und Bildungsmitteln zugängliche Sphäre absprechen.

Carl Immermann hat uns in seiner Umarbeitung des Trauerspiels in Tyrol gezeigt, daß es von seiner Seite nur des festen Entschlusses bedarf, um einige Hauptbinderniſſe zu besiegen, welche bisher der dramatischen Wirkung seiner Bühnenstücke in den Weg traten. Sein Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer, wird als ein neues Stück über die Bühne gehen, und, wenn auch nicht von Seiten des Stoffes — der bleibt einmal mehr jammervoll als tragisch — doch von Seiten der Behandlung

ſich eines allgemeinen ungetheilten Beifalls erfreuen.

Shakſpeare hat Immermann auf Irrwege geführt. Es ſcheint uns, als habe er ſich nie zum Schreiben niedergeſetzt, ohne ſich die ängſtliche Frage vorzulegen, wie und was wurde Shakſpeare ſchreiben, ſaße er hier in deinem Lehnſtuhl und ginge ſchwanger mit Gardenio und Zelinde und dem Bauernkrieg in Tyrol und Kaiſer Friedrich dem Zweiten. Er verfertigte auf dieſe Weiſe Ueberſetzungen von Stücken, die er in Gedanken Shakſpeare unterſchob. Man wundert ſich oft ordentlich über die friſchtröpfelnden Worte und das ſtarke Gepräge der Originalität. Man möchte irre werden, ob ſich ſolche geborene Kraft aus einer Ueberſetzungsfeder quetſchen ließe, würde man nicht im nächſten Augenblick durch irgend eine mißrathene Anmuth, durch ein genähtes Witzſpiel, eine fremdartig ausſehende Blume, eine gezierte ſteife Wendung an die Shakſpear-Ueberſetzungen von Tieck, Schlegel und zumal von Voß erinnert.

La Coste.

Ich bin untröſtlich, gute ſchöne Elſi,
Ein munter Liebsgeſpräch wird nicht gelingen —

welcher Verſicherung die ſchöne Elſi nicht einmal bedurftig war, denn ein Liebsgeſpräch und nun gar ein munter Liebsgeſpräch iſt ein Artſchlag vor Amor's Stirn.

Fleury.

O Mißgeſchick! o du dummes Spiel des Zufalls!
Von hundert Meilen komm ich her zu fallen
In dieſer argen wüſten Bauernſchlacht;
O Ruhm! o Ehre! eurem Wort gehorcht' ich
Mein Leben lang, und nun gebt ihr zum Dank
Mir nicht einmal den Tod auf euerm Felde.

Wie lautet das in engliſchen Jamben? Und wie reimte ſich der Gebrauch ſolcher puppenſpieleriſch-klingenden Redensarten (obige iſt aus dem Trauerſpiel in Tyrol; am dichteſten keimt die böſe Saat in Gardenio und Zelinde) mit Immermann's kritiſchen Angriffen auf das declamatoriſche Unweſen der Dichter und Schauſpieler in der Vorrede zum Trauerſpiel in

Tyrol? Wir heben dieſe Stelle heraus, ſie iſt eine Warnung gegen verblendete Anmaßlichkeit, die eher jeden andern, als ſich ſelbſt bei der Naſe faßt. „Die Schauſpieler,“ ſagt er, „welche natürlich ſo reden müſſen, wie die Stücke es ihnen auflegen, und wie es das Publicum verlangt, haben bei dieſem Stande der Dinge ſich eine eben ſo ungehörige Manier angewöhnt. Denn entweder gerathen ſie in eine gemeine Natürlichkeit, oder ſie ſuchen das tragiſche Pathos in einem hohlen, ſingenden Predigerton. (O Mißgeſchick! o dummes Spiel des Zufalls!) Stücke, welche den Spielern anmuthen, ſich in die Charaktere zu vertiefen, worin es gilt, wahre Naturtöne zu finden, weil das Wortgeräuſch mangelt; worin überhaupt alles mit einer gewiſſen Poeſie geſpielt werden muß, erklären ſie deshalb für nicht darſtellbar, und ſie haben freilich nach dem Stande ihres Vermögens und ihrer Bildung recht.“

Von Shakſpeare ſind wir gewohnt, daß er ſeinen dramatiſchen Geſchöpfen eine geſegnete

Fülle von Gedanken, Bildern und Einfällen über die Lippen strömen läßt und daß er auch wohl zu Zeiten eine gute Portion von jener frostig-witzigen Rhetorik einmischt, die am Hofe der Königin Elisabeth und unter den Schöngeistern jener Tage zum Modestyl gehörte. Immermann ahmte diese Rhetorik so wunderbar nach, daß er bei der Königin Elisabeth gleich hätte zum Handkuß gelassen werden können. Von der Scylla der sentimentalen Rhetorik seiner Zeit, fiel er in die Charybdis der humoristischen Rhetorik und der frostigen Witzelei eines seit Jahrhunderten verhallten Hoftons. Von Shakspeare sind wir gewohnt, daß er seinen Stücken einen balladenartig phantastischen Wurf gibt und der Einbildungskraft seiner Leser die wildesten Sprünge anmuthet; von Shakspeare, daß er sich nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr einstiehlt, und sich weniger an Zuschauer als an Zuhörer wendet; daß seine Stücke, wie Goethe sagt, dramatisirte Erzählungen sind, Erzählungen, deren unendlich wech-

seinder Reichthum vorüberschwebt gleich einem Hauche der Lippen, ohne sich mit einem Sichtbaren zu vermählen und in einer stetigen Reihenfolge dramatischer Symbole und Handlungen anschaulich zu werden. Carl Immermann ritt ihm nach ins alte romantische Land; er rechnete fast noch gläubiger als Shakspeare auf die Blindheit, die großen Ohren und die nachhelfende Phantasie seines Publicums.

Kann es ein Dichter weit bringen auf diese Weise, weiter als Shakespeare kann er es nicht bringen. Gesetzt also, Immermann hätte Shakspeare so vollkommen verschluckt und sich in sein Geschirr hineingearbeitet, wie der Wolf in Münchhausens Pferd, wurde ein glänzenderes Loos auf ihn gewartet haben, als dasjenige ist, was Shakspeare zu Theil ward? Kannte er nicht dieses Loos? Lachte es ihn so sehr an, 300 Jahre älter zu seyn, als sein Publicum, und von Tiecks dramaturgischem Gnadenbrod zu leben?

Allein die Frage ist müssig, Immermann hat schon geantwortet. Seine Antwort ist das

neue Trauerspiel in Tyrol. Aus der Zahl und Beschaffenheit der vorgenommenen Veränderungen, Ausmerzungen, Einschaltungen ergiebt sich ein schönes und hoffnungsreiches Resultat: Immermann's Erlösung von der Shakspearemanie. Bezeichnen wir diese in gewissem, nämlich theatralischem Sinn als Apostasie von Shakspeare, so können wir zugleich die Versicherung geben, daß sie ohne Vorbehalt geschehen. Seine Umarbeitung ist keine nothgedrungene oder gefällige Privat-Concession an die Forderungen dieser, jener Bühne, sondern das aufrichtige Werk seiner Bekehrung, eine gegen seinen früheren Irrglauben protestirende Confession, die er dem Corpus seiner Werke einzuverleiben keinen Anstand nimmt. Freilich bemerkt er schon in der Vorrede des älteren Trauerspiels, „diese Bestandtheile (die Machination Donay's im ersten Act, Kolb's Narrheiten ebendaselbst, die Uneinigkeit der Anführer im zweiten Act, im dritten das Meiste, was zu Inspruck vorgeht und die Auftritte in Botzen, womit der fünfte Act be-

ginnt) können, wenn etwas geändert werden soll, zusammengezogen, in Erzählungen verlegt(?) oder gestrichen werden. Das Stuck wird dadurch an Länge verlieren, und an dem gewinnen, was man jetzt rasche Handlung zu nennen übereingekommen ist — ich erbiete mich gegen die Directionen, die von meiner Dichtung Notiz nehmen wollen, nach diesen Andeutungen eine Bearbeitung vorzunehmen.“ Aber, wie sehr es ihm auch auf's Herz geschossen seyn mag, als er das Geständniß ablegte, es könne so viel Masse aus seinem Kunstwerk ausgeschieden werden, ohne daß der nothwendige Zusammenhang zertrummert und die theatralische Wirkung zerstört werde, so läßt er sich doch äußerlich nichts anfechten und macht diese Zugeständnisse nur in mitleidiger Großmuth, und mit vornehmem Scheelblick auf das, was man jetzt rasche Handlung zu nennen übereingekommen ist.

Mit dieser Uebereinkunft zeigt er sich jetzt verständig einverstanden. Die drei Hauptepiso-

den, Kolb's Narrheiten, Donay's Intriguen und durchdachte Verrätherei, Fleury's Liebeshandel, hat er ganz gestrichen. Kolb, dieser cassirte Herr Nepomuk von Kolb, dieser Abenteurer, der in Englands Sold und mit Hoffnung auf eine englische Pension (er lebte davon noch 1814 in Constantinopel) den wüthenden Patrioten spielte, mit dem Mahrwirth bei der Mühlbacher Clause gegen den General Ruska commandirte und durch falsche Berichte Ursache an Hofers letzten unüberlegten Handlungen und in deren Folge, an dessen Tode war, dieser Kolb erscheint bei Immermann gar nicht mehr auf der Bühne. Der Priester Donay zeigt sich nur in zwei flüchtigen Momenten, am Ende des vierten nnd zu Anfang des fünften Aufzugs. Wir werden auf diese Scene zurückkommen. Elsi's Ehebruch mit dem französischen Oberst Fleury, ihre Verzweiflung und Mordbrennerei, dieses kleine Trauerspiel, das die volle Theilnahme am großen Trauerspiel zersplittern hilft, ist gänzlich weggelassen. Elsi ist jetzt ein ehrliches Weib,

eine tyrolische Cassandra, die sich von Seiten ihres Scharfsinns (sie traut den Oesterreichern nicht) und von Seiten ihres Muthes empfiehlt und dazu nicht mehr als ein Dutzend Worte sagt.

Betrachten wir jetzt diese und andere Veränderungen an dem Ort, wo sie vorgenommen. Immermann selbst bezeichnet sie als Annäherungen an die Geschichte. Das sind sie auch ohne Zweifel, und eben durch diesen stärker hervorgehobenen thatsächlichen Charakter ist sein Trauerspiel nicht allein historischer, sondern auch poetisch dramatischer geworden. Freilich hat jeder Stoff, der einmal ausgearbeitet liegt, etwas Bindendes und kann nicht die Freiheit der ersten Schöpfung gewähren.

Der erste Aufzug beginnt, wie vorher, mit der Wirthshaus-Scene am Berge Isel. Der Wirth heißt nicht mehr Wildmann, sondern Etschmann, was gleich charakteristisch, indem ein erdichteter Name gegen den historisch namhaften Wirth am Berge Isel eingetauscht wor-

den. Die Unterſchiede der Bearbeitung ſpringen gleich ſehr kenntlich in's Auge.

Trauerſpiel in Tyrol.

Wildmann.

Das wird ein heißer Tag; die Uhr ſchlug Neun,
Und doch verzehrte ſchon den Thau die Sonne.
Gib einen Trunk mir, meine junge Frau.

Elſi.

Da.

Wildmann.

Iſt der Mathis heim?

Elſi.

Nein.

Wildmann.

Zauderer!

Elſi.

Wo iſt der Mathis hin?

Wildmann.

Nach Inſpruck, Elſi.

Elsi.

O mir! ich sah ihn auf dem Weg nach Sterzing.

Wildmann.

Ja über Sterzing wandert er nach Inspruck.

Elsi.

O grober Trug! (!) Das Eine liegt nach Mittag,
Nach Mitternacht das Andre.

Wildmann.

Bist so klug?

Elsi.

Wohl klüger noch. Was schafft der Mathis, Wildmann?

Wildmann.

Er kauft uns Stiere ein, ein tüchtig Joch.

Elsi.

O mir! Wir haben alle Ställe voll.
Sey gut, sprich doch die Wahrheit, laß mich nicht
Vergeh'n in dieser Angst. Schon seh' ich Flammen

An unſerm Dache lecken! Eine Rotte
Schlägt unſre Kiſten auf! Das Vieh brüllt irr!
Du, ich, die Nanni liegen blutig nieder.
Hab' ich's nicht immer euch vorhergeſagt,
Als es im Winter hier drei Monden braute?
Ein Jahrmarkt war das Haus; ihr ſpracht vom Roßtauſch;
Ich merkte wohl, was es bedeuten ſollte.
Mann, ſagt ich, laßt es ſeyn! Es geht nicht glücklich;
Werft euch der Geißel Gottes nicht in Weg,
Ihr ward das Ziel noch nicht geſteckt. Scheut Gott!
Viel Sünden ſoll ſie noch vom Boden tilgen,

Wildmann.

Was willſt Du denn? Es iſt ja ruhig worden.

Elſi.

Ruhig? — Ja wohl, der Kaiſer wurde ruhig;
Er hat zur Unruh' euch emporgeſtört
Und läßt euch nun in Ruhe hier verderben.
U. ſ. w. u. ſ. w.

Elſi ſchönredet noch acht Zeilen, und ihr Mann antwortet in funfzehn Zeilen, ſehr energiſch und rhetoriſch.

Um wie viel kurzer und beſſer iſt Immermann mit dieſer — die Phantaſie des Hörers allerdings anregenden, aber dem Auge des Zuſchauers gar nichts bietenden — Scene umgeſprungen in der neuen Ausgabe. Das iſt eine Luſt zu hören!

Andreas Hofer, Sandwirth von Paſſeyer.

Etſchmann.

Warum ſchleichſt Du hinter mir her? Warum das Spähn in's Antlitz? Biſt Du ein Mauthner worden, und hältſt mich fur einen Schwärzer? Geh' auf die Alm!

Elſi.

Mann!

Etſchmann.

Elſi!

Elſi.

We iſt der Mathis hin?

Etſchmann.

Haſt Du es nicht gehört? Nach Inſpruck, Elſi.

Elſi.

Ueber Sterzing?

Etſchmann.

Umwege. Die Zeit iſt krumm. Wer kann heuer auf der graden Straße bleiben?

Elſi.

Was ſoll der Mathis zu Inſpruck?

Etſchmann.

Stiere kaufen, ein Joch.

Elſi.

Unſer Stall iſt voll, laßt es ſeyn.

Etſchmann.

Geh' auf die Alm.

Elſi.

Werft euch der Geißel Gottes nicht in Weg. Ihr ward das Ziel noch nicht geſteckt.

Etſchmann.

Geſchwätz! Es iſt ja Alles ruhig.

Elſi.

Ruhig? Und die Boten ab und zu? Das

heimliche Geſpräch? Ein Vermeſſen dräut in euren Mienen. Um was treibt ihrs? Für wen? Ihr Thoren! — Ruhig? Sie werden euch ruhig verderben laſſen.

Etſchmann.

Wirſt Du nicht auf die Alm geh'n?

Elſi.

Ich bin nicht feig. Muth hab' ich auch. Aber die ſind's nicht werth.

Etſchmann.

Nun ſchweig.

Elſi.

Ich habe Dir's geſagt, ich, Dein Weib. Ihr werdet dereinſt nicht rufen dürfen: Weh uns! Wenn uns Einer verwarnt hätte.

(Geht.)

Etſchmann.

Schon gut.

Verbeſſerungen dieſer Art ziehen ſich durch das ganze Stück. Ausſtaffirte und wattirte Gedanken werden nackt ausgezogen und unmittelbar zur Anſchauung gebracht. Unter das Ge-

flattre und Geschnattre der Redensarten fliegt der Pfeil der Unmittelbarkeit. Restanten, wie die oben angeführte Stelle: „o Mißgeschick, o dummes Spiel des Zufalls!“ solche sind nicht häufig. Selbst im Einzelnen wird gesäubert und verbessert, ein minder bezeichnendes oder passendes Wort durch ein passenderes ausgestochen. Immermann soll sehen, daß wir auch darauf aufmerksam waren. Zum Beispiel:

Trauerspiel in Tyrol.

Hofer.

— — — — —

Ich heb' das heil'ge Kreuz des Griffes auf;
Gott Vater, lenk' Andreas Hofers Lauf!
Es gilt, o Schwerdt! ein würdiges Gefecht
Für alten Herrscher und für altes Recht.

Andreas Hofer.

Hofer.

Ein Kreuz am Griff! — Das Kreuz d'ran
heb' ich auf —

Gott Vater, lenk' Andreas Hofers Lauf!
Du Bayerschwerdt! *) S' gilt ehrliches Gefecht
Für alten Herrscher und für altes Recht!

Würdig war eine vergriffene Note. Würdig für den Kaiser von Oesterreich und dessen gefürstete Grafschaft Tyrol zu fechten, lag den österreichischen Generalen, den Grafen Chasteller und Buol ob. Ehrlich hat's der Sandwirth in Passeyer gethan.

Trauerspiel in Tyrol.

La Coste.

Er zog durch diese gräßlich wilden Engen,
Durch diese grauß verschlungnen Alpenpässe
Gemächlich dreist, als gält es zu durchschneiden
Die Ebene von Magdeburg nach Potsdam.

*) Zimmermann rüstet den Obercommandanten Tyrols, vermuthlich nach einer Sage, mit einem feindlichen baierischen Degen aus.

Andreas Hofer.

La Coste.

Er zog durch dieſe gräßlich wilden Engen
Gemächlich dreiſt, als gält es zu durchſchneiden
Den Sand von Magdeburg nach Potsdam.

Laßt euch die Aufmerkſamkeit auf dieſe Correkturen empfohlen ſeyn. Man könnte ein hübſches Collegium darüber leſen, das angehenden Sprachjüngern in einer Stunde mehr nützte und beſſer zu Buch ſchlüge, als jahrelanges Handthieren einer deutſchen Schulgrammatik. Dieſe Rückſicht können wir nur gelegenheitlich andeuten. Wir müſſen uns beeilen, in Reih und Glied zurückzutreten und den höheren Commandoworten der ſceniſchen Evolutionen aufzumerken.

Im erſten Aufzug iſt der Scenenwechſel, nach dem Ausfall des läſtigen Zwiſchenſpiels oder vielmehr der Zwiſchenreden von Tonay und Roth, unverändert geblieben. In der Zuſammenkunft der beiden tapferſten, unermüdlich-

ſten und zugleich geſcheuteſten Häupter des Tyroler Aufſtandes, Joſeph Speckbachers und des Paters Joachim Haspinger, im Wirthshauſe am Berge Iſel, offenbart ſich gleich der Vortheil, den der Dichter aus der einfachen Gegenüberſtellung der „Hauptköpfe“ gezogen hat. Die Scene iſt jetzt vortrefflich, die beiden Charaktere geben einen reinen ſtarken Klang und Gegenklang. Das poetiſche Echo wird verſtärkt durch das geſchichtliche. An kleinſten Zügen ſelbſt, die vielleicht den meiſten Leſern entgehen, zeigt ſich eine größere geſchichtliche Treue und Spezialität.

Trauerſpiel in Tyrol.

Speckbacher.

Ei Vater, wie ſo bleich und abgefallen!

Haspinger.

Es iſt kein Wunder, denn ich bin ſechs Tage
Durch alle Berg' und Thäler, wie ein Pfeil

Hindurchgeschwirrt, die Leute aufzuregen,
Kein Schlaf kam in mein Auge, dazu nimm
Die Anstrengung von Laditsch und von Prutz,
So hält zwar noch mein weißer Wanderstecken
Allein die Füße wollen nicht mehr tragen.

Andreas Hofer.

Speckbacher.

Ei Vater, Du siehst traurig aus und bleich.

Haspinger.

Ich bin aus meinen Fugen, meinem Stand,
Der mir befiehlt, das Meßbuch umzublättern,
Und nicht im blut'gen Buch des Kriegs
zu wühlen.
So eignes Loos, so seltsame Verfassung
Macht keinen fröhlich. — Dazu nimm:
sechs Tage
Bin ich durch alle Berg' und Thäler, wie
Ein Pfeil, hindurchgeschwirrt. Kein Schlaf!
Und dann
Die Anstrengungen von Laditsch und
von Prutz!

Da ward die Wange weiß, gleich diesem Stecken,
Der meinen wunden Füßen wandern half.

Daß überhaupt diese Antwort priesterlicher und dem Pater Joachim Haspinger zugehöriger klingt, brauchen wir nicht zu bemerken. Aber man kann auch sonst recht gut wissen, daß der Pater Joachim, vulgo der Rothbart genannt, außer dem patriotisch blutigen Geschäft, das er als feuriger Kreuz-Prediger und Guerillas-Anführer betrieb, ein demuthiger und seinen Officialen unterwürfiger Mönch aus Klausen war, ohne just die Schilderung in seinen selbstverfaßten Kriegsmemoiren zu kennen, worin er schildert, wie er alle Strapazen des Krieges — mit Habit und Bart — meist zu Fuße mitgemacht und oft seine bloßen Füße mit Blut überronnen und ein lauteres Fleisch zu seyn schienen. Das ist ein bischen mehr, als müde Spatziergängerfüße, die nicht mehr tragen wollen. Wund war der richtigere Ausdruck, blutig hatte eine noch treuere Farbe gegeben.

Ausgezeichnet in diesem Gespräche ist gegen das Ende die blitzartig-rasche Verständigung beider Häuptlinge, über die Wahl des Sandwirths von Passeyer:

Speckbacher.

Ein Haupt thut Noth,
Willst Du es seyn?

Haspinger.

Bewahr mich Gott vor Hochmuth!
Ich sehe alles schwarz, wie könnt ich führen?

Speckbacher.

Und meine lidigen Gedanken sind
Denn auch so weit nicht her! — Der Alt' ist anders
Als du und ich. Ich lachte oftmals sein
Im Still'n und in demselben Augenblick
Erzittert' ich vor Ehrfurcht.

Haspinger.

Gut. — Er sey es!

(Beide gehen ab.)

Will man wissen, wie viel Seiten Immermann im älteren Trauerspiel gebrauchte, um

diese Wahl zu Stande zu bringen? Neun Seiten, vollgezählt.

Wir wissen freilich, daß die Wahl unhistorisch ist. „Andere Hofer, Sandwirth in Passeyr" — so schrieb er sich — ward im Jahr 1809 Ober-Commandant von Tyrol, weil es eben kein anderer werden konnte, als er. In demselben Augenblicke, als die Feinde in Inspruck einmarschirten, als der österreichische Obergeneral Herr Graf von Chasteller aus Tyrol herausmarschirte, als der österreichische Ober-Intendant Herr Joseph Baron von Hormayr sich nach dem Fuchsloch umsah, das ihm die Entrinnung aus Tyrol nach der Schweiz möglich machte, *) in demselben Augenblicke erhielt

*) „Er selbst schildert in seinen Berichten diese Reise (über Meran nach dem Pontlatzau und Oberinntdal) als eine kühne Unternehmung, durch den Sieg am 29. Mai möglich geworden. . . . Seine Hoffnungen waren damals sehr gesunken, so daß diese Behauptung an

oder nahm ſich Andere Hofer die unbeneidete Ehre, als Ober-Commandant von Tyrol aufzutreten. — Wir ſind ſogar der Meinung, daß auch in dieſem Punct ſtreng-geſchichtliche Treue vorzuziehen geweſen; zumal da die früheren durch Donay und Kolb angezettelten Intriguen ausgefallen und mit dieſen auch die Motive der Wahlſcene. Wie gern aber entſchuldigen wir in dieſem Fall und bei Gelegenheit dieſer Abſchiedsſcene, die uns faſt eben ſo viele Charakterzuge der drei Hauptſpieler, als Worte giebt.

Der durch Speckbachers Worte ſo naiv und wahr geſchilderte Charakter des Sandwirths iſt im gegenwärtigen Stück eben ſo feſtgehalten, wie das angedeutete Verhältniß der beiden, Speckbachers und Haspingers, zu ihm. Das reine Gewiſſen iſt auch in der Dichtung eine ſchöne

wahrſcheinlich wird." Der Krieg der tyroler Landleute im Jahr 1809. Von Bartholdy. Berlin 1814. Dieſe vortreffliche Schrift iſt, dem Anſchein nach, auch Immermann's Quelle.

Sache. Alles, was man thut, thut man dreister, kecker, entschiedener. Und wenn es gilt, beißt man die Zähne zusammen, und strampft den rechten Fuß, wie ein alter Sparter. In dieser Attitüde wird man wenig Federlesens machen, kein Gewäsche, keine Salbaderei.

So sehen wir auch Hofer am Ende des ersten Aufzuges, auf einer Hochebene unweit des Berges Isel, im Anblick der Thurme von Inspruck, stehend und redend unter vielem Volk. Speckbacher und Haspinger führen ihm ihre Truppen zu und bringen ihm das Schwerdt des Feldherrn und ersten Anführers auf. Nach einem Vergleich mit dem früheren findet man alles unvergleichlich besser gerathen.

Im zweiten Aufzuge sind weggefallen der dritte Auftritt (Donay's Audienz beim Herzoge von Danzig) und der funfte Auftritt (Wildmann und Elsi). Eine neue Erscheinung ist die Frau Straubing — „wo ich zuschlage, wächst kein Gras!" — die „von wegen der funfhundert Gulden und dem Roßtausch auf der Steeger

Kirms," sich von Hofer etwas Schriftliches erbittet, und „ihren kunftigen Eidam, den Heinrich Stoß, den Sohn vom Lammeswirth, der Nachts den Chiltgang hielt bei Bärbelchen," ins Feld ſtellt und dem Hofer überbringt. Die unübertrefflich ſchöne Schlachtſcene am Berge Iſel iſt noch tyroliſcher geworden durch Vertauſchung des fruheren Immermann'ſchen Gedichts mit einem bekannten Nationallede der Tyroler, oder vielmehr mit Bruchſtücken aus verſchiedenen.

Der dritte Aufzug iſt ganz geſtrichen. Er beſtand aus neun Auftritten, die über vierzig Seiten fullten.

Dieſen Auftritt ohne weiteres durchzuſtreichen, neun Auftritte zu erſetzen durch einen einzigen, und dieſen Auftritt zu verlegen nach Wien, in das Zimmer des öſterreichiſchen Kanzlers, das war ein Genieſtreich von Immermann.

Der ganze Aufzug beſteht nur in einem Dialog zwiſchen dem alten Kanzler und dem jungen Legationsrath. Ein Geſpräch und nichts als ein Geſpräch iſt ein trauriger dramatiſcher

Nothbehelf. Niemand iſt überzeugter davon, als wir. Dennoch trauen wir dieſem Geſpräch eine ganz ſeltſame und außerordentliche Wirkung auf der Bühne zu. Wenn man ſich vom Staunen über die hiſtoriſche Kühnheit des Dichters erholt, ſo wird man finden, daß er Einem nicht umſonſt die Gläſer geputzt hat. Wie ſcharf ſieht man nun hichin, nach den opfernden Diplomaten, dorthin nach dem geopferten Tyrol. Wir ſind begierig, zu erfahren, ob die Darſtellung — und dieſer Andreas Hofer wird hoffentlich bald in Scene geſetzt werden — den Eindruck beim Leſer erhöht, oder nicht.

Der vierte Aufzug enthält zu Anfang einige veränderte Auftritte aus dem dritten: 1) Hofer, nach gewonnener Schlacht in der Hofburg in Inſpruck, in preßhafter Lage, ohne Nachrichten, wie lebendig begraben; 2) den Vicekönig von Italien im Geſpräch mit dem Grafen Barragnay. — Hofers Zuſammenkunft mit dem Vicekönig iſt mit einigen nothwendig gewordenen Veränderungen wieder abgedruckt.

Hofer kann ſich nicht zufrieden geben bei der Verſicherung Eugens, daß Oeſterreich ſeinen Frieden gemacht habe mit Frankreich. Eugen nimmt ſeine Zuflucht zu einer Liſt — die etwas zu theatereugeniſch — und verſpricht ihm, nach dem Verunglucken jener Liſt, die Zuſendung eines angeblich aufgefangenen kaiſerlichen Briefes mit dem Befehl zur Niederlegung der Waffen. — Hofer gelobt Unterwerfung; aber den Brief am beſtimmten Orte und zur beſtimmten Zeit nicht erhaltend, bricht er zum zweiten- und letztenmal gegen die Franzoſen los. — Warum ſich Immermann nicht ganz treu an die Geſchichte gehalten, iſt nicht wohl abzuſehen; doch würde uns dieſe Auseinanderſetzung zu weitläufig werden. — Am Ende des Aufzuges neue Scenen, Brandſchein, flüchtende Tyroler und Tyrolerinnen, Elſi, mutheinſprechend, das arme Bärbelchen im Wahnſinn über den Tod ihres Heinrich's, endlich Hofer, von der Höhe der Felſen herunter ſteigend in Geſellſchaft des Prieſters Donay. Hofer in furchtbarer Aufregung, ſich

verrathen wähnend durch den Vicekönig, irreredend, wahnsinnig, wuthend, zum Kampfe abstürzend, der tyrolische Masaniello. Donay hält sich verpflichtet, ihn zu verlassen und anzugeben.

Im fünften Aufzuge Donay im französischen Hauptquartier. Er hat Hofer's letzten Schlupfwinkel verrathen, des gemeinen Besten willen. — Warum hat Immermann den Donay noch jetzt als Angeber mißbraucht? Wir mögen so etwas nicht verantworten. — Die Schlußscenen im tiefen Gebirge, vor der Hütte Kellerlahn oberhalb Passeyer, sind abgekurzt. Der dramatisch-poetische Gewinn ist eben so augenfällig, wie der bei allem früheren. Hofer's Knabe, Johann, verweichlicht nicht mehr durch sein Auftreten und Abschiednehmen vom Vater die Stimmung der Zuschauer. Dafur ist das letzte Lebewohl seiner alten Kampfgenossen, des Joseph Speckbachers und des Capuziners, um so ergreifender. Hofer wird abgefuhrt durch die Franzosen und den jungen Officier Raineuard.

Heinrich Heine.

Salon. Zweiter Theil.

Heine's Arbeiten sind so anziehend, und bannen so lebhaft in die künstlerischen Gedankenperspectiven ihres Urhebers, daß man sich billig Zeit lassen muß, um die gehörige Ferne der Beurtheilung zu gewinnen.

„Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland," so lautet der Inhalts-Titel des zweiten Salons. Dieser Titel erinnert an Heine's: „Zur Geschichte der Literatur." In der That sind beide Werke in einen größeren Ring zusammengeschweißt, der die Geschichte der deutschen Gei-

sterrepublik umfassen soll. Es ist eine Geisterbeschwörung am hellen Mittag, in Paris, unter Franzosen, welche vielleicht besser den Spaß als den Ernst davon verstehen. Versuchen wir daher zunächst, die Bemühungen Heine's zur Belehrung unserer Nachbarn, mit Rücksicht auf diese, zu verstehen und zu würdigen. Der weltliterairische Standpunct, den wir in diesen Blättern stets im Auge zu halten suchen, fordert uns ohnehin zu solcher Betrachtungsweise nahe auf. —

Wer weiß nicht, daß die Frau von Stael den ersten Versuch gemacht, den Franzosen über Deutschland den Staar zu stechen? Wir bewundern ihre „l'Allemagne." Welch' ein Weib war diese Madame de Stael Holstein! Eine ganze schwangere Literatur für sich. Dazu eine Literatur, die sich selbst befruchtete. Denn man muß sagen, daß sie den Franzosen wenig Dank schuldig war. Die Corinna von Genf sang Alpen in die Luft, so hoch wie die Alpenjungfrau. A. W. Schlegel kletterte an ihr herum,

ohne ihren Gipfel zu erreichen. Diese Frau war eine gewaltige Frau. Betrachtet diese Amazone, wie sie, die durch Napoleon Verbannte, als siegreiche Eroberin in Deutschland umherzieht, und ihre Beute in „l'Allemagne" niederlegt. Mit welchem Buche kann man so ein Buch vergleichen? Mit keinem. Die l'Allemagne der Frau von Stael glich zu ihrer Zeit nur dem Musée de France. Napoleon eroberte die Schätze der Kunst durch Kanonen. Frau von Stael besaß keine andere Kanone als Herrn von Schlegel. Aber sie bediente sich der Einsichten ihres gelehrten Freundes mit derselben Klugheit, womit Napoleon sich der Dummheiten seiner Feinde bediente. Sie bemächtigte sich der Schlegel'schen Belesenheit für ihre Zwecke. Schlegel mußte ihr Alles auskramen, was er wußte, namentlich sein Wissen über deutsche Philosophie. Darauf nahm sie ihre Lorgnette, und besah sich Alles unter ihrem französisch weiblichen Gesichtspuncte. Sie machte einen Knix vor der theoretischen Seite der Philoso-

phie, und wandte ſich an die praktiſche Seite derſelben. Die ſittliche Schönheit und Majeſtät der deutſchen Ideal-Philoſophie war der Gegenſtand ihrer Bewunderung, und das Thema ihrer Lobpreiſungen, den Franzoſen gegenüber. Sie erbaute dem deutſchen Idealismus, und ſelbſt dem kantiſchen Kritizismus, einen triumphaliſchen Siegeswagen, und fuhr auf dieſem, wie eine Minerva aus Deutſchlands Haupt entſprungen, zürnend und grollend, unter die Anhänger des Materialismus in Frankreich, das heißt, unter das ganze franzöſiſche Volk.

Die Hauptabſicht der Frau von Stael, bei Abfaſſung ihrer Germania, iſt bekannt. Ihre Gedanken hatten wieder eine hubſche Höhe. Sie wollte den kaiſerlichen Repräſentanten des Materialismus in Frankreich ſtürzen. An die Stelle der Napoleon'ſchen Dictatur, wünſchte ſie die engliſche Conſtitution; an die Stelle des Materialismus einen chriſtlich-philoſophiſchen Deismus.

Indem ſie aber von der engliſchen Staats-

geſchichte, von der deutſchen Philoſophie, und von der chriſtlichen Kirche, die Bauſteine für ihr ideales künftiges Frankreich entlehnte, fiel es ihr nicht ein, daß ſie die unvereinbarſten Materialien willkührlich zuſammenſchleppe, und daß wohl die Köpfe einzelner Perſonen, der ihrige, ihres Vaters, aber nimmermehr ein ganzes Volk aus ſolchem Widerſpruch ſich auferbauen laſſe.

Allein was iſt geſchehen? Die Wünſche der Frau von Stael haben ſich theilweiſe realiſirt. Frankreich beſitzt an Louis Philipp einen engliſirten König, an Victor Couſin einen deutſchiſirten Philoſophen, und in der Cleriſei, wie man aus Jules Janin's „Beichte" erſieht, und der Mehrzahl der „aufgeklärten und wohlgeſinnten Citoyens," jenen puren, aus dem Chriſtenthum abſtrahirten Deismus, dem Rouſſeau huldigte, und zu deſſen Altar Robespierre die Guillotine machte.

Wir behaupten daher, daß ein großer Theil des franzöſiſchen Publicums erſt gegenwärtig

anfange, das vor 30 Jahren geschriebene Buch der Frau von Stael ein wenig zu verstehen, und sich die Art gefallen zu lassen, wie hier von deutscher Philosophie und Literatur gesprochen wird.

Diese Behauptung würde einem Werk, wie dem Heine'schen, wenig oder gar keine Aussicht auf Verständniß in Frankreich übrig lassen, wäre nicht auch in Frankreich eine junge Generation hervor geblüht, die sich nicht stucken und flicken lassen will, und die, als Kristallisationskern des kunftigen Frankreichs, alle geschichtlich nationalen Elemente mit sich vereinigen wird. In Hinsicht auf Literatur und Poesie nennt sich diese Jugend romantisch, im Gegensatz zu den classischen Alten, die, wiederum im Gegensatz zu den alten Classikern, das Natürliche und Wahre aus der Poesie verbannt wissen wollen. In Hinsicht der Politik nennt sie sich republikanisch-national. Und wäre diese Jugend, in ihrer rastlosen leidenschaftlichen Sehnsucht nach Vermischung mit dem lang entbehrten Göttlichen

und Schönen, sich klarer über die Bezuge ihres Verstandes und Herzens zur Philosophie und Religion, so würde sie nicht anstehen, sich in dieser Beziehung die pantheistische zu nennen. Der Pantheismus und der Pancivismus wachsen auf einem Stiel. Wenn Alles Gott ist, so ist das Wenigste, daß Alles Bürger ist.

Diese Jugend ist das französische Publicum Heine's. Ihr kommen möglicherweise Heine's Arbeiten zu gute. Doch glauben wir, daß bisher vom Salon II., nur das erste Buch in Frankreich publicirt worden. Dasselbe enthält jenen Aufsatz uber Luther und die Reformation, welchen, wie man uns sagt, die Redaction einer englischen Zeitschrift, trotz ihrem Wunsch, nicht aufzunehmen wagte, weil er ihr zu anstößig schien gegen die verknöcherten Subordinationsbegriffe der Goddam's im Religiösen oder vielmehr Kirchlichen.

Es kommt uns aber wie gerufen, daß Heine selbst, in dem Vorworte zum Salon II., sich in Hinsicht der Franzosen eines Ausdrucks be-

dient, der uns viel Worte erspart. Er zählt nämlich unter die Uebelstände seiner französischen Schriftstellerei auch die französischen Unzulänglichkeiten. Dieses diplomatische Wort, das vielleicht im nächsten Jahre aus der Vorrede des Salons in eine Thronrede überperlen wird, trifft den Nagel auf den Kopf, ohne ihn platt zu schlagen. Erklären wir uns.

Allerdings liegt die Betrachtungsart, Theorien, Künste und Wissenschaften, nach der Richtung ihres socialen Einflusses zu würdigen, den Franzosen sehr nahe. Die Franzosen sind rührig und gesellschaftlich, sie wollen absehen, anwenden, genießen, probiren. Ein Franzose war es, der zuerst den Geist, das will sagen, den Einfluß politischer Gesetzgebungen auf die Stärke oder Schwäche, die Blüthe und den Verfall, kurz auf die Sitten der Völker in Erwägung zog. Und daß Madame de Stael den Einfluß philosophischer Gesetzgebungen nach eben dieser Seite hin, wenigstens in abstracto, zu würdigen verstand, das haben wir so eben ge-

ſehen. Sie war die erſte, welche die Leiter an den Rieſenbaum der deutſchen Philoſophie anſetzte, und zuerſt nach ſeinen Früchten langte. Sie kam nur zu früh, der Baum war noch im Blühen, und die Frucht, die ſie am meiſten anlachte, die Kantiſche Moral war faul und wurmſtichig. Nach dem ſchauerlich hohen einſamen Wipfel der Kantiſchen Theorie, wo kein Vogel mehr ſingt, und wo an den dürren Aeſten die ſcholaſtiſch-deiſtiſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes aufgeknüpft hangen wie Armeſünder, nach dieſem Wipfel und Wendepunct der deutſchen Philoſophie reichte ihre Leiter nicht hinauf. Das war die franzöſiſche Unzulänglichkeit. Rechtfranzöſiſch werden aber auch die heutigen Enthuſiaſten der deutſchen Idealphiloſophie in Frankreich ihren wiſſenſchafftlichen Eifer mäßigen, und nach der erſten Ueberwältigung durch ſo viele neu entdeckte Syſtemwelten, die Frage nach ihrem ſocialen Einfluß, die franzöſiſche Lebensfrage, aufwerfen. Heine giebt ihnen dazu practiſche Anleitung, indem er die Hauptgrößen

auf dem Felde der neueren Philosophie vermißt, die Grundlinie von sich und unserer Zeit auf Spineza richtet, die Thurmspitzen der wichtigsten Systeme bezeichnet, und die Winkel und die ganze Zeichnung in das Netz unserer heutigen ästhetischen Bedürfnisse einträgt. Diese Operation geschieht sogar in Frankreich, der Meßtisch steht neben dem Theetisch eines Pariser Salons, man sollte glauben, die jungen Franzosen müßten ihm lernbegierig auf die Finger sehen, und ihm so das Geheimniß jener hohen Puncte, jener einfachen Linien, jener kühnen und doch so netten Consequenz der Federstriche ablernen; aber wir zweifeln. Es fehlt den Franzosen, auch den jungen, noch immer der rechte Maaßstab für deutsche Arbeiten, sie orientiren sich schwer auf deutschen Charten und in deutschen Büchern, die Magnetnadel ihres Urtheils zittert und schwankt, und erleidet von Minute zu Minute die größten Abweichungen hauptsächlich nach dem unverwüstlichen Magnetfelsen ihrer Nationaleitelkeit.

Was dieſe franzöſiſche Nationaleitelkeit betrifft, ſo hat Heine ihr im Salon II. manche harte Wunde geſchlagen, natürlich mit Manier. Man hat Heine den harten Vorwurf gemacht, er würdige, den Franzoſen zu Liebe, ſeine vaterländiſche Literatur herab, und gebe das Schauſpiel eines perfiden Patrietismus. Es iſt wahr, Heine's Witz iſt ein Verräther, er verräth die Deutſchen an die Franzoſen, und macht den deutſchen Michel lächerlich, ſo oft dazu Gelegenheit. Aber Heine's Genie iſt treuer als ſein Witz, und ſo lange ſein Genie ihn ſelbſt nicht verläßt, laßt es auch nicht von ſeiner Heimath und von des deutſchen Knaben Wunderhorn. Die ſchmeichelhaften Grobheiten, die Heine den Franzoſen ſagt, beneiden wir ihnen nicht. Den Eindruck, den der Salon II. auf die Franzoſen machen muß, halten wir für demüthigend.

Bis hieher ſprachen wir über das Heine'ſche Buch, in ſofern es zunächſt den Franzoſen gewidmet. Gegenwärtig wollen wir den Salon nach deutſcher Seite hin betrachten.

Wir kennen sehr viele Leser, welche die frühere Reisebilderperiode Heine's seiner heutigen Salonsperiode unbedenklich vorziehen. Sie bedauern, daß Heine den leichten grünen Rock und die weiße Studentenbluse vertauscht habe mit einem wattirten und bordirten Gallakleide, die weiten faltigen Hosen, in denen er lustig umhergeschlenkert, mit anstößig knappen Höslein, in denen seine Liederlichkeit sich vornehm spreize. Wir sehen diese Veränderung mit andern Augen an und wählen daher ein anderes Bild dafür. Der Student Heine ging früher zu Fuß, wie s. e. der Lieutenant Bonaparte, beide träumerisch, ehrgeizig, Liebhaber des Ossian und englischer Balladen. Als Heine berühmt wurde, setzte er sich zu Pferde, und ritt an der Fronte der alten deutschen Literaturgarde entlang, die Frankreich occupirt hielt, unter Anführung des Vareckesten aller Feldmarschälle, E. T. A. Hoffmanns. Er degradirte, ließ avanciren, riß Witze über die verschossenen Monturen der Romantiker, stieg vor Lessing ehrerbietig vom Pferde,

und ſetzte ihm einen friſchen Lorbeerkranz auf das Haupt, ſchritt in Goethe's königliches Gezelt und bat ihn knieend um Verzeihung ob früherer Rebellion, wozu ihn der natürliche ungeduldige Ehrgeiz ſeiner kronprinzlichen Jugend verleitet u. ſ. w. Dieſe ganze brillante Revue, dieſer Wechſel von Scenen und vor allem dieſer kleine Reiter mit ſeinen klugen durchfunkelnden Augen, ſeinen ſpitzigen dreikantigen Worten, ſeinem alten phantaſtiſchen Mantel von Göttingen und dem Blocksberg, ſeinem jungen Racepferde und ſeinem Galopp du sublime au ridicule, dieſe ganze Heine'ſche Literaturrevue hat nicht ihres Gleichen auf der Welt, und verdient ſchon, daß man geduldig die Staubwolke niederſchluckt, die Schlegel's Niederreitung verurſacht. Im gegenwärtigen Buch ſitzt Heine wieder zu Pferde und muſtert die religiöſen und philoſophiſchen Streitkräfte Deutſchlands, und der Schauplatz iſt wieder auf den Höhen des beſiegten Montmartre. Aber den Franzoſen wird's unheimlich bei dieſer Parade; denn eine

ins Riesenhafte und Ungeheuerliche karrikirte nordische Windsbraut pfeift ihnen zwischen die Beine und läßt sie wie luftige Spreu davontanzen. Die Stellen, worauf wir uns hauptsächlich beziehen, sind von der Altenburger Zensur gestrichen; sie fanden sich am Schlusse des dritten Buches.

Was werden die Deutschen sagen? das deutsche Publicum? — Das mag Gott wissen. Wer kennt das heutige deutsche Publicum? Kotzebue hat das Publicum zuletzt gekannt. Von Kotzebue's Publicum ist aber nur die Sage am Kamin übrig geblieben, wenn man sich angahnt zu Hause, an einem langweiligen Winterabend, und die alte Muhme erzählt, wie man zu ihrer Zeit an solchen trübseligen Abenden in's Theater ging und an Menschenhaß und Reue, an Rochus Pumpernickel, an den Hussiten vor Naumburg, die lange Zeit kurz und erbaulich abstrickte. Aber jetzt! Was liebt das Publicum, womit tränkt und speiset es sich, welche Geschmacksrichtung, außer der klingenden

des Geldes und der Oper, ist die seinige? Es giebt Schriftsteller, die angeblich für das große Publicum schreiben. Welchen Charakter haben ihre Schriften, welchen Gesetzen der Aesthetik huldigen sie?

Wir fürchten, das große Publikum ist nur Aushängeschild literarischer Charakterlosigkeit; die wüste Steppe, auf welcher die große Horde der Schriftsteller sich tummelt; der verworrene Schatten von vielen tausend Köpfen, den ein schlechter Kopf mit dem Schatten des seinigen vermehrt; etwas, das jeden Versuch, es zum Gedanken zu machen und unter irgend einen nationalen Begriff, eine geschichtliche Tendenz zu bringen, scheitern macht und mit dem wüstesten Kopfweh belohnt. Das Wort hat nur einen merkantilischen Sang und Klang; was es außerdem bedeutet, läuft darauf hinaus, Träger der herrenlosen Gerüchte und Neuigkeiten zu seyn, die auf der Oberfläche der Gesellschaft herumschwimmen. Wo die Idee in's Leben tritt, taucht der Name des Publikums

unter, oder wird zum bestimmten Parteinamen. O'Connel spricht in Irland nicht zum Publikum, sondern zum Volke. Der Priester theilt die Hostie aus an Christen (der Voraussetzung nach), aber nicht an's Publikum. Schiller und Goethe dichteten für das deutsche Volk, und die Cotta'sche Buchhandlung verkaufte ihre Werke an das Publikum. Goethe hatte anfangs nur sein kleines Publikum, d. h. die Gebildeten des Volks. Was ist aber das Publikum in abstracto, was ist das große deutsche Publikum? Ist es die Wand, dahinter das deutsche Volk sich versteckt? dann muß man das Publikum höflichst ersuchen, ein wenig bei Seite zu treten. Sitzt das deutsche Volk darin wie in einem Futteral, oder wie ein Vogel im Busch? dann muß man das deutsche Publikum bitten, sich zu öffnen und zu offenbaren, oder es einem Vogelfänger nicht zu verübeln, wenn er auf den Busch klopft und „piep einmal, du liebes deutsches Volk!" ausruft. Ohne diese Vergewisserung, worüber wir wol hinsterben müssen, können wir

keinem deutschen Gedicht und Gedenk eine laute öffentliche Theilnahme versprechen. Wir lassen daher jedes Buch, das wir anzeigen, ruhig dahinschwimmen, dahin in dieser wüsten küstenlosen Literatur, in welcher die Schriftsteller ohne Polarstern schiffen und ihre großen und kleinen Bären nicht am Himmel, sondern in der Philisterwelt haben; ohne Nachruf, ohne Wünsche, ohne Hoffnungen, womit man sonst einen kühnen Segler zu begleiten pflegt.

Unser deutsches Publikum, das, woran wir schreibend denken, und dessen Verhältniß wir zum Heineschen Salon ermitteln wollen, sind einige junge Leute und einige alte Leute und jene Unsichtbaren hinter der Morgenwolke der Zeit, die uns Blicke und Grüße senden.

Heine steht zu alten und neuen Richtungen der Literatur in wunderlich durchkreuzten Verhältnissen Es läuft da viel Persönliches mit unter. Heine's lapidarische Kritik der Tieckschen Leistungen gab das Signal zu einem Gegenausfall, der ohne persönliche Erbitterung

nicht ſolche Schmählichkeiten zu Tage gefördert, desgleichen in Tiecks neueſten Novellen über Heine, Börne, Victor Hugo und die ganze literariſche Epoche anzutreffen. Die Goetheaner ſind dem Heine ſonſt nicht ungeneigt. Varnhagen von Enſe hält große Stücke auf ihn. Er hat ihm ſtets die Theilnahme an der Rebellion gegen Goethe zugutgehalten, vielleicht weil er ihr Maaß und ihre Gränze kannte. Dafür ließ Heine ihn bei Gelegenheit der letzten großen Literaturrevue vor allen Franzoſen und Deutſchen aus dem Gliede treten, und hing ihm höchſteigenhändig ein brillantnes Ehrenkreuz in's linke Knopfloch und begleitete dieſe Auszeichnung mit den ſchmeichelhaften Worten: mein lieber Varnhagen von Enſe, Ihre Gedanken ſind koſtbare geſchnittene Steine, Gedanken ſo groß wie Welt, eingefaßt in den zwanzigſten Theil einer Spanne. Solcher mikroſkopiſchen Schmeichelei iſt kein Kammerherr vom alten Goetheſchen Hofe reſiſtibel. Er wird es ſehr beklagen, daß Tieck, der kriegeriſche

Abner Goethe's, ſo wenig ſäuberlich mit dem wilden Kronprinzen verfahren, und ihn im grunen Walde der Novelliſtik gleichſam in effigie an einen Baum gehängt und wahnſinnig mit dem Speer durchſtoßen.

Der Salon II. wird aber den Goetheanern ziemlich weit aus der Sphäre ihrer gewohnten Anſchauungen liegen, und wohl nur als ſtyliſtiſches Produkt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Wir rathen ihnen jedoch, das Buch mit ſpitzen Fingern anzufaſſen, denn es wachſen Dornen fur ſie heraus; namentlich fur Tieck. Tieck muß ſich heimlich peinlich bekennen, daß die Lektüre des Spinoza, der kantiſchen Kritik u. ſ. w. einen höheren Grad von Energie vorausſetzt, als ihm ſelbſt, Tieck, ſeit den Tagen ſeiner Jugend innewohnte und als reimlich mit dem Zerrbilde, das er vom Heineſchen Charakter entworfen. Geben wir ihm zu, Heine ſey ein gefallener und noch fallender Genius. Ein fallender Menſch aber, der ſich anklammert an die Koloſſe des Gedankens,

schwebt noch immer zu hoch, um von Tiecks weichlichen Armen erfaßt und in den Staub geworfen zu werden. Die Liebe zum Gedanken und zu den Männern des Gedankens bereitet einen schärfern Essig gegen sittliche Verwesung, als die Tändelei mit der Poesie und die poetische Rosenwasser-Destillation. Gescheuter macht es noch Freund Schlegel, der sich noch zu rechter Zeit mit baume d'Inde zur Mumie einbalsamirt und in die bunten Baumwollenstreifen der heiligen Literatur vom Ganges einwickelt.

Tieck ist einer der letzten Gäste auf dem Maskenball der Poesie. Die schimmernde Mitternacht ist vorüber, die Gäste haben sich davon geschlichen, die Kerzen sind herabgebrannt und fangen an zu stinken — der graue Tag sieht in die Fenster — Tieck fröstelt, er ist alt und flitterhaft leicht bekleidet, und die Morgenluft zieht ihm kalt, scharf, schnöde an die Gebeine, und er murmelt Verwünschungen gegen den jungen Tag, die von Lippe zu Lippe gehen, bis herab zu den Lampenputzern im Tieckschen

Salon, die alle brodlos werden, wenn die Nachtwächter von der Gasse abziehen.

Wirklich, der junge Morgen ist grau und kalt. Was noch vom Abend her warm sitzt, hockt wider ihn zusammen, und was noch einen matten Strahl hat, kämpft gegen ihn an. Der junge Tag kommt von draußen her, vom freien Felde, der silberne Morgenreif sitzt ihm in den Haaren und er streift mit drohend dämmernden Augen kalt und spöttisch an dem verbleichenden Glanz und den übernächtigen Gästen vorüber. Er ist grausam und unerbittlich und das flüchtige Roth, das seine Wange färbt, ist noch immer mehr der Widerschein seiner sterbenden Opfer, als sein eignes Morgenroth. Warum muß er so grausam seyn? Warum tritt er nicht ungeduldig auf die Gipfel der Berge und fordert seine Geliebte zum Kusse heraus? Wie glühend wird sie ihn küssen, wie schön wird er seyn, wenn er jauchzend in ihre Arme taumelt und wenn die unheimlichen Gespenster alle in die Erde versunken sind.

Erfreulicher sind die Verhältnisse, worin Heine zu jungen Literaturrichtungen steht, oder vielmehr worin diese sich zu ihm, ihm selbst größtentheils unbewußt, herausgestellt haben, seit seiner freiwilligen Verbannung aus dem Vaterlande. Die junge Kritik hat junge Kränze zu verschenken, und dadurch unterscheidet sie sich von der alten Kritik, deren Kränze verschenkt, verblubt und plattgedruckt sind an den Schlafen großer Todten. Die junge Kritik feiert aber keine Apotheosen und bedenkt sich wohl, die Lorbeerbäume in aller Hast und auf's geradewohl zu plündern. Sie hat eine sehr einfache Art, zu loben und zu tadeln, sie nennt die Dinge bei ihrem Namen. Sie protegirt nicht und scharwenzelt nicht, ist nicht gnadig und nicht unterthänig und am wenigsten trägt sie den Mantel auf beiden Schultern. Was wir ihr aber mit besonderer Hinsicht auf Heine vindiziren mochten, ist, daß sie den gewöhnlichen breitspurigen Irrweg in seiner Beurtheilung vermeidet, der ihm einerseits nicht Lobes genug

anruhmen kann, wenn von seinem Talent, seinem Witz, seinen Einfallen, seinen glücklichen Griffen in den Schatz der deutschen Sprache, seiner ganzen sinnlich plastischen Anschauungsweise die Rede ist, auf der andern Seite aber den sogenannten Mißbrauch dieses Talents an die große Glocke hängt und damit Generalsturm gegen ihn läutet. Wir sprechen hier nicht von den gedungenen Glöcknern, die im Namen des Staats und der Kirche läuten, sondern von einem Mißverständnisse, das auch sonst den Deutschen die Auffassung und den Genuß des Individuellen gröblich zu verkümmern pflegt. Wir beloben uns aber eine andere Ansicht der Dinge, Menschen, Schriften und Begebenheiten, die unsere Ideale und Wünsche weiter aus dem Spiel läßt und uns desto schärfer, und, wir glauben, fruchtreicher, an die Besonderheit einer Erscheinung hinweißt, wo das Leben ist und die Wahrheit. Fühlen wir uns angezogen durch den organischen Punkt des Ganzen, so wird uns nicht leicht etwas im Einzelnen völ-

lig zurückstoßen, sobald uns der Zusammenhang mit dem Ganzen einleuchtet. Danach spricht sich denn auch bei der Voraussetzung eines bestimmten Talents (die Talente sind so verschieden, wie die Menschen selbst) vom Mißbrauch desselben nur mit großer Vorsicht. Talente haben etwas Instinktartiges und wissen gemeiniglich selber am besten, welche Kräuter für sie wachsen. Dein Tausendschön und dein Ehrenpreiß und welche schöne Blumen du ihnen sonst recommandirst, bekommt ihnen wie Gift. Man muß ein Vogel seyn, um an sich selbst zu erfahren, daß Vogelbeeren sich ohne Nachtheil essen lassen. Und so muß man sich auf das lebhafteste in die Werkstätte eines Talents zu versetzen wissen, um einigermaßen einzusehen, ob dasselbe einen guten oder schlechten Gebrauch von seiner Kraft, seinen Stoffen und seinen Mitteln mache.

Wir haben absichtlich diese verkümmernde Ansicht aus vielen andern hervorgehoben, weil sie viele Köpfe zählt, und weil sie sich, wie in

fruheren Kritiken der Heineschen Bücher, so auch im Salon, mit ihrer unnützen Bedauerlichkeit breit machen wird, sich und Andern die Frucht versauernd. Können wir aber dem Salon von Seiten der in Deutschland aufblühenden jungen Kritik eine vorurtheilsfreiere und ungestörtere Auffassung prophezeien, so müssen wir doch gleich, der Wahrheit nach, hinzufügen, daß eine sehr kräftige und tuchtige, aber zu hastig und doctrinair strömende Richtung derselben uns in dieser Hinsicht einige Besorgnisse einflößt. Theodor Mundt steht an ihrer Spitze. Eines der Organe der Zeit, zieht er einen Strich hinter sich, der ihn und die Zeit, Gegenwart und Zukunft, als neu geweihte und reine, von dem Repräsentanten des Zerstörens und der eigenen Zerfallenheit abschneiden soll. Heine ist abgethan fur ihn, was er auch noch schreiben mag. Er lebt nur noch in den Annalen der Literatur, die Fluth der Gegenwart rauscht über seinem Kopf zusammen, er ist verschwunden und Niemand sieht ihn mehr.

Wir denken, daß Heine selbst dafür sorgen wird, noch oftmals so sichtbar aufzutauchen, wie in seinem: zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, stürzten die Diener der Hertha in denselben See, in dessen Fluth diese eben vorher den verschleierten geheimnißvollen Wagen, die Gewänder und das keusche Bild der Göttin abgewaschen und von Schmutz und Staub gereinigt. Diese heilige Barbarei ward auf Befehl des Priesters ausgeübt, dem allein die Berührung des Götterbildes gestattet ward. Wer ist dieser Priester unter den jungen Deutschen, der solche Weihe empfangen oder sich selbst arrogiren mag? Und wo ist das Götterbild unserer Zeit, das reingewaschen und gesäubert wäre von Staub und Rost und dem Athem der Gläubigen, und dessen verhangenes Tabernakel nicht beschmutzt wäre mit dem gemeinsten Koth der Gossen? Ach! lieber Theo-

der Mundt, wir müssen unseren Herthawagen noch viel tiefer in den See schieben, bevor er wieder glänzt, und wissen dazu nicht einmal, obgleich wir uns todtschlagen ließen darauf, ob unser heiliges Idol darin sitzt oder nicht, und wann es dem Oberpriester der Zukunft gefallen wird, uns zur Belohnung unserer treuen Dienste rücklings in die schweigende Tiefe hinabzustürzen.

An dem Quellensprung der jungen Literaturrichtung steht ein Name in den Fels gehauen, den schon dichteres Moos überziehen wurde, wenn dieses nicht die rastlose Welle von Zeit zu Zeit wieder abrisse. Wolfgang Menzel, beweglicher als bewegend, findet sich leichter in Heine zurecht, aber auch schneller mit ihm und seinem Talent ab, als eine genialere Sympathie gestatten wurde. Sein letzter Rath an Heine war: Fortsetzung des Salon I. im Genre des Herrn von Schnabelewopski. Heine hat sich, scheint uns, besser berathen, indem er mit seiner in weiten Räumen sich ergehenden stoßvogelartigen Geisteskraft einen Gegenstand er-

packte, den Menzel schon früher einmal in den Krallen hatte, aber wieder fliegen ließ, weil er in Verlegenheit war, was damit anzufangen. Wir sprechen von Menzels Geschichte der Literatur. Dieses Buch, das bekanntlich auch Religion und Philosophie in den Kreis seiner Betrachtungen einschließt, ist das einzige, das in Deutschland mit dem Heine'schen zu vergleichen stande.

Heine selbst rühmte an der Menzel'schen Literatur alles, was nur rühmenswerth war, und dessen giebt es Vieles. Zugleich aber bezeichnete er schon damals die beiden Hauptvermisse, den der Grundidee und den der genetischen Form. Heine drückt sich über beides folgendermaßen aus. Herr Menzel, sagt er, ist mehr ein encyklopädischer Kopf, als ein synthetisch wissenschaftlicher. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem innersten Princip. Und vorher bemerkt er: das Menzel'sche Werk erscheint wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe — die

Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als ächter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzubesonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht.

Diesen Chorus hat Heine anzustimmen versucht. Wir legen das Geständniß ab, keine schrillen Mißlaute mit dem webenden Gesang in unserer Brust vernommen zu haben. Den künftigen Choragen, dessen Stimme reiner, schöner und kräftiger durch die Welt schallen wird, erwarten wir mit desto heißerer Sehnsucht.

Die Behandlung des Geschichtlichen der Religion und Philosophie ist kühn, großartig und durchaus genetisch. Die Zusammenstellung der philosophischen Revolution Deutschlands mit der politischen Revolution Frankreichs ist der Glanzpunct seines welthistorischen Witzes. Daß die deutsche Philosophie mit Hegel ihren Kreis geschlossen und nun bestimmt sey, in das Blut

des deutschen Volks und den Kreislauf der Geschichte überzufließen; diesen Satz führt er mit tiefster Erfassung des deutschen Naturgeistes siegreich aus.

Bedeutsameres und Höheres glauben wir aber diesem Buch nicht nach- oder vielmehr voranstellen (dieser Aufsatz wurde nämlich noch vor der Ausgabe des Salons geschrieben) zu können, als indem wir sagen, Heine hat dargethan, daß die Geschichte der abstraktesten Wissenschaft, der Philosophie, ihren Poeten finden kann. Es verlangt uns, von euch zu hören, die ihr Heines poetische Productivität für erloschen erklärt, ob Heine euch auch diesesmal nichts producirt habe.

Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow.

Die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde waren seit langer Zeit so gut wie verschollen. Diese Schleiermacher'sche Dogmatik der Liebe war den Jüngeren des Geschlechts, denen sie doch vornämlich zu Nutz und Frommen dienen sollte, fast gänzlich unbekannt. Auch war es nur Gunst des Zufalls, daß wir vor einiger Zeit ein Exemplar erhielten; dazu ein recht zierliches, in grüner, freilich etwas verschossener Seide, verwelkte Vergißmeinnicht hin und wieder zwischen den Blättern zerstreut. Zarte Finger mochten sie am Bache gepflückt und hineingelegt haben, zarte Finger diese Blätter umgewandt, schöne Augen sinnend auf ihrem

Inhalt geruht haben, es war vielleicht das Andachtbuch einer Liebe gewesen, die nicht mehr weilte auf dem dunkeln Erdenrund, das Traumbuch und die mystische Apokalypse jungfräulicher Sehnsucht, der lächelnde Zuspruch zu einem noch zagenden Herzen, das freudige Evangelium blühender entknospeter Lippen und zuletzt, worauf die Vergißmeinnicht zu deuten schienen, das Erinnerungsbuch einer Glücklichen, die noch nicht Verschwester geworden — unter allen diesen Beziehungen erschien uns das kleine Buch gleich interessant, heimlich, intim, von poetischem Duft angehaucht, selbst auf das graue Papier fiel ein wundersamer träumerischer Glanz, ein wiederscheinendes Rosenlicht von Küssen, ein Aether von Blicken und Hauchen dämmerte herauf, die engen schwarzen Spaliere der Zeilen wallten auseinander und erweiterten sich zu blühenden Laubgängen, Nachtigallen schlugen herein, wohlbekannte liebende Gestalten schwebten flüsternd und kosend an den Zweigen vorüber, Romeo mit Julie, Abälard mit Heloise,

Petrarka mit Laura, und in der Mitte schritt der göttliche Schleiermacher, mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen, eifernd gegen die Unnatur der Herzen, gegen das heuchlerische Verderbniß der Sitten, gegen die unanständige Prüderie der Weiber, gegen das ganze Misere unserer heutigen Liebe, predigend mit kühnem und keuschem Munde das hohe Evangelium einer Liebe, wie sie selbst ihn beseligte, und wie sie nicht minder den ewigen Gesetzen der Natur als dem Standpunct der fortgerückten und entwickelten Menschheit angemessen erscheint. „Nicht vergeblich," rief er mit unvergleichlicher Ironie den die Liebe verketzernden Pharisäern und Zeloten zu, die draußen ihn anbleckten, „nicht vergeblich seyd ihr ausgerüstet mit jener großen Naturkraft, die keiner andern an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, sich aber ganz besonders in euch verherrlicht, durch euern standhaften Widerwillen gegen alles, was lebt und athmet. Zuerst wie billig vernichtet ihr in euch jede freie Bewe-

gung, um durch euer ganzes Leben und Seyn den heiligen Dienst der ehernen Formeln, zu dem ihr berufen seyd, auszudrücken, und dann stellt ihr euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen alles außer euch, was dawider angeht, gleich unparteiisch, es sey Scherz oder Ernst, Witz oder Enthusiasmus, Vernunft oder Leidenschaft, und sprecht über alles euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt ihr in Absicht der Liebe eine Constitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifeste Frucht ist von dem schönen Bunde der Barbarei und der Verkünstelung, und der schon so viel Leben und Gedeihen geopfert ist, daß es wohl thöricht wäre, nicht auch das wenige Uebrige noch hinzugeben, um sie aufrecht zu erhalten. Auch seyd ihr durch den reichlichen Besitz aller ökonomischen Herrlichkeit, die sie euch sichert, ihre zuverlässigsten und unbestechlichsten Verfechter. Das frevelhafteste Buch will ich euch bezeichnen und die gefährlichsten Anschläge enthullen. Die Liebe soll auferstehen, ihre

zerstückten Glieder soll ein neues Leben vereinigen, daß sie frei und froh herrsche im Gemüth der Menschen und in ihren Werken und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge. Ja wohl, die gefährlichsten Anschläge! denn wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieser Zauber gelöst wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches sich von hieraus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dies sey das Schmerzlichste, woran ich euch erinnern will, daß eure Nachkommen, im Geist nämlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in allem, was sittlich ist, und wenn auch euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen sollte, ganz anderen Formeln zu huldigen genöthigt seyn werden, als diejenigen sind, welche ihr gern für alle Ewigkeit geltend machen möchtet. Diese Zeit wollen wir herbeiführen, thut ihr indessen — dagegen, was euch

recht dunkt, und erlaubt, daß wir uns nicht darum kümmern.“ — Und ein andermal rief er aus: „was soll man von denen halten, die im Zustand des ruhigen Denkens und Handelns zu seyn vorgeben, und doch so unendlich reizbar sind, daß auf den kleinsten entfernten Anstoß von außen, Regungen der Leidenschaft in ihnen entstehen, und um deste schaamhafter zu seyn glauben, je leichter sie uberall etwas Verdächtiges finden? Nichts, als daß sie sich in jenem Zustand eigentlich nicht befinden, daß ihre eigene rohe Begierde uberall auf der Lauer liegt, und hervorspringt, sobald sich von fern etwas zeigt, was sie sich aneignen kann, und daß sie davon die Schuld gern auf dasjenige schieben möchten, was die höchst unschuldige Veranlassung dazu war. Gewöhnlich muß ihnen die liebe Unschuld zum Vorwande dienen; Junglinge und Mädchen werden vorgestellt als noch nichts von Liebe wissend aber doch von Sehnsucht, die jeden Augenblick auszubrechen droht, und den kleinsten Anlaß ergreift, um mit verbotenen

Ahnungen zu spielen. Das ist aber nichts. Wahre Jünglinge und Mädchen sind freilich das Ideal dieser Art von Schaamhaftigkeit, aber in ihnen gewinnt sie eine andere Gestalt. Nur was keinen andern Sinn haben kann, als Verlangen und Leidenschaft zu erwecken, muß sie verletzen; aber warum sollten sie nicht die Liebe kennen dürfen, und die Natur, da sie beide überall sehen? warum sollten sie nicht desto unbefangener verstehen und genießen können, was darauf gedeutet, oder davon gesagt wird, je weniger eben die Leidenschaft in ihnen selbst aufgeregt wird? Jene ängstliche und beschränkte Schaamhaftigkeit, die jetzt der Charakter der Gesellschaft ist, hat ihren Grund nur in dem Bewußtseyn einer großen allgemeinen Verkehrtheit und eines tiefen Verderbens.“ — Und weiterhin, wie leuchtete seine reine Stirn, wie ging seine Stimme allmählig vom leisen ironischen Gelispel in die erhabenen Glockenlaute prophetischer Begeisterung über, als er die Worte sprach: „sie sagen zwar, die Liebe, als Fülle

der Lebenskraft, als Bluthe der Sinnlichkeit, sey bei den Alten etwas Göttliches gewesen, bei uns aber sey sie ein Scandal; ist sie es aber wohl aus einem andern Grunde, als weil wir sie immer dem intellectuellen, mystischen Bestandtheil der Liebe, der das höchste Product der modernen Cultur ist, entgegensetzen? Sollten wir denn grade hier bei diesem Gegensatze stehen bleiben? Ueberall geben wir ja darauf aus, die Ideen, welche aus der neuen Entwickelung der Menschheit hervorgegangen sind, mit demjenigen zu verkünden, was das Werk der frubererrn war; dies ist die Fortschreitung, die uns aufgegeben ist, und durch die allein wir überall zu etwas Vollendetem kommen. Soll man nicht verlangen, daß die Menschen sich auch hier machen können sollen, in dieser einfachen Sache? Sie wissen ja doch von Leib und Geist und der Identität beider, und das ist doch das ganze Geheimniß. Ist es aber nicht an der Zeit, daß dieses einmal entsiegelt werde, und daß die Widersprüche, die aus unserer Einsei-

tigkeit entſpringt, eben ſo gut ein Ende nehmen, als die aus Dürftigkeit und Unwürdigkeit, aus dem Einſeitigen der Alten? Ja, die Religion der Liebe und ihre Vergötterung war unvollkommen, wie jeder andere Theil der alten Religion und Bildung. Nun aber die wahre himmliſche Venus entdeckt iſt, ſollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die eben ſo wahr ſind, als ſie; ſonſt müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr ſollten wir nun erſt recht verſtehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb ſind uns die ſchönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es ſoll wiederhergeſtellt werden, in einem höheren Sinn als ehedem, wie es der neuen ſchönen Zeit würdig iſt, die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl und der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen. Wer nicht in

das Innere der Gottheit und Menschheit hineinschauen und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Burger der neuen Welt zu seyn. Damit es aber jeder werde, der es werden kann, so laßt es auch Priester und Liturgen dieser Religion geben, so bald und so viele es immer kann und wehret keinem."

Seltsam, gerade in der Zeit, als uns die geheimnißvolle Existenz derselben bekannt wurde, machten wir die persönliche Bekanntschaft ihres künftigen Publicators. Ihr kennt doch Carl Gutzkow? Der geniale Verfasser des Maha-Gburu, des Nero und der öffentlichen Charaktere, der jetzt in Frankfurt lebt und das Epoche machende Literaturblatt zum Phönix schreibt, dieser drei und zwanzigjährige Carl Gutzkow war vom Geist der Liebe auserlesen, Friedrich Schleiermachers vertraute Briefe wieder einzuführen. Er, der jugendliche Templer, der kühnste Soldat der Freiheit und der anmuthigste Priester der Liebe, den Deutschlands

Boden trägt, hatte bereits nach dem Abſcheiden des großen Mannes, ſeines früheren Lehrers, Worte über denſelben veröffentlicht, die in ganz Deutſchland ein Echo fanden, obwohl ſie dem obſcuren Pfaffenthum ein Aergerniß, ja ein Gräuel waren. Schleiermacher, müßt ihr wiſſen, hatte in Berlin doch ſo lange den alten proteſtantiſchen Dogmenteig geknetet und wiedergeknetet, bis allmählig ſeine ſonſt ſo kühne und freie Behandlung des Religiöſen zum ordinären Mechanismus des Chriſtlich-Dogmatiſchen herabzuſinken drohte. Gutzkow aber wollte Schleiermacher ein Ehrendenkmal errichten, und nannte grade dasjenige am wenigſten Schleiermacheriſch, was deſſen ſchwarzbemäntelte Amtsbrüder zu berechtigen ſchien, ihn den ihrigen zu nennen. Darob wurden dieſe „Glattgeſcheitelten" zornig und ſchrien Zeter über Impietät, Grabentweihung und Spoliation theologiſcher Lorbeeren. Gutzkow lächelte darüber. Sein Schleiermacher, Deutſchlands Schleiermacher war nicht der Schleiermacher der Zeloten. Der Verfaſſer der

Monologen, der Briefe, der Reden uber die Religion schien ihm größere Anrechte zu haben auf die Unsterblichkeit seines Namens, als der lutherische Perikopenprediger und Dogmatizist. Was aber das schlimmste war, diese frivole und ketzerische Ansicht hatte er boshafterweise so geistreich durchgefuhrt, so ganz im Sinn und Styl des Besten, was der starke Schleiermacher je geschrieben, daß es schien, als ob dieser selbst vom Styx zurückgekehrt, ein Todtengericht halte uber seine Leiche, aus keiner andern Absicht, als um jenem amtsbrüderlichen Eifer den Mund zu stopfen, der seinen Ruhm unter einem falschen Titel auf die Nachwelt bringen und einen schwarzen Popanz statt der marmornen Bildsäule eines Heros deutscher Geisterfreiheit auf seinem Grabe aufpflanzen wollte. Brauchen wir noch zu sagen, daß wir der Meinung sind, Gutzkow habe Schleiermachers Andenken wahrhaft geehrt? Brauchen wir hinzuzufugen, daß die wahrhaften Verkleinerer und Anschwärzer des großen Mannes unserer Ansicht nach nur auf der Seite

zu ſuchen ſind, wo ſeine angeblichen Freunde ſtehen? Ja, es iſt unſere vollkommenſte Ueberzeugung, daß nur durch Gutzkow Schleiermacher Gerechtigkeit wiederfuhr, und daß eben jener Aufſatz in der allgemeinen Zeitung, ihn vor allen übrigen würdig machte, Herausgeber und Ehrenretter der vertrauten Briefe zu ſeyn. Das Recht, das er dazu hatte, werden ihm nur diejenigen ſtreitig machen, denen an Unterſchleif dieſer Briefe gelegen war. Er hat ſie dem Dunkel der Vergeſſenheit, dem Schimpfe ihres heimlichen Verſtecks entriſſen, und fordert jetzt Gerechtigkeit für ſie. Das ſchönſte und geiſtreichſte Kind von Schleiermacher war bisher verſtoßen und verläumdet, weil es ein Kind der Liebe war, und nicht einmal ſeines Vaters Namen trug. Die Frau Muhme Theologie und die ganze geiſtliche Sippſchaft ſchämte ſich ſeiner, und wurde roth bis über die Ohren, wenn er ſich irgendwo in ſeinen grauen Lumpen blicken ließ, oder ein Schalk die Rede auf ihn brachte. Nun wohlan, Deutſchland ſoll entſchei-

den, ob der junge Friedrich Schleiermacher nicht ein unschuldigeres und natürlicheres Roth auf den Wangen hat, als dasjenige ist, womit man ihn verdächtigt. Er ist ja nun wieder da, und zeigt sich öffentlich, Arm in Arm mit Gutzkow, in allem unverändert, nur daß er etwas stolzer sein Haupt trägt, weil er den Namen seines Vaters bekennen darf, dessen geistiger Adel ihm ja ohnehin schon immer von der Stirn leuchtete. Seines entschlummerten Vaters Name, das ist das einzige Erbschaftsstück, das er sich aus der gesammten reichen Nachlassenschaft ausgebeten hat, wer konnte ihm diesen verweigern? laßt den kommen und auftreten vor Deutschland, daß wir ihm heimleuchten.

Tapfrer Gutzkow, Du hast dem Andenken Schleiermachers und der Liebe, die ach! so schlecht und ordinair geworden ist in deutschen Landen, daß sie kaum mehr diesen heiligen zaubervollen Namen verdient, Du hast ihnen beiden einen wackern Ritterdienst geleistet. Daß Deine Vorrede zugleich ein Kreuzzug gegen das

moderne Pfaffenthum werden mußte, lag in der Natur der Sache. Schleiermachers Vorrede, welche die Pfaffen nicht ausdrücklich nennt, bezeichnet ſie deutlich genug, ihrem unvertilglichen Weſen nach. Sie ſind der Liebe und allen ſchönen und freien Regungen der Menſchennatur von jeher Feind geweſen. Auf die Erſekrationen und Maledictionen ihrer heiligen Wuth biſt Du gefaßt. Stände es in ihrer Macht, Dir Waſſer und Feuer zu verbieten, ſie würden es thun; könnten ſie Dich recht warm auf einem Scheiterhaufen betten, ſie würden es nicht unterlaſſen; es fände ſich ſchon ein Kalvin unter ihnen, der Dich aus ſpezieller Freundſchaft der Blasphemie beſchuldigte, und ohne Zweifel würde Dir auch jener Stoßſeufzer am Schluſſe deiner Vorrede vor dem alten Genfer Ketzergericht Servets Schickſal zugezogen haben. Sie enthält freilich nichts weiter als die Wahrheit — die alte leidige nämlich, daß der Himmel die Erde verdorben hat, und ſpricht mit kühneren Worten nur das aus, was Meyern in Dia-Na-Sore

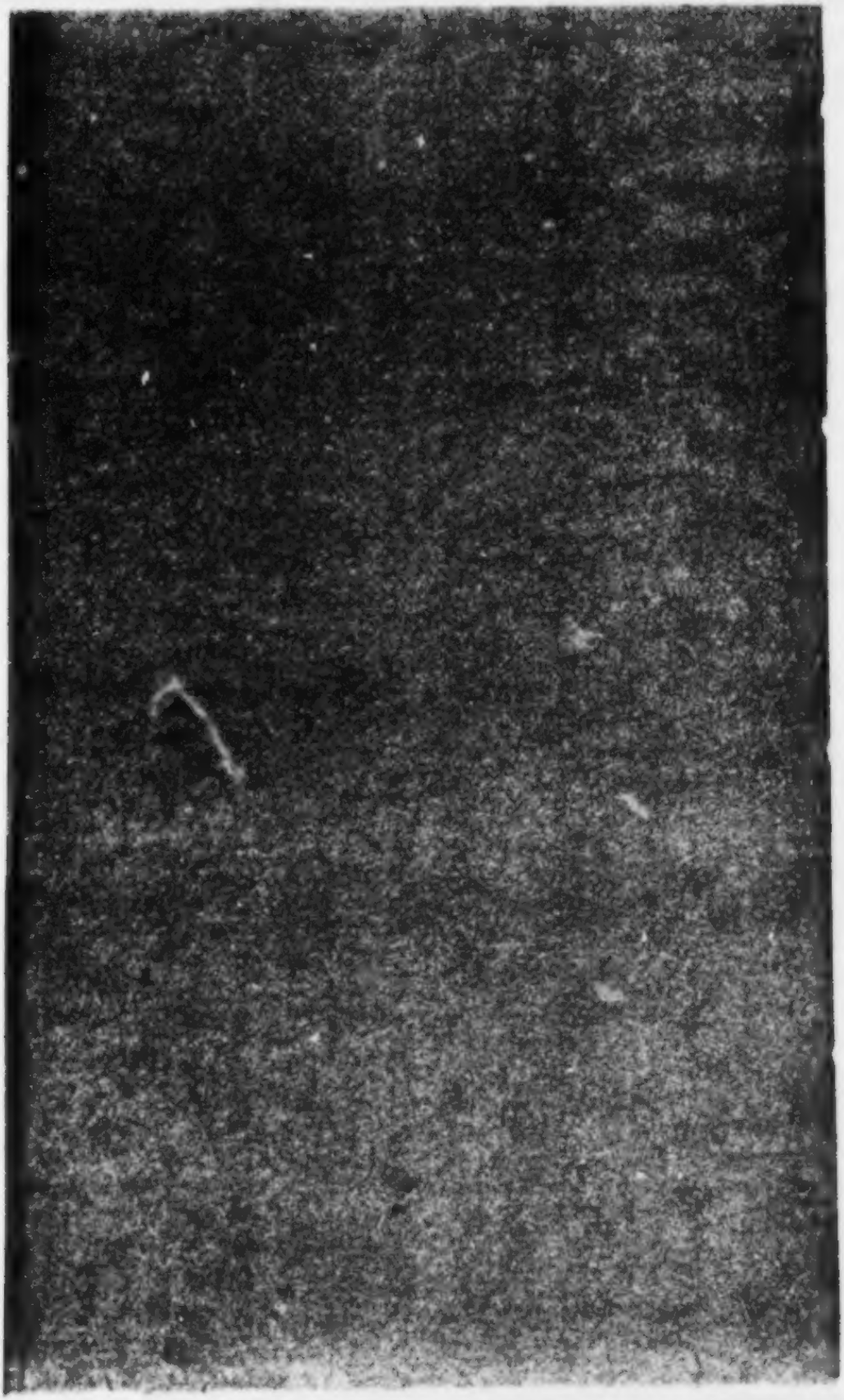
ſagt: Die Menſchen ſind nicht beſtimmt, fromm zu ſeyn, ſondern gut — aber bei dieſer Wahrheit, wo blieben da die Zehnten, und die Pfründen, und der Beichtſchilling und die ganze Cleriſei? Alſo iſt ſie dennoch blasphemiſtiſch, und Du magſt Dir ausmalen, liebſter Gutzkow, wie Du zur Strafe mitten in den Flammen liegſt — wenn auch nicht in ſo hölzernen.

Gutzkows Pflicht als Herausgeber der Briefe war vor allen Dingen, den Geſichtspunct zu bezeichnen, aus welchem ihr Verhältniß zur früheren Zeit und namentlich zu Friedrich Schlegels Lucinde betrachtet werden muß. Auf meiſterhafte Weiſe hat er dieſer Pflicht Genüge gethan. Wenn je die hiſtoriſchen Fäden geiſtiger Beziehungen unverwirrt und unzerriſſen im klarſten Licht aufgewieſen worden, ſo theilt Gutzkow dieſen Ruhm; wie denn überhaupt die anatomiſche Feinheit ſeiner Hand ihres Gleichen ſucht. Durchaus ſcharf und richtig iſt die Charakteriſtik der Lucinde. Schleiermachers illimitirte Bewunderung dieſes glänzenden Kunſtme-

teers der Liebe, wurde die einzige Schwachheit seiner vertrauten Briefe. Diese allein war ihm später auch fatal an ihnen. Wie verzeihlich aber war sein Irrthum! Er glaubte an die Kraft und Zauberei der Liebe, die aus dem zierlichen Malerstock des Julius gelegentlich eine Herkuleskeule zaubern könnte; er ergänzte an Julius den Cäsar, und sah Thaten im Hintergrunde seines Verhältnisses mit der Lucinde, wo nur Entnervung und Abspannung nach dem Raffinement der Wollust, **le mal de Rom**, die Dyssenterie des Katholizismus folgen konnten. Doch hätten wir an Gutzkows Stelle noch ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben, daß nicht der Schlegel'sche Roman, sondern dessen Gegenstand, die Liebe, das eigentliche Thema der Schleiermacher'schen Briefe bilde. Auch ist es ja eine unschädliche Illusion, sich die Lucinde so vollkommen und schön zu denken, wie Schleiermacher sie sich gedacht hat, mag man nun die Lucinde kennen oder nicht.

Geliebte, ist es nicht ein süßer Gedanke,

daß für die Liebe nichts verloren geht? Abälards scholastische Werke vermodern im Staube der Sarbonne, aber die Briefe Abälards an Heloise sind unsterblich und erneuern in jedem Frühlinge ihre Klage, wie die Nachtigallen.



Menzel

und

die junge Literatur.

Programm

zur

deutschen Revue

von

Ludolf Wienbarg.

Mannheim,
Verlag von C. Löwenthal.
1835.

BIBLIOTHECA

Bayerische
Staatsbibliothek
München

»Wo Muth und Kraft in deutscher Seele flammen« — so lautet der Anfang eines schönen Liedes, das mir aus den grünen Lauben meiner ersten Universitätsjahre herüberklingt. Aber das Lied ist mir vergällt worden, weil ich oft erlebte, daß die Lippen, die am schäumigsten von deutschem Muth und deutscher Kraft überflossen, sich am schleunigsten blau färbten, zitterten und flappten vor der herannahenden That. Ich hasse diese bierschäumige Prahlerei mit deutscher Kraft, deutscher Tugend und Sitte. Drängt sie sich ein in die Literatur, wirft sie mit steinernen Krügen nach den Büsten unserer unsterblichen Denker und Dichter, rülpst sie ihren schlecht verdauten Patriotismus auf die Blätter der Geschichte, vergreift sie sich täppisch und tückisch an jenen knospenden Talenten, die ob-

gleich wurzelnd im heimathlichen Boden, und von tausend Quellen der Muttererde genährt, ihre freien Häupter in die Strahlen der großen Völkersonne tauchen und nach weltliterärischer Zeitigung streben, dann muß man ihrem Bierherzogthume ein Ende machen, und ihr den Ziegenhainer, ihr kritisches Zepter, gebrochen, in's Gesicht werfen.

Ich spreche von Wolfgang Menzel. Wer kennt ihn nicht, seit er sich selbst gezeichnet hat mit dem Brandmark des Vandalismus, mit seiner Wuth gegen Gothe! Göthe's Weltüberblick, seine freie, ausgehämmerte, in starker Angel ruhende Persönlichkeit, seine in tausend Gedichten klingende Vergangenheit, alles was unsterblich seyn wird an Göthe, und was die gerechte Jugend unserer Tage mit Bewunderung anerkennt, fand in Menzels »deutscher Literatur«, einem Werk der kritisch-historischen Siebenkoppelwirthschaft, die protzigste Herabwürdigung. Man hüte sich, Börne's feurige Angriffe mit der Menzelschen Afterkritik zu verwechseln. Beider Maasstab sieht sich ähnlich, wie dem Schwerdt die Schneiderelle. Was reizte Menzel? Eine demokratische Antipathie? eine von Idealen glühende Seele? die Ungeduld mit der Geduld der deutschen Philister,

als deren Repräsentanten und Stammhalter er etwa Göthe betrachtete? winkende Kränze des Ruhms und der deutschen Freiheit? — Ihn Ideal? Ruhm? Freiheit? — Die Lederpuppe, deutscher Philistrismus, war sein Ideal, und dieses Ideal hatte er vorliegen, als er Göthe, außer dem Genie, die Ehre absprach, ein ächter deutscher Mann und Dichter zu seyn. O wir kennen jetzt die edle Blume seiner deutschen Poesie und Mannhaftigkeit, und wissen, auf welchem Mist sie blüht. Einen wackern Kampf hat er zeither gekämpft, der deutsche Mann, dem Göthe keiner war; breit und mächtig flatterten die stolzen Segel, die er ausspannte, als der Wind ein wenig hinter Deutschland blies. — Hörtet ihr nicht, wie voll und stark das Zuckerwasser rauschte, worin sein Narzissus sich spiegelte, sahet ihr nicht, wie zackig und riesengebirgig die Felskuppe, die sein gigantischer Rübezahl erstürmte! habt ihr nicht noch jetzt vor Augen die großartig gruppirte deutsche Vergangenheit, womit seine nervigte Hand der deutschen Gegenwart einen majestätischen Hintergrund baute? und verkennt ihr seine Absicht, euch nach Geschichte der Gegenwart recht sehnsüchtig und lecker zu machen, indem er euch die duftigen Bratwürste seiner Wiener

Reise guirlandenartig an die Felsen aufhing? oder seine Bemühung euch den alten genielosen Göthe mit seiner greisen Geschwätzigkeit über Antiquitäten Festivitäten, Kaiserkrönungen, recht in seiner Blöße darzustellen, indem er euch die jugendlich-geniale Geschichte eines Ritterordens, die Geschichte des goldenen Vließordens, erzählte? — O über den deutschen Mann mit seiner Begeisterung für alles Große, Schöne, Noble, dem Muth und Kraft in deutscher Seele flammen! Und ihr kennt ihn noch schlecht, wenn ihr sein Stuttgarter Literaturblatt nicht kennt, wenn ihr nicht wißt, wie kühn und umfassend er seit vielen Jahren die Geisterströme der Zeit durch das felsigte Bett seiner Kritik geleitet, wie um den Herold der deutschen Kraft allmählig alle Hasen und Frau Basen des gevatterlichen Deutschlands sich versammelt, wie die schüchternen kleinen Waldsänger sich Nester gebaut in seiner Perüke, und wie alles, was sich in Deutschland vor etwas fürchtet, vor irgend etwas, vor dem Säuseln der heimathlichen Birken, vor dem einsamen Schritt der Zeit, vor den Tiefen der Wissenschaft, vor der Schneide der Wahrheit, vor der Gemeinschaft der Volksgeister, vor den Gebilden und Träumen der Poesie, vor dem Hahnenschrei der Zu-

kunft, vor der jungen Literatur — wie alles das die Zipfel des Stuttgarter Literaturblattes erfaßt, und vom heroiſchen Träger dieſes mit Lorbeerkränzen, Bienenkörben und ſchläfrigen Blitzen ausgeflickten Lumpenmantels ſich Troſt, Beruhigung und Muth gegen den Muth einblaſen läßt!

Der Taſchenſpieler! was er ſelbſt nicht hat, theilt er mit, aus Krücken ſchnitzelt er ſich Pfeile, mit der Schwäche ſeines Publikums gürtet er ſich die Lenden, ſein Lotterbett macht er zum Triumfwagen, und wenn er ſich zeigen will in ſeinem vollſten Glanze, ſo ſchirrt er ſein Viergeſpann, die Arroganz, die Unwiſſenheit, die Heuchelei und die Verläumdung davor.

In ſolchem würdigen Pomp triumfirte kürzlich dieſer Philiſterfänger von Stuttgart über die junge Literatur ſeines Vaterlandes. Zum erſtenmal ſprach er ihren Namen aus, und ſo feſt vertraute er auf den Giftſchaum und die Hufe ſeines edlen Geſpanns, daß er ſtatt eines heißen Kampfes, ſtatt einer verzweifelten Wehr gegen weit über ihn hinausragende Tendenzen, alles auf eine ſchaamloſe perſönliche Vernichtungskomödie ankommen ließ. Aus der Zahl der jugendlichen Talente, deren Namen er

auszusprechen meidet, wie einst der Römer seine verhängnißvollen schwarzen Namen, wählte er sich Karl Gutzkow, denselben Jüngling, der seinem Literatur-Blatt, eine Zeitlang, wenigstens einen Charakter, den des Witzes und der Belehrung aufdrückte, der bereits Deutschland mit außerordentlichen Productionen, mit Mahaguru, Nero, den öffentlichen Charakteren beschenkte, und der, wie ich mit Stolz auf seine Freundschaft hinzufüge, von der Oeffentlichkeit seines eigenen poetischen und kritischen Charakters abstrahirt, seinen Freunden und nächsten Umgebungen ein Vorbild unausgesetzter ideeller Thätigkeit, einer bis zur Durchsichtigkeit wahren, mit allem Zarten und Hohen sympathisirenden Gesinnung ist. Diesen erkor sich Menzel zum Opfer seiner langunterdrückten Wuth gegen die Jugend. Er nahm die »Wally«, einen kürzlich erschienenen Roman Gutzkows zur Hand, knetete daraus einen alarmirenden Popanz, ein Ungeheuer der Irreligiosität und Sittenlosigkeit, und, nachdem er, der deutsche Mann, eingängig eine persönliche Infamie dem jungen Autor angeschmitzt hatte, gab er dem ganzen monströsen Gebäck seiner Hände den Namen Gutzkow, ad libitum junges Deutschland. Warf's darauf zur Zermalmung unter die Hufen seiner Rosse.

Das Ungeheuer iſt nun zerſtampft, die Rotte Korah, die Menzel nicht mehr gelten laſſen wollte, iſt vernichtet, das Vaterland athmet wieder auf, die Altäre umwölken ſich mit dem fetten Qualm der Dankopfer, die öffentliche Moral produzirt ſich wieder in einer reingewaſchenen blendenden Toga, Deutſchlands Genius, ja Deutſchlands Genius ſelber reicht Menzel, der ſchon wieder ganz ordinär im Stuttgarter Caſino ſitzt, eigenhändig Tabakspfeife und brennenden Fidibus, wobei er ihm zur Belohnung ſeiner Forſchheit künftighin das Privilegium ertheilt 1) ſich Papa des Vaterlands zu nennen, 2) wieder ein halbes, ja ein ganzes Jahrlang ſein Literatur-Blatt mit lauter Exzerpten zu füllen, 3) unter guten Freunden und im Familienkreiſe ſo viele alte ehrliche deutſche Zoten zu reißen, und, bei höherm Schwung, ſo viele priapiſche Epigramme zu knöpfeln, als er dieſes bisher ſchon auf eigene Hand und ohne ſeine, nämlich des deutſchen Genius, ausdrückliche Erlaubniß gethan hat.

Menzel wird ſich ſolcher Vergünſtigung herzlich erfreuen. Uns Aermſten aber, mit denen der deutſche Genius ſich nicht ſo gemein macht, bleibt, wenn wir uns anders noch den Schatten einer vaterländiſchen

oder moralischen Existenz beimessen dürfen, nichts übrig, als der bloße Ernst, das strenge Gewissen und ein Ideal, dem wir rastlos nachjagen und den letzten Hauch unsers Lebens widmen wollen.

Ich weiß recht gut, es ist eben dieser Ernst, womit wir's meinen, der Menzel ein Dorn im Auge ist. Ich weiß recht gut, was er an uns nicht leiden kann, den stechenden Blick, der sich durch alle Aushängeschilder, so prunkend sie sind, in die Leerheit und Fäulniß des Innern einbohrt. Es hängt nur von uns ab, sein Augapfel zu werden, und die Söhne der Zeit, an denen er sein Wohlgefallen hat. Wir könnten unser Haupt auf die Wolke seiner blitzenden Nemesis wie auf ein Kopfkissen hinlegen, uns mit seinen Lorbeerkränzen die Fliegen abwedeln und ganze Honigkörbe seines Lobes ausschlecken. Und um wie geringen Preis das Alles! Wir flattern zuweilen auf einen kleinen Ast des großen Literaturbaumes, worunter er sein Mittagschläfchen und seine Verdauungsstunde hält, wenn er das goldene Vließ, einen Doppelstern (er stickert auch am Himmel herum), die Seherin von Prevorst, einige Schock Reisebeschreibungen, und die bedeutenden Reden verschluckt hat, die er in der Landtagssitzung im Munde

behielt; dann piepsen wir Oh und piepsen Ach, und thun's nur eben so süß-inniglich und brünstiglich, so naiv und kokett, so wohl und so hohl, so ritterlich und flitterlich, so abendscheinig und labendreimig, so patriotisch und stolterfothisch, als wir längst von seiner bekannten vielgerühmten Waldkapelle gewohnt sind. Schreiben wir Kritiken, so machen wir vorher Menzel unsern Scharwenzel und bitten ihn, uns irgend eine Branche der Literatur huldreichst als Lehn abzutreten, besonders aber um Mittheilung der Handgriffe zur Fabrikation jenes Netzes, womit man den großen Haufen einfängt, jenes Netzes, dessen Maschen, wie bekannt, so weit und grobdräthig sind, daß sie nur die beladensten Kameele und den konglomerirtesten Mischmasch verunglückter Charakteransätze fesseln können. Daß wir in diesem Fach, um uns seiner Gunst zu versichern, die moderne Literatur des Auslandes gänzlich unberührt lassen, versteht sich am Rande. Denn theils kennt er diese Literatur nicht; und wir würden ihn beschämen; theils übersieht und verkennt er ihren Einfluß auf die deutsche Literatur; und wir würden ihn wieder beschämen. Blieben aber einige von uns, von uns, die er jetzt mit so großem Recht

bei seinen Abonnenten als Teufelskinder anschwärzt, halsstarrig außer dem Schatten seiner protegirenden Flügel, oder zeigte sich in deutschen Landen irgend sonst und auf irgend einem Gebiet das Verständniß der Zeit, ein entschiedenes Wollen und Streben und jener verdächtige scharfe Blick, vor dem er sich zusammenzieht, so würden wir entweder ganz mäuschenstill seyn und uns nichts von der Existenz dieser Leute merken lassen, oder wenn Noth an den Mann käme, ihm selbst nachahmen, und wenn auch nicht triumphirend, doch wenigstens ovirend auf einem seiner Schimmel, die ausgestopfte Vogelscheuche unserer Feinde vorauf, nach dem Capitol ziehen. Wie wir uns ferner, als dramatische Dichter, auf dem Cothurn zu spreizen, das Maul aufzureißen und aus den Nüstern zu schnauben hätten, um seinen Beifall zu gewinnen, kann uns durchaus kein Geheimniß seyn und würde uns eine so leichte als spaßhaft ironische Arbeit absetzen. In Roman und Novelle verriethen wir just so viel Baukunst, als Werke der Phantasie vertragen, die auf einem nebelhaften Grunde ruhen und durch das charakterlose Spiel witziger Kombinationen aufgezimmert werden sollen. Darin kennen wir seinen Tiek'schen Geschmack hin-

länglich, und seine eigenen gereimten Versuche belehren uns, daß er in diesem Genre sehr glücklich seyn würde, wenn er nämlich Witz und Phantasie besäße, oder einmal die Kunst entdeckte, einen artesischen Brunnen durch die Haidflächen seines Gehirns zu bohren, um wenigstens die ihm vielleicht nur versandeten Quellen des allgemeinen Mutterwitzes wieder anzustechen, und etwas saftiges Grün und ein paar frische Blumen der Poesie unter dem dürren zackig steifen Kraut der Scholastik wachsen zu lassen. Ja selbst den Charakter- und Sittenroman dürften wir ihm leicht mundgerecht machen, und zwar ganz negativ, durch eine ganz kleine Auslassung, durch Auslassung der Charaktere und Sitten, durch Auslassung jener unbedeutenden psychologischen Analysen, welche die tausend Räthsel der Zeit an bestimmten Individuen erforschen, und mit dem rosenrothen Finger der Muse auf alles hindeuten, was Herzen bewegt, in Häuptern grübelt, in Köpfchen schwirrt, neue Verhältnisse knüpft, neue Situationen vorführt, den Charakter der Zeit bildet. Um solchen Preis wachsen unsere Lorbeern, um solchen spottwohlfeilen Preis können wir — im Stuttgarter Literaturblatt auf die vorzüglichste Stelle

unter den Sittenromandichtern der Zeit Anſpruch machen. Schlagen wir aber gar in's Genre des Herrn Schnabelewopsky, dann bereiten wir ihm — außer dem äſthetiſchen Vergnügen — noch ein ſpezielles Privatvergnügen, uns aber eine Extragratifikation der Anerkennung, vielleicht einen Kranz von Immortellen, jedenfalls, wie Heine, die dringende Aufforderung, unſer Genie nicht außer dieſem ſaftreichen Felde — etwa an Fragen der Philoſophie und Religion — zu vergeuden. Und würden wir dann nicht ſo ungehorſam ſeyn, wie Heine, den Menzel im zweiten Theil des Salons begierig noch auf dem Hamburgerberg ſuchte und ärgerlich auf dem Heiligengeiſtfelde fand, unſere Freundſchaft würde ewiglich ſtehen, ſo feſt wie Schweizer Alpen, und nichts würde ſie zerſtören, ſelbſt nicht die öffentliche Moral, die ja bekanntlich immer erſt roth wird und ſich die Kleider zerreißt, wenn er ihr ein Zeichen dazu gibt.

Gutzkow's Wally mußte ihn allerdings ſo ſehr in Harniſch bringen, als Heine's Schnabelewopsky geeignet war, ihn gleichſam bis auf das Hemd zu entwaffnen.

Dasjenige, was die Wally in Menzels Augen zur Verbrecherin ſtempelte, wodurch ſie ſeinen heil-

gen Eifer in dem Maaß gegen sich erregte, als die Frau Wirthin und die Frau Bandagenmacherin von Leiden seine Neigung gewonnen, wodurch sie ihm, kurz gesagt, als Frauenzimmer in Berührung mit Männern, in seinen billigen sexualen Erwartungen empfindlich täuschte — ihre ärgerliche Beziehung auf etwas Ideelles, auf die religiös sittlichen Zerwürfnisse der Zeit *) — dieses will ich bei so passender Gelegenheit nicht ganz unberührt lassen, indem ich über den eigentlichen Kunstwerth dieses Romans, der Manchem vielleicht nicht vollgültig erscheinen möchte, um so eher zu schweigen habe, als es lächerlich wäre, Menzel gegenüber, von der Kunst zu sprechen. Ich fasse mich jedoch kurz, denn Gutzkow selbst, von mancher Seite, von der Theologie, von Matronen, von würdigen Besorglichkeiten, der Wally wegen in Anspruch genommen, wird das Stupide und Hämische der Menzelschen Anklageakte öffentlich und gleichzeitig mit mir darthun.

---

*) Als gelungenster Ausdruck ihres ästhetisch sittlichen Zerwürfnisses ist das von Menzel beschriebene auf die Siguinen-Scene bezügliche: sie schämte sich der Schaam, zu betrachten.

Ein Mädchen wird, so frivol sie ist, von einem Gespenst, dem Zweifel, verfolgt. Ist Wally darin die einzige ihres Geschlechts? Ihr Geliebter ist schon über die Gespensterfurcht hinaus. Ist Cesar darin der einzige Mann unsers Jahrhunderts? Wally ist leichtsinnig, unfähig tiefer Liebe, ohne Sinnlichkeit kokett, was sie an Cesar fesselt, ist weniger die Liebe, als die Angst, sie fühlt sich beruhigter in seiner Nähe, augenblicklich gesichert, und während sie hofft, früher oder später einmal, ohne sich zu verrathen, das rechte Wort von Cesar aufzufangen, erscheint sie ihm selbst nur in ihrem angeborenen Leichtsinn. Wer hier zwei Liebende in Paphos Hain sucht, irrt sich. Es ist die umgekehrte Fabel von Ariadne und Theseus, eine moderne Ariadne im Labyrinthe, die nach dem Rettungsfaden des liebenden Theseus hascht. Aber wer kann ein so wirres Köpfchen am Pfade des Denkens, aus seinen Irrgängen ziehen? Nur der Himmel, ein Eliasmantel, die Flügel des Glaubens, eines alten oder neuen, können das irrende Weib aufheben. — Soweit bietet der Roman, wie man sieht, nichts Anstößiges. Allein nun ist es zunächst die Theologie, welche sich der weitern Entwicklung dieses Verhältnisses bemäch-

tigen, und Wally an einen geistlichen Seelsorger verwiesen haben will. An den Dichter, der diese Forderung begreiflicherweise ablehnte, macht sich alsdann die Moral mit dem doppelten Vorwurf, daß er Cesar, wenn er denselben auch nicht als Wally's Rettungsengel aufführen konnte, durch unvorsichtige Mittheilung seines Zweifelsystems über die Quelle der positiven Religionslehren, als ihren Todesengel erscheinen läßt, und zweitens, daß manche Ausdrücke, besonders in der Abhandlung, durch den Schein der Frivolität ein zartes Gefühl verletzten können. Auf den ersten Klagepunkt wird der Dichter der, als sittliches Gefühl vieler Leser sich manifestirenden Moral zu entgegnen haben, daß Cesar die eigentliche Gemüthsstimmung der Wally nicht gekannt, und weit entfernt gewesen, eine solche Katastrophe zu ahnen. Sei es ihm aber erlaubt, solche Charaktere zu schildern, wie diese, oder mit andern Worten, könne man diesen Charakteren, wenn auch die reelle, doch nicht die ideelle Wahrheit für die Zeit absprechen, so würde auch die Moral bei ihnen nicht zu kurz kommen, sie, die nirgends und niemals bei der Lüge, den Halbheiten, und dem bloßen Schein zu gewinnen

habe. Vor dem Schein der Frivolität aber könne sich jetzt schwerlich ein Schriftsteller hüten, der nicht mit den abgeschriebenen Federstumpfen vergangener Jahrhunderte über wichtige und bedeutende Gegenstände hinfahren und sich nach allen Seiten, mit der eines Denkers und des Vertrauens auf gleichgestimmte Zeitgenossen unwürdigen Aengstlichkeit, durch nichtssagende Gemeinplätze verwahren wolle. — Und damit mögen und werden sich die Geneigten und nicht Feindlichen um so eher begnügen, als ihnen eine reiche Zukunft in Gutzkow blüht und dieser nicht lange darauf warten lassen wird, Mißverständnisse oder wirkliche Verletzungen, die sich ja nur an seinem markirten Stil, an seiner ungewohnten Feurigkeit und dem zackigen Blitz seiner Gedanken entwickeln, eben durch Gewöhnung zu beseitigen und zu heilen. Der Schriftsteller muß seinem Publikum immer persönlicher werden, und sich endlich einmal der Illusion von ganzem Herzen überlassen können, daß er in Gesellschaft gebildeter Frauen und Männer das lebendige Wort führt. Von dieser Illusion dürfte ihn nur die Extase, das Ungeheure, die geweihten Augenblicke trennen, wo er sich allein, ganz allein dem großen murmelnden Volk, dem Gestade

des Meers, den Sternen, seiner Liebe gegenüber-
denkt. Nichts hat die Literatur mehr ausgehöhlt,
als ihre eigene abgeschlossene Praxis, und, da diese
Praxis von jesuitischen Axiomen wimmelt, so kann
man wohl sagen, nichts hat die Literatur stinkender
gemacht, als der Geruch ihrer Heiligkeit.

Ich kehre wieder zu Menzel zurück, aber nur,
um die Larve, die ich dem deutschen Mann abzog,
vor euren Augen gänzlich zu zerreißen. Welchen
Augenblick wählte Menzel, um seinen früheren Pro-
tegé und gelegentlich mit ihm die ganze junge Li-
teratur niederzuschmettern? Ich habe schon darauf
hingedeutet, den Augenblick, als durch Gutzkow und
mich eine literarische Unternehmung angekündigt
wurde, deren großartiger Plan das Vertrauen unse-
rer Zeitgenossen zur Basis nöthig hat. Da war es
Zeit, sein feiges Schweigen zu brechen: da mußte
er sich emphatisch zurufen: warte deines Amts; da
mußte er mit dem schrecklichen Geheimniß einer jun-
gen deutschen Literatur losbrechen, da mußte er sich
behaften mit der Herabwürdigung, ja Verfluchung
einer Jugend, die Revüen herausgeben, und gar im
großen Stil Revüen herausgeben wollte. »Es ist
schrecklich, spricht der Herr, Herr« —

denn, man ſtaune, dieſer kabaliſtiſch-myſtiſche Stekkenreiter, der kindiſch in alle Tiefen des Gedankens hineinguckt und ſtets nur am Rand der Bibel herumritt, er hat die Bibel gegen uns zitirt, er hat die Frivolität gehabt, einem alten Profeten den wallenden Bart auszurupfen und ihn ſeinem Maskenkinn anzuleimen. Ja, es iſt ſchrecklich, Menzel, daß Jehova ſelbſt in Ihrem Munde lächerlich wird, indem Sie ihn zum Beſten Ihres Literaturblattes eine Jugend verdonnern laſſen, die Sie nicht achtet, die Sie nicht achten kann. Nun bleibt Ihnen noch der Hammer des Thor übrig, und geduldig wollen wir unſere Köpfe auf den Ambos des Vaterlandes legen, wenn wir ſehen, daß ſie den Stiel dieſes Hammers in die Hand nehmen. Aber auch dieſer Stiel iſt ein großer Stil, und ich fürchte, er iſt Ihnen zu plump und ſchwer, und ſie werden den Hammer ſtehen laſſen, wo Jahn und Görres ihn hingeſetzt. O welche Pygmäengeneration, dieſe jüngſt abgelaufene Literaturperiode, wo Ihr Name ſolche Namen der deutſchen Nation erſetzen mußte! Wurden Sie nie ſchaamroth über Ihren Ruf? Werden Sie's jetzt, da Sie einen ſo unehrlichen Gebrauch davon machen wollten! Fahren Sie wohl — unſere Wege waren längſt geſchieden.

Wolfgang Menzel hat die deutsche Revue freundlichst bei der Nation einleiten wollen; er verdiente wohl den Gegendienst, mit ihm die deutsche Revue einzuleiten. Ich fühlte dazu eine doppelte Verpflichtung, einmal weil ich Mitherausgeber bin, und zweitens, weil meine Hand den fröhlichen und hoffnungsreichen Namen: junges Deutschland auf die Fahne der jungen Literatur stickte. Menzel ist nun, außer zahllosen Anbellern, der dritte Wüthige, der sich um diesen Namen verdient gemacht hat. Der Professor Huber in Rostock, seine mecklenburgischen Blätter mit einem Feldzuge gegen meine Feldzüge eröffnend, zog um die mecklenburgische Grenze einen Ochsenkorden, welcher das invadirende junge Deutschland auf die Hörner nehmen sollte; und darauf führte ein, hinter einem falschen Namen sich versteckendes par nobile fratrum in Halle in einem dicken Buch das Schauspiel der lustigsten Bocksprünge gegen das junge Deutschland auf. Aber alle diese und ähnliche Anfeindungen beförderten nur die Bekanntschaft der Nation mit jungen Talenten, die trotz ihrer individuellen Verschiedenheit mehr oder weniger im Charakter der Zeit, in der Last neuer Schöpfungen, im Wechselverkehr mit der modernen

Literatur der Franzosen und Engländer sich vereint fanden. Die junge Literatur faßte festen Fuß in Deutschland, sie bemächtigte sich in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg der einflußreichsten Organe, und da sie fast überall nur mit dem Schlendrian, mit dem Abgestandenen, mit dem Ordinären zu kämpfen hatte, und in sich die Elemente trug, woraus Prinzipien zeitgemäß zu entwickeln, so mußte sie sich ihrer bedeutenden Stellung, der Nation gegenüber, immer entschiedener bewußt, und zu dem Würdigsten aufgeregt werden. So entsprang denn auch die Idee einer deutschen Revue, die mein Freund und ich mit folgenden Worten ankündigten:

»Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will. Die kritischen Kämpfe einerseits, andererseits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Prinzipien auf widerstrebende Thatsachen unserer gesellschaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, sich in allen ihren Ringen zu gliedern, und eine mit Gewalt zersprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzustellen. Ist die Literatur

eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen deſſelben, ſo beſitzen wir eine Literatur, die nicht ſprechender ſeyn kann; iſt ſie aber auch das Organ wiſſenſchaftlicher Forſchung und die Bewahrerin gelehrter Reſultate, ſo muß man den Zwieſpalt beklagen, der auf ihrem Felde eingeriſſen iſt, und kann nichts für erſprießlicher halten, als eine Vereinbarung der geſonderten literariſchen Intereſſen im Sinne der Verſöhnlichkeit. Die künſtleriſche Richtung unſerer Tage hat daſſelbe Intereſſe, wie die wiſſenſchaftliche; jene will von dieſer den Inhalt, dieſe von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen ſich wechſelweiſe austauſchen. Den poetiſchen Genius ermüdet das ewige Ideal; er ſtirbt an dem fortgeſetzten Herauswenden ſeiner ſubjectiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatſache und jenem unendlichen Kreiſe von ſpekulativer Bewegung, der aller Welt offen ſteht, und den die jugendliche Neuerung bisher umgangen hat, weil ſie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erſt erfüllen wollte. Die Wiſſenſchaft ſelbſt aber ſehnt ſich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur; der Vogel Minervens iſt nicht mehr die Eule, welche das Licht ſcheut, ſondern der Adler, der mit

offenem Auge in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poesie eine Frühlingsrose zu nehmen und sie an den weiten Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde für seine todten Abstraktionen nicht gern jene blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen weben!

Betrachtungen dieser Art veranlaßten die Herausgeber zu einem Institute, das eine europäische Stellung einnehmen wird. Die deutsche Revue entstand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unseres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, daß so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolirten Zwecken versplittern. Die Achtung vor deutscher Kunst und Wissenschaft ist aller Orten da im Auslande; aber das Ausland kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unserer Sprache: es hat so wenig einen Ueberblick unserer Kulturzustände, daß z. B. jenseit des Rheins in kurzer Zeit zwei periodische Versuche entstehen konnten, von den vereinzelten Bestrebungen der Deutschen

eine Gesammtanschau zu haben. Die Franzosen fangen an, uns in einer Werthschätzung, die wir gegeneinander selbst empfinden sollten, zu übertreffen.

Die deutsche Revue fordert alle deutschen Dichter und Gelehrte auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten Horen, Athenäen u. s. w. mit der Revue de Paris, Revue des deux mondes eine billigende Vorstellung machen können, unter die Aegide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen sie zu ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die deutsche Revue wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattirungen derselben zulassen. Sie läßt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder, wie an die Dachstube, vor Allen aber an die, welche gern im Angesichte des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht blos an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tausend Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich vergebens nach einer Bühne für ihre Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die

vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gehemmten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der deutschen Revue so willkommen seyn, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen.

Was die »deutsche Revue« bringen wird, soll seyn:

I. Poesie in allen ihren Offenbarungen.

II. Spekulation aus allen Fakultäten.

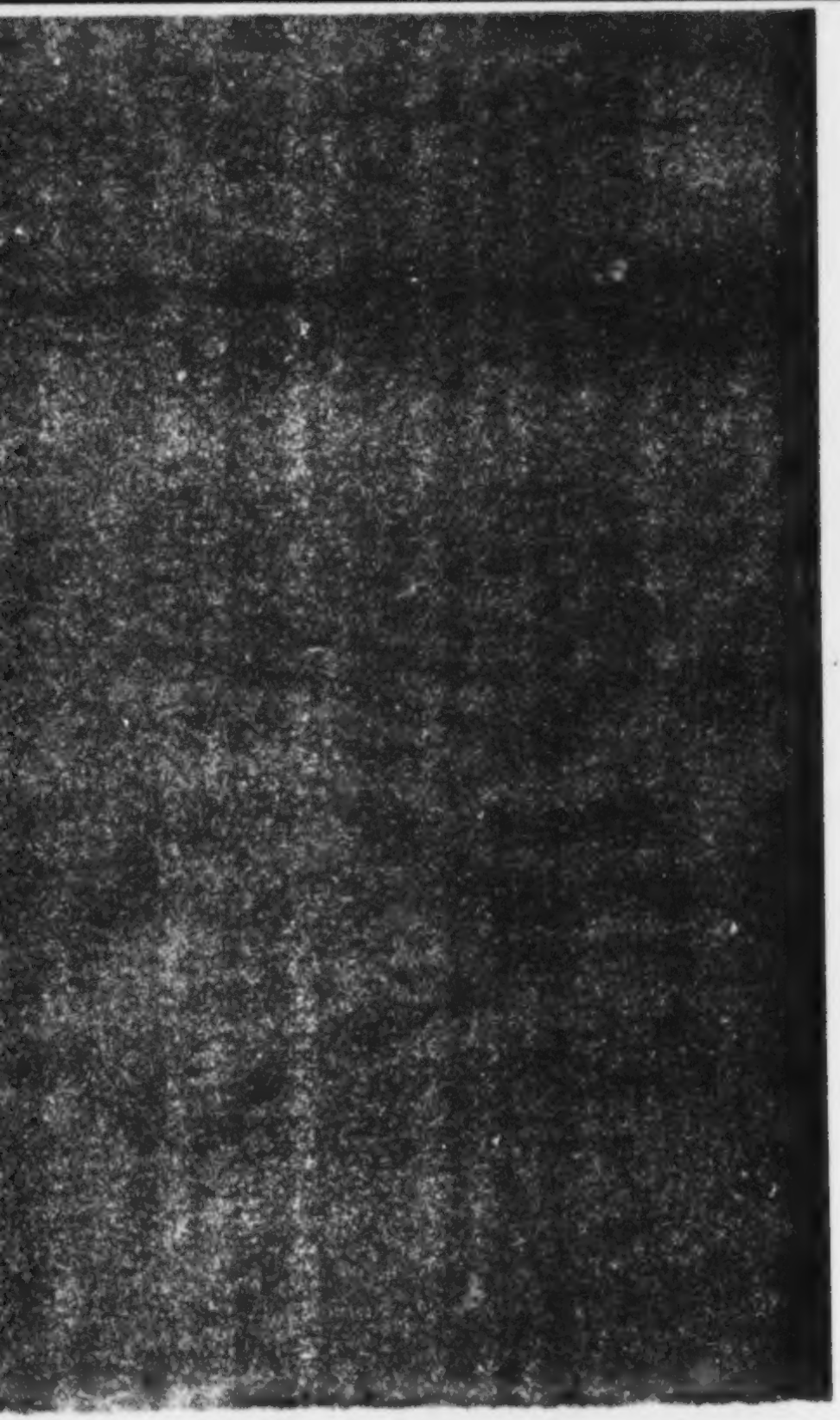
III. Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der deutschen Literatur.

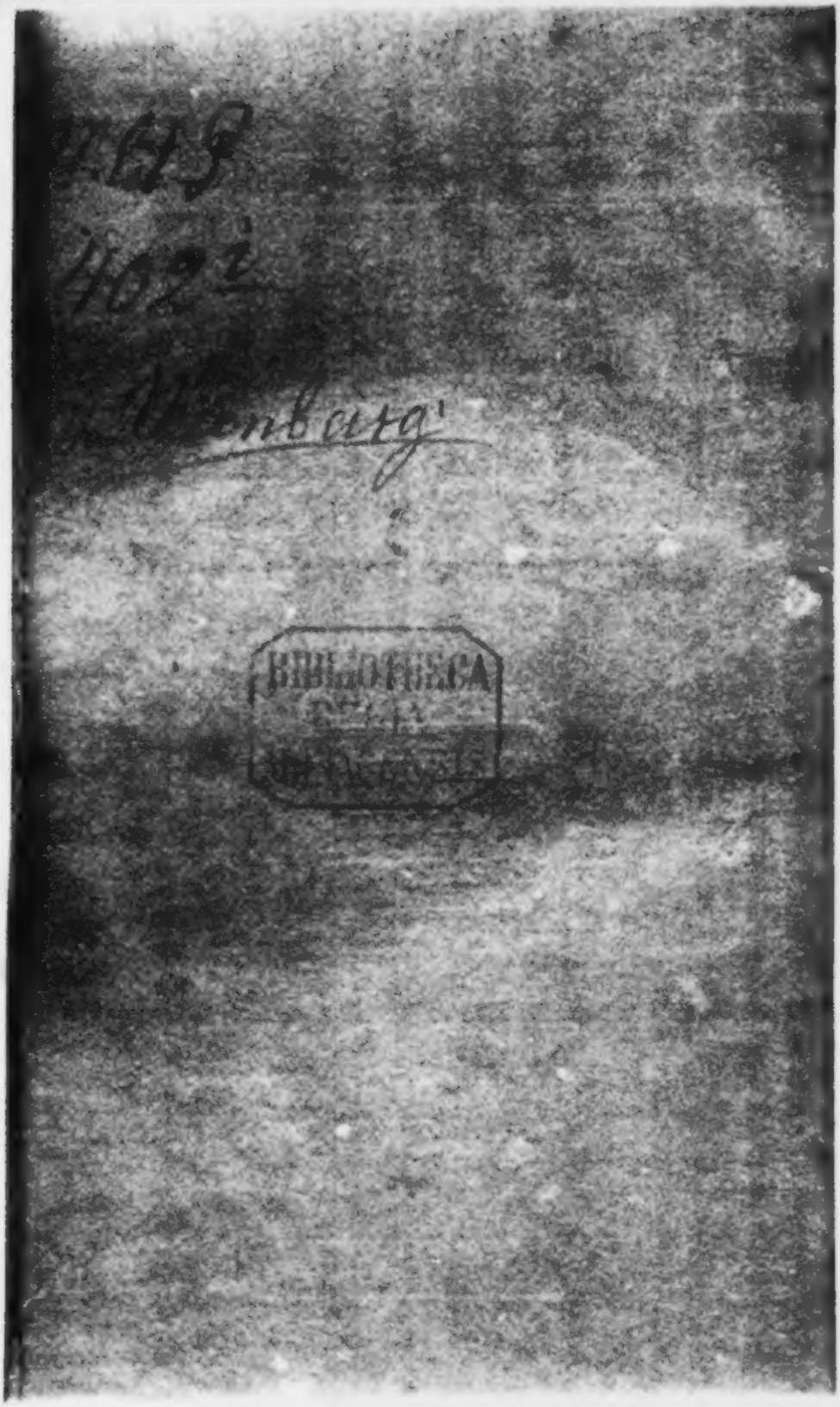
IV. Correspondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo etwas geschieht, das würdig ist, gewußt, verstanden, belobt, beweint, mißrathen oder nachgeahmt zu werden.

Jede Woche ein Heft — jedes Heft von drei Bogen — wird die deutsche Revue den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und sowohl das Stockende der Monatschriften wie das Verschlissene der Tagsblätter vermeiden. Im gehaltenen Streme ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich einigermaßen würdig gesammelt und reflektirt wiederfinden.«

Deutschland! fördere dieß Unternehmen!

Bayerische Staatsbibliothek München




BIBLIOTECA

Ludolf Wienbarg,

über

altdeutsche Sprache

und

Literatur.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Brentano, K., Ponce de Leon. Luſtſp. in 5 Aufzüg. 8. 1 Thlr.

Buchner, K., Friedrich Stapß. Geſchichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Geſängen. 1835. 8. 12 Gr.

Chriſten, F. C., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Diana. Wahrheit und Dichtung. 8. 2 Theile. 2 Thlr. 12 Gr.

Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer feſten Niederlaſſung in Frankreich. Nach dem Franz. von F. Jomar. 2 Bde. gr. 8. 1829. 3 Thlr.

Gutzkow, Karl, Novellen. 2 Bde. 1834. 8. 3 Thlr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus dem franzöſiſchen Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — Graf Lowzinsky. Polniſche Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — Przebracki, der ruſſiſche Polizeiſpion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Novellen. 1., 2. und 3. Bd. 8. 1831 u. 1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

— — Schattirungen. 2 Bde. 8. 1836. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

Oettinger, C. M., der confiscirte Eulenſpiegel oder das Buch der 128. Nebſt Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — Eau de mille fleurs. Ein pariſer Roman. 2 Bde. 8. 1835. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Panaché. Dreifarbige Novellettes. 8. 2 Bände. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— — äſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Geschichtliche

Vorträge

über

altdeutsche Sprache

und

Literatur

von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Dieſe Vorträge ſind einem größeren Ganzen von Vorleſungen entnommen, welche vor Studirenden einer norddeutſchen Univerſität gehalten wurden.

Vorträge über deutſche Literatur ſind gegenwärtig auf vielen Schulen eingeführt. So weit iſt man doch gekommen. Man ſollte aber noch einen Schritt weiter gehen und zum Studium der Sprache vordringen.

Die Unkenntniß der alten Dialekte ſteht den Lehrern ſehr im Wege. Sie wiſſen nicht das intereſſante Material zu benutzen, welches an Reichthum alles übertrifft, deſſen alte und

neue Literaturen sich rühmen können. Handbücher und Blumenlesen sind ein schlechter Ersatz für die Benutzung der Quellen und solcher Untersuchungen, welche die Bekanntschaft mit den Quellen voraussetzen.

Ist der Lehrer, wie billig, seinen Schülern vorangegangen, so reize er zur Nachfolge auf ähnliche Weise, wie hier versucht worden, das heißt, er verflechte interessante sprachgeschichtliche Bemerkungen in den Vortrag der Literaturgeschichte. Wir können nicht anders, als ihm dieselbe günstige Erfahrung wünschen, welche wir in dieser Hinsicht gemacht haben. Denn schon nach dem Ablaufe einiger Wochen wurden wir um Lesung eines mittelaltrigen Dichters ersucht, und, indem wir diese mit einem kurzen Vortrage über die grammatischen Sprachformen

jener Zeit begleiteten, durften wir uns schon gegen die Periode der Hohenstaufen ganz mit der Literatur beschäftigen; wodurch denn unser erster Plan zu beiderseitigem Vortheile abgeändert wurde.

Hätten diese Darstellungen nun auch keinen anderen Werth, als in Beziehung auf obige Idee, welche vielleicht hie und da angeregt und geleitet wird, so möchte dieses schon hinreichend seyn, um der Veröffentlichung derselben das Wort zu reden. Sind sie außerdem in allgemeinerem Grade interessant, desto besser; obgleich uns selbst daraus keine große Ehre erwächst und alles Verdienst in dieser Hinsicht einem Grimm, Dozen, Schlegel, den Herausgebern des Ulfila und Anderen gehört. Um die Wissenschaft zu bereichern, dazu gehörte ein anderes Studium,

als wir gemacht haben. Allein der Lesekreis, welcher sich um die Wissenschaft versammelt, ist bedauerlicherweise nur sehr enge, und vielleicht ist es auch ein Verdienst, ein populaires Schallrohr auf die Lippe der Gelehrsamkeit zu setzen.

Eine andere Vorbemerkung gelte unserm Manuscript. Wir zogen es vor, dasselbe in dem Zustande zu lassen, worin es uns dienlich war. Der Vortrag selbst war reicher und mit Beispielen durchflochtener. Doch sind die wichtigsten Objecte auch in der Handschrift mindestens angedeutet, und zwar meistens so, daß sie auf die Quellen zurückführen.

Einleitung.

Folgende Einleitung geben wir unſern Vorträgen:

Meine Herren! Sie wollen meine Vorleſungen über unſere National-Literatur mit Ihrer Anweſenheit beehren, unſere deutſche National-Literatur, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer Akademie keinen Lehrer gefunden hat. Wohlan! Erfüllen Sie ſich mit der großen Bedeutung, welche dieſe Stunden für uns haben. Sie ſollen die Geſchichte des deutſchen Geiſtes hören, dargeſtellt an dem unmittelbarſten Producte des Geiſtes, an der Sprache und an den Schöpfungen, welche durch die Sprache realiſirt werden. Dieſe Geſchichte beginnt mit den erſten deutſchen Lauten, welche uns die römiſchen Autoren als ſchauerlich klingende, barbariſche über-

liefert haben, und endigt mit den Symphonieen, welche Philosophie und Dichtkunst der letztverflossenen Periode concertirend aufführten.

Sie sehen, das Gebiet ist unermeßlich. Welche Sprache des Erdbodens läßt sich durch mehr als tausend Jahre stetig verfolgen? Sie sehen aber auch, daß wir ein so unermeßliches Gebiet nicht mit kleinen Schritten durchwandern dürfen. Wir werden von Höhen zu Höhen schreiten und die Literatur im Thale massenweise überschauen. Um äußerliche schlechte Vollständigkeit ist es uns ohnehin nicht zu thun. An untergeordneten Talenten ist jede Literatur nicht arm; diese dürfen, um den Blick nicht zu verwirren, nur im Chorus auftreten. Nur die großen Geister und die großen Gedanken verdienen, daß man bei ihnen verweilt. Lassen Sie sich durch nichts, in allen Ihren Studien durch nichts von diesem Grundsatze abbringen.

Ich kenne die linguistischen Vorkenntnisse Einzelner von Ihnen nicht; im Allgemeinen darf ich

keine voraussetzen. Darnach sind unsere Schulen nicht eingerichtet. Was unsere Akademien betrifft, so lassen sie uns hoffen, daß ein gründliches Studium der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte sich einkörpere. Brechen wir die Bahn, verschaffen wir unserer Muttersprache einen Platz neben der griechischen, römischen, arabischen, hebräischen, einen Platz neben der dänischen, englischen und französischen.

Machen Sie sich keine irrigen Begriffe von der Natur meines Eifers. Ich bin kein Deutschthümler. Und Gottlob! die Zeit der unfruchtbaren, großmäuligen Deutschthümelei ist vorüber; gleichwie die romantischen Liebeleien mit dem Ritterthume und dem Pfaffenthume in ihr Nichts verflogen sind.

Die Geschichte fröhnet nicht mehr dem Eigennutze und den Liebhabereien Einzelner; und auch die deutsche Literaturgeschichte wird und muß in einem andern Geiste behandelt werden, als worin Friedrich Schlegel, sonst ihr vorzüglichster Darsteller, sie behandelt hat. Wir sehen gegenwärtig das

Mittelalter mit andern Augen an, als dieser katholisirende Romantiker. Nicht als ob wir das eigenthümlich Schöne, Kunstreiche, Wundersame, Geheimnißvolle, das uns aus den Domen und Gedichten dieser Zeit anspricht, übermüthig oder philisterhaft zu verkennen geneigter wären, sondern weil wir uns gewissen verdächtigen Rührungen entzogen haben, welche man früher damit verknüpfte. Die kirchliche Mystik eines Gedichtes, wie Barlaam und Josaphat, hat, weil sie unpoetisch ist, keinen Reiz für uns. Auch nehmen wir uns heraus, die ewigen Liebesseufzer und Nachtigallentriller der Herren Minnesänger ein wenig langweilig zu finden. Ueberall, wir wollen durchaus nicht mittelalterig werden, worauf es die romantische Schule anzulegen schien, indem sie ewig ihren Kopf nach den hohen Burgen, den tapferen Rittern, noblen Cavalieren, ehrsamen Bürgern der Vorzeit gedreht und verdreht hielt und die neuere Zeit mit ihrem einfachen Bürgerthume mißlaunisch von der Seite betrachtete. Diese Schule, meine Herren, ist so

gut als todt für uns, wenn sie auch im Einzelnen noch leben sollte. Lassen Sie uns aber, bei allem Tadel, ihre Verdienste nicht vergessen. Sie hat die Phantasie der Deutschen und ihren nationellen Sinn auferweckt. Dies ist ihr Hauptverdienst und wahrlich kein geringes. Deutschland lag in einer traurigen Lebensöde, die Philosophen gingen in der Milchstraße spazieren, die Gelehrten stolperten über die Trümmer von Rom und Athen, Niemand war in Deutschland zu Hause, die Nation beinahe verschwunden, und selbst unsere großen Dichter, die ihre Laufbahn mit ergreifenden nationalen Schöpfungen angetreten und sich an die Phantasie des Volkes gewandt hatten, zogen sich allmählig in eine abstractere, über allem Nationellen hinschwebende Kunstsphäre zurück. Da schlossen uns die Romantiker das Mittelalter auf, und vor den Blicken der verkümmerten Nation öffneten sich die Schauplätze ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit in einem Zeitalter, welches man bisher als das Zeitalter der Barbarei ausgeschrieen hatte.

Haben nun die Romantiker die Größe des Fundes übertrieben und sich rücksichtslos dem Genius des Mittelalters in die Arme geworfen, so sind sie auch nicht völlig ohne Entschuldigung, da ihrer Zeit dasjenige mangelte, was den großen Geist anzieht und den beweglichen festhält, der Mittelpunct. Die heutige wünscht aber auf eigenen Füßen zu stehen, und sie ist gerade charakteristisch genug durch das Vertrauen, welches sie in ihre Kräfte zu setzen anfängt.

Mag jedoch unter den mancherlei tüchtigen und rücksichtlosen Bestrebungen dieser Zeit der poetische Geist nicht verfliegen! Mag dieser tiefe Naturgeist, der so ursprünglich im deutschen Volke waltete, niemals ausgelöscht werden und sich stets an den Flammen seines Urquelles neu entzünden! Wie mächtig glüht und sprüht diese Flamme in dem einzigen Liede der Nibelungen, dem großen Gesange der Deutschen, dem einzigen poetischen Naturwerke der neueren Völkerschaften, welches die Hand eines Menschen nur gleichsam äußerlich be-

rührte, und welches so unabhängig dasteht, wie die griechische Ilias und die Poesie selber. Auch wollen wir unser Gedicht nur in dieser Rücksicht mit dem griechischen vergleichen; andere Vergleiche, die man anstellt, sind hinkend, und am unvergleichbarsten sind diese beiden Gedichte leider in ihrer Stellung zu der Nation, welcher ein jedes angehört. Die Nibelungen sind unserer Nation unbekannter als die Sakontala und andere indische und persische Gedichte, die, so poetisch sie ihrem Grunde nach sind, weniger mit unserm Innersten harmoniren und jedenfalls zu schwächlich sind, um unserm Geiste einen heroischen Schwung zu geben. Sind nicht die Nibelungen so unbekannt unter uns, daß man sie für ein Rittergedicht hält und in die Kategorie der übrigen Feudalgedichte des dreizehnten Jahrhunderts wirft? Sprechen Sie ja dieser Meinung nicht nach! Die Nibelungen sind ein Gedicht, woran das ganze Volk gearbeitet, und daher sollten sie auch ein Volks- und Schulbuch seyn, das jedem Knaben in die Hand gegeben würde.

Ja, meine Herren, die ganze Jugend unserer Nation sollte frühzeitig in diese rauhe und erhabene Alpengegend des deutschen Geistes eingeführt werden, hier wo die Rose der Poesie an steilen Wänden blüht, wo alle Charakterzüge der Menschheit in Granit gehauen sind und der erhabene Donner des Schicksals die Erde in ihren Grundfesten erbeben macht. Solche Eindrücke gehen dem Gemüthe nicht verloren und gewähren der Jugend eine kernhafte poetische Ausstattung, woran sie ihr ganzes Leben zu zehren hat. Lassen Sie uns hoffen, daß dieses Buch in den Schulen eingeführt wird; mehr wie alles Andere wird es zur poetischen Verjüngung unseres Volkes beitragen. „Lange habt ihr," so rief einst ein geistreicher Mann aus, „lange habt ihr das heranwachsende Geschlecht mit süßlicher, aber markloser Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg ist auch danach ausgefallen. Versucht es einmal anders. Führt die Jugend ins Freie hinaus, an den halbverwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eisen geschwängerte Quell der

Heldendichtung noch lebendig hervorsprudelt. Da laßt sie einen frischen Trunk thun. Das Eisen ist nicht nur das nützlichste aller Erze im Kriege und Frieden, es ist auch dem menschlichen Körper das angemessenste, und innerlich gebraucht, wirkt es heilsam, die erschlafften Glieder wieder neu zu stählen." Diese herrlichen Worte sprach August Wilhelm von Schlegel, welchem man freilich das „Arzt, hilf dir selber!" hätte zurufen können.

Außer Friedrich Schlegel hat — um andere Bearbeitungen zu übergehen, welchen es theils an sprachwissenschaftlicher Grundlage, theils an dichterischer Auffassung gebricht — Professor Rosenkranz in neuester Zeit die deutsche Literaturgeschichte behandelt. Er hat aber, scheint es, zu viel Hegel im Kopfe und zu wenig einfache Natur, um mit reinem Sinn die poetischen Objecte aufzufassen. Das vorzüglichste Handbuch hat August Koberstein geschrieben.

I.

Vor Carl dem Großen.

Aus den frühesten Zeiten der Geschichte haben wir kein einziges Denkmal der Schrift. Dennoch sind uns unschätzbare Einzelnheiten in den Werken einzelner Römer überliefert. Es wäre allerdings denkbar, daß uns auf demselben Wege noch ungleich Wichtigeres erhalten werden konnte. Plinius war in Deutschland; Tacitus vielleicht nicht, aber er hat ohne Zweifel in Rom Germanen kennen gelernt. Die phönizische Sprache ist im Poenulus des Plautus besser bedacht. Wir haben nichts übrig als

Völker-, Oerter- und Personennamen.

Erwähnungen der Art geschehen in dem Jahrhunderte vor Christus durch Livius und Julius

Cäsar. In dem Jahrhunderte nach Christus ist Tacitus die reichhaltigste Quelle. Außer ihm Ptolomäus — aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, berühmter Astronom und Geograph; Strabo, zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, machte Reisen über den ganzen Erdboden und schrieb ein geographisches Werk; Ammianus Marcellinus, Ende des vierten Jahrhunderts, schrieb res gestas aus der späteren Kaiserzeit. — Außerdem finden sich auf Inscriptionen beim Gruterus einige deutsche Namen. — Es gebricht noch an einer vollständigen Zusammenstellung und Untersuchung dieser wichtigen Ueberbleibsel.

Es ist falsch, wenn man die allgemeine Ansicht aufstellt, daß die deutschen Wörter durch die Römer verdorben und ihrer lateinischen Aussprache anbequemt seyen. Tacitus vor allen war sehr gewissenhaft, wie es scheint. So sind die häufig vorkommenden Namen Caninefates, Tencteri, Asciburgium zusammenstimmend mit Urkunden, die sechs bis acht Jahrhunderte später geschrieben. Das

Wort Thusneida scheint allerdings nur in der Stammsylbe ächt zu seyn; das n ist eingeschoben und der Name hieß vielleicht Thushild, wie Swanehild, Brunhild, Grimhild. Die Römer nennen den Rhein Rhenus; im Altdeutschen heißt er Rin, nicht von rinnan, rinnen; denn dieses Wort kommt immer mit doppeltem n vor. Im Nordischen hat Rin wirklich den scharfen Ton, weshalb wir auch jetzt Rhein sprechen. Den Main schreibt der Römer Moenus, und das Wort heißt auch im Altdeutschen Moin. Man kann daran zweifeln, daß die Römer Moenus ausgesprochen haben, moënus oder mogenus, daher auch die Stadt Mainz Moguntiacum heißt, die dem Main gegenüberliegende.

Bei Zusammensetzungen muß man beständig auf die Endung des ersten Wortes die vorzüglichste Rücksicht nehmen:

1) So erwähnt Tacitus in seinen Annalen die Namen Badu-henna, Catu-aida, Catu-merus. Da hat man zwei Substantive Badu und Catu, die wahrscheinlich im Gothischen auf s endigten. Badu

bedeutet vermuthlich Schlacht, Krieg, angelsächsisch beadu Krieg. Es giebt althochdeutsche Namen, die eben so lauteten und die Thatsache vollkommen bestätigen. So Batufried, Baturi und vielleicht sind die alten Bataver eben hievon abzuleiten. Die andere alte substantive Form Catu in Catu-alda scheint eben so klar zu seyn und hat auch althochdeutsche Namen für sich.

2) Eine andere Art von Zusammensetzungen zeigt in der Mitte den Ausgang auf io, statt dessen später ein bloßes i, a und o zu erscheinen pflegt. So findet man bei Cäsar und Tacitus die Eigennamen: Ariovistus, bei Tacitus Cario-valda, Inguio-merus, wozu wohl auch Cäsars Ambiorix gehört. Die gothische Sprache hat dafür ia, z. B. Ariarieus, Wiliarieus. Später endigen sich diese Namen auf ein einfaches i, z. B. Ari-bert, Ari-bald. Wili-bald (zu der Römer Zeiten also Wilio-baldus) Wili-brord. Die eigentliche Bedeutung von dem ari in Ariovistus steckt ohne Zweifel in dem noch im Altdeutschen vorkommenden Worte

aro, unſer poetiſches Aar, Adler, im Altnordiſchen heißt das Wort ari, alſo dem Ariovistus am nächſten.

In Tacitus Annalen im 2. Buch 16. Capitel wird das Weſerfeld Idista-visus oder wie es im Altdeutſchen gelautet hat Idista-viso genannt. Idista iſt vielleicht ein Superlativ von id ſchön, woher ides, itis die Jungfrau ſtammt, und wovon idel, itel (eitel) ein abgeleitetes Adjectiv zu ſeyn ſcheint. Dieſe Auslegung giebt Jacob Grimm und ſie iſt allerdings den bisherigen abgeſchmackten ſehr vorzuziehen, darnach hätte das Weſerfeld ſo viel geheißen als: Schönſte Wieſe.

3) Gewiſſe Zuſammenſetzungen geſchehen mit dem Dativ, wozu Cermana-ric, Athana-ric gehören.

4) Warum ſagte Tacitus Chatti, Angli, Cherusci, Frisii, Marcomanni, Hermunduri, Suevi, dagegen Teutones, Hermiones, Ingaevones, Istaevones, Vangiones, Gothones. (Der Grieche Pytheas kannte Guthones und Teutones.) Dieſe Ver-

ſchiedenheit der Endung iſt doch offenbar kein Spiel des Zufalls. Wie die dermalige Endung der Wörter im Pl. Nom. gelautet, iſt nicht zu beſtimmen, man kann aber wohl ſehen, daß die ſchwache Declination erzeugt wurde durch Einſchiebung des n. Man hat bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Swabe und Gothen nicht Gothe und Swaben geſagt, aus demſelben Grunde, warum es Suevi und Gothones heißt, nicht umgekehrt. Hieraus läßt ſich die richtige Etymologie dieſer Wörter erklären und man ſieht gleich, daß es nur Unwiſſenheit iſt, wenn manche deutſche Gelehrte bei Ingävonen und Iſtävonen an unſer wohnen gedacht haben. Das v gehört offenbar nicht zur Wurzel, ſondern zur Ableitung und das on zur Endung. Der Nominativ Singular lautete offenbar Ingaevo, Istaevo. Bei Gaevo iſt eher die das gothiſche Gauja, Gawja, unſer Gau, alſo Ingaevo, einer der im Gau iſt, ei-incola iſt. Istaevo bleibt unverſtändlich.

Laſſen ſich, entſteht nun die Frage, bei dieſen und andern Namen verſchiedene Mundarten der

verschiedenen deutschen Völkerschaften erkennen? Schwerlich. Es ist anzunehmen, daß die Römer die Mundart zumeist derjenigen Gauen verstanden und geschrieben, mit denen sie in häufigster Berührung standen, diese sind namentlich die Völkerschaften der Bataver, Kaninefaten, Friesen, Brukterer, Tenkterer, Cherusker, Katten, Chauzen und Sueven, sammt einigen am Rhein wohnenden Stämmen. Von den Gothen wußten sie weniger.

Wohllaut oder Mißlaut?

Sie werden an diesen wenigen germanischen Wörtern, die ich hier aufgeführt, nichts von dem barbarischen Uebelklange verspürt haben, den die Römer der deutschen Sprache vorwerfen, ein Vorwurf, den noch heutiges Tages die Franzosen der unsrigen machen. Welcher Uebelklang liegt in Veleda, Aurinia, und klingen die Etrusker besser als die Cherusker? Ein ganz barbarischer Schriftsteller affectirt einen horror bei dem Namen Vangiones, und Pomponius Mela sagt: quorum nomina vix

est eloqui ori romano. Die alte Sprache iſt gar nicht als einſilbige der ſpätern vielſilbigen entgegen zu ſtellen, ſondern umgekehrt, die alte Sprache iſt die volle und vielſilbige. Loganaha hieß die Lahn. Fridurih hieß Friedrich, drei Silben gegen zwei. Die alte Sprache gebraucht allerdings mehr einfache Wurzeln und weniger äußere Beſtimmungswörter; daher klingt ſie bei aller Vielſilbigkeit gedrängter, als die jetzige. Die alte Sprache ſtellt ihre Wörter natürlich und vollſtändig auf, die Flexionen ſind ihr faſt ſo wichtig als die Wurzeln. In der neuen Sprache hat ſich die Flexion faſt abgenutzt und der Idee, folglich der Wurzel, entſchiedenes Uebergewicht eingeräumt. Daher belieben wir nach und nach Zuſammenziehungen; die Sprache büßt an Wohllaut ein, gewinnt aber natürlich an Feinheit und Abſtraction und an ſyntactiſchen Uebergängen und ſogenannten Flickpartikeln. Das Verhältniß der Flexion zur Wurzel fängt an roh zu werden, da es früher nur ein ſinnliches war; die alte Sprache fühlte noch den Urſprung

der Flexion, die uranfänglich, gleich der Wurzel, wirklich lebte. Die neue sucht und erreicht auch zuweilen den Wohllaut, aber seltener, ohne entweder der Deutlichkeit oder der Kraft zu schaden. Der Wohllaut war der alten Sprache angeboren, er webte unwillkührlich aus jedem Munde; aber er war kein kastratischer Wohllaut, sondern ein kräftiger! Man spricht sehr viel über den Wohllaut der französischen und zumal der italienischen Sprache. Aber jedes Ohr, das die tieferen Gesetze des Wohllauts versteht, wird ihnen sicher vor der lateinischen, ihrer Mutter, den Vorrang hierin nicht einräumen. Es ist ein schlüpfriger Wohllaut, der aus italienischen Kehlen singt und spricht, hervorgebracht durch die ärgsten Zusammenziehungen und Ausstöße der Consonanten. Je mehr eine Sprache sich zusammenzieht, desto lebloser wird sie werden.

Die Vorstellung, die man sich vom Mißlaute unserer ältesten Sprache machte, ist übertrieben und irrig. Adelungs Gründe dafür sind unhaltbar; dieser Grammatiker ist es eben, der von der Ein-

fülbigkeit der alten deutschen Sprache redete und außerdem anführte, daß sie zu viele Consonanten, zu viele Hauchlaute und tiefe Vocale gehabt und daher rauh und hart gewesen. Die tiefen Laute und Diphtongen waren einem kräftigen Wohllaut nicht schädlich, wollte Gott, wir hätten noch mehr davon und überhaupt mehr tönende Vocale, wie a und o, statt der ekelklingenden und schwachen e, en, worauf unsere meisten Wörter endigen.

Ausartung der deutschen Sprache.

Die hochdeutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zeigte edlere Formen, als unsere heutige; die Sprache des achten und neunten Jahrhunderts ist wiederum reiner, als die des dreizehnten; endlich das Gothische des vierten und fünften noch vollkommner. Daraus folgt denn auch, daß die Sprache, zu den Zeiten des Augustus, selbst die gothische an Vollständigkeit der Formen und Biegungen übertroffen habe. Die neuhochdeutsche,

unſere jetzige Sprache, reicht für die Declination des Subſtantivs mit ſechs Endungen aus (e, en, ens, er, ern, es,); die althochdeutſche hat ihrer 25, und die gothiſche 40 (a, ai, am, ans, e, ei, eim, ein, j, ja, jo, jons, jono, om, on, ono, ons u. ſ. w.). In den alten Zeiten, da die Wohnſitze der Deutſchen noch in Aſien waren (12000 perſiſche Wurzelwörter, 4000 germaniſche), muß die jetzt noch beſtehende Aehnlichkeit mit dem Sanſkrit noch auffallender und bedeutender geweſen ſeyn. Auch die ſlaviſchen Sprachen müſſen eben ſo ausgeartet ſeyn, ihre Verwandtſchaft mit der deutſchen und indiſchen iſt eben ſo ausgemacht.

Iſt denn, ſo ſteht nun zu fragen, dieſe Entartung der Sprache auch eine Degeneration des Geiſtes? Keinesweges. Geiſt und Sprache ſtehen in umgekehrtem Verhältniſſe zu einander; wenn der eine ſteigt, ſinkt die andere. Die alte Sprache iſt leiblich, ſinnlich, voll Unſchuld, die neue arbeitet darauf hin, geiſtiger, abgezogener zu werden; die neue Sprache giebt eine Wurzel

nach der andern her, ihr Ausdruck wird schärfer, bestimmter, bewußter, sie umschreibt, sie liebt nicht mehr die nackte Einfalt.

So kann man die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch des Wilden vergleichen, so mit den schärferen Sinneswerkzeugen unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Jede Sprache hat ein doppeltes Gesetz, ein euphonisches und ein logisches; das erstere dominirt in der alten, das letztere in der neuen Sprache. Daß die Sprache sich verwildert, zeigt sich hauptsächlich in den Mundarten des Volkes, die noch weniger Flexionsfähigkeit behalten haben, als die edlere Schriftsprache.

Was aber das Volk reiner aufbewahrt, das sind die Wurzeln selbst, aus denen man noch immer die Schriftsprache ergänzen und bereichern kann, wie denn Goethe das Beispiel dazu gegeben hat. Der Bauer conjugirt und declinirt nicht so gut,

wie der Städter und der Gebildete, aber man findet bei ihm noch eine größere Zahl altdeutscher Stammwörter.

Auch der Reim, den Klopstock so stark befeindet, hat auf die Flexionen nachtheilig gewirkt. Otfrieds Reime sind noch ungewiß und schwankend, weil sie sich mit der damaligen Bindungsfülle nicht vertrugen. Fische und Tische ist heutigen Tages ein untadelhafter Reim, im achten Jahrhunderte würden fisca und disci nicht sonderlich gepaßt haben. Gelehrt und verzehrt = gilerit und firzoran; Huld und Schuld = skuld und huldi. Im zwölften Jahrhundert reimte man noch menniske und fisce; im achten Jahrhunderte lauteten diese Wörter noch mennisco, diske. Heut zu Tage ist Mensch ein unreimbares Wort, durch die Zusammenziehung.

Es lassen sich, um dies schließlich zu bemerken, noch offenbare Spuren von den früheren Quantitätsverhältnissen unserer Sprache entdecken. Die französische und überhaupt die romanischen Sprachen sind der lateinischen Quantität noch im höhe-

ren Grade beraubt, als die heutige deutſche. Daktyle wie perala Perle, thegana Degen im Nom. Plur.; Spondäen wie bindant, werfant; Ditrochäen wie herizoho und andere.

Unſere jetzige Sprache iſt eine accentuirende, keine quantitirende. Daher wir auch die alten Rythmen und Versmaaße der Griechen und Römer nicht ſchicklich nachbilden können. So ein deutſcher Herameter wäre den alten Griechen nicht probehaltig geweſen. In der That macht er einen unglücklichen Hüpfer. A. W. von Schlegel will — und das mit Recht — den Trochäus aus ihm verbannen. Allein die Ausführung in Spondäen giebt einen ſteifen aufgeblaſenen Vers und nöthigt zur Verkleiſterung der Wörter. Es iſt ein Kunſtſtückchen, dem ähnlich, wenn man ſich vornimmt, den Buchſtaben a auf einer ganzen Seite auszulaſſen.

Resultate und Ausführung des Bisherigen.

1) Die deutsche Sprache hatte also in alter Zeit mehr Masse, mehr liebliche Völligkeit und Selbstständigkeit, als heute, wo sie ihre sinnliche Fülle der geistigen Schärfe zum Opfer gebracht. Die altdeutsche Sprache war rauschend und üppig wallend, gleich den Wäldern Germaniens, ein Naturprodukt, wie jedes andere; dennoch aber weit kunstvoller durchgebildet als unsere heutige. Die Fallbiegungen waren in ihr so stark ausgedrückt wie die Gesichtszüge unserer Väter. Die Sprache bewegte sich nach außen eben so lebendig wie der Mensch, sie neigte und beugte sich, stand und wandelte, alles auf den Wink der Sprachseele, die über ihre Gliedmaßen gebot. Hören Sie den Anfang des gothischen Vaterunsers:

> Atta unsar, thu in himinam, winä namo thein, quimä thiudinassus theins.

In himinam heißt: in den Himmeln. Unser Wort Himmel leidet in der Declination nur zwei Ver-

änderungen, im Genitiv Singular wird s, im Dativ Plural n hinzugefügt, welches aus m verdorben iſt. Der Gothe declinirte himins Himmel, himinis des Himmels, himina dem Himmel, himin den Himmel; himinos die Himmel, himine der Himmel, himinam den Himmeln, himinans die Himmel. So iſt winä (winai) die dritte Perſon im Conjunctiv, welcher ſich durchaus vom Indicativ unterſcheidet, dieſer hieße winith, von wihnan, der intranſitiven Form von wihan weihen. Wollten Mann und Frau zum lieben Gott beten, oder Mutter und Kind, ſo konnten ſie ſelbſt dieſes Verhältniß der Zahl ausdrücken, und ſagen atta ungkar du unſer beider Gott! Denn die gothiſche Sprache, wie noch heute die friſiſche Sprache an der Weſtküſte von Schleswig, hatte einen Dualis beim Verbum und allen Wörtern, welche ihn zuließen; ſo gut wie die Griechen, und, nach dem aufgeſtellten Geſetze der Degeneration iſt die Sprache des Ulphila ſchon von ihrer Höhe herabgeſunken und ſinnlich ausgeartet.

2) Als eine Haupturſache dieſes Verfalls oder dieſer Zerrüttung des ſinnlichen Organismus der Sprache, haben wir insbeſondere angegeben jenes Prinzip der Accentuation, welches im geraden Gegenſatze zu den proſodiſchen oder quantitativen Verhältniſſen der Sprache ſich allmählig geltend machte. Es iſt dies eine der merkwürdigſten und wunderbarſten Veränderungen, die ſich nicht allein mit der germaniſchen Sprache, ſondern mit allen übrigen Sprachen zugetragen hat. Die neueren romaniſchen Sprachen, die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche haben durchaus, wie Sie wiſſen, keine Proſodie mehr, daher denn der Wechſel ihrer Silben oder der Silbenfall in ihren Gedichten einförmig und unrythmiſch iſt und auf willkührlichen Convenienzen beruht. Allons enfans de lă patri-e, lă jour de gloire est arrivé. Oder der Anfang der Henriade: je chant-e le heros. — Die romaniſchen Sprachen haben alſo die Quantitätsverhältniſſe gänzlich verloren, obgleich ſie doch unmittelbar aus der

lateiniſchen Sprache ſtammen, die nach ſo ſtrengen Geſetzen die Länge und Kürze der Silben mißt. Sie haben dieſe Verhältniſſe verloren, ohne nur einen Erſatz in einem andern Geſetze gefunden zu haben.

Bezieht man dieſen analogen Fall auf die germaniſchen Sprachſtämme, ſo erkennt man wenigſtens die Möglichkeit einer ſo weſentlichen Umgeſtaltung der Sprachgeſetze auch bei ihnen, obgleich ſich unſere Sprache ſeit allen Jahrtauſenden in ihrem eignen Elemente ausgebildet hat. Wären uns einige Fragmente von jenen Schlachtgeſängen und Heldenliedern der früheſten Zeit durch ein glückliches Geſchick aufbewahrt, ſo würden wir vielleicht, ja mehr als vielleicht, das uralte Geſetz der Quantitation an ihnen noch entdecken und aufweiſen, dagegen wir nur aus den erſten größeren Schriftdenkmälern in poetiſcher Form aus der nächſten zweiten Periode der deutſchen Literaturgeſchichte ein dergleichen Geſetz aus ſchwachen Spuren zu erkennen im Stande ſind. Jedenfalls ſind wir

aber durch den Genius unſerer Sprache vor dem tiefen Verfall der romaniſchen Sprachen geſchützt worden, unſere Ausſprache iſt nicht willkührlich und geſetzlos, ſondern richtet ſich nach dem Grundgeſetze der Accentuationen, nach welchem der tonus bei allen unzuſammengeſetzten Wörtern, Hauptwörtern, Zeitwörtern, Eigenſchaftswörtern, auf die bedeutungsvolle Silbe, nämlich auf die Stammſilbe fällt. — Ein ſolches Geſetz wäre für die romaniſchen Sprachen durchaus unmöglich, denn ſie haben den Sinn für Stammſilben, Ableitungs- und Bildungsſilben völlig verloren, ſie haben ſich nur mechaniſch und äußerlich aus der lateiniſchen gebildet, ſind daraus wie geſchnitzt, aber nicht herausgewachſen und ſind daher von ihrem Stamm, der lateiniſchen, durch eine eben ſo große Kluft getrennt, wie von der deutſchen. Stellen Sie ſich nun dieſe merkwürdige Veränderung, von deren Begriff das ganze innere Verſtändniß unſerer Sprache abhängt, etwa auf folgende Weiſe vor. Und wir Niederſachſen können noch am meiſten den Unterſchied von Quantität und

Ton uns einigermaßen fühlbar darſtellen, weil es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß die niederſächſiſche Sprache, überhaupt die niederdeutſche, eben ſo wie die nordiſchen, die ſchwediſche, däniſche, isländiſche, daß dieſe der uralteſten deutſchen Sprache, z. B. der gothiſchen, an Stammwörtern und Lautung verwandter iſt, als die oberdeutſchen Mundarten, oder nun gar unſere Schriftſprache. Sprechen Sie die plattdeutſchen Wörter gripen und grepen aus, ſo werden Sie daraus mehr, als aus dem hochdeutſchen greifen und gegriffen, zu dem lebendigen Gefühl kommen, wie unterſchieden in dieſen Wörtern Ton und Quantität ſey. Sie hören, daß der Ton ſowohl auf i, als auch e fällt, hören aber auch, daß in gripen, isländiſch gripa, das i quantitirend lang geſprochen, dagegen das e in grepen quantitirend kurz ausgeſprochen wird. Im Nordiſchen hat daher auch gripa den Circumflex, das kurze gripu, grepen aber nicht. Warum ſpricht der Plattdeutſche Vatter, der Hochdeutſche Vater? Das heißt alſo, warum ſpricht der Plattdeutſche die

Stammſilbe kurz, der Hochdeutſche lang? Aus keinem andern Grunde, als weil ſich die urſprüngliche Kürze dieſes Wortes in der lebendigen Volksſprache erhalten hat, wie man auch in mehreren deutſchen Dialekten dies Wort Vatter und nicht Vater ausgeſprochen findet. Das Wort iſt auch im griechiſchen πατήρ und im lateiniſchen pater kurz, ſo wie im mitteldeutſchen vatar. Das doriſche μάτηρ dagegen, das im Joniſchen und Attiſchen μήτηρ lautet, (πητήρ hätte gewiß kein Grieche geſagt) war lang, wie das lateiniſche mater, das mitteldeutſche matar, mutar und das niederſächſiſche möder. Dagegen hat die hochdeutſche Sprache, die Vater als lang ſpricht, aus bizarrem Zufall eine kurze in Mutter.

Suchen Sie ſich alſo dieſe wichtige Veränderung auf folgende Weiſe vorzuſtellen und anſchaulich zu machen; es iſt ein Blick, den Sie auf den geheimnißvollen Webeſtuhl des Sprachgeiſtes werfen:

In der uralten deutſchen Sprache gab es einen mannigfaltigen Wechſel von langen und kurzen Silben. Die Vocale der eigentlichen Stammſilben

waren meiſtens kurz, wenn nicht alle, zumal aber die drei reinſten Vocale einer jeden Sprache a, i und u (e und o ſind als Uebergangslaute, als Umlaute zu betrachten). Dieſe einfachen Laute waren kurz, die Doppellaute aber lang und gedehnt. Dieſe Doppellaute findet man nun in den Declinationen und Conjugationen als Flexions-Silben am Ende der Wörter. Dagôs heißen im Gothiſchen die Tage, Vigôs die Wege, habet iſt unſer hat; das a und i in der Stammſilbe dieſer Wörter iſt ſicherlich kurz, das o und e der Endung ſicherlich lang geweſen, wenn auch unſere heutige Ausſprache zwiſchen Tāg und Tâg, Wēg und Wêg willkührlich hin und her ſchwankt und wir eher geneigt ſind, hāt als hât zu ſprechen. (Beiſpiel aus dem Plattdeutſchen.) Es iſt damit nicht geſagt, daß Dagōs, Wigōs und überhaupt die kurzen Stammſilben unbetont geblieben, ſondern nur das, daß ſich neben der Betonung die kurze Silbe hörbar machte und daß der Ton der Quantität nicht feindſelig entgegen trat. Vergleicht man mit den genannten Wörtern dagôs, vigôs, habōt

die lateiniſchen diēs, viās, habēt, ſo ergiebt ſich die entſchiedenſte Analogie, die noch ſteigt, wenn in beiden Sprachen Wurzel mit Wurzel, Form mit Form übereinſtimmen, wie z. B. in habêre und habên, mit welcher langen Endſilbe das Wort noch im Mittelalter ausgeſprochen wurde. Die alten Deutſchen hatten eben ſo gut Wörter mit zwei kurzen Silben, als gibit gibt (nicht giebt), lisit (lieſet, liſt), wie das lateiniſche legit u. ſ. w.; wie von zwei langen Silben, wie steina, die Steine, das eben ſo klang, wie nōdōs im Lateiniſchen.

Als aber im Verlaufe der Sprache die Endungen ſich abnutzten und aus langlautigen kurze und kürzere wurden (dieſer Vorgang ſelbſt bleibt uns immer noch ein Geheimniß; die Vermiſchung der Dialekte unter einander, welche von manchen Gelehrten als Grund angeführt wird, erklärt zu wenig, ja faſt nichts, wenn man bedenkt, daß der niederſächſiſche Stamm ſich beinahe vollkommen unvermiſcht erhalten hat und doch derjenige iſt, bei dem die Flexionen am meiſten zertrümmert worden

ſind. Ein anderes Beiſpiel giebt die pelasgiſche Sprache, welche als die gemeinſame Mutter der lateiniſchen und griechiſchen anzuſehen iſt und allem Vermuthen nach viel vollkommnere Formen gehabt hat, als dieſe beide. Sie ging in Epirus und Arkadien, ohne Vermiſchung mit helleniſchen Stämmen, allmählig durch innere Evolutionen in die gemeinſame Sprache der übrigen Griechenſtämme über, wie dies Niebuhr in ſeiner römiſchen Geſchichte anführt und weiter beſpricht), alſo, meine Herren, als im Verlaufe der Sprache die Endungen ſich abnutzten, mußte dieſes dem Ton, der bisher, der Kürze unbeſchadet, auf der Wurzel ruhte, ein ſchädliches Uebergewicht geben, welches die darin befindliche Kürze drückte und allmählig überhören machte. Das Gefühl des Volkes für die langen Laute der Flexion und die kurzen Laute in den Wurzeln ſtumpfte ſich ab und verlor ſich mit der Zeit immer mehr und mehr; aller Athem wurde darauf verwandt, um die Stammſilbe zu betonen, und der Endung fielen nur gleichſam die Ueberbleibſel des Athems

zu. So wich die Seele aus den Endungen heraus und sie wurden seel- und tonlose Anhängsel an den Stamm und die Hauptsilbe der Wörter. Endlich trat die Schreibung sogar auf die Seite des Tons, und die Schriftsteller bestrebten sich, verschwindende Kürzen als tönende Silben darzustellen. Dazu dienten ihnen zwei Mittel: erstlich, Verdoppelung des Consonanten, der auf kurzen Vocal folgte, und zweitens, Einschaltung eines dehnenden e oder h. Es ist nicht unwichtig, sich zu merken, daß die Verdoppelung bei unsern Schriftstellern das Frühere, die Dehnung das Spätere war. Bei der Verdoppelung des Consonanten scheint man gewissermaßen noch die alte Kürze zu ehren, man wollte den Vocal nicht wirklich lang machen, sondern ihn nur schärfer betonen. Beispiele von Verdoppelung ehemals kurzer Wurzeln sind: Hammer, mitteldeutsch hamar. Himmel, mitteldeutsch himil. nimmt, mitteldeutsch nimit. Vorzüglich fehlerhaft und unorganisch verdoppelte man das Präteritum und Participium vieler Wörter, so schrieb und schreibt man

griffen, goſſen, gegriffen, ritten, geritten, wie denn überhaupt das ff und ſſ gar unnatürliche und ſprachwidrige Verdoppelungen ſind. Man ſchreibt Affe, Pfaffe, mit zwei f und bedenkt nicht, daß a nicht ä, ſondern ā lautet. Doch unſere deutſche Orthographie liegt ſo ſehr im Argen, und ihrer Mißgriffe, Geſetzloſigkeiten und Unſchönheiten ſind ſo viele eingewurzelt, daß die jetzt erwachte geſchichtliche Kenntniß unſerer herrlichen Sprache und der beſte Wille der Schriftſteller nicht im Stande ſind, ſyſtematiſch durchzugreifen und dieſem Jammer ein Ende zu machen.

Wir werden noch oft im Verlaufe dieſer Vorleſung auf die allgemeineren Geſetze und Umbildungen der deutſchen Sprache zurückkommen, und gleich zunächſt bei Erwähnung der gothiſchen Bibelüberſetzung des Ulfila, die noch aus dem fünften Jahrhunderte ſtammt, und alſo das älteſte Denkmal iſt, womit ſich eine der neuern Sprachen in Europa bezeugt hat. Auch dieſe tritt uns beſonders unter dem Geſichtspunkte der Sprache entgegen,

denn so vortrefflich dieselbe auch, als erster Versuch, den Geist und Gehalt eines fremden Originals wiederzugeben, und so schätzbar sie uns dadurch ist, daß sie uns den Reichthum und die Bildungsfähigkeit unserer Muttersprache enthüllt, so wenig ist sie doch, als Uebersetzung, geeignet, uns durch den Zauber der Nationalität zu fesseln und an ihr das was wir in deutscher Literatur suchen, die ursprünglichen Culminationen des deutschen Geistes, zu studiren. Allein es soll uns auch die Sprache schon als Sprache von unendlicher Wichtigkeit seyn; sie ist der Schatz, den uns die Vorfahren überliefert, sie ist das Band, das uns mit ihnen verknüpft über dem ungeheuren Bruche der Jahrhunderte, in welchem so viel Schönes und Kräftiges aus dem Leben und dem Heldencharakter unserer Nation untergegangen ist. Sollte nicht schon der Gedanke und noch mehr die lebhaftere Anschauung, daß Arioviſt, Herrmann und ihre Genossen, unsere Stammväter, nicht rohe Barbaren, wie sie ein unwissendes Zeitalter verschrie, sondern nach allen

Zeichen, Spuren und Denkmälern aus jener Zeit, naturſinnig und großartig gebildete Helden waren, die trotz aller äußeren Uncultur des geſelligen Lebens, mitten im Zirkel einer volksthümlichen Menſchheit ſtanden, aus dem ihre Enkel, übergelehrte und verkünſtelte Weſen, ſich herausverloren haben, um wie irrende Sterne in allen Gebieten der Cultur umherzutaumeln, alle fremden Bahnen der Menſchheit zu durchſchneiden und ſich vergebens nach ihrem eigenen nationalen Centrum zu ſehnen — ſollte nicht ſchon dieſer Gedanke uns feſſeln? Iſt es uns gleichgültig, zu wiſſen, ob die Sprache unſerer Väter ein rohes Geheul war, oder eine gebildete Sprache mit kriſtalliſchfeſten Formen und von einem wahrhaft rieſigem Bau und Umfange, in dem jeder Theil, wie an gothiſchen Domen, ſorgfältig und künſtlich ausgearbeitet war. Sollte ſich vielleicht unſere Eitelkeit darüber empören, daß wir auch in dieſer Rückſicht unter dem Genius der Vorzeit ſtehen und daß wir bei all unſerer Ueberlegenheit in geiſtiger Bildung, Wiſſenſchaft und logiſchem Denken

jenen die Krone zugestehen müssen, wenn von gesundem Kern der Menschheit, von der Harmonie zwischen Leiblichem und Geistigem die Rede ist?

Die Stimmen aber, die uns den früheren Zustand unserer Vorfahren in dieser geschichtsdunkeln Zeit als roh und barbarisch ausschrieen, sind längst verhallt. Wie konnte auch ein Volk, das seine Götter nicht in geschlossenen Tempeln verehrte, sondern im Schooße der allwaltenden Natur, ein Volk, das die Heiligkeit der Ehe begriff und die Frauen mit zarter Ehrfurcht behandelte, ein Volk, das sich durch Heldenlieder begeisterte, keine Priesterherrschaft, keine Knechtschaft duldete, ein Volk endlich, dem der mannigfache Gebrauch des Eisens im Kriege wie im Frieden bekannt war, wie und mit welchem Rechte konnte dasselbe ein barbarisches genannt werden? Füge ich aber noch hinzu, daß es keinem Zweifel unterliegt, unsere Vorväter seyen mit der Buchstabenschrift hinlänglich vertraut gewesen und zwar nicht mit solcher, welche sie von den Römern, aus der Zeit ihres feindlichen oder

freundlichen Verkehrs mit denſelben empfangen hatten, ſondern mit ſolcher, welche ihnen, vor Römern und Griechen, eigenthümlich angehörte und deren Urſprung ſich in die Nacht der Zeiten verliert. Wilhelm Grimm hat in ſeiner Schrift über deutſche Runen (Göttingen 1821) auf geſchichtlichem Wege bündig dargethan, daß die angenommene Herleitung der deutſchen Runenſchrift aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen und die Beſchränkung der Runen auf die ſcandinaviſchen Sprachen ein baarer Irrthum ſey. Weder die Runen, noch einmal die gothiſchen Buchſtaben, mit welchen ſie offenbare Verwandſchaft haben, laſſen ſich hinreichend oder vollſtändig auf lateiniſche und griechiſche Schrift zurückführen. Selbſt die ſächſiſchen und markomanniſchen Runen haben eine merkliche Verſchiedenheit von den nordiſchen. Aus einer mißverſtandenen Stelle im Tacitus hat man ſonſt wohl zu beweiſen geſucht, die damaligen Germanen ſeyen mit dem Schriftgebrauche völlig unkundig geweſen. (Die Germanen ſind durch Literatur unverdorben.)

Durch ein ähnliches Mißverständniß hat man den Deutschen Barden angedichtet, die sich nur bei den Galliern fanden und mit der Priesterkaste der Druiden innig verbunden waren. Die Deutschen besaßen niemals eine Bardenzunft, noch eine Priesterkaste, noch waren bei ihnen jene unsäglichen blutigen Opfer in Gebrauch, welche die gallische Religion verlangte. Dergleichen schauerliche Opferungen beschränkten sich bei ihnen auf sehr seltene Fälle, wie im alten Griechenlande. Ueberhaupt standen die Gallier an Charakter und Menschlichkeit eben so tief unter den Deutschen, wie im Ruhme der Tapferkeit. Die Hebung solcher Mißverständnisse, wie der erwähnten, ist also sehr dankenswerth; denn sie rauben unseren Vorvätern nicht allein die Ehre, die ihnen gebührt, sondern verwickeln sie zu ihrem Nachtheile in Vergleichungen, wo nur von Gegensätzen die Rede seyn konnte. Die betreffende Stelle finden Sie im dritten Capitel der Germania des Tacitus.

Die deutschen Stamm- und Sprachverwandschaften.

Unter den deutschen Völkerschaften waren die Gothen die erſten, welche aus der Religion ihrer Väter heraustraten und den chriſtlichen Lehrbegriff annahmen. Wir nähern uns dieſer Epoche, der wir das erſte große ſchriftliche Denkmal verdanken, nämlich die gothiſche Bibelüberſetzung des Biſchofs Ulfila; werfen wir aber vorher einen überſichtlichen Blick auf die äußern Schickſale der germaniſchen Stämme, ſo weit wir es dienlich finden, die allgemeinen ſymboliſchen Aeußerungen mit den beſonderen literariſchen Erſcheinungen dieſer Periode in Einen äußeren Rahmen einzufaſſen.

Die Römer entdeckten und unterjochten die ganze ſüdliche Hälfte von Europa. Alle die Inſeln und Länder, die das mittelländiſche Meer an beiden Seiten beſpült, bis an den Rhein, die Donau und den Euphrat, Britannien und Irland im Weſten nicht ausgeſchloſſen, iſt das, was ſie in ihrem

Kanzeleistil, wohl mehr aus Unwissenheit als aus Hochmuth, Orbis terrarum nannten. So muß man auch den Ovid verstehen, wenn er in den Fasten singt:

Jupiter arce sua totum cum spectat in orbem
Nil nisi Romanum, quod tueatur, habet.

Was jenseit dieser Gränzlinie lag, war für sie terra incognita in dem Verstande, wie China für uns im funfzehnten Jahrhundert.

Von der Elbe an dachten sie sich eine Küste ostwärts herum bis an die Wolga: daher wohnten, nach Strabo, die Geten neben den Sueven, das heißt Völkerschaften am schwarzen Meere neben Völkerschaften über der Elbe; daher lag Skandien über der Mündung der Donau; daher hatte, nach dem Herodian, der Kaiser Antonius vor, das römische Reich bis an's Eismeer auszudehnen. Sie wissen, daß einer seiner Vorgänger, Trajan, 50 Jahr früher eine steinerne Brücke über die Donau geschlagen und das Land über der Donau, Dazien, zur römischen Provinz gemacht hatte, das nördlichste

Land, wohin die Römer vorgedrungen waren und das doch noch einige Tagereisen, nach unserer heutigen Geographie, von Nova-Zemla entfernt liegt.

Diese unentdeckten oder wenig bekannten Völker werfen die griechisch-römischen Geographen in vier geographische Classen zusammen, die am Rande dieser terra incognita, im Westen, Norden, Osten und Süden wohnten, nämlich in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier, etwa wie wir noch heutiges Tages die Namen der Tartaren, Indier, Neger und Amerikaner gebrauchen. Pytheas Erzählungen achtete man für fabelhaft und glaubte weder an sein Thule, noch an seine Guthones. Was Herodot von der Lebensart der Scythen erzählt, selbst etliche Wörter, die er anführt, läßt vermuthen, daß germanische Völkerschaften darunter zu verstehen sind. Man hat auch die Deutschen mit den Celten zusammenbringen wollen, allein Schöpflin in seiner Alsatia illustrata und seinen vindiciis Celticis (d. i. vom Ursprunge der Celten) hat den Beweis geführt, daß Gallier allerdings Celten geheißen, daß der

Name der Germanen den Celten aber durchaus nicht zukomme und nur von Römern und Griechen verwechselt sey. Radlow hat durch eine Schrift im Jahre 1822 den Gegenbeweis führen und die alte Meinung unterstützen wollen, allein es ist ihm nicht gelungen. Er giebt dem Cäsar Schuld, der gern den Ruhm hätte haben wollen, alle celtischen Völker bezwungen zu haben, und der aus diesem Grunde die celtischen Völker von den Deutschen unterschieden habe, deren Bezwingung er sich nicht berühmen konnte.

In einem Stück mußte man dem Pytheas bald Glauben beimessen, nämlich in dem, was er von den Zimbern und Teutonen erzählt, welche er auf der zimbrischen Halbinsel antraf. Die Erscheinung der Zimbern und Teutonen, der ersten deutschen Völkerstämme, die den Römern bekannt wurden, machte die Stadt Rom beben und versetzte ihren ganzen Orbis terrarum in Aufruhr. (Darüber müssen Sie Ludens deutsche Geschichte lesen. Joh. v. Müller hat eine eigene Schrift über

den Zug der Zimbern und Teutonen geschrieben.) Bereits 50 Jahre früher hatten sich die germanischen Stämme das Uebergewicht über die gallischen erkämpft. Die Bewohner der linken Seite des Rheins kannten, wie Tacitus erzählt, keine größere Ehre, als deutscher Abkunft sich zu rühmen.

Wir übergehen die bekannten Thatsachen, die uns das Zusammentreffen der Deutschen mit den Römern unter Cäsar, Augustus und dessen Nachfolgern schildern. Germanien wurde zu dieser Zeit von den Römern eingetheilt in **Germania superior**, das bis Coblenz ging, und **Germania inferior**, das sich an die Ausflüsse des Rheins erstreckte und das jetzige Holland mit befaßte. Die rheinischen Deutschen hatten ihre Unabhängigkeit verloren und bequemten sich römischer Cultur. Am Rhein selbst lief eine Kette von Festungen, zum Schutz gegen die Einfälle der Deutschen, die in der **Germania magna barbara** wohnten, unter welchem Namen die Römer alles Land zwischen dem Rhein, der Donau, Elbe und Weichsel zusammenfaßten. Im

Süden der Donau wohnten damals undeutsche Völkerschaften, welche die drei römischen Donauprovinzen, Rhätien, Vindelizien und Norikum bildeten.

Ueber den Zusammenhang der verschiedenen deutschen Völkerschaften in damaliger Zeit wird man, was die Einzelnheiten betrifft, nie auf's Reine kommen. Ich gebe Ihnen das, was nach der neuern Geschicht- und Sprachforschung das Beglaubigste zu seyn scheint.

Tacitus führt eine Menge deutscher Völkerschaften namentlich auf, und wir haben schon bemerkt, daß die Schreibung ihrer Namen im Ganzen kein Mißtrauen erregen darf. Es sind ihrer gegen 60, die er unter 2 großen Rubriken anführt, Sueven und Nicht-Sueven.

Der Gleichklang des Namens Sueven mit den späteren Schwaben hat manche Gelehrte verführt, den Sitz derselben nur in Oberdeutschland zu suchen. Dies ist aber falsch. Was Tacitus suevische Völkerschaften nennt, wohnt vom Rhein bis an die

Oſtſee, die Angeln, die Longobarden im heutigen Magdeburgiſchen, die Katten in einem Theil des heutigen Heſſen (Catti ad Meliborum), die Hermanduren im ſpäteren Thüringen, die Markomannen damals noch am Rhein; alle dieſe ſind ſuevifche Völkerſchaften.

Zu den Nicht-Sueven rechnet Tacitus die Sigambrer am Fluſſe Sieg, die Brukterer an der Ems und Lippe, die Frieſen von der Nordſee bis zur Ems, auch Friſiagonen genannt, die Chauzen, neben den Frieſen zwiſchen Ems und Elbe, die Zimbern, oder vielleicht ein kleiner Reſt derſelben im heutigen Jütland, die Marſen im Münſterſchen — die Cheruſker, deren Ruhm nach Herrmanns Fall herabſank, in den Weſergebirgen bis zum Harzgebirge u. ſ. w. Sie ſehen hieraus, daß Tacitus ſich die Völker, die er Nicht-Sueven nannte, von den Sueven im Rücken eingeſchloſſen dachte. Sachſen und Franken werden zu ſeiner Zeit noch nicht erwähnt, der Name der Franken taucht erſt im Jahre 240, der Name der Sachſen im Jahre

286 auf, auch die Alemannen regen sich erst im Jahre 268. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese Franken und Sachsen aus den Völkerschaften derjenigen Classe des Tacitus sich conglomerirt haben, die er mit dem Namen der Nicht-Sueven bezeichnet.

Ein helleres, obgleich noch immer im Einzelnen unsicheres Licht werfen auf die Einheit und Verschiedenheit der germanischen Sprachstämme die neuesten sprachlichen Untersuchungen, die besonders durch Jacob Grimm angestellt sind. Diese gelten für den Zeitraum, der gegen die gothische Bibelübersetzung fällt bis auf Carl den Großen, also bis auf das Ende der ersten Periode der deutschen Literaturgeschichte. Darnach ersieht man, daß die Gothen und die ihnen zunächst stehenden Stämme, namentlich die Gepiden, die Heruler und die Vandalen, einen Gegensatz in Sprache und Geschichte zu den Longobarden, Baiern, Burgundern, Alemannen und Franken bildeten und daß diese genannten Völkerschaften einem Hauptstamme angehörten, wie die mit den

Gothen oben erwähnten ebenfalls einen Hauptstamm bildeten. Einem dritten Hauptstamme gehörten die Sachsen an in Verbindung mit den Westphalen, Friesen und Angeln, einem vierten die skandinavischen Völker. Diese vier großen Stämme zeigen sich unter einander in mehrfachem Verhältnisse. Nennen wir den ersten Stamm den gothischen, den zweiten den hochdeutschen, den dritten den niederdeutschen, den vierten den nordischen. Den Uebergang zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen vermittelten die Franken, ursprünglich ein kleines Volk, das in Westphalen wohnte und bereits im Jahre 438 bis an die Saone in Frankreich vorgerückt war. Zwischen dem niederdeutschen und nordischen vermittelten den Uebergang die Friesen und Angelsachsen, zwischen dem gothischen und hochdeutschen vermuthlich die Quaden und Markomannen; zwischen dem gothischen und nordischen läßt sich kein einfaches Mittelglied entdecken, aber die große Vollkommenheit, worin sich in diesen beiden (wenn

ven der nordischen Sprache die Rede ist, so ist nicht die heutige Sprache in Schweden und Dänemark gemeint, sondern die alte isländische) die uralte Sprache geschichtlich erhalten hat, stellt sie von selbst einander nahe. Eine genaue Charakteristik dieser vier Stämme erfordert Untersuchungen, die noch nicht zum Schluß gekommen sind. Es wird aber immer unmöglich bleiben, dies Resultat von den vier Hauptstämmen auf alle Namen und Wohnsitze der deutschen Völker des ersten und zweiten Jahrhunderts anzuwenden. Im Ganzen aber bleibt die Sache nichts destoweniger begründet und wird es zumal durch die seit dem achten Jahrhunderte aus der Ungewißheit tretende Sprachgeschichte des zweiten hochdeutschen und des dritten niederdeutschen Stammes, seit welcher Zeit der gothische Stamm völlig zurückweicht und verschwindet. Ich will hier die Art, wie die Sprachforscher verfahren sind, um an Hauptunterschieden in der Sprachbildung die verschiedenen Hauptstämme zu sondern, erläuterungs-

weiſe nur an einem Beiſpiele aus dem gothiſchen und hochdeutſchen Stamme anführen. Zwiſchen der gothiſchen und althochdeutſchen Declination zeigt ſich die Verſchiedenheit, daß in jener das Maskulinum auf a, das Femininum auf o; in dieſer aber umgekehrt das Maskulinum auf o, das Femininum auf a ausgeht. Fränkiſche, burgundiſche, lombardiſche, bairiſche und alemanniſche Eigennamen des ſechſten, ſiebenten und achten Jahrhunderts ſtimmen offenbar zur althochdeutſchen Grammatik und lauten z. B. im Maskulinum Addo, Hatto, Boso, Thassilo, Azzilo, (Atzel, Etzel, Attila), im Femininum aber: Bobila, Wolfila, Hildila, Wilikoma, (die gothiſchen endigen ſich, wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, auf a, wie Wolfila = Ulfilas. — Urkunde der Kirchenhiſtoriker!)

Die Gothen.

So weit und so viel über die verschiedenen Sprachstämme der Deutschen. Wenden wir uns nun zu demjenigen Stamme, der uns das einzige bedeutende Denkmal aus dieser Periode hinterlassen hat, dem gothischen.

Nur ein Volk, in welchem schon zahlreiche Bildungskeime im Hervorbrechen waren, konnte sich zu der bedeutenden Stellung erheben, welche wir die Gothen im fünften und sechsten Jahrhundert und namentlich unter ihrem großen König Theoderich in der politischen Welt behaupten sehen. Die Gothen waren ohne Zweifel die gebildetsten und bildungsfähigsten der Germanen, sie haben auch zuerst sich taufen lassen.

Im fernen Nord, erzählt Jordanes oder Jornandes, der älteste Geschichtschreiber der Gothen (er war ein Gothe von Geburt, zuletzt Bischof zu Ravenna und schrieb aus gothischen Mähren, Gedichten und Ueberlieferungen eine Geschichte seines

Volkes vom Urſprunge bis zur Zeit ihres Unterganges in Italien durch den griechiſchen Feldherrn Beliſar. Er lebte um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts) im fernen Nord wohnt auf Skanzien eine Menge ſtreitbarer Völkerſchaften, bis an die Gränze des Erdbodens erſtreckt ſich das Land, wo im Winter vierzigtägige Nacht drückt, indeß die Sonne im Sommer eben ſo lange ſichtbar bleibt. Die Sucthonen (vielleicht die Schweden) wohnen uns näher; mit vortrefflichen Pferden erjagen ſie die ſeltenen Thiere, deren koſtbare Felle ſie durch hundert Nationen bis zu uns (nach Italien) bringen; in eben dieſer Weltgegend wohnen die ſanften finniſchen Stämme, am nächſten die großgeſtalteten Dänen. Aus eben dieſem Lande ſind die Gothen hervorgegangen; drei Schiffe voll zogen ſie aus und landeten auf der almerugiſchen (pommerſchen) Küſte, wo ſie die Vandalen ſchlugen. Nach fünf Geſchlechtsaltern, worin ſie ſehr zahlreich geworden, führte Filimer das Heer mit allem Vieh von den mitternächtlichen Gegen-

den aus an die Weichsel und in die über dem schwarzen Meer liegenden Länder.

Mit einer ähnlichen Sage beginnt Paul Warnefried, der Kanzler des letzten longobardischen Königs in Italien und ebenfalls Geschichtschreiber seiner Nation, die Geschichte der Longobarden. Skoningen habe nicht länger vermocht sie zu ernähren, da seyen sie ausgewandert, ein großes Volk habe ihnen nach dem Seezuge an der Küste den Paß gesperrt, da habe einer ihrer Knechte den Mann erschlagen, der im Angesicht des Heeres einen Zweikampf mit ihm hielt, der Glück und Sieg entscheiden sollte, und seit der Zeit seyen ihre Knechte frei gewesen. Und so folgt er ihnen durch unbekannte Gaue bis an die polnische und ungarische Gränze, wo der Stamm sich lange Zeit aufhielt, bis er in Italien unter Alboin einbrach.

Zur Zeit des Tacitus wohnten die Gothen ultra Lygios. unterhalb der Lygier, dem Laufe der

Weichsel nach, also näher an der Ostsee zu, in Preußen. Von Preußen und Polen brachen sie auf und bahnten sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bis an die niedere Donau. Daß sie von nördlichen Völkern, den Slaven und Finnen, dazu genöthigt wurden, ist wohl nicht wahrscheinlich, vielmehr spielten sie die Eroberer und rissen Slaven und Finnen mit in ihrem Strome fort. Sie bemächtigten sich darauf der ganzen nördlichen Küste des schwarzen Meeres, machten Streifzüge nach allen Seiten und besonders nach Dazien, wo sie sich festsetzten und 200 Jahr im ruhigen Besitze wohnten. Schon früher hatten sie Kleinasien überzogen und Ephesus in Flammen aufgehen lassen, dann waren sie in Griechenland eingefallen, hatten Athen geplündert und die Inseln des ägäischen Meeres vor sich zittern gemacht. Es scheint, daß der Besitz der taurischen Halbinsel, der Krimm, der Schlüssel dieser Meere und Küsten, ihnen dieses Uebergewicht gab. Der Kaiser Dezius ging gegen sie zu Grunde und sein Nachfolger Gallus

schloß ein Jahr später (252) einen so schimpflichen Frieden mit ihnen, daß er dadurch des Thrones unwürdig erschien. Claudius und Aurelianus retteten damals noch das Reich; die Gothen schlossen einen festen Vertrag, wodurch ihnen das jenseitige Dazien (Moldau, Wallachei, Siebenbürgen) überlassen blieb und ihre Jugend in römische Kriegsdienste aufgenommen wurde. Man hoffte, ihren kriegerischen Geist hinlänglich zu beschäftigen; aber sie wurden durch Erlernung der Tactik furchtbarer als zuvor. Oft, sagt Jornandes, unterlagen ihrem Arm die Vandalen; Markomannen wurden ihnen steuerbar; unter ihnen dienten die Quaden; sie unterwarfen sich die Gepiden. Es scheint, daß in der Mitte des vierten Jahrhunderts Polen und der westliche Theil des europäischen Rußlands bis gegen Esthland und Lievland die Gesetze dieses mächtigen Volks mehr oder weniger erkannten. Die gothische Schlachtordnung war fest, eng, ihr Stoß furchtbar, ihr Widerstand überall groß. Alles das

verschaffte ihnen immer endlich den Sieg und stempelte sie zu den künftigen Zerstörern Roms.

Während sich nun der eine Theil der Gothen in Dazien niedergelassen hatte, bewohnte der andere noch immer die Küsten des schwarzen Meers. Daher die Abtheilung derselben in Ost- und Westgothen, (Ostrogothi und Visigothi heißen sie im Lateinischen) obgleich sie in der bisher erwähnten Zeit nur einem Oberhaupte vom Stamm der Ostgothen unterwürfig waren. Die Fürsten dieser Gothen waren vom alten verehrten Geschlecht der Balten (der Kühnen), die spätern Könige der Westgothen vom Stamm der Amaler (der Unbefleckten). Die Macht derselben war auch darum schon erblich, weil Eigenthum an Grund, Boden und sonstigem Besitz es bei ihnen ebenfalls war. Doch hatte das Volk freie Wahl unter den Jünglingen dieses Geschlechts. Ihr König galt ihnen mehr, als den übrigen germanischen Völkerschaften, er war nicht allein oberster Feldherr, sondern auch Oberpriester und oberster Richter. Dennoch waren

die Gothen frei zu nennen; des Königs Gewalt ruhte auf ihren Waffen, ohne ihre Einwilligung durfte er weder Gesetze geben, noch einen Krieg anfangen. Diese Verfassung artete freilich später in Italien und Spanien aus, als nach Eroberungen ein Theil der Nation dem Handwerk der Waffen entsagte, um sich den Künsten des Friedens zu widmen; von nun an hatte der König nur den Adel zu schonen; wenn dieser beistimmte, war er unumschränkt.

In Dazien schied nun freilich die Donau sie vom römischen Gebiet, allein dieser Strom hielt von gewohnten Streifzügen nicht ab, selbst als sie sich schon zum Christenthum bekannt hatten. In Dazien fanden sie nämlich die griechische und römische Sprache herrschend und das Christenthum gegründet. Es ist gewiß, daß viele unter ihnen schon vor Constantin übertraten, daher sich auch eine gewisse Gelehrsamkeit unter ihren Priestern und Bischöfen verbreitete. Die Ostgothen im Gegentheil blieben noch lange Heiden.

Ueber das ganze Volk herrschte in der merkwürdigen letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, beim Anfangspunkt der Völkerwanderung, der alte König Hermanarik, der sein Reich, als Eroberer, vom Don bis an die Weichsel und Ostsee ausgebreitet hatte. Athanarik und Fritiger herrschten damals als seine Unterkönige in Dazien über die Westgothen. Fritiger war Christ, Athanarik Heide, Feind des Christenthums und Verfolger des berühmten Bischofs Ulfilas, oder richtiger Ulfila. Fritiger nahm seine Zuflucht zum Kaiser Valens, mit dessen Hülfe er in den Stand gesetzt wurde, seinem Gegner den Rang abzulaufen.

Nun geschah es, daß die Hunnen, ein bisher unbekanntes asiatisches Volk, sich mit ungestümer Tapferkeit und großer Ueberzahl auf die Ostgothen warfen und glücklich waren, worüber sich König Hermanarik, über 100 Jahre alt, aus Verzweiflung das Leben nahm. Ein Theil der Ostgothen blieb in Abhängigkeit der Hunnen in ihren alten Sitzen zurück, ein anderer Theil wich vor

den Feinden zurück und warf sich nach Thrazien und verbreitete Schrecken und Bedrängniß unter den Westgothen. Diese gehen über die Donau und ersuchen den Kaiser Valens um Aufnahme, bei welcher Gesandtschaft der Bischof Ulfila als Sprecher diente. Hierauf wurden sie, 200,000 wehrhafter Männer stark, in der römischen Provinz Mösien aufgenommen. Allein durch niedrigen Geiz der griechischen Befehlshaber empört, die sie halb verhungern ließen, wandten sie sich um und rückten verzweiflungsvoll bis vor die Thore von Constantinopel, besiegten den Kaiser Valens, der in der Schlacht ums Leben kam. Darauf wurden die Westgothen von Theodosius in das römische Gebiet aufgenommen, gingen 409 unter Alarich nach Italien und von da 412 nach Gallien und Spanien, wo sie ein Reich errichteten, das in Gallien bald mit den Franken in Conflict gerieth und in Spanien durch den Einfall der Araber 711 zu Grunde ging. Die westgothische Gesetzgebung ist lateinisch verfaßt, wie die fränkische,

burgundiſche, lombardiſche und aller übrigen aus dem fünften bis zum achten Jahrhundert. Alle dieſe haben uns außer einzelnen im Text ſelbſt latiniſirten deutſchen Wörtern zum Theil auch gewiſſe Gloſſen in einheimiſcher Sprache erhalten, letztere weniger im gothiſchen, als im fränkiſchen und longobardiſchen Geſetzbuch, welche erſtere unter dem Namen der malbergiſchen Gloſſen bekannt ſind, wovon ſpäter.

Von den Völkern, die außerdem in der Völkerwanderung auftraten, ein Zeitraum, den man gewöhnlich zwiſchen 400 und 600 ſetzt, giebt die deutſche Geſchichte weitere Nachricht. Die Oſtgothen zogen erſt um 90 Jahre ſpäter die Straße der Weſtgothen und Dietrich oder Theoderich, der Held aller deutſchen Sagen, den wir auch im Nibelungenliede wiederfinden, hielt ſeinen Königsſitz zu Ravenna. Doch ſtand ſein Reich nur bis zum Jahre 454.

Ulfila. Diatribe wider das todte grammatiſche Studium.

In der Ueberſicht über die gothiſche Geſchichte in voriger Stunde ſahen wir auch den Biſchof der Weſtgothen, den Ulfila (Wulfila, Wölfle) auftreten als Geſandten ſeines Volks an den Kaiſer Valens. Wichtigere Dienſte leiſtete er ſeinem Volk durch die Ueberſetzung des alten und neuen Teſtaments, wovon die vier Evangelien im ſilbernen Codex, der Brief Pauli an die Römer in Fragmenten zu Wolfenbüttel, deſſelben Apoſtels zweiter Brief an die Corinther in Mailand uns erhalten ſind. Außer dieſen vom Zahn der Zeit kläglich zernagten Ueberreſten der gothiſchen Bibelüberſetzung iſt uns nichts erhalten als Bruchſtücke einer gothiſchen Homilie und eines gothiſchen Kalenders in Mailand auf derſelben ambroſianiſchen Bibliothek und ein Paar gothiſche Zeilen zu Wien und Arezzo. (Erzählung von dem angeblichen gothiſchen Glückwunſche zum neuen Jahr.)

Meine Herren, laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, nur eine Stunde lang den Formen und Klängen einer Sprache ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche Sie zu betrachten haben als die heilige Urquelle aller Gedanken und Wörter, deren Sie ſich als nationaler bewußt ſind. Ich weiß, daß dieſe deutſche Urſprache Ihren Gedanken bisher ſo fern lag, wie das Indiſche, Perſiſche und Chineſiſche; allein Sie müſſen mir einräumen, daß, wenn auf unſern gelehrten Schulen alles ſo wäre, wie es ſeyn ſollte, und wie es nicht iſt, wenn unſer Sinn und Gemüth auf Schulen frühzeitig ſowohl für das nationale, als für das höhere Sprachſtudium herangebildet würde, ſtatt durch trockne, dürftige und geiſtloſe grammatiſche Regeln nicht allein vom Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, worauf es doch hauptſächlich abgeſehen wird, ſondern noch mehr vom Studium unſerer Mutterſprache abgeſchreckt zu werden, daß in ſolchem und ſo glücklichem Fall ein Lehrer der deutſchen Sprache und Literaturgeſchichte auf Aka-

demien ganz anders über die Sprache der Vorzeit ausholen dürfte und müßte, als er es ſich jetzt zu erlauben wagt. Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, um mich über den ſchlechten und jämmerlichen Zuſtand der deutſchen Sprachſtudien auf deutſchen Schulen mit einigen Worten auszulaſſen. Und da behaupte ich, es wäre beſſer, deutſche Sprache und Grammatik würde auf Schulen gar nicht getrieben, als ſo, wie ſie getrieben werden. Es iſt eine Thorheit und ein Aergerniß, worüber einem alten Griechen kein Wort begreiflich zu machen wäre, daß unſere Schulleute eine lebendige Sprache, ja ihre eigene vaterländiſche vor jugendlichen Seelen behandeln wie die hölzernſte Maſchine und von ihren Schülern verlangen, daß ſie die Conſtruction dieſes Uhrwerks, die von Stunde zu Stunde einen ſeelenloſen Schwall grammatiſcher Regeln abſchnarrt, ſich in den Kopf lernen ſollen. Es iſt längſt gefühlt und ausgeſprochen, daß ein ſolcher Unterricht im Deutſchen nicht allein überflüſſig und zeitrau-

bend, sondern schädlich und geisttödtend ist. Die Sprache, sagt ein trefflicher Gelehrter, ist gleich allem Natürlichen und Sittlichen ein unvermerktes und unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart entgegen schallt; zugleich beruhet darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, das heißt ihrer innigen völligen Uebung, man müßte zwei Seelen haben.

Nun denke man sich die matten, oberflächlichen Dogmen und Regeln unserer Sprachmeister! Frage man Schiller, Goethe, die über Stoff, Form, Geist der Sprache doch ganz anders zu gebieten wußten, als alle Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was sie aus Adelung oder Heinsius gelernt haben und wie

vielmal sie ihre Grammatik aufgeschlagen? Vor sechs hundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache verstanden, das heißt, ausgeübt, von denen sich jetzt die besten Sprachlehrer nichts träumen lassen; und es fragt sich sehr, ob die Dichter des Parcifal, Titurel, des Ivein, der Nibelungen in ihrem Leben ein sterbliches Wort von Declinationen und Conjugationen gehört haben.

Warum studirt man denn nun eine Sprache, wie die deutsche Sprache, warum anders, als um in einer Zeit, in der der Sprachengeist halb erloschen ist, diesen Geist auf's neue zu beleben und zum Bewußtseyn der Gesetze desselben zu verhelfen. Kann man dieses mit den gewöhnlichen, aus den neueren und neuesten Schriftstellern herausgeklaubten Regeln, mit willkührlichen Abstractionen aus der Sprache, die man heutzutage schreibt und spricht, mit Gemeinplätzen über mir und mich? Sicher nicht! Dazu muß man den Eimer in den alten tiefen Brunnen der Sprache hinablassen und

ihn mit dem urlebendigen Waſſer füllen, das dort unten quillt, muß der Sprache keine Geſetze geben und aufdringen wollen, ſondern die Geſetze dieſer Sprache belauſchen in Zeiträumen, wo noch ein unbewußter, ſchöpferiſcher Geiſt in ihr waltete. Mit andern Worten, es giebt keine andere wahre, fruchtbringende Grammatik als eine geſchichtliche. Jede andere deutſche iſt roh, unnütz, willkührlich, ſchädlich. Warum ſprechen unſere Frauen und Mädchen beſſer als wir? warum ſetzen ſie ihre Worte zierlicher und natürlicher? Weil man ihnen die Ader des Sprachtalents, die jeder Menſch mit auf die Welt bringt, auf der Schule nicht durch lederne Grammatikalien zugeſchnürt hat. Beſſer iſt jeder ſein eigner Grammatiker, als daß er Adelung, oder einen adelungiſchen Schulmeiſter dazu anſtellt.

Meine Herren, dazu hauptſächlich lenke ich Ihre Augen auch auf die Denkmäler unſerer Sprache und auf die Sprache ſelbſt, um ihnen zu zeigen, wo die Schätze liegen, welche man

studiren und sich aneignen muß, will man aus der Oberfläche der heutigen, durch die Barbarei der Gelehrten um die Schönheit und Kraft ihrer Jugend gebrachten deutschen Sprache auf den inneren und gottlob unverwüstlichen Kern derselben zurückgehen. Selbst die Unbekanntschaft mit diesen Formen und Klängen, deren Gefühl sich Ihnen dabei aufdringt, selbst das Störende und Mißbehagliche dieses Gefühls ist es, von dessen absichtlicher Erregung ich mich nicht ganz frei sprechen will.

(Folgt eine Anschaulichmachung der am stärksten ausgeprägten gothischen Formen, und Vorlesung aus der gothischen Bibel.)

Die alte Rechtsliteratur. Poesie der deutschen Rechtssymbole.

In den Zeiten, welche auf die gothische Bibelübersetzung folgten, bis zum Schluß der ersten Periode, also bis auf Carl den Großen, werden uns vorzüglich noch drei Gegenstände beschäftigen. Es sind diese erstlich die Gesetzsammlungen der deut-

schen Völkerschaften, zweitens die kirchliche Literatur der Klöster und drittens die Anfänge der deutschen Heldensage, welche ohne Zweifel bereits in diesen Zeitraum fallen, obgleich sie sich nachweislich durch kein schriftliches Denkmal bekundet haben.

Was die Gesetzsammlungen der deutschen Völkerschaften betrifft, so liefern sie für die Geschichte der Sprache nur geringe Ausbeute, da sie ohne Ausnahme lateinisch verfaßt sind und nur, was ich zu bemerken bitte, einzelne im fortlaufenden Text selbst vorkommende latinisirte, theils in Klammern, als Glossen oder Erklärungen zugezogene ursprüngliche deutsche Wörter enthalten. Am reichsten mit solchen Glossen versehen ist das Gesetzbuch der salischen Franken (die lex salica, vorhanden in Paris) deren Glossen unter dem Namen der malbergischen bekannt sind, die ihren Namen von der Gerichtsstätte führen. (Letzte Ausgabe von Wiarda, einem Friesen.) Allein diese sind gerade durch Unwissenheit der

Schreiber am meiſten entſtellt, ſo daß es faſt unmöglich wird, die wahre Lesart wieder herzuſtellen. Nur wenige Wörter ſind klar, weil ſie ganz einfach und gar nicht zu verfehlen. Sonſt aber verräth ſich die Eigenthümlichkeit der altfränkiſchen Mundart deutlich genug in dem ch, chr, chl für h, hr, hl; ferner in dem e für i u. ſ. w.

Im mindern Grade gilt die Namenverderbung und Wortverdrehung auch für die lombardiſchen Gloſſen. Das Urtheil, das man in ſprachlicher Hinſicht über alle dieſe Gloſſen fällen kann, iſt: für die Grammatik, für die Geſchichte der Flexion haben dieſe, dem erſten Anſchein nach, ſo wichtigen Sprachquellen durchaus keinen Werth, wohl aber für die Kenntniß der Wurzeln, wenn man dabei kritiſch zu Werke geht, was Wiarda, der Herausgeber der malbergiſchen Gloſſen, aus Unkenntniß der alten Sprache, nicht verſtand.

Allein von einer andern Seite behaupten dieſe ehrwürdigen Denkmäler altdeutſcher Geſetzgebung,

herſtammend aus den Zeiten, wo die deutſchen Völkerſchaften nach den Stürmen der Völkerwanderung ſich häuslich niederließen und die Grundſteine der ſpätern europäiſchen Verfaſſungen legten, einen unſchätzbaren Werth, und Sie errathen, daß ich hierunter die Kenntniß des altdeutſchen Rechts, die Kenntniß jener unmittelbar aus dem tiefſten Grunde des Volkslebens entſprungenen Sitten, Gebräuche, Urtheile und Geſetze unſerer Vorfahren verſtehe. Soll die deutſche Literatur hauptſächlich ſich als Aufgabe ſetzen, einen Beitrag zur geſchichtlichen Charakteriſtik des deutſchen Nationalcharakters, ſoweit er literariſch documentirt iſt, zu geben, ſo hat ſie auf dieſe, wie nicht weniger auf die ſpäteren Geſetzſammlungen des Mittelalters ganz beſondere Rückſicht zu nehmen. Sie kann und ſoll dies um ſo weniger vernachläſſigen, je reichlicher ihr in dieſer Hinſicht in neuſter Zeit vorgearbeitet iſt, und dies nicht allein von eigentlichen Juriſten zu juriſtiſchen Zwecken, wie früher von Heineccius, Grupens und Dreier, ſpäter durch

Eichhorns Bemühungen, sondern auch von Männern, denen die höhere Ausbeute verschwebte, die über das Practische der Gegenwart hinausgingen und wie Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte und Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern gleichsam die Philosophie und Poesie des altdeutschen Rechts vor Augen hatten und tiefe Blicke in ganz ungewohnte Regionen des deutschen Volksgeistes warfen. Ueber die wichtigsten Punkte aus den deutschen Rechtsalterthümern kommt man jetzt immer mehr zu Ansichten und Resultaten, welche frühere, aus Unkunde und Geistlosigkeit entsprungene Vorurtheile wie Nebel und Wolken am deutschen Himmel verscheuchen, Vorurtheile, welche hauptsächlich auf der einmal gefaßten, irrigen Grundansicht beruhten, es sey das Zeitalter der deutschen Rechtsbildung ein rohes und barbarisches gewesen, daher denn auch die Rechtsausflüsse desselben als roh, unsittlich und barbarisch zu bezeichnen. Wie tief blieb man mit dieser Ansicht unter der Wahrheit! Welch absurder Vorwurf im Munde eines

Geschlechts, das auf Stelzen einer unnationalen Bildung durch die Welt stolzirte, dem Rom Gesetze und Paris Sitten dictirte, und das nur deswegen auf die alten deutschen Eichenhaine unwillig war, weil es sich dort die Rockschöße an den Tannenzacken zerriß, und ob dem Weben, Säuseln und Brausen des altdeutschen Geistes sich den Schnupfen zuzuziehen befürchtete. Es ist wahr, sagt Grimm, daß in manchen Bestimmungen des altdeutschen Rechts eine derbe heidnische Ansicht waltet, die unseren gemilderten Sitten Anstoß giebt, die als Grausamkeit unser zarteres Gefühl verletzt; allein ist solches nur allein gothische Barbarei zu nennen, giebt es bei Römern und Griechen nichts dergleichen? Aber Griechen und Römer waren duldsamer gegen ihr Alterthum, sie suchten ihm geistige Triebfedern unterzulegen und statt es zu erniedrigen, zu erheben. Wenn z. B. Cicero die Strafe des Vatermörders, das Einsacken und in's Meer versenken bespricht, so sieht er darin nicht eine rohe Abscheulichkeit, sondern eine sapientia

singularis der Väter. Dies schwatzen unsere Philologen nach; wäre das Gesetz deutsch, so gäbe es einen neuen Beleg für die Rohheit der unsrigen. — Darin bewiesen sich die Alten eben großartig, daß sie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewissenhaft ehrten; unser gelehrtes Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimath. Adelung in seiner Schilderung der ältesten Deutschen trieb den heillosesten Irrthum bis auf die Spitze, er sammelte alle Laster der Deutschen, die nur von irgend einem griechischen, lateinischen und deutschen Schriftsteller erwähnt werden und entwarf aus diesen Zügen ein Bild des geselligen Zustandes der Vorwelt, eben als wollte man das Gemälde des heutigen mit dem Zuchthauspinsel malen. Diese Leute bedachten nicht, wenn sie z. B. auf die Hörigkeit und Knechtschaft unter den alten Germanen loszogen, daß unsere Bauern und Tagelöhner es zehnmal schlechter haben und in schmachvoller Sorge, Arbeit und Kümmerniß

ihr Leben verzehren, während germaniſche Knechte und Hörige menſchlich und liebreich behandelt wurden und ihres Lebens froh werden konnten. Statt des Vorwaltens perſönlicher Bußen, fährt derſelbe Schriftſteller fort, haben wir unbarmherzige Strafen, ſchmachvolle Gefängniſſe, ſtatt ſeiner farbigen Rechtsſymbole Stöße von Acten, ſtatt ſeines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibſtuben, ſtatt der Zinshühner und Faſtnachtseier Gerichtsdiener, die namenloſe Abgaben erpreſſen. Eintöniger Mattheit iſt die ſtarke individuelle Perſönlichkeit und die kräftige Hausgewalt des alten Rechts gewichen. Welche Wahrheit dringt daher aus Herders Worten, wenn er ſagt und fragt: iſt's beſſer, iſt's für die Menſchheit tüchtiger und geſunder, lauter lebloſe Räder einer großen hölzernen Gedankenmaſchine hervorzubringen, oder — Kräfte zu wecken und zu regen? Kräfte zu wecken, ſollt's auch durch ſogenannte unvollkommene Verfaſſungen, Unordnung, barbariſchen Ehrenpunkt, wilde Händelſucht und dergleichen

seyn — wenn's Zweck erreicht, immer besser, als lebend todt seyn und — modern.

So sprach Herder, und ich denke, es sind Worte, die er unserer Zeit aus dem Herzen und zum Herzen spricht, obwohl sie in seiner eignen matten ohne Echo sich verloren.

Schreiten wir nach dieser Einleitung der Epoche näher, aus welcher die erwähnten ältesten Gesetzsammlungen der germanischen Stämme herrühren. Es ist ein wehmüthiges Gefühl, das uns bei diesen Wurzeln des deutschen Rechts ergreifen muß, wenn wir bedenken, daß aus diesen Wurzeln, so sinnlich, stark und mächtig sie sind, nicht die Eiche eines deutschen Rechts hervorgeblüht ist, um uns heimathlich mit seiner Krone zu überschatten. Das war die Barbarei, die uns um unser Recht brachte, das war die Rohheit, die uns ein fremdes Recht äußerlich aufzwang und sich daher für unfähig zu eigener und selbstständiger Entwicklung des Rechts erklärte, das war die Unsittlichkeit, von den Sitten der Vor-

fahren abzufallen und die fasces des römiſchen Tribunals zu küſſen, die Herrmann zerbrochen hatte. Daran ſind unſere Kaiſer Schuld, nicht der erſte, Carl der Groſſe, der ein Deutſcher war mit Leib und Seele, nicht Heinrich der Vogler, der auch noch keinen fremden Blutstropfen in ſeinen Adern hatte, ſondern Friedrich Barbaroſſa und Friedrich der Zweite, die mit Italien Buhlſchaft trieben und jenes römiſche Kaiſerrecht in Deutſchland begünſtigten und einführten, das, obwohl aus freien Römerzeiten ſich herſchreibend, den ſpäteren Tyrannen dienſtbar geworden war und das Siegel ihrer abſoluten Gewalt an ſich trug, wie ich dies, im Verlauf dieſer Geſchichte und hauptſächlich bei Erwähnung des Sachſenſpiegels weiter ausführen werde. So bleibt denn nun unſer Recht ein Torso, der zerſtümmelte Rumpf eines Herkules, deſſen vollſtändige Kraft und Schönheit nur geahnt, aber nicht deutlich zur Anſchauung gebracht werden kann; denn, wer vermöchte jetzt, nachdem erſt das Chriſtenthum

und dann das Römerthum die Entwicklung unsers vaterländischen Rechts zerstört und gehindert haben, mit Sicherheit einen wahren Maaßstab an diese Rechtsruinen zu legen? Wer wollte die zurückgedrängten, halb aufgeschlossenen Blüthen des deutschen Rechts mit der allmählig gereiften Frucht des römischen vergleichen? des römischen, das so viele tausend Jahre und in fortlaufender ungestörter Praxis ausgesponnen und gebildet wurde. Und dennoch hat dies römische Recht, das in unsäglicher Vollständigkeit von Rechten und Gesetzen wie zum Spott über unserm recht- und gesetzlosen Zustande schwebt (denn was ist für den Deutschen ein römischgeschriebenes Recht, etwa mehr oder nur so viel wie eine lateinische Gebetformel für den katholisch-deutschen Bauern?) dennoch hat dies Recht, das aus Deutschland hinaus muß, wenn Deutschland in sich selbst hinein will, nicht so viele anziehende Seiten, als das altdeutsche, nicht diesen Reiz der Frische, nicht diese Fülle der Phantasie, nicht diese Durchdringung des Poetischen

mit dem Sinnlichen und Rechtlichen, endlich nicht einmal die Reichhaltigkeit der Quellen, die, je länger je mehr, heutzutage aus allen Zeiten zusammenſtrömen und es beurkunden, daß an Saftigkeit, Witz, Gemüth, Phantaſie, Unſchuld, Reinheit, ja ſelbſt in Hinſicht der Form, an epigrammatiſcher Faſſung, an ſchlagenden Ausdrücken keiner Nation Rechtsquellen mit denen der deutſchen in Vergleich zu ſtellen ſind.

Der Stoff des deutſchen Rechts iſt wahrhaft unendlich. Des Intereſſanten bieten ſchon die, leider in ihrer zufälligen Faſſung unnationalen älteſten Rechtsbücher aus dieſer Zeit ſo viel und mancherlei dar, daß die deutſche Literairgeſchichte, will ſie nicht etwa die ganze Sache mit Blindheit und Stumpfſinn übergehen, oder mit ein Paar dürftigen, allgemeinen Worten abſpeiſen, eher über die Fülle — als über die Dürftigkeit der Auswahl in Verlegenheit gerathen könnte. Ich glaube nicht eben fehl zu greifen, wenn ich, zur Veranſchaulichung des Geſagten, einen kleinen Abſchnitt

aus der Symbolik des Rechts bei unsern Vorfahren anführe und dazu diejenigen Symbole wähle, welche sich auf ihre Waffen, auf Pfeil, Hammer, Speer und Schwerdt bezogen und gerade solche Rechtssymbole sind, welche man ihnen eigenthümlich zulegen muß.

Symbol, oder nach altdeutschem Ausdruck, Wahrzeichen, ist im Sinne unsers alten Rechts die bildliche Vollbringung eines rechtsgültigen Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder persönliche Verhältnisse und beruhen in der Idee, daß Sache oder Person dabei sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Vom Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen seines wirklichen Antheils; auf den Acker wird ein Stuhl gesetzt, ein Wagen gefahren, ein Feuer angezündet, zum Zeichen, daß man von ihm Besitz genommen hat; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh weg, zieht die Schuhe aus, die Frau löset ihren Gürtel — alles, um verschiedene

Handlungen rechtlich durch diese Zeichen zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, ein Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus, eine Waffe symbolisirt diesen oder jenen Vorsatz, diese oder jene Machtvollkommenheit u. s. w. Wie sinnlich-poetisch dadurch das Rechtsleben wurde, bedarf keiner Erläuterung.

So adoptirte der Gothe durch den Bart, der Nordmann durch den Schuh, der Franke gab seinen Knecht frei durch das Symbol eines Geldstücks, der Longobarde durch das Symbol eines Pfeils!

Wie ausdrucksvoll! Der vom Bogen abgeschossene Pfeil bezeichnete den Eintritt in die Freiheit, wie von andern Völkern bei ähnlicher Gelegenheit Vögel in die Luft gelassen werden.

Im Norden berief ein Stock oder Pfeil die Volksgemeinde, in Deutschland der Hammer. Der Deutschen ältester Hammer war von Stein und führt daher den Namen, er war ihnen ein

geweihtes Geräth. (Thor's Zeichen war ebenfalls ein Hammer, durch dessen Wurf er sein Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Flüsse andeutete.)

Speer bedeutete in der alten Gesetzsprache den Mann und Mannsstamm, im Gegensatz der Spindel oder Kunkel, welche das Weib symbolisirte; daher man nach dem späteren Ausdrucke den Speer- oder Spillmagen und Schwerdtmagen, das ist Verwandten von Seiten des Mannes, und den Spindel- oder Kunkelmagen, d. i. Verwandten von Seiten des Weibes hat. — Das nächste Blut vom Schwerdt geboren erbt, heißt in einem der alten Gesetze über das Recht die männliche Erstgeburt.

Außerdem war der Speer, gleich Stab und Fahne, für Fürsten und Könige ein Symbol der Uebergabe von Land und Leuten, ferner, wie auch bei den Römern, die hasta sanguinea praeusta, zur Ansage des Krieges.

Am vielfältigsten findet man aber das Schwerdt in symbolischer Bedeutung.

1) Auf das Schwerdt und zwar auf den Griff desselben, mit in die Erde gesteckter Spitze, wurde bei Schwüren und Gelübden die Hand gelegt.

2) Ueberwundene mußten dem Sieger entweder ohne Schwerdt entgegentreten, oder ihm den Griff des Schwerdts hinreichen, gleichsam als ob er sie umbringen wolle.

3) Das Schwerdt war Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt und des Rechts über Leben und Tod. Der alte Comes erschien nicht ohne Schwerdt vor Gericht und der Freigraf wurde noch später per gladium et funis traditionem investirt.

4) Nach den altfriesischen Gesetzen trug der Bräutigam der Braut ein Schwerdt vor, zum Zeichen, daß der Mann Gewalt über ihr Leben habe; konnte eine angeschuldigte Frau sich wegen

Ehebruch nicht reinigen, ſo hatte der Mann die Wahl, ſie zu ſchlagen oder zu enthaupten.

5) Auch bedeutete die Ueberſendung und Annahme des Schwerdtes die zu vollziehende Hinrichtung: quodsi ingenua Ripuaria servum Ripuarium secuta fuerit et parentes ejus hoc contradicere voluerint, offeratur ei a rege seu a comite spata et conucula; quodsi spatam acceperit, servum interficiat; si autem conuculam, in servitio perseveret; lautet es wörtlich in den Geſetzen der ripuariſchen Franken.

6) Auch war es im deutſchen Alterthum Sitte, wenn ein Mann bei einer Frau ſchlief, die er nicht berühren wollte, daß er ein nacktes Schwerdt zwiſchen ſich und ſie hinlegte.

Darauf ſpielt unter andern noch in ſpäterer Zeit jener Vers in Triſtan und Iſolde an:

hierüber lant Triſtan einen Sin,
ſe gingen an ihr Bette wider
und leiten ſich da wider nider
von einander, wol din dan
recht als man un man;

niht als man un wip;
da lac lip un lip
in fremder gelegenheit,
auch hat Triſtan geleit
ſin ſwert bar enzwiſchen ſi.

Auch in dem Gedichte Wolfdieterich und die Heidentochter findet ſich eine ſolche ſymboliſche Handlung:

Wolfdieterich holt ſein ſwert
das legt er in die Mitte
zwiſchen in un ſie.

nicht weniger in den Nibelungen und einem Volksliede im Wunderhorn, in welchem letzteren es heißt:

Der Herzog zog aus ſein goldiges Schwert
er leit es zwiſchen beide hert (Schultern)
das Schwert ſoll weder hauen, noch ſchneiden
das Aennelein ſoll ein megdli bleiben.

Dieſe Sitte hat ſich noch im funfzehnten Jahrhundert erhalten, indem Bevollmächtigte eines verlobten Fürſten mit der fürſtlichen Braut zu Bett gingen und zum Schein die Ehe vollzogen, was man den Bettſprung nannte. So wurde

noch 1477 die Sache mit Maria von Burgund, Carl des Kühnen Tochter und Braut des Erzherzogs und spätern Kaisers Maximilian gehalten; Maximilians Bevollmächtigter, der Pfalzgraf Ludwig, stieg gestiefelt und gespornt in's Hochzeitsbett und legte ein bloßes Schwerdt zwischen sich und die Braut.

Die klösterliche Literatur.

1) Unglücklicher Einfall der heutigen Italiener, auf die Herrschaft der Gothen in Italien zu schelten. — Das von den Gothen befreite Italien. — Lob der Gothen. — Schlechte Regierung der Byzantiner. — Vergleichung des Lebens in den germanischen Volksstämmen mit dem byzantinischen Reiche.

2) Rauher war indeß das Auftreten der Franken in Gallien, der Angelsachsen in Britannien — allein das Licht der regen Erkenntniß, die Naturforschung, flüchtete sich aus dem byzantini-

ſchen Reiche in die Klöſter von Irland und Schottland, die Sachſen in England überkamen mit der chriſtlichen Lehre die Wiſſenſchaft und leuchteten darin andern Nationen vor, bis Carl der Große dieſelbe über den Canal holte. —

3) Bildung der Klöſter, Gaſthäuſer, Krankenhäuſer, vom ſechſten bis achten Jahrhundert — ſie machten Land urbar, bildeten Völker, bereicherten die Wiſſenſchaften. Alfred poetiſch, arm. — Carl der Große frugal. — Harun Alraſchid glänzend und reich; konnte daher mehr für die Wiſſenſchaft thun. Dennoch kann der vorübergehende Glanz eines Herrſchers nicht verglichen werden mit den Vorzügen der Freiheit wiſſenſchaftlicher Inſtitute.

4) Bonifacius, Wunfried oder Winfried. Schon von Carl Martell war eine nähere Verbindung zwiſchen dem Frankenreiche und dem römiſchen Biſchof eingeleitet worden. Dieſe wurde enger geſchürzt und auf den größten Theil von Deutſchland (Baiern, Schwaben, Rheinprovinzen,

Heſſen, Weſtphalen, Friesland) ausgedehnt. — Erzbiſchof von Mainz — Stifter von Klöſtern und Kloſterſchulen a) zum Unterricht der Geiſtlichen, b) zum Unterricht der Laien im trivium und quadrivium.

5) Deutſche Kloſterſchriften aus dieſer Zeit. Die deutſchen, meiſtens fränkiſchen Mönche, welchen wir Schriften in einheimiſcher Sprache aus dieſer Zeit verdanken, ſtehen an Originalität u. ſ. w. zurück gegen die engliſchen. Sie lieferten nur Ueberſetzungen, lateiniſche Hymnen, Glaubensbekenntniſſe, Ordensregeln und dergleichen.

1) Das älteſte iſt wohl das Bruchſtück des Iſidoriſchen tractatus de nativitate domini, wahrſcheinlich aus dem Anfang des achten Jahrhunderts, herausgegeben von Palthen. Greifswalde, 1706, am genaueſten von Reſtgaard in der däniſchen Bibliothek, 1738.

2) Die Ueberſetzung der regula Sancti Benedicti von Kero, um 720. Er war Mönch von

Sanct Gallen, schrieb allemanniſch, abgedruckt in Schilteri thesaurus Antiq. Teuton. (Goldaſt, Schilter, Eccart und Dozen lieferten die Hauptſammlungen dieſer Epoche.)

3) Mehrere kleinere Denkmäler, als Gebete, Glaubensbekenntniſſe, Beichtformeln, proſairte lateiniſche Hymnen u. ſ. w., die man bei Eccart und Dozen findet.

Die meiſten dieſer Ueberſetzungen ſind ſteif und geiſtlos, beſonders die Ueberſetzung der regula Benedicti; z. B. nimmt er deliberatione für zwei Wörter und verdeutſcht ſon frihalte, morose = sitilihho, als ob es vom mos käme. — Dennoch hat eben dieſe Arbeit für den Sprachforſcher den meiſten Werth und bewahrt uns manche nachher verſchwundene Form. Die Mundart iſt allemanniſch und liebt k für g, ua für uo, hl für l, hr für r, u. ſ. w.

Volksgesänge.

1) Von der ursprünglichen Feinheit des Epos und der Geschichte. Von der Aufgabe der heutigen Geschichte. Attila — Theodorich. — Alboin.

2) Von den Sängern der alten Deutschen — Sie waren nicht die Dichter, die ausschließlichen — sondern zum Absingen der Heldengedichte besonders fähig. Das Wort liedos (Venantius Fortunatus) kommt schon im sechsten Jahrhundert vor, als Strophe.

a) Jordanes (um 540 — 50) erzählt, wie bei den Gothen die Geschichte der Vorzeit durch alte Gesänge fortgepflanzt sey, de rebus geticis, quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur — und wie sie die Thaten der Vorfahren unter Begleitung der Cither gesungen.

b) Im Leben des heiligen Lüdger wird erzählt, wie ein Blinder, Namens Bernlef, vor ihn gebracht, den seine Nachbaren sehr lieb gehabt,

weil er geſprächig geweſen und die Thaten der Vorfahren und die Kriege der Könige mit Geſang angenehm zu erzählen gewußt. (Quod esset affabilis et antiquorum actus et regum certamina bene noverat psallendo premovere.)

c) Bekannt ſind auch die Sänger bei Attilas Gaſtmahl.

d) Ein ſolcher Spielmann war Volker von Elſaß, der vor Gotelinde ſpielte, im Nibelungenlied 6833.

> Volker mit siner videlen dan
> chom gezogenliche fur Gotelinde stan
> er videlt sueze done, und sang ir sinin liet.

und wo iſt wohl ſchöner die Macht der Poeſie erzählt worden, als im Nibelungenlied, wo Volker ſeine Freunde nach dem großen Verderben in den Schlaf ſingt und den Schmerz mit Geſang mildert.

3) Solche Heldenlieder meinte Tacitus in der Germania und den Annalen. Solche Heldenlieder ließ Carl der Große ſammeln, aufſchreiben

und lernte sie auswendig, die Stelle lautet in Eginharti vita Caroli: item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. — Schlegels falsche Ansicht. —

Solche Heldengedichte waren es, die Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, so zuwider waren, daß er sie weder lesen, hören, noch hersagen mochte: Theganus de gestis Ludovici: poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere voluit.

4) Uns ist nur zweierlei aus dieser Periode von Heldensagen übrig geblieben:

a) ein lateinisches Werk de prima Attilae expeditione, was, nach lateinischen Mustern umgebildet, allen poetischen Werth verloren hat, und

b) das Lied von Hildebrand und Hatubrand. Ausg. Gebrüder Grimm. 1812.

Dieſes Fragment galt lange für ein Stück eines niederſächſiſchen Proſaromans. Die Alliterationsform zuerſt nachgewieſen von den Gebrüdern Grimm. Iſt vielleicht in Heſſen gedichtet in finem VIII. saec.

II.

Von Carl M. bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen.

Einleitung.

Das Charakteristische dieser Periode ist das Vorherrschen der klösterlichen Literatur, Uebersetzung der Evangelien, Hymnen u. s. w. —

Selbst die weltlichen Lieder, das Ludwigslied, so schön und poetisch es ist, verräth den geistlichen Verfasser. Um die Freiheit der Poesie war es geschehen.

Im Volke keimten und wuchsen ohne Zweifel die Lieder des deutschen Sagenkreises aus der Völkerwanderung immer fort. Ein Gedicht in

lateiniſchen Hexametern, de prima expeditione Attilae von einem Mönch zu St. Gallen, Namens Ekkart († 973) giebt eine Ueberſetzung aus damals vorhandenen deutſchen Sagen. — Von deutſchen Heldenbüchern ſpricht ein Schriftſteller um's Jahr 1000. Die Lyrik hatte noch ein ſchlimmeres Schickſal. —

Deutſche Trink- und Minnelieder, ſo wie Spottgedichte werden erwähnt, ſind aber für immer verloren gegangen. Im Jahr 789 wurde es den Nonnen auf's ſtrengſte unterſagt, Liebeslieder (Minnelieder) abzuſchreiben, oder ſie andern Nonnen zuzuſchicken.

Reichhaltiger fließen in dieſem Zeitraum die nordiſchen und angelſächſiſchen Quellen. Vielfach ſind die Lieder der Edda, die aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhunderte ſtammen, und die den Geiſt des Heidenthums in ungebrochener Stärke wiedertönen.

Eben ſo friſch und national ſind die angelſächſiſchen Heldenbilder, ſo das ſchöne Lied vom

König Aethelstan und besonders das Lied von Beowulf, im achten und neunten Jahrhundert verfaßt, zuletzt herausgegeben von Thorkelin unter dem lächerlichen Titel: de Danorum rebus gestis, Copenh. 1815, mit einer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung. — Alfred. — Die Form der Alliteration dauerte bei Scandinaviern und Angelsachsen noch bis in's zehnte, ja elfte Jahrhundert fort, bis auch hier die Reime eindrangen.

Carl der Große.

Die Sagen von Carl dem Großen stammen nicht aus dieser, sondern der nächstfolgenden Periode. Es sind Nachbildungen nord-französischer Werke, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Hier aber nur die Bemerkung, daß diese Gedichte unter der Größe Carls des Großen geblieben sind. Sein Feldherr Roland und die unglückliche Schlacht bei Ronceval spielen die Hauptrollen. Doch ist auch die Schilderung, wie

Carl der Große mit seinen Franken in die Lombardei einzieht, so übertrieben sie ist, nicht ohne Reiz. Desiderius auf dem Thurm von Pavia.

Zu dieser Zeit besuchte Carl die Stadt Rom, stieg in die Gruft des Apostels Petrus und schloß lebenslängliche Freundschaft mit dem Papst (Hadrian II.), dem er die Schenkung seines Vaters bestätigte; wofür er Patricier von Rom und später Carolus Augustus von Gottes Gnaden römischer Kaiser wurde. (In früheren Urkunden heißt er: Se. Excellenz, Carl, König der Franken und Patricier von Rom.)

Carl gehörte zu den Giganten der Geschichte, die einsam mit ihren Häuptern über dem Strom der Jahrhunderte stehen und sich einander die Hand reichen. Alexander, Cäsar, Carl der Große, Napoleon — Peter der Große kaum; er gleicht mehr einem ungeheuren mechanischen Hebel, als einem geistigen.

In Carl ist nichts französisches, kein späterer, französischer König sieht ihm im entferntesten ähn-

lich; dagegen Barbaroſſa, Friedrich II., Heinrich IV., Carl V. ihm doch wenigſtens bis an die Achſel kommen. Dies iſt der Troſt in der deutſchen Geſchichte, im Vergleich mit der franzöſiſchen, daß ſich das Auge doch an einigen rieſigen Naturen weiden kann. —

Die Karolinger.

Ludwig das Kind († 911) hatte viel zu leiden von den Einfällen der Normannen. Ihre Dreiſtigkeit. Schifffahrt auf dem Rhein bis nach Worms. Ihre Niederlage 883 durch den fränkiſchen König Ludwig, Sohn von Ludwig dem Stammler.

Das Ludwigslied,

bearbeitet zuletzt von Dozen und Lachmann. Das ſchönſte unter allen durch Kühnheit des Ausdrucks, obgleich in ſeiner Freiheit geſtört durch die chriſtliche Faſſung.

(Vorleſung der vorzüglichen Strophen.)

Zwei Jahrhunderte ſpäter als das Ludwigslied (881) ward der Hymnus auf den heiligen Hanno gedichtet, ein Gedicht, das man den treuſten Spiegel der Zeit nennen kann, indem darin alle Elemente derſelben als verſchmolzen erſcheinen. Das Poetiſche darin iſt heidniſcher Natur, kriegeriſche Begeiſterung aus der Heldenzeit der Nation, wo die deutſchen Stämme gewappnet in der Welt umherzogen. Dagegen iſt die Anlage des Ganzen gelehrt und zeugt von der Leſung der lateiniſchen Schriftſteller, beſonders der Geſchichtſchreiber; der Ton und die Färbung iſt mönchiſch-chriſtlich, und ich zweifle nicht daran, daß der Verfaſſer (uns unbekannt) Mönch in irgend einem deutſchen Kloſter war.

Der Biſchof Hanno von Cöln (Nebenbuhler des Adelbert von Bremen) ſtarb 1075; man kann das Gedicht in's Jahr 1100 ſetzen.

Opitz hat es zuerſt entdeckt und herausgegeben; der Text iſt ſehr verdorben. Die neuſte Ausgabe iſt von Goldmann 1816.

Das Ganze hat einen ziemlich bedeutenden Umfang, es besteht aus 49 Stophen.

Plan desselben. Vorlesung im Auszug.

Das Ludwigslied und der Hymnus auf den heiligen Hanno sind die beiden einzigen poetischen Werke aus dieser Periode, die frei erfunden und nicht übersetzt sind.

Wir kommen nun zu den theils poetischen, theils prosaischen Uebersetzungen, die größtentheils nur von Seiten der Sprache, grammatisch und lexikographisch Werth haben. Sie sind die Produkte der unter Carl dem Großen begonnenen christlichen und wissenschaftlichen Bildung der Klöster, wie der Dom- und Klosterschulen. Die Dom- und Klosterschulen erheben sich zuerst in Frankreich. Nach dem Vorbilde der Schule von Tours, welcher Alkuin vorstand, ward 813 die Klosterschule zu Fulda eingerichtet, durch Rhabanus Maurus. Mit Mönchen aus Fulda wurden

mittel- und unmittelbar die andern berühmten Klosterschulen in Deutschland besetzt; (die berühmtesten sind Hirschau, Sanct Gallen, Reichenau, Weißenburg (Westobrua) und Korwey.) — Unter den ersten sächsischen Kaisern kamen auch die Dom- und Stiftsschulen zu den Klosterschulen hinzu und wurden Hauptsitze der deutschen Gelehrsamkeit; Cöln, Bremen, Hildesheim, Paderborn, Trier und das Niederländische Lüttich und Utrecht. Als aber die Geistlichkeit reich und unter Heinrich IV. (Gregorius VII.) von Kaiser und Reich unabhängig wurde, hörte der Fleiß auf und Dom- und Klosterschulen verfielen. — Aus der Blüthe der geistlichen Bildung gingen hervor die deutschen Chronikenschreiber Witekind († 1014) von Korwey (ziemlich besonnen), Dietmar von Merseburg († 1018) (albern, abergläubisch), vorzüglich Lambert von Aschaffenburg, dazu die poetische Aebtissin von Gandersheim, de gestis Ottonum in lateinischen Hexametern und christlich-lateinische Komö-

dien, wodurch sie den heidnischen Terentius zu verdrängen suchte. (980.).

Bezeichnen wir nun einige der bedeutendsten deutschen Uebersetzungarbeiten aus dieser Epoche, die aus den Klöstern hervorgegangen sind.

Die umfangreichsten sind die sogenannten Evangelienharmonien, denen uns drei aufbewahrt sind, zwei poetische und eine in Prosa.

1) Letztere ist die älteste, sie ist eine Uebersetzung von Tatiani evangeliorum harmonia. Der Verfasser ist unbekannt; Zeit: Mitte des neunten Jahrhunderts. Im Schilterschen Thesaurus. Eine der ansehnlichsten und reichhaltigsten Sprachquellen. Sie ist hochdeutsch und sehr gut und fließend gerathen.

2) Die zweite ist in niedersächsischer Sprache und zwar in Alliterationsversen, aus dem Zeitalter Ludwigs des Frommen, der einem berühmten sächsischen Dichter die Ausführung übertragen hatte. Für die niedersächsische Sprache das wichtigste Denkmal, von dem aber bisher nur Bruch-

ſtücke gedruckt ſind. Der Ausdruck iſt an Stellen kühn und großartig, es erregt Wehmuth, daß ein ſolches Talent zu einer unfreien Schöpfung ſich herabließ.

(Vorleſung einer überſetzten Stelle.)

3) Die dritte Evangelienharmonie iſt in oberdeutſcher Sprache von Ottfried, Schüler des Rhabanus Maurus, aus dem Kloſter Weißenburg im Elſaß; die Ueberſetzung fällt zwiſchen 860 und 70. Abgedruckt in Schilter und Scherz. Eine neu angekündigte Ausgabe von Graff iſt nicht zu Stande gekommen.

Nächſt Ottfrieds gereimter Evangelienharmonie iſt, ebenfalls in fränkiſcher Sprache die poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen durch Notker merkwürdig. Notker hießen mehrere kenntnißreiche Mönche in Sanct Gallen, der Verfaſſer der Pſalmenüberſetzung wird durch den Zuſatz Labeo unterſchieden, † 1022 als Benedictiner-Mönch zu Sanct Gallen. Die Notkerſche Handſchrift zu Sanct Gallen unterſcheidet ſich von an-

dern damaligen, früheren und späteren Handschriften durch das Accentuationssystem, das von Anfang bis zu Ende hindurchgeführt ist; es hat zwei Accente, den Akutus und Gravis, die er durch ein Zeichen ausdrückt, dann den Circumfler, wodurch er lange Sylben bezeichnet — diese scheinen sämmtlich aus Verdoppelung entsprungen zu seyn z. B. vân für vahan, hât für habet u. s. w.

Vermuthlich hat Notker außer der sehr schätzbaren Uebersetzung der Psalmen, noch manche andere, besonders weltlicher Bücher veranstaltet, die gegenwärtig zu St. Gallen aufbewahrt werden. So des Boethius Trostbuch, des Aristoteles Organon u. s. w.

(Vorlesung des Vaterunsers, bei Ottfried und Notker, 150 Jahre später.)

Ein 50 Jahr später als Notker bearbeitete der Abt Willeram das hohe Lied paraphrastisch. Willeram war Abt zu Ebersberg in Baiern und † 1085. Im Jahre 1827 erschien

von dieſer Paraphraſe ein Auszug mit Wörterbuch von H. Hoffmann.

Den Kreis dieſer Denkmäler ſchließe ich mit Erwähnung der Gloſſenſammlungen und der reda umbe diu tier.

Letzteres iſt ein kleiner physiologus, oder bestiarius aus dem elften Jahrhundert. Es werden darin verſchiedene Thiere beſchrieben und ihnen eine chriſtlich-myſtiſche Bedeutung zugelegt.

Aehnliche Thierdeutungen finden ſich auch bei den Minneſängern wieder.

Die Gloſſenſammlungen ſind deutſche Gloſſarien zu lateiniſch-geiſtlichen Schriften. Sie ſind benannt theils nach ihren Verfaſſern (glossae Rhabani Mauri), theils nach dem Ort, wo die Handſchriften ſich finden (glossae castellanae), theils nach neueren Herausgebern (glossae Junianae). Der Werth des ſchilterſchen Gloſſariums beſteht hauptſächlich in der fleißigen Benutzung dieſer Gloſſen.

Zum Schluß der ganzen Periode mag ein Auszug aus der sogenannten Kaiser-Chronik dienen, welche eben zwischen Schluß und Anfang dieser und der folgenden fällt, als gereimte Mönchs-Chronik aber noch ganz dieser angehört.

Sie ist erst seit einigen Decennien entdeckt, fängt natürlich an von Erschaffung der Welt und schließt mit König Lothar (Loth. II.), es muß nicht heißen Luitprand, sondern Liutprand, nicht Luitgard, sondern Liutgard). Sie ist ohne Zweifel kurz nach dem Tode des Kaisers geschrieben. (Lothar II. † 1137.)

In den einengenden Mauern des gebundenen klösterlichen Lebens nahm, wie leicht zu erachten, die deutsche Verskunst eine rauhe und unfreundliche Gestalt an; wie denn überhaupt das elfte und zwölfte Jahrhundert als barbarisch sehr verrufen sind; was die poetische Literatur betrifft, so kann man wenig darüber sagen, da fast nichts aus diesem Zeitraum übrig geblieben, mit Ausnahme der Kaiser-Chronik. Karls und seiner Nachfolger

Unterrichtsanſtalten wurden vernachläſſigt, die Elemente der hiſtoriſchen Kenntniſſe löſten ſich auf in den Klöſtern zu dem abenteuerlichſten Chaos. Wie ganz anders geſtaltete ſich hier die Poeſie der Geſchichte, als in den Liedern des Volkes, indem bloße Fiction und Willkühr die Stelle der poetiſchen Nothwendigkeit vertrat.

Dies wird Ihnen klar werden aus dem, was ich aus der Kaiſer-Chronik Ihnen mittheile.

(Schlegel deutſch. Muſ. 2ter Bd. Kaiſer-Chronik von Dozen.)

III.

Die Hohenstaufen.

Beginn des Mittelalters und der mitteldeutschen Literatur. Die schwäbische Mundart, die Geburtssprache der Hohenstaufen, wird die herrschende. Das Uebergewicht des Geistes, der Macht und des Glanzes tritt entschieden auf die südliche Hälfte Deutschlands. Unter sächsischen Kaisern hätte die nördliche Hälfte dieses Uebergewicht errungen, und statt der schwäbischen Mundart wäre die niedersächsische die herrschende geworden. In mancher Hinsicht kann man bedauern, daß beides nicht geschehen. Das Hauptziel der Hohenstaufen war Herrschaft in Italien, welches den Norddeutschen, wie man an Heinrich dem Löwen sieht, ferner aus dem Wege lag. Die

Hohenstaufen suchten ihre Herrschaft in Deutschland, wie in Italien, zu befestigen durch Einführung des römischen Rechts, worauf ein norddeutscher Kaiser nicht gefallen wäre. Die Einbuße an höfischer Poesie hätte der Volksgeist mehr als ersetzt. —

Die Gegenstände dieser Periode sind 1) die Poesie des Adels, 2) die Poesie des Volks und 3) in Prosa die Land- und Stadtrechte, deren Sammlung wir dem Eifer von Privatpersonen verdanken. Die klösterliche Literatur ist also zurückgetreten; sie beschränkt sich auf einige Legenden und Predigten.

Adelspoesie und Volkspoesie des Mittelalters.

Diese beiden Elemente muß man sorgfältig unterscheiden. Die Blüthe beider fällt in das Ende des zwölften und in das dreizehnte Jahrhundert; also der Zeit nach sind sie — als Literatur — nicht getrennt. Deste mehr ihrem Ur-

ſprunge, Werth und Charakter nach. Die Volkspoeſie iſt ihrem Urſprunge nach deutſch, Original, die Ritterpoeſie oſt- und ſüdeuropäiſch, Nachahmung. Weil letztere in romaniſchen Ländern entſprungen, heißt ſie auch die romantiſche (im engeren und eigenſten Sinn).

Sie erinnern ſich aus dem achten Jahrhundert des deutſchen Liedes von Hildebrand und Hadubrand und deſſen, was wir bei dieſer Gelegenheit über dies epiſche Fragment aus dem deutſchen Sagenkreiſe bemerkt haben; auch der Lieder, welche Carl der Große ſammeln ließ und die wir als eben dieſem Kreiſe aus der Zeit der Völkerwanderung angehörig anerkannt haben. Leider ſind uns außer dem merkwürdigen Hildebrandsliede, keine Lieder aus früherer Zeit zugekommen, ſie wurden wie die homeriſchen Geſänge rhapſodiſtiſch von wandernden Sängern vorgetragen und durch mündliche Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. Erſt zu der Zeit, da die deutſche Schrift allgemeiner aufkam (noch Ottfried

ſpricht von der Schrift, als einem Kloſtergeheimniß) im zwölften und hauptſächlich im dreizehnten Jahrhundert, konnten die Dichtungen mehr fixirt werden. Dies war aber für die Poeſie nicht nothwendig, noch einmal natürlich, denn Volkspoeſie und geſchichtliche Sage lieben das Wehen des Mundes und in der Regel iſt der geſchriebene und gedruckte Buchſtabe ihr Sarg. Es war alſo mehr ein Zufall als innere Nothwendigkeit, wenn das Nibelungenlied, wie es im zwölften Jahrhundert im Herzen und auf den Lippen der Nation lebte, für uns durch Schrift ſich erhielt. Wie wäre es ſonſt zu erklären, daß von ſo vielen deutſchen Nationalgedichten, deren Exiſtenz in jener Zeit erwieſen werden kann, nur ſo wenige auf uns gekommen, während faſt alle Producte der Ritterpoeſie, ſelbſt die unbedeutendſten, oft in zahlreichen Handſchriften ſich uns erhalten haben.

Wir nehmen alſo an: es hat die deutſche Poeſie in ihrer Eigenthümlichkeit bis zum zwölften Jahrhundert fortgeblüht und ſich immer reicher

um anmuthiger entwickelt. Fände sich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeschrieben, so würde es wohl kürzer, unbehülflicher in Worten, dem Hildebrandsliede ähnlicher, aber vielleicht noch in größerem und strengerem Stil seyn, wie denn das Großartige bei aller Entwickelung ächter Poesie und Kunst den Anfang macht und das spätere Schöne und Anmuthige, das Reizende und Gefällige der Form selten ohne Verkürzungen der geistigen Dimensionen, ohne Nachtheil des Erhabenen und Kühnen zu Stande kommt, dieses selbst aber das Anmuthige, und Schöne, in der Folgezeit immer anmuthiger und schöner werden will und daher zuletzt seinen ursprünglichen Charakter völlig einbüßt und in's Schönliche und Manierirte ausfällt. Extensiv war das gesungene Nibelungenlied gewiß nicht so bedeutend, als das geschriebene, das alle Partien desselben zu einer Einheit verarbeitete und manches einflocht, was vielleicht ursprünglich nicht in den Kreis desselben gehörte. Intensiv aber mag das gesungene Ni-

belungenlied noch bedeutender gewesen seyn, trotz der Bildung, welche der unsterbliche Sammler und Formengeber desselben, vor dem Volk voraus hatte. Denn es ist die Bildung des Deutschen leider zu keiner Zeit eine nationale gewesen, sondern eine fremde, anfangs eine lateinische, später eine romanische. So entstand die Spaltung zwischen dem gebildeten Einzelnen und der großen Volksmenge, zwischen dem fremden Wissen und der heimischen Kraft, der Gelehrsamkeit und dem Volkswitze, den unnationalen Formen und dem vaterländischen Charakter, eine Spaltung, die den Nibelungendichter nur einen Fuß breit, unsere Dichter schon unabreichbar vom Volke trennte, da sie mit der Zeit immer weiter klüftete, das Volk sich selbst überlassen blieb und der Gebildete sich durch die Kenntnisse und Anschauungen der ganzen Welt bereicherte. Diejenigen, welchen die geistige Bildung des Volkes zunächst oblag, die Priester, holten aus den meistgetrübten Quellen der Vorzeit ihre Gelehrsamkeit und eine Sammelei

von Kenntnissen, die dem Volk nichts nutzten. Daher ist es auch gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Geschichte entwickelt hat, lateinisch und nach lateinischen Vorbildern wurde sie behandelt, weder kritisch noch poetisch; einer copirte noch dazu den andern und man findet oft dieselben Worte bei vier bis fünf Chronikenschreibern wieder. Erfreulich ist es aber, sagen zu können, daß die besten Chroniken, die erst mit dem vierzehnten Jahrhundert anfangen, Städte-Chroniken *) sind, ferner daß der deutsche Volksgeist, wo er ungetrübt und aus frischer Quelle sich äußerte, wie in der Baukunst und späteren Malerei, die allerherrlichsten Werke schuf.

Ueberhaupt auf alles, was nicht gelehrt, was nur reiner Abdruck des Menschlichen war, fiel in Deutschland der Schimmer der Poesie. Wie Ludwig der Fromme die Volkslieder verachtete,

*) Die vorzüglichste ist die Chronik von Speier.

bekannte er nicht allein seinen undeutschen und unkräftigen Sinn, sondern auch seine Ahnungslosigkeit des wahren Schönen.

In den Städten fand zum Glücke die Freiheit und die Poesie Zuflucht vor der einreißenden Barbarei.

So tödtend die Berührung der Gelehrsamkeit und Bildung eines ausgestorbenen Volks auf den Geist eines lebendigen wirkt, so erfrischend kann die Berührung eines lebendigen auf ein lebendiges seyn. Dies war der Fall, als Deutschland mit dem Orient bekannt wurde. Vielfach waren die Einwirkungen dieses Ereignisses auf Leben, Sitte und Bildung der Deutschen, wie besonders Heeren dies in seiner bekannten Preisschrift, „Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge," vortrefflich ausgeführt hat. Fremder Luxus wurde in den Städten und an Höfen eingeführt, Indien gab seidne Kleider, Edelsteine, Perlen, Spezereien, Asiens edle Früchte wurden einheimisch und eine große Heerstraße mit allen Herrlichkeiten des

Orients beladen zog sich, wie ein reich geflicktes Band durch Deutschland hin. Die Bekanntschaft mit Griechenland, die Freiheit, Ausbildung und Bereicherung des Geistes, die Reisen und Kriegszüge gaben, bewirkten eine außerordentliche Umwälzung des Lebens. Bisher gab es fast nur Edle und Leibeigene, *) jetzt gab es auch Bürger, die durch Freiheit, Kraft, Reichthümer und Künste, dem Adel gegenüber, ein stolzes Selbstgefühl sich gebildet hatten. Es ist merkwürdig, wie die Kreuzzüge, die anfangs die Hierarchie und das Feudalsystem auf die höchste Spitze trieben, eben das republikanische Princip erzeugten, durch welches Hierarchie und Feudalsystem zu Grunde gingen.

Wie nun das Leben allezeit von der Poesie begleitet wird, so mußte auch dies Eingreifen einer neuen Zeit ihre Saiten berühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Wiederschein

*) Weil die Freien zu Leibeigenen herabgesunken waren.

dieſes Lebens war und die zum Theil noch in dieſe, zum Theil ſchon in die andere Periode der deutſchen Literatur fällt. Luſt, Anmuth, Scherz und aller ſatiriſche Uebermuth, den Reichthum und ein ſorgenfreies Leben giebt, ſind ihre charakteriſtiſchen Kennzeichen. Wenn dieſe Poeſie vom vierzehnten bis zum ſechszehnten Jahrhundert nicht ſo groß und weltumfaſſend war, wie die der epiſchen Zeiten, ſo wird doch niemand die heimiſche Fröhlichkeit und das mehr beſchränkte häusliche Weſen ohne Ergötzen betrachten können.

So wäre mit kurzen Zügen das Weſen, die Entſtehung und Fortbildung der deutſchen, das heißt, aus deutſchem Geiſt entſprungenen, volksthümlichen Poeſie angedeutet. Machen wir denſelben Verſuch über das Weſen, die Entſtehung und Fortbildung der romantiſchen oder ritterlichen Poeſie.

Die romantiſche Poeſie iſt eine beſondere Erſcheinung in jener Zeit, die weder direct in

das Wesen der deutschen Poesie eingreift, und noch weniger aus ihr hervorgeht.

Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf und aus allen Winkeln Europa's zogen die kreuzgestickten Mäntel nach dem gelobten Lande. Gleiches Streben, gleiches Leben, gleiche Gefahren verknüpften damals die verschiedenen Völker des christlichen Glaubens. Deutsche wurden mit Franzosen, mit Welschen bekannt, wie man damals alle südlichen Völker nannte, die lebhaft, mittheilend wie diese waren, und so konnte es nicht fehlen, daß die Deutschen bald sich ihre Sprache und Poesie aneigneten. Man weiß, daß sie ihre Troubadours auf Feldzügen mit sich nahmen und diese, wie sie selbst, sangen Liebeslieder und übten die gaya scientia, die fröhliche Wissenschaft, wie sie ihre Kunst nannten. Sodann lebten damals viele französische Dichter, welche die romanischen Nationalsagen von Carl dem Großen, Roland, der Schlacht von Roncevaal, und ebenfalls die

engliſchen vom König Artur und der Tafelrunde, vermiſcht mit Mährchen und Zaubereien des Orients in Verſe brachten und aufſchrieben.

Alle dieſe Poeſien verbreiteten ſich in kurzer Zeit in Deutſchland, Italien, ja ſelbſt bis nach Irland. Schon damals verleugneten die Deutſchen ihren heutigen Charakter nicht: ſie waren am fleißigſten, was ſich aufbringen ließ von fremden Gedichten, das wurde überſetzt und ſelbſt die mittelmäßigen und ſchlechten wurden nicht verſchmäht. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt und hierin wurden ihre Vorgänger gewiß übertroffen, bei dem tieferen Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie ſo recht gewurzelt hat. Die deutſche Gründlichkeit durfte nicht fehlen und ſo thaten ſich viele Dichter zuſammen, Regeln zu beſtimmen über Form und Manier, bei denen man feſthielt und die immer künſtlicher erweitert wurden.

So entſtand die romantiſche Poeſie des Mittelalters in einer geſchloſſenen Geſellſchaft Gebil-

deter, Adeliger, Ritter, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es eine Ehre war, solch' adlige Kunst zu treiben. Diese Poesie war es, die man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu allererst aus bestäubten Pergamenten hervorgrub (die meisten sind Prachtexemplare reicher und vornehmer Herren), welche man für die einzige des Mittelalters hielt und wonach man den Werth der deutschen Poesie berechnete.

Fragen wir nun, wie sie sich zur deutschen Nationaldichtung verhielt? Einiges voraus.

Kunstpoesie, d. h. mit Bewußtseyn und Absicht gedichtete, ist, ihrer Idee nach, eben so nothwendig und zulässig, als Naturpoesie; denn wenn die Kunstpoesie ächt ist, so setzt sie die Naturpoesie fort, das heißt, wo diese untergeht, bildet sie den Ersatz derselben. So ist Hans Sachs ein Kunstdichter und Nationaldichter zugleich, und wer wollte den Kunstdichtungen Goethe's die deutsche Natur und Grundader absprechen? Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des

Stoffes; die Individualität des Dichters steigert sich zur Individualität der Nation. Wo dies Verhältniß aber nicht die rechte Mischung hat, entsteht mehr oder weniger Manier, Trennung des Natürlichen vom Poetischen und Unvermögen des Volkes, dergleichen zu verstehen und zu genießen.

So war es im Mittelalter. Abgesehen, daß diese romantische Kunstpoesie überflüssiger war, da die Volkspoesie noch in der Blüthe stand, so war dieselbe auch unter dem Charakter der ächten Kunstpoesie concipirt, lag außer dem Geiste der Nation und verlor sich in Manier. Es war die Poesie einer gewissen Classe. Zum Volke gelangten die adligen Pergamente nicht und im Volke fand der Gesang der Höfe kein Echo. Diese Minnelieder mit ihrer verfeinerten Sentimentalität waren nicht die Liebeslieder des Volkes, und diese epischen Rittergedichte waren nicht einmal von ihren Verfassern auf Vortrag im Gesang, sondern nur zum Vorlesen und einsamen Lesen berechnet.

Vielmehr standen sie in reinem Gegensatze

zur Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dietrich von Bern und den andern großen Helden, wie z. B. die Chronik von Quedlinburg aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt, indem sie sagt: hic est Theodoricus ille, de quo cantabant rustici und Jacob Twinger von Königshofen sagt in seiner elsässischen Chronik vom Jahre 1386: „Dietrich von Bern, von dem die Geburen so viel singent und sagent;" und noch Aventin in der bairischen Chronik aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts berichtet: „man findet nit bald einen alten König, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sey, als Dietrich von Bern." —

Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als die Volkspoesie und die Ritterpoesie. Jene war ein großes, allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, Kämpfe der Männer, Untergang ganzer Nationen, herab bis zum häuslichen Leben der Helden, zu den Weibern, die sich Träume erzählen, zu den

Müttern, die ihre Töchter warnen, zu den Gesprächen eines Koches mit dem Fürsten, alles episch vollständig, nichts klein und nichts groß, wie in der Iliade. Und welch ein Geist der Unschuld, der alles so nackt und ohne Erröthen sagt und schildert, als ob ein Kind Thatsachen berichtete, von denen es Augenzeuge war. So Brunhildens Bezwingung durch Siegfried, so, wenn der alte Hildebrand Chrimhildens Küsse abweist und unwillig ausruft: das Hurenwerk laßt seyn!

Wie ganz anders die Ritterpoesie; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer, die nur durch übermenschliche Tapferkeit bestanden werden. Dazwischen die Liebe heiß und üppig, die Treue nur, wie in Tristan und Isolde, als Bezauberung im phantastischen Gewande; nirgends will den Frauen der Mantel der Treue so recht passen. Das ist der an sich anmuthige und poetische, aber tief unter jener Großheit stehende Charakter der romantischen Dichtung.

Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich und eindringlich zum Gemüth; aber wo sie nicht im Grunde waltet, da redet der Dichter verwirrt und ängstlich und sucht überall nach einer Stütze. Die romantischen oder ritterlichen Dichter holten ihre Materialien von allen Seiten herbei und ihrer Poesie mangelt es daher an reinem Gusse, an innerer Nothwendigkeit. Zuerst wird das Leben Jesu erzählt und die damalige Theologie entwickelt, (am schönsten in die Geschichte eingeflochten geschieht dies im Titurel des Gottfried von Straßburg) dann kommen Nachrichten, auf welchem Wege der Dichter zu der Aventiure gelangt, darauf vom Dichter selbst und seinen Genossen, wie von ihren und seinen übrigen Werken, endlich wird die Begebenheit eingeleitet durch Lobpreisung der süßen Minne. In der Erzählung selbst treten die Gestalten nur selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen und es scheint eine gewisse Aengstlichkeit

des Dichters hindurch, die Sache genau anzugreifen und sie allein im Auge zu behalten. Die Wörter gleiten an der Sache weg und nicht oft trifft eins den rechten Fleck. Und obwohl Einiges sich über diesen Charakter erhebt, so ist doch nichts in keiner Hinsicht mit dem Nibelungenliede zu vergleichen.

Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, der im Mittelalter als Unterschied zwischen Volks- und Ritterpoesie entsprang, dehnte sich in immer tieferem Risse aus und nur in Liedern aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zeigt sich wieder einige Annäherung und Verbindung. Es wird vom vierzehnten bis fast zum siebzehnten Jahrhundert recht klar, wie beide weit entfernt neben einander herlaufen, der eine lebendig und flüssig, der andere verhärtet in den ungelenken Formen der späteren Meistersängerei, allegorisch ausstaffirt, Zettel mit kalten Moralsprüchen im Munde und nicht an lebendigen Tänzen, sondern an Todtentänzen sich erfreuend.

Das Lied der Nibelungen.

Es ist der nationale und dichterische Werth der Volkspoesie und insbesondere der Nibelungen, im Gegensatze zu den romantischen Ritterdichtungen, auseinander gesetzt worden.

Es handelt sich nun um die beste Art, Ihnen die Bedeutung und die Schönheiten dieses Gedichtes klar und anschaulich zu machen. Ich wähle dazu folgenden Weg; erst werde ich Ihnen den detaillirten Inhalt des Gedichtes, Abenteuer für Abenteuer (es sind deren 39) mittheilen; dann werde ich einige naheliegende Betrachtungen über diesen Inhalt anstellen und zwar hauptsächlich 1) über das Geschichtliche der Nibelungen, 2) über den Zusammenhang der nordischen und deutschen Sagen aus dem Kreise der Nibelungen und 3) über den etwaigen symbolischen Kern des Gedichtes — eine Frage, die erst in neuester Zeit erhoben und noch gegenwärtig von deutschen und nordischen Sprachgelehrten lebhaft behandelt wird.

Darauf werde ich ihnen einige Abenteuer der Nibelungen, theils in der Grundsprache, theils in Ueberſetzung vorleſen und ihnen auf dieſe Weiſe den eigenthümlichen poetiſchen Hauch unſerer Ilias fühlbar machen.

Aeußere Schickſale des Gedichtes.

(A. W. Schlegel im D. M.)

Leider ſind die Nibelungen bis jetzt faſt nur noch in den Händen deutſcher Sprachgelehrten. Es beſtätigt ſich daran die Erfahrung, wie ſchwer es hält, daß eine dichteriſche Ueberlieferung, ausgeſtorbene Sagen der Vorzeit enthaltend, hindurchdringt zu allgemeiner und lebendiger Theilnahme.

Mehr als ein halbes Jahrhundert iſt jetzt verfloſſen, ſeit Bodmer es wieder entdeckte und die zweite Hälfte deſſelben unter dem Namen: Chrimhildens Rache herausgab. (1757. Manuſcript zu Hohenems, zu St. Gallen und zu München.)

Sie blieb unbeachtet, nicht allein vom Volk und den Gebildeten, sondern von Männern, wie Klopstock. — (Dessen Gelehrtenrepublik — Oden — Hermanns Tod — Barditen.) Lessing hatte Chrimhildens Rache gelesen, aber nur mit Rücksicht auf die Sprache.

Herder, der die Volksgesänge aller Himmelstriche sammelte und würdigte, ließ nichts von den Nibelungen verlauten.

Auch die Erneuerer des Volksgesetzes, Bürger, Goethe haben die Nibelungen nicht begrüßt, obwohl letzterer Hans Sachs wieder zu Ehren brachte.

So viel von der ersten Aufnahme bei Erscheinung des Werkes. Es ist wahr, daß Bodmer, der überhaupt den Geist der Nibelungen durchaus nicht ahnte, den großen Fehler gemacht hatte, nur einen Theil derselben herauszugeben. Als er sah, daß dieser in der Ursprache wenig Aufmerksamkeit erregte, schrieb er dies dem Nichtverstehenkönnen zu und lieferte eine Uebersetzung

in Herametern. Sulzer in d. Bibl. d. sch. Wiss. that sein Möglichstes, um Bodmer's herametrische Nibelungen herauszustreichen, aber ohne Erfolg.

So blieb der Stand der Sache bis zum Jahr 1782, wo das ganze Lied der Nibelungen im Druck erschien. Der Herausgeber war ein gewisser Müller, der unter Bodmer's Rath und Aufsicht arbeitete und ihm die Handschrift verdankte. Er war aber dem Zwecke durchaus nicht gewachsen. — Gleich auf dem Titel heißt es: ein Rittergedicht aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert! und in der Vorrede sagt er: ich kenne weder den Autor, noch die von ihm aufgeführten Personen, die doch nicht ganz erdichtet scheinen. Er kannte also weder Attila noch Dietrich. Auch war die Ausgabe höchst unkritisch und voll von Druckfehlern.

Bald nach Erscheinung des Gedichtes ließ sich Joh. v. Müller darüber aus; in den Göt-

tinger Anzeigen, wie in den Schweizerschriften. In letzteren sagt er: es kann eine nordische Ilias werden.

Müllers Worte machten wenigen Eindruck. Die erste wirkliche Erregung ging von der romantischen Schule aus. Tieck übernahm eine Bearbeitung, die er aber später liegen ließ, er wollte gewisse Lücken der Müllerschen Ausgabe durch scandinavische Sagen ersetzen; allein später fand sich, bei Vergleichung der Handschriften, die organische Vollständigkeit des Gedichts. A. W. Schlegel hielt 1804 in Berlin Vorlesungen über die deutsche Literatur und das Nibelungenlied, er las ein Abenteuer vor, von der Hagen war zugegen und wurde dadurch angeregt zu einer Uebersetzung und dann zu einer kritischen Ausgabe der Nibelungen, die 1810 erschien; davon die dritte Auflage mit den Lesarten aller Handschriften, Einleitung und Wörterbuch 1820 herauskam. Darauf haben Zeune, Büsching, Lachmann, Mano und Andere

zu verschiedenen Zeiten Ausgaben der Nibelungen ans Licht gestellt, und Karl Simrock eine neue Uebersetzung herausgegeben, die im Jahr 1827 in zwei Bänden herauskam. Ziemlich stark ist auch die Anzahl der erläuternden Schriften über die Nibelungen, die letzte ist von Rosenkranz 1827.

Bei alle dem gehört das Lied nur einem gewissen Kreise an und es ist mehr eine Zufälligkeit, daß Dieser und Jener die Bekanntschaft desselben macht. Kann es nicht Volksbuch werden, so ist seine Wiederentdeckung vergeblich gewesen; Allen oder Niemand muß es angehören. Besser als durch eine neue Ausgabe derselben, oder durch eine neue Schrift darüber, scheint mir daher derjenige sich verdient zu machen, der sie auch nur auf einer einzigen Schule einführt. Es giebt künftige Schulmänner unter Ihnen; erwerben Sie sich dieses Verdienst.

Vorlesung des Inhalts der Nibelungen.

Alter der gegenwärtigen Recension.

Das Nibelungenlied in der jetzigen Gestalt ist gerade 600 Jahre alt; dies wissen wir mit vollkommner Gewißheit. Es kann nicht früher, als in den letzten Jahren des zwölften, nicht später, als im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt seyn.

Nicht früher und dies erhellt zunächst aus der Sprache und dem Versbau, besonders aus letzterem. Die Reime sind genau und fallen auf die betonten Silben, jede Zeile hat in der Mitte ihren Einschnitt, wodurch sie in zwei Halbzeilen aufgelöst wird, die Zeilen sind in Strophen abgetheilt, wovon vier auf jede Strophe kommen und zwar so, daß die letzte Halbzeile für gewöhnlich einen Fuß oder Accent mehr enthält. Jede Halbzeile besteht aus drei Accenten, die ganze also aus sechs. Der Rythmus ist wechselnd und fühlbar. Solcher Versvollkommenheiten können sich frühere Gedichte nicht berühmen. Auch über

die gleichzeitigen Rittergedichte behauptet das Lied in dieſer Hinſicht den Vorrang. Einzige Ausnahme der Titurel.

Der unwiderlegliche Beweis aber, daß die Nibelungen nicht älter ſeyn können, als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, iſt der Umſtand, daß der Stadt Wien darin erwähnt wird, und zwar als einer bedeutenden Stadt, als der Hauptſtadt von Oeſterreich. Dies wurde Wien erſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts.

Der Beweis, daß die Nibelungen auch nicht jünger, als etwa des erſten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, liegt theils in der Beſchaffenheit der drei Handſchriften, beſonders aber in der Erwähnung des Liedes von Zeitgenoſſen. Wolfram von Eſchenbach ſpielt unzweideutig darauf an im Parzival und Titurel; und Parzival iſt noch bei Lebzeiten des Landgrafen Herrmann von Thüringen geſchrieben, der 1215 ſtarb.

Frühere Bearbeitungen des Liedes.

Wir setzen immer voraus, daß die Nibelungen in jetziger Gestalt nur die neueste Bearbeitung enthält. Die Beweise dafür sind innere und äußere, mittelbare und unmittelbare.

Der ganz entscheidende innere Beweis ist der geschichtliche Gehalt des Werkes, die Kenntniß des Attila, von den deutschen Stämmen zur Zeit der Völkerwanderung, vom burgundischen Königreich am Rhein — die Uebereinstimmung mit nordischen Sagen, die uns auf eine gemeinschaftliche Quelle des Liedes hinweisen; dann uns vorzüglich die sichtbare, deutliche Spur eines früheren großartigeren und genialeren Wurfes des ganzen Gedichts, der heidnischen Heldencharaktere, des vorritterlichen und vorromantischen Grundes, im Gegensatze zu einer spätern Hand, die eine christliche Hülle, wenn auch nur eine dünne und durchscheinende, darüber hingeworfen hat.

Die äußeren Beweiſe beſtehen 1) in Erwähnung des Gedichts, in Anſpielungen darauf, die bereits erwähnt worden; 2) in dem ausdrücklichen Zeugniß des Dichters, daß er nicht der Erſte ſey, welcher das Abenteuer beſungen.

Uns iſt in alten Mähren Wunders viel geſait
Von Helden lobebären, von großer Kühnheit,
Von Freuden und Hochgezîten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mügt ihr nun Wunder hören ſagen.

Johann von Müller hat die Anſicht von einer dreifachen Bearbeitung der Nibelungen aufgeſtellt: einer erſten, welcher die Hauptſache und vielleicht hie und da Worte angehören, einer zweiten, welche bald nach dem zweiten Einfall der Hunnen und ihrer Niederlage geſchrieben, und der dritten, welche die jetzige Bearbeitung iſt.

Beurtheilung dieſer Anſichten. Uebergang zu den nordiſchen Sagen über die Nibelungen. Verhältniß der nordiſchen

Poesie zur deutschen. (Eifersucht der nordischen und deutschen Gelehrten.)

Vorlesung von Jacob Grimm: über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen.

Die Uebereinstimmung und der Unterschied der nordischen Sagen aus dem Nibelungenkreise mit den deutschen wird Ihnen erhellen durch folgende Darstellung aus der Wolsungasaga, die aus der Edda geschöpft hat, und nach dänischen Gelehrten (E. Müller) in das dreizehnte Jahrhundert fällt.

Nach der Wolsungasaga stammt Sigurd vom berühmten König Volsung, dem Odin das Schwerdt Gram gegeben. Sigurds Vater war in der Schlacht gefallen, seine schwangere Mutter ward vom Wahlplatze als Sclavin von einem dänischen Königssohn, der am Ufer landete, weggeführt und der Knabe dem Schmidt Reigin zur Erziehung übergeben. Reigin lehrte ihn die Künste der

Zeit, Schachspiel, Runenschrift und mancherlei Sprachen. Er reizte ihn auch den König, der sein Stiefvater geworden war, um die geraubten Schätze seines Vaters zu bitten. Sigurd bat ihn um ein Roß, der König ließ ihn auf der Weide auswählen und Odin half ihm das Roß Grane aufzufinden, das von Reigners Geschlecht war. Reigin verlangte darauf, er solle Fofners Gold suchen und auf die Frage, was das für ein Gold sey, erzählte er ihm folgende Geschichte:

Mein Vater Hreidmar hatte drei Söhne, Fofner, Ottur und Reigin. Ottur konnte sich in eine Otter verwandeln, und in dieser Gestalt pflegte er Fische zu fangen in einem Wasserfall der Nachbarschaft. Da saß er gerade mit einem Lachs, als Odin, Loke und Häner daher kamen, Loke nahm einen Stein und schlug ihn todt. Die Asen zogen der Otter das Fell ab und kamen wohl zufrieden mit ihrem Fang nach meines Vaters (Hreidmar's) Wohnung. Hier aber wurden sie ergriffen und mußten sich mit so vielem Golde

abkaufen, daß es den Otterbalg ausfüllen und zugleich bedecken konnte. Um Gold zu erhalten, lieh sich Loke einer Meergöttin Netz, warf es in jenen Wasserfall und fing damit den Zwerg Andver, der in Hechtsgestalt dort nach Fischen jagte. Der Zwerg mußte sich mit all seinem Golde loskaufen, aber da Loke ihm auch noch seinen letzten Goldring nahm, weissagte der Zwerg, der Ring solle seinem jedesmaligen Besitzer den Tod bringen. (Wir werden später sehen, daß dieser Fluch in Erfüllung geht, alle, die ihn ansteckten, starben eines gewaltsamen Todes.)

Sigurd bat nun Reigin, ihm ein Schwerdt zu schmieden; dieser schmiedete zweimal, aber die Klinge hielt die Probe nicht. Da brachte ihm Sigurd das Schwerdt, das sein sterbender Vater auf dem Schlachtfeld zerbrochen und wovon er die Stücke seiner Mutter gegeben. Davon schmiedete Reigin ein Schwerdt, das die Wucht hatte, Ambosse zu spalten, und schwimmende Wolle durchschneiden konnte: Mit diesem Schwerdt zog

Sigurd fort, zuerſt zu ſeiner Mutter Bruder, der ihm ſeine Schickſale weiſſagte, dann zu Schiff mit einem auserleſenen Heer nach dem Lande, wo ſein Vater erſchlagen war. Des Königs Hiuding's Söhne zogen Sigurd entgegen mit einem großen Heer, allein ſie wurden Alle erſchlagen und Sigurd zog als Sieger nach Hauſe.

Nun will Sigurd die Schlange Fofner tödten. Reigin führt ihn zu ihrem Lager. Ein alter Mann mit herabhängendem Bart lehrt ihn, ſich vor ihrem Blut zu bewahren. Sigurd erſchlägt den Drachen, Reigin, der ſich während des Kampfes verborgen hatte, tritt nun zu ihm und trinkt das Blut Fofners und bittet Sigurd, mit dem Herzen zum Feuer zu gehen und es zu braten. Beim Braten nimmt dieſer einen Tropfen des Herzblutes auf ſeine Zunge, und wunderbarerweiſe verſteht er nun die Sprache der Vögel. Dieſe verrathen ihm, daß Reigin ihn betrügen und verrathen will. Sigurd kommt ihm zuvor, ſchlägt ihm den Kopf ab, ißt ein Stück des Herzens,

wodurch er weise wird, und hebt den Schatz (den Hort), den Fofner in der Höhle bewachte. Darauf reitet er weg mit dem Gold und dem goldenen Ringe auf Grane's Rücken.

Er zog nun die Straße südlich nach Frankenland und ritt so lange fort, bis er zu dem Hindarberge kam. Da sah er ein Licht wie Feuer zum Himmel aufflammen und eine Schildburg vor sich. Darin fand er ein Weib in voller Rüstung schlafend, welcher der Panzer angewachsen zu seyn schien. Sigurd durchschnitt den Panzer mit seinem Schwerdt, das Schildmädchen erwachte und nannte sich eine Walkyre, die durch Odins Rache in eisernen Schlaf versenkt war. Sie lehrte ihn in siebenzehn Strophen die Macht der Runen, und außerdem Lebensweisheit in verschiedenen Aussprüchen. — Darauf schworen sie sich ewige Treue und Sigurd steckte ihr seinen Ring an den Finger. Nun ritt Sigurd auf seinem Grane mit allem Golde weiter, und kam in die südlichen Rheingegenden, in das Land des Königs Giuku (Günther),

deſſen Gemahlin die zauberkundige Chrimhilde war, die drei Söhne und eine Tochter Gudrune von ihm geboren hatte. Chrimhilde gewann den Helden ſo lieb, daß ſie ihn zu ihrem Tochtermann beſtimmte. Sie gab ihm daher einen Zaubertrank, wodurch er Brynhilde (die Schildjungfrau) vergaß und Gudrune heirathete. Nachdem nun Sigurd und die Giukungen (die drei Söhne des Giuku, Gunnar, Hagei und Guttorm) weit und breit über Land gefahren waren und große Thaten verübt hatten, rieth Chrimhilde ihrem Sohn Gunnar, um die Brynhilde zu werben. Dieſe wohnte in ihrem Jungfrauenſaal (Jomfrubuur) und der war mit feuriger Lohe umringt (Wafurloga), und nur den Mann allein wollte ſie nehmen, der durch die Flammen ritt. Gunnar konnte ſein Roß nicht durch das Feuer bringen. Da vertauſchten Sigurd und er, die Waffenbrüder, ihre Geſtalt, und Sigurd ritt ſtatt ſeiner auf dem Grane durch das Feuer und warb um Brynhild, als wäre er Gunnar. Sie mußte, obwohl ungerne, ihr Gelübd

halten, aber Sigurd legte sein Schwerdt zwischen sie und sich, als er drei Nächte bei ihr schlief. Darauf zog er den Ring von ihrer Hand und gab ihr einen andern. Später ward ein prächtiges Beilager gehalten, wobei der wirkliche Gunnar als Bräutigam auftrat.

Nun ereignete sich eines Tages, daß Brynhilde und Gudrune an den Rhein gingen, sich zu baden. Da Brynhilde weiter den Strom hinaufging und Gudrune sie nach der Ursache fragte, antwortete sie, weder hier, noch sonst werde ich mich Dir zur Seite stellen. Mein Vater war mächtiger, als der Deine (sie erscheint als Budli's Tochter, d. h. als Atli's Schwester), mein Mann hat größere Thaten verrichtet, er ist durch die Wafurloga geritten. Da ließ Gudrune sie erfahren, daß ihr Mann, Sigurd es war, der über das Zauberfeuer geritten, der bei ihr gelegen und ihr den Ring vom Finger gezogen, welchen sie (Gudrune) gegenwärtig trage. Brynhilde ward darüber bleich, wie eine Leiche, und redete kein Wort.

Des andern Tages ſtritten ſich die Königinnen wieder um den Vorrang ihrer Männer, und Gudrune berief ſich auf das, was da geſungen wurde: Sigurds Sieg über den Drachen iſt mehr werth, als König Günthers ganzes Reich. Nun legte ſich Brynhilde vor Aerger halbtodt zu Bette. Als Gunnar zu ihr kam, warf ſie ihm ſeine und ſeiner Mutter Betrügerei vor und wollte Gunnar tödten; ſie erfüllte die Burg mit lauten Klagen und überhäufte Sigurd mit den bitterſten Vorwürfen. Der erſchütterte Sigurd ſagt zu ihr: Lieber, als Du ſterbeſt, will ich Gudrune verlaſſen und Dich zum Weibe nehmen. „Und ſo ſchwollen ſeine Seiten, daß ſeine Panzerringe entzwei ſprangen.“ Nicht will ich Dich, erwiederte Brynhilde, und auch keinen andern.

Darauf drohte die gekränkte und rachdürſtige Brynhilde ihren Mann Gunnar zu verlaſſen, würde er nicht den Sigurd und ſein Kind tödten. Der jüngſte Bruder durchbohrte darauf den im Bett ſchlafenden Sigurd, Gudrune wehklagte,

Brynhilde lachte über ihren Jammer, ließ sich durch Gunnars Liebkosungen nicht besänftigen und erstach sich selbst, nachdem sie verordnet hatte, ihren Leichnam mit Sigurds auf demselben Scheiterhaufen zu verbrennen.

Grane neigte kummervoll sein Haupt, Gudrune jammerte, flüchtete hinaus in den Wald und kam zuletzt nach Dänemark. Chrimhilde, ihre Mutter, entdeckt sie und überredet sie, wider ihren Willen, zu einer zweiten Heirath mit König Atli: niemals lächelte Gudrune dem Atli.

Atli war begierig nach ihrer Morgengabe, dem Golde, dessen Besitzerin sie nach Sigurds Tode geworden und das in den Händen der Giukungen zurückblieb. Atli schickte einen Gesandten an die Giukungen, sie zu einem Besuch und einem grosen Gastgebote einzuladen. Gudrune, die seine böse Absicht merkt, schnitzte Runen und sandte einen Ring, worein ein Wolfshaar geknüpft war. Der Gesandte schnitzte die Runen um, obwohl

vergeblich, denn der Betrug wurde entdeckt. Dennoch gingen die Giukungen in die Falle.

Atli befahl seinen Leuten, sie in der Halle anzugreifen. Als Gudrune Waffengetöse hörte, stürzte sie sich unter ihre Brüder und suchte einen Vergleich zu stiften. Da alle sich weigerten, panzerte sie sich, nahm ein Schwerdt und stritt für ihre Brüder. Dem zuletzt überwältigten Hogne (Hagen) befahl Atli das Herz auszuschneiden. Gunnar wurde mit festgebundenen Händen in einen Schlangenhof gesetzt.

Stolz über seinen Sieg spottete Atli über Gudrune. Diese, aus Rache, schneidet ihren beiden Söhnen, die sie von ihm hat, den Hals ab und setzt Blut und Fleisch als Speise vor den Vater, den sie zuletzt selbst durch Hogni's Sohn tödten läßt (Niflung). Darauf zündete sie Atli's Halle an und verbrannte den König Atli und alle seine Leute mit ihm.

Vergleichung der nordiſchen Sage mit der deutſchen.

Vergleicht man nun dieſe nordiſche Darſtellung mit der deutſchen im Nibelungenliede, ſo ſehen wir, daß gewiſſe Hauptbegebenheiten, wie Sigurds Ehe, ſein Tod und der Untergang der Nibelungen in beiden übereinſtimmen, ſo wie auch der Charakter Sigurds, des edlen aber unvorſichtigen Helden, beibehalten iſt. Auch die Namen der Hauptperſonen ſind im Weſentlichen dieſelben, nur daß Chrimhilde im Nordiſchen als die Mutter der Giukungen, im Deutſchen als die Gemahlin Siegfrieds erſcheint, und die Mutter Ute iſt im Deutſchen eine alte gutmüthige Frau. — Brunhildens Stolz iſt ſowohl in der deutſchen, als in der nordiſchen Dichtung hervorgehoben; die nordiſche macht Brunhilde durch ihre unglückliche Liebe zu Sigurd noch mehr zur tragiſchen Perſon. Brunhilde verſchwindet in der deutſchen Dichtung.

Zwiefacher Sagenstoff.

Hauptsächlich merkwürdig ist aber in der nordischen Dichtung die Bedeutsamkeit des Schatzes und des Fluches, der darauf ruht, hervorgehoben. In der deutschen weniger, denn es ist Chrimhildens Rache, welche hier den Untergang der Nibelungen nach sich zieht, dagegen im Nordischen Atli's Hab- und Herrschsucht; dies führt auf die Vermuthung, daß die Sage von Sigurd und dem Gelde mehr der nördlichen Dichtung, als dem Nibelungenliede angehöre, und daß letzteres eigentlich aus zwei großen Hauptpartheien zusammengesetzt sey, der Sage von Sigurd, dem ältesten Theil, und der Sage vom Untergang der Burgunden durch den hunnischen Atli (Attila) mit Hülfe Dieterichs (Theoderich der Große.)

Historisch ist nur das letztere zu begründen. In der lex Burgundionum werden wirklich als

burgundiſche Könige ein Giebich (Giuki) und ein Gudahar (Gunther), wie ein Gislahar (Gieſeler) erwähnt.

Manche haben auch Siegfried als hiſtoriſche Perſon aufgeführt und ihn einen König der ripuariſchen Franken genannt, der Sigebert geheißen. Allein dies iſt ein Irrthum.

Ethiſcher Kern der Sage.

Durch die Abſonderung der Nibelungen von den Burgundern (letztere hießen im Verlauf auch Nibelungen, weil ſie in den Beſitz des Schatzes kamen) gelangen wir auf den mythiſchen Kern des Gedichtes. Siegfried war ein Sohn der Wolſungen und knüpfte ſein Geſchlecht an die Götter, war vielleicht ſelbſt ein alter Gott, der unter fremdem Namen auftritt. Durch die Beſiegung der Nibelungen macht er ſich zum Herrn des

Schatzes, der ihn ſpäter in's Verderben ſtürzt. Die Nibelungen, Niflungen, ſind die Söhne des Nebels, nifal, nifthel, oder nifthein, des finſtern Sitzes der Verſtorbenen. Dieſen raubt er das Gold und iſt dafür der Unterwelt verfallen und er muß die ſtrahlende Jungfrau nicht für ſich, ſondern für ſeinen Herrn, den König des Todtenreichs, erobern; und das Gold kehrt, nachdem es Verderben ausgeſäet, wieder in die Tiefe des Rheins zurück.

Die Ausführung, die an dem Satze haftet, daß das Gold, obwohl begehrungswerth, doch in die Gewalt der unterirdiſchen Mächte bringt — erſcheint hier im mythiſchen Gewande. Für den Hauptgedanken iſt in der Sage manches Ueberflüſſige, wie immer in ähnlichem Fall. Vielleicht kann man ſich unter Sigurd den einäugigen nordiſchen Gott Baldur vorſtellen, der vom blinden Hödr auf dem Miſtel (Dorn) erſchoſſen wird, und Hagano, der einäugige Mörder Siegfrieds hat

seinen Namen von Hagan, Stechdorn. Doch dieses ändert an der symbolischen Bedeutung der Nibelungensage nichts.

Professor Trautvetter in Mietau machte aus Atli den Kalk, aus Gunnar die Kohle, aus Sigurd die Salzsäure, aus Brynhild die Luftsäure, aus dem ganzen Gedicht also einen chemischen Prozeß, so daß Sigurds Ermordung das Verdampfen der Salzsäure bedeutet! —

Sie kennen den „gehörnten Siegfried," wenigstens von Hörensagen (das Wort gehörnt steht für hörnern, gebraucht von der starken, undurchdringlichen und unverwundbaren Haut, welche Siegfried bekam, als er sich im Blute des Drachen wusch). So tief sank die Poesie der

Sage unter ihre frühere Größe, und gerade so tief steht in poetischer Hinsicht das sechszehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert unter jenen Jahrhunderten der — Barbarei.

Die

Dramatiker der Jetztzeit.

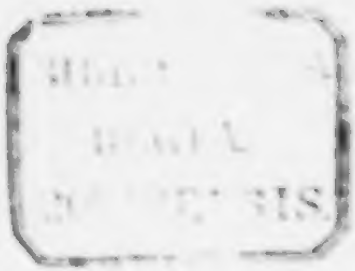
Von

Ludolf Wienbarg.

Erstes Heft.

Altona, bei Karl Aue.

1839



Mit dem höchſten äußern Verfall der deutſchen Schaubühne trifft auf eine beachtungswerthe Weiſe eine neue Sammlung der bisher in Muſik und Weltlärm zerſtreuten Aufmerkſamkeit und, wie ich, ohne großer Profet zu ſein, hinzufügen darf, eine neue Richtung der Kräfte auf dieſe arme verödete Bühne zuſammen. Der öffentliche Geiſt und das geheim ſchaffende Talent ſtehen in wunderbarer Wechſelwirkung. Man giebt ſich kein Wort und trifft keine Verabredung, ſondern alles macht ſich von ſelbſt.

Das nächste Widerſtreitende gegen Bühnenbeſſerung iſt ohne Zweifel das Schauſpielweſen ſelbſt in ſeiner verdorbenen, eingeroheten Ausübung. Aber dem Schauſpieler, der nicht, wie der große griechiſche Redner und nach ihm der deutſche Mime Seidelmann, Steine in den Mund nehmen will, um ſein Organ für die ſchärferen und feineren Flexionen der Dichterſprache auszubilden, wird man, nach engliſcher Sitte, faule Aepfel in's Geſicht werfen. Der Schauſpieler richtet ſich nach dem Publikum, und wenn er jetzt noch den Dichter über die Achſel anſieht, wird er es nicht thun, wenn der Dichter ein Schildgehobener des Publikums iſt. Alles kommt alſo auf die dramatiſche Bildung und Geſchmacksrichtung des Publikums an; alles, wenn wir vorausſetzen dürfen, daß es in Deutſchland nicht an Talenten gebricht, welche die erwachende Stimmung durch dramatiſche Productionen zu unterhalten und zu befeuern verſtehen. Das Uebrige iſt Sache des Dichters, der am beſten wiſſen muß, ob

ſeines Tages Theaterabend ihm aufdämmert und er die bunten Lichter ſeines Genies anzünden darf. — Mancher wird im Dunkeln ſitzen und doch ein groſser Dichter ſein.

Wenn ich von einer neuen günſtigen Stimmung des Publikums für das Theater ſpreche, ſo ſtütze ich mich auf eine Menge von Symptomen in Luft, Waſſer und auf der Erde, die ich nicht erzählen will. — Die Stimmung iſt da: aber auch der Geſchmack? Man iſt Raupach's überdrüſſig. Das würde allerdings für den Geſchmack beweiſen. Aber man hat ſich enthuſiasmiren laſſen durch Halm's Griſeldis. Das beweiſt für die Stimmung, doch gegen den Geſchmack. Bedenke ich indeſs, welche raſche Verſtändigung dieſem verſchrobenen Drama auf der Ferſe nachfolgte und wie eine kleine Doſis Kritik hinreichte, die gerührten Herzen von dem ängſtlichen Druck einer verworrenen, unreinen Empfindung zu befreien, ſo muſs ich glauben, daſs Stimmung und Geſchmack

ſich ungleich mehr befreundet haben, wie vor zwanzig, dreißig Jahren; wo Kotzebue's Sonnenjungfrauen und Rollas unverwüſtlich waren und Schiller's und Goethe's Meiſterwerken nicht allein Trotz boten, ſondern ſie auch in Schatten ſtellten. Dieſe Erfahrung war ſehr erfreulich, wenn ſie auch nur die eine negative Seite des Geſchmacks, das Mißfallen am Unſchönen, mit dem Aerger über Gefühlsdüperie, zu Tage förderte. Die poſitive Seite des Geſchmacks ſetzt freilich mehr voraus: geübte Augen, urſprünglichen und gebildeten Sinn für das Schöne, Anerkennung deſſelben in allen Formen, auch in den einfachſten, in die das Keuſche, Tiefe ſich am liebſten hüllt. Dramatiſche Anſchauungen und kritiſche Verſtändigungen, ſo einflußreich auf unſere Denkernation, müſſen ſich vereinen, in dieſer einen Geſchmack durchzubilden, der ihr die Anwartſchaft auf ein verjüngtes, national-poetiſches Leben verheißt. Philoſophie und Poeſie ſind von Alters unſere Helden geweſen, unſere Meiſter

vom Stuhl, unſere Volksredner. Laßt die Gemeinde des Wahren und Schönen wachſen und größer werden, und Deutſchland wird ſein Heldenthum der Humanität vor der Welt zur Anerkennung bringen. Jeder wirke, was er kann und was ihm Kraft und Umſtände erlauben.

Ich rücke jetzt in wenig Worten mit meinem Vorhaben heraus. Es iſt mein Beitrag, der darin beſteht, daß ich die neuere Dramen-Literatur, vorzüglich die bühnenloſe, durch Anſchauung wenig oder gar nicht bekannte, in jedesmal durch irgend einen dramatiſchen Bildungszweck für Dichter und Publikum geleiteter Wahl, mit ſteter Rückſicht auf einen mir vorſchwebenden idealen Geſchmacksmittelpunkt im geſchichtlich-poetiſchen Bewußtſein der Nation, kritiſch in zwangloſen Heften beleuchten will. Ich beginne mit Uhland, weil ich in dieſem verkannten, urſprünglichen einfachen, in ſeiner Mannheit ſo kindlichen Dramatiker, gewiſſermaßen den reinen unverkünſtelten

Topus deutscher Dramatik erblicke, und alle Bühnenhoffnung sich doch nur auf das naive Herausschlagen des Ursprünglichen in unserm poetischen Charakter beziehen wird. Hier mußte die Kritik hinter der liebenden Beschaulichkeit zurückstehen. Ueberhaupt werde ich ihre rein polemische Seite nur an solchen Bühnenstücken herauskehren, die verderben sind und vom Theater herab den Geschmack verderben. — Gott befohlen!

Ludwig Uhland,

als Dramatiker.

Es geht eine Sage in deutschen Landen, daß unser erster Balladendichter vor langer langer Zeit auch ein Paar Trauerspiele gedichtet. Fällt die Rede darauf, vielleicht bei Gelegenheit einer Klage über die Verödung der deutschen Bühne und über die unsägliche poetische Gemeinheit der meisten Bühnenstücke, so nennt der Eine wohl den Namen „Ernst von Schwaben", der Andere ergänzend den Namen „Ludwig der Baier", als von Hörensagen dramatische Jugendarbeiten Uhlands, aber keiner weiß etwas Bezügliches und Charakteristisches über diese Dichtungen anzuführen, und man gesteht sich am Ende, sie nicht gelesen zu haben. Für solche Fälle pflegt ein dreistes Urtheil bei der Hand zu sein. So gelten die Uhlandschen Dramen für solche, die zwar manche schöne lyrische und balladenartige Stellen enthalten, die

aber im ſtrengen Sinn nicht dramatiſch ſind, und am wenigſten theatraliſch und bühnengerecht. Man ahnt nicht, daß der große Lyriker und Balladendichter Uhland abſichtlich Bühnendramen gedichtet, daß er ihnen ſeine Jugendkraft geſchenkt und daß man, wenn man gerecht ſein will und ſein Urtheil nicht bloß durch die Vollendung der Form leiten läßt, in ihnen den treuen, ſtarken, unverfälſchten, keck und ſinnig geſtaltenden Dichter für ebenſo einzig und eigenthümlich auf dem dramatiſchen Gebiete anerkennen muß, wie auf dem lyriſchen. Die Unwiſſenheit meiner Zeitgenoſſen iſt aber in etwas zu entſchuldigen. Uhlands lyriſche Gedichte, erſt ſpät mit ſeinem Namen, in den Norden Deutſchlands gedrungen, erſt dann, als Uhland ſeine Harfe in den Winkel geſtellt, ſind nun freilich überall bekannt, wie ſie auch in mehren Auflagen verbreitet worden. Uhlands Dramen ſtecken in erſter Auflage im Staube der Buchhändlermagazine und laufen nicht um. Man tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß man ſie kennen würde, wenn ſie ſeinem ſpätern Dichterrufe entſprächen. Und findet man in den freundlichſten, anerkennendſten Worten der Kritik keine Erwähnung derſelben, ſo beruhigt ſich das Gewiſſen vollkommen und die Neugier kommt

nicht einmal auf. So hat Guſtav Pfizer drei lang und drei breit und überhaupt ſehr vieleckig über Uhlands Natur und Talent geſprochen, der Schüler über den Meiſter, der Freund über den Freund und kein Wort von Uhland, dem Dramatiker. Was ſoll man davon denken? Was anders, als daß ein neuerer Schriftſteller Recht hat, wenn er letztern mittelmäßig nennt.

Vor zwei Jahren ungefähr erſchien die Broſchüre Pfizers, die ich meine. Sie vergleicht Uhland mit Rückert, oder vielmehr ſie wägt die Talente der Beiden. Beiläufig zu ſagen, etwas gewürzkrämerhaft, das kritiſche Züngelchen in der Waagſchale ſoll ſich — ein Kunſtſtück der Unpartheilichkeit — in keinem Moment auf die eine oder andere Seite neigen; iſt hier ein Mangel, eine Negazion vorhanden, ſo wird gleich eine andrerſeits mangelnde Tugend als Erſatztheilchen in die Schaale geworfen, um das geſtörte poetiſche Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Da Rückert mehr und vielſeitiger gedichtet hat als Uhland, ſo mußte hier das Intenſive und Formvollendete hervorgehoben werden. Den größern Gedichten Rückerts, worin er er ſeine Weltanſchauung ausgeſprochen, konnten zunächſt die Dramen Uhlands gegenüber geſtellt wer-

den. Dies geschieht nicht. Es heißt vielmehr, er hat keine größere Gedichte, worin sich eine Schicksalsidee vollständig offenbaren konnte. Von Rückerts frühesten Gedichten, den gebarnischten Sonnetten ist die Rede, von Uhlands Dramen nicht. Uhland wird, ohne Zweifel sehr unnöthigerweise, gegen die dumme Beschuldigung vertheidigt, nach dem Mittelalter duftender Aristokrat zu sein, und unter allen überflüssigen Worten hierüber kein schlagendes Hinweisen auf „Ludwig den Baier", den Bürgerkönig und Papstgeächteten. Ueberall Gelegenheit und nirgends ergriffen. Vollkommenes Stillschweigen. War dies Unwissenheit? Unmöglich. Absicht? Sonder Zweifel und gute. Denn am besten Willen für den Dichter ist nicht zu zweifeln.

Uhlands Dramen sind also dem Freunde und Schüler geltungslos für die Charakteristik des Dichters, vielleicht längst begrabene und nicht wieder aufzuscharrende Jugendsünden. Diese Annahme sieht einer Beleidigung ähnlich, aber wer trägt die Schuld? Ich muß unhöflich sein gegen einen Kritiker, den ich im übrigen achte. Sein ganzes kritisches Wirken ist ohne übersichtliche Höhe und festen Augenpunkt. Ihm mangelt das Unumgängliche des Kritikers, Intuition,

die z. B. einen Dichterſtrom in ſeinem Laufe vom Gebirge in's Thal auf einmal zu überſehen fähig iſt, Gedankenblitz, der durch alle Hüllen und Metamorphoſen bis zur geheimen Stätte der poetiſchen Urkraft dringt. Er blinzelt umher, gleich G. Schwab, nach dem Einzelnen und oft ſehr Zufälligen und Aeußerlichen. Was denn Niemand genügen kann. Dazwiſchen gute und treffende Gedanken. So heißt es von Uhland im Gegenſatze zu Rückert, daß er ſich zum Dichter mehr beſtimmen laſſe als ſelbſt beſtimme. Das iſt richtig; auch wird die Frage, ob das Gebieten über die Stimmung oder das Erwarten der Stimmung das ächte Dichterzeichen ſei, feinſinnig in Erwägung gezogen. Ich würde ſagen — und es gehört hierher — Rückert kann ſchon deswegen einen endloſen Faden aus ſich herausſpinnen, weil er ihn nirgends anknüpft, ihn frei in der Luft ſchweben läßt. Welcher Spaziergänger hat es nicht erlebt, daß ſeine Stirn unter Bäumen und Büſchen zufällig leiſe ſpinnenfadenartig berührt wurde und daß er plötzlich, ohne zu wiſſen wie, das Jucken eines Gedankens, das Streicheln eines Gefühls empfindet. Das war ein fliegendes Fädchen der Rückertſchen Poeſie. Uhland kann als Dramatiker nicht ſo zu-

fällig in die Welt hinausspinnen, er braucht Mauern, um seine Fäden rechts und links zu befestigen, er bedarf einer objektiven Welt. Der Balladendichter tritt überdies, der Illusion nach, in einen geschlossenen Zuhörerkreis, der ihn mit gespannten Gesichtern anblickt. Er wird seine Harfe rühren, sobald ihn diese Illusion lebendig überkommt. Wie oft, wie lange erneut sich der schöne Traum, der einst die anmuthigste, lebendigste Wirklichkeit war? Die Rosen, die sein Haupt umkränzen, sind künstlich, die Zuhörer sind Phantome, die Harfe mit den goldenen Saiten ist ein Gänsekiel. Wird nicht eine Zeit kommen, wo er der Täuschung überdrüssig wird, wo er für immer verstummt? Um so früher, glaube ich, je mehr er geborener Sänger, nicht Dintenkleckser ist. Es wäre hier das Erschütterndste zu sagen. Unsere Literatur ist ein Gespenst, die meisten Dichtgattungen sind ein Spuk, den Glauben oder Unglauben daran nennt man Aesthetik. Frisches, junges Leben wird ausgesogen, architektonische Kräfte werden gemißbraucht, um entseelte Formen zu begeistigen und fortzupflanzen und die Eitelkeit der Literatur durch sogenannte Kunstwerke zu befriedigen. Darüber ein andermal. Vischer hätte sagen sollen: Der Balladen-

Dichter Uhland fühlte um so lebhafter, was ihm abging, da er den Dramendichter in sich trug. Dieser hat noch, was Andere entbehren, kann es, soll es haben: die Wahrheit der Kunst, und den mächtigen Sporn, die augenblitzende, murmelnde Menge, diesen Sporn, den Sophokles und Shakespeare in den Weichen ihres Genie's spürten und der in Deutschland, dem Himmel sei's geklagt, mehr den geilen Steineſel als den Pegasus mit Beifall kitzelt. Uhland war von Geburt Dramatiker und hätte sich ohne Zweifel zum bedeutendsten aufgearbeitet, wäre ihm die gebührende Anerkennung zu Theil geworden. Ohne seine Dramen kann man ihn nicht messen, und hat man dieses Maaß, so weiß man, was an ihm verloren gegangen.

Es ist sonderbar, daß ich in die Lage kommen muß, Uhland gegen Pfizer, den Altmeister der Schwäbischen Dichterschule gegen diese vertreten zu müssen. Sie erheben einen Theil von ihm zum Ganzen, weil sie sich in diesem Theile selbst als kleine Ganze fühlen. Diese Balladenfiedler scheinen den dramatischen Brummbaß ihres Lehrers zu verachten, der freilich dickbestäubt hinter der Thüre steht, aber der einst die volle und ganze Kraft des Meisters austönte und den

dieſer wohl heute noch, als größerer Virtuoſe, mit geübter Hand ſtreichen würde, hätte er in jungen Jahren ein aufmunterndes Auditorium gefunden. Ich ſage, Uhland, der gefeierte Balladendichter, iſt nur der in tauſend Stücke geſprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und ſchnöde beſeitigte Dramendichter. Das iſt die Wirthſchaft der Welt. Sie zerſchmeißt große Herzen und Talente und faßt die Stücke in Gold und Edelſtein, und verehrt ſie als heilige Reliquien. Es war eine großfürſtliche Schnödigkeit von Goethe, in dem zerriſſenen und herzzerreißenden Sängermantel Uhlands einen Bettlermantel zu ſehen. Denn es war ſein eigenes, mit ſeinem treuen Herzblute purpurgefärbtes Kleid, mit welchem angethan er über die Zugbrücken leuchtender Königsburge grauer Vorzeit wankte, die Geiſtermahle von hohen Rittern und ſchönen Frauen verherrlichte und zum Lohne für ſeine Muſik nur ein wenig Brod und einen Becher Wein des ewigen poetiſchen Lebens fordernd, damit er nicht verhungere und verdürſte in der aberwitzigen gefühlsknickerigen, dürrfingerigen, treu- und blutloſen Zeit, in der er leiblich auf Erden ging. Jenes Wort war Goethe's unwürdig, denn es verkannte ein großes herrliches Gemüth und die poetiſche

Freude dieſes Gemüths an einer Vergangenheit, die ohne Zweifel macht- und kraftvoller war als die Gegenwart, eines Kopfes höher über allem unſerm Volke hervorragend. Es war ſchnöde von Goethe, aber er ſah doch das Zerriſſene und Geflickte des Mantels. Dieſe Schüler aber begeiſtern ſich nur für die purpurnen Flicken, und der zerſtörte großartige Faltenwurf entgeht ihrem Auge. Das Volle, Ganze ſpricht ſie nicht an, aber der Ausſchnitt, der Theil. Es ſind die Leute, die den Wald vor Bäumen nicht ſehen. Ich möchte ſagen, die Sonne nicht vor Strahlen. Klänge es nicht zu prächtig und majeſtätiſch. Aber iſt nicht jedes Herz eine Sonne? Und weil Uhlands Sonne, ſo groß, warm und freundlich ſie nur war, ſich gehemmt fühlte in ihrem freien Strahlen und weil ſie durch das Prisma von Balladen und Liedern ſich brechen mußte, halten ſie, die ſelbſt nur reflektirten Dichter-Gedichte des Strahlenden, das Prisma für die Sonne, für die Sonne, die hinter und über ihnen einſam am tiefdunkeln Dichterhimmel leuchtet. Ein verzeihlicher Irrthum, aber ein Irrthum, den Deutſchland nicht theilen ſollte.

Wie ſchön ſteht dem hochgewachſenen deutſchen Weſen der ſtrenge und keuſche Faltenwurf Albrecht Dü-

rerſcher Geſtalten. Da ſteht Uhland, der Jüngling, der Dramendichter. In dieſer Beleuchtung muß er aufgefaßt werden. Dramatiſche Grundharmonie, die nur deutſcheiniges Weſen wiedertönt, ohne die leiſeſte, fremdartige Störung. So als Balladendichter, ſo als Dramendichter. Er iſt kein Genie, oder, wenn man will, ſein Genie hat nichts Perſönliches, er iſt gleichſam der geſchichtliche Genius deutſcher Poeſie. An Glanz, Reichthum, Flug, leidenſchaftlichen Vibrazionen, Dialektik, übertrifft ihn Mancher. Selbſt die lebhafteren Farben, welche die Sympathien des Augenblicks gewähren, gehen ihm ab. Ihm iſt nicht heiß, nicht fiebriſch, ihm iſt, wie Goethe und dem Fiſcher, kühl bis an's Herz hinan. Erreicht ſeine Dramatik nicht die leidenſchaftliche Wärme, die Manche für unerläßlich halten — die Deutſchen mögen, daß ihre Dichter ſie vergeſſen machen, daß ſie Deutſche ſind — ſo trägt ſie auch keine Schminke auf den Wangen, ſo iſt ſie ohne geſtohlene Reize. Kein Genieſpringer, geht ſie einfältig, ſinnig, klar und herzig einher. Harte Stirn und weiche Locken. Auf der Stirn den Zug des Gedankens und der Erinnerung. In den Locken den Duft des Morgens im Gebirge und den leiſen, leiſen geiſterhaften Anhauch von dem ver-

witternden Geſtein der Felsruine, in der eine poetiſche Liebhaberei in der verwichenen Mondſcheinnacht ihr Lager ſuchte. Wißt ihr nun, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es iſt die lautere weſenhafte, unter der Oberfläche meiſt troſtloſer Erſcheinungen und von außenher angeflogener flitterhaften Bildung, durch das urſprüngliche geiſtige Leben ſich hinziehende und die Wünſchelruthe an die goldhaltigſten Adern der Nation anſchlagende, deutſch-dramatiſche Poeſie.

Bei den Griechen war die Tragik, wie alle höhere und ernſtere Poeſie, nationell-religiöſe Symbolik, ehrwürdig durch den Stoff und durch die tragiſchen Grundbegriffe. Erſt Euripides, der geiſtreiche Schwätzer, verſuchte gegen dieſe heilige Symbolik ſein talentvolles Plädoyer geltend zu machen. Die Folge war die Zerſtörung des tragiſchen Drama. Was unſere tragiſche Dramatik betrifft, ſo weiß ich nicht, von welchem religiöſen oder Schickſalsbegriff wir ausgegangen ſind, und mit welchem wir und unſer Drama aufhören werden. Nachahmerei, Dichterwillkür, Heidniſches, Chriſtliches, Deutſches, Undeutſches, ich glaube, es iſt kein Anfang und kein Ende darin. Von Schiller nicht zu ſprechen, der nach abſtrakten

Begriffen und griechiſchen Schickſalsideen arbeitete, ſo finde ich, daß Goethe, in ſeiner deutſchen Naivetät, den tragiſchen Begriff meiſt darin fand, daß die Großherzigkeit in dieſer Welt untergeht, Götz geht unter, Egmont geht unter, Taſſo geht unter, alle mit großem Herzen an der kleinen, kalten, feige berechnenden Welt. Iſt das die eingeborene deutſche Tragik? Ich glaube, ſie iſt es. Aber Goethe befriedigt nicht tragiſch, wenigſtens nicht mein Gemüth. Er wendet das Schickſalsblatt zu ſubtil und didaktiſch, er giebt uns weiſe Lehren und ſcheint zu verſtehen zu geben: ſeid klug und ſchickt euch in die Umſtände.

Uhland hat in ſeinem Trauerſpiel, Ernſt Herzog von Schwaben *), dieſelbe tragiſche Idee ausgeführt, und zwar in Beziehung auf die ruhmvollſten und rühmlichſten unſerer Tugenden, auf die Treue und die Freundſchaft. Hochherzige treue Freundſchaft wird geächtet und muß im Todeskampfe verbluten. Auch in „Ludwig der Baier" iſt es die hochherzige Treue, die unſere Theilnahme erregt, doch verſinkt ſie nicht, ſondern wird durch eine gleiche Hochherzigkeit ſinkend emporgehoben. Das Trauerſpiel, um etwas früher

*) Heidelberg bei Mohr und Winter 1818.

gedichtet, als das Schauspiel, hat vielleicht genialere Stellen, als dieses, doch ist es minder kompakt und scenisch durchgearbeitet, und ich ziehe, auch der erfreulichen Seltenheit in der Laune des deutsch tragischen Schicksals wegen, letzteres vor. Uhland hat mit Goethe das gemein, daß auch er die Weltklugheit und Weltthätigkeit, dem Herzensdrange gegenüber, gelten läßt, und ihr wie billig, den Zepter und das Regiment der Welt ohne Groll gestattet — will doch selbst die Bibel Schlange und Taube, Verstand und Herz vereinigt wissen — nur unterscheidet er sich darin von Goethe, daß er in dem ewigen Konflikt nicht bloß die dialektische Seite der Weltgeschichte sieht, die weiter nichts Erhebendes hat, sondern die ihm und uns näher liegende Gefühlsseite, welche die, in den tragischen Konflikt hineingerissene Liebe, Treue und Großmuth, siegend oder unterliegend, triumphiren läßt. Goethe's Egmont erregt dieses erhebend tröstliche Gefühl nur halb und künstlich durch die phantasmagorischen Schlußscenen, auch ist er egoistischer und es siegt in ihm nicht die sich opfernde Liebe, sondern der Leichtsinn, der, so schön, anmuthig und weltduftig er auch ist, mit dem Genius der belgischen Freiheit wenig zu schaffen hat.

Der Dramatiker Uhland ist ein Beispiel, wie Deutschland mit seinem Eigensten umgeht und daß unser Theater alles andere, als Pflanzschule ursprünglichen nationalen Dichtens war und ist. Doch soll er den Dichtern nicht als Entmuthigung, sondern als Ermuthigung dienen. Die Zeit ist günstiger, Deutschland zieht sich immer selbstbewußter in seinen innersten geistigen Ton zusammen. Es lernt, bei der Anerkennung des Fremden, sich selbst schätzen.

Selten wird mir der Genuß einer reinen Hingebung an einen poetischen Charakter so wenig getrübt, wie bei Uhland. Seine Aechtheit, seine Einfachheit entzücken und rühren mich. Er würde wohl jetzt andere Dramen schreiben. Aber wer sie schreibt, möge so edle harmonische Gesichtszüge, so einfach gebildete Innerlichkeit, so klangreichen, gesunden Brustton, so unverrenkte Gliederbewegung, so viel kernhaft Deutsches seiner Muse verleihen. Nicht sowohl Uhland, als Dichtern und Publikum glaube ich einen Liebesdienst durch liebende Analyse „Ludwigs des Baier" zu leisten.

Sein Schauspiel Ludwig der Baier*) verdankt seine Entstehung einer Preisaufgabe der che-

*) Berlin bei Myra Reimer 1819

maligen Hoftheater-Intendanz zu München. Man verlangte dramatiſche Sujets aus der bairiſchen Geſchichte. Welches berühmte Schauſpiel bei dieſer Gelegenheit den erſten, welches den zweiten Preis erhielt, iſt mir unbekannt geblieben: Uhlands Ludwig der Baier ging leer aus. Die Hoftheater-Intendanz fand ihn vielleicht nicht höfiſch oder nicht bairiſch genug; denn die Baiern, obgleich Sieger in dem Doppelkaiſerkampfe, bekommen einigemal Schläge von den Oeſterreichern, und ſelbſt die Großmuth ihres Ludwig, der ſeinen gefangenen Buſenfreund und Reichsfeind, Friedrich von Oeſterreich, auf ſein ritterliches Wort in Freiheit ſetzt, wird von feindlicher Seite nicht als Gnade, ſondern als Politik der Noth erklärt. Einen größern Anſtoß mochte noch das Wort des ehrlichen Feldhauptmanns Schweppermann darbieten, das Wort, das ihm im Getümmel der Schlacht entfährt, als ihm ein Ritter die Nachricht bringt, der König Ludwig werde vermißt und das Heer laſſe ſich durch dieſe Kunde entmuthigen. Da ruft der alte Soldat in der Hitze aus:

Das wär' ein Strich durch meine Rechnung. Nein!
Der König darf nicht fehlen. Um den König
Iſt's ganze Spiel. Ein König muß mir her.

Sind Ren'ge hier so theuer? Stampften doch
Die Roß' auf einem. Her! ihr Waffenträger!
Ihr habt den König. Hier der Kronhelm, hier
Der Panzer, hier das Reichsschwert, hier der Schild'
Der Schein ist Alles. Wer will König sein?
Man beut's nicht alle Tage. Wer will's sein?

— eine Unbesonnenheit, die sich gar nicht entschuldigen ließ, wie denn überhaupt der tapfere Degen, Siegfried Schweppermann, der nicht einmal Herr von Schweppermann heißt, viel zu historisch die entscheidende Schlacht bei Ampfing ganz allein gewinnt und dadurch seinen königlichen Herrn in Schatten stellt, abgesehen noch, daß dieser, in gewöhnlicher Reiter- und nicht in Königsrüstung unter einen Schwarm von Feinden gerathen, nicht durch seine Ritterschaft, sondern durch die Fäuste seiner getreuen Münchener Bäckerzunft „herausgehauen" wird. Jenes beleidigte die Monarchie, dieses den hohen Adel und die Gardelieutenants, die sich nur die Lächerlichkeiten einer Bürgerbewaffnung gefallen lassen; oder was sonst die dramatische Hof-Jurie an der vortrefflichen Dichtung auszusetzen fand. Denn man mußte ein ausübender Hofdramatiker, zugleich Hofrath und Besitzer von mindestens zehn goldenen Schnupftabacksdosen mit Dia-

manten und fürſtlichen Bildniſſen, kurz ein Raupach ſein, um den Geſchmack und die Rückſichten einer deutſchen Hoftheater-Intendanz im jedesmal gegebenen Fall mit Genauigkeit beſtimmen zu können. Dies iſt oft ein Räthſel, das über allen Muſenverſtand hinausgeht; ein Räthſel, wozu Niemand den Schlüſſel hat, als wer ihn hinten auf den Rockſchößen trägt.

Die Unſchuld des noch jugendlichen Dichters in der Behandlung ſeines Stoffes, gegenüber den Richtern, die ſein Werk beurtheilen ſollten, verräth ſich übrigens an mehr als einer Stelle. Ludwig der Baier ſpricht gleich in der erſten Scene zu einem Theile ſeines im Schloßſaale zu München verſammelten abtrünnigen und kriegsgefangenen Adels folgende Worte:

— — Unerhört
Iſt Manches, was die Zeit in's Leben treibt,
Die nimmer raſtende. Was herrlich war
Und groß, das ſinkt zuſammen und vergeht,
Was niedrig ſtand, erwächſt und ſtrebet auf.
Auch unſre Städte, Fröhnerhütten einſt,
Sie dehnen ſich und weiter ſtets und weiter
Zieht ſich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort ſchafft der Fleiß, dort rührt ſich das Gewerb',
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunſt,
Dort knüpft ſich der geſellige Verein,

Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
Von ihren Thoren strömt das Leben aus;
Auf tausend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg',
Hoch über Felsen und der Alpen Eis.
Indessen ihr, die ihr euch rühmen mochtet
Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
Von euren Horsten in das blüh'nde Thal.
Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führet das Saumroß weg.
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt immer Fehde, ruft den äußern Feind.
Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil?
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeihen?
Wem soll der Fürst vertrauen? wessen Schutz
Die Seinen anbefehlen, wenn er stirbt?

Der Dichter wird heute lächeln, wenn er an die göttliche Unbefangenheit zurückdenkt, die er als Candidat für die Hofbühne durch solche und ähnliche Schilderungen an den Tag legte. Es war im entferntesten nicht Trotz und gemachte Opposition, was diese Züge des adligen Mittelalters entwarf und sich die Keckheit nahm, sie einer adligen Regie darzubieten. Man weiß von Uhland, dem Balladensänger, daß er das altdeutsche Rittertum nicht bloß von der

Puschkepperseite aufzufassen liebt. Nein, es war treue, deutschehrliche Geschichtsmalerei und jedesmal nothwendiger Zug im Gange der dramatischen Entwickelung. Kann man dem Dichter es überall verdenken, seine Muse durch einen, nach unsern heutigen Begriffen, kleinlichen Ehrgeiz angespornt zu haben, so muß man wenigstens gestehen, daß er seine Arbeit mit jener genialen Kindlichkeit ausführte, welche das Wesen des Poeten und namentlich des jungen deutschen ist. Seine Muse trägt das Haupt so hoch und blickt so groß und keusch aus ihren dunkelblauen Augen, als wäre sie auf dem Gange, nicht nach München, zu der Antichambre einer Hof-Intendanz, sondern nach einem deutschen Olympia, wo die ersten Geister der Nation als Richter auf sie harren. Und wehe dem Genius, dem ein anderer Richter vorschwebt als sein Volk in der Gesammtheit der Edelsten, die seine Zunge reden.

Der Ursprung und das erste Schicksal des Uhlandschen Drama mußte eingängig hervorgehoben werden. Ludwig der Baier ist ein deutsches Schauspiel und kein bairisches; es gehört der Nationalbühne und nicht bloß der Münchner Hofbühne an. Diese hat ihn verstoßen, und jene, die nur in der Idee, nicht

in der Wirklichkeit vorhanden iſt, wie alle nationale Einigung, bot ihm keinen Erſatz dafür. Wie ſich in dem herben Geſchick der Uhlandſchen Dichtungen der ganze Jammer unſers dramatiſchen Lebens offenbare, habe ich in der Einleitung auszuſprechen geſucht. Schreiten wir jetzt zur näheren Beleuchtung des Schatzes, der ſo lange im Verborgenen lag; ihn zu heben, möge einer tüchtigen, unabhängigen Bühne vorbehalten ſein.

Das Drama „Ludwig der Baier" ſtellt eins der wenigen Momente aus der Geſchichte deutſcher Vorzeit dar, die ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe haben. Wir dürfen uns in dieſer Hinſicht nicht bethören. Was Franzoſen und namentlich Engländer an ihrer Geſchichte beſitzen, beſitzen wir nicht. Das Zerriſſene, Wüſte und Geiſtloſe unſerer alten Reichsgeſchichte kann durch keinen Raumer aufgeräumt, durch keinen Schiller begeiſtigt werden. Es iſt ein krauſes, verworrenes Geſtrüpp, worin der Dichter Mantel und Sohlen läßt, ohne durch blumige Ruhepunkte und wildſchöne Gegenden entſchädigt zu werden. Einzelne Rieſeneichen ſtarren empor und ſtrecken ihre nackten knorrigen Arme mühſam in die Luft aus, aber ſie beherrſchen nicht die Wüſtenei, weil ſie nicht auf ab-

gesonderten hohen Felsen thronen und durch ihre Umgebungen verdeckt werden. Das Kaiserthum hatte mehr Glanz als Macht und oft beides nicht. Seine glänzendste und machtvollste Erscheinung aber in der Hülle der Hohenstaufen ging für Deutschland verloren, und tauchte nur in Italien auf, in dem Kampfe der Welfen und Ghibellinen.

Die deutsche Vorzeit, sag' ich, bietet sehr wenige dramatische Momente dar, und selbst diese wenigen, füge ich hinzu, stehen meist in so nackten, dürren Umrissen da, daß ihre lebendige blühende Ausfüllung im historischen Geiste jener Zeiten die Kunst des Dichters zu überbieten scheint. Unser Mittelalter hat keine Geschichte, nicht einmal eine Novelle, hinterlassen, unsere Kunde ist nicht poetisch sondern gelehrt, mühsam aus Staatsakten und Mönchschroniken gesammelt, ohne Leben, Farbe und Individualität. Dennoch halte ich kecke, schöpferische Versuche auf diesem Felde für höchst preiswürdig, namentlich, wenn sie, wie Göthe's Götz von Berlichingen, aus dichterischen Stimmungen hervorgehen, die im Busen der Nation wiederzittern, und denen der selbstgewebte Stoff am kleidsamsten ist; auf welche Ansicht ich im Verlaufe dieser Kritiken noch mehr als einmal zurück-

kommen werde. Was unseren Uhland betrifft, so liegt es in der bereits angedeuteten Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Natur, auch ohne psychologische Anreizung, sich für die Produktion und namentlich für mittelalterige und vaterländische Themen zu bestimmen, da er, gleich den Brüdern Grimm, von frühe auf in die Geschichtseele des Germanenthums sich versenkt und die sittlichen Züge desselben in allen Schattirungen aufzufassen, sich zum Lebensstudium und Dichterberufe erkoren hat. Und wie er fast ohne Ausnahme glücklich in der Wahl seines Balladenstoffes erscheint, so hat er auch im Dramatischen nicht fehlgegriffen und das Ewige der Menschennatur, das von allem Wechsel unabhängige Schöne, das in jedem Zeitalter Ergreifende und jeder Richtung Imponirende zum Gegenstande seiner Dichtung gewählt.

Zwei herzige Jugendfreunde, unter einem Dache erzogen, Friedrich mit dem Beinamen der Schöne, Herzog von Oesterreich, und Ludwig, Herzog von Baiern, gerathen, nach einer vorgängigen Entzweiung über Ländergebiet und darauf erfolgter brüderlicher Versöhnung, in einen Leben- und Todeskampf über die höchste irdische Ehre, die deutsche Königs-

krone. Beide halten ihre Ansprüche für gerecht, das Reich ist gespalten, doch neigt sich auf Ludwigs Seite die Mehrzahl der Wähler, während Friedrich den Erzbischof von Cölln, den Pfalzgrafen vom Rhein, leiblichen Bruder Ludwigs, und die früher schon durch das Habsburgische Stammhaus getragene Kaiserkrone für sich hat. Die Streitkräfte sind gleich, ja wohl größer auf Oesterreichs Seite, das sich durch die geflügelten Hülfsvölker des Königs von Ungarn gern verstärkt. Nach manchen glücklichen und unglücklichen Gefechten wagt Friedrich der Schöne eine Hauptschlacht, bevor er sich mit den Truppen, die ihm sein Bruder Leopold, ein energischer, ehrgeiziger Krieger, zuführt, vereinigt hat. Er wird geschlagen und geräth in Gefangenschaft. Damit ist aber das Loos des Reiches noch nicht geworfen; die Kriegsflamme wüthet fort, genährt durch Leopold, der Himmel und Hölle in Bewegung setzt, dem Feinde seines Hauses den Triumph zu entreißen. Der Papst schleudert seinen Bannstrahl, Leopold bricht in Schwaben ein und des bedrohten Reichshauptes Streitmacht wird durch einen gleichzeitigen Ueberzug der Mark Brandenburg durch Polen und Russen zersplittert. Bei dieser Wendung der Dinge reift in

Ludwig der Entschluß, seinen im Gefängnisse schmachtenden Nebenbuhler zum Friedensvermittler zu erkiesen; er bietet ihm, ohne andere Bürgschaft zu verlangen als sein ritterliches Wort, die goldene Freiheit unter der doppelwendigen Bedingung, der Krone zu entsagen, seine Brüder zu entwaffnen und dem anerkannten Reichsoberhaupte Heerfolge zu leisten oder, wenn dieses nicht in seiner Macht, sich in gewisser Frist als Gefangener zurückzustellen. Friedrich geht diese Bedingung ein und bekräftigt sie durch Wort und Handschlag. Angelangt in seinen Erbstaaten, sieht er sich durch Brüder und Freunde bestürmt, sein siegreiches Banner flatterte ihm Muth und Vergessen einer schwachen Stunde zu, ein päpstlicher Legat ist dringend bereit, Gewissenszweifel zu heben und das, einem in Kirchenbann Befindlichen, gegebene Wort, im Namen Gottes und seines Stellvertreters auf Erden für nichtig zu erklären. Allein alle diese Verleckungen scheitern an den diamantenen Ketten seiner Pflicht und selbst des vor Gram um seine Haft in Thränen erblindeten Weibes Anblick kann ihn nur erschüttern, nicht wankend machen. Nach vergeblichen Bemühungen, den Ehrgeiz seines Hauses zu dämpfen, begibt er sich mit ablaufender Frist in sei-

nes Siegers Gewalt zurück. Nicht unempfindlich für diese schöne That, ja ergriffen durch den höheren Sieg, den sein Freund über sich erfochten, empfängt ihn dieser mit offenen Armen und einem zerwallenden Herzen, dem es nicht genug thut, den Freund nicht wieder der Freiheit zu berauben, sondern das mit Freuden sich entschließt, fernerhin alles, Burg, Tafel, Thron und Macht mit ihm brüderlich zu theilen. Und die Geschichte berichtet uns, daß dieses rührende, unter Herrschern einzige Verhältniß wirklich eintrat; obwohl vom Reiche nicht bestätigt wurde.

Hier haben wir großartige Verhältnisse und Menschen, erschütternden Wechsel der Lebenszustände, durch Ehrgeiz zerrissene, durch Treue wieder geknüpfte Freundschaft, Erhabenheit des Willens über innere und äußere Reizungen ungewöhnlicher Art, endlich sogar eine poetische Gerechtigkeit, wie kein Poet sie schöner ersinnen kann. Und wessen Jugend ist dieser Sturz deutscher Kaisergeschichte unbekannt geblieben, welcher Knabe hat nicht mit leuchtenden Augen die alte Mähr der beiden kämpfenden und liebenden Könige, der Treue und der Freundschaft vernommen? Und auch darin lag ein Vorzug für den Dichter, und daß er die Haupttugend seines Volkes an einem

Beispiele, das zugleich erhaben tragisch und geschichtskundig war, dramatisch darzustellen hatte.

In würdigere Hände hätte nun wohl diese Aufgabe nicht gerathen können. Geistspielender, reicher, verwickelter kann dieser oder jener Andere und wer es künftig übernehmen möchte, das alte Geschichtsdrama auf unsere Bretter bringen, geistinniger, markvoller, tönender im [illegible]en Erze der Empfindung und der Sprache und was die Darstellung betrifft, draftischer durch die einfachen Gegensätze der Charaktere und den raschen, stets verkörperten Gang der Handlung schwerlich. Ich will damit nicht sagen, daß Uhlands Ludwig der Baier keine Mängel und Unvollkommenheiten habe, ich werde diese namhaft machen; doch nicht eher, als bis ich der Phantasie meiner Leser die Schönheiten und mit ihnen die Art und Weise der Bearbeitung in skizzirten Bildern flüchtig entfaltet habe. Ich weiß, daß ich einen Genuß bereite, und nur unter dieser Voraussetzung möchte ich das Amt verwalten.

Im Schloßsaale zu München spielt der erste Akt, zugleich Exposition und Beginn der Handlung, indem der Herzog von Baiern durch den Mund Friedrichs von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, die

Kunde seiner Erwählung zum deutschen Könige erhält. Abgeordnete baierischer Städte und Gefangene des abtrünnigen Adels aus Niederbaiern, die zuerst auftreten, belehren über die Stärke und Schwäche des Herzogthums. Die Stellung Ludwigs zu Bürger- und Ritterschaft ist bereits im Obigen durch die Anrede desselben an beide enthüllt worden. Ludwig begnadigt die Gefangenen vollständig und zeigt sich hierin so gnädig als klug. Der hierauf mit Gefolge eintretende Landgraf, Ueberbringer der ruhmvollen, aber durch die uneinige Wahl in etwas getrübten Botschaft, entwickelt in der Zwiesprache mit dem Herzoge die Lage des deutschen Reiches, die in der That nicht so glänzend ist, um einen von Natur nicht ehrsüchtigen Mann durch Zepter und Krone blenden zu können. Ludwig sieht ein, daß die Reichsfürsten ein Gegengewicht gegen Oesterreich an ihm haben wollen, und daß sie auf seine letzte Fehde mit diesem Hause Rechnung machen. Er erklärt, man sei im Irrthum, ihn für Friedrich des Schönen Feind zu halten, auch sei er zu arm, um sich als Kaiser zu behaupten:

Hinab durch Oesterreichs fruchtbare Gaun
Zu Wiens prunkvoller Hofburg reitet hin!
Dort ist der Mann für einen Königsthron.

wegegen der Burggraf zu erwidern hat, daß eben dieser Reichthum, diese Macht in den Händen eines Ehrsüchtigen zu fürchten, und daß dem Reiche ein Schirmvogt, Friedensbert und gewissenhafter Richter, nicht ein Ritterspiegel und Königsbeld von Nöthen sei. Der Herzog läßt sich erweichen, zumal auch seine Städte ihm zureden:

Was du uns bist, das sei den Städten allen,
Die an des Reiches Strömen sind erbaut!
Auch hin, verzage nicht an deiner Macht!
Für den die Liebe kämpfet, der ist stark.
Wohin du willst, laß diese Banner fliegen.

Hört Ihr's, ruft der Burggraf, und Ludwig giebt seine Einwilligung mit den Worten:

— ich höre, ja! mir bebt das Herz.
O Burggraf! welchen grenzenlosen Blick
Hast du mir aufgethan! Von Meer zu Meer
Verbreiten sich die Lande, mächtig schwellend
Ergießen Ströme sich, die Alpen weichen,
Italien dampft von Segen, raucht von Blut,
Hier leuchtet Rom, dort dämmert Avignon,
Der heil'ge Vater thront, die Rechte segnet,
Die Linke blitzet, Frankreich bräuet Sturm,
Der deutsche Boden dröhnt; die Fürsten kämpfen,
Das Schwerdt hebt Friedrich — Schwindel faßt mich an. —

Doch wenn ich euch in's muthige Geſicht,
Ihr treuen Baier, blicke, wenn ich ſo
Die kräft'gen Händ' ergreife, da durchdringt
Mich hoher Muth und männliches Vertraun.
Auf ſolche Pfeiler gründend, ſteh ich feſt,
Von ſolchen Fittigen gehoben, ſchwing ich
Furchtlos mich auf. — Geht hin! ich werde kommen.

Zur Krönung nach Frankfurt. Und mit dieſem Verſprechen an die Reichsboten endet der erſte Aufzug, aus dem ſich die Grundzüge der damaligen Weltverhältniſſe, zerfallenes Reich, zerfallene Kirche — Doppelpäpſte, zu Rom und Avignon — des Ludwigſchen Charakters und der auf denſelben gebauten Hoffnungen ergeben; während man mindeſtens ſeinen Nebenbuhler, der noch nicht perſönlich aufgetreten, anführungsweiſe geſchildert und als reich und ehrgeizig, aus Ludwigs Munde ſelbſt als bieder und tapfer erwähnt findet.

Der zweite Aufzug ſtellt uns die beiden Hauptperſonen, Stirn gegen Stirn, mit einander verhandelnd gegenüber und fügt ihnen eine dritte Hauptfigur, den Herzog Leopold, den Dämon des Streites, zur Seite. Drei andere Perſonen bilden die Ergänzung dieſer allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe, Iſabelle, Friedrichs des Schönen junges ihm

neuvermähltes Weib, der päpſtliche Legat und Albertus, ein fahrender Schüler. Letzterer iſt ein Abbild des damaligen Volksglaubens an übernatürliche Kräfte, wie man ſie einem Albertus Magnus und ſpäter dem Fauſt zuſchrieb. Er ſcheint ſeinen Haken verſuchsweiſe an beide ſtreitende Könige anſchlagen zu wollen, darauf rechnend, daß ſie beide in einer Lage ſind, die ihnen nicht viel Bedenken erlaubt, von welcher Seite und durch welche Mittel ihnen geholfen und ihrer Sache der Ausſchlag gegeben wird. Ob er aber an ſeine Schwarzkünſtlerei ſelber glaubt, ob er vom Dichter beſtimmt iſt, den Aberglauben des Volks als poetiſche Wahrheit zu realiſiren, dies bleibt uns bei ſeinem erſten Auftreten noch verborgen, und wir können erſt ſpäter davon ſprechen. Einſtweilen ſtellt er ſich von der windigen, witzigen, ſchofelluſtigen, frechen, hungrigen, ſpindelbeinigen, manteldurchlöcherten und gelegentlich gegen Kinder und Schwachköpfe geheimnißvollthuenden Gattung jener reiſenden Scholaren dar, zu der man wohl auch heutigen Tages lebendige Beiſpiele, Studenten, Literaten, Hurenmuſikanten und gelegentliche Entſchleierer geheimnißvoller Symbole, auffinden möchte. Unſer Albertus eröffnet die erſte Scene, Friedrichs Lager vor Frank-

furt darstellend, mit Worten, die in aller Kürze den Fortschritt der Ereigniſſe nach dem ersten Akte lebendig darstellen:

Zween Könige! Beglücktes deutsches Reich!
Seit vierzehn Monden bist du ohne Haupt,
Und flugs erwächst dir ein gedoppeltes.
Den Friedrich ruft man hier im Lager aus,
Dem Ludwig läutet man in Frankfurt drüben,
O freud'ge, wahrhaft königliche Zeit!

Einige Pagen, die vor ihres Gebieters glänzendem Zelte faullenzen, unterbrechen den Redner mit Spöttereien über seinen Auf- und Anzug; er weiß ihnen jedoch sehr keck und stattlich zu antworten, und erzählt ihnen eine hübsche Geschichte von Albertus Magnus, deren Wunderbares am Ende dazu dienen muß, das verspottete Mäntelchen des Erzählers, in den Augen der Pagen, zu Ehren zu helfen. Die Volksmähr ist zu allerliebst und schalkhaft, und auf die naschhaften, verliebten Kinder berechnet, um sie dem Leser vorzuenthalten:

Ein Bischof hat zu Regensburg gelebt,
Albertus Magnus, der in aller Kunst,
Zumal der schwarzen, so bewandert war,
Daß wohl kein Kämmerer und kein Truchseß je
Den König Wilhelm trefflicher bedient,

Als jener Biſchof; denn im tiefen Winter
Schuf er den allerſchönſten Garten, d'rin
Die Bäume blühten und die Vögel ſangen,
Und auf den Schüſſeln winkten Pflaum' und Traube,
Die friſcheſten, worauf der Duft noch lag.
Albertus nun befand in ſeiner Jugend
Sich auf der hohen Schule zu Paris,
Und als er dort des Königs Tochter ſah,
Ergriff ihn ſtracks das glühendſte Verlangen.
Was that er? Seinen Mantel ſpreitet er
Und flog im Mondſchein in ihr Fenſter ein,
Und auf dem Mantel führt er ſie dahin.
Als man hernach ihm auf die Sprünge kam,
Und er, des kühnen Raubes angeklagt,
Vor dem nothpeinlichen Gerichte ſtand,
Da ſpreitet er den Mantel wieder aus,
Schwang ſich durch's Fenſter, flog bis Regensburg,
Wo er zuletzt ein frommer Biſchof ward.
Wie ich nun dieſes Mannes Namen trage,
Trag' ich den Mantel auch von gleichem Zeug,
Und ein verliebter Edelknabe wär'
Von Herzen froh an ſolcher Spinnewebe,
Darin man ſchöne Dirnen fängt. — Nicht wahr,
So was gefällt euch? und zum Dank dafür
Sagt an, wo ich den König Friedrich finde?

Den jetzt hervortretenden Friedrich und deſſen Gemahlin mit einem salve surgens imperator —

Friderice triumphator u. ſ. w. anredend, wird er ohne weiteres in das Speiſezelt beordert und ihm ein Zehrpfennig verhießen. Aus dem Zwiegeſpräche zwiſchen Friedrich und Iſabelle, einer aragoniſchen Prinzeſſin, lernt man die leidenſchaftlich innige Liebe der letzteren zu ihrem Gemal, ihre Schwärmeri für romantiſches Liebesglück und ihre, nach Weiſe des Landes, dem ſie entſproſſen, in Eiferſucht gekleidete Mißbilligung der kriegeriſch ehrgeizigen Pläne ihres Gatten kennen. Friedrich vertröſtet die Klagende auf eine glänzende Zukunft; thronend in der kaiſerlichen Burg zu Wien, werde ſie den Zauberſtab des Schönen als Zepter führen, den erſtorbenen Geſang beleben, die in ihre Thore einziehenden Sänger zum weitſchallenden Preiſe ihrer Anmuth begeiſtigen. Sein Bruder Leopold unterbricht dieſe Scene mit den Worten: „ſtör' ich nicht die Zärtlichkeit?“ worin ſich auf der Stelle die haſtige, rauhe, liebefeindliche, ſtets bis an die Zähne gewappnete, unablenkſame Dämonsnatur dieſes intereſſanten Mannes trefflich kund gibt. Er meldet, daß keine Zeit zu verlieren, indem Ludwig, bereits in Frankfurt unter Glockenklang und Jubel auf den Hochaltar gehoben, ſich zur Krönungsreiſe nach Aachen anſchicke. Wie beiläufig, als ſei

gar nicht darauf einzugehen, fügt er dieser Meldung hinzu, daß Ludwig ihm, dem Friedrich, seinen Gruß entbieten lasse und ihn zu einem Gespräche auf einem Blachfelde bei Frankfurt einlade. Friedrich forderte sogleich sein Pferd, Isabelle schöpft Hoffnung, und Leopold, der ihn vom Hinziehen nicht abhalten kann, entläßt ihn mit einer kräftigen Ermahnung, wobei man ihn, im Gegensatze zu dem äußerlich reicher begabten, imponirenden Bruder, als den eigentlichen Strebepfeiler von Habsburgs ehrgeizigem Hause betrachten lernt:

Zu Feld bin ich im Sommer und im Winter,
Zu Pferde schlaf ich, aus dem Helme trink ich
Und als ein Mann, der keinen Sonntag hat,
Trag' ich den grauen Reitermantel stets,
Und eher soll kein Festgewand mich schmücken,
Als an dem Tag, da du gekrönet wirst.
Nicht für mich selbst arbeit' ich Alles, du
Bist unsers Hauses Blume, die Natur
Hat dich mit ihren Gaben ausgestattet.
Der Menschen Auge blickt mit Wohlgefallen
Auf deine herrliche Gestalt, dein Haupt
Verlangt die Krone, deine Schulter heischt
Den Purpur; willig werden sie gehorchen
Dem Manne, dessen Anblick sie erfreut.
Ich bin ein Stiefkind, unansehnlich, bloß

Zur Arbeit tüchtig iſt mein Leib gebaut.
D'rum laß die Mühe mir, nimm du den Kranz,
Doch nimm ihn, faß ihn keck und laß ihn nicht.

Am Ausgange der Scene bleibt Iſabelle allein zurück, ſie gewahrt den Schüler, der geſättigt aus dem Zelte kehrt und befragt ihn um den Stand der Geſtirne Friedrichs. Albertus gibt ihr zur Antwort, daß ſie glorreich und feſtlich im Zeichen des Löwen leuchten, lispelt aber für ſich hin: „in des Löwen Schweif.“ Er findet die Sternengeſchicke beider Könige ſehr verworren und verwoben, und macht ſich, da die Zukunft einmal dunkel iſt, auf den Weg nach Frankfurt, um auch dem Könige Ludwig ſeinen Glückwunſch darzubringen. Die zweite Scene führt uns auf offenes Feld hinaus, wo von zwei entgegengeſetzten Seiten die beiden Gegenkönige, jeder mit ſeinem Schweife von Kurfürſten und Reichsſtänden auftreten. Nach der Begrüßung werden Worte gewechſelt, „die frühere Freundſchaftsverhältniſſe, Gelübde trauter Stunden gegenſeitig in's Gedächtniß rufen.“ Dem Anſchein nach, hat Ludwig ſich am Freunde verſündigt, Friedrich ſpricht zu ihm:

Als wir zu Salzburg uns zuletzt geſehen,
Da ſchien es wohl, die alte Freundſchaft ſei

Noch mächtig. Die Gewohnheit früher Zeit
Erneuend, theilten wir, wie in der Burg
Des Vaters einst, den Becher und das Lager,
Und im Gespräche bis zur Mitternacht
Vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt' ich dir den stolzen Wunsch,
Den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
Den Wunsch, daß ich gewürdigt möchte sein,
Zu steigen auf den unbesetzten Thron,
Ein Mehrer und Verherrlicher Reichs.

Ludwig.

Und damals sagt' ich dir — die Sterne schienen
In das Gemach — daß du vor allen mir
Der liebste seiest, der ersehnteste.

Friedrich.

Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun?
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin.

Doch hat Ludwig eine ernste Entschuldigung für sich, den Ruf des Reiches, unter Umständen, daß ein Mann, der sich der Noth gewachsen fühlt, ihn nicht wohl ablehnen darf. Die anwesenden, auf seinen Part haltenden Kurfürsten, fünf an der Zahl, bestätigen noch einmal ausdrücklich die Unveränderlichkeit ihrer getroffenen Wahl, Ludwig beschwört seinen Freund, von dem unheilvollen Beschlusse abzustehen,

doch Leopold, der zugegen iſt, erklärt, ohne die Antwort ſeines Bruders zu erwarten, daß kein Vertrag hier nütze, da er die aufgegebene Krone, in Kraft eines Gelübdes der Oeſterreich geneigten Wahlfürſten, auf ſein eigenes Haupt drücken werde. Empfindlich wirft Friedrich hin, daß er noch Manns genug ſei, ſeinem Gegner zu ſtehen. Der päpſtliche Legat tritt zwiſchen die Hadernden und räth oder vielmehr gebietet, beiderſeitige Thronanſprüche der Entſcheidung des heiligen Vaters in Rom anheim zu ſtellen, den Widerſpenſtigen, der ſich ohne dieſe der Reichsverwaltung vermeſſe, mit dem Fluch der Kirche bedrohend. Ludwig behauptet gegen dieſe geiſtliche Anmaßung des Reiches Würde, die Könige ſcheiden und beſtellen ſich auf Wiederſehen mit gezogenen Schwerdtern, ihre Sache dem Gottesurtheil der Schlachten überlaſſend.

Das Kriegslager Ludwigs bei Ampfing rollt uns der dritte Akt auf: Münchener Bürger mit Schwerdt und Pickelhaube gewaffnet, ſchreiten vor den Zelten; ein ehrſamer Bäckermeiſter hat die Freude, ſeinen von Wien hergewanderten Sohn zu begrüßen. Dies gibt Veranlaſſung von hüben und drüben zu ſprechen und ſich die bisherigen Kriegsvorfälle anekdotiſch zu

berichten. Ein glücklicher Einfall, auf das meisterhafteste durchgeführt, launig, volksgemüthlich, in springenden Sätzen, alles durcheinander geladen, muß auf der Bühne gefallen, wenn nicht, wie dies bei solchen Scenen gewöhnlich, durch schlechte Schauspieler verhunzt. Nun lernt man auch den alten Schwippermann kennen; Ludwig und der Burggraf von Nürnberg, der ihn dem Heere zugeführt, treten mit ihm auf. Genial ist alles, was diese lakonische Erscheinung von außen her als eine höchstbedeutende, entscheidende darzustellen bestimmt ist. Hier ist eine Schule für angehende Dramatiker. Schon die Ankunft desselben, die den guten Bürgern Funken in die Nase fliegen läßt:

— Steffen, schau,
Dort kommt er mit dem König. Auch der Burggraf
Von Nürnberg ist mit dabei. Da ist's nicht richtig,
Die kneten was zusammen. Ja, der Alte
Versteht das Handwerk, wo man den erblickt,
Da gibt was los.

Steffen.
So komm ich eben recht.

Thomas.
Gib Acht, man wird dir Arbeit geben, Bursch!
Streif' nur die Aermel auf!

Steffen.

Jetzt geht's auf's Ziel.
Wir fehlten noch, der Schweppermann und ich.

Der graue Heerführer läßt die beiden hohen Herren in den Vordergrund treten, und während sie sich über einen von seiner Hand entworfenen Schlachtplan, über seine Verdienste und Rüstigkeit in hohen Jahren unterhalten, schaut er zwischen den Zelten hinaus und murmelt:

Ein schönes, breites Feld, die Behenwiese!
Die Ströme wohlgeführt, die Höh'n bequem!

dann:

Heut' wär's zur Schlacht ein heller, luft'ger Tag.

— Sein Wunsch soll erfüllt werden. Ein aufgefangenes Schreiben Leopolds an Friedrich offenbart, daß ersterer mit großer Macht aus Schwaben und vom Rhein herbeieile und einen Vereinigungspunkt mit seinem Bruder suche. Jetzt ruft Schweppermann, beredsamer werdend:

Jetzt
Ist jeder Augenblick uns teuer. Laßt
Das Heer sich scharen! Langst schon regt sich's drüben;
Der Bienenstock will tagen. Jetzt ist's Zeit!
Wenn wir die Schlacht anbieten, kommen sie.

Ludwig willigt ein, er legt des Reiches und sein eigenes Schicksal in seine Hände, bietet ihm, zum Zeichen vollster Gewalt, sogar die königliche Rüstung an, was der Alte indeß weislich ablehnt, wohl aus demselben Grunde, weswegen der König sich in einen minder scheinbaren Waffenrock zu kleiden vorzieht. Sehr treffende Vergleichung: „sei du das Haupt der Schlacht, und ich das Herz.“ — Versetzt in's gegenkönigliche Lager, das sich unbedenklich durch Glanz und größere Beweglichkeit der sermatischen Hülfstruppen auszeichnet, finden wir den schönen ritterlichen Friedrich im hastigen Gespräche mit seinem Marschall; dieser treue Diener verschwendet umsonst alle Warnungen, die ihm Klugheit und Aberglaube eingeben, um seinen Herrn von der Schlacht abzurathen. Die Stellung ist bedroblich, eingeklemmt zwischen zwei Flüsse, gibt es nur eine Brücke zum Rückzuge, die Sterne zeigen eine ungünstige Konstellation, der goldene Ring der Habsburger, wunderbar hell leuchtend vor dem Anbruch glücklicher Schlachten, sieht fahl am Finger des Königs — nur ein wenig Aufschub, da die Hülfe nah und die Verstärkung durch Leopold nicht ausbleiben kann, von dem kirchenräuberischen Heidenvolke der Ungarn, Raizen, Serben

und Bulgaren ohnehin kein Segen zu erwarten. — Allein die junge Ritterſchaft iſt ungeduldig, noch ungeduldiger ihr Herzog. Er ordnet ſein Treffen und wirft ſich in eine goldſchimmernde Rüſtung mit wallendem Helmbuſch; unähnlich dem Baier, der in gemeiner blauer Reitertracht im Haufen ſeiner Bürger ſich verlieren wird. Um den Gegenſatz vollkommen zu machen, führt er noch das Schauſpiel eines Ritterſchlages auf, eine Handlung, die ohnehin feierlich und die höchſte geiſtlich kriegeriſche Weihe des Zeitalters gewährend, in dem Augenblicke, wo ſie vorgenommen wird, tragiſche Bedeutung erhält; alle dieſe jungen blühenden Konfirmanden des Heldenthums, die Knappen, werden, in den Augen der Zuſchauer, nur zu gewiſſem Opfertode geweiht. Auch der Marſchalk drückt dieſe Stimmung aus:

Da ziehen ſie heran,
Die Jünglinge, wie Opfer ausgeſchmückt,
In weißen Waffenröcken, bald vielleicht
Geröthet von dem friſchen Herzensblut.

Der Aufzug geſchieht unter muſikaliſcher Begleitung; die bekannte, aus mehrfachen Symbolen und dieſelben begleitenden und erklärenden rituellen Worten zuſammengeſetzte Handlung geht vollſtändig vorüber

und muß sowohl an sich selbst, als, durch die bedeutungsvolle Einfachheit und priesterlich tönende Weihe der dichterischen Worte, in der theatralischen Reproduktion von tiefergreifender Wirkung sein. Der Schluß dieses Aktes bildet dann die Darstellung der Schlacht, in einer Reihefolge wichtiger Einzelmomente. Der König Friedrich wird gefangen genommen. Eben vorher erschlägt er den Ritter Adelram, der ihm in Ludwigs Rüstung gegenübertrat. Sehr schön wird die Reue, in dem Wahn, seinen Jugendfreund Ludwig getödtet zu haben, als Entwaffnerin seines Armes geschildert, er verflucht sein Schwerdt und ergibt sich dem ersten besten bairischen Ritter, der auch zufällig den ominösen, alle Frühlingsblumen der Poesie verschlingenden Namen der Familie Rindsmaul führt. Der todtgeglaubte Ludwig erscheint unmittelbar darauf, getragen von seinen Rettern, den jauchzenden Münchener Bürgern, Thomas und Steffen oben an; Friedrich glaubt ein Gespenst zu sehen:

Erstehn die Todten? Ludwig ist's, er ist's.

Ludwig.

Wir leb'n euch gerne, Vetter! Fürchtet nicht
Für euer Leben! Ritterliche Haft
Sei euch versprochen. Senket nicht den Blick!
Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held.

Daß Friedrich still und ohne Ungebärdigkeit sich in sein Loos findet, ist ein Zug, den man von Uhland erwarten konnte. Alle diese Auftritte sind historisch, auch das bekannte Wort Ludwigs, als es auf dem Schlachtfelde zum Tafeln geht und man bloß Eier zum Schmausen findet: „jedem Man ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ ist nicht vergessen.

Mit der Schlachtkatastrophe hat der erste bis dahin anschwellende tumultuarische Theil des Drama sein Ende erreicht. Die Königsfrage scheint abgemacht zu sein. Aber wo bleibt Leopold, der rastlose, schwungreiche, grimme Leopold? Diese Neugier wird in der ersten romantischen Scene des vierten Aufzugs befriedigt. Und darüber hinaus, denn wir erfahren auch von der unglücklichen Isabelle. In waldreicher Gegend steht unter Bäumen ein einsames Zelt, darin sitzt, gebogen auf den Knauf seines Schwerdtes, ein düstrer, in sich vertiefter Mann. Zwei Frauen in Pilgertracht kommen langsam des Weges, die eine läßt sich leiten durch die andere, ihr Augenlicht ist erloschen, sie jammert uns, und doch ist es dieselbe Isabelle, die wir im Strahl der Jugendreize und königlicher Pracht als Neuvermählte an Friedrichs des Schönen Seite bewundert haben.

Dieſe Zuſammenkunft gehört, ihrer Anlage nach, zu den ſchönſten dramatiſchen Scenen. Die Ausführung iſt zum Theil ſehr gelungen, zum Theil freilich an etwas leidend, was ich ſpäterhin bezeichnen werde. Erſt auf mehrfachen Zuruf läßt Leopold ſich aus ſeinem trüben Hinbrüten aufſtören:

Wer ruft? wer nannte mich? Ein flehend Weib!
Hinweg! ſucht nicht Barmherzigkeit bei mir,
Dem unbarmherzig die Geſtirne ſind.

Pilgerin.

Kennſt du mich?

Leopold.

Iſabelle!

Iſabelle.

Ja! ich bin's,
Die Wittwe, die elendeſte der Frauen.

Leopold.

Was willſt du?

Iſabelle.

Meinen Jammer will ich dir
Verkünden, will dir klagen meine Noth.
In jener Stunde, da mir Botſchaft kam
Von Friedrich's Unſieg und Gefangenſchaft,
Da riß ich ab mein fürſtliches Gewand,
Und mein Geſchmeide trat ich in den Staub,
Im rauhen Pilgermantel zog ich aus,

Und wo ein Gnadenbild den Gläub'gen winkt,
Da wallt' ich hin und seufzt' und betete.
Mit Fasten und Kasteiung quält' ich mich
Und meiner Thränen heiße Quelle floß
So unversieglich, daß die Augen wund
Mir wurden und der Blick mir dunkelte.
Und als ich heute, nach durchweinter Nacht,
Dies Mädchen fragte, tagt's noch immer nicht?
Da sprach sie, strahlt die Sonne denn nicht hell?
Ich aber sah nicht mehr den gold'nen Strahl,
Und ist's ein Wunder, wenn mir alles Licht
Dahingeschwunden mit dem schönen Freunde,
Der meiner Augen Trost und Wonne war!

Leopold.

In jener Stunde, da mir Ludwigs Sieg
Berichtet ward, stemmt' ich auf einen Stein
Den Knauf des Schwerdtes und mit offner Brust
Wollt ich hinein mich werfen. Was sie dort
Verhinderten, noch kann es hier geschehen:
Hier klirrt mein Schwerdt und siehst du nicht die That,
Doch kannst du tauchen in mein heißes Blut
Und kannst befühlen die erstarrte Hand.

Isabella.

Halt ein! den Weibern überlaß
Die Werke der Verzweiflung und des Grams!
Nicht also büßest du das große Leid,
Das du mir angethan. Den Gatten hast

Du mir gerissen in den wilden Kampf,
Du hast ihn mir verloren, als du ihm
Gefehlt am großen Tage der Entscheidung.
Von dir verlang' ich ihn, den Gatten gib
Mir wieder und mit ihm der Augen Licht.

Leopold.

So manches Jahr hab' ich ihm treu gedient,
Manch' lange Winternacht, manch' schönen Mond
Hab' ich gelegen vor den festen Städten
Und vor den Burgen seiner Feinde.
Doch er, um einen Tag, um wenig Stunden,
Die er auf mich soll warten, wirft er hin
Der jahrelangen Mühe theuren Preis.
Und dennoch ward ich nicht der Arbeit laß
Und alles setzt' ich d'ran, ihn zu befreien.

Er berichtet nun in den folgenden Strophen über alle Schritte und die riesenhafte Thätigkeit, die er als Diplomat und Krieger seit jenem Unglückstage entwickelte: seine Reise nach Avignon, zum Papste, dem er den Bannstrahl wider Ludwig entriß, nach Prag, wo er Habsburgs Ansprüche auf Böhmen für Beistand dem Luxemburger in die Schanze schlug, seine Demüthigung vor dem Könige von Frankreich, dem er in der Nacht der Verzweiflung die deutsche Krone anbot, seine glücklichen Streifzüge gegen Ludwig, den

er bei Burgau überfiel und in die Flucht jagte. Und wenn dies alles nicht helfe und der Himmel sein Gebet nicht erhören wolle, ruft er aus, so bleibe noch Eins übrig:

— die Hölle und auch diese reiß ich auf.

Was es mit diesem plötzlich hereinbrechenden furchtbaren Geheimnisse, das die beiden Frauen angstmacht, eigentlich auf sich habe, dämmert uns sogleich in der Erscheinung des fahrenden Schülers Albertus entgegen. Manteleingehüllt schreitet er durch die anbrechenden Nachtschatten gegen das Zelt. Nach Leopolds Worten hat er ihm schon Beweise seiner Meisterschaft in schwarzer Kunst gegeben. Jetzt gilt es nichts geringeres als die Befreiung des auf einer Felsenfeste schmachtenden Friedrich.

Tritt vor, Albertus! Ja, ich traue dir,
Ich hab's erfahren, mächt'ger sind auf Erden
Des Abgrunds Geister, als die himmlischen.
Bist du bereit, die Wandrung anzutreten?

Albertus.

Noch eines fehlt mir.

Leopold.

Was?

Albertus.

Ein Zeichen, Herr,

Daran er wiſſe, wer mich abgeſchickt.
Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswerth,
Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'
Ergreift und die Beſchwörung wirkſam macht.

Ein glücklicher Einfall des Dichters, wodurch der unheimliche Gedanke erregt wird, daß etwas Hinterliſtiges, an der Schuld des Zauberei Betheiligendes, hinter dem Begehren laure; dies hilft ſowohl dem Herenmeiſteranſehen des fahrenden Schülers auf, als es dem Inhalte der Antworten Leopolds und Iſabellens eine geſpanntere Aufmerkſamkeit zuwendet, dieſen Antworten dramatiſches Leben verleiht. Würde man mehr auf die Kunſt des Dramatikers Acht haben, ſo würde man finden, daß ſolche Kunſtgriffe der ächten Art nicht allzuhäufig ſind. Iſabelle macht, auf Leopolds Aufforderung, den Anfang, dem Wunſche des Scholaſtikers zu entſprechen:

Dir, Iſabelle, fehlt's am wenigſten
An ſolcher Loſung. Zögre nicht! du biſt
Der Nacht verfallen und des Licht's beraubt.

Iſabelle.

Die Sterne ſchau ich nicht, doch weiß ich wohl,
Sie geh'n jetzt glänzend auf ob meinem Haupt.
Mein Aug' iſt dunkel, doch im Innern leuchten
Die Angedenken ſel'ger Liebeszeit.

Bei was ich den Gemal beſchwören will,
Hat mit der Hölle Mächten nichts gemein.

Iſabelle hat Recht, denn ſie beſchwört ihn bei den Sternen der Liebe und bei ihren blindgeweinten Augen. Und ich, ruft Leopold,

— ich beſchwör' ihn bei des Todes Wunden
Des Vaters, bei den eignen Wunden, die
Zu Nacht mich ſchmerzen, daß ich ächzen muß,
Bei der gebrochnen Lanzenſpitze, die
Mir in der Seite ſteckt, bei dieſem Schwerdte,
Das ich am böſen Tag' auf mich gezückt,
Bei den Geſpenſtern der Erſchlagenen,
Die mich verfolgen, bei den Feuerbränden,
Die ich in Städt' und Dörfer ſchleuderte:
Bei allem, was mir auf der Seele brennt,
Bei allem, was an meinem Leben frißt,
Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raſerei.

Kann man die Nacht einer Seele mit ſtärkeren Funken beleuchten? Und wir werden ſehen, daß der Dichter nicht vergeblich ſpannt und daß er die geſammelte Atmoſphäre rechtzeitig in Donner und Blitz zu entladen verſteht. Zwiſchen jener Verbereitung und dieſem Effekt liegt eine Mittelſcene, die uns auf die Verkettung der äußeren geſchichtlichen Thatſachen zurückführt. Im Schloßſaale zu München

berichtet der Burggraf von Nürnberg über den Gang der Ereigniſſe. Der Kirchenbann, worin König Ludwig ſich befindet, ſchreckt die Menge, prallt aber an ſtärkeren Geiſtern ab — eine Anſpielung auf Occam, Johann von Gent, Marſilius, auf die Vordenker der Reformation, auf den Sieg und die Stärke des freien Wortes, die mindeſtens heutzutage in München keine Gnade finden wird. Von Wilhelm Occam heißt es, daß er einſt zu Ludwig dem Baier, dem Papſtverhaßten, geſagt: „ſchützt mich dein Schwerdt, ſo ſchützet dich mein Wort!“ welches ſtolze Wort gerechten Bewußtſeins einer die dreifache Krone beerbenden und nach ihrem Sturze herrſchenden Gedankenmacht, ohne welche die Schwerdtmacht nichtig, ebenfalls eine nachdenkliche Bedeutung für bekannte Zeitereigniſſe haben möchte. Einer Verſammlung der unzufriedenen, durch Leopold aufgehetzten Fürſten zu Menſe wird ferner gedacht, und wie ein braver Komthur des deutſchen Hauſes der vorgeſchlagenen Erwählung des Königs von Frankreich zum Oberhaupte ſich mannhaft widerſetzt. Ludwigs Antwort enthält auf dem Wege der Vertraulichkeit alle Bedrängniſſe ſeiner Lage und den Ueberdruß, den er an einer feindſelig beſtrittenen und durch

die Anhänger ſelbſt nur egoiſtiſch vertheidigten Krone empfindet. In ſeinen Worten iſt der Schmerz und die Schande der deutſchen Reichshiſtorie ausgeprägt; denn wie Ludwig konnte wohl jeder deutſche Kaiſer von den übermüthigen fürſtlichen Vaſallen ſeufzend ausrufen:

Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
Der kehrt ſich ab und ſucht ihn anderwärts.

Auf ſeinen Gefangenen zu reden kommend, ſieht er nur eine unnütze Bürde in ihm, ja einen gefährlichen Schatz, der, wie dem Geizigen der ſeinige, nur Tages Sorge, Nachts Qual bereitet. Dieſes Geſtändniß erhält ſeine volle Bedeutung durch den folgenden Auftritt. Mehrere bairiſche Ritter, an ihrer Spitze Albrecht von Rindsmaul, verlangen Gehör. Es handelt ſich um die Ehre des Königs und des genannten Sprechers der Deputation. Die kampfmüde und durch ihre ſchimpfliche Zerſtreuung vor Burgau durch Leopolds Waffen erbitterte Ritterſchaft ſieht in dem Tode des gefangenen Gegenkönigs das raſche Ende des verderblichen Krieges, und nach ihrer Vorſtellung hält nur die Habſucht, die ſich ein reiches Löſegeld nicht entgehen laſſen will, den König Ludwig von der Anwendung dieſes raſchen und unfehl-

bar wirkenden Mittels ab. Auch der Sprecher ist der Mitschuld verdächtigt, da ihm als Einfanger des Gegenkönigs in der That ein Antheil am Lösegelde gebührt. Um sich vor seinen Standesgenossen zu reinigen, verzichtet er auf seinen Antheil, und überreicht dem Könige sein Unterpfand, das Schwerdt des Gefangenen, des Königs Weisheit überlassend, ob er dasselbe zum Richtschwerdte seines Gegners oder nicht bestimmen wolle. Ludwig, den ein plötzlicher Gedanke zu ergreifen scheint, antwortet:

Was meiner Ehre, was der euren ziemt,
Es wird geschehn. Gefaßt ist mein Entschluß.
Herr Burggraf macht euch fertig, und auch ihr,
Herr Albrecht, einen Ritt mit mir zu thun.

Wir können denken, wohin es geht und in welcher Absicht. Müssen wir nicht aber den Verstand des Dichters loben, der auch hier wieder die Entwickelung des Stücks durch so augenfällige, nahe, dramatisch wirkende Motive weiter fördert? Noch ehe das unverhoffte und zweideutige Annahen des Königs durch das Horn des Thürmers der Burg Trausnitz gemeldet wird, sind wir dort in der Gefangenstube des armen schönen Friedrich. Er liegt schlafend in einer Mauernische. Seine Wärter, die mit ihrem Kopfe

für ihn haften müſſen, ſchauen ſich eben nach ihm um und tränken die verglimmende Oellampe neben ihm. Es iſt Nacht und ſtürmiſch, ein aufziehendes Gewitter verräth ſich durch entfernte Donnerſchläge. Friedrich erwacht:

Hat's nicht gedonnert? Ja, es hallen noch
Die Berge dumpf. Man ſagt wohl, Märzendonner
Bedeut' ein fruchtbar Jahr. Was ſoll er mir
Für Früchte künden? — Nein! ich kann es nicht
Ertragen dieſes Wetter. Als der Schnee
Noch friedlich über Höh'n und Thälern lag
Und als das Eis des Stromes Wellen band,
Daß ſie nicht floſſen und nicht rauſchten, da
Konnt' ich mich ſchicken in mein Kerkerleben.
Am Morgen und am Abend ging ich ſtill
In die Kapell' hinüber zum Gebet,
Den Tag entlang ließ man zum Zeitvertreib
Mich Pfeile ſchnitzen, Pfeile ſonder Ziel.
Doch dieſe Frühlingsſtürme, Märzendonner,
Sie rühren mir das Blut auf, mächtig regt
Die Jugend ſich, die Thatenluſt erwacht.

Was iſt das Rührendſte in dieſem rührenden Monologe des Gefangenen? Was zugleich das Wahrſte iſt in gleicher Lage. Alles erträgt man hinter Gittern, nur die erſten Hauche des Frühlings nicht. Doch der Dichter hat nicht bloß eine durch ihre allgemeine

Wahrheit tiefergreifende Empfindung aussprechen wollen, sondern er legte in dieselbe, wie sich gebührt, eine Bedeutung für den kommenden Moment, der nun erst recht verstanden werden kann. Zu den Beschwörungen der Liebe und der Rache, die den Zauberer Albertus als Bundesgenossen seiner Kunst begleiten, tritt nun auch, gleichsam vor den Augen der Zuhörer, der Frühling als Bundesgenosse hinzu, und da wir die Stärke dieser Macht kennen, wird uns der nahende Kampf gegen die Versuchung desto bedeutsamer, wie uns der Sieg als desto größere Bewährung der sittlichen Kraft des Helden, als Vorspiel ihres Triumphes über alle Naturgewalten erscheinen muß. Mit einem heftigen Donnerschlage erscheint Albertus in der Fensterbrüstung des Gemaches:

Ha! welch ein Schlag! die Fenster klirren auf —
Was seh ich? Ist's ein Mensch, ist's ein Gespenst?
Sag' an, wer bist du?

Albertus.

Frag' nicht, wer ich sei!
Willst du befreit sein, thu was ich dir heiße!
Umfasse mich bebend! den Mantel schlag' ich
Dir um, der Sturmwind führt uns durch die Luft.

Friedrich.

Du bist mir fremd.

Albertus.

Du haſt mich einſt geſeh'n.
Komm, Friedrich, komm! Das Nachtgewitter brauſt,
Der Regen rauſcht und morgen ſteht die Welt
Im vollen Frühling, wie ein Mädchen, dem
Die erſte Liebe plötzlich überkam.
Jetzt, Friedrich, iſt es Zeit zu Kampf und Strauß,
Jetzt reiten alle Ritter. Friedrich, komm!

Friedrich.

Ich will nicht.

Albertus.

Deine Schönheit iſt gewelkt;
Der Frühling blüht, auch ſie wird neu erblüh'n.

Friedrich.

Du lockſt vergeblich.

Albertus.

Frühling iſt es, komm!
Vor Sehnſucht ſtirbt dein Weib, ſie hat ſich blind
Geweint — ja blind, und weint noch immer fort,
Und girrt im Dunkeln wie die Nachtigall,
Und träumt von Königen.

Friedrich.

Weißt du von dem?

Albertus.

Ja! Frühling iſt es, deinen Bruder brennen
Die Wunden und die Lanzenſpitze ſticht —
Komm, dieſer Mantel trägt dich ſicher hin.

(Geräuſch vor der Thüre.)

Friedrich.

Gott sei gedankt! die Runde kommt. Entfleuch!
Du bist verloren.

Albertus.

Wähnest du wohl gar,
Daß ich sie fürchte?

(Der Burgvogt und die Wächter treten ein.)

Fort, ihr Elenden.
Mit diesem Donner werf ich euch zu Boden.

Die Wächter.

Hilf, heilig Kreuz!

Burgvogt.

Flieht zur Capelle, flieht!

Albertus.

Hast du's gesehn? Da sind sie hin. Doch jetzt
Ist's höchste Zeit. Komm, Friedrich, deine Feinde
Sind nah, die Brucke fällt, das Burgthor knarrt,
Die Hufe klirren. Friedrich, rette dich!
Man will dich tödten!

Friedrich.

Ob durch Zauber du,
Ob durch Verwegenheit die Zinn erstiegst,
Fahr' hin, Versucher! mich verlockst du nicht;
Im rechten Kampf hat Ludwig mich gefangen —
Die Wächter!

Der nun folgende Auftritt hat für die protestantische Anschauungswelt, die allenfalls an Teufelei, aber nicht

an die Austreibung derselben durch Weihwasser, Kreuzfahren und Rauchfässer glaubt, etwas Burleskes, was für die katholische Welt und namentlich für den guten Baier an sich nicht darin liegt. Um beide Theile zu befriedigen, hat der Dichter das Burleske nicht in die Handlung selbst, sondern in einen Nebenumstand gesetzt, und um jeden Anstoß zu vermeiden, hat er den Burgpfaffen aus dem Spiel gelassen. Die rückkehrenden Wächter, zum Exorzismus ausgerüstet mit den obgenannten heiligen Geräthen, vertreiben durch Spritzen, Rauchen und Alle guten Geister-Schreien allerdings den Unheil, der mit dem Rufe: „ich muß von hinnen," verschwindet, aber sie gehen in ihrem Amtseifer auch auf Albrecht von Rindsmaul los, der eben in die Thüre tritt und Friedrich die Ankunft des Königs meldet. Dieser Zug ist glücklich, mag er bedacht oder zufällig sein. Die folgende vierte und letzte Scene stellt nun die Zusammenkunft der beiden Gegenkönige in so ungleicher Lage dar. Friedrich ist auf den Tod gefaßt; er wirft seinem Sieger nur aus Bitterkeit die langsam feilende Aufsparung des Todesstreiches vor. Ludwig reißt ihn aus dem bösen Traum. Er ist offen gegen ihn, er verhehlt ihm

nicht seine vielfach bedrängte und gefährdete Lage, des Papstes Fluch und die Racheunternehmungen Leopolds; mit einer überraschenden Wendung sagt er dann:

In solcher Noth kann ich an Niemand besser
Mich wenden als an euch.

Friedrich.

Ihr spottet mein.

Ludwig.

Denn seht, je später sich mein Thron befestigt,
Je länger dauert eure Kerkerhaft;
Je wilder mich der Gegner Wuth bestürmt,
Je fester muß ich eure Bande schmieden.
Und so verzehren wir uns beiderseits.
Ich, der ich Frieden will, in stetem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
D'rum, wenn uns Beiden Hülfe werden soll,
So muß der Eine zu dem Andern steh'n.
Und deshalb komm ich her und ruf euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei.

Friedrich.

Was nennt ihr: euch den Thron verbürgen?

worauf Ludwig als Bedingungen nennt: Entsagung des Königsnamens, Auslieferung der rechten Krone — dieses historische Hauptstück des alten Königs-

Inventariums befand sich in Habsburgs Händen, was der Krönung des Baiernherzogs zum Präjudiz gereichte — Entwaffnung der Brüder, Heerfolgeleistung und Rückgabe der dem Reiche entrissenen Ländereien. Im übrigen kein Pfand noch Lösegeld:

— — Unterpfand
Begehr' ich keines, eure Treue bürgt.
Nur euer Wort verlang' ich, daß, wenn ihr
Nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
Ihr euch bis auf die nächste Sonnenwende
Unfehlbar in die Fängniß wieder stellt.

Im Ehrgeize gedämpft, im Muth verkümmert auf dem bairischen Spielberge, sehnsüchtig nach Freiheit und Frühlingsluft, antwortet der hohe Gefangene:

Was ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
Kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit.

Ein Handschlag besiegelt das Versprechen. Der Klang einer Orgel läßt sich hören, durch die geöffneten Flügelthüren des Hintergrundes sieht man in die erleuchtete Schloßkapelle, wo ein frommer Prälat, der als Jugendlehrer beider Fürsten bezeichnet wird, sie erwartet, um ihnen auf ihren neuen Freundschaftsbund die Hostie auszutheilen. Sehr schön ist in Friedrichs Abgangsworten der Streit himmlischer und irdischer Gefühle ausgedrückt

Fürwahr! ein mächt'ger Wohlklang muß es sein,
Der meiner Seele tiefen Mißton lösen,
Ein kräft'ger Himmelsfriede, der die Brust,
Die stürmisch wallende, mir stillen soll.
Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiges,
Zum Himmel aufzublicken, o! es ist
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne. — Kommt! ich bin bereit.

mit welchen Worten dieser ungemein dramatische, an Balladenstoff reiche Aufzug sich beschließt.

Der letzte Aufzug beginnt mit einer Gartenscene, Friedrich und Isabelle sitzen auf einer Rasenbank. Isabelle ist glücklich trotz ihrer Blindheit, Friedrich unglücklich trotz der niedererrungenen Freiheit und der kosenden Frühlingslüfte und der seligen Worte seines Weibes. Der Wurm des verletzten Stolzes nagt an seinem Herzen. Seine Freiheit scheint ihm zu theuer erkauft mit der Barriere, die ihn für immer von dem bisherigen höchsten Ziele seines Strebens trennt. Wie viel weltgeschichtlicher Jammer stößt sich hier in tiefen Seufzern aus:

O Isabelle, wünsche nicht zu sehr
Das Licht zu schau'n! Erschrecken würdest du.

Wie ſchmählich man dich blindes Weib getäuſcht.
Statt deines Gatten, der ein ſtolzer Held,
Der ein gekrönter König war, hat man
Dir einen hingeſchoben, der vor Schaam
Das Haupt muß ſenken.

Iſabelle.

Senke du das Haupt
Auf meine Bruſt. Frägt Liebe denn nach Kronen?

Friedrich.

Das iſt noch Spur von meiner beſſern Zeit,
Daß Weibesliebe mich nicht glücklich macht,
Seit unter Männern ich entwürdigt bin.

Iſabelle.

Entwürdigt?

Friedrich.

Aller Herrlichkeit entkleidet,
Nicht mehr gefangen, doch darum nicht frei;
Denn frei iſt, wer das Höchſte darf erſtreben.

Zu dieſem Mißmuth, der freilich mehr den blendenden Schimmer als die Idee des Höchſten in's Auge zu faſſen ſcheint, geſellt ſich noch die äußere Schaam und Verlegenheit bei dem Anblick Leopolds und des päpſtlichen Abgeordneten, die ihm ihren Glückwunſch über die wiedergewonnene Freiheit darzubringen kommen. Zwar ſind Beide ſchon durch Briefe Friedrichs

über die eingegangenen Bedingungen dieser Freiheit unterrichtet, allein wir dürfen voraussetzen, daß der Eine auf dem Standpunkte der Politik und in der Verstocktheit seines Hasses, der Andere als Minister der Gewissensmacht, die Eide bindet und löset, den stattfindenden Gewissensfall auf die leichte Achsel nimmt. Es ist ein feiner Zug des Dichters, daß er Friedrich, nach kurzem Dank auf den Glückwunsch, zu seinem Bruder sagen läßt: „doch, Leopold, du scheinst mir krank!" Leopold bekennt, daß ihm der Winterfeldzug zugesetzt habe, er passe nur schlecht in diesen Garten voll Frühlingsblüthen. Diese Wendung benutzt Friedrich, um ihm die Wohlthaten des Friedens, das weiche Wams statt des drückenden Panzers, Kräuterkur für die Wunden, Erfrischung in Bädern anzupreisen. Leopold fragt ihn bitter, ob er scherze; keine Zeit sei zum Kampfe gelegener als die jetzige. Worauf Friedrich ihm die eingegangenen Verbindlichkeiten in's Gedächtniß ruft; die übrigen Brüder seien schon seiner Mahnung gefolgt, von ihm erwarte er dasselbe:

Nein, verhindere nicht
Die endliche Befriedung dieses Streits!
Hilf mir erfüllen, was ich angefang'.

Leopold.

Ich weiß nur, daß du frei biſt, And'res nicht.
Du biſt es unbedingt; er mußte dich
Entlaſſen, auf der Bruſt ſtand ihm das Schwerdt.
Wo keine Wahl iſt, iſt auch kein Beding.
D'rum muthig! Auf des Glücks geſchwungnem Rade
Sind wir jetzt wieder oben. Du biſt frei,
Der Papſt iſt dir gewogen; und er wird
Als König dich erkennen; Ludwig iſt
Im Bann, und an des Reiches Grenze tobt
Ein neuer Feind: der Polen und der Ruſſen
Unbänd'ge Schaaren fallen in die Mark
Von Brandenburg, der heil'ge Vater ſelbſt
Hat ſie berufen; Ludwigs junger Sohn
Schreit dort um Hülf'. In Schwaben hier bin ich.
Hab ich geſäumet, ſo geſchah es nur,
Damit ich vielfach, tauſendarmig dir
Mich ſtelle; hinter mir ſchon brauſt mein Heer,
Die Luft, die mir im Nacken weht, iſt ſchon
Das Schnauben ihrer Roſſe. Darum friſch!
Zeuch an den goldnen Harniſch, laß den Hengſt
Sich bäumen! Jauchzen hör' ich ſchon dein Volk,
Die Ritter ſind zu Roß, genesen ſind
Die Wunden, die Erſchlagnen ſpringen auf.
Steig wieder, Sonne, die geſunken war!
Hinab muß Ludwigs bleicher Stern.

Friedrich.

Du weißt

Mich gut zu faſſen, du verſtehſt den Klang,
Der tief in meiner Seele wiederhallt —
Vergeblich! Meine Treue ſteht zum Pfand.

Dies iſt der Augenblick für den Legaten, ſich einzumiſchen:

Den Zweifel, der euch das Gewiſſen drückt,
Vergönnt, daß ich mit ſachter Hand ihn löſe.

Er verſucht es nun erſt mit einer allgemeinen advokatiſchen Kaſuiſtik, die ſich auf die juriſtiſche Verbindlichkeit des geleiſteten Eides bezieht, der Eid ſei ohne Rechtsbeſtand, da er in Unfreiheit, durch Zwang, Drohungen abgefordert. Dieſem widerſpricht Friedrich mit Stolz, er laſſe ſich nicht einſchüchtern, er habe ſein Wort frei und ohne Zwang gegeben. Aber wem ruft der Legat, und verſetzt ſich mit dieſer Frage auf das höhere Gebiet der geiſtlichen Kaſuiſtik, die man auch wohl, in anderer und umfaſſender Anwendung des geſchichtlichen Begriffes, als den Gewiſſenskodex jedes Abſolutismus von Gottes Gnaden bezeichnen kann. Der Legat macht bemerklich, daß Ludwig der Feind und Ausgeſtoßene der Kirche ſei und daß der Papſt jeden männiglich von Pflicht und Huldigung, ſelbſt beſchworener, gegen denſelben entbunden habe. Ueberdies ſei es eben Zweck ſeiner

Sendung, ihn, den Friedrich, von jedem Eide, wodurch er sich persönlich gebunden halten möchte, loszuzählen, was denn, wie er hinzufügt, andurch geschehe. Friedrichs Antwort ist:

Noch hab' ich nicht gebeten, meiner Pflicht
Mich zu entheben, und ich werd es nie.

wogegen der Legat die tauben, gebieterisch abmachenden Worte spricht:

Ob ihr es bittet, wünschet oder nicht,
Die Kirche darf nicht dulden, daß ihr dem
Verfangen bleibet, dem sie fluchen muß.
u. s. w.

Dieser ganze Handel ist von Uhland mit wenigen Worten, in vortrefflicher, rascher Charakteristik dargestellt. Ohne es geahnt zu haben, gibt er uns nach zwanzig Jahren viel Besonderes zu denken; indem wir, vom päpstlichen Gewissensstuhle seit Jahrhunderten unabhängig, dennoch die Erfahrung haben machen können, wie man auf ähnlichem Wege mit öffentlichen und privaten Gewissensfragen zu verhandeln weltlicherseits sich gleich berechtigt fühlt; so daß wir, um die in katholischen Jahrhunderten so siegreiche Taktik des Legaten mit ihrem ganzen historischen Gewichte auf uns wirken zu lassen, nur die Namen der Objekte und Agentien zu verändern haben. Es wird

nämlich, und dies spricht sich in dem Finale des Legaten: „ob ihr es bittet, wünschet oder nicht," jeder, auch der heiligsten Verpflichtung die Persönlichkeit abgesprochen, oder mit andern Worten, die Heiligkeit der Verpflichtung soll nicht direkt zwischen dem Objekt und der Person bestehen, sondern in einem höheren Medium, was Personen und Dinge beherrscht, sie unter sich verbindet und das Verbundene wieder löset; welches höhere Medium denn freilich wieder durch eine Person, Papst, höchste Person (wie der Deutsche diese Verschlingung und Absorbzion aller Persönlichkeiten zu nennen gewohnt ist) repräsentirt wird. Ganz consequent verkündet nun auch der päpstliche Legat in den Nachsätzen die Strafe, die darauf folge, wenn Friedrich sich seiner Verpflichtung nicht für entbunden halte und demgemäß etwa in seine Haft zurückkehren werde: Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft mit jenem zusammen, dem er sich verschworen hat und dem er in böser Willkühr und persönlichem Trotz — nach der Auslegung des Systems — verhaftet bleiben will:

D'rum wisset, wenn ihr dem Vergleiche lebt,
Wenn ihr, was Gott verhüte! wiederkehrt
In Ludwigs Haft, so fällt auf euer Haupt
Derselbe Bannstrahl, der auf jenen fiel.

Erwägt es, Herr, und wenn ihr's wohl erwogen,
Beſcheidet mich, indeß gehabt euch wohl!
Der Himmel lenke gnädig euren Sinn.

Kaum hat dieſe himmliſche Bearbeitung ſich zurückgezogen, als Leopold mit verdoppelten Kräften den irdiſchen Sturm weckt. An dem feſten Widerſtande, den er findet, ſteigert ſich ſeine krankhafte, fiebriſche Aufregung bis auf den höchſten Grad, ſo daß ſie, nach Verwandlung ſeiner bisherigen Liebe zu ſeinem Bruder, in den brennendſten Haß gegen ihn, in krampfhaften Wahnſinn und ſelbſtvernichtende Laute endet. Ob wir in unſerer dramatiſchen Literatur viele Scenen von ſo tieferſchütternder Wirkung beſitzen, möge man beurtheilen:

Leopold.

Von dieſem haſt du Friſt genommen, ich
Darf keine dir gewähren; augenblicks
Muß mir Entſcheidung werden, denn gezählt
Sind meine Stunden, Eile thut mir Noth.
Ja, wiß es, Bruder, dieſer Frühling iſt
Mein letzter, wenn es je mir Frühling war,
Und um zu ſterben, brauch ich jetzt nicht mehr
Mein Schwerdt zu wenden gegen meine Bruſt.
In meinem Marke wühlt der Tod, die Kraft
Geht mir verſiegen, unſtät flackert noch
Die Lebensflamm' auf dem verglühten Stoff.

D'rum zaudre nicht! Ich fordre jetzt den Sold
Für eine frühverzehrte Jugend, für
Ein Leben, das in deinem Dienste schwand.
Nur diesen Lohn begehr ich, daß zuletzt
Du noch hintretest vor mein brechend Aug'
Im Glanz der Krone, die ich dir erkämpft.

Friedrich.

Was ich dir schuldig bin, ich hab' es nie
Verläugnet, tief und ewig ist mein Dank.
Könnt' ich, was du von meinem Leben mir
Geopfert, aus dem Meinen dir erstatten,
Könnt' ich als Leiche vor dir niedersinken,
Damit du blühend ständest und verjüngt!
Doch Eines ist, was ich versagen muß,
Der Ehre wank' ich nicht, und wär's der Tod.

Leopold.

Mein Athem, wenn er gleich sich mühsam hebt,
Ist doch so wirksam noch, daß er ein Heer,
Ein mächtiges, beseelet und bewegt;
Noch kann er Sturm erregen und er wird's.
Du bist mein Feind, denn du bist Habsburgs Feind,
Nicht Ludwigs, mein Gefangner bist du jetzt.
Versuch's, stell dich zur Wehre, ruf dein Volk
Zu Hulf'! Der Bannstrahl zischt, du stehst allein.

Friedrich.

Meint ihr, ihr Thoren, daß ich mir die Kron'
Aufdringen lasse? Wenn ich eifrig war,
Sie zu erstreben, standhaft werd ich sein,

Sie abzuwehren. Eile, heb' dich weg!
Noch bin ich Herr, von dir noch unbesiegt.

Leopold.

Du sollst mich wiedersehn. So lang mein Puls
Noch zucket, werd' ich dein Verfolger sein;
Wo ich dir diente, werd' ich dich bekämpfen,
Und sink ich in der Schlacht des Bruderkriegs
Entseelt vom Roß, und wälzen sie auf mich
Den Stein des Feldes, glaube nicht, ich könne
Im Grabe rasten! Rastlos wird mein Geist
Dich suchen und dich quälen.
(Friedrichs Hand krampfhaft fassend.)
Leb' ich noch?
Bin ich nicht Leiche schon? ist diese Hand
Nicht starr? mein Hauch nicht Grabeshauch? mein Blick
Nicht Hölle?

Friedrich (zurückschaudernd.)

Weg!

Isabelle.

Ihr Heil'gen, steht uns bei!

Leopold.

Verschling mich, Abgrund! Stürme, reißt mich hin.

Es ist nicht meines Amts, den Commentator im philologischen Sinn des Wortes zu spielen, und die einzelnen Schönheiten der Sprache auf Nadeln zu spießen; doch wäre hier, wo sich die wachsende Leidenschaft auf der dunkelsten Tiefe eines hoffnungslosen

Herzens so gewaltig und doch so einfach und schwulstlos in klarem Wort auf geistig dunkelm Grunde offenbart, für geschmackvolle Bemühungen dieser Art eine reiche Beute zu sammeln. Was die poetische Gesammtwirkung dieses Auftrittes betrifft, so muß man dem Dichter nicht bloß einräumen, daß er erschüttert, sondern auch, daß er den erschütterten Nerv sympathetisch mit seinem nächsten dramatischen Zwecke in Kontakt bringt. Ich brauche nicht zu bemerken, daß diese ganze Scenenreihe dazu bestimmt ist, den eigentlichen und einzigen tragischen Moment des Drama, den Sieg des freien Willens, der Pflicht, über alle Anfechtungen des Herzens und des Kopfes, über Schmerz, Wehmuth, Mitleid, Ehrgeiz, Vortheil, Glück und Unglück, vorzubereiten und so glänzend, oder vielmehr so erhaben als möglich zu machen. Nicht umsonst ist der Ausdruck der Demüthigung, der Schaam und Reue, die Friedrich in der Eingangsscene, seiner Gattin gegenüber, äußert, so stark aufgetragen; der Zuschauer mußte fühlen, daß der von seiner Höhe herabgestürzte Gegenkönig noch ungebrochenen Ehrgeizes sei, daß nicht innere Gleichgültigkeit und Schwäche seinen Entschluß erleichtere. Erst durch diese Gewißheit konnte er ein Gegenstand unserer

höheren Theilnahme werden. Und dieſe Darlegung war um ſo nöthiger, je weniger wir in ſeinem Verhalten zu dem Anſinnen des päpſtlichen Legaten und ſeines Bruders äußerliche Spuren entdecken, daß ihre Worte eine geheime Fürſprache in einem gepreßten, grollenden Winkel ſeines Herzens finden. Seinem Bruder ſpricht er von den Segnungen des Friedens, von dem Balſam der Ruhe. Ein guter Darſteller dieſes Charakters auf der Bühne wird in Haltung, Stimme und Geberde das Unſichere und Erzwungene dieſer lächelnden Zuſprache bemerklich zu machen wiſſen. Denn das demüthigende Gefühl, in den Augen ſeines Bruders und des Legaten verächtlich zu erſcheinen, das drückende Gefühl, undankbar zu ſcheinen gegen ihre Opfer und Bemühungen, ja das nicht abzuweiſende Bewußtſein, durch die eingegangene Verpflichtung einer vielleicht ſchwachen Stunde, ſich ihres ausdauernden Beiſtandes unwerth gezeigt zu haben, dieſe Seelenbewegungen wird der zu wünſchende Darſteller ſeinen Zuſchauern nicht entgehen laſſen. Man bemerke nun, daß alle dieſe heftigen Angriffe auf den Stolz und das Ehrgefühl des Unglücklichen ſeinen Entſchluß auch nicht einen Augenblick wankend machen ſollen — denn an die Möglichkeit, daß er ſein

Wort brechen kann, soll der Zuschauer nicht einmal denken — aber daß sie ihm die Freudigkeit und die Erhebung rauben müssen, seine Pflicht zu erfüllen — also jene Stimmung, ohne welche er uns nur als ein bemitleidenswerther Mann, nicht als tragischer Held erscheinen dürfte — so wird man eine richtige Einsicht in die Kunst des Dichters erhalten, die eben dasjenige, wodurch sie den Helden anfangs niedergeschmettert und herabgedrückt, durch einen plötzlichen Umschwung, zum erhöheten Postament seines sittlichen Heldenthums zu benutzen verstand. Und dies geschieht durch eine einzige Wendung, durch eine psychologisch wahre, höchst natürliche Reaktion. Für alles, was auf eine wunde Stelle unsers Herzens, unsers Gewissens drückt, haben wir keinen Gegendruck und sind den schmerzhaftesten Berührungen, selbst der Bosheit, leidend ausgesetzt. Aber wie die Schwäche oft an der Stärke haftet und das sittliche Leiden eine Kraft bedingt, von der es zehrt, so wird jeder äußere Druck, der sich übernimmt und mit plumper Unverschämtheit in die gesunde Muskel unserer sittlichen Energie eindringen will, einen zurückschnellenden Gegendruck erfahren, einen Gegendruck, der unser ganzes Wesen erschüttert, aufrichtet und dahin kräftigt,

inneren und äußeren Feinden ſelbſterhaltend die Spitze zu bieten. In dieſe Lage wird Friedrich verſetzt. Erſtlich iſt es der Legat, der ſeinen gedemüthigten Stolz und ſein ſich ſelbſt anklagendes Gewiſſen wieder hebt durch die falſche Beſchuldigung, die zugleich Entſchuldigung ſein ſoll, daß er durch Drohungen ſich habe einſchüchtern laſſen, ſein Wort zu geben. Derſelbe Legat irrt ſich noch mehr in der Wirkung ſeiner Gründe, wenn er gleich nachher mit dem Bann des Papſtes droht; denn eben die Furchtbarkeit dieſer Drohung, die jede andere mögliche übertrifft, kann nur dazu dienen, das gebeugte Herz, den bezweifelten Seelenmuth des Bedrohten um ſo kühner zuſammenzuraffen und ihr die entſchloſſene, geballte Kraft der Freiheit und des Selbſtbewußtſeins entgegenzuſetzen. Dann Leopold. So lange dieſer ihn packte und feſthielt an dem wunden Fleck, dem verletzten Ehrgeize der Habsburger, und nur da und ſo lange, krümmte er ſich ſeufzend unter dem rauhen Griff des kriegeriſchen Bruders. Als aber dieſelbe Fauſt, die ihn ſchmerzlich berührte, ohne daß er es abwehren konnte, ſich drohend gegen ſein Haupt erhob und ſeinen Willen durch die Alternative des Wortbruches oder des Verluſtes ſeiner Herrſchaft und aller welt-

lichen Würden und Ehren gewaltsam brechen zu wollen schien, da erhob sich dieser gebeugte, seufzende Wille zu einer felsenfesten Säule, an der jede Blutwelle des Schmerzes sich bricht und die von ihrer Höhe stolz verachtend auf ein Weltmeer von Elend, Unglück und Gefahren herabsieht. Haben wir diesen Culminazionspunkt des Uhland'schen Drama in sein gehöriges Licht gestellt, so wird uns die folgende Scene, das Losreißen Friedrichs von seiner Gattin darstellend, in keinem Theile seiner erhabenen Schönheit verborgen bleiben. Beim Abstürmen Leopolds ruft Friedrich:

Nun, Isabella, hast du selbst gehört,
Ich hab' es mit Verzweifelten zu thun,
Und rascher That bedarf es. Nimmermehr
Will ich das Werkzeug fremder Pläne sein;
Mit jenem Handschlag in des Baiers Hand
Hab' ich mir selbst mein Schicksal festgesetzt,
Und nimmer soll mich dieser Vorwurf treffen,
Daß ich den Zwang, den ich vermeiden konnte,
Zum Vorwand eines Treubruchs gebraucht.
Noch bin ich frei, noch einen Augenblick;
Noch bin ich nicht vom Bann gezeichnet, noch
Von meines Bruders Schaaren nicht umringt;
Und diesen Augenblick der Freiheit nütz ich
Zurückzuschreiten in den Kerker.

Iſabelle.

Weh!

Du wollteſt –

Friedrich.

Ja, ich will. Das iſt mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt,
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß,
Und athme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir ſtoßen, noch
Den Kerker kann erwählen ſtatt des Throns.
Leb' wohl, mein Herz! Zu Roſſe ſchwing ich mich,
Das Thor iſt offen und die Straße frei.

Iſabelle.

Treuloſer! meiner Blindheit ſollteſt du
Ein Führer ſein und läßt mich hülflos ſtehn!
Du ſollteſt heilen mein verweintes Aug',
Und giebſt ihm neue Zähren, heißere!
Du darfſt nicht fliehen, nein, ich laß dich nicht.

Friedrich.

Was klammerſt du dich feſt? Es iſt umſonſt
Ich gab mein Wort.

Iſabelle.

Nichts weiter als ein Wort?
Was iſt ein Wort denn gegen meine Liebe?
Ein todtes Wort, ein Schlag der hohlen Hand,
Was ſoll das gelten, wo das Leben glüht?
Ein Wort ſoll in der Fülle deiner Kraft
Hinab dich in das Grab des Kerkers bannen?

Soll aus dem Licht des Frühlings, aus dem Athem
Der Liebe dich in Nacht und Moder ziehn?
Nein, Friedrich, nein! Verfangen bist du mir,
In meiner Liebe Kreisen wandelst du,
Du lebst von meinem Leben, nimmer läßt
Mein Herz das deine —

Friedrich.

Bluten, brechen muß
Dein Herz und meines, dazu liebten wir.
Laß mich!

Isabelle.

Dein Wort hast jenem du verpfändet,
Du gabst auch mir ein Pfand, ein theures Pfand.
Ja, Friedrich, was ein süß Erröthen dir
Gestehen sollte, jetzt verzweiflungsvoll
Muß ich's zum Ohr dir schreien: ich bin Mutter. —
Verlaß mich nicht in dieser finstern Nacht!
Dein Knie umfaß ich, o verlaß mich nicht.

Friedrich.

Ich muß — es wird zu spät — ich muß, mich brennt
Der Boden hier. Laß, laß mich! lieg im Staube!
Du bist des unglückſel'gen Friedrichs Weib.

Wir sind umflossen von Alpenluft — jedes laute Wort des Nachlobes dieser Scene würde nur schwach und dünn verklingen. —

Der Schauplatz verwandelt sich in das Innere der Königsburg von München. Ludwigs Kinder treiben

Ballſpiel in einer anſtoßenden Gallerie. Nachdenklich ſchaut er, trotz ſchwerer Reichsſorgen ein glücklicher Vater, dem Spiele zu und murmelt Erinnerungen ſeiner Knabenzeit, wo er ebenſo mit Friedrich und Leopold Ball geſchlagen:

Doch and'res Spiel begann uns, ernſteres —
Gewaltig Schickſal warfen wir uns zu,
Und müde bin ich von ſo ſtrengem Spiel.

Welchen wunderbaren Uebergang von einer Stimmung in die andere hat der Dichter durch ein ſo einfaches Mittel, durch die Symboliſirung heiterſter Jugendluſt und Gegenſeitigkeit an drei ſpielenden Knaben in unſerem Gemüth vermittelt. Dort das junge, blinde, verlaſſene Weib mit der Frucht unter ihrem brechenden Herzen, das ungeheure Weh, und wieder, das alles beherrſchende, über alles hinausführende Großthum ſittlicher Erhebung. Hier ein blühendes Familienbild, ſorgenloſes Spiel von Knaben, ahnungsloſen, unſchuldigen Daſeinsgenuß, dem aber, in Ludwigs Perſon, der Schatten wehmüthiger Erinnerungen zur Seite ſchwebt, wie das heitere Spiel ohnedies auch in den Zuſchauern ich weiß nicht welche rührende Trauer erregt, worin die nach- und mittönende peinvolle Stimmung in Thränen der Wehmuth

sich auflösen mag. Aber diesem Gefühl würde sich eine Bitterkeit ganz fremder und störender Art beimischen, wenn nicht der Dichter auch den Gedanken vorgesehen hätte, daß jene leichte Wehmuth, die Ludwig, mitten in seinem Familienglück, äußert, unserem poetischen, das heißt, tief in der Schönheit und Harmonie unserer Natur begründeten, Gerechtigkeitsgefühle kein angemessenes Aequivalent für sein [illegible]nendes Leid, für des Edlen ihm verfallen[illegible]ch ihn zertrümmertes Lebensglück bed[illegible]z. Er beeilt sich daher, uns auch die Schattenseiten und Trübungen des Sieges, die Narben, die Erschöpfung und das noch immer in ziehenden Gewitterwolken drohende Geschick des Siegers zu zeigen. Müde nennt sich dieser von so strengem Spiel mit Schicksalsbällen, und welche augenblickliche gewichtvolle Bedeutung seine Worte haben, erfahren wir unmittelbar durch das Eintreten Münchener Bürger. In der Stadt hat sich das Gerücht verbreitet, der König sei vergangene Nacht zu den Truppen hinausgeritten, die an die äußerste Reichsgrenze, nach Brandenburg, zur Verstärkung seines durch die slavischen Streitmassen bedrängten ältesten Sohnes abzugehen bestimmt sind. Darüber ist die Bürgerschaft in die äußerste Besorgniß

gerathen, denn in einem Augenblick, wo der Verwüſter Leopold auf's neue ſich der baieriſchen Grenzen nähert, glaubt ſie ihres Fürſten und natürlichen Beſchützers nicht entbehren zu können. Sogar verlautet, daß Friedrich ſich von neuem zur Behauptung der Krone rüſtet. Die Bürgerſchaft bittet daher ihren Fürſten, ihr gegenwärtig zu bleiben. Aus Ludwigs Antwort erkennt man, daß keinem Unwürdigen die Reichskrone zugefallen. Er erinnert die Bürger an den (im erſten Aufzuge geſchilderten) Augenblick, wo ſie ihn ermunterten, ſeiner Berufung auf Deutſchlands Thron Folge zu leiſten:

Ihr habt's gewollt, ich ſtieg auf Deutſchlands Thron,
Und meine Sorge, die euch eigen war,
Hat fortan unter Viele ſich getheilt.

In Betreff der Abreiſe nach Brandenburg ſei noch nichts Gewiſſes feſtgeſetzt, er ſpähe in dieſem bangen Augenblick erſt umher, wo ſeine Gegenwart am nöthigſten. Im Fall der Abreiſe werde er ſeine drei Söhne den Münchnern zurücklaſſen als Unterpfand, daß er für alle ein ſorglicher Vater zu ſein gedenke. Zufriedengeſtellt ziehen die Bürger ſich zurück. All dieſe Kriegsnoth, Familienangſt und noch mehr die würdige Sprache des bedrängten Königs, ſind ſehr

geeignet, uns mit ſeinem Sterne zu verſöhnen. In ſeinen ernſthaften Betrachtungen wird er durch den Ruf der Kinder geſtört, die auf dem Schloßhofe einen ſchönen Ritter, vom ſchweißbedeckten goldfarbenen Roſſe ſpringend, wahrnehmen. Es iſt Friedrich, der, unbekannt, auf des Vaters Geheiß, an der Hand der Kinder eingeführt wird:

Ludwig.

— Täuſchet mich
Mein Auge? Friedrich!

Friedrich.

Freu' dich nicht, erſchrick
Ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,
Daß unverſöhnlich deine Feinde ſind.
Unmöglich war mir der Bedingungen
Erfüllung, meine Rückkehr ſelbſt iſt Flucht.

Ludwig.

Bewundern muß ich dich.

Friedrich.

Als ich den Bruder,
Der ſich mir aufgeopfert, von mir ſtieß,
Als ich mich losriß von der blinden Gattin,
Damals, im erſten Schmerze ſchien mir's wohl,
Als hätt' ich Uebermenſchliches gethan,
Doch nun ich's recht betrachte, that ich nichts
Als das Geringſte, was ein Mann kann thun:

Ich hielt, was ich versprochen. Größre Thaten,
Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
Vereitelte mein feindliches Geschick.
Doch daß ich mindestens mein Wort gelöst
So gut ich konnte, davon zeuge dir
Die Krone hier.

Man darf es sich von großer theatralischer Wirkung denken, wenn bei diesen Worten der Gegenkönig unter dem Reitermantel hervor die so lange mit dem Blut von Tausenden bestrittene Reichskrone langt:

— Sie ist das Einzige,
Was deinen Feinden zu entreißen war.
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.

und dann dieses glänzende Sinnbild höchsten Ehrgeizes und sterblicher Macht seinem Gegner darbietend, spricht:

Ich selbst bin dein Gefangner, wie zuvor.
Laß mich nach Trausnitz führen! mich verlangt
Nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Das Folgende kann schon an sich, durch die bloße Handlung, des stürmischen Beifalls der Herzen und leuchtender Blicke gewiß sein; es ergreift durch seine innere Großartigkeit. — Das sind aber die Stellen, die französische Koketterie und deutsche Geschrobenheit

zu verpfuschen pflegen. Uhland zeigt sich einfach, gleichsam solide, dem Moment gewachsen, aber ihn nicht überbietend, daß uns die großmüthige Handlung des Siegers so natürlich erscheint, daß wir nicht den Anflug eines Augenblicks, einen Theaterstreich in ihr erblicken:

Du ein Gefangner? nein! du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an und jetzt
Ist mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
In Schwerdtkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,

Wenn wir zum Kampfe ſchritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere ſchon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir beſſre Wege, damals hatten wir
Die Schüſſel und den Becher und das Bett
Gemeinſam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieſes längſt dir angeboten!
O hätteſt du es längſt von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumeſt, Ludwig!

Ludwig.

Das iſt mehr als Traum.
Es ſteht mir wahr und wirklich vor dem Geiſt.
Und wie es vor mir ſteht, verkünd' ich dir's.
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir ſollen's Beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider jeden ſetzen,
Der unſer Einem feindlich ſich erweiſt.
Wir ſollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unſrer Macht
Soll Beider Name ſich verſchlingen und
Wir ſelbſt auch ſollen feſt verflochten ſein
Und ungeſchieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,

Ich ſetze ſie auf dein geweihtes Haupt.
(Er krönt Friedrich.)
Die Stund' iſt heilig. Unſer große Ahn,
Der königliche Rudolf, ſchaut hernieder
Und ſegnet uns, und hier in dieſen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geſchlecht.

Friedrich.

Ich faſſ' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich ſtark, jetzt führ ich ſelbſt mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt ſetzen,
Der ſo in allem mein Vertreter und
Verweſer wäre, ſo mein andres Selbſt.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüſten, tritt ihm du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird ſein finſtres Angeſicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich iſt?
Ob im feindſel'gen Treiben dieſer Erde
So herrlicher Entſchluß beſtehen kann?
Genug es iſt in dieſer großen Stunde,

Es lebt in dieſem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an deine Bruſt.

Ludwig.

In dieſer innigen Umarmung ſei
Auf ewig ausgeſöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutſche Volk.

Und ſo fühlt man in der That, daß der ein geborner König iſt, der unter allen Umſtänden ſeinem beſſeren Selbſt unterthan bleibt, daß dem die Welt gehört, der ſie beſiegt, dem die Krone gebührt, der den leuchtenden Diamant der Treue, den ſchönſten im goldenen Reife, in ſeinem Herzſchatze beſitzt. Liegt eine Demüthigung darin, von ſeinem Nebenbuhler überwunden worden zu ſein und der Gnade zu verdanken, was die eigene ſchwächere, oder vom Glück nicht unterſtützte Kraft vergebens erſtrebte, ſo raubt auf der anderen Seite die Freundſchaft dieſem Gefühl ſeine Bitterkeit; ſie wechſelt die Rollen des Siegers und des Beſiegten, tödtet den Ehrgeiz der Nebenbuhlerſchaft und ſcheint nur ihre eigene Krönungsfeierlichkeit zu begehen.

Vielleicht hätte dieſer Gedanke noch einen lebhafteren Strahl um ſich geworfen, wenn die Freundſchaft der beiden Könige, auch während ihrer Entzweiung, mehr rührende Zeichen verborgener Gluth

und Jugendhitze verrathen hätte, Zeichen, wie jene abgeschnittene Locke und jener entführte Trinkbecher in der Geschichte des Kampfes zwischen David und Saul; oder, umgekehrt, wenn ein glühender Haß in Friedrichs Seele eben nur die Tiefe früherer Liebe offenbart, die, verletzt durch des Freundes anscheinenden Verrath (Ludwig hatte, vor seiner bestrittenen Wahl zum deutschen Könige, den ehrgeizigen Wünschen seines Freundes gehuldigt) und in Unkunde seines höheren Berufes, sich in ihr Gegentheil umgewandelt.

Vielleicht wird dieser Mangel, oder vielmehr diese Gebundenheit der dichterischen Wärme in der Schilderung des Freundschaftsverhältnisses Manchem um so fühlbarer scheinen, je weniger es verheimlicht und verschleiert werden konnte, daß Ludwigs großherziger Gedanke sich gar wohl mit den Berechnungen der Politik vertrug. In der Geschichte selbst, wie sie in unseren Reichschroniken enthalten, ist nicht sowohl der erste Entschluß das Rührende und Erhabene, sondern vielmehr die Ausführung desselben, die mehrjährige Dauer und ungetrübte Harmonie des einzigen Verhältnisses. Wohl hat der Dichter uns das Bild der beiden Könige in solchen Zügen entworfen, daß

der Gedanke an einen Theaterſtreich, an ein flüchtiges Ueberwallen der Gefühle durchaus nicht aufkommen kann. Uhlands Triumph! Dagegen wäre dieſes plötzliche Aufbrechen des alten Eiſes der Feindſchaft von noch ergreifenderer Wirkung geweſen, hätten wir die Kälte und die verborgene Gluth empfindlicher geſpürt. Ludwig hält etwas auf Friedrich und Friedrich etwas auf Ludwig; das fühlen wir wohl, aber das war nicht genug. Es will uns ſcheinen, daß die Geſchichte hierin eine wärmere und reichere Auffaſſung zuließ; oder wenigſtens, daß der Dichter, deſſen Idee und Feuer alle geſchichtlichen Elemente durchdringen ſoll, ſie geben mußte. Ludwig hatte ohne Zweifel den höheren Beruf zur Uebernahme der deutſchen Königskrone; er ſtand geiſtig über Friedrich; während dieſer ſeinen ehemaligen Freund in ritterlicher Hinſicht unter ſich zu ſehen und als Wortbrüchigen zu haſſen das Recht zu haben glaubte. Setzen wir nun voraus, daß in beiden Gemüthern, trotz der Verſchiedenheit ihrer Anlagen und trotz der Nebenbuhlerſchaft, eine ernſte, tiefe Jugendliebe wurzelte, ſo werden wir in Ludwigs Betragen uns die höchſte Zärtlichkeit und Schonung denken, jene Davidiſch ſchonende Zärtlichkeit, die aus dem leiſen Bewußtſein einer Schuld

(wofür freilich das Schickſal ſelbſt die Zurechnung übernehmen muß) und aus dem ſtarken Bewußtſein geiſtiger Ueberlegenheit hervorgeht, und die, weil ſolchen Erwählten alles zum Beſten dienen muß, auf einer ununterſcheidbaren Linie von Großmuth und Klugheit einherwandelnd, nach gemeinem Sprichwort zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen pflegt. Sollen Charaktere dieſer Art zu dichteriſchen Zwecken benutzt werden, ſo kann man das Edle und Poetiſche, das nur in ihnen liegt, nicht genug hervorheben, um ſie vor dem Verkennen, ja vor dem Haſſe in Schutz zu nehmen, den ſie erregen, ſobald ſie im Kampfe mit einem beſchränkten und leidenſchaftlichen, aber auch kühnen, offnen und ritterlichen Weſen den Sieg davon tragen. Nur das unbeſtreitbarſte Genie, oder eine gewiſſe geniale Kindlichkeit, der man es anſieht, daß ſie nicht aus kühlem Eigennutz, ſondern als Werkzeug einer höheren Fügung handelt, vermögen uns mit unſeren Vorurtheilen gegen einen ſolchen Charakter in gewiſſem Grade zu beſiegen. In gewiſſem Grade, ſage ich. Denn was kann man ſich Naiveres und Genialeres geſchildert denken, als den bäuerlichen Hirtenknaben des alten Teſtaments, der den Goliath erſchlug und Saul's Königreich erbte?

Dennoch behalten wir etwas gegen David auf dem Herzen und der unglückliche Saul, der dämoniſche Naturmenſch, ſcheint uns in ſeiner Verdüſterung und trotz derſelben poetiſcher zu ſein, als der kleine Mann nach dem Herzen Gottes, deſſen leuchtende Gaben einen ſo tiefen Schatten hinter Saul verbreiteten, daß dieſer wahnſinnig wurde über ſeinen Schatten. Es war alſo eine ungemein ſchwierige Aufgabe für den Dichter, des ſiegreichen Friedrichs umſichtigen, klugen, gleichſam fangenden Charakter zu ſchildern und ihn ſeinem unglücklichen, aber mannhaften und kühnen Nebenbuhler gegenüberzuſtellen, ohne einen Schatten auf jenen fallen zu laſſen, wodurch der Abſicht des Dichters und namentlich dem Ausgang ſeines Drama in der Schlußſcene, der im ungetrübten Lichte ſtrahlen ſoll, dramatiſch entgegengewirkt wurde. Anerkannt muß hier werden, daß Uhland dem Charakter Ludwigs die Elemente der Beſcheidenheit, Einfachheit und Gemüthlichkeit auf die natürlichſte und daher unübertrefflichſte Weiſe einverwebte. Auch möchte man eher alles andre miſſen, als dieſe Grundbewegung ſeines Charakters, dieſe in feſten und glatten Angeln ſchwebende Perſönlichkeit. Wir erkennen dieſen Kaiſer Ludwig als den lebendigen, geſchichtlichen

Mann, der einſt ſeinen Namen trug. Alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, ſagt ein neuerer Biograph Ludwigs, ſchildern ihn als einen ſchönen, ſtattlichen Mann, mit aufgerichtetem Haupt und mit einem kühnen und feſten Tritt und Blick; und was ſeine Eigenſchaften betrifft, kommen ſie, und ſogar ſeine Feinde, darin überein, daß er alles mit einer großen Seele, wie es einem Manne von Muth und Kraft zuſteht, unternommen und feſt darauf beharret habe. Sie ſchildern ihn ferner als einen überaus gütigen, friedſamen, liebreichen Herrn, der auch den Geringſten mit Huld und Gnade angeſehen, und, was er gekonnt hat, Gutes gethan hat. Er lächelte ſtets und war voll launiger Reden und Einfälle. Sein Sprichwort war: man ſoll ſich ſtets nur um ſolche Schätze bewerben, die mit dem Schiffbrüchigen zugleich ans Geſtade ſchwimmen. — Ein ähnliches Bild erregt Uhland durch ſein Drama, nur daß jene Eigenſchaften, im beſchränkten Rahmen und in beſonderer Beleuchtung des Verhältniſſes zu Friedrich, hervortreten, wo ſie, dem Unglück eines Helden und eines Heldenhauſes gegenüber, zu bürgerlich ausſehen, und in einzelnen Zügen minder die Löwen-, als die Fuchsnatur durchſchimmern laſſen. So die Verklei-

dung während der Schlacht, und das Fahndenlaſſen auf den kampfverwegenen Friedrich, der an der Spitze ſeines Heeres auf einem muthigen, ſchimmernd gewappneten Roß, in vergoldeter Rüſtung, die ihm ſeine Gemahlin verehrt hatte, den Reichsadler auf ſeinem bebuſchten Helm, vergeblich nach ſeinem Gegner ſpähte, einem Gegner, der nicht einmal als Ritter, geſchweige als Kaiſer kenntlich, in gemeiner Reitertracht im dickſten Haufen der Seinigen ſich verborgen hielt. Uhland hat dieſen Verfall mit gutem Anſtand und dichteriſcher Würde behandelt und doch nicht verhindern können, daß man, wenn man einerſeits in Friedrich den Schönen, das Ebenbild des burgundiſchen Herzogs Karl des Kühnen erblickt, durch Ludwig den Baier an Ludwig XI., den unritterlichen, hinterliſtigen König von Frankreich erinnert wird. Das ganze Leben des Bürgerfreundes Ludwig iſt über jeden Vergleich mit der bigotten, grauſamen und tückiſchen Plebejerſeele des franzöſiſchen Ludwig erhaben; allein ſolche einzelne thatſächliche Züge nehmen in ihrer Einzelheit eine grellere Färbung an und man kann nicht läugnen, daß auch das Folgende wenig im Stande iſt, uns mit dem Glück und dem Betragen Ludwigs gegen ſeinen ehemaligen Freund

auszusöhnen. Die harte Gefangenschaft, die Friedrich auf einer öden Burg im bairischen Nordgau ausstehen mußte, statt sich, auf sein Ritterwort, in einer erträglichen Freiheit ergehen zu dürfen, düstert in unseren Augen den Glanz der Ludwigschen Krone und macht uns namentlich eine Freundschaft zweifelhaft, welche die vielleicht pflichtmäßige Vorsicht des Herrschers nicht von der Grenze des Tyrannischen zurückzuhalten vermag. Schildert uns nicht der Dichter selbst die Einwirkungen dieser Gefangenschaft auf den einst so unternehmenden, hochstrebenden Geist Friedrichs des Schönen auf die erschütterndste Weise? Gewärtigt dieser nicht, in seiner gänzlichen Entmuthigung und Verzweiflung an Ritterſitte und Freundschaft, beim Eintritte Ludwigs in seinen Kerker die Verkündigung seines Todesurtheils zu hören? Nähert sich Ludwig nicht dem blassen, abgehärmten Gefangenen mit unheimlicher Richter- und Herrscherwürde? Zeigt er das Erschrecken und das Mitleid eines Jugendfreundes über den plötzlichen Anblick des von Kerkerluft umwehten, hiesern niedergedrückten einstigen Bettgenossen, des deutschen Fürsten, und, gleich ihm, gekrönten Königs Deutschlands? Unterdrückt er nicht vielmehr jede so natürliche, so gebieterische Regung

dieſer Art in den erſten Augenblicken der Zuſammenkunft und hört man nicht ſogar, daß er das bisherige Du der Anrede in ein, unſeren Ohren kalt und feierlich klingendes, Ihr verwandelt. Es iſt wahr, die Geſchichte erzählt uns, daß Friedrich ſo heruntergekommen war, daß ſein verſchüchtertes Herz lange keinen Glauben faſſen konnte an die, ihm überſchwenglich ſcheinende plötzliche Großmuth ſeines Freundes. Der Dichter konnte hierin der Geſchichte treu bleiben, aber kein Wort der Liebe und des Mitleids im Munde Ludwigs konnte weich genug, balſamiſch genug ſein, um uns den Kerkermeiſter über den großmüthigen Freund vergeſſen zu machen.

Laſſen wir es bei dieſer Scene begnügen, wo in der That der Mangel, den wir meinen, am ſcheinbarſten oder wirklichſten ſich fühlen läßt. Geben wir auf die andere Seite des Verhältniſſes über, auf die Beziehung Friedrichs zu Ludwig. — Betrachten wir dieſen Charakter im Allgemeinen. Er gefällt uns durch ſein muthiges, ritterliches Weſen, er rührt uns durch ſein Unglück. Dagegen fühlen wir, daß ſeine geiſtigen Anſprüche auf die Krone denen ſeines Nebenbuhlers untergeordnet ſind. Und wie dieſer ihn

als Staatsmann überflügelt, steht ihm sein Bruder Leopold als Feldherr im Licht. Auch beseelt ihn kein so kräftiger Ehrgeiz, wie diesen. Ja er scheint nicht sowohl ehrgeizig als ehreneitel und prunksüchtig zu sein. Sein nach Vergrößerung trachtendes Stammhaus findet nicht den tiefen felsigen Raum in seiner Brust, dessen es zur Ausstreckung und Einklammerung seiner mächtigen Wurzeln bedarf. Aber der Dichter wollte und sollte den tiefen Ehrgeiz des Habsburgischen Hauses nicht an Friedrich, sondern an Leopold darstellen. Hier geht er, durch das Unglück, in fieberhafte Spannung über; dort, wo er mehr auf der Oberfläche des Repräsentirens sich offenbarte, läßt er sein entfärbtes ausgerupftes Gefieder traurig hängen. Diese Gegensätze sind äußerst wirksam, aber sie drücken auch den Mann, für den so vieles geschieht, so furchtbar gestritten und gelitten wird. Schnell abgerufen von der Bühne der Thaten, sehen wir ihn, den übrigen Theil der Handlung, an den Willen und die Geschicke Ludwigs gefesselt. Ein im Kerker geleistetes Versprechen wird sein Tyrann, dem er den ganzen Inhalt seines Lebens und Strebens, Reich, Bruder und Gattin opfern muß. Wie viel kostet ihn dies Opfer! Sind wir überzeugt, daß er eine starke Em-

pfindungsfähigkeit beſitzt? Haben wir gleichſam zum Erſatze ſeiner Mängel als Staatsmann und Krieger, eine tiefe, mächtige, eine menſchliche Innerlichkeit an ihm gewahrt? Kann er lieben und haſſen? Hat ſeine Herzmuskel diejenige Stärke, die ſeinen Kampf mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Umgebungen zum heroiſchen macht, ihn ſelbſt zum Heros der Worttreue erhebt? Nach dieſen Spuren ſehen wir uns um, und bedauern, daß ſie nicht tief genug gegraben ſind. Eines Mannes Innerlichkeit wird wohl vor allem in der Liebe und in der Freundſchaft erkannt. Was Friedrich den Schönen betrifft, ſo wird er in der Liebe offenbar durch ſein Weib beſiegt. Dies ſoll ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Sein Verhältniß zu Iſabelle iſt männlich und ſchön; es erlaubt ihm, von der ganzen Stärke ſeiner Seele in Beziehung auf Thaten, Ruhm und Freundſchaft Gebrauch zu machen. Einen tapfern Arm, ein freudiges Herz in der Schlacht haben wir an ihm kennen gelernt. Er hat dadurch jenes Gefallen erregt, was der Tapferkeit immer entgegen kommt. Von dieſem bis zum Bedeutenden, zum tieferen Intereſſe an einer Menſchennatur iſt noch eine geheimnißvolle Kluft. Die Tapferkeit iſt eine allgemeine oder abſtrakte Eigen-

schaft, sie erhält ihren sittlichen Werth nur durch die Anwendung, ihren poetischen Reiz nur durch die übrige Person und die begleitenden Umstände. Es fehlt hier nicht an solchem Reize; denn es ist die Tapferkeit, die eine königliche Person bloßstellt und sie in einer Feldschlacht der Freiheit und der Krone beraubt. Aber diese Tapferkeit hatte etwas Prahlerisches, Unkluges: sie stürzt in selbstverschuldetes Unglück, verwickelt Freunde und Familie in Noth und Leid und zeigt sich unzulänglich im Kerker, wo ihr die Standhaftigkeit und die Geduld gebricht. Diese Tapferkeit, die uns auf dem Schlachtfelde gefiel, wird uns, möchte man sagen, in der Folge ärgerlich. Wir wünschen, um es zu wiederholen, dem Helden ein tieferes, von seinem Unglück und seiner Schwäche unabhängiges Interesse, um uns in sein Wesen zu versenken, um mit ihm sympathisiren zu können. Das tragische Interesse würde sich in dem Entschlusse Friedrichs stärker concentriren, wenn wir mehr Wärme und Tiefe an ihm spürten, wenn wir ihn mehr lieben könnten. In dem entscheidenden Moment ist es doch zuletzt die Befriedigung seinerselbst, seines Stolzes, was ihn panzert. Diese Regung ist höchst natürlich, aber sie bestärkt nur den Schein von Kälte

und Egoismus, den sein Handeln umgibt. Kurz, Friedrich der Schöne hätte, unserm Gefühl nach, stärker durch die Freundschaft charakterisirt werden können; die kräftigste Herzmuskel, die geschwellteste Ader an ihm hätte nach Freundschaft geschlagen, des Freundes Treubruch hätte ihn empört, und, um mich eines alten Wortes zu bedienen, ihm die Eingeweide gleichsam umgekehrt, Zweifel, Trauer, Schmerz, Grimm hätten sein Seelenleben lebhafter schattirt, und die redliche Erkenntniß von des Freundes höherem Berufe zur Leitung eines so großen verworrenen Ganzen, wie das deutsche Reich, die gezwungene Anerkennung seiner höheren Weltstellung, in Verbindung mit der Großmuth und der, trotz zwingender Umstände und Härte gebietender Pflichterfüllung, fortglühenden Jugendliebe desselben, hätte die versöhnende Lösung des Streites, wo möglich, noch befriedigender gemacht.

Unsere Bemerkungen laufen also auf den Wunsch hinaus, daß die beiden Gegenkönige, eben durch ihre Freundschaft, ein lebhafteres psychologisches und pathologisches Interesse erregt haben möchten. Namentlich wünschten wir dieses für Friedrich, der uns, ungeachtet er nicht als Titelheld genannt wird, doch als

der Hauptheld des Stückes erscheinen muß. Es ist freilich wahr, daß diese dramatische Gattung, die wir Schauspiel nennen, sich eben dadurch wesentlich vom Trauerspiel unterscheidet, daß sie keine strenge dramatische Einheit zuläßt. Im Trauerspiel steht zwischen dem Hauptheldeu und dem Schicksal, oder den Consequenzen seines Charakters, keine andere vermittelnde Macht. Daß die in dem Helden personificirte menschliche Kraft siegend oder unterliegend sich bethätige gegen das Schicksal, ist hier der einzige Augenpunkt des Dichters. Zwischen dem Helden des Schauspiels und seinem Geschick, oder zwischen ihm und den Folgen seines Willens und seiner Handlungen, liegt aber jene persönliche Vermittlung, welche, wie wir im gemeinen Leben erfahren, durch Verstand, Wohlwollen, Gerechtigkeit Anderer, das Schlimmste abwenden, ja wohl die Trauer in Freude zu verwandeln weiß. Diese Vermittler spielen im Schauspiel eine bedeutende Rolle; ihre Wichtigkeit nimmt zu, wenn sie von Anfang an in die Handlung verflochten sind, und sie stellen sich dem Hauptheldeu beinahe an die Seite, wenn die Fäden der Handlung an ihre Person geknüpft sind. Im Schauspiele der Gegenkönige sehen wir geradezu zwei Helden, einen Helden des

Glücks und einen Helden des Unglücks. Der tragische Moment ruht auf dem letzteren, allein das dramatische Interesse ist getheilt, ja die Personen und die Bestrebungen des erstern treten fast überwiegend in den Vordergrund. Die beiden Momente im Schauspiel, das Tragische und die Vermittlung, sind so behandelt, daß sie sich ihre Rechte streitig machen. Von vornherein ist es auf die Vermittlung gerichtet, der erste Aufzug ist ganz dem Vermittler gewidmet, und der Charakter desselben so ausführlich in seiner Verständigkeit und Milde dargelegt, daß wir an ihm eine sichere Bürgschaft für den leidlichen Ausgang alles Unglücks zu haben glauben. Hierüber gibt es keine Theorie. Nehmen wir aber an, daß das höhere Schauspiel sich vom Trauerspiel nur dadurch unterscheidet, daß der beiden gemeinschaftliche tragische Moment bei dem letzteren keine irdische Versöhnung, obwohl die höchste poetische, zur Folge hat, bei dem ersteren diese Versöhnung, obwohl nicht immer eine poetische und öfters eine sehr gemischte und unbefriedigende eintritt, so liegt darin für die Behandlung des Schauspiels der Wink, allerdings von Anfang an das Ende zu bedenken und dem Helden in seinem Charakter, seinen Schicksalen und Umgebungen nicht

jenes rothe Maal des unentfliehbaren Unterganges, wie im Trauerspiel einzubrennen, aber ihm auch keine Schutz- und Sicherheitsmarke anzuhängen, vielmehr die Erwartungen der Zuschauer in der Schwebe zu halten. Immerhin wird jedoch das tragische Schauspiel, auch in der Behandlung des größten Dichters, eine poetische Unvollkommenheit bleiben. Der Verhang fällt, wir sehen Ludwig in den Armen seines Freundes, die blinkende Krone auf dem Haupt, aber dieser Schimmer trübt sich durch das Andenken an die erblindete Isabelle und den tapfern Leopold, die beide ein besseres Schicksal verdient haben. Es bleibt immer etwas säuerliche Wehmuth zurück. Es ist keine reine Lust und keine reine Trauer.

Ich hatte mir noch vorgesetzt, auf einige Mängel im Dialog aufmerksam zu machen, Mängel, die sich hin und wieder zeigen, wie zum Beispiel in der Scene zwischen Leopold und den beiden Frauen. Der Dialog ist an einigen Stellen nicht lebhaft genug, an andern Stellen zu lebhaft oder zu balladenartig, manchmal scheinen Anrede und Ausruf zu kalt oder künstlich, so das wiederholte Weh! in Isabellens Munde, und das „mein Herr!“ das Friedrich beim

Abschied zu Isabellen, der jammernden Blinden, spricht. Doch haftet an manchen dieser Fehler so viel Schönheit, und fast alle sind so eigenthümlich Uhlandisch, daß ich hier, wo das Ganze entschädigt, wohl des Tadels überhoben sein kann.

Die Frage ist, wie der innerste Geistes- und Herzensschatz, das dramatische Talent Uhlands, nach solcher Probe, mit der Zeit für die Bühne sich erschlossen hätten. Alles ist hier Kern, und selbst die noch dürftige Politur und der eckige Schliff verrathen uns die Tiefe und Klarheit des Innern. Jedes Wort wird bedeutsamer, jede Lebensäußerung gewinnt an Farbe und Wärme von dem Augenblick an, wo wir die tiefe Natur und die Wahrhaftigkeit eines Genius erkannt haben. Diese Erfahrung würde das Publikum mit den Jahren an Uhland, dem Dramatiker, gemacht haben, wie sie ihm an Uhland, dem Lyriker und Balladendichter, zu Theil geworden ist. Ehrlich macht sich nicht schnell geltend, aber ehrlich währt am längsten; das ist ein Spruch, der auch im Reiche der Poesie, ja vornämlich hier, seine Anwendung findet. Das Genialthun und die Empfindungslügen und die Affektation des Poetischen als eines Ueber-

ſchwenglichen ſind die Sünden unſerer, in der Luft ſchwebenden, Literatur von Klopſtock her. Das Gefühl der Maſſe iſt durch ſolches Unweſen ausgehöhlt; den Tüchtigeren aber beginnt es zu tagen; und es iſt ihnen nichts mehr zuwider als die poetiſche Lüge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R. Rask,

Anleitung

zur

altisländischen Sprache.

Bei Hoffmann und Campe ist erschienen:

Beiträge zur Theorie des Armenwesens. 12 Gr.

Béche, C. L., portugiesisch-deutsche Gespräche. 16 Gr.

Buek, F. G., Dr., Handbuch der hamburgischen Verfassung und Verwaltung. 2 Thlr. 8 Gr.

Eckmeyer, T. J., Dr., grammar of the german language. 20 Gr.

Gedanken über höhere Bürgerschulen, nebst Wanderungen durch die Schulstuben des Volkes, der Privat-Schulmeister, der Hauslehrer und der Gymnasien im Königreiche Hannover. 10 Gr.

Greineisen, J. F. J., Pastor, Predigten. 16 Gr.

Hinrichs, C. P., Dr. und Prof., Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte. 10 Bändchen. 8 Gr.

Jacobsen, H. J., theoretisch-practisch deutsche Sprachlehre für Lehrer und Lernende. 16 Gr.

Kreyer, J. C., Dr., Archiv für Waisen- und Armen-Erziehung. 2 Thle. 2 Thlr.

Melchia, A., allgemeiner Comptoirist der sämmtlichen Handelsplätze nach alphabetischer Ordnung. 3 Thlr. 6 Gr.

— und M. Hinrichsen, vollständiges Lehrbuch des theoretischen und praktischen kaufmännischen Rechnens und aller im gewöhnlichen Leben vorkommenden Rechnungsarten, 1r Thl. 16 Gr.

— — Rechnenbuch, 2r Thl. oder: Comptoir-Handbuch. Enthaltend die Erklärungen der Wechsel- und Staatspapier-Course, der Münz-, Maaß- und Gewichts-Eintheilung, nebst den üblichen Usancen und kürzesten Rechnungsarten für Banquiers, Kaufleute und Fabricanten aller Handelsplätze. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, J. C., kurze Anleitung zur portugiesischen Sprache, mit deutsch-portugiesischem und portugiesisch-deutschem Wörterverzeichnisse. 1 Thlr.

Petersen, C. F., Dr., Handbuch der griechischen Literaturgeschichte. 2 Thlr.

Rengel, C., Pastor, deutsche Sprachlehre für Bürgerschulen und Privat-Unterricht. 16 Gr.

Kurzgefaßte

Anleitung

zur

altnordischen

oder

altisländischen Sprache

von

R. Rask,

Prof. der morgenländischen Sprachen und Bibliothekar an der Kopenhagener Universität, Mitglied der Königl. arnamagn. Kommission, der Königl. nordischen Alterthumsgesellschaft, Ehrenmitglied der isländischen literarischen Gesellschaft, u. s. w.

Hamburg, 1839.

Verlag von Hoffmann und Campe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort
des Verfassers.

Die Uebersicht über die altnordische (skandinavische) Sprachbiegung, wie sie hier vorliegt, war zunächst nicht dazu bestimmt, um einzeln und für sich herauszukommen, sondern sollte nur eine Art Einleitung zu einem neuen Lesebuch abgeben. Daher ist sie sehr kurz und mit Auslaß alles desjenigen, was der, der Dänisch versteht, für den Anfang nicht als ganz nothwendig ansieht. Wenn das genannte Lesebuch herauskommt, kann man dasselbe mit der Sprachlehre nach der ersten Bestimmung zusammenbinden, Druck, Papier, Format werden dasselbe sein. Man hat inzwischen geglaubt, diese kurze Sprachlehre möge als eine kurze Vorstellung der alten isländischen Sprachbie-

gung, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert und zum Theil noch später beschaffen war, von Nutzen sein, da sie nach demselben Entwurfe ausgeführt ist, dem ich gefolgt in meiner Grammar of the Anglosaxon Tongue, Copenh. 1830; meiner frisiske Sproglaere, Kh. 1825, und der Grammar of the Danish Language, Copenh. 1830; also besser geeignet zu Sprachvergleichungen, als die schwedische Ausgabe meiner großen isländischen Sprachlehre, in welcher hinsichtlich der Beugungsarten des Zeitworts keine Abtheilung und Ordnung beobachtet worden, und worin außerdem die alte und gemeinnordische Sprachform nicht so deutlich von der neuen isländischen ausgesondert, als es hätte geschehen sollen, um sich ihrer mit Sicherheit in tieferen Sprachforschungen (wie des Herrn Registrat. Petersens vortreffliche nordische Sprachgeschichte), und überhaupt als Hülfsmittel für das Studium der anderen alten gotischen Sprachweisen zu bedienen. In den drei genannten Werken, vornämlich in der Vorrede zum ersten habe ich versucht über die Richtigkeit dieser Sprachordnung Rede und Antwort zu stehn, und

will daher meine Gründe hier nicht wiederholen; ich will nur hinzufügen, daß ein Anliegen des Herrn Prof. Flor in Kiel, dies kleine Buch auszuarbeiten, mir eine willkommene Gelegenheit war, die Anwendung auf das Altnordiſche zu machen, bevor ich dieſes mir in langer Zeit ſo theure Sprachſtudium verlaſſe und ſo darthue, daß ich ſeit meiner Heimkehr aus Indien meine Ueberzeugung in dieſer Hinſicht nicht verändert habe. Das einzige Neue in dieſem kleinen Buch iſt die Aufzeichnung deſſen, was mir ſchon bei der Ausgabe von 1818 vorſchwebte, und was ich ausführlich unter dem Namen der alten Ausſprache, als das richtige für die alte Sprachform (S. 33 — 42) verhandelt habe. Ich habe daher auch bei jedem Punkt deſſelben einen Grund angeführt, oder doch einen Wink dazu gegeben und überall nichts willkührlich angeſetzt, nichts was ſich nicht aus Skaldengedichten, Pergamentbogen und aus den ſtammverwandten alten Sprachen beweiſen ließe.

Die hier angewandten däniſchen Kunſtwörter und dazu gehörigen Verkürzungen ſind dieſelben,

welche man in meinen ältern Arbeiten, besonders der spanischen und friesischen Sprachlehre und in Herrn Petersen's nordischer Sprachlehre findet und daher damit bekannte Leser voraussetzt.

Zum Schluß bleibt mir also nichts übrig, als meinen, wie ich fühle, etwas eilfertig ausgearbeiteten Entwurf Liebhabern und Gönnern der altdänischen Sprache bestens zu empfehlen. —

Beiwort
des Uebersetzers.

Wer aus grammatiſchen Studien nicht ſein Hauptſtudium macht, hat alle Urſache, die Dicke der Grammatiken zu ſcheuen. Mit dem beſten Willen kann man ſie nicht gebrauchen. Ich denke an Jacob Grimms deutſche Sprachlehre, alle Welt bewundert ſie und ſpricht davon wie von einem Wunder, ſie ſteht auch in vieler Leute Bücherſchränken, aber man lieſt ſie nicht. Dieſer herzyniſche Wald der deutſchen Sprache iſt ſchaurig einſam, hier und da ein Botaniker, ein Entdecker, ein verirrter Wanderer, ein verdächtiges Geſicht, ein Holzdieb. Es ſei ferne von mir, dem edlen Jacob Grimm, dem Könige unter den Kärrnern, wegen ſeiner Reichthümer einen Vorwurf zu machen. Ich verehre ihn, ich beneide ihn um ſeine Sprachſchätze, ſeine Endeckungen und faſt noch mehr um das Glück, das ſie ihm ohne Zweifel gemacht, um die

selige Weltvergessenheit, in die er versenkt sein mußte, als er den Leib unserer Sprache mit dem anatomischen Messer zerlegte, ein unbekanntes aber großes Glück, das ich nur mit den großen Naturforschern vergleiche, die mit jedem neu entdeckten Aederchen und Fäserchen einen neuen Anwuchs ihrer Forschungslust verspüren. Allein sehe ich nur auf den Gebrauch seiner Grammatik, auf ihren Einfluß und Nutzen, auf das Bedürfniß des Lesers, so wünschte ich, es hätte ihm gefallen, statt zweitausend und einiger hundert ängstlich eng gedruckter Seiten, woraus die beiden Bände bestehen, nur etwa einige hundert zu schreiben; so wünschte ich, er hätte die großen schlagenden Resultate vieljähriger Studien vom Zudrang der verwirrenden Masse abgesondert, diese aber, um nichts zu verlieren, als goldnen Staubregen, grammatische Feinheiten in besonderen Gefäßen eingesammelt und dem eingeweihteren Kreis der Liebhaber zur Schau gestellt. Herr Professor Rask, dem man vielleicht eine noch massenhaftere Gelehrsamkeit beilegen muß, als Jacob Grimm, ist in dieser Hinsicht für deutsche Gelehrte, die so wenig ihre Gelehrsamkeit zu beherrschen verstehen, als Muster aufzustellen. Er gibt in seiner großen isländischen Grammatik, die ich zunächst im Auge

habe, seinen Landsleuten, und allen Freunden der isländischen Sprache bei allem Reichthum der Regeln, eine erfreuliche, menschlich mögliche Uebersicht, die, statt die Neigung abzuschrecken, und den Forschungsgeist zu Boden zu schlagen, reizt, ermuntert und zum Fortschreiten einladet. Herr Rask hat noch mehr gethan, er hat für die ersten Anfänger im Isländischen diese einzig kleine und doch in ihrer Art und für ihren Zweck bis auf das Kapitel von der Verskunst vollständige Grammatik geschrieben, und damit der Welt bewiesen, bis zu welchem Grad der Entäußerung ein großer Gelehrter, dem die Sache praktisch am Herzen liegt, sich verstehen und herablassen mag. Deutsche Gelehrte würden sich sehr dagegen spreitzen.

Was nun die vorliegende kleine Arbeit betrifft, so verweise ich darüber ganz einfach auf die Vorrede des Herrn Verfassers; ich lasse ihn als Sprachforscher mit seinem Ruhm allein. Wie wenig ich übrigens im Stande bin, mir ein materielles Urtheil über eine kleine oder große isländische Grammatik zu erlauben, wird dem geneigten Leser gleich daraus erhellen, wenn ich bekenne, unter den Anfängern im Isländischen, für welche Herr Rask so gütig war, seine kleine Grammatik zu verfassen, selbst eben nur ein Anfänger zu sein,

obgleich mir die ersten Schritte vermöge stammverwandter Sprachstudien erleichtert wurden. Diesem Umstand und der eigenen Natur meines Geistes, mich bei Erlernung einer neuen Sprache zunächst nur sehr kurz und reißend übersichtlich, im Vorhofe der Grammatik aufzuhalten, so schnell als möglich in das Heiligthum selbst einzutreten, dann aber von Zeit zu Zeit und je nach augenblicklichen Bedürfnissen gewissenhafte und gründliche Grammatiken um Rath zu fragen, verdanken die Leser und Schüler, welche die kleine isländische Grammatik des Herrn Verfassers haben und machen wird, meine Uebersetzung derselben. Nichts konnte mir für den Augenblick gelegener kommen, als ihre Erscheinung; denn ich sah mich gerade nach einem solchen grammatischen Fallschirm um, der mich auf die geschwindeste Weise in Odins uralten Götter- und Heldensaal hinabließe, theils der Sprache zu lieb, die man dort spricht, theils der ungeheuerlichen Gesellschaft und ihres phantastischen Treibens und besonders des Gegensatzes wegen, den diese inkonstitutionelle kraftübermüthige Riesenwirthschaft des nordischen Alterthums mit der konstitutionellen Philister- und Pigmäenwirthschaft heutiger Tage bildet.

Von der Uebersetzung selbst bemerke ich nur,

daß ich 1) in der Buchstabenlehre die vom Verfasser angeführten dänischen Wörter nicht übersetzt habe, weil sie hinsichtlich der Bezeichnung der altnordischen Aussprache größtentheils nicht durch deutsche Klangwörter zu ersetzen, 2) die grammatischen Kunstwörter des Verfassers so viel als möglich beibehalten, davon aber abgewichen, sobald mir kein entsprechender, hinlänglich deutlicher oder allgemeiner Kunstausdruck bekannt war.

Kiel, im November 1834.

Ludolf Wienbarg.

Nachwort.

Die Herausgabe dieſer Ueberſetzung hat ſich bisher verzögert; im Meßkatolog ward eine Ueberſetzung von anderer Hand angekündigt, die aber, ſo viel ich weiß, nicht erſchienen iſt; ich ſtehe daher nicht an, die meinige bekannt zu machen und empfehle dieſelbe, oder vielmehr das Werk des bereits vor einigen Jahren verſtorbenen Rask Freunden der isländiſchen Literatur aufs Beſte.

Hamburg, im Mai 1836.

L. Wienbarg.

Buchstabenlehre.

I. Aussprache.

1. Die altnordische Folge der Selblaute war:

Selblaute.		Doppellaute.	
a		á	æ
ö	e	u	ey
e		-	ei
i		-	í
o		ó	œ
u		ú	-
y		-	ý

2. ö beständig offen, wie im Dänischen **Dören, löane.**

3. e ebenfalls, wie im Dänischen **bedre, Hest.** Vor dem offenen e wird (ɛ) oft in der Aussprache j eingeschaltet, das gewöhnlich das Tonzeichen erhält (ˋ), z. B. lèt (d. i. ljet), lod, übereinstimmend mit dem dänischen sjette von **seks**, jeg von *ἐγώ*. Ungewiß ist es, wie weit sich diese Aussprache in die Vorzeit verliert.

4. i, wie im Dänischen vis, til, nähert sich etwas dem dänischen é in leve, und ist beides, lang und kurz.

Wenn es in **l** übergeht, lautet es wie das dänische **Pil, vis, fire.**

5. **o** immer offen. wie das dänische **aa**, iſt ſowohl ang als kurz, wie im Däniſchen **Bogen, os, komme**; wogegen **ó** lautet wie das dänische **Os, Stol, stor**, nur ein wenig breiter.

6. **u** gleichfalls, wie im Däniſchen **Bud, Hul, kun**, lang und kurz; geht es über in **ú**, ſo lautet es wie das dänische **Hus, Hul, brun.** Daß dieſe Ausſprache von **u** und **ú** die ächte altnordiſche, erhellt nicht nur aus allen Feſtlandsſprachen der nordiſchen Reiche, ſondern auch aus dem Färöiſchen, worin ebenfalls der richtige Laut ſich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat, z. B. altn. und fär. **kunna**, dän. **kunne**; altn. **kúga**, fär. **kúa**, dän. **kue.**

7. **y** wie im Däniſchen **Byg, hyppe**, nähert ſich ein wenig dem däniſchen **o** und iſt beides, lang und kurz; übergegangen in **ý** lautet es wie das dänische **Bly, Syre, flyde.** Daß **y** von **i** ſich wirklich unterſchied, beweiſet theils die Ausſprache der nordiſchen Feſtlandsſprachen, theils die heutige isländiſche Ausſprache, die **y** in **kyrr** kurz, den Buchſtaben **ý** aber lang ſpricht; theils aber und beſonders der Umſtand, daß es bei den Skalden mit **i** einen Halbreim bildet, wie **Fms. 6, 35.**

Herstilfis thurf ek hylli,
hálf eru völd und Kálfi.

8. **á** wie das dän. **av** in **Havre**, griech., lat., ital., **au** in **aura** mit klarem **a** (nicht wie das deutſche **au**).

9. **æ** ungefähr wie **aj**, und daß der Alaut ſich dem dän. **æ** nähert, und der Jodlaut dunkler gehalten wird, und gleichſam in **e** ausgeht.

10. **au** wie das dän. **öw** oder **ow**, welches die noch

gangbare Aussprache von au im Norden ist, und sich dem deutschen au sehr nähert; z. B. Auga, Auge.

11. ey, wie es geschrieben, oder ungefähr wie öj; auf nordischen Denkmälern schrieb man oft oy (oiy) dafür, das mit dem deutschen eu zu vergleichen. Daß es von ei sich unterschied, sieht man theils aus dem Färöischen, worin ey zu oj, ei aber zu aj geworden, theils und besonders aus den alten Skaldenversen, in welchen ey mit ei Halbreim bildet, z. B. Fms. 7, 13.

hvern theirra kvadh haerra
(hjaldr-bliks) en sik miklu
(beidh ofmikit eydhir
ángr) makligra at hánga.

12. ei zunächst wie breites é; in Verbindung mit i (oder j) büßt nämlich e gewöhnlich seinen offenen Laut ein und nimmt dafür den geschlossenen an, wobei aber der Jodlaut sich nur sehr schwach hören läßt; man hat daher auch diesen Doppellaut zuweilen mit é (nicht das deutsche ei) bezeichnet.

Von i und é siehe oben.

13. oe (ø) wie ein breit dänisches ø in der Volkssprache. Der Jodlaut wird sehr dunkel und endet gleichsam mit e (wie in øje). In vielen guten und ziemlich alten isl. Handschriften ist dieser Laut mit ae vermischt, und in der neuern isländ. Sprache ist oe in allen Fällen zu ae geworden; im Fär. dagegen zu ö, wie soekja (sokja), fär. sokja, soge.

Von ú und ý siehe oben.

14. Von den einfachen Selblauten sind a, ö, o, u hart, e, i, y weich hinter g, k; von den Doppellauten sind die mit v gebildeten, als á, au, ó, ú hart,

die mit j, als ae, ey, ei, i, oe, ý weich; z. B. kann, köttr, koma, kunna; ſo auch kál, kaup, kól, kúga; dagegen: kenni, kirkja, kyrki; ſo auch kaert, keypt, keipr, kíf, koeli, kýr.

15. Die Reihenfolge der Mitlaute iſt folgende:

1) klangloſe (ſtumme) Mitlaute:

	Lippb.		Zungb.		Gaumb.	
hart	p	f	t	th	k	h
weich	b	v	d	dh	g	j

2) flüſſige

Lippb.		Zungb.		Gaumb.	
m	n	l	r	s	z

3) gemiſchte

x (z)

Bei deren Ausſprache iſt nur folgendes zu merken:

16. f hat einen doppelten Laut, nämlich: 1) wie f im Anfang, und wenn es verdoppelt wird, wie in fara, frá, vaff; 2) wie hartes v in allen übrigen Fällen, z. B. haf, nafn, höfn, stefni, was man erſieht aus dem fär. Navn, Hövn, stevni, stevndi, stevnt.

17. th lautet wie das engl. th in think, thought, das griechiſche Θ, ein gehauchtes, gleichſam liſpelndes t. Es ſteht nur zu Anfang des Worts, verdoppelt ſich daher niemals. dh lautet ungefähr wie d im däniſchen med, Bad, Raad, nur etwas ſtärker ausathmend, wie das engl. th in bathe, father, man hört es ſtark rollend vor andern Mitlautern, wie in ædhrir, ödhlast, fedhrum, ridhnir, fadhmar. Es kommt nicht im Anfang der Wörter vor, verdoppelt ſich aber niemals; dafür verändert es ſich in dd, wie: gledh, gladdi, rydh, ruddi. Die Alten ſchrie-

den oft th für dh, wenn die Vorstellung zur Unterscheidung hinreichte, allein niemals d für dh, bis ins 14te Jahrhundert.

18. k hat 1) den harten Laut, wie im dän. kan, 2) den weichen (kj) wie in kaert (14); niemals aber den gehauchten, wie im schwed. känner; auch sk hat niemals den gehauchten Laut, wie im schwed. skär oder im deutschen Scheere, sondern es lautet wie im dänischen skaere.

19. g hat ebenfalls 1) den harten Laut, wie in gaar, und 2) den weichen (gj), wie im dän. Goer (14), und 3) einen Hauchlaut nach Selblauten oder am Ende der Wörter oder Silben, wie das dän. g in Sag, Rög u. s. w. Dies erkennt man daraus, daß die Alten in solchen Fällen mitunter gh schrieben, wie logh, vegh. Allein es lautete niemals wie j, nicht einmal, wenn i nachfolgte, was aus den alten Versen zu ersehn, in welchen der Halbreim sonst in sehr vielen Fällen verderbt oder gar verschwunden wäre, wie z. B. Fms. 6, 23. 88.

eig-i gazta lidhskost *lág*-an . . .
sýg ek or söltum *aeg*-i . . .

20. h hört sich beständig zu Anfang der Wörter, auch vor j, v, l, r, n: hjarta, hvat, hledh, hring, hnodha.

21. nn hat, nach Doppellauten eine eigene harte Aussprache, wie dn, z. B. steinn (steidn), fránn, koenn, hánn; aber nicht, wenn nn durch Zusammensetzung mit dem Doppellaut verbunden ist, wie á-nni, ká-nni; in diesem Fall und nach einzelnen Selblauten spricht man nn wie gewöhnlich aus.

22. **ll** hat, nach allen Selblauten und Doppellauten, eine ähnliche harte Ausſprache wie **dl**, z. B. **kall, áll, ill, fill, full, fúll**; doch verliert es ſehr viel von ſeiner Härte, wenn t, d, s nachfolgen, wie: **allt, felldi, fulls.**

23. **rn** lautet ſehr hart und kurz, faſt wie **dn**, doch richtiger **rdn**, z. B. **barn, börn, horn**; man findet daher in neuen fahrläſſigen Handſchriften oder Büchern: **steirn, seirn** für **steinn, seinn.** — **rl** lautet ebenfalls hart und kurz, faſt wie **dl** oder richtiger **rdl**; man findet daher **jarl** und **jall, karl** und **kall, kerling** und **kelling.**

24. **s** iſt immer hart, wie im Dän. oder wie das deutſche ß, niemals weich, wie das deutſche ſ.

25. **z** lautet immer wie **s**, und wird nur als etymologiſches Zeichen für **s gebraucht, wenn ein t, d** oder **dl** vorher ausgefallen, z. B. **veizla** (für **veitsla**), **íslenzkr** (für **íslendskr**) **gerzkr** (für **gerdhskr**). In alten Handſchriften bediente man ſich des **z** zuweilen als Verkürzung für **ss**, zuweilen für **st**, ungefähr wie das griechiſche **ζ** für **σδ** ſtand; allein in neuern guten Ausgaben hat man den Gebrauch davon eingeſchränkt, um beiderlei Ausſprache und Herkunft ſo deutlich, als möglich, zu bezeichnen.

26. **x** lautet immer hart, wie **ks** oder **gs**, mit hartem **g** und **s**, wie **lax, sex, öx, uxi**; (niemals wie **gz**, wie z. B. d. franz. **exact**).

27. Die altnordiſche Ausſprache war überhaupt breit, klangvoll, folgerichtig und beſtimmt. Ein Selblaut vor einem einfachen Selblaut iſt ziemlich lang, ob der Mitlaut hart oder weich lautet, z. B. **ek** (l. aek) oder **eg** (l. aeg); **set** (l. saet), **las** (lâs); um den kurzen Laut zu bezeichnen, verdoppelte man den Mitlaut, wie **egg, sett, blass.** Auch Selblaute verkürzten ſich in der Ausſprache,

ſobald noch ein Mitlaut hinzukam; ſo hat **höf-udh** langes ö, **höfdhi** aber kurzes und ſcharfes, der hat langes e (ae), aber **berja**, **bardhi** kurzes, vil langes i, **vilja**, **vildi** kurzes.

28. In der Silbe rechnet man alle Mitlaute, die einem Selblaut nachfolgen, zum vorhergehenden Selblaut, z. B. **ask-a**, **sett-u**, **höfdh-in-u**, **vild-i**, **marg-ir**, **heat-ar**. Nach dieſer Regel theilt man die Wörter am Schluß einer Zeile.

29. Ausnahmen hiervon machen jedoch gewöhnlich j und v, welche man zum folgenden Selblaut rechnet, wie **legg-jum**, **högg-va**; — ſo auch beſtändig r, das ſich niemals an den vorhergehenden Selblaut anſchließt (es ſei denn, daß es ſich mit demſelben verſchmilzt, wie **steinn**, **graenn**, **hael**, **fádh**), ſondern auf den folgenden Selblaut übergeleſen wird, oder in Verbindung deſſelben, eine eigene Silbe ausmacht, wie **vedh-rit**, **vedh-ŕ**, **al-ŕ**, **set-r**. Dies r wird im folgenden mit ŕ bezeichnet.

30. Der Hauptton fällt beſtändig auf die erſte Silbe des Worts, z. B. **vēr-ald-ar-inn-ar**; der Nebenton fällt in drei- oder vierſilbigen Wörtern gewöhnlich auf die nächſtletzte, wie: **Upp-lend-ing-ar**, **vin-átt-a**, **svárádhi**, nicht auf die letzte, außer in zuſammengeſetzten Wörtern, deren Ausgang einſilbig: **konúngsson**.

II. Umlaut.

In der altnordiſchen Biegungs- und Ableitungslehre ſpielt der Umlaut eine ſehr wichtige Rolle. Er iſt eigentlich von doppelter Art.

31. a) a wie ö in der Hauptſilbe des Worts, wenn die Endung auf u, z. B. **aska**, **ösku**. Zuweilen

auch, obgleich **u** weggefallen, wie **bladh**, in der Mehrzahl **blödh**, Blätter; **jafn**, in f. g. **jöfn**. Umgekehrt:

32. **ö** in **a**, wenn die Endung auf **a**, wie **ögn**, **agnar**; mitunter auch vor **ir** oder mit verkürzter Endung bei Ableitungen und Zuſammenſetzungen, wie **agnir**; **jardhvegr**, **jardhnesk**r.

33. b) Vor den Endungen, die mit **i**, **j** oder **r** einlauten, mitunter auch, wenn gleich dieſe Buchſtaben ausgelaſſen, wird:

a zu **e**: **land**, **lendi**; **nafn**, **nefni**;
ö — **e**: **gröf**, **gref**; **sök**, **sekr**;
ja — **i**: **bjart**, **birti**; **djarfr**, **dirfist**;
jö — **i**: **hjördh**, **hirdhir**; **björn**, **birni**;
e — **i**: **regn**, **rignir**; **hverfi**, **hvirfill**;
á — **æ**: **rádh**, **raedhr**; **ná**, **næ**;
au — **ey**: **raun**, **reyni**; **draup**, **dreypi**;
o — **y**: **son**, **synir**; **of**, **yfir**;
u — **y**: **gudh**, **gydhja**; **full**, **fylli**;
ú — **ý**: **hús**, **hýsi**; **prútt**, **prýdhi**;
jó — **ý**: **bjodha**, **býdhr**; **djúpt**, **dýpra**;
ó — **oe** (**æ**): **kló**, **kloer**: **bót**, **boeti**.

o mitunter, doch ſeltener, in **e**, wie **hnot**, **hnetr**; **trodha**, **tredhr**; **koma**, **kemr**; **of**, **efra**, **efst**.

34. In der älteſten nordiſchen Sprache hatte man kurze oder einfache Selblaute vor **ng**, **nk**, dieſe veränderten ſich nach der obigen Regel, z. B. **langt**, **löngu**, **lengi**; ſpäterhin dehnte man alle Selblaute vor **ng** oder **nk** zu Doppellauten aus, und erhielt da einen eigenen Umlaut für ſolche Fälle: **lángt**, **laungu**, **leingi**.

35. Zuweilen findet ſich gar kein Umlaut, wenn auch **i** nachfolgt, und auch ſonſt der Selbſtlaut bei andern

Gelegenheiten in der Wurzel verändert wird, z. B. **land**, im Dativ **landi**; **nafn**, im D. **nafni**; und **thánki**, Gedanke, **kappi**, Kämpe, obgleich man **ek theinki**, ich denke, **ek keppist**, ich kämpfe, bestrebe mich, sagt. Dies scheint seinen Grund darin zu haben, daß der Selblaut der Endung in solchem Fall nicht eigentlich **i**, sondern **e** war, das man oft in Handschriften verfindet, wie: **lande, nafne, thanke, koppe.**

36. Auf gleiche Weise findet man oft in der Endung **o** für **u**, besonders, wie es scheint, wenn die Hauptsilbe keinen Umlaut dieser Art erhalten hat, wie: **ero, váro, thingom**, u. desgl. Allein der Regel nach ist doch in solchen Endungen **e** von **i**, oder **o** von **u** verschieden.

37. Es giebt mehrere Arten des Umlauts im Zeitwort, die aber auf der Natur der einzelnen Klassen beruhen, und daher an dieser Stelle übergangen werden.

38. Unter den Mitlauten wird:

ndt zu **tt**, wie: **batt, bandt; satt, sandt.**

ngk — **kk**, wie: **sprakk, sprang; ekkja**, Enke.

39. **nr** zu **nn**, wie **steinn** für **steinr; seinn** für **seinr; seinna** für **sein-ra.**

lr zu **ll**, wie: **koll** für **hólr, saelli** für **sael-ri.**

40. **v** fällt zu Anfang der Wörter vor **o, u, y, r** aus, z. B. **verdh, vardh, urdhu, yrdhi, ordhit**; so auch **hverf, hvarf, hurfu, hyrfi, horfit**; **rángt, vrangt, reidhi, Vrede.** Doch findet man, daß die Alten **v** häufig nicht abwerfen, wie: **vurdhu, vyrdhi, vordhit.**

Formlehre.

I. Hauptwörter.

41. Diese Wortklasse theilt sich in zwei Hauptarten, die offene und die geschlossene; die erste ist einfacher und regelrechter, die andere künstlicher und mehr verwickelt. Die erste bildet nur eine Fallbiegung, die andere dagegen zwei. Jede dieser Fallbiegungen hat ihre drei Geschlechter. Das sächliche ist das einfachste.

Offene Hauptart.

42. Erste Fallbiegung.

N.	M.	F.
auga	geisli	tánga
auga	geisla,	tángu (o)
augu (o)	geislar	tángur (or)
augu (o)	geisla	tángur (or)
augum (om)	geislum (om)	tángum (om)
augna	geisla	tángna.

43. Wörter, deren Hauptbuchstabe a, verändern a in ö vor den Endungen auf u (31): hjarta, Mzl. hjörtum; kappi, Mzl. köppum; saga, sögu Mzl. sögur, sögum. Dagegen biegt a in den folgenden Silben in a, wie harpari, härpurum; leikari, leikurum.

44. Etliche männliche Wörter, vorall auf -ingi lassen j in alle übrigen Fälle einfließen, wie höfdhingi, höfdhingja, höfdhingjar; illvirki, illvirkja; vili, vilja.

45. Männliche auf -andi weichen ab in der Mzl., z. B. búandi, welches Wort zugleich zusammengezogen wird:

búandi	bóndi
buanda	bónda
búandr	boendr, baendr
búöndum, endum	bóndum, baendum
búanda, enda	bónda, baenda.

46. Die Wörter herra und sira*), deren man ſich vor dem Taufnamen der Prieſter und Pröpſte bediente, ſind die einzigen männlichen auf a; nur im N. weichen ſie ſonſt von geisli ab.

47. Einige weibliche erhalten in der Mzl. nicht -na, ſondern nur -a, gleichwie in der Ezl. N. als: lina, kanna, akepna, lilja, gydhja, vara.

48. Das Wort kona, Frauenzimmer, erhält in der Mzl. kvenna; das Wort kviua bleibt bei den Alten in dieſem Fall zuweilen unverändert, bei den Neueren lautet es aber allezeit kvenna.

Geſchloſſene Hauptart.

49. Befaßt nicht allein die Wörter, die ſich endigen auf Mitlaute, ſondern auch die auf i und u; zehn männliche auf i von der erſten Fallbiegung, ſollten eigentlich ausgehn auf e. Dieſe Hauptart theilt ſich wieder in zwei Fallbiegungen; zu der einen rechnet man am bequemſten die Endigungen auf Mitlaute und auf i, zu der anderen die auf ein deutlich hervortretendes u.

*) Vom engliſchen sire, Vater.

50. Andere Fallbiegung.

land	brandr	för
land	brand	för
landi (e)	brandi (e)	för
lands	brands	farar
lönd	brandar	farir (ar)
lönd	branda	farir (ar)
löndum	bröndum	förum
landa;	branda;	fara.

51. Wo ſich weder a noch ö findet, geht natürlich keine Umlautung vor, wie in: skip, skipum; konúngr, konúngum; eign, eign, eignar, eignir, eignum. — Nur ein Wort hat, außer dem üblichen Umlaut in Mzl. D., noch einen andern in Ezl. D., nämlich dagr, D. degi, Mzl. dagar, D. dögum.

52. Der Kernbuchſtabe des männlichen r ſchmilzt mit einem voraufgehenden -n, -l, zu -nn, -ll, wie in steinn, (für steinr,) haell, (für haelr); ſo auch in längern Wörtern, wie in: drottinn, lykill. Der Genitiv und alles Uebrige geht regelrecht: stein, hael, drottin, lykil u. ſ. f.; doch fällt mitunter bei den Wörtern auf -ll das i des Dativ aus, z. B. hael, hól, für haeli und hóli. Iſt der letzte Wurzelbuchſtabe r, s, ſo ſchwankt der Brauch zwiſchen r und rr, s und ss. Thorr, herr, hauss, ins, dös findet man indeß oft, weil er hier von weniger Gewicht. Beider Art Wörter, ſobald ſie im Nom. einſylbig, verlieren oft das i im Dativ, wie: her, is, für heri, isi. Hinter n, l, im Zuſammenſtoß mit andern Mitlauten, fällt -r gänzlich weg, wie in vagn, hrafn, fugl, karl, im Nominativ und Genitiv; ebenfalls hinter

s und ss, wie in hôls, kross im Nominativ, Genitiv und Dativ.

53. Zweisilbige werden zusammengezogen, wenn die Aussprache es erlaubt, so vom gen. m.: sumar, sumri, Mzl. sumur, sumrum, sumra; hôfudh, hôfdhi, hôfdhum, hôfdha; vom masc. g.: hamri, hamrar, hamra, hömrum; drottni, drottnar; lykli, lyklar u. s. w. Einige erhalten einen ungewöhnlichen Umlaut in den zusammengezogenen Formen, z. B. von g. n.: megin, Macht; magni, megins, Mzl. megin oder mögn (z. B. godhmögn) mögnum, magna; vom g. m. ketill, katli, Mzl. katlar, katla, kötlum; vom g. f.: alin, álnar, Mzl. álnir, álnum, álna.

54. Zu den zusammengezogenen gehören vom g. m.: jôfurr, fjôturr, sie behalten ö überall: jôfri, fjôtri, Mzl. jôfrar, fjôtrar u. s. f. Die übrigen der Art aus allen drei Geschlechtern haben bei den Alten bloß 'r (nicht ur oder ar), dürfen daher nicht als zusammengezogene betrachtet werden, z. B. vom g. m. silfr, silfri; vom g. m. akr, akri, Mzl. akrar; vom g. f. fjödhr, fjadhrar, Mzl. fjadhrir (ar), fjödhrum, fjadhra.

55. Auch die mehrsilbigen g. n. auf -adh, -an, oder g. f. auf -an werden nicht zusammengezogen, als:

		n. g.	f. g.
Zzl.	N. G.	mannlikan	skipan
	D.	mannlikani	skipan
	A.	mannlikana	skipanar (onar)
Mzl.	N. G.	mannlikun (on)	skipanir
	D.	mannlikunum	skipunum (onom)
	A.	mannlikana;	skipana.

56. Einige Wörter dieser Fallbiegung lassen j, andere v einfließen, vor den Endungen die mit einem Selblaut beginnen, doch nicht j vor i, auch nicht gern v vor u. Dies scheint Nachbleibsel von einem Schließungs--i oder -u zu sein, das sich ursprünglich in diesen Wörtern verfand; allein da man keine Spur mehr davon findet im N., dasselbe auch keine bedeutende Wirkung weiter auf die Biegung ausübt, sind wir nicht berechtigt, es auf eine andere Fallendung zurückzuführen.

57. Das eingeschaltete v bedütet ein vorausgehendes ō (oder au) vor der Veränderung in a oder á (32), wenn a auslautet, thut also dieselbe Wirkung, wie u. In Mzl. g. l. fordert das eingeschaltete v die alte Endung -ar.

Ezl.	N.	froe (frae)	saungr	ör
	G.	froe	saung	ör
	D.	froevi	saungvi	örv
	A.	froea	saungva	örvar
Mzl.	N.	froe	saungvar	örvar
	G.	froe	saungva	örvar
	D.	froevum (om)	saungum (om)	örum (om)
	A.	froeva;	saungva;	örva.

58. Das eingeschaltete j verursacht im g. m. den Ausfall der ganzen Endigung (jö) in Ezl. D. und in Mzl. die Annahme der Endigung -ir, G. -i; allein das f. fordert allezeit das alte ar, so daß hier die Endung -jar lautet, als:

Ezl.	N.	nes	dreingr	ben
	G.	nes	dreing	ben
	D.	nesi	dreing	ben
	A.	nes	dreings	benjar.

Mzl.	N.	nes	dreingir	benjar
	G.	nes	dreingi	benjar
	D.	nesjum	dreingjum	benjum
	A.	nesja;	dreinja;	benja.

59. Es giebt aber auch eine Anzahl m. mit einfachem Selblaut oder Mitlaut vor 'r, welche gleichwohl in Ezl. D. das i wegfallen laſſen, und in Mzl. N. und G. -ir und -i anſetzen, ohne Einſchaltung des j; ſo auch eine Anzahl f. vornämlich auf -ing, -dog, und auf 'r (oder l) welche in Mzl. -ar erhalten, ohne Einſchaltung weder des v noch j, als:

Ezl.	N.	dal'r	drottning	veidh'r (veidhi)
	G.	dal	drottning	veidhi
	D.	dal	drottningu	veidhi
	A.	dala	drottningu	veidhar
Mzl.	N.	dalir	drottningar	veidhar
	G.	dala	drottningar	veidhar
	D.	dolum	drottningum	veidhum
	A.	dala;	drottningu;	veidha.

Doch findet man auch im D. dali (z. B. Harbardlal. 18); ja ſogar in Mzl. Herdalar (Hk. 2, 8.) Ebenſo im Schwediſchen brudhi hat in Mzl. brudhir.

60. Einige nähern ſich der dritten Falldiegung, indem ſie in Ezl. A. auf -ar ausgehn; im übrigen biegen ſie ab wie brandr, dreingr oder dali. Erſterer Art ſind: Lattr, kraptr (kraftr) grautr, skógr, vindr, und in alter Dichterſprache vegr; zweiter Art ſind: belgr, mergr, leggr, bryggr, verkr, reykr, lackr, drykkr und boer, folglich boejar, boejum, boeja, mit eingeſchaltetem j, welches auch ſtrenge beobachtet wird in allen guten Alt-

ſchriften; letzter Art finden ſich die häufigſten: stadhr̀, saudhr̀, bragr̀, vegr̀*) rettr̀, vinr̀ (oder vin), hugr̀, hlutr̀, munr̀ (Unterſchied); und alle auf -madhr̀ (madhr) und -skapr, die jedoch ſelten in Mzl. vorkommen.

61. Das n. auf -i, und das m. auf -ir werfen i vor den Endungen -um, -ar, -a, aus, jedoch mit Ausnahme derer, welche g oder k zum vorgehenden Mitlaut haben, dieſe verändern i in j, werfen aber nicht aus. Das f. auf ein wirkliches -i biegt gar nicht in Ezl.; erhält aber -ir in Mzl. Beiſpiele:

Ezl.	N.	kvaedhi	merki	laeknir	aefi
	G. D.	kvaedhi	merki	laekni	aefi
	A.	kvaedhi	merki	laeknir	aefi
Mzl.	N.	kvaedhi	merki	laekn-ar	aefir
	G.	kvaedhi	merki	laekn-a	aefir
	D.	kvaedh-um	merkjum	laekn-um	aef-um
	A.	kvaedh-a;	merkja;	laekn-a;	aef-a.

Eyrir, ein Ohr biegt in Mzl. aurar, aura, aurum, aura; eyri aber, ein tiefliegender Strand, in D. und Mzl. eyrar; ebenſo helgi, Heiligkeit, heiliger Tag, Sonntag, im D. und Mzl. helgar.

62. Noch andere aus allen drei Geſchlechtern haben mehrere Unregelmäßigkeiten. So biegt das n. laeti, Gebärde, Laut, nur in Mzl., D. látum, A. láta.

Manche m. werden in Mzl. f., als:

Ezl.	Mzl.
lim, ein Reisholz,	limar, Aeſte, Reiſer;
tal, Betrug,	talar, Betrügereien;

*) Man findet auch von dieſem Wort in Ezl. D. vegu nach der dritten Falldiegung.

eing, Wieſe, **eingar**, Wieſen;
mund, Zeitpunkt, **mundir**, Zeiten;
thûsund, das Tauſend, **thusundir**, die Tauſende.
Verſchiedene derſelben findet man vollſtändig in beiderlei Geſchlecht. — Das Wort **froedhi**, Kundigkeit iſt in Ezl. f. g. und unbieglich, gleichwie **aefi**, aber in Mzl. g. n. und geht nach **kvaedhi**.

63. Gewiſſe n. finden ſich im N. und G. beides mit und ohne die Endung **-i**; wie **eing** und **eingi**; **fulting**, Hülfe, und **fulltingi**; **sinn**, Mal, und **sinni**; die längere Form gehört der neueren isländiſchen Sprache, iſt aber oft durch junge Abſchriften in die Ausgaben der alten eingedrungen.

64. Das m. **gudh**, das in N. r verliert und in der Mzl. **gudhir** biegt, unterſcheidet ſich vom N. **godh**, welches einen heidniſchen Götzen bedeutet, und in Mzl. **godh** abbiegt. — Mehrere Wörter findet man mit Endungen auf **i** ſowohl, wie auf **r**, in Mzl. aber auf **-ar**, z. B. **kaerleikr**, **kaerleik** u. ſ. f. oder **kaerleiki**, **kaerleika**, in Mzl. allein **kaerleikar** u. ſ. f.; **saunleikr** und **saunleiki**, Mzl. **saunleikar**. Die Formen **-leiki** ſind der neuern Sprache gewöhnlich. — Zuweilen führt die neue Form auch neue Bedeutung mit, wie **oddr**, eine Spitze, **oddi**, eine Landzunge; **munnr**, Mund, **munni**, Mündung; **karl**, ein alter Mann, Bauersmann, **Karli**, ein Mannsname. — Gleicherweiſe weichen ab: **bragr** (= stadr 60) ein Gedicht, **Bragi**, ein Mannsname; ſo auch **hugr**, Wille, Muth, **hugi**, Sinn, Gedanke, auch Mannsname, das lateiniſche **Hugo**; **hlutr**, Loth, Ding, **hluti**, ein Theil. Natürlicherweiſe kann es ſich zufällig treffen, daß Wörter dieſer Fallendung ſich einander glei-

chen, ohne darum verwandt zu ſein, wie: **boldr**, (= **daldr**) Bleck, **boli**, Stier; **hagr**, Zuſtand, **hagi**, grüner Platz, Garten. — Selten geht das n. von dieſer Fallbiegung über in das m. der vorigen, indem es die Endung **i** annimmt, wie **ómak** und **ómaki** (Gylfaginning 12) Ohnmacht; **mál**, Rede, **formáli**, Erzählung; **verk**, Werk, **verki**, Schrift, Gedicht; mit Ausnahme derer, die zugleich ihre ganze Bedeutung verändern, wie: **land**, Land, **landi**, Landsmann; **bú**, Hausgeräth, **bui**, Nachbar; **höfudh**, Haupt, **höfdhi**, Vorgebirge; **nordhr**, Norden, **Nordhri**, Zwergname.

65. Die übrigen unregelmäßigen m. ſind vornämlich:

Ezl.	N.	**skór**	**dörr**	**madhr**	**fing'r**
	G.	**skó**	**dör**	**manns**	**fing'r**
	D.	**skó**	**dör**	**manni**	**fingri**
	A.	**skó**	**dörr**	**mann**	**fing'r**
Mzl.	N.	**skúar**	**derir**	**menn**	**fing'r**
	G.	**skúa**	**dari**	**menn**	**fing'r**
	D.	**skóm**	**dörum**	**mönnum**	**fingrum**
	A.	**skúa**;	darra;	manna;	fingra.

Neuere ziehen **skor** in Mzl. N. zuſammen in **skór**, G. **skó**, A. **skóa**.

66. Vom f. g. weicht ab **sál**, Seele, D. **sálu**, Mzl. **sálir**, A. **sálna**; man findet auch Ezl. A. **sálu**, beſonders in Zuſammenſetzungen, wie **sálubjálp**; **grein** hat in Mzl. **greinir**, und mitunter **greinar**, **ey** hat im D. **eyju** oder **ey**, Mzl. **eyjar**; nun ſagt man in Island gewöhnlich **eyu** nach der erſten Fallendung in Ezl. — Einſilbige auf **á**, die dergeſtalt mit einem nachfolgen-

den a oder u in Berührung kommen, verſchlucken dieſe allemal durch á, z. B. brá, Augenbräune, A. brár, Mzl. brár, D. brám, A. brá. — Einige abgeleitete Wörter mit dieſer Endung bleiben bei den Alten unverändert in Ezl., z. B. ásjá, Fürſorge, Beſchützung.

Dritte Fallbiegung.

67. Dieſe befaßt alſo diejenigen Wörter, die u oder v in der Endung haben, welches doch mitunter ausfällt oder auf andere Weiſe verdunkelt wird. Der N. ſind hier nur wenige, ſie enden ſämmtlich auf e (für ev), die m. haben in Ezl. -ar in Mzl. -ir, die in Ezl. -ar oder -r̀, in Mzl. -r̀:

		N.	M.		F.
Ezl.	N.	tre	völlur	fjördhur	rót	mörk
	G.	tre	völl	fjördh	rót	mörk
	D.	tre	velli	firdhi	rót	mörk
	A.	tre	vallar	fjardhar	rótar	merk'r
Mzl.	N.	tre	vellir	firdhir	roet'r	merk'r
	G.	tre	völlu	fjördhu	roet'r	merk'r
	D.	trjám,	völlum	fjördhum	rótum	mörkum
	A.	trjá;	valla;	fjardha;	róta;	marka.

68. Wie tre geht nur noch kne; zwei Wörter hle und spe kommen nicht vor in der Mzl. Erſt im funfzehnten Jahrhundert haben die Isländer angefangen, das o in dieſen Wörtern wie je (anſtatt oe) auszuſprechen, weder in mehr als einer guten Ausgabe alter Werke die Schriftart trè, très u. dergl. verkommt. Mzl. D. u. A. zuſammengezogen, für trjavum, trjava. — Das Wort fe, Vieh, Gut, Geld, weicht ab in Ezl. D.; man ſagte fjár, ſtatt fjavar; aber ve, Heiligthum, Tempel (weder

Odinsve, Odenſe) geht, wie land oder skip, nach der vorigen Fallendung.

69. Die m. findet man zuweilen nur mit einem bloßen r (ſtatt ur) geſchrieben, weil man nicht beachtete, daß die Urſache der Schreibung ö grade im u der Endung liegt, gleichwie in Mzl. D. Alſo hvalr mit a, weil dies r nur durch ein ' von der Wurzel ſich unterſcheidet, aber kjolur mit ö, weil die Endung u darin verdunkelt. — Mſl. G. hat bei allen dieſen Wörtern doppelte Form, theils auf -i, übereinſtimmend mit N. in Mzl., alſo velli, fiedhi, theils auf -u, übereinſtimmend mit Mzl. D. Letztere Form iſt die ächte alte. — Es giebt auch mehrere Arten Umlaute hier zu merken, obwohl einige Wörter, ihrer Natur nach, keinen Umlaut annehmen:

Ezl.	N.	sonur (son)	dráttur	vidhur
	G.	son	drátt	vidh
	D.	syni	draetti	vidhi
	A.	sonar	dráttar	vidhar
Mzl.	N.	synir	draettir	vidhir
	G.	(syni)	(draetti)	(vidi)
	—	sonu	drættu	vidhu
	D.	sonum	drættum	vidhum
	A.	sona;	drátta;	vidha.

Unregelmäßig gehn folgende zwei:

Ezl.	N.	fótur	vet'r (für vetr-ur)
	G.	fót	vet'r (für vetr-u)
	D.	foeti	vetri
	A.	fótar	vetrar
Mzl.	N. G.	foet'r	vet'r (für, vetr-'r)
	D.	fótum	vetrum
	A.	fóta;	vetra.

70. Die f. dieſer Fallbiegung haben ebenfalls mehrere Arten Umlaute; etliche können keinen Umlaut erhalten, etliche haben eine doppelte Umwandlung, nach dieſer oder der vorigen Fallbiegung:

		Gegenw. Fallb.		Vorige Fallb.	
Ezl.	N. G.	hnot	staung	mörk	staung
	D.	hnot	staung	mörku	staung
	A.	hnotar	steingr	markar	stángar
Mzl.	N. G.	hnetr	steingr	markir	stángir
	D.	hnotum	staungum	mörkum	staungum
	A.	hnota;	stánga;	marka;	stánga.

Der Umlaut in staung, steingi iſt doch im Grunde derſelbe, wie in mörk, merkr (67), da es blos eine mechaniſche Folge von ng iſt, daß ö zu au und e zu ei erweitert werden, man findet auch oft stöng, stangar, stengr (34). — Die Wörter, die gleich mörk, staung, auf zweierlei Weiſe abgebogen werden, ſind vornämlich: ströndr, röndr, spaung, taung, haunk. Nur zufällig giebt ſich ein Unterſchied in der Bedeutung zu erkennen: öndr, Mzl. endr, Ente, aber öndr, andir, Geiſt, (däniſch: en and, und en aand); ströndr, röndr, öndr erhalten in der Ezl. A. beſtändig strandar, randar, andar; ſo daß öndr, Geiſt in der Ezl. nur in einem Fall, in der Mzl. nur in zweien, von öndr, Ente, ſich unterſcheidet: Ezl. D. öndu, Mzl. N. G. andir.

71. Etliche betonte Einſilbige weichen durch Zuſammenziehung ab, ſobald die Endſilbe mit einem Selblaut beginnt, ſo daß á das nachfolgende a, u, ó, ú, aber nur das nachfolgende u verſchlucken; wie: tá, zehn, A. tár (für táar), Mzl. taer, D. tám (für táum); klo, A.

klóar, Mzl. **kloer**, **klóm**, **klóa**. — **á**, Schaf (**hunſaar**), hat im **A.** gleichwie in der Mzl. **aer** und **kú**, Kuh, **kýr**. Die Formen **aer** und **kýr** ſind in der heutigen Sprache auch auf den **N.** in der Ezl. ausgeſtreckt, ſo daß dieſe beiden Wörter eins lauten in der Ezl. **N.** und **A.** und in der Mzl. **N.** und **G.** Andere verſchmelzen das mehrheitliche **r** mit dem Endbuchſtaben, wie **brún**, Mzl. **brýnn** (Egilss. S. 306, und in der Edda Helgakv. Haddsk. 19, nach dem alten Fellbuch); nun ſagt man **brýn**, oder auch **brýr**; **mus** hat in der Mzl. **myss** oder **mýs**; **dyrr** oder **dyr**, Thür, findet ſich nur in der Mzl. und lautet im **D.** und **A.** **durum**, **dura**, oder **dyrum**, **dyra**. Zuweilen neigt ſich **brýn** und **dyrr** in der Mzl. zum **n**. Noch mehr weichen dieſe beiden ab:

Ezl. N.	G.	**hönd**	**nátt** oder	**nótt**
	D.	**hendi**	**nátt**	**nóttu**
	A.	**handar**	**náttar**	**naetr** (**noetr**)
Mzl. N.	G.	**hendr**	**naetr**	(**noetr**)
	D.	**höndum**	**náttum**	**nóttum**
	A.	**handa**;	**nátta**;	**nótta**.

72. Man merke ſich einige Verwandſchaftsnamen auf **-ir**, theils weibliche, theils männliche, die, wären ihrer nicht ſo wenige, eine beſondere Fallbiegung ausmachen könnten:

fadhir	**bródhir**	**dóttir**	**systir**
fódhur	**bródhur**	**dóttur**	**systur**
fedhr	**broedhr**	**doetr**	**systr**
fedhrum	**broedhrum**	**doetrum**	**systrum**
fedhra;	**broedhra**;	**doetra**;	**systra**.

Wie **bródhir** geht auch **módhir**; von **fadhir** findet man auch in der Mzl. **fédr**, und von **bródhir**, **broedhr**, bei den Alten.

73. Außerdem hat die alte Sprache noch einige besondere Verwandtschaftsnamen nach verschiedenen Fallendungen, welche zwei oder mehrere Personen unter einem Namen befassen, und daher blos in der Mzl. verkommen; sind die beiden Personen ungleichen Geschlechts, so steht das n.:

hjón, Mann und Weib,
systkin, Bruder und Schwester,
hjú, Jüngling und Jungfrau,
oder Mann und Weib.
fedhgin, Vater und Tochter,
moedhgin, Mutter und Sohn,
fedhgar, Vater und Sohn,
moedhgur, Mutter und Tochter.

Hiezu kann auch gerechnet werden börn, das einzige, das auch in der Ezl. verkommt, barn (= Kind); nur fedhgar ist m. g. und moedhgur f. g. (= tungur), Ezl. moedgun.

Verbindung des Hauptworts mit dem Kennwort.

74. Bei der Verbindung eines Hauptworts mit dem Kennwort hit, hinn, hin behalten beide Wörter ihre Endungen unverändert, so daß die so zusammengesetzten Wörter eine doppelte Umbiegung aufweisen. Zunächst merke man sich das vollständige Kennwort:

Ezl.	N.	hit	hinn	hin
	G.	hit	hinn	hinn
	D.	hinn	hinum	hinni
	A.	hinn	hinn	hinnar
Mzl.	N.	hin	hinir	hinar
	G.	hin	hinn	hinar
	D.		hinum	
	A.		hinn	

Hievon fällt bei der Zusammensetzung beständig h weg, sobald das Hauptwort sich auf einen kurzen Selblaut a, i, u, auch i endet; gleicherweise fällt -i hinweg nach jedem mehrsilbigen Wort auf -r.

75. Von den Wörtern selbst fällt in der Zusammensetzung nur m. in der Mzl. D. weg, sie enden also auf u, während das Kennwort hi abwirft.

Beispiel aus der ersten Fallbiegung.

Ezl.	N.	hjarta-t	andi-nn	gata-n
	G.	hjarta-t	anda-nn	götu-na
	D.	hjarta-nu	anda-num	götu-nni
	A.	hjarta-na	anda-na	götu-nnar.
Mzl.	N.	hjörtu-n	andar-nir	götur-nar
	G.	hjörtu-n	anda-na	götur-nar
	D.	hjörtu-num	öndu-num	götu-nnm
	A.	hjartna-nna;	anda-nna;	gatna-nna.

76. Bei der zweiten und dritten Fallendung muß man außerdem sich merken, daß die männlichen Wörter, welchen i im D. fehlt, auch nicht gern das i des Kennworts annehmen, wie dreingr-inn, dreingnum; dalrinn, dalnum; allein die ein eigenes i annehmen können, behalten es insgemein, z. B. isinum, besser als isnum; stólinum (Snorre Edda S. 114.) besser als stólnum.

77. Beispiel aus der zweiten Fallendung.

		N.	M.	F.
Ezl.	N.	skip-it	konúngr-inn	eign-in
	G.	skip-it	konúng-in	eign-ina
	D.	skipi-nu	konúngi-num	eign-inni
	A.	skipa-ina	konúngs-ins	eignar-innar.

	D.	skipi-nu	konúngi-num	eigu-imi
	A.	skipe-ins	konúnge-ins	eignar-innar
Mzl.	N.	skip-in	konúngar-nir	eignir-nar
	G.	skip-in	konúnga-na	eignir-nar
	D.	skipe-num	konúngu-num	eigne-num
	A.	skipa-nna;	konúnga-nna;	eigna-nna.

78. Das r vor einem Selblaut wird in dieſen übergeleſen und verliert ſeinen Halblaut, z. B. sálf-rit, málm-rinn, ſjódh-rin.

79. Alle zuſammengezogenen und unregelmäſſigen Formen bleiben, wie ſie ſind, z. B. degi-num, katli-num, sálu-nni, álnar-innar; r behält ſeinen Halblaut vor n, wie: boendr-nir, fingr-na. Nur madhr (65) fugt in d. Mzl. N. -ir und G. -i hinzu, alſo: mennirnir (ſelten menninnir), manni-na.

80. Das einſilbige f. ſtöſt oft das hi des Kennworts in Ezl. G. aus; ſo för-na anſtatt för-ina, gröfna anſtatt gröf-ina (Snor.-Edda, S. 138), reidh-na anſtatt reidh-ina, hódhna anſtatt hódh-ina.

81. Im Fall das Hauptwort einſilbig, und auf einen langen Selblaut oder Zwellaut ausgeht, behält man das i des Kennworts, wo das Wort ſonſt einſilbig verbleibt, wo es aber ſonſt dreiſilbig wird, läſt man es weg; z. B. skrá-in, skrá-na, skrá-nni; ey-in, ey-na, ey-nni (ſo auch eyju-nni 66).

82. Beiſpiel aus der dritten Fallendung.

		N.	M.	F.
Ezl.	N.	kne-it	kjöl-inn	bók-in
	G.	kne-it	kjöl-inn	bók-ina
	D.	kne-nu	kili-num	bók-inni
	A.	knea-ins	kjalar-ins	bókar-innar

Mzl. N.	kne-ïn	kilir-nir	boekr̀-nar
G.	kne-ïn	kjölu-na	boekr̀-nar
D.	knjá-num	kjölu-num	bóku-num
A.	knjá-nna;	kjala-nna;	bóka-nna.

83. Die neuere Form trèdh, für treït, findet sich doch in ziemlich guten Handschriften.

84. Im übrigen behaupten sich die Unregelmäßigkeiten vor dem Kennwort, gleichwie in der zweiten Fallendung, z. B. mýsnar, dyrnar, oder in g. n. dyrrin; doch sagt man brýnnar, mit zwei, nicht mit drei n (Snorra-Edda S. 30).

II. Eigenschaftswörter.

85. Diese Wortklasse hat viel Uebereinstimmung mit den Hauptwörtern, doch keineswegs so durchgehende, wie im Griechischen oder Lateinischen, sondern mehr stückweise. In Verbindung mit dem Kennwort erhält das Eigenschaftswort, das ihm voransteht, eine eigene mangelhafte Umbiegung, welche man die bestimmte Form nennt und die der ersten Hauptart des Hauptwortes entspricht, nur daß sie in d. Mzl. viel einfacher ist, wo sie überall auf u endigt und die Bezeichnung der einzelnen Verhältnißformen dem nebenstehenden Kennwort überläßt. Wenn kein Kennwort oder sonstige Bestimmung dabeisteht, erhält das Eigenschaftswort eine ganz verschiedene und sehr vollständige Abbiegung, welche man die unbestimmte Form nennt und die der geschlossenen Hauptart des Hauptworts entspricht, eigentlich der zweiten Fallbiegung, da es kein Ew. gibt, das in n. g. d. Mzl. auf -e oder im m. g. d. Mzl. Gen. auf -u, oder in f. g. der Mzl. auf -r̀ ausgeht. Sie ist wahrscheinlich die ursprüngliche und pflegt als solche zuerst abgehandelt zu werden. Beide

Formen ſondern die drei Geſchlechter ab und ſo entſpricht ihre einfache Abbiegung aller ſechs Klaſſen der erſten und zweiten Fallendung des Hauptworts. Die erſte iſt wieder hier die einfachſte und hat daher den Vortritt.

86. Als vollſtändiges Abbiegungsbeiſpiel mag dienen spakt:

unbeſtimmte Form

Eſl.	N.	spak-t	spak-r	spök
	G.	spak-t	spak-an	spak-a
	D.	spök-u	spök-um	spak-ri
	A.	spak-		spak-rar
Mſl.	N.	spök	spak-ir	spak-ar
	G.	spök	spak-a	spak-ar
	D.		spökum	
	A.		spakra.	

beſtimmte Form

Eſl. N.	spaka	spaki	spaka
G. D. A.	spaka	spaka	spöku
Mſl. N. G.		spöku	
D.		spöku oder spökum	
A.		spöku	

87. Ungeachtet die Eigenſchaftswörter alſo eigentlich nur eine Fallbiegung ausmachen, giebt es doch bei der Verbindung der Endſilbe mit der Wurzel gewiſſe Verſchiedenheiten zu beachten. Iſt der letzte Wurzelbuchſtabe dh und geht dem ein Selblaut oder Doppellaut voran, ſo verſchmilzt es im n. g. mit -t zu tt, wie glatt, gladhr, glödh; breitt, breidhr, breidh — in einem Fall, nämlich

in gott, góðhr, góðh, verliert ſich auch das Tonzeichen. Geht aber ein Mitlaut voran, ſo fällt das dh gänzlich aus, wie: hart, hardhr̀, hördh; sagt, sagdhr̀, sögdh; haft, hafdhr̀, höfdh. Gleicher Schritt bei zweiſilbigen Wörtern, wenn ein Selblaut voraufgeht, wie kallat, kalladhr̀, kölludh; lagit, lagidhr, lagidh — für kalladht, lagidht. — So auch *d* hinter einem Mitlaut, wie vant, vandhr̀, vönd; selt, seldhr̀, seld; geymt, geymdhr̀, geymd. Allein *dd* büßt nur ein *d* ein, wie: gladt, gladdr̀, glödd; breidt, breiddr̀, breidd; moedt, moeddr̀, moedd. — Hat das Wort *tt*, ſo wird in n. g. kein neues *-t* hinzugefügt, ſondern die Form wird der weiblichen ähnlich, wie sett, settr̀, sett; moet, moettr̀, moett; bei ſchwächeren Umlauten kann dies Geſchlecht ſich trennen, wie: latt, lattr̀, lött, auch kann es ſich in n. g. von einem ähnlichen Wort mit einfachem *-t* nicht unterſcheiden, wie: latt, latr̀, löt; ſo auch: hvatt, hvattr̀, hvött und hvatt, hvatr̀, hvöt.

88. Deren Wurzel ſich auf einen tonbezeichneten Selblaut endigen, weichen darin ab, daß ſie das *-t* in n. g., das *-r* in f. g. in den Endungen *-ri* und *-rar*, das *-ra* in d. Mzl. A., oft auch das *-s*, in n. und m. g. A. Ezl. verdoppeln, wie: thrátt, thrár, thrá, thráss, thrássar, thrárra; audhsaett, audhsaer, audhsae u. ſ. w.; mjótt, mjór, mjó; trútt, trúr, trú; nýtt, nýr, ný, núss u. ſ. w. — Die mit *-á* werden mitunter zuſammengezogen, folgt *a* oder *u*; dieſe werden alsdann von *á* verſchluckt; z. B. blá für bláu; blán für bláan; blám für bláum u. ſ. w.; gleicherweiſe in der beſtimmten Form, wie: hinn grái, G. hinn grá, D. hinum grá, A. hins grá, u. ſ. w. in jedem ähnlichen Fall; die zu-

ſammengezogenen Formen gehören dem neueren Isl. an und kommen ſchwerlich in bedeutenden Altbüchern vor. Darum ſchaltet die alte Sprache mitunter f (oder v) ein, um der Zuſammenziehung zu entgehen, wie: **hátt, hár, há**, in m. g. G. **háfan**, D. **háfun, háfum** (oder **hám**), beſt. F.: **háfa, háfi, háfa, háfu**. Ebenſo **mjófa, mjófan, mjófum**, beſt. F.: **mjófa, mjófi** u. ſ. w. Das Wort **nýtt** ſchaltet dagegen *j* vor allen Selblauten, mit Ausnahme von *i*, ein, z. B. **nýju, nýjan**, u. ſ. f.

89. Etliche Ew. ſchalten *j* oder *v* hinter dem letzten Mitlaut ein, ohne dabei die Umbiegung irgendwie zu verändern; dieſe entſprechen alſo den Hw. in 57 und 58; z. B. **dökkt** (dökt), **dökkr**, **dökk**, in d. Mzl. **dökk**, **dökkvir** (döcqvir), **dökkvar**; beſt. F.: **dökkva, dökkvi, dökkva**. Das einzige Ew., das *j* regelrichtig einſchaltet, iſt **mitt, midhr, midh**, alſo **midhjan, midhja, midhju, midhjum, midhri** u. ſ. w. D. Mzl. kommt wohl ſchwerlich in n. g. vor (wo es heißen müßte **midh, midhir, midhjar**); aber wohl in den übrigen Verhältnißformen, **midh, midhja, midjar, midhjum, midhra**; die beſtimmte Form mangelt. In mehreren Wörtern, deren letzter Wurzelbuchſtabe g oder k iſt, wird doch bisweilen *j* vor *a* und *u* eingeſchaltet, wie **fraegt, fraegr, fraeg**, G. **fraegan** oder **fraegjan**, D. **fraegum** oder **fraegjum**; **sekr, sekan** oder **sekjan**.

90. Einſilbige auf *r* hinter langem Selblaut oder Doppellaut, ſind durchaus regelmäßig, wie: **ber-t, ber-r**; **foer-t, foer-r, foer**; nur im neueren Isl. fällt das männliche Geſchlechtszeichen *-r* weg, weil ſich die Ausſprache verändert hat und das m. g. dem f. g. im N. gleich geworden iſt. Deren Selblaute aber kurz ſind, und

die daher doppeltes *r* haben, da fällt nur aus Schuld der Rechtschreibung das *eine r* in n. g. aus vor *-t*, und vor der Endung, die mit *r* beginnt, weil nicht drei *r* zusammenstoßen sollten; allein dagegen behalten solche Wörter doppelt *r* in n. g. N., da sonst die Selblaute lang und die Wurzel verunstaltet wurde; z. B. thurt, thurr, thurr; kyrt, kyrr, kyrr. — Hiermit stimmen die auf *s* überein, wie: laust, lauss, laus, besonders, weil ein Doppellaut vorangeht; aber hvast, hvass, hvöss (nicht hvös), weil der Selblaut kurz ist; vor den übrigen Endungen, die *r* einlautet, leidet *s* selten eine Veränderung, mitunter schmilzt es doch damit zu *ss* zusammen. In einem Wort mit doppeltem *s* pflegt der Selblaut in n. g. betont zu sein, wie: vist, viss, viss.

91. Geht dagegen ein Mitlaut dem letzten Wurzelbuchstaben *r* verauf, so wird dies vor *t* und *s* zu *ṛ* (Halblaut), niemals zu ur, aber zu *r* vor einem Selblaut und den Endungen *-ri -rar -ra*, wo doch eins von den beiden *ṛ* ausfällt, weil doppelt *r* hinter einem Mitlaut nicht auszusprechen. Ueber obige Fälle gewähret folgendes Beispiel eine Uebersicht:

Ezl.	N.	fagṛt	fagṛ	fögi (für fögr-u)
	G.	fagṛt	fagran	fagra
	D.	fögru	fögrum	fagri (für fagrri)
	A.		fagṛs	fagrar (für fagrrar)
Mzl.	N.	fögṛ	fagrir	fagrar
	G.	fögṛ	fagra	fagrar
	D.		fögrum	
	A.		fagra (für fagrra)	

Beſt. N. fagra fagri fagra
G. fagra; fagra; fögru u. ſ. w.

92. Deren Kennbuchſtabe l hinter einem Doppellaut, oder, wenn ſie zweiſilbig, nach irgend einem Selblaut ſteht, verſchmelzen dieſen in der Endung mit r zu ll (39), wie heilt, heill, heil, und in f. g. D. heilli, A. heillar, Mzl. A. heilla; gamalt, gamall, gömul, D. gamalli, A. gamallar, Mzl. A. gamalla; ſo auch thogalt oder thögult, thögull, thögul u. ſ. f. Vor den Endungen, die mit einem Selblaut anfangen, findet Zuſammenziehung ſtatt, wie: gamlan, gamla, gömlu, gömlum, und beſt. F. gamla, gamli, u. ſ. f. aber heimilt, oder heimult zieht nicht zuſammen. Fölt, fölr, föl ſchmelzt nicht ſein lr zu ll zuſammen, weil es einſilbig iſt und einen einfachen Selblaut hat.

93. In zwei Wörtern fällt t vor dem Kennbuchſtaben des ſächlichen Geſchlechts t, dh, weg, außer einer anderen Abweichung in m. g. G., man biegt litidh, litill, litil, G. in m. g. litinn (für litiln) in f. g. litla, D. litlu, litlum, ktilli u. ſ. f. Man ſieht, der Selblaut verliert das Tonzeichen, ſobald ein Zuſammenſtoß von Mitlauten dahinter folgt. Die Schreibweiſe litidh für litit iſt dagegen nur einfache Wohlklangsregel, die in ſehr guten Handſchriften beobachtet wird, nämlich daß dieſes t mit dh wechſelt, ſobald das Wort vorn ein i enthält, alſo auch ritadh, aber bakat u. ſ. w. Das andere Wort iſt mikit, mikill, mikil, G. mikit, mikinn, mikla, D. miklu u. ſ. f.

94. Die deren Kennbuchſtabe u nach einem Doppellaut iſt, oder zweiſilbige, wonach am liebſten ein Selb-

laut, verſchmelzen ebenfalls n mit r zu nn (39), wie vaent, vaenn, vaen, G. vaent, vaenan, vaena, D. vaenu, vaenum, vaenni, und in f. g. A. vaennar, in d. Mzl. A. vaenna. Zweiſilbige weichen noch außerdem ab in m. g. G. durch Zuſammenziehung, wenn die Endung mit einem Selblaut beginnt:

Ezl.	N.	heidhit	heidhinn	heidhin
	G.	heidhit	heidhinn	heidhna
	D.	heidhnu	heidhnum	heidhinni
	A.	heidhins		heidhinnar
Mzl.	N.	heidhin	heidhnir	heidhnar
	G.	heidhin	heidhna	heidhnar
	D.		heidhnum	
	A.		heidhinna	

Beſt. F. N. heidhna; heidhni; heidhna. u. ſ. f.

95. Auf dieſe Weiſe biegen alle regelmäßigen Participien von der geſchloſſenen Hauptart der Zeitwörter, (welche einſilbig im D. bleiben), z. B. rádhit, rádhin, radhin; gefit, gefinn, gefin; tekit, tekinn, tekin u. dgl.; ſo auch verſchiedene von der erſten Hauptart dritter Klaſſe (mit Umlaut im Hauptbuchſtaben), barit, barinn, barin. Aber dieſe Endungen ſind, nach einer der älteſten däniſchen Zunge nicht ungewöhnlichen Abweichung in der Ausſprache, eigentlich für -it -idhr -idh, und verkürzen ſich mit dem Wurzelbuchſtaben, ſo daß i ausfällt und dh ſich zu d oder t verhärtet, in Wörtern, deren Kennbuchſtabe ein harter Mitlaut iſt, z. B. hart, hardhr, hördh; taut, taudr, tödd; vakt, vakr, vökt. Auf dieſe Weiſe erſcheint in einigen ſolcher Wörter eine drei-

fache, oder doch zwiefache Form, von welcher die zuſammengezogene die älteſte iſt, die auf it, inn, in, in der neueren isländiſchen Sprache; in anderen behält das ausgemerzte bloß eine von zweien. Die Wörter von doppelter Form erhalten dann die gewöhnliche gemiſchte Abdiegung nach dem Wohlklang, folgendermaßen:

Ezl.	N.	vakit	vakinn	vakin
	G.	vakit	vakinn	vakta
	D.	vökru	vöktum	vakinni
	A.		vakinn	vakinna
Mzl.	N.	vakin	vaktir	vaktar
	G.	vakin	vakta	vaktar
	D.		vöktum	
	A.		vakinna	
Beſt.	F. N.	vakta	vakti	vakta u. ſ. f.

Zum Beweiſe des wirklichen Gebrauchs der Zuſammenziehung bei den Alten, mag dienen: *kraft*, (Fms. 4,122 und 176); thaktr, (Fms. 2,305; aber *thakidhr*, Grimnism. 9.); dult, (Isländingas. 2,243); *huldr* (Snorra-E. S. 136); *skilt*, (Fms. 6,220). Die neueren Formen ſind krafit, thakinn, dulit, hulinn, skilit.

96. Uebrigens gibt es wohl noch einen Theil anderer Wörter, welche zuſammenziehn, z. B. audhigt, rig-t, Mzl. audhug, audhgir, audhgar; málugr, malgir, öllugr, öllgir u. ſ. w.; aber ſelten, oder nicht unregelmäßig; heilagt, -lagr, -lög pflegt in den verkürzten Formen ei in e zu verwandeln, Mzl. heilög, helgir, helgar, beſt. F. helga, helgi, helga. Die Wurzel ill pflegt in n. g. betont zu werden: illt, illr, ill; und von

ann verſchmilzt **nn** mit **i** zu **ll**: **sall, sannr̀, sönn; alli, allr̀, öll** fehlt in der beſtimmten Form, weil es in ſich ſelbſt völlig beſtimmt iſt:

97. Zuſammengeſetzte Eigenſchaftswörter auf **a** ſind durchaus unabbieglich, z. B. **einskipa** (Fms. 7,123), **sundrskila** (Fms. 11,131). — Allein es gibt manche, die bei den Alten doch im N. das Geſchlecht unterſcheiden, in m. g. auf **-i**, in f. g. auf **-a**; z. B. **sammoedhri** (Fms. 6,50); **forvitri, forvitra** (Fms. 6,56); auch ſo **örviti** (Fms. 7,158); **málódhi** (Faereyjingas S. 218); **fulltídhi** (Egilss. S. 185).

Steigerung.

98. Der höhere Grad wird gewöhnlich durch die Endungen **-ara, ari, ari** gebildet, auf die Weiſe hinzugefügt, daß **ara** u. ſ. w. an die Stelle des **-a** in der beſtimmten Form des erſten Grades einrückt, und auf die Weiſe abgebogen, daß er nur **eine** Form annimmt, entweder die beſtimmte oder die unbeſtimmte, und nach dieſer geht das **n.** und **m.** in d. Ezl., als die beſtimmte Form; das **f.** in d. Ezl. und alle Geſchlechter in d. Mzl. behalten **i** überall (nur ſelten im D. **-um**); z. B. **spaka**, das den höheren Grad **spakara** bildet:

Ezl. N.	spakara	spakari	spakari
G. D. A.	spakara	spakara	spakari
Mzl. N. G. D. A.		spakari	

Bemerk.: Als höhere Grade biegen auch die Participien, wie **setlanda, heyranda, segjanda, rádhanda** u. ſ. w. Dieſe Formen haben ſehr häufig die leidende Bedeutung, wie: *á Aire er lítanda; thetta er thiggjanda*, Rafns Fornald. 1,495.

99. Der höchſte Grad wird gewöhnlich durch die Endungen -ast, astr, ast gebildet, welche der Wurzel auf die Weiſe hinzugefügt werden, daß ſie an die Stelle des -a in des erſten Grades beſtimmter Form einrücken; ſie biegen ab wie spakt, spakr̀, spök, in der unbeſtimmten ſowohl, wie in der beſtimmten Form:

unbeſt. F.	N.	spakast	spakastr̀	spökast
	G.	spakast	spakastan	spakasta u. ſ. f.
beſt. F.	N.	spakasta	spakasti	spakasta
	G.	spakasta	spakasta	spökustu u. ſ. f.

Die ſich im erſten Grad verkürzen, verkürzen ſich auch in den höheren Graden, wenn dieſelbe Urſache vorhanden, nämlich, wenn die Endung mit einem Selblaut anfängt; z. B. audhgara, audhgari, audhgast, audhgastr̀, audhgust.

100. Allein es gibt auch in vielen Fällen eine kürzere Bildungsweiſe für dieſe Grade, die darin beſteht, daß der Bindeſelblaut -a wegfällt und nur -ra, -ri, -ri in den höheren, und -st, -str, -st in den höchſten Graden zur Wurzel hinzugefügt, oder an die Stelle des -a in des erſten Grads beſtimmter Form geſetzt werden, zugleich mit dem Umlaut, den -r erfordert, in den dafür empfänglichen Wurzelbuchſtaben eingeführt (33. 34). Die Umbiegung ſo gebildeter höherer Grade iſt dieſelbe, wie die eben angeführte. (98. 99); z. B.

hit fagra	fegra	-ri	fegrst	fegrstr̀	fegrst
— lága	laegra	-ri	laegst	laegstr̀	laegst
— lánga	leingra	-ri	leingst	leingstr̀	leingst
od. langa	lengra	-ri	lengst	lengstr̀	lengst

hit thraungva	threingra	-ri	threingst	-strˇ	-st
eð. thröngva	threngra	-ri	threngst	-strˇ	-st
hit stóra	stoerra	-ri	stoerst	-strˇ	-st
— úngа	ýngra	-ri	ýngst	-strˇ	-st
— thunna	thynnra	-ri	thynnst	-strˇ	-st
— djúpa	dýpra	-ri	dýpst	-strˇ	-st
— dýra	dýrra	-ri	dýrst	-strˇ	-st
— vaena;	vaenna	-ri;	vaenst	-strˇ	-st.

Das Wort mjótt, mjór, mjó, ſchmal, hit mjófa erhält keinen Umlaut, obgleich es die kürzere Endung annimmt: mjórra, mjóst. (Fms. 7,264).

101. Etliche bilden nach beiderlei Weiſe; ſo findet man: djúpara, djúpari, djúpast, -astrˇ, -ust; die kürzeren Formen gehören in der Regel der alten Sprache an. — Mehrere erhalten die kürzere Form im höheren, die längere Form im höchſten Grade, ſo: seint, seinna, seinast; saelt, saella, saelast; nýtt, nýrra, nýjast.

102. Andere bilden ganz unregelmäßig, als:

gott, hit gódha		betra	bezt-a
illt — illa vânt — vânda	}	verra	verst-a
mikit — mikla		meira	mest-a
litidh — litla		minna	minnst-a
mart (margrˇ, mörg)		fleira	flest *)
gamalt; — gamla;	{	ellra eldra;	ellst-a elzt-a;

*) Dies Wort kommt nicht in beſtimmter Form vor, außer in d. Mzl. hin mörgu, hinir fleiri, hinar flestu, und das vornämlich bei den Neutren.

103. In einigen Fällen finden sich nur die höhern Grade, gebildet aus Nebenwörtern, ohne einen ersten Grad als Ew.; z. B.

(nordhr̆)	nyrdhra	nordhast, nyrdhst,
(austr̆)	eystra	austast
(sudhr̆)	sydhra	sydhst (synnst)
(vestr̆)	vestra	vestast
(fram)	fremra	fremst
(aptr̆)	eptra	aptast, epzt
(út)	ytra	yzt
(inn)	innra	innst
(of)	efra	efzt
(nidhr̆)	nedhra	nedhst
(for)	fyrra	fyrst
(sidh)	sidhara	sidhast
(heldr̆)	heldra	helzt
(ádhr̆)	aedhra	aedhst
(fjarri)	(firr)	first
(ná-)	(naer, naerr)	naest

Von diesen haben doch **fremra** und **sidhara** einen regelmäßigen ersten Grad, allein von verschiedenem Sinn und Brauch, nämlich **framt**, **framr̆**, **fröm**, vortrefflich, tapfer, ein dichterisches Ew., und **sitt**, **sidhr̆**, **sidh**, seicht, niederhängend.

104. Diejenigen Ew., denen die bestimmte Form mangelt, empfangen auch keine Graderhöhung, wie **allt** (96), und die auf *-i* oder *-a* (97), samt den Formen des Ews., zumal der Wirkform auf -andi. Dessenungeachtet können diese Wörter vermittelst bestimmender Nebenwörter, **meir**, **mest**, oder **heldr̆**, **helzt**, und auf der

andern Seite durch minnr̀ (midhr̀), minnst (minzt), oder sidhr̀, sízt, hinauf- und herabgeſteigert werden.

III. Fürwörter.

105. Die perſönlichen Fürwörter haben ein eigenes Total in den beiden erſten Perſonen, und von der dritten Perſon ein zurückweiſendes Fw., das in Ezl. und Mzl. gleichlautet.

Ezl.	1. Perſon.	2 Perſon.	3. Perſon.
N.	ek (eg)	thú	—
G.	mik (mig)	thik (thig)	sik (sig)
D.	mer	ther	ser
A.	mín	thín	sín

	Tot.	Mzl.	Tot.	Mzl.	Mzl.
N.	vit	ver	thit	ther	—
G.	okkr̀	oss	ykkr̀	ydhr	sik (sig)
D.	okkr̀	oss	ykkr̀	ydhr	ser
A.	okkar	vâr;	ykkar	ydhvar;	sín.

Der dritten Perſon fehlt N. und Mzl., welches ſie erſetzt durch das beſtimmte Fw. that, sá, sú; dieſes wird alſo gebogen:

N.	hann	hon (hún)
G.	hann	hana
D.	hanum (om)	henni
A.	hann	hennar.

106. Von A. des perſönlichen Fürworts bilden ſich ſieben poſſeſſive.

von d. 1 P. in d. Ezl.	mitt	minn	mín
— - 2 - - -	thitt	thinn	thín
— - 3 - - -	sitt	sinn	sín

von d. 1 P. im Tot.	okkart	okkarr	okkur
— - 2 - - —	ykkart	ykkarr	ykkur
— - 1 - in d. Mzl.	vârt	vârr	vâr
— - 2 - - - —	ydhvart	ydhvarr	ydhur

Die drei erſten biegen, wie das Kennwort (74), nur erhalten ſie doppelt t in n. g. und das Tonzeichen in allen Verhältnißformen, wo ein einfaches n hinter i folgt, alſo im A. mins, mins, minnar. Die vier letzten gehn wie ordentliche unbeſtimmte Eigenſchaftswörter, nur daß ſie in m. g. G. bloß -n erhalten (für -an), alſo okkarn (nicht okkran), vârn (nicht vâran) u. ſ. w. Uebrigens verkürzen ſich die drei zweiſilbigen wie gewöhnlich, alſo im D. okkru, okkrum, okkarri u. ſ. f.

107. Das beſtimmende Fürwort iſt zunächſt das unregelmäßige that, sá, sú, oder in g. c. sjá, und das davon gebildete thetta, thessi, thessi, welches auf folgende Weiſe abliegt:

N.	that	sá	sú	thetta	thessi	thessi
G.	that	thann	thá	thetta	thessa	thessa
D.	thvi	theim	theirri	thessu	thessum	thessi (-arri)
A.	thess	thess	theirrar	thessa	thessa	thessar (-arrar)
N.	thau	their	thaer	thessi	thessir	thessar
G.	thau	thá	thaer;	thessi	thessa	thessar.

D.	theim	thessum
A.	theirra	thessarra.

Danach das Kennwort hit, hinn, hin (74), das ebenſo oft h ausſtößt und in it, inn, in oder ſogar et, enn, en lautet. Sämmtliche braucht man auch als beſt. Fw., dem thetta entgegengeſetzt, nur mit dem Unterſchied, daß in dieſem Falle t n. g. ſich verdoppelt, alſo hitt, hinn, hin, und das Wort nicht leicht ſein h einbüßt, auch nicht

e annimmt, da ſeine Ausſprache deutlicher und gewichtvoller klingt.

108. Das deutende und fragende Fürwort iſt, mit Ausnahme der bloß hinweiſenden: *er* und *sem*, daſſelbe; nämlich hvârt, hvârr, hvâr, welches von zweien, und hvert, hverr, hver, welches von vielen. Beide gehn, wie das unbeſt. Ew., nur daß ſie in m. g. G. bloß *-n* (für *-an*) erhalten; letzteres ſchaltet regelmäßig *j* ein vor den Endungen, die mit *a*, *u* einlauten, alſo im G. hvert, hvern, hverju, D. hverju, hverjum, hverri. Bei den Skalden findet man doch in m. g. G. *hverjan*, wenigſtens in der Bedeutung: jeder.

109. Man hat auch in der altnordiſchen Sprache eine einzeln ſtehende Form für das meiſt fragende Fürwort, nämlich:

	n. g.	c. g.
Ezl.	hvat	hverr (hvarr)
	hvat	hvern (hvarn)
	hvî	hveim
	hvess	hvess;

aber hievon bedient man ſich in gewöhnlicher Sprache nur *hvat* als Fw., und hvi als Beiwort.

110. Das unbeſtimmte Fürwort iſt theils urſprünglich, theils abgeleitet von anderen beſonders fragenden. Urſprünglich iſt eitt, einn, ein, das mitunter gebraucht wird als unbeſtimmtes Kennwort, oder als: ein gewiſſer; auch für: einzig, allein; doch biegt es regelrichtig, wie vaent (94), in Ezl. und Mzl., beſt. und unbeſt., mit dem Unterſchied, daß *nt* in n. g. in *tt* verſchmilzt und daß der G. in m. g. doppelte Form hat:

einn und *einan*, die letzte bloß für singulus, **singularis** gebraucht, also distributiv.

111. **Annat** (aliud, **alterum**, secundum) geht sehr unregelmäßig:

Ezl.	N.	annat	annarr	önnur
	G.	annat	annan	adhra
	D.	ödhru	ödhrum	annarri
	A.	annars	annars	annarrar
Mzl.	N.	önnur	adhrir	adhrar
	G.	önnur	adhra	adhrar
	D.		ödhrum	
	A.		annarra.	

Ihm fehlt die beſt. F. und es behält die unbeſt., ungeachtet es dem Kennwort voranſteht.

112. *Baedhi*, beide, iſt nur mehrheitlich:

N.	baedhi	bádhir	bádhar
G.	baedhi	bádha	bádhar
D.		bádhum	
A.		beggja	

113. Die wichtigſten der abgeleiteten ſind: **hvârtveggja**, hvârtveggi, hvârtveggja, jeder für ſich von zweien; von dieſen beiden Wörtern biegen beide Theile, hvârt, wie 108 erwähnt, und tveggja, das außer Zuſammenſetzungen nicht im Gebrauch iſt, wie ein Ew. in beſt. F., alſo in Mzl. hvârtveggju, hvârirtveggju, hvârartveggju u. ſ. f. —

Annathvârt, annarrhvârr, önnurhvâr, einer von zweien, ein Theil von mehreren Theilen hat ebenfalls eine

doppelte Umbiegung, besonders in d. Ezl.; in neuerer Sprache ist außerdem der letztere Theil vermischt mit hvert, und findet sich daher gewöhnlich mit eingeschaltetem j, wie ödhruhverju für ödhruhváru, u. desgl.

Man sagt auch: **hvart** (od. **hvat**) **annat**, hvárr **annan**, hvár **adhra** u. s. w., einander, und **hvert annat**, **hverr annan**, **hver adhra**, oder noch besser mit dem letzteren in d. Mzl., hvert önnur, hverr adhra, hver adhrar, allein in diesem Fall findet keine Zusammensetzung Statt.

Hvárigt, **hvárigr**, (oder **hvárugt** u. s. w.) **hvárig** keiner von zweien, kein Theil von andern, biegt wie ein Ew. in der unbest. Form.

Sitthvat, od. **sitthvárt**, **sinnhvarr**, **sinhvár** entspricht unserm: jeder sein, und pflegt trennbar zu sein, nur so, daß **sitt** voransteht; der letzte Bestandtheil beugt wie gewöhnlich. Häufiger kommt vor: **sitthvert**, **sinnhverr** u. s. w., z. B. **their líta sinn í vherja átt**, wo die Rede von dreien oder mehreren ist.

114. Ohne Rücksicht auf zwei braucht man: **eitthvat** (etwas) einige, engl. some, oder beigefügt: *eitthvert*, *einnhverr*, **einhver**, n. g. N. und G. beinah regelmäßig, nur im letzten Bestandtheil abgebogen; man findet auch in m. g. *einhverr*, besonders bei den Neueren.

115. *Nokkut*, eigentlich: noch was, das alte: welche für einige, dänisch noget, engl. any, ist zusammengesetzt aus dem ungebräuchlichen Wort **nak**, und **hvert**, **hvat** oder hvart, welches ve oder va gewöhnlich in u zusammengezogen wird; dieses hat mannigfaltige Formen,

von welchen die folgenden allenfalls als die älteſten und richtigſten aufgeführt werden können.

Ezl.	N.	nakkvart	nakkvarr	nökkur od. nokkor
	G.	nakkvart	nakkvaru	nakkvara od. nokkora
	D.	nökkuru	nökkurum	nakkvarri
	A.		nakkvaru	nakkvarrar
Mzl.	N.	nökkur	nakkvarir	nakkvarar
	G.	nökkur	nakkvaru	nakkvarar
	D.		nökkurum	
	A.		nakkvarra.	

In n. g. auch nakkvat, nämlich wenn es ſich herleitet von hvat, und im D. nökkvi. Allein mitunter erſtreckt ſich der Umlaut in der erſten Silbe auf alle Verhältniß-formen, gleichwie die Zuſammenziehungen vo und va in der zweiten, alſo: nökkut, nökkurr, nökkur, oft auch nokkut, nokkurr, nokkur, was in der neuern Sprache gangbar geworden. Die beiden letzten Formen werden ebenfalls von den Neuern verkürzt, die deren Endung mit einem Selblaut beginnen, wie: D. nokkru, nokkrum, nokkurri.

116. Das verneinende Fürwort iſt zuſammengeſetzt aus eitt, einn, ein, und der verneinenden Endung -gi, ki, das gleicherweiſe viele unregelmäßige Formen annimmt; die älteſten und richtigſten ſcheinen zu ſein:

Ezl.	N.	ekki (für eilki)	eingi	eingi
	G.	ekki	eingan (eingi)	einga
	D.	eingu (einugi)	eingum	eingri
	A.	eingis einkis	einskis	eingrar

Mzl. N.	eingi	eingir	eingar
G.	eingi	einga	eingar
D.		eingum	
A.		eingra	

Man findet oft die Silbe *eing* in *eng* zusammengezogen, so im G.: **engan, enga**; und dieses **eng** wechselt um mit öng, so: **öngan, önga**, oder mit eingeschaltetem *v*, **öngvan, öngva**, D. **öngu, öngum, öngri**, oder auch **öngarri**, A. **öngarrar**; endlich verlängert sich auch dieses **öng** zu **aung**, so: **aungan, aunga** oder **aungvan, aungva**. Aber in **n. g.** und **m. g. A.** finden sich kaum mehrere Veränderungen, als *ei* oder *i* in der Hauptsilbe, nicht **önkis, aunskis** oder dergl.

117. Das zählende- und ordnende Fürwort.

eitt einn ein	fyrsta -i -a
tvau (trö) tveir tvar	annat -annarr- önnur
thrjú thrir thrjár	thridhja -thridhi -thridhja
fjögur fjórir fjórar	fjórdha -i -a
fimm	fimta -i -a
sex	sötta (sjötta)
sjau (sjö)	sjaunda, sjöunda (sjöunda)
átta	atta (áttunda)
nio	niunda
tio	tiunda
ellifu	ellifta
tólf	tólfta
threttán	threttánda
fjórtán	fjórtánda

fimtán	fimtánda
sextán	sextánda
sautján (seytján)	sautjánda (seytjánda)
átján	átjánda
nítján	nítjánda
tuttugu	tuttugasta
tuttugu ok eitt u. ſ. w.	tuttugasta ok fyrsta u. ſ. w.
thrjátíu	thritugasta
fjörutíu	fertugasta
fimtíu	fimtugasta
sextíu	sextugasta
sjautíu (sjötíu)	sjautugasta (sjötug.)
áttatíu	áttatugasta
níutíu	nítugasta
hundradh tíutíu	hundadhasta
hundradh ok tíú, ellifutta h. ok tuttugu, stórt h. tvau h.	hundradhasta ok tíunda h. ok tuttugasta tvau hundradhasta
thúsund.	thúsundasta.

118 Vom zählenden Zw. beugen die vier erſten. Eitt iſt ſchon berührt (110); die übrigen gehen in d. Mſl., wie folgt:

Mſl. N.	tvau	tveir	tvaer	thrjú	thrir	thrjár
G.	tvau	tvá	tvaer	thjrú	thrjá	thrjár
D.		tveim (tveimr)			thrim (thrimr)	
A.		tveggja.			thriggja.	

Mſl. N.	fjógur	fjórir	fjórar
G.	fjögur	fjóra	fjórar
D.		fjórum	
A.		fjögurra.	

Bem. Letzte Form findet sich so bei den Alten, z. B. Njáls S. 8, Fms. 7,74; man findet ebenfalls die neuere Form sjögra. Die rechten alten Formen dieser Worte sind sonst sehr ungewiß, da sie in Altbüchern gewöhnlich durch Zahlen ausgedrückt und in Ausgaben oft nach der heutigen iśl. Aussprache buchstabirt werden. Dazu kommt die Ungewißheit der Bedeutung an bei den Alten. Heutzutage sagt man immer tvö, sjö, allein die Uebereinstimmung mit thau, their, thaer spricht für twa, was auch die herkömmliche Schreibart in den Feldbüchern ist; und sautján (umgestellt für sjaután, sjutton) oder seytján scheint klärlich zu beweisen, daß sjau dorpellautete. Das angelsächsische seofon macht es auch wahrscheinlich, daß sjau eigentlich die verkürzte Form von sjafu ist.

119. Für die mit -tiu zusammengesetzten findet sich häufig eine andere Form, auf -tigir, tigi, wie thrjátigir, thrjátiji, welche doch weiter nicht abbeugt, z. B. thrjátigi ok fimm árum, Landn. S. 2, deren letzterer Bestandtheil aber noch deutlich hervorgeht im Hauptwort tigi (tugr, togr, tögr), Mźl. tigir, z. B. sex tigir, Sverris. S. 230. und átta tigir, Hk. 3,357. — Hundradh ist ein regelmäßiges Hauptwort (55); die Alten rechneten fast immer nach Großhunderten, so daß hálft hundradh ihnen galt für 60, u. s. w. Thusund (thúshundradh) ist unregelmäßig (62), doch steht es in der neueren Sprache in n. g. zusammen mit dem Hauptwort.

120. Verwandter mit den Ableitungsendungen der ordnenden Zehner sind einige, welche man die inbefassenden Zw. nennen kann. Sie entsprechen den lateinischen auf -arium, -arius, -aria; werden theils mit der Endung -tugi, -tugr, -tug, (-togt oder -tögt u. s. w.) theils mit -roett, -roedhr, -roedh, gebildet:

tvitugt tugr tog	áttroett -roedhr -roedh
thritugr	niroett
fertugt	tíroett
fimtugt	ellifuroett
sextugt	tólfroett.
sjautugt (sjötugt)	

Um die halben Zehner auszudrücken, setzt man diese Wörter zusammen mit **hálft**; **hálfr**, **háll**, auf die Weise: **hálfthritugt**, **hálfsertogr** u. s. w., womit man andeutet, daß fünf von der Zehnzahl abgezogen werden soll, mit andern Worten, daß die letzte zehn nur die Hälfte von zehn ist, z. B. **hálfsertogr** = 35, **hálfáttroedhr** = 75.

IV. Zeitwörter.

121. Diese zahlreiche Wortklasse theilt sich, gleich dem Hauptwort, in zwei Hauptarten, die offene mit einem Selblaut in der Endung, und die geschlossene mit einem Mitlaut. Diese zwei Hauptarten unterscheiden sich auch darin sehr kenntlich, daß die offene in der Vergangenheit mehrsilbig, die geschlossene einsilbig mit Umlaut ist. Die offene Haupart theilt sich wieder in drei Klassen: die eine ist in der Vergangenheit dreisilbig, die andere zweisilbig, die dritte zweisilbig mit Umlaut. Die geschlossene Haupart sondert sich zunächst in zwei Beugungsweisen, wenn man sie so nennen will. Die eine, worin der Umlaut sich bloß auf die Vergangenheit in der sehenden und bedingenden Weise erstreckt; die eigenschaftliche Leidform erhält dagegen denselben Umlaut in der Hauptsilbe, wie die gegenwärtige Zeit (besonders die bedingende und befehlende). Die andere setzt den Umlaut der Vergangenheit in der eigenschaftlichen

Leidform fort, obschon mit einiger Abänderung. Jede dieser Beugungsweisen sondert sich wieder in drei Klassen, nach dem verschiedenen Umlaut in der Vergangenheit. Man kann daher, wenn man die erste Hauptart als nur eine einzige Beugungsweise bildend ansieht, in der altnordischen, gleichwie in der angelsächsischen und andern verwanten Sprachen, drei Beugungsweisen des Zeitworts annehmen, welchen drei Klassen, in allem neun Klassen, untergeordnet sind, auf die man jedes regelmäßige Zeitwort, ja sogar das unregelmäßige, mehr oder minder deutlich zurückfuhren kann.

122. Zur Uebersicht mag folgende Tafel dienen:

Offene Hauptart.

Erste Beugungsweise.

Klasse	1	ek	aetla	aetladha	aetlat
—	2	-	heyri	heyrdha	heyrt
—	3	-	spyr	spurdha	spurt.

Geschlossene Hauptart

Zweite Beugungsweise.

Klasse	1	ek	drep	bef.	drep	drap	drepit
—	2	-	raedh	-	rádh	rèdh	radhit
—	3	-	dreg	-	drag	dró	dregit

Dritte Beugungsweise.

Klasse	1	ek	renn	rann	Mzl.	runnum	runnit
—	2	-	lit	leit	—	litum	litidh
—	3	-	bydh	baudh	—	budhum	bodhit

123. Man merke im Allgemeinen, daß die ſetzende und bedingende Weiſe die beiden Zeiten, Gegenwart und Vergangenheit, unterſcheiden; die befehlende Weiſe ſteht nur in der Gegenwart. Die abgeleiteten Formen, nämlich die unbeſtimmte (Infinitiv), die eigenſchaftliche Wirkform und Leidform (Particip.), machen gleichfalls jede für ſich nur einzelne Formen aus, ausgenommen, daß die beiden letzten als Hauptwörter abbiegen; die Nebenform (Supinum) iſt nichts anders, als die eigenſchaftliche Leidform in n. g. Die Leidformen enden gewöhnlich auf -st, in älteſter Sprache -sk, das nur eine Verkürzung von sik iſt, die ſich gleichfalls in den ſlaviſchen Sprachen auf alle Perſonen erſtreckt; dieſe Form iſt daher auch gewöhnlich rückwirkend oder gegenwirkend (reflex. od. recipr.), wogegen die eigentliche Leidform ſehr häufig, wie im Deutſchen, durch Umſchreibung ausgedrückt wird.

124. Offene Hauptart oder

			Klasse 1.	Klasse 2.	Klasse 3.
Sezend.			Wirkform.		
Ggw.	Esl.	1.	ek kalla	brenni	tel
		2.	thú kallar	brennir	telr
		3.	hann kallar	brennir	tele
	Mzl.	1.	ver köllum	brennum	teljum
		2.	ther kallit	brennit	telit
		3.	their kalla	brenna	telja
Vgh.	Esl.	1.	ek kalladha (i)	brenda (i)	talda (i)
		2.	thú kalladhir	brendir	taldir
		3.	hann kalladhi	brendi	taldi
	Mzl.	1.	ver kölludhum	brendum	töldum
		2.	ther kölludhut	brendut	töldut
		3.	their kölludhu	brendu	töldu

Bedingend.

Ggw.	Esl.	1.	ek kalla (i)	brenna (i)	telja (teli)
		2.	thú kallir	brennir	telir
		3.	hann kalli	brenni	teli
	Mzl.	1.	ver kallim	brennim	telim
		2.	ther kallit	brennit	telit
		3.	their kalli	brenni	teli
Vgh.	Esl.	1.	ek kalladhi (a)	brendi (a)	teldi (a)
		2.	thú kalladhir	brendir	teldir
		3.	hann kalladhi	brendi	teldi
	Mzl.	1.	ver kalladhim	brendim	teldim
		2.	ther kalladhit	brendit	teldit
		3.	their kalladhi	brendi	teldi
Ggw. bef. F.	Esl.	2.	kalla (-dhu)	brenn (-du)	tel (-du)
	Mzl.	1.	köllum (-ver)	brennum	teljum
		2.	kallit (-ther)	brennit	telit
Unbeſt. F.			at kalla	brenna	telja
Egſch. F.			kallanda, i	brennanda, i	teljanda, i
Nebenf.			kallat.	brent.	talit (talt).

erſte Beugungsweiſe.

		Klaſſe 1.	Klaſſe 2.	Klaſſe 3.
Setzend.			**Leidform.**	
Sgw. Ezl.	1.	kallast	brennist	telst
	2.	kallast	brennist	telst
	3.	kallast	brennist	telst
Mzl.	1.	kollumst	brennumst	teljumst
	2.	kallist	brennist	teliat
	3.	kallast.	brennet.	teljet.
Vgh. Ezl.	1.	halladhist	brendist	taldist
	2.	kalladhist	brendist	taldist
	3.	kalladhist	brendist	taldist
Mzl.	1.	kölludhumst	brendumst	töldumst
	2.	kölludhust	brendust	töldust
	3.	kölludhust.	brendust.	töldust.
Bedingend.				
Sgw. Ezl.	1.	kallist	brennist	telist
	2.	kallist	brennist	telist
	3.	kallist	brennist	telist
Mzl.	1.	kallimst	brennimst	telimst
	2.	kallist	brennist	telist
	3.	kallist.	brennist	telist.
Vgh. Ezl.	1.	kalladhist	brendist	teldist
	2.	kalladhist	brendist	teldist
	3.	kalladhist	brendist	teldist
Mzl.	1.	kalladhimst	brendimst	teldimst
	2.	kalladhist	brendist	teldist
	3.	kalladhist.	brendist.	teldist.
Sgw. def. F. Ezl.	2.	kallast - u	brend - u	telst - u
Mzl.	1.	köllumst (ver)	brennumst	teljumst
	2.	kallist (ther)	brennist.	teliat.
Unbeſt. F.		at kallast.	brennast.	teljast.
Egſch. F.		(kallandist).	(brennandist).	(teljandist)
Nebenf.		kallazt.	brenzt.	talizt (talzt)

125. Manche Personalendung schwankt; ich habe die als regelmäßig angegeben, welche in der Sprache am besten begründet ist. Die 1. P. in d. Ggw. erhält mitunter zufällig *r* und wird dadurch d. 2. und 3. P. gleich, z. B. **ek kallar, ek brennir, ek telr**; allein theils der beste und häufigste Brauch, theils Verkürzungen, wie **kallag, brennig, telk**; für **kalla ek** u. s. w. **kyggig** oder **kykk** (Fms 7,29. 21.) für **kygg ek** u. dergl., beweisen die Unächtheit jenes -r.

126. Die 1. P. in d. Vgh. läßt man richtiger vermuthungsweise auf -a, nicht auf -i endigen, denn der vorhergehende Wortheil hat immer hier die Selblaute, welche der Endung *a* entsprechen, welche sich daher auf die übrigen Personen erstrecken, niemals solche, die der Endung *i* entsprechen: es sei denn, daß sie erst in der Gegenwart mittels Alterungen eingedrungen sind mit dem *i* der Endung und daher sich auf das ganze Wort in jeder Beugung erstrecken, wie **brenni** von **brenna**.

127. Die 1. Personen in der bedingenden Gegenwart bestimmt man ebendaher richtiger als ausgehend auf -a, denn auf -i; ein ziemlich häufiger Brauch spricht außerdem für beides; obwol gewisse gute Handschriften, gleichsam in besonderer Sprechart, -i vorziehen. Verkürzungen, wie **hugdhak** (Lodbrkv. 24), **munak** (Snorra E. 35) sprechen ebenfalls für die Endung -a. Die 1. Personen in d. Mpl. hat dagegen -im, theils in Uebereinstimmung mit den übrigen Personalendungen, theils nach einer ziemlich durchstehenden Regel bei den Alten; in neuerer Sprache ist diese Personen mit der entsprechenden in der setzenden Gegenwart eins geworden. (**köllum, brennum, teljum**).

128. Auch die 1. Perſon in der bedingten Vergangenheit erhält zuweilen -a für -i bei den Alten, beſonders den Skalden; allein dies ſcheint minder richtig in Folge des Selblauts in der Hauptſilbe, der beſtändig (bis auf die 1. Klaſſe, welche dreiſilbig iſt) den Umlaut erhält, welcher der Endung -i, niemals den, welcher der Endung -a entſpricht. Alſo minder ſprachrichtig **vekiha ek** für **vekti ek**, **baetha ek** für **baedhi ek** (Snorra E. 97.), wenn man nicht von der 3. Perſon ausgehen will, die vielleicht an die Stelle der 1. Perſon geſetzt werden konnte, gleichwie in den morgenländiſchen Sprachen. — Allein in der Mzl. iſt es jedesmal richtig, daß die 1. Perſon auf *-im* und die 2 Perſon auf *-it* ausgeht, obgleich man in ſpäten Handſchriften *-um -ut* findet, doch in allen Zeitwörtern, mit Ausnahme der 1. Klaſſe, mit dem Umlaut in der Hauptſilbe, welcher die Endung -i erforderlich macht, z. B. **kölludhum, kölludhut, brendum, brendut, teldum, teldut.** Die 3. Perſon dagegen findet man nur in der neueren isländiſchen, beſonders nördlichen Sprechart, auf -u wie: **kolludhu, brendu, telda**, ungeachtet wohl ſolche Formen, ſei's aus ganz neuen Abſchriften, oder durch unrichtig aufgelöſte Verkürzungen oder ſonſtige Fahrläſſigkeit, ſich in alle Werke eingeſchlichen haben. Jedoch ſind die beiden erſten Perſonen auf **-um, -ut** meiſtens falſch, wo ſie auch in den Saga's, hauptſächlich bei den Skalden, vorkommen, z. B. **vaerom** (Hk. 1, 163. L. 5, wo das einzige Fellbuch (E) várom hat.) Dies gilt namentlich für alle Beugungsweiſen.

129. Man bemerke, daß die befehlende Form in der 1. und 2. Perſon durchgängig übereinſtimmt mit der

ſetzenden, nicht mit der bedingenden Form in der Gegenwart. Dagegen wird die dritte Perſon beſtändig durch die bedingende Form erſetzt; z. B. Nj. 67: köllum karl enn skeggiausa! und Sverriss. S. 185:

Týnom Birkibeinum!
beri Sverrir hlut verra! u. ſ. f.

130. Im rückwirkenden Zeitwort findet man oft die erſte Perſon der Mzl. -umst auch in der erſten Perſon der Ezl., z. B.: eigi berjumst ek (Fms. 6, 25), ek lugdhumst (Snorra E. 97).

131. Die Endungen der Mzl. büßen in der erſten Perſon -m, in der zweiten Perſon -t (dh) ein, wenn unmittelbar dahinter ein Fürwort nachfolgt. Dieſes ereignet ſich alſo beſonders in der befehlenden Form, wie: megu ver, megu thit (Nj. 17); förum ver! fari her! mitunter ſelbſt, wenn das Fürwort ausgelaſſen. Allein dieſe Regel wird in vielen guten Handſchriften des Alterthums vernachläſſigt.

132. Die erſte Klaſſe geht ſehr regelmäßig. Natürlicherweiſe nehmen die Wörter, welche kein -a in der Hauptſilbe führen, keinen Umlaut an, z. B. ek skipa, ver skipum, ek skipadha, ver skipadhum; nicht einmal die, welche weſentlich ö haben, verwandeln dieſes in a, obgleich das a in der Endung, das eigentlich den Umlaut ö in der Hauptſilbe veranlaßt zu haben ſcheint, wegfällt und die Endung a auslautet, z. B. ek fjötra, ver fjötrum, ek fjötradha, ver fjötradhum; fjötrat.

133. Die andere Klaſſe hat einige Unregelmäßigkeiten, meiſt daher rührend, daß ihr Kennſelblaut (-i) in der Vergangenheit und der eigenſchaftlichen Leidform vor ſolchen Endungen ausfällt, deren Mitlaut dort mit dem Mitlaut der Wurzel zuſammenſtoßt. Da vereinfacht ſich der Mitlaut bei den Alten, wo er ſonſt doppelt war; z. B.

byggi	bygdha	bygt	-gdhr	-gdh
hnýkki	hnykta	hnykt	-ktr	-kt
kippi	kipta	kipt	-ptr	-pt
kenni	kenda	kent	-dr	-d
stemmi	stemda	stemt	-dr	-d
hvessi	hvesta	hvest	-tr	-t.

134. Die Endung wird noch mehr vom letzten Mitlaut der Wurzel beſtimmt: ta hinter p, t, k, s: da hinter b, dh (welches ſich daſelbſt in d verwandelt), ll, gl, fn, gn, m, dha nach f, g, r, und jedem Selblaut aber büßt ganz ihr t hinter tt oder t, mit einem andern Mitlaut voran, ihr -d hinter -nd und dgl., ihr dh hinter rdh ein, wie z. B.:

steypi	steypta	steypt	-ptr	-pt
velti	veitta	veitt	-ttr	-tt
kroeki	kroekta	kroekt	-ktr	-kt
laesi	laesta	laest	-str	-st
kembi	kembda	kembt	-bdr	-bd
reidhi	reidda	reidt	-ddr	-dd
elli	ellda	ellt	-ldr	-ld
nefni	nefnda	nefnt	-ndr	-nd
flaemi	flaemda	flaemt	-mdr	-md
deyfi	deyfdha	deyft	-fdhr	-fdh

vigi	vigdha	vigt	-gdhr	-gdh
laeri	laerdha	laert	-rdhr	-rdh
thjsi	thjadha	thjadh	-dhr	-dh
hitti	hitta	hitt	-tr	-tt
vaenti	vaenta	vaent	-tr	-t
heimti	heimta	heimt	-tr	-t
sendi	senda	sent	-dr	-d
virdhi	virdha	virt	-dhr	-dh.

135. Die auf *lg*, *ng* erhalten in einigen Altbüchern lgdha, ngdha; in andern ſehr guten lgda, ngda; wie **fylgda**, **teygda** (Fms. 7 Bd.) — **Die auf *l*, *n* erhalten theils *-da*, theils *-ta*, wie: felli, fellda (felda); maeli, maelta, sýni, sýnda; raeni, raenta.**

136. **Die**, deren letzter Mitlaut *g* oder *k*, ſogar mit einem Mitlaut noch voran, büßen nicht überall den Kennbuchſtaben i ein, ſondern verwandeln ihn in *j*, das ſie vor den Endungen *-a* und *-u* beibehalten, z. B. byggi, ver byggjum, **their byggja, at byggja, byggjanda; ebenſo ek fylgi, ver fylgjum, ek syrgi, ver syrgjum; ek teingi, ver teingjum ek fylki, ver fylkjum, ek merki, ver merkjum.**

137. Man bemerkt leicht, daß dieſe Klaſſe keinen Umlaut annimmt, weil ſie ſchon in der erſten Perſon (mittelſt *-i*) Umlaut erhalten, der nachher ſich fortpflanzt ohne Rückſicht auf die Endung. Bei einigen Wörtern iſt dieſes doch nicht zufällig; es ſcheint, als ſollte ihr Kennbuchſtabe eigentlich e ſein; allein da ſolche Wörter andere Unregelmäßigkeiten haben, würde es nur von geringem Nutzen ſein, ſie zu einer beſonderen Klaſſe zu ſchlagen. Die wichtigſten ſind:

dugi	at	duga	dugdka	bed.	dygdhi	dugat
vaki	-	vaka	vakta	—	vekti	vakit -inn -in
kaupi	-	kaupa	keypta	—	keypti	keypt -tr -t
tholi	-	thola	tholda	—	thyldi	tholat
thori	-	thora	thordha	—	thyrdhi	thorat
uni	-	una	unda	—	yndi	unat
vari	-	vara	vardha	ed.	varadha-i	varat
trúi	-	trúa	trúdha	bed.	trydhi	trúat
nae	-	ná	nádha	—	naedhi	nádh
Iè (Ijae)	-	Ija	Iedha	—	Iedhi	Iedh.

138. Hiezu kann gerechnet werden das Hülfswort **hefi**, haben:

Setzende.		Bedingende.	
Sgw. Ezl.	1. hefi	Sgw. Ezl.	1. hafa
	2. 3. hefir		2. hafir
Mzl.	1. höfum		3. hafi
	2. hafit	Mzl.	1. hafim
	3. hafa		2. hafit
Vgh. Ezl.	1. hafdha		3. hafi
	2. hafdhir	Vgh. Ezl.	1. hefdhi
	3. hafdhi		2. hefdhir
Mzl.	1. höfdhum		3. hefdhi
	2. höfdhut	Mzl.	1. hefdhim
	3. hofdhu.		2. hefdhit
			3. hefdhi.

Gebietende.		Ableitform.	
Sgw. Ezl.	2. haf-dhu	Unbeſt. F.	at hafa
Mzl.	1. höfum	Eigenſch. F.	hafanda, i
	2. hafidh	Nebenf. u. eigſch.	
		Leidf.	haſt, fdhar höfdh.

139. In der Gegenwart zeigt ſich mitunter Umlaut:

Eyl.	1. vaki	nae	veld
	2. 3. vakir	naer	velde
Mzl.	1. vökum	näm (f. näum)	völdum
	2. vakit	näit	valdit
	3. vaka;	na (f. näa;)	valda.

Veld gehört einem ſehr unregelmäßigen Zeitwort an, Vergangenheit olli (Jómsvs. S. 143), bedingend ylli, Nebenform valdit (Jómsvs. S. 145), nunmehr ollat, unbeſtimmte Form valda, nur olla. Nur in der Nebenform weicht ab: **liß, lifdhi, lifat.**

140. Die dritte Klaſſe iſt einſilbig in der Eyl. der Gegenwart, läßt aber -j vor den Endungen einfließen, die mit -a -u einlauten. In der Vergangenheit hat ſie wie die vorige, -ta -dha, oder dha, nur mehr regelmäßig da hinter l, n. In der eigenſchaftlichen Leidform hat ſie bald die verkürzte, bald die gemiſchte Form (95). Die Vergangenheit und die eigenſchaftliche Leidform hat eigentlich nur einen doppelten Umlaut, nämlich entweder e in a, oder y in u, was man in folgenden Beiſpielen überſieht:

glep	at	glepja	glapta	glepti	glapit (glapt)
let	-	letja	latta	letti	latt
vek	-	vekja	vakti	vekti	vakit
kvedh	-	kvedja	kvaddi	kveddi	kvadt
vel	-	velja	valda	veldi	valit
ven	-	venja	vanda	vendi	vanit
tem	-	temja	tamda	temdi	tamit
kref	-	krefja	krafdha	krefdhi	krafit (kraft)
legg	-	leggja	laggdha	legdhi	(lagit) lagt

ber	at	berja	bardha	berdhi	barit (bart)
flyt	-	flytja	flutta	flytti	flutt
lyk	-	lykja	lukta	lykti	lukt
thys	-	thysja	thusta	thysti	thust
rydh	-	rydhja	rudda	ryddi	rudt
hyl	-	hylja	hulda	hyldi	(hult) hulit
styn	-	stynja	stunda	styndi	(stunt) stunit
rym	-	rymja	rumda	rymdi	rumt
tygg	-	tyggja	tugdha	tygdhi	tuggit
spyr	-	spyrja	spurdha	spyrdhi	spurt
lý	-	lýja	lúdha	lydhi	lúit (lúdh).

141. Unregelmäßig in der Nebenform geht: hygg, hugdha, hugat. — Folgende fünf nehmen keinen Umlaut an:

set	at	setja	setta	setti	sett
sel	-	selja	selda	seldi	selt
skil	-	skilja	skilda	skildi	(skilt) skilit
vil	-	vilja	vilda	vildi	viljat
flý	-	flýja	flýdha	flýdhi	flýit.

Von diesen hat außerdem *vil* bei den Alten gewöhnlich in der zweiten und dritten Person *vill* (für vilr), zuweilen in der zweiten Person villtu oder vilt, welches die neuere Form, in unbestimmter Form oft vildu für vilja.

Folgende fünf weichen ab in der Gegenwart:

segi	at	segja	sagdha	segdhi	sagt
thegi	-	thegja	thagdha	thegdhi	thagat
thykki	-	thykkja	thótta	thoetti	thott

yrki	at yrkja	orta / yrkta	yrti	ort
soeki	- soekja	sótta	soetti	sótt

Wird thykki unperſönlich gebraucht, ſo findet man gewöhnlich in der Gegenwart thykki (thikki) für thykkir.

142. Ein Halbſtieg Wörter gleicht dieſer Klaſſe in der Vergangenheit, aber der Vergangenheit der geſchloſſenen Hauptart in der Gegenwart. Es ſind:

ann	at unna	unna	ynni	unt
kann	- kunna	kunna	kynni	kunnat
man	- munna	munda	myndi	munat
man	- munda /	munda	myndi /	fehlt.
man	- munu		mundi	
skal	- skyldu /	skylda	skyldi	fehlt.
	- skulu			
thurf	- thurfa	thurfta	thyrfti	thurft
á	- eiga	átta	aetti	átt
má	- mega	mátta	maetti	mátt
knáa	- knega	knátta	knaetti	(knátt)
veit	- vita	vissa	vissi	vitadh.

Von ann muß man ein regelmäßigeres Wort: unni, unta, ynti, unt unterſcheiden. Für knáa findet man auch knái, knádha, knádh.

143. Die Beſonderheiten der Gegenwart in dieſen Wörtern führen ſich hauptſächlich darauf zurück, daß die erſte und dritte Perſon gleich ſind, die zweite Perſon die Endung -t erhält, oder st, in Wörtern, deren Kennbuchſtabe t, was doch nur in dem einen Wort veit Statt finden kann; ferner, daß die zweite Perſon in der Mzl.

in einigen Wörtern -ut, in andern -it annimmt, und endlich, daß die dritte Person in der Mzl. öfters u (o) bei den Alten, -a bei den Neueren hat. Beispiele.

Ezl.	1. 3.	kann	skal	á	veit
	2.	kant	skalt	átt	veizt
Mzl.	1.	kunnum	skulum	eigum	vitum
	2.	kunnit	skulut	eigut (it)	vitidh (adh)
	3.	kunna.	skulu.	eigu (a).	vita (u).

144. Die geſchloſſene oder

Zweite Beugungsweiſe.

		Klaſſe 1.	Klaſſe 2.	Klaſſe 3.
Setzend.				
Ggw. Ezl.	1.	gef	laet	fer
	2. 3.	gefr	laetr	ferr
Mzl.	1.	gefum	látum	förum
	2.	gefit	látidh	farit
	3.	gefa.	láta.	fara.
Vgh. Ezl.	1.	gaf	lèt	fór
	2.	gaft	lèzt	fórt
	3.	gaf	lèt	fór
Mzl.	1.	gáfum	lètum	fórum
	2.	gáfut	lètudh	fórut
	3.	gáfu.	lètu.	fóru.
Bedingend.				
Ggw. Ezl.	1.	gefa (i)	láta (i)	fara (i)
	2.	gefir	látir	farir
	3.	gefi	láti	fari
Mzl.	1.	gefim	látim	farim
	2.	gefit	látidh	farit
	3.	gefi.	láti.	fari.
Vgh. Ezl.	1.	gaefi (a)	lèti (a)	foeri (a)
	2.	gaefir	lètir	foerir
	3.	gaefi	lèti	foeri
Mzl.	1.	gaefim	lètim	foerim
	2.	gaefit	lètidh	foerit
	3.	gaefi.	lèti.	foeri.
Bef. F. Ezl.	2.	gef (-dhu)	lát	far
Mzl.	1.	gefum	látum	förum
	2.	gefit.	látidh.	farit.
Unbeſt. F.		at gefa.	lata.	fara.
Eigenſch. F.		gefanda, i.	látanda, i.	faranda, i.
Nebenf.		gefit.	látidh.	farit.

künſtlichere Hauptart.

Dritte Beugungsweiſe.

		Klaſſe 1.	Klaſſe 2.	Klaſſe 3.
Setzend.				
Ggw. Ezl.	1.	brenn	grîp	skýt
	2. 3.	brennr	grîpr	skýtr
Mzl.	1.	brennum	grîpum	skjótum
	2.	brennit	grîpit	skjótidh
	3.	brenna.	grîpa.	skjóta.
Vgh. Ezl.	1.	braun	greip	skaut
	2.	braut	greipt	skauzt
	3.	braun	greip	skaut
Mzl.	1.	brunnum	grîpum	skutum
	2.	brunnut	grîput	skutudh
	3.	brunnu.	grîpu.	skutu.
Bedingend.				
Ggw. Ezl.	1.	brenna (i)	grîpa	skjóta (i)
	2.	brennir	grîpir	skjótir
	3.	brenni	grîpi	skjóti
Mzl.	1.	brennim	grîpim	skjótim
	2.	brennit	grîpit	skjótidh
	3.	brenni.	grîpi.	skjóti.
Vgh. Ezl.	1.	brynni (a)	grîpi (a)	skyti (a)
	2.	brynnir	grîpir	skytir
	3.	brynni	grîpi	skyti
Mzl.	1.	brynnim	grîpim	skytim
	2.	brynnit	grîpit	skytidh
	3.	brynni.	grîpi.	skyti.
Bef. F. Ezl.	2.	brenn	grîp	skjót
Mzl.	1.	brennum	grîpum	skjótum
	2.	brennit.	grîpit.	skjótidh.
Unbeſt. F.		at brenna.	grîpa.	skjóta.
Eigenſch. F.		brennanda, i.	grîpanda, i.	skjótanda, i
Nebenf.		brunnit.	grîpit.	skotit.

145. Als eine Eigenheit in der Biegung der Gegenwart, geſchloſſener Hauptart, führt man an, daß diejenigen, deren Kennbuchſtabe -s iſt, in der zweiten und dritten Perſon nicht -r, ſondern in der zweiten Perſon -t und in der dritten Perſon die Endung der erſten erhält, z. B. ek les, thú lest, hann les, Vgh. las, Nebenf. lesit; ek blaes, thú blaest, hann blaes, Vgh. blès; Nebenf. blásit; ek ris, thú rist, hann ris, Vgh. reis, Nebenf. risit; ek frýs, thú frýst, hann frýs, Vgh. fraus, Nebenf. frosit. Dies gehört doch wahrſcheinlich dem neueren Isländiſchen an, nicht der ächten altnordiſchen Sprache, in der die Endung ohne Zweifel auch hier r war, verſchmolzen mit s in ss z. B. ek eys, thú eiss (Lokagl. 4), hann eiss, ver ausum, Vgh. jós, Nebenf. ausit. Ebenſo: ek vex, thú vex (nicht thú *vext*), Snorra E. 114, hann vex, sat. ver vöxum, Vgh. vóx oder óx, Nebenf. vaxit. Die neuere Sprache dehnt gewöhnlich die angeführte Regel auf ſolche Worte aus, deren Kennbuchſtabe r iſt, wie eg fer, thú ferdh, hann fer für ek fer, thú ferr, hann fer, welche man bei den Alten durchgängig nach der Regel findet.

146. Die zweite Beugungsweiſe, erſte Klaſſe, enthält einige abweichende Wörter:

ek tred	at trodha	tradh	trádhum	traedhi	trodhit
- kem	- koma	kvam	kvámum	kvaemi	komit
- sef	- sofa	svaf	sváfum	svaefi	sofit
- get	- geta	gat	gátum	gaeti	getidh
- get	- geta	gat	gátum	gaeti	getadh
- et	- eta	át	- um	aeti	etidh
- veg	- vega	vá	- gum	vaegi	vegit
- ligg	- liggja	lá	- gum	laegi	legit

ek thigg at thiggja thá -gum thaegi thegit
- se - sjá sá -m saei sèd (sèdh).

Für kvam u. ſ. w. findet ſich oft kom-um, kaemi, ſeltner in der Ezl. der Vergangenheit vág, lág, thág; die zweite Perſon iſt thú vátt (Nj. 203), nicht vágt. Das Wort se verkürzt ſich überall, wo u hinter a folgt, z. B. in der Gegenwart sjám (ver), Hk. 1, 163. und in der Vergangenheit sádh (ther), Nj. 8. Die eigenſchaftliche Leibform ſchaltet beſtändig j vor e ein, oder nimmt das Tonzeichen an, z. B. in n. g. sèt (oder sèdh), in m. g. sènn (Fms. 5, 249) oder sédhr, in f. g. sèn.

147. Hierher gehört auch das Hülfszeitwort ek em, das folgendermaßen abbiegt:

	Setzend.	Bedingend.	Befehlend.
Ggw. Ezl.	ek em (er)	se	yrki
	thú ert	sar	ver-tu (varir)
	hann er	se	veri
Mzl.	ver erum	sem	verum
	ther erut	sedh	verit
	their eru.	se.	veri.
Vgh. Ezl.	ek var	vaeri (a)	Ableitsform.
	thú vart	vaerir	Unbeſt. F. at vera
	hann var	vaeri	Eigenſch. F. veranda, á
Mzl.	ver vârum	vaerim	Nebenf. verit
	ther vârut	vaerit	
	their vâru.	vaeri.	

148. Einige haben unregelmäßigen Umlaut in der Nebenform, als:

nem at nema nam námum naemi numit
bregdh - bregdha brá brugdhum brygdhi brugdhit

ber	at bera	bar	bárum	baeri	borit
sker	- skera	skar	skárum	skaeri	skorit
stel	- stela	stal	stálum	staeli	stolit
fel	- fela	fal (fól, fólum)	fálum	faeli	falit fólgit

149. Die zweite Klaſſe hat nur wenige Abweichungen, dieſe ſind:

heit	at heita	hèt -um -i		heitidh
heiti	- heita	hèt -um -i		heitidh
hángi	- hanga	hèkk,	hengum -i	hángit
geing	- gánga	gèkk,	gengum -i	gengit
fae	- fá	fèkk,	fengum i	fengit.

150. Auf dieſe Klaſſe kann man etliche zurückführen, die in der Vergangenheit ganz unregelmäßig gehen:

ný	núa	nera -rum -ri		núit
sný	snúa	snera (Nj. 95) -rum -ri		snúit
roe	róa	rera -rum -ri		róit
groe	gróa	grera -rum -ri		gróit

Die Beugung gleicht der in der erſten Beugungsweiſe, alſo zweite Perſon nerir, dritte neri u. ſ. w. In der älteren Sprache findet ſich auch ö oder ey für e, in der neueren Sprache è, als nèra oder nèri, snèri u. ſ. w. Das Wort raedh, welches regelmäßig bei den Alten, findet ſich bei den Neueren in der Vergangenheit mit hinzugefügtem i, rèdhi.

151. In der dritten Klaſſe ſind folgende Abweichungen zu merken:

svaer	sverja	svardhi (sór	svördhum sórum	sverdhi soeri)	svarit
stend	standa	stódh	-um	stoedhi	stadhit

slae	slá	sló	-gum	sloegi	slegit
flae	flá	fló	-gum	floegi	flegit
hlae	hlaeja	hló	-gum	hloegi	hlegit
doy	doyja	dó	-gum	doegi	dáit
spý	spýja	spjó	-m	—	spáit.

Man findet auch in der Ezl. der Vergangenheit **slóg, flóg, lóg, dóg**, allein ſelten; häufiger wird *g* in der Mzl. und der bedingten Vergangenheit ausgelaſſen, wie **slóum, dóu, hloei** (Fms. 2, 152).

152. Einige haben in der Mzl. der Vergangenheit wie in der bedingten Vergangenheit eine gänzlich unregelmäßige Form, als:

vex	vaxa	óx	uxum	yxi	vaxit
eyk	auka	jók	jukum	jyki	aukit
eys	ausa	jós	jusum	jysi	ausit
hleyp	hlaupa	hljóp	hlupum	hlypi	hlaupit
bý	búa	bjó	bjuggum	bjyggi	búit
högg	höggva	hjó	hjuggum	hjyggi	höggvit

Man findet wohl auch **óxum, hljópum**, aber die Unächtheit dieſer Formen läßt ſich daraus erſehn, daß man nicht bedingweiſe ſagen kann **oexi, hljoepi**, ſondern allein **yxi, hlypi**, was in der Mzl. der Setzweiſe **uxum, hlupum** vorausſetzt.

153. Der dritten Beugungsweiſe 1. Klaſſe hat ebenfalls eine Anzahl abweichender Zeitwörter, nämlich:

finn	finna	fann	fundum	fyndi	fundit
bind	binda	batt	bundum	byndi	bundit
vind	vinda	vatt	undum	yndi	undit
sting	stinga	stakk	stúngum	stýngi	stúngit
spring	springa	sprakk	sprúngum	sprýngi	sprúngit

geld	gialda	galt	guldum	gyldi	goldit
skelf	skjálfa	skalf	skulfum	skylfi	skolfit
hverf	hverfa	hvarf	hurfum	hyrfi	horfit.

Die letzten ſind indeß, bis auf das Tonzeichen in skjálfa, regelmäßig, gleichwie das Hülfswort ek verdh, at verdha, varðh, urðhum, yrðhi, orðhit. Die meiſten regelmäßigen haben o in der erſten Silbe der Nebenform; nur die, welche u nach dem Selblaut haben, erhalten u; ſo auch drekk, drukk, drukkit, weil hier kk in Stelle von nk oder ngk ſteht (38).

154. Die zweite Klaſſe iſt ſehr regelmäßig; doch haben alle die auf -ig, in der Vergangenheit, außer der geſetzlichen Form auf -eig, eine andere nach der zweiten Beugungsweiſe zweiter Klaſſe auf e mit ausgeſtoßenem g, die wenigſtens bei den ſpätern Isländern auch in der Mzl. und in der bedingten Vergangenheit vorkommt. Beiſpiele:

stig	stiga	{ steig	stigum	stigi }	stigit
		{ stè	(stèum	stèi) }	

ſo auch: vik, vikja, veik oder vèk (Paradism. S. 218).

155. Die dritte Klaſſe iſt ebenfalls ſehr regelmäßig; nur einige wenige haben in der Vergangenheit ö, vermöge eines nachfolgenden doppelten, alſo hart ausgeſprochenen Mitlauts; auch erhalten einige mit ng in der erſten Silbe der Nebenform hinter einem Selblaut - u. Dieſe ſollten ohne Zweifel auch gerechnet werden zu denen, welche vermöge eines harten Mitlauts ö in der Vergangenheit erhalten, allein die Dehnung aller Selblaute vor -ng (34) hat bewirkt, daß ſie gewöhnlich -au erhalten. Beiſpiele:

sökk	sökkva	sökk	sukkum	sykki	sokkit
stökk	stökkva	stökk	stukkum	stykki	stokkit
hrökk	hrökkva	hrökk	hrukkum	hrykki	hrokkit
sýng	sýngja	saung	súngum	sýngi	súngit
syng	syngva	söng	sungum	syngi	sungit.

So auch slýng, slaung (Helgakv. Hundb. I. V. 33); slúngit, und thrýng, thraung, thrúngit, welche indeß veraltete dichterische Wörter sind.

Hülfswörter.

156. Der gewöhnliche Brauch der Hülfswörter, die mangelnden Zeiten durch Umschreibung auszudrücken, ist in der Altsprache sehr einfach; man wandte sie seltener an, als im Dänischen, sonst sind sie ungefähr dieselben: *man* (mun) und *skal* für die Zukunft, (futur. perîphr.) *munda, skylda* für die Vorzukunft (futurum in praeterito), *hefi, em* (er) für die vorjetzige Zeit (praeteritum in praesente siv. perfectum), hafdha, var für die Vorvergangenheit (praet. in praet. siv. plusquamperf.) z. B. mit den Hülfswörtern *em* und verdh.

Setzend.

Zukunft.	ek man vera	ek man verdha
	- skal vera	- skal verdha
Vorzuk.	- munda vera	- mundha verdha
	- skylda vera	- skylda verdha
Vorf. Zeit	- hefi verit	- hefi ordhit
Vorverg.	- hafdha verit	- em ordhinn
		- hafdha ordhit
		- var ordhinn.

Bedingend.

Zukunft.	ek muna (i) vera	ek muna (i) verdha
	- skula (i) vera	- skula (i) verdha
Verzuk.	- myndi (a) vera	- myndi (a) verdha
	- skyldi (a) vera	- skyldi (a) verdha
Verj. Zeit.	- hafa (i) verit	- hafa (i) ordhit
		- se ordinn
Vervg.	- hefdhi (a) verit	- hefdhi (a) ordhit
		- vaeri (a) ordhinn

Ableitsformen.

Unbeſt. F. Zuk.	(at) munda vera	(at) munda verdha
	- skylda vera	- skyldu verdha
Verj. Zeit	- hafa verit	- hafa ordhit
		- vera ordhinn
Eigſch. F. verj. Zeit	- hafanda verit.	hafandi ordhit
		hafandhi ordhinn.

Der umſchriebenen eigenſchaftlichen Form bediente man ſich indeß ſehr ſelten, weil hafandi und verandi nicht ſehr gebräuchlich ſind.

157. Die Umſchreibung der Leidform ſieht ſich ſo an:

Setzend.

Ggw.	ek em (er) kalladhr	talinn u. ſ. w.
Vgh.	- var kalladhr	talinn
Zukunft	- man (verdha) kalladhr	talinn
Verzuk.	- munda (verdha) kalladhr	talinn
Verj. Zeit	- hefi verit kalladhr	talinn
Vorvergh.	- hafdha verit kalladhr	talinn

Bedingend.

Ggw.	ek se kalladhr	talinn
Vgh.	- vaeri (a) kalladhr	talinn
Zukunft	- muna (i) [verdha] kalladhr	talinn
Vorzuk.	- myndi (a) [verdha] kalladhr	talinn
Vorj. Zeit	- hafa (i) verit kalladhr	talinn
Vorvergh.	- hefdhi (a) verit kalladhr	talinn

Ableitungsformen.

Unbeſt. F. Ggw.	at vera kalladhr	talinn
Zukunft	- munda [verdha] kalladhr	talinn
Vorj. Zeit	- hafa verit kalladhr	talinn.

Dieſe Umſchreibungen ſtehen jedoch ſelten in angegebener Ordnung, man verſetzt und trennt ſie durch eingeſchaltete Wörter, um Mißklang vorzubeugen, vorzüglich wenn drei Zeitwörter zuſammenſtoßen wollen. — **Skal** braucht man mehr im verpflichtenden oder verſichernden Sinn, denn als Hülfswort. Nach man oder **skal** wird ſehr oft **verdha** oder vera ausgelaſſen, welches faſt gleichbedeutend gebraucht wird. Doch geht **vera** eigentlich auf die gegenwärtige Zeit, die begonnen, **verdha** auf die zukünftige, die nun beginnt, **man** und **skal** dagegen auf die zukünftige Zeit, die noch nicht begonnen.

158. Die einzelne Leidform auf **-st** nimmt ebenfalls umſchriebene Zeiten an, mit zurück- oder gegenwirkender Bedeutung, ſo in der Setzung:

ek man kallast	teljast
- munda kallast	teljast
- hefi kallazt	talizt
- hafdha kallazt	talizt u. ſ. w.

Es gibt auch mehrere Verbindungen der Hülfswörter mit Hauptwörtern, und manchen anderen Zeitwörtern, die als Hülfswörter gebraucht werden. Auch andere Sprachen kennen diesen Brauch, der aber hier nicht weiter berührt werden kann.

V. Nebenwörter.

159. Aus dieser sonst unabbieglichen Wortklasse haben doch die Wörter oft eine Art Abbiegung, nämlich Graderhöhung mit der Endung -a im höhern, -ast im höchsten Grad; einige haben kürzere Formen auf -r, -st:

opt	optar	optast
títt	tídhar	tídhast
vídha	vídhar	vídhast
nordhr	nordhar	nordhast
skamt	skemr	skemst
leingi	leingr	leingst

160. Einige sind unregelmäßig oder unvollständig:

vel	betr	bezt
illa	verr	verst
mjök	meir	mest
lítt	minnr (midhr)	minnst
gjarna	heldr	helzt
úti	utar	yzt
inni	innar	innst
uppi	ofar (efra)	ofarst (efst)
nidhri	nedhar	nedhst.

Das n. g. des Eigenschaftsworts im ersten und zweiten Grad steht oft beiwörtlich, mitunter stammen daher doppelte Formen in verschiedener Bedeutung, wie utar, weiter

nach außen (der Thür gegenüber, aber doch im Geſicht), ytra, außen zu, außen vor, auslands; leingr und skemr bloß von der Zeit, leingra, skemra, vom Ort.

Wortbildung.

161. Die Wortbildung iſt ungefähr ſo, wie im Däniſchen, nur weit lebendiger, reicher und beſtimmter. Es liefe wider unſere Abſicht, hier ins Einzelne einzugehen; doch verdient eine der vorzüglichſten Quellen der Ableitung, nämlich die Vergangenheit der zweiten zeitwörtlichen Hauptart, beſprochen zu werden. Daher, beſonders aus der Mzl. ſtammen:

162. A) Hauptwörter, wie: dráp, von deep, dráp, drópum; nám von nem, nam, námum; fengr, von fae, fèkk, fengum; soeri, von sver, sór; hlaegi von hlae, hlóg; fundr, von finn, fann, fundum; sprúnga von spring, sprakk, sprúngum; hvarf von hverf, hvarf; stig von stig, steig, stigum; bit von bit, beit, bitum; saungr (söngr) von sýng, saung (söng). — Zuweilen findet gar kein Unterſchied Statt, und das Hauptwort ſcheint das ächte alte Imperfekt zu ſein; z. B. bragdh von bregdh, brá; bodh von býdh, baudh; skot von skýt, skaut. Die Mzl. brugdhum ſcheint gebildet zu ſein von bragdh und nicht von brá; ebenſo stigum von stig, nicht von steig, bitum von bit, nicht von beit; budhum, bedingte Form bydhi, von bodh, nicht von baudh; skutum, bedingte Form skyti, von

skot, nicht von **skaut**. Verwandte Sprachen weisen daſſelbe auf, wie engl. **I bite, bit, I shoot, shot, mit a bit, a shot,** als Hauptwörtern; ſo auch das deutſche beiße, biß, ſchieße ſchoß und Biß, Schuß, als Hauptwörter. Mitunter hat die deutſche Sprache den Selblaut gedehnt, wie in ſteige, ſtieg; **biete, bot**; aber ſelbſt dieſe gedehnten Imperfekta entſprechen den altnordiſchen Hauptwörtern **stig, bodh**, nicht dem **steig, baudh**. Doch kommen Uebergänge vor von **ei** in **i** und von **au** (ey) in **o** (u), ſelbſt ſchon in der altnordiſchen Wortbildung, ſo: **veik-t, — vik-na; baugr, beygi — bogi, bugr.**

163. B) Eigenſchaftswörter, welche ſowohl in der Wirk- als in der Leidform anzeigen, daß die Ausführung des Zeitworts möglich ſei. Sie ſind um ſo merkwürdiger, je mehr ſie der neueren Sprache entfremdet werden, z. B. *draep-t*, **draep-r, draep**, was man tödten mag und darf; **naem-t**, leicht zu nehmen, anſteckend; **á-fengr**, das leicht auffängt, zu Kopf ſteigt, berauſcht; **al-geng-t, ~~gáng~~ ~~and~~ gáde**, üblich, von **geng, gekk, gengum**; **foer-t**, ſchiffbar, von **fer, fór**; **upp-toekt**, nehmbar, von **tek, tók**; **fleyg-t**, flügge, von **flýg, flaug**; **neyt-t**, nützlich, von **nýt, naut** u. ſ. f.

164. C) Zeitwörter, welche anſtatt der gegenſtandloſen die wirkende Bedeutung annehmen, oder wenn das Stammwort ſchon wirkſam war, die bildliche, z. B. **svaefi**, einſchläfern, von **sef, svaf, sváfum**; **saeti**, aufpaſſen, von **sit, sat, sátum**; **haengi** aufhängen, von **hangi, hekk, hengum** (älteſte Form, danach **hèkk, hèngum**); **felli**, fällen, von **fell, fell-um** (älteſte Form, danach **fèll-um**); **breyti** verändern, von **brýt, braut**; **neyti**, genießen, ſpeiſen u. ſ. w.

Wortfügung.

165. Auch in Rückſicht auf die Verbindung der Wörter gleicht die altdäniſche Sprache der neudäniſchen. Freilich gaben die vielen beſtimmten Biegungen, welche die Alten genau in Acht nahmen, ihnen auch einen weit freieren Spielraum in Hinſicht auf die Wortſtellung, dergleichen wir, ohne undeutlich zu werden, uns nicht mehr erlauben dürfen. Die merkwürdigſte Verſchiedenheit in dieſer Art iſt vielleicht die häufig vorkommende Sitte, zur Bezeichnung des Grundweſens das Zeitwort, beſonders im Imperf. dem Hauptwort oder Fürwort voraufzuſtellen, z. B. kalladhi Njall thetta lögvörn; — varu i thessu thá margir höfdhingjar; — ok fèkst that af; — gengu hvârirtveggju thá; — ridha their nû heim.

166. Was die Wortfügung betrifft, ſo merke man ſich beſonders, daß das erſte zählende Fürwort bis zu 29 als Eigenſchaftswort zum Hauptwort geſetzt wird, mag es bieglich oder unbieglich ſein; z. B. thrir islenzkir menn; fimtán boendr; tuttugu skip, (Hk. 3, 344); allein 30 und die höhern Zehner regieren das Wort im A.; z. B. thrjátigi skipa; sextigi heidhingja (Fms. 6, 61); tiutigi manna (Fms. 7, 303). Der Grund liegt darin, daß der letzte Theil in dieſer Zuſammenſetzung eigentlich ein Hauptwort iſt (119), als trifft daſſelbe zu, wie bei hundradh; z. B. thrjú hundradh nauta.

167. Die Zeitwörter regieren häufig den G., wie in andern Sprachen, doch auch oft den D. und A. Manche regieren zwei Fälle, zwei G., zwei D., oder G.

und D., D. und A. u. ſ. w., was zu weitläufig hier aufzuzählen wäre. Eine dieſer Regeln hat jedoch ſo bedeutenden Umfang, daß ſie beſondere Erwähnung verdient. Dieſe nämlich: den D. regieren eine Menge Zeitwörter, welche zu erkennen geben, daß ein Ding Ort und Stelle verändert, ohne jedoch in ſeinem Grundweſen ſelbſt verändert zu werden; z. B. **sný, vendi, fleygi, skýt, lypti, dreifi, sái, stýri, raedh,** und andre. Einige davon haben indeß den G. in anderer Bedeutung, wie: **hann skaut öru til mannsins,** aber: **skjóttu manninn thann hinn mikla. Umgekehrt regieren verſchiedene Zeitwörter,** die ſonſt den G. erfordern, den D., wenn ſie in der ebenbeſchriebenen Bedeutung auftreten; z. B. **hann *sló mannin***, dagegen: **hann slaer öllu í vind.** Ebenſo die ſonſt gegenſtandloſen Wörter; z. B. **hann *kom* thangat,** dagegen: **han kom *Asum* opt í vandraedhi.**

Andere Zeitwörter regieren den D., die ſo viel bedeuten, als nützen, ſchaden, helfen, ſagen u. ſ. w.; einige darunter nehmen jedoch zwei Dative zu ſich, wie: **hann *lofadhi henni* thvi**; **hon svaradhi hánum thvi.** Allein ſie ſcheinen keine ſo ſichere Regel zu bilden, wie die ſchon angeführten.

Fügung der Verhältnißwörter (Vorwörter).

168. Den G. allein regieren:

um (of), um, über,	umfram, vor, voraus,
umhverfis, rund herum,	framyfir, vor, über,
í gegnum, durch,	framundir, gegen.

So auch eine Anzahl Zuſammenſtellungen mit um, wie: **út um** nach außen durch, außen über, außen um; **inn um**; **yfir**

um, i hring um, im (Kreis [Kring] herum); nebſt denen, welche eine Lage bezeichnen, fyrir nordhan, fyrir sunnan, fyrir ofan, fyrir nedhan, fyrir utan, fyrir innan, ſo auch fyrir handan ána.

169. Den D. allein regieren:

af, von, um,
frá, von,
ör, yr, ur, or, aus,
undan, außer,
hjá, bei,
ásamt, ſamt,
gagnvart, gleich oberhalb,
mót, á móti, í móti, wider,

nebſt einigen Zuſammenſtellungen oder Zuſammenſetzungen hieraus, als: út af, upp frá, fram or, á undan, voran; framhjá, vorbei; í gegn, gegen, im Zuſammentreffen, Begegnen; á hendr, wider, (im Streit); til handa, für, zum Beſten; ſo auch naer, oder naerri, ſjarri, noch, an.

170. Den A. allein regieren:

til, zu,
an, on, ohne,
utan, außen,
innan, innen,
auk, ſonder,
millum, á milli, á medhal, zwiſchen
í stadh (hans) anſtatt, (ſeiner)
sakir (fyrir sakir) } mittels.
sökum } mittels.
vegna } mittels.

So auch die mit *megin* zuſammengeſtellten, wie báðhum megin, auf beiden Seiten; ödhrum megin, hinum megin, auf jener Seite; thessum megin, auf dieſer Seite; öllum megin, auf allen Seiten.

171. Den G. und D. regieren:

á, auf,
í, zu, in,
medh, mit,
vidh, bei, gegen,
eptir, hinter,
fyrir, für,
undir, unter,
yfir, über.

und eine große Anzahl Verbindungen mit kurzen, örtlichen

Nebenwörtern, z. B. upp á, út i, fram medh, i stadhinn fyrir, inn undir, út yfir u. ſ. w. deren Zuſammenſchreibung unrichtig ſcheint: nämlich auch wirkliche Zuſammenſetzungen, wie uppá, auf herein, die ſchwerlich außer mit dem G. vorkommen.

172. Das Vorwort at regiert drei Fälle, 1) den G., in der Bedeutung: nach. Veraltet. 2) Den D. in der Bedeutung zu, von Sachen, vom Ort, ſelbſt von der Zeit, z. B. at sumri, zum Sommer; 3) den A. in der Bedeutung: bei, in.

173. Oft trifft es ſich, daß ein Vorwort vor einem Hauptwort zu ſtehen kommt, ohne daſſelbe zu regieren; in dieſem Fall gehört das Vorwort beiwörtlich zum regierenden Zeitwort. Man macht in ſolchen Fällen einen kleinen Halt im Leſen zwiſchen Vorwort und Hauptwort; z. B. svá at thegar tók af höfudhit, ſo daß (es, nämlich das Schwert) gleich nahm ab das Haupt. — Zuweilen hat man unter einem Vorwort gradezu ein Nebenwort zu verſtehen, von der Art, wie unſere Zuſammenſetzungen mit dar, — da — z. B. dahin, dazu, davon; z. B. Skarphedhinn brá vidh grönum, Skarfedin lächelte dabei in den Bart; grönum wird hier von brá nicht von vidh regiert, wie oben höfudhit von tók und nicht von af.

174. In hinweiſenden (relativen) Sätzen, beſonders wo das hinweiſende Fürwort unbieglich, findet man zuweilen das Vorwort hinter allen, unmittelbar hinter dem Zeitwort, mit welchem es gleichſam eine Art uneigentlicher Zuſammenſetzung bildet; z. B. Sverrir konúngr hafdhi vidhsèt thessi snöru, er their aetludhu hann i veidha. Dieſen Fall kann man durch unſere Zuſammenſetzungen

mit vor, — wo, — übertragen, wie im obigen Beiſpiel: König Sw. hatte die Schnur geſehn, womit ſie ihn zu fangen dachten. Das Vorwort -i ſteht betont, bildet aber doch keine eigentliche Zuſammenſetzung mit veidha, da iveidha kein Wort iſt.

Versbildung.

175. Der alte Skalden-Vers läßt ſich auf drei Hauptarten hinführen, entſprechend den drei Reimarten, welche die Hauptgedichte in der alten Dichtkunſt bilden. Sie werden alle in Sangverſe oder Strophen (visa, staka), abgetheilt, in der Regel kommen acht Zeilen auf jeden Vers. Vier Verszeilen bilden eine Halbſtrophe (visuhelmingr), die Hälfte davon abermals eine Viertelſtrophe (vísuſjórdhúngr). Die einzelnen Verszeilen (vísuordh) ſind in der Regel kurz, die längſte beläuft ſich nur auf vier Füße; ſie haben alle den Abſchnitt oder die Cäſur.

176. Die beiden Verszeilen, welche eine Viertelſtrophe ausmachen, ſind ohne Ausnahme mit Stabreim (Buchſtabenreim) verbunden. Dieſer beſteht darin, daß drei Wörter von Gewicht denſelben Anfangsbuchſtaben haben. Von dieſen drei Wörtern muß das eine in der zweiten Zeile voranſtehen; welches betrachtet wird als den Hauptſtab enthaltend, wonach die beiden andern, die in der erſten Zeile ſtehen müſſen, ſich zu richten haben; dieſe heißen daher Beiſtäbe. In kurzen Verſen ließ man ſich doch oft mit einem Nebenſtab begnügen.

War der Hauptſtab zuſammengeſetzt als *sp*, *st* u. ſ. f., ſo ſuchte man auch die Beiſtäbe damit in Uebereinſtimmung zu bringen; war aber der Hauptſtab ein Selblaut oder Doppellaut, ſo ſah man darin eine Befugniß, die Beiſtäbe verſchiedenlautig zu machen, z. B.

Stendr Angantýrs
*a*sinn moldu
salr i Sámsey
sunnanverdbri.

177. Der Hauptſtab braucht doch nicht immer in der Zeile voranzuſtehn, er hat oft in kurzen Verſen einige tonloſe Wörtlein vor ſich, ſolche, welche dazu dienen, den Zuſammenhang vollſtändig zu machen und daher auch Satzfüller (málfylling) heißen, wie or, sem i u. ſ. f.

178. Der Zeilreim (Anklang, Aſſonanz) beſteht darin, daß es in einer Verszeile zwei betonte Silben gibt, die eine gewöhnlich zu Anfang, die andre am Ende, die entweder zugleich Selblaute und Mitlaute (Vollreim), oder nur die Selblaute (Halbreim) anklingen laſſen. Dieſe beiden Arten des Zeilreims findet man in der Regel ſo vertheilt, daß die erſte Zeile im Viertelreim den Halbreim, die zweite den Vollreim hat; wie z. B. held-vild in der erſten, veg-seg in der zweiten Zeile.

179. Der Schlußreim gleicht dem in der neueren Sprache, nur daß er in der Regel einſilbig iſt, und die beiden durch den Stabreim verknüpften Zeilen beſtändig auf einander reimen läßt; z. B.

Nu er hersis hefud

vidh hilmi efnd,
gengr úlfr ok örn
of Ynglings börn.

180. Das Silbenmaß kommt dagegen nicht sonderlich in Betracht, da fast alle Silben lang sein können, was nach alter Vorstellung das Fußmaß schlechterdings nicht zuläßt. Die freieste und älteste Versart, der Spruchvers (*fornyrdhalag*) hat eigentlich vier Silben, alle lang, doch gewöhnlich zwei nachdrücklichere, denen gern einige kurze nachfolgen, wenn der Versfall es anders erlaubt. Das Beispiel in 176 ist durchaus regelmäßig ohne kurze Silben. Diese Versart hat nur den Stabreim.

181. Die Heldengedichte (dróttvaedhi) haben gewöhnlich den Zeilreim außer dem Stabreim. Regelrechte Zeilen, jede mit sechs langen Silben, oder drei Spondäen von welchen die beiden ersten mit Daktylen abwechseln; selten findet man dafür den Amfibrach. Von dieser Art sind die meisten einzelnen Sangverse, welche in den Sagas vorkommen. Es verdient bemerkt zu werden, daß man mitunter, zumal in den ältesten Versen dieser Art ohne Zeilreim, vor dem Hauptstab eine Silbe vorfindet, die man nicht als málfylling betrachten kann, sondern die nothwendig mit zum Verse gehört, damit dieser die gehörige Länge erhält, z. B.

sáttadhu	**hrafn i**	**hausti**
of hrae	**solli**	**gjalla**
— ⏑ ⏑	— —	— —
— —	— —	— —

182. Die Volkslieder (*rúnhenda*) bilden ebenfalls regelmäßige Zeilen, aber sie haben den Schluß-

reim außer dem Stabreim. Der gewöhnliche kürzeſte Vers von vier Silben hat auch zuweilen eine Silbe vor dem Hauptſtab, mit der es dieſelbe Bewandniß hat, z. B. vidh holmi eſud. Dies hat ebenfalls der gelehrte Jon Olafsen anerkannt in ſeiner Schrift: über die alte Dichtkunſt des Nordens S. 68. Eine einzelne kurze Silbe läuft doch oft im Verſe mitunter.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Tyll Eulenspiegel.

Bei **Hoffmann & Campe** in **Hamburg** ist erschienen:

Börne, Schriften, 8 Thle	5 Rthlr	— Gr
Buchner, Stars. Ein Gedicht	—	12
Heine, Buch der Lieder	1	12
— — Ueber den Adel	—	20
— — Reisebilder, 4 Thle.	7	—
— — Salon, 3 Bde.	5	—
— — französische Zustände	2	—
— — romantische Schule	2	—
— — über den Denunzianten. Eine Vorrede zum 3ten Theil des Salons. 8.	—	6
Immermann, Trauerspiel in Tyrol	—	20
— — Tulifantchen	—	20
— — Verkleidungen	—	20
— — Kaiser Friedrich der Zweite. Trauerspiel	1	—
— — der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier	—	6
Lewald, Album aus Paris, 2 Thle.	2	16
— — Gorgona, 2 Thle.	2	—
— — Lewinski	—	16
— — Novellen, 3 Thle.	4	12
— — Priebracki. Der russische Spion. 8.	1	12
— — Schattirungen, 2 Thle.	2	16
— — Warschau	—	18
Norder, Reiseerinnerungen, 4 Thle.	6	16
Raupach, Hohenstaufen, 8 Thle	8	—
— — Werke komischer Gattung, 4 Thle.	7	—
— — — ernster Gattung, 13 Thle.	15	12
Spaziergänge eines Wiener Poeten	—	20
Wienbarg, L., Aesthetische Feldzüge. 8.	1	16
— — Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Thle. 8.	2	16
— — Wanderungen durch den Thierkreis. 8.	1	12
— — Tagebuch von Helgoland. 8.	1	12
— — Zur neuesten Literatur	—	20
— — Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur	—	20
— — Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt, oder ausgerottet werden?	—	6

Tyll Eulenspiegel.

Komödie

von

Friedrich Radewell.

De Welt deit ſik umgekehrt,
Drumm hebb ik armer Eſel eigen lehrt.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den

Herren Doctoren

Heinrich Leo

und

Wolfgang Menzel

ehrerbietigst gewidmet

vom

Verfasser.

Statt des Vorworts.

„Die Nothwendigkeit obscöner Witze für jedes demokratisch komische Spiel und zugleich die Polemik eines solchen gegen jede raffinirte Frivolität hat die Aesthetik zu beweisen und damit auch den Aristophanes von dieser Seite gegen den spießbürgerlichen Sinn zu rechtfertigen, der seiner guten und seinen Erziehung halber nur ein Ungeheuer von Unanständigkeiten und Unfläthereien — sonst weiter nichts — in dem göttlichen Dichter sieht und nicht fähig ist, über die jämmerliche Perhorrescenz vor der directen und nackten Bezeichnung des Natürli-

chen, auf die er noch gar, als auf etwas Moralisches, sich viel zu Gute thut, zum Begriff einer ganzen Zote und Anschauung derselben im Zusammenhange des Kunstwerkes sich zu erheben!"

(Allgemeine Geschichte der Poesie von K. Rosenkranz, I. 268.)

Personen.

Der Kaiſer.
Die Prinzeſſin.
Käthchen von Heilbronn.
Erſte, Zweite } Hofdame } der Prinzeſſin.
Aennchen, Zofe }
Der Kanzler.
Der Heermeiſter.
Der Schatzmeiſter.
Der Marſchall.
Der Kämmerer.
Der Truchſeß.
Der Hauptmann der Leibtrabanten.
Der Mohrenkönig.
Fauſt.
Poſa.
Mephiſtopheles.
Tyll Eulenſpiegel.
Pech, Zwirn, Nichl, } luſtige Geſellen.
Eine Wirthin.
Mariechen, eine Meiſtertochter.

Weiße, Narrenhausdirecter.
Wagner, Prorector und
Professor der Weltweisheit.
Der Professor der Heilkunde.
Der Professor der Rechtswissenschaft.
Der Professor der Gottesgelahrtheit.
Professoren. Doctoren. Studenten. Pedelle.
Ritter. Kaiserliche Leibtrabanten. Gerichts-
diener. Volk.

Vorſpiel.

Im Himmel.

Mephiſtopheles. Fauſt. Poſa.

Mephiſt.

Dieweil Ihr denn ſo ganz vertenfelt
An meinen logiſchen Beweiſen zweifelt,
So hört's mit dem eignen Trommelfelle,
Daß Ihr verfallen ſeid an die Hölle!
Der Herr hat Euch ſelber hieher citirt,
Damit er ſein Urtheil Euch publicirt;
Allergnädigſt fügt' er hinzu das Bemerken,
Um Eure müden Beine zu ſtärken:
Erſchient Ihr nicht pünktlichſt vor ſeinem Thron,
So gäb' es eine Realcitation!
Euch wird er gehörig den Text nun leſen,
Daß Ihr zu lock're Geſellen geweſen,
Daß Ihr nicht habt die Tugend erdüffelt,
Sondern am Laſter herumgeſchnüffelt!
Entſchuldigt Euch nur nicht die Kreuz und die Quer!
Denn dadurch erzürnt Ihr den Alten noch mehr;
Werdet nicht etwa ſchüchterne Haſen,
Werft nicht die Schuld auf Euere Baſen,

Lehrer, Freunde, Mütter, Väter und Vetter,
Nicht auf die Zeit, Temperament und Wetter!
Rühmt nicht Euern Willen mit Hökergekreisch
Und schiebt nicht, was Ihr verschuldet, auf's Fleisch,
Sondern sprecht, erhaben ob Bibel und Fibel:
Ich that es, weil mir's gefiel, das Uebel.

Faust.

Erspar' es Dir, uns zuzustutzen!
Was sollt' uns dieß oder jenes nutzen,
Wenn wir so sicher Deinen Krallen
Auf immer wären anheimgefallen?

Posa.

Ganz Recht, Herr Doctor, Ihr habt meinen Glauben;
Der Schuft will uns —

Mephist.

Ei wollt erlauben!
Ich schwör' es Euch antik bei dem Styx,
Ich mache Euch kein U für ein X!
Wozu würd' ich denn meine Gesellen
Ganz unnöthiger Weise prellen?
Da wär' ich doch ein rechter Geck,
Zu streben nach dem erreichten Zweck:

Faust.

Woher denn aber Dein unnützer Rath?

Mephist.

Das sollt Ihr erfahren ganz accurat.
Ihr wähnt, es gäbe nur Zweierlei:
Ihr käm't in die Hölle oder wär't frei?
Doch da verläßt Euch Eure Grütze,
Dann freilich wäre mein Rath nichts nütze!
Mein seid Ihr ohne und mit Witze,
Nur hab' ich verschied'ne Grade der Hitze,

Die ich, jenachdem der Alte Euch richtet,
Euch angedeih'n zu laſſen bin verpflichtet.
Befolgt Ihr nicht pünktlichſt meinen Rath,
Und brummt er grimmiglich: „100 Grad!“
Dann koſtet es mich viele Tauſend Klafter,
Um Euch gehörig zu braten den — ſter;
's wär' Schade um Euch und um das Feuer,
Das Holz wird mir ſchon lange zu theuer!
Befolgt Ihr aber meinen Rath
Und ſchmunzelt er etwa: „40 Grad!“
— Die berufen bei mir in der kalten Zone,
Wo ich ſelber mit meinem Hofſtaate wohne; —
Dann hab' ich keine Scheererei
Und Ihr lebt ziemlich frank und frei;
Ihr habt dann die Wahl, mit feurigen Dirnen
Ewig zu koſen und zu liebeln und zu zürnen;
Oder die ſchwerſten Weine zu zechen
Und Euch täglich dabei die Hälſe zu brechen;
Oder bei Landsknecht, ſpielt Ihr lieber,
Zu pointiren um Naſenſtüber;
Dazu iſt nur die Clauſel ertheilt,
Daß Ihr Euch dann und wann langeweilt.

Fauſt.

Du biſt und bleibſt der Lügengeiſt,
Der nur die Pfade zum Abgrunde weiſt.

Mephiſt.

Ich dächte, auch zu Greten und Lieſen,
Euern beiderſeitigen Paradieſen!

Poſa.

Ha, ſchweig, vermaledei'ter Läſtermund!

Mephiſt.

Herr Marquis, macht mir es nicht zu bunt!

Poſa.

Ich trete, Hund, zu Boden Dich mit Füßen!

Mephiſt.

Ihr ſpaßt! Weshalb? Um Greten oder Lieſen?

Fauſt.

Herr Marquis, merkt Ihr nicht ſeinen Plan?
Er ſpornt uns abſichtlich zum Zorne an,
Damit wir uns mit empörtem Blute
Auflehnen gegen Gottes Ruthe!

Mephiſt.

Ganz richtig, Ruthe! Unmännliche Sünder
Verdienen ſie wie unartige Kinder.

Poſa.

Von jeher hab' ich mich als Mann erprobt,
Wo die Gefahr gewitterſchwanger tobt!

Mephiſt.

Beſonders beim nächtlichen Stelldichein,
Wo zärtliche Katzen Miau ſchrei'n!

Poſa.

So werd' ich's auch an dieſes Thrones Stufen,
Wenn die Poſaunen des Gerichtes rufen!

Mephiſt.

Wenn läufiſche Hunde den Mond anbellen!

Poſa.

So gegen Dich mit ein'gen derben Schellen!

(Er ſchlägt nach Mephiſtopheles, welcher jedoch ſo geſchickt ausweicht, daß nicht er, ſondern Fauſt getroffen wird.)

Fauſt.

Verdammt! Herr Marquis, ſeid Ihr beſoffen?
Schlagt nach dem und habt mich getroffen!
Ja, wenn Euch der Kitzel nach Maulſchellen ſticht,
So empfangt hier eine von Centnergewicht!

(Balgerei.)

Der HERR.

(Stille.)

(zu Mephistopheles.)

Dein Frevelmuth erstieg den höchsten Gipfel.

Mephist.

Entschuldiget, Herr, ich küss' Euch den Zipfel!

Posa.

Wie dräuet unter seinen wolkigen Brauen
Auf mich ein schaurigdüstres Wettergrauen!

Faust.

Voller Eisgeklüft', eine strahlende Firn,
Ragt über uns die dreimal heil'ge Stirn!

Mephist.

Haha, nun, da sie den Braten riechen,
Da möchten sie ihm in die Ficke kriechen!

HERR.

Schweig still, gemeiner, ekelhafter Wurm,
Sonst fürchte meines Zornes höchsten Sturm!
Für jetzt da stehe die Bestrafung an,
Bis Du, was Deines Amtes ist, gethan:
Verklage Deine neugeworb'nen Sünder!
Und dann vertheidigt Euch, Ihr Menschenkinder!
Ich aber will die Spreu vom Waizen sichten
Und Euch nach That und nach Gesinnung richten.

Mephist.

Herr, mit dem Waizen steht es so so!
Ich fürchte, wir dreschen leeres Stroh!
Sahst Du nicht eben, wie gottlos sie sind,
Balgten sich vor Dir, als wären sie blind!
So waren sie stets aus reiner Passion,
Sprachen flottweg Deinen Gesetzen Hohn;
Drum bedurft' es von mir gar keiner Finte,
Sie purzelten ja von selbst in die Dinte.

Zuerſt von Fauſt! Mein ſchönſter Abſenker!
Er entging nur durch mich den Schlingen der Henker.
Anfangs war er auf die Bücher verſeſſen,
Hätte ſich bald am Staub überfreſſen,
Um, — denke Dir nur! — Dein tiefſtes Weſen
Auf Schweinshaut und Lumpen zuſammen zu leſen!
Dann hing er ſich an Deine Frau, die Natur,
Und macht' ihr bei Tag und bei Nacht die Cour,
Damit er durch allerlei Experimente
Dich, den Schöpfer und Zeuger, erfaſſen könnte;
Endlich ſucht' er noch bei der ſchwarzen Kunſt
Die von der Natur verſagte Gunſt,
Schrie und bat alle mächtige Geiſter,
Ihn zu entbinden vom Seelenkleiſter;
Und, da er ſah, er bliebe im Thrane,
Wollt' er ſich denn aus tollem Wahne
In einer Nacht ſchlechterdings entleiben, —
Beſann ſich — und thät ſich mir verſchreiben!
Ohne viel Zögern und Federleſen
Vertauſcht' er die Feder nun mit dem Beſen,
Wollte Nichts mehr wiſſen von Schulfuchſerei,
Mit der Hölle ausbrüten ein Hahnenei!
Wie ich ihn nun geprellt und geſchnellt,
Weißt Du ſo gut, wie alle Welt!
Wie er ſittſame Jungfern verführt und geſchwängert
Und am Galgen ihnen die Hälſe verlängert,
— Die Eine davon, das arme Gretchen,
War doch ein wunderniedliches Mädchen,
Ein unſchuldig Püppchen mit praller Wade! —
Wie er ſie Alle pouſſirt ohne Gnade,
Das freilich iſt nur ſo Nebenſache,
Wie Ungeziefer bei der Lache!

Hauptſache iſt: er verſchrieb ſich mir!
Drum erwähn' ich es auch nicht weiter hier!

HERR.

Was haſt Du, Fauſt, auf ſolche ſchwere Klagen
Mir jetzt zu Deiner Reinigung zu ſagen?

Fauſt.

Du gabſt mir, Herr, nach Wahrheit heiligen Gluthdurſt!

Mephiſt.

Wie Andern z. B. Appetit auf Blutwurſt!

Fauſt.

Du gabſt mir den Trieb nach Wahrheit,
Die unvertilgliche Sehnſucht nach Klarheit,
Denſelben Zug und Drang, der die Sonnen
Sammelt um Dich, alles Lichtes Bronnen,
Denſelben Zug und Drang, der die Mücke
Lockt und reißt in des Feuers Tücke!
Damit warfſt Du mich in den Schacht,
Deſſen Schwaden und Nebelnacht,
Mit unſteten, äffiſchen Schimmern,
Nur trübe Grubenlichter beſtimmern,
Dazwiſchen bläuliche Flammenzungen
Und ſpärliche Funken, vom Fäuſtel erſchwungen!
Kein Zag! Kein Pfad, zum Tage zu fahren,
Außer auf Todtenbetten und Bahren!
Wie Lebendigverſcharrte in dumpfer Gruft
Keuchen voll wüthender Angſt nach Luft;
So tappt' ich und rang ich in vieljähriger Schicht
Umſonſt und doch allwärts! umſonſt nach Licht!
Wie Jene nach langem, heilloſem Kreiſchen
Verzweifelnd ſich ſelber zerkratzen und zerfleiſchen,
So hab' ich, nachdem ich lange geſucht,
Den Tag, der mich geboren, verflucht,

Die Hand gelegt an den eigenen Leib
Und, daran verhindert, zum Zeitvertreib
Dem Satan vermacht das elende Ich,
Das unnütz im Zwielicht tappte und schlich;
In Folge dessen viel gesündigt,
Wie mein Versucher schon verkündigt,
Und zuletzt auch viele Reue gefühlt,
Indessen Nichts damit erzielt.

HERR.

Hast Du, o Menschenkind, auf jene Klagen
Von unbezähmten Trieben nur zu sagen?

Faust.

O, könntet ihr für mich reden und zeugen,
Ihr würdet den strengsten Richter beugen,
Ihr Nächte alle, die ich durchwacht,
Unter seufzendem Forschen zugebracht,
Die ich mit Schweiß und Thränen tränkte,
Mit Mark und Blut bezahlt' und beschenkte,
Mit trüben, fast erlosch'nen Blicken,
Die ihr mitleidig wolltet zudrücken,
— Erhören konntet ihr nicht mein Flehen! —
So viele Jahre sah kommen und gehen!
Verwehte Seufzer, vergessene Thränen,
Ihr Kinder vom edelsten Wahrheitssehnen,
— Wer würde nicht von euch erweicht? —
Dazu ihr Locken, so früh gebleicht,
Ihr Lavarisse, Falten der Mienen,
Ihr Nerven, so müde vom strengsten Dienen,
Ja, ihr, sonst Verkläger der Seele, Gedanken,
Seid mir Zeugen, tretet vor an die Schranken!

Mephist.

Der arme Schächer! Wie er sich drückt!
Vor Sentimentalität verrückt!

Er hat bei den Dirnen die Logik vertrödelt
Und nur sein Gefühl vertieft und veredelt!

HERR.

Mein Sohn, ich liebe ernste Wahrheitsliebe,
Doch nimmer unbezähmte, wilde Triebe!
Du konntest sie sehr wohl nach meinem Rathe
Als Mensch befried'gen auf dem rechten Pfade!

Faust.

Herr, warum schufst Du mich nicht zur Blume?
Die blühet still in Deinem Heiligthume
Oder, wenn sie Regen und Thau nicht netzt,
Beim Strahl des Lichtes säugt und letzt,
So welkt sie still und friedlich hin,
In ihr Loos gebeugt mit demüthigem Sinn!
Ach, hättest Du mich zur Blume geschaffen!
Aber Du schufst mich zu Deinem Affen,
Zum Menschen! Herr, verzeihe mir!
Zu jenem unglückseligsten Thier,
Das seiner Kräfte sich überhebt
Und Dir verwegen und kindisch nachstrebt,
Jedoch in seiner thörichten Hast
Dich nie und nimmer erreicht und erfaßt,
Sondern eben durch sein äffisch Verlangen
In den Schlingen der Hölle wird gefangen!
Zum Menschen! Wo ist der Mensch erschienen,
Der Dir wahrhaftig wußte zu dienen,
Der nicht von Mutterleibe an irrte
Und mit den Schellen der Thorheit klirrte?
Herr, kannst Du mir einen Einzigen zeigen,
Dann bin ich diesem da gern leibeigen,
Dann sei mir Deine Gnade versagt,
Weil ich als Mensch zu irren gewagt!

HERR.

Wie, Faust, du kenntest nicht des Menschen Sohn?

Faust.

Ach, Herr, von Kindesbeinen an schon!
Läßt sich aber erzwingen der freie Glaube?
Nie überkam mich Dein Geist als Taube!
Wie könnte der Mensch auch den Gott erreichen!
Muß er nicht schon aus Ehrfurcht ihm weichen?

HERR.

Durch Wissen konntest Du zum Glauben kommen;
Und mächtig wird mein Geist nur in dem Frommen;
Der Fromme kann des Menschen Sohn erreichen;
Der Mensch gewerd'ne Gott ist Seinesgleichen.

Faust.

Wie gern hätt' ich mögen dem Kreuze huldigen!
Laß meine Zweifel, o Herr, mich entschuldigen!
Wahrlich, die Menschheit muß arm mir erscheinen,
Hat sie mir aufzuweisen nur Einen
Und diesen in längst verflossener Zeit,
Wo Sage und Wahrheit zusammen sich reiht!
Zeig mir ihn gnädig im nahen Jetzt!
Dann sei mein Heil zum Pfande gesetzt!

HERR.

Ich nehme Dich beim Worte, kühner Mann,
Doch hör' zuvor den Erdgenossen an!
Er wird sich über Aehnliches beklagen;
Was hast Du, Kläger, über ihn zu sagen?

Mephist.

Habe für ihn gewalt'gen Respect!
Bald hätt' er mir eine Maulschelle gesteckt!
Ich sag' Euch, Herr, ein ganzer Mann!
's kommt ihm nicht auf ein Dutzend Todsünden an!

Dem Stande nach ein ſchlichter Maltheſer,
Der Meinung nach Dein Reichsverweſer!
Keiner von den ſchwächlichen Engeln,
Die an den Mitteln klügeln und quengeln!
Nein, ſag' ich, er ſtellt ſich den höchſten Zweck
Und watet drauf los durch Blut und Dreck!
Ja, dabei ſpielt er, mit Ehren zu melden,
Recht brav den Märtyrer, Heil'gen und Helden!

HERR.

Zur Sache!

Mephiſt.

Er bewies ſchon als grünes Holz
Einen nobeln, Alles verachtenden Stolz;
Hielt ſelbſt Fürſten, König und Kaiſer
Nicht höher, als Gaukler und Poſſenreißer!
Und dennoch mußt' er den ſteifen Rücken
Vor einem geſtrengen König bücken!
Darüber begann er nun höchlich zu murr'n,
Sich von Freiheit und Gleichheit vorzuknurr'n,
Und verſprach ſich und Andern, Feſſeln und Knebel
Zu beſeitigen mit dem Empörungshebel.
Man muß geſtehn, er ließ an Nichts es mangeln,
Sich beiläufig eine Krone zu angeln.
Mit Luchsaugen zog er erſt kreuz und quer
Nach Köder in Europa umher;
Und ſo kam er denn, unter Andern,
Auch nach dem köndergeſegneten Flandern.
Da war ſo eben ein tolles Gepolter
Gegen Spaniens treffliche Glaubensfolter;
„Halt, das iſt Waſſer auf Deine Mühle!“
Mocht' er denken, „das führt Dich zum Ziele!“
Und nun that er wie ganz beſeſſen
Gegen die Schrauben und Daumenpreſſen,

Bestärkte die Leutchen, dem Freiheitsgötzen
Den Kopf zu opfern auf Henkerklötzen;
Und verhieß ihnen für ihren Trutz
Seines Freund's, des Infanten, Schutz!
Dann ging er als Menschheitsrepräsentant
Nach Spanien zu seinem Freunde Infant;
Den konnt' er aber mit allem Krakeelen
Nicht so recht für die Menschheit beseelen;
Selbiger war nämlich, bis zum Tode betrübt,
In seine Frau Mama Elisabeth verliebt!
Er hätte sie gar zu gern gekörnt
Und seinen alten Papa gehörnt!
Wär' der Marquis ein Moralist gewesen,
So hätt' er dem Schlingel den Text gelesen
Und ihn für die Menschheit verloren geschätzt
Und somit auch die Freiheit zuletzt!
Ganz anders wußt' er sich aber zu löffeln
Und umzuspringen mit solchen Töffeln!
Wie Häckiel und Hafer zu Pferdefutter
Verkuppelte er nun Söhnchen und Mutter,
Damit diese ihn für die Menschheit beseelte,
Obgleich Chevalier ihr gar nicht verhehlte,
Es gäbe noch anderer Mütter Söhne,
Die zu schätzen wüßten so manches Schöne;
Drum spielt' er den Hausfreund bei dem König
Und schnellte den gläubigen Narren nicht wenig!
Leider aber wurde durch Schicksalstücke
Das feingesponnene Plänchen nicht flügge
Und Dein hochweiser Reichsverweser
— Verstanden? ich meine hier den Maltheser! —
Und sein verkuppelter Freund Infant
Wurden entlarvt und mir zugesandt!

Die er ſich aber zur Frau verſprochen,
Eliſabeth ſtarb vor Gram in den Wochen! —
Wenn man die Sache auch drehet und ſtutzt,
So hat mir der Marquis doch ſehr viel genutzt,
Abgeſehen von ſeiner Kuppelei,
Denn das iſt nur eine Lumperei,
Hat er mir — ich ehr' ihn wie meinen Sohn! —
In Spanien gerettet die Inquiſition,
Weil er den Infanten, anſtatt ihn zu zügeln,
Oder zu beſchneiden an den Flügeln,
Mit Sporen und mit Ferſentritt
Schneller noch in das Verderben ritt,
Als wohl außerdem wäre geſchehen,
Wenn Du erhörteſt der Spanier Flehen.
Ich fürchte ſehr, aus dem tollen Jungen
Wär' mir ein tüchtiger Gegner entſprungen!
Hätt' er, vom Marquis gehörig geleitet,
Sich von ſeiner erſten Tollheit gehäutet
Und dann beſtiegen den ſpaniſchen Thron:
Adieu dann, heilige Inquiſition!
Ferner hat mich der Marquis, unter Andern,
Unvergleichlich fötirt in Flandern,
Indem er ſie dort mit Verſprechen getäuſcht!
Wie haben nachher die Tölpel gekreiſcht!
Endlich — und da liegt begraben der Hund!
Auf Ehre, mein unſchätzbarſter Fund! —
Wird ſelbiger muſterhafter Maltheſer
Ein Heer ihm ähnlicher Reichsverweſer
— Mein Seminarium! — mir erziehen
Und mir erſparen viel Schweiß und Mühen.
Ha, ich ſehe euch ſchon auf der Zeiten Wogen
Wie Schaumblaſen tanzen, ihr Demagogen!

Wie ihr meuchelt die Fürſtenreih'n
Und ſie vergiftet im Abendmahlswein,
Wie ihr erfindet Guillotinen
Und allerliebſte Höllenmaſchinen,
Wie ihr verkuppelt Mutter und Sohn,
Nachdem ihr ſie genothzüchtigt ſchon
Und was ihr ſonſt noch Treffliches thut,
Um zu erringen der Freiheit Gut!

HERR.

Haſt Du, o Menſchenkind, auf ſolche Klagen
Mir auch nichts Anderes, als Fauſt, zu ſagen?

Poſa.

Ich, Herr? Nie ſieh' ich Deine Gnade an!
Ich hab' gerungen wie ein Held und Mann!
Erlag ich auch dem Schickſalsungeheuer,
Wo iſt der Mann, der lenkt des Zufalls Steuer?
Mein Herz war rein, ruhmwürdig war mein Kampf,
Umwölkt mich noch ſo dicht der Lüge Dampf:
Drum darf und will ich keinen Richter ſcheuen,
Nie, was ich wollte, nie werd' ich's bereuen!

Mephiſt. (zu Fauſt.)

Bemerkt Ihr, wie er ſein Wollen rühmt,
Damit er liſtig ſein Thun verblümt?

Poſa.

Es ziſchelt der Verleumdung Hyderhaupt,
Doch Du biſt Gott, der nur der Wahrheit glaubt,
Mein Geiſtesſchwert ſoll's hau'n vom blut'gen Rumpfe
Zu Deinem, meinem, zu des Lichts Triumphe.
Drum höre an mein inhaltſchweres Wort
Und Sturmwind trag's durch die Naturen fort!
Ich rede jetzt nicht mir, nein, Millionen,
Es handelt ſich, ob der, ob Du ſollſt thronen.

Mephiſt. (leiſe.)
Ja, ja, ſo prahlen meine Demagogen!
Wie würden denn ſonſt die Leute betrogen?
Poſa.
Es ſcheint in unſrer Bruſt ein Ideal,
Mephiſt. (leiſe.)
Ein Irrlicht wär' nicht'ger geſprochen!
Poſa.
Von Deinem Gottesthum ein Widerſtrahl,
Mephiſt. (leiſe.)
Faſt unſichtbar, weil er zu oft gebrochen!
Poſa.
Ein Nachbild Deiner ſelbſt und nie verloren,
Mephiſt. (leiſe.)
Von ihm eine Waſſerfarbencopie!
Poſa.
Sei auch der Menſch in Kerkernacht geboren!
Mephiſt. (leiſe.)
Warum nicht gar unter'm lieben Vieh?
Poſa.
Ein Polgeſtirn, benetzt von keiner Fluth,
Mephiſt. (leiſe.)
Ein Bodenſtern im kryſtallenen Becher.
Poſa.
Des Schiffers Leuchte bei Orcanenwuth,
Mephiſt. (leiſe.)
Die Lockung zum Saufen und Tollen für Zecher!
Poſa.
Die Bürgſchaft für des Menſchen Hochbeſtimmung,
Mephiſt. (leiſe.)
Iſt es 'ne Bürgſchaft, ſo iſt's für die Hölle!
Poſa.
Und kein phantaſtiſch Spiel der Meeresſtimmung.

Mephiſt. (leiſe.)
Ohne ſie weiß ich nicht, wie ich Euch prelle? —
(zu Fauſt)
Was wird der Hampelmann Alles angeben,
Um ſich mit Goldpapier zu bekleben!

Poſa.
Und dennoch hat der arme Erdenſohn
Dieß Gottesbild wie ein Geſpenſt geſtohn,
Wie ein Geſpenſt der eig'nen innern Größe,
Aus Furcht vorziehend ſeine Bettlerblöße;
Und, die dafür begeiſtert ſind entflammt,
Von altersher wie Zauberer verdammt,
Obwohl ſein Leben und die Weltgeſchichte
Nur Sinn erhält in deſſen heil'gem Lichte,
So, daß er blind ſein Himmelsbürgerrecht
Verſcherzt als der Gemeinheit feiger Knecht.

Mephiſt.
Jetzt ſtellt er ſich erſt recht auf die Zehen,
Um ſchmetternd die Dämmerung anzukräh'n!

Poſa.
Hochprieſter aber Deines Heiligthumes
Und Feuerzungen Deines ew'gen Ruhmes,
Rüſtzeuge Deines Rath's und Deiner Kraft,
Die weltzerſtörend Paradieſe ſchafft,
Behaupten ſie die Rechte Deiner Söhne,
Die, huldigend des Ideales Schöne,
Ein zweites Nachbild Deiner Herrlichkeit
Zu weben ſuchen an dem Stuhl der Zeit.
Für ſie iſt kein Geſetz; die Seher ſchauen
Und brauchen keinen Riß, wornach ſie bauen;
Sie handeln frei, ja, ihr geweihter Mund
Thut ſtatt der alten, neue Satzung kund,

Weiſt andre Maaße an für andre Thaten,
Wie andres Ackerfeld für andre Saaten;
Ob auch Gemeinheit und der Lügengeiſt
Mit Fingern hin auf ihre Thaten weiſt,
Für ſie iſt kein Geſetz, nur für die Knechte;
Und, was ſie thun, iſt immerdar das Rechte.

Mephiſt.

Sehr wohl! Nur Schulmeiſtern und plumpen Bauern
Sind Geſetze unüberſteigliche Mauern.

Poſa.

Auch ich, o Herr, war Rüſtzeug Deiner Kraft,
Die weltzerſtörend Paradieſe ſchafft!
Auch ich der Prieſter einer, der Geweihten,
Die Deinem Gottesreich die Bahn bereiten,
Der Scherbelden, die, ob Zeit und Raum,
Entrückt der Gegenwarten Fiebertraum,
Kühn trotzend jedem Schickſalsungeheuer,
Dein Bild ausprägen in dem Martyrfeuer!

Mephiſt.

Ha, furchtbar rhetoriſche Donner und Blitze,
Zerſprengt ihm endlich die Stimmenritze,
Damit aus dem kreißenden Wörtergebraus
Hervorſtürzt mein Ideal — die Maus!

Poſa.

Mein Ideal war Freiheit, Bürgerwohl,
Ganz, eins, vom einen bis zum andern Pol,
Befreiet von der Knechtſchaft Felſenbürde,
Geſchmückt mit angeborner Menſchenwürde.
Doch, ach! des Pfaffenthumes Schierlingstrank,
Von dem ſich mein Geſchlecht im Schwindel ſchwang,
Des Fanatismus rohe Mordaclüſte,
Der blutig biß der eignen Mutter Brüſte,

Der Unterdrückung kind'ſche Rieſenfauſt,
Die alle Menſchheitblumen keck zerzauſt,
Der Knechtſchaft allgemeine Geiſterſeuche,
Die ſah ich raſen, ich, der Gotteszeuge!
Und da beſchloß ich grimmig raſch und kurz,
Dein Reich zu bauen auf der Hölle Sturz!

Mephiſt.

Wie köſtlich die Bilder ſich mit den Gedanken
Und mit einander gleich Hökerinnen zanken!

Poſa.

Vor Allen lag auf Brabants Heldenvolke
Gar ſchwül und dumpf der Knechtſchaft Wetterwolke,
Die Ausgeburt von Spaniens Despot,
Mit Folter ſchwanger, mit Schaffot und Tod.
Der Braven allerletzte Hoffnung ruhte
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkelblute,
Auf Carlos, Philipps Sohne, dem Infant,
Mit dem mich Lieb' und Hochſinn eng verband.
Aus dieſes meines Seelenfreundes Buſen
Wollt' ich den Handſchuh ſchleudern den Meduſen
Des Pfaffenthumes und der Tyrannei,
Daß Flandern, daß die Erde würde frei.
Zum Schutz vor deren tödtlichen Gelüſten
Verſucht' ich, ihn mit höh'rer Luſt zu rüſten,
Mit reiner Luſt am reinſten Frauenbild,
In das ſich je die Tugend hat gehüllt,
Das ſtets gewallt mit feſtem Heldenſchritte
Dahin die ſchmale Mittelbahn der Sitte;
Und dieß war ſeine Mutter, früher Braut!
Was hat die reine Luſt, ich frag' es laut,
Die reine Luſt an Raphaëls Verklärung,
Zu Edelthat begeiſternde Verehrung,

Geeignet, ihn zu weihen und zu fei'n,
Was hat ſie mit der Sünde, ſie, gemein?
Die Satzung fällt, es fällt die niedre Schranke,
Berühret ſie ein heiliger Gedanke!
Für Seher iſt ſie nicht, die Seher ſchau'n,
Sie brauchen keinen Riß, wornach ſie bau'n.
So band mich auch nicht das Geſetz des Staates,
Wie band es je die Männer Deines Rathes.
Es war für mich kein Staat, kein Bürgerſchwur;
Der höchſte war Dein Gottesreich mir nur;
Der Hölle Reich, in Tyrannei gekleidet,
Hat Thoren nur und Feige ſich vereidet. —
Schon ſah ich meines Planes Morgenroth;
Da riefeſt Du uns ab zum Martyrtod;
Mein Loos, das ich nicht lenkte, nur geduldet,
Nicht ich, hat jene Folgen all verſchuldet,
Daß Spanien den beſten Fürſtenſohn,
Der Edlen Troſt, verlor für ſeinen Thron;
Daß Pfaffenteufel und Despotenknechte
Noch länger wüthen unterm Erdgeſchlechte;
Und daß mein Beiſpiel, wie das beſte, leicht
Anlaß zu böſem Mißverſtändniß reicht.

Mephiſt.

Wahrhaftig, faſt ſtellt er dem Alten ein Bein,
So pathetiſch ſpricht er und füchſig fein!

Poſa.

Dagegen ſagt mir auch der Zukunft Ahnung,
Für Edle wird es ſein die höchſte Mahnung;
Mein Plan, ihn freſſen Motten nicht und Schaben,
Einſt wird er, wie ein Torſo ausgegraben,
Die Staatenpfuſcher all' verachtend meiſtern,
Und Künſtler für das Ideal begeiſtern!

Den größten Dichter, trügt mich nicht ein Wahn,
Den spornt er einst zum Preisgesange an.

Mephist.

Einen Phrasenmacher! Wir werden's erleben!
Dann soll's einmal Demagogen geben!

HERR.

Bei meines Hauptes ew'gen Wahrheitsstrahlen,
Du hast geirret in den Erdenthalen.
Ich will die Freiheit; wer ihr aber huldigt,
Sei rein! sonst wird er nimmermehr entschuldigt!
Du blinder Thor, entschuldigt höchste Noth,
Haarbreit zu übertreten mein Gebot?
Muß nicht das Blatt, gerissen von dem Baume,
Verflattern haltungslos im luft'gen Raume?
Du Menschenkind auch gleichst dem losen Blatt,
Das sich dem Baum' Gesetz entrissen hat.
Du, irres Häuchlein unter Riesengeistern,
Die, noch so groß, nicht wagen mich zu meistern,
Du wolltest führen meine heil'ge Hand!
Du! deren Walten nimmer der Verstand
Belebten Staubes, bald'ger Würmerspeise,
Erkennen mochte, außer in der Weise,
Die Wahrnehmungen ird'schen Lichtes gleicht,
Wo Hell und Dunkel sich die Hände reicht!

Posa.

Ja, dann, o Herr, dann mußt' ich also irr'n!
Doch frag' ich dann, wie Faust, mit dreister Stirn:
Wo ist der Weibgebor'ne dort erschienen,
Der Dir, o Herr, wahrhaftig konnte dienen?
Wer mir ihn zeigt, der hat mich schwer verklagt,
Daß meine Schuld bis an die Wolken ragt!

HERR.

Ich liebe nicht viel Reden und Erklären;
Das Leben muß aus ſich heraus belehren.
Kennt Ihr den Toll?

Mephiſt. und Fauſt.

Den Narren?

HERR.

Meinen Knecht!

Mephiſt.

Den Schnurrenſchnapper, den luſtigen Hecht?

Fauſt.

Den tollſten König der Pritſche und Schelle?

Mephiſt.

Den Schatten des Nichts und der Bagatelle?

Fauſt.

Und darum dieſem da längſt leibeigen!

HERR.

Denſelben will ich Euch als Muſter zeigen:
Ihn ſucht — zu Eurer Strafe — zu verführen!
Zu meinem Himmel giebt's gar manche Thüren.

Fauſt.

Steckt er nicht bis an den Hals ſchon im Irren?
Was iſt denn an dem noch zu verwirren?

HERR.

Ein wahrer Narr und Weiſer handelt recht;
Und ich erkenne Toll für meinen Knecht.
Ihn ſucht — zu Eurer Strafe — zu verführen!
Zu meinem Himmel giebt's gar manche Thüren.
Ihr alle Drei verſucht es in der Weiſe,
Wie Ihr die Dinge ſeht im Weltenkreiſe!

(zu Fauſt und Peia.)

Dann, wenn Ihr nie erreicht, wornach Ihr ſtrebt
Und Euch zerknirſchet meiner Gnad' ergebt,

Dann ſtellt Euch wieder meinem Richterthron
Und fürchtet keinen allzuſtrengen Lohn!
(zu Mephiſt.)
Du aber ſollſt nach Deinem Amte thun
Und in Verſuchung Tyll's nicht eher ruh'n,
Bis jene ſind vollkommen überzeugt,
Daß Nichts den Tyll vom rechten Pfade beugt!

Fauſt.

Wie aber, wenn Liebe den Tyll nicht beſeelt',
Ich, Herr, habe oft nur aus Liebe gefehlt!

HERR.

Er hat ein Herz, das voll von Liebe iſt,
Doch darob ſeiner Pflichten nicht vergißt.
Damit Euch aber gar nichts kann entſchuld'gen,
Soll ihm die reinſte, ſchönſte Jungfrau huld'gen
In einer ſolchen unbedingten Weiſe,
Wie es noch nie geſchah im Menſchenkreiſe;
Und dennoch ſollen Beide ſeelenrein
Und, ſo es nicht geſchieht, verworfen ſein.
Ich will Euch ſchier der Jungfrau Herz enthüllen
Und ſie vor Euch mit höchſter Gluth erfüllen.

(Der Himmel öffnet ſich; Käthchen ſitzt träumerisch unter einem blühenden Hollunderſtrauch, wo der Zaunkönig ſein Neſt gebaut.)

Mephiſt.

Ah, das iſt die Käthe, das Hurenkind,
Die jetzt über die Menſchenentſtehung ſinnt!

Käthchen.

Wie lieb und ſchön, daß die Vögelein
Sich bauen in die Blüthen hinein!
Möchte wohl auch ein Vögelein ſein!

Wie wunderhübſch, ſolch ein Neſtlein zu bauen,
Mit dem Schnäbelein Alles recht rundlich zu krauen
Und dann gottvergnüget herauszuſchauen!
Gott muß ihnen wohl gar gnädig ſein,
Er beſcheert ihnen niedliche Eierlein!
Wie kämen ſie anders auf einmal hinein?
Ich hielt ſie gewiß auch recht lieb und werth,
Warum hat er mir denn keine beſcheert? —
Wollte ſie ſicher getreulich hüten
Und ſie reinlich halten und wärmen und brüten
Und wachen und ſchlummern unter den Blüthen! —
Will immer ſein eine fromme Maid,
Vielleicht, daß er mir in der Weihnachtzeit
Ein Eilein oder Kindlein verleiht!
Im Schlafe! — Ach, der Schlaf iſt ſo hold,
Daß ich wohl immer ſchlafen wollt'!
(Sie ſchlummert ein.)
Ach, geh' ich ein zum Paradieſe?
Welch eine ſchöne, grüne Wieſe!
Wie Blümelein ſich an Blümelein flicht!
Kamillen! Veilchen! Vergißmeinnicht!
Mein Treu, ſo Schönes ſah ich noch nie!
Und in der Ferne ein Jüngling, ſieh!
Er naht mit einem Myrthenſtengel —
Gewiß, das iſt der Blumenengel! — —
O Gott! Wie geſchieht mir! Ach! Welche Wonne! —
Mein hoher Herr, meines Lebens Sonne,
Wende, wende von mir Dein Angeſicht,
Es durchzückt mich wie Himmel und jüngſtes Gericht!
Laß mich an Deine Füße nur ſchmiegen
Und zertritt mich wie Veilchen und laß mich liegen!
— Mein hoher Herr! — ? — Ach ja, recht innig! —
Was Minne iſt? Ei, das klingt mir ſo ſinnig

Und ich weiß es doch nicht! — ? — Bin fleißig gewesen,
Ich lernte leidlich schreiben und lesen,
Der Schulmeister wußt' es wohl selber nicht!
— ? — Meinen Vater? Nach Gewissen und Pflicht!
— ? — Dich, hoher Herr? Also minne ich Dich?
O Lust, o Schmerz! Nun versteh' ich mich! —
Schelm! — Wie? — ? — Ja, ja, Du minnest mich auch!
— Wer mir das sagt? Der Hohlunderstrauch.
— Küsse, sagst Du, wären wie Siegel? —
Wie heißt Du denn, Holder? — Till Eulenspiegel? —
Mein hoher Herr, Du eilest! — — Nach Wien? —
Weh'! — — Läg' er im Grabe, ich suchte ihn!

(Der Himmel schließt sich.)

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein Saal in der Hofburg des Kaiſers. Die Wände deſſelben ſind mit Teppichen verhängt; Malergeräthſchaften liegen und ſtehen daran umher.

Erſter Auftritt.

Fauſt, Poſa und Mephiſtopheles treten auf.

Fauſt.

Hier ſollen wir alſo den Narren treffen!

Mephiſt.

Ja wohl, um ihn wo möglich zu äffen.

Fauſt.

Es iſt keine lebende Seele hier?

Mephiſt.

Geduld! bald ſeht Ihr das Wunderthier!

Fauſt.

Was hat denn der bei dem Kaiſer zu verrichten!
Er ſoll ihm doch nicht den Kopf etwa lichten?

Mephist.

Falsch, falsch, Herr Doctor! Zwar Fürsten und Kaiser
Sind liegende Stelzen ohne Possenreißer;
Die Narrheit bringt sie erst recht in's Holpern,
Daß sie bald dahin, bald dorthin stolpern.

Faust.

Wenn Du könntest, Du sagtest uns, in der That,
Toll wäre des Kaisers erster Rath!

Mephist.

Bestände dessen Beruf im Betrügen,
So wurd' ich nicht eben sonderlich lügen.

Faust.

Hör' auf mit Deinem Flausengemache!
Berichte uns kurz den Stand der Sache!

Mephist.

Die Sache steht leider auf keinem Bein,
Sie hängt! Und steht auch dies nur zum Schein!
(Er sieht die Tapete auf:)
Seht Ihr die köstlichen Wandmaleren'n?
Des Kaisers Ahnen so frisch und so fein?
Die Meisterwerke von Toll's Palette?
Schlafmützen, seht Ihr Nichts? O, geht zu Bette!

Posa.

Auf Ritterwort, ich schau' nicht einen Strich!

Mephist.

Nun, Doctor? auch Euch läßt das Auge im Stich!

Faust.

Willst Du die Leute zum Besten haben,
So suche Dir dazu Weiber und Knaben!

Mephist.

Nun, nun, nur nicht hitzig! Hm, allerdings!
Wer mehr sieht, als Nichts, der ist weit links!

Poſa.

Ha, im durchbohrenden Gefühle Deines Nichts
So dazuſteh'n! Des ſpeichelwürd'gen Wichts!

Mephiſt.

Hab' ich nicht geſagt, die Wandmalerei'n,
Die Sachen hängen nur da zum Schein?
Es iſt ein Stückchen von unſerem Tyll,
Der damit den Kaiſer foppen will.

Fauſt.

Das klingt ſchon wieder wie falſche Münzen!

Mephiſt.

Wer wird denn immer ſo mißtrauiſch blinzen!
Mach' ich dieſes Mal Wind, bei meiner armen Seele,
So werdet Müller und mahlt mich zu Mehle!

Poſa.

Schon Deiner niedern Wörterjagd Getöne
Erklingt, als ob es Wahrheit ſtets verhöhne!

Mephiſt.

Nun wartet! Ich will mich gleich höher ſchrauben!
Laßt mich nur verſchnauben! Bald ſollt Ihr mir glauben! —
Hm, ja! Paßt auf! — Hm! — Schnöde Trug-geſpinnſte,
Seid fern von mir, zerſtäubt in Nacht und Dünſte!
Du Göttin Wahrheit, ſchleud're Donnerrollen
Zerſchmetternd in des Trugs Wolkenknollen!
Geſtirne, ſtürzt aus eurer Sphären Fluge
Und ſpannt euch vor zum Wahrheitskrönungszuge!

Fauſt.

Er ſcheint Euch zu perſifliren, Herr Ritter!

Poſa.

Dann beb' er meinem Zornesungewitter!

Mephiſt.

Der Tyll, geſtochen von dem Narrheitswurm,
Er brütet jetzt den lachluſtvollſten Sturm
Auf Kaiſers hochgeſalbt glorwürd'ges Haupt,
Indem er, weh! ihm einen Zopf anſchraubt!
Denn Tyll — vernimm und ſchaud're Erd' und Himmel! —
Iſt in des Truges Kunſt der ſchnöd'ſte Lümmel!
Die Pflicht der Ewigkeit iſt ihm verſtummt,
Er hat als Meiſter Holbein ſich vermummt!
Er ward ſich an, des Kaiſers Ahnenreihen,
Die altergrauen, hier zu conterfeien;
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke,
Sehnſucht nach Kaiſers Wein und Speiſeſchranke
Führt über die Bedingung endlicher Naturen
Ihn ſo hinaus auf nie betret'ne Spuren;
In dieſes Saales kaiſerlichen Hallen
Läßt er bachantiſches Getön' erſchallen,
Anſtatt, wohl eingedenk der Weltgeſchichte,
Sich zu bemüh'n mit einem Angeſichte.
Damit jedoch der Wahrheit Feuerflocke
Den Kaiſer nicht aus ſanftem Schlummer locke,
Hält Tyll, wie Engel Paradieſes Pforten, —
Wie Staatsverrätherdruſt — wie Zuckertorten —
Wie lichterſcheues, ſüßes Minneglück —
Den Saal verſchloſſen jedem Erdenblick,
Indem der Heuchler wußte vorzugeben,
Einſt würde er den Iſisſchleier heben,
Daß dann des Glückes Schrecken gleich Gewittern
In Aller Buſen plötzlich würden zittern.
Darob ſind ſchon am Himmelsazurbogen
Dreimalneun Sonnen aus dem Neſt geflogen,

Seit Tyll, ob auch die Welt von Wonnen wimmelt,
Der wonnevollſte, ſich hieher gelümmelt,
Umgürtet, wie der Erdball, von Trabanten,
Von Saufgeſell'n, wie Fürſten von Geſandten,
Trotzbietend kühn, wie ein Ducatengott
Der Handlung ſchaurigdüſt'rem Bankerott;
Bevor er wird zum Schickſalsfurientaube,
Macht er, ein Seherheld, ſich aus dem Staube. —
Doch verzeiht, mir ſteht der Wörterfirleſanz
Wie alten Vetteln ein Myrthenkranz.
Beſprechen wir denn ſchlicht und ohne Zier,
Wie wir ſetzen dem Tyll ein wirkſam Klyſtier,
Damit er, weislich von uns verführt,
Seine Tugend, wie eine Verſtopfung, verliert!
Ihr war't ja von jeher ein Ränkeſchmied,
Herr Marquis, theilt uns ein Pfiffchen mit!

Poſa.

Was hat mit Dir gemein der Edlen Rath?

Mephiſt.

Ei, zu dem Braten gehört auch Salat.

Fauſt.

Er fängt uns, Herr Ritter, gleich ſpielenden Katzen,
Die Beute am erſten mit ſeinen Fratzen!

Mephiſt.

Seht Ihr? der Doctor iſt kein Intriguant
Und hat doch einigen Sachverſtand!

Poſa

(zu Fauſt, auf Mephiſtopheles deutend.)

Mich trennt ein ungeheurer Spalt von ihm,
Gleich einem Flammenſchwert der Cherubim!
Wie konnte doch der Herr ſo wenig Gleiches,
Die beiden letzten Enden ſeines Reiches,

Die Enden ganz unähnlichen Geschlechts
Zusammenknüpfen, mich und ihn!

Mephist.

Das ist 'was Rechts!
So wißt Ihr es nicht, muß ich's Euch verkünden,
Daß der Herr es liebt, die Enden zu verbinden?
O Marquis, Marquischen, wie seid Ihr zurück!
So werft doch auf Hans und Greten einen Blick!

Faust.

Schweig endlich, verwünschter Pavian!

Mephist.

Bin ich das, so seid Ihr ein Pelikan,
Der sich das eigne Geblüt wegsäuft
Und dann, als söff' es der Teufel, keift!
Ja, ein Tragelaph seid Ihr! Nein, ein Vampyr,
Der Jungfernblut liebte wie bairisches Bier;
Und der Marquis da ist ein Krokodil,
Er beweint die, welche er fressen will!

Faust.

Ich mußte mich lange schon bequemen,
Deinen Afterwitz nicht übel zu nehmen;
Ich hoffe, Du wirst es endlich einsehen,
Daß wir damit nicht vorwärts gehen;
Sollten wir nicht den Tyll verführen,
Warum willst Du nun Hader anschüren?
Es scheint, daß Du darum so närrisch handthierst,
Weil Du fürchtest, daß Du beim Siege verlierst!

Mephist.

Er berechnet mir den Gewinn und Verlust,
Als stäk' er in meinem Felle just!

Faust.

Ich weiß ja, gelingt es Dir, Tyll zu verführen,
So wirst Du uns eben dadurch verlieren!

Mephiſt. (für ſich.)

Was würde mir an den Eſeln liegen,
Könnt' ich eben dadurch den Alten beſiegen!

Poſa.

Sehr wahr! Sehr wahr! Ich will's mit tauſend Schwüren
Beeiden: uns muß er dadurch verlieren!

Mephiſt.

Was frag' ich nach Pelikan und Krokodil,
Erwiſch' ich mir nur den köſtlichen Tyll!

Fauſt.

Die alte Fabel von Fuchs und Traube!

Mephiſt.

Ihr ſeid, wie gewöhnlich, im Thran, mit Verlaube!
Tyll hat mehr Grütze in der kleinen Zehe,
Als ich in Euren beiden Köpfen erſehe!
Mein'twegen! nennt mich immer die Zange,
Wenn ich nur den König der Narren erlange!

Fauſt.

Indeſſen zeigſt Du blutwenigen Ernſt,
Weil Du durch Schwatzen vom Ziel uns entfernſt.

Poſa.

Denn das im Erdengrund verborgne Gold
Wird nur des todtenſtillen Hebers Sold.

Fauſt.

Mit der Todtenſtille geht's hier nicht an;
Er ſage uns laut, doch kurz ſeinen Plan!

Mephiſt.

Der ſchlaue Plan, den Moment zu erfaſſen
Und das Weit're dem Genie zu überlaſſen,
Iſt freilich wirkſamer, als alle Klyſtiere,
Wie ſie ſetzen Eures Gleichen Barbiere;

Doch dazu gehören Kerle von Verstand,
Die alle moralischen Skrupel verbannt,
Kerle, mit allen Hunden gehetzt,
Die Nichts in der Welt außer Fassung setzt!

Posa.

Nach solchen suche in des Abgrunds Pfühlen,
Wo Laster, sich wie Drachen wälzend, wühlen!

Mephist.

Ihr freilich seid noch wie Füchse und Brenner,
Solche halbe Bursche und weibische Männer!
Drum verfahrt so, wie der Alte Euch sagte,
Bevor er uns aus dem Himmel jagte!
Was heißt: „Versucht den Tyll in der Weise,
Wie Ihr die Dinge seht im Weltenkreise?"
Nichts Anders, als: Ihr da macht ihn gelehrt,
Indeß Ihr ihn zum Demagogen bekehrt.
Und ich? — Nun, Ihr kennt ja wohl meine Netze!
Die Käthe ist eine verliebte Petze,
Von der hoff' ich Wunder im schlimmsten Fall,
Vielleicht verlockt ihn auch rothes Metall
Oder Ehrenstellen; doch spricht er mir Hohn,
Fang' ich ihn mit Furcht oder Religion.

Faust.

Sie nahen, ich höre sie auf den Stiegen!

Mephist.

Gut, warte nur, Bürschchen, wir wollen Dich kriegen!
Nun, kommt in den Vorsaal und laßt uns grübeln,
Wie wir ihn jetzt zunächst recht zwiebeln!

(Alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Tyll, Pech, Zwirn und Mehl, ſpäter Aennchen.

Tyll (noch draußen).

Heute giebt es Arbeit! Schafft Rebenſaft her!

Mehl (noch draußen).

Dann ſputet auch das Mahlen ſich mehr!

Tyll (aufſchließend).

Ja, ſo wahr ich Euch Meiſter Holbein heiße!

Zwirn.

Und ſo wahr ich Euch keine Hunde todt beiße!

(Alle treten herein.)

Tyll (hereinſpringend).

Und ſo wahr ich wandle durch dieſe Thüre!

Zwirn.

Du ſpringſt ja!

Pech.

Ei, ſo laßt doch die Schwüre!
Bedenkt, Ihr habt eine unſterbliche Seele!

Tyll.

Haſt Du ſchon wieder eine trockene Kehle?

Pech.

Die Seele gleicht gepichtem Schuſterdraht,
Der, habt Ihr noch ſo guten Stich und Naht
Und Euer Pech in beſter Temperatur,
Und Hanf, ſei's auch der zähſte der Natur,
In ungeduldiger Hand wie Zwirn zerreißt;
So ſteht es mit einem übermüthigen Geiſt,

Der ſchwört und ruckt und zuckt am Seelendrahte,
Bis er zerriſſen iſt ohne alle Gnade!
Drum bangt bei Euren Schwüren meine Seele!

Tyll.

Du hätteſt eine Seele, Du durſtige Kehle?
Ich meinte, in Deinem Felle ſtäk' Pech
Und die Seele fiſchten die Pfaffen Dir weg!

Aennchen (bringt Wein).

Zwirn (leise).

O, ſüßes Aennchen, ich liebe Dich!

Aennchen.

Da macht Ihr's, wie ich! Auch ich liebe mich!
(Ab.)

Mehl.

O, ärmſter Pech, das iſt ja zum Flennen,
So ohne Seele umherzurennen!

Pech.

Ihr werdet's im letzten Stündlein büßen,
Meine Seele getreten zu haben mit Füßen!

Tyll.

Wir wollen die Sünde wohl auf uns nehmen,
Verſchaffen wir Dir auch nur einen Schemen!
He, Mehl und Zwirn! der Arme iſt krank,
Weil er ſeit geſtern keine Seele ſich trank!
Wir wollen ihn daher ſehr ernſtlich curiren
Und ein Bischen davon ihm einfiltriren;
Ergreift den Patienten an Arm und Bein!
Ich fülle ihm dieſes Arzeneiglas ein!

Pech.

Weh, mich greift an der Gottlosen Heer!

Mehl.

Bedank' Dich! Wer greift gern an Pech und Theer?

Pech.

Ich schrei' um Hülfe!

Tyll.

Bremst ihm das Maul,
Wie einem zu curirenden Gaul!

Pech.

O weh! Ach, laßt doch! Ich will nicht schrei'n,
Schenkt mir nur keinen sauern Wein!

Mehl.

Dreimännerwein!

Tyll.

Der paßte für Dich!
Warum ließt Du, Pech, Deine Seele im Stich?

Zwirn.

Rachenputzer!

Tyll.

Doch das ist Oppenheimer!

Mehl.

Da söff' ich lieber selbst einen Eimer!

Zwirn.

So! da liegt er!

Tyll.

Lieg still, wie das römische Reich!
Sonst gieß' ich ihn Dir in das Hosenzeug!

Zwirn.

Der Kerl säuft wie ein löchriges Faß!

Mehl.

Schade um all das köstliche Naß!

Tyll.

Schmeckt Dir's?

Pech (ängſtlich).

Tyll!

Tyll.

Still!

Pech.

Genug, Tyll!

Tyll.

Halt ſtill!

Pech.

Ach!

Tyll.

Still!

Pech.

Tyllchen!

Tyll.

Ein Tröpfchen noch!

Pech (aufſchreiend).

Tyll!

Tyll.

Laßt ihn los!

Mehl.

Nun, wie hat Dir die Seele geſchmeckt?

Tyll.

Wie Milch, wenn er eben erſt wäre gebeckt!

Pech.

So leidlich! Selbſt in gezwungenen Lagen
Läßt ſich die Gottesgabe ertragen!

Zwirn.

Der Schuſter ſpricht ſo klug, wie ein Buch!

Mehl.

Und ein Maul hat er, ſo groß, wie ein Krug!

Tyll.

Gesellen, jetzt aber denkt an Euch selber!
Faselt nicht, wie losgebundene Kälber!
Mehl und Zwirn, sucht Euch wie Pech zu beseelen!
Wenn Ihr wüßtet! — Trinkt nur! — Ich muß es verhehlen,
Was würde sonst aus meinem Zwirn!
Ihm träte der Angstschweiß auf die Stirn!

Mehl.

Behalt es für Dich! Es lebe der Humpen!
Nieder mit allen feigen Lumpen!

Pech (trinkend).

Ja, laßt uns trinken für's Vaterland,
Wir stehen Alle in höherer Hand!

Zwirn.

Wenn ich nur wüßte, was der Tyll
Mit seinem bösen Geheimniß will?

Pech (trinkend).

O, diese Gnade der ewigen Güte!
Laßt uns ihr danken mit frommem Gemüthe!

Tyll.

Wer weiß, wie lange der Spaß noch dauert!
Der arme Zwirn! Wahrhaftig, mich schauert!

Pech.

Stoß an, Bruder Mehl! Ach, sieh' meine Zähren!
Dein Wohl! — Wir wollen den Geber ehren!
Wie lange währt's? Eine Spanne Zeit,
So stehen wir in der Ewigkeit!
Und lassen Alles, Alles zurücke!
(trinkt.)
Bruder, gieb mir einen Kuß! — O Schicksalstücke!
Dort singen wir mit den Engelein!
Bruder Mehl, ach! dort giebt es keinen Wein!

Mehl.

Der Kerl kann keine zwei Tropfen saufen,
Ohne sich vor Wehmuth die Haare zu raufen!

Tyll.

Er hat eine Ahnung, eine Vision,
Von den Unglücksfällen, die uns bedroh'n!

Zwirn.

Ach, Tyll, Du hast mich gänzlich verstimmt!
Wer weiß, wie Zwirn noch ein Ende nimmt!

Pech.

Was wohl mein seliger Vater macht?

Mehl.

Ich wette, daß er Dich eben belacht!

Tyll.

Mir thät' es leid, Zwirn, das sage ich frei,
Zwirn, riß Dich jemals die Vorsicht entzwei!
Ich achte Dich, Zwirn, denn Du bist ein Schneider;
Ach alles Große vergehet leider!
Wie werd' ich Deiner später gedenken,
Ohne Dir dabei Erinnerung zu schenken.

Zwirn.

O Jammer! Wer hätte das geglaubt!

Tyll.

Hier ist meine Hand und hier Dein Haupt,
Dies würdige Haupt, ich rühr' es nicht an,
Ohne daß ich spreche: Hier steckt ein Mann,
Ein einziger Mann, verdienstlich, wie keiner!
Und so spricht sicher noch mancher Einer.

Mehl.

Da hat er wieder den Zwirn auf dem Korn,
Mir aber setzt er gewiß kein Horn!

Pech.

Mehl, Du bist ein Kind der Finsterniß,
Du trinkest sonder Gewissensbiß!
Komm her, Bruder Zwirn, auch Du wirst verklärt,
Wenn Du den Kelch des Leidens geleert;
Du, Zwirn, wirst die Krone des Lebens erben,
Und müßtest Du auch am Galgen sterben.

Zwirn.

Ich Sohn des Unglücks! Nun wird es mir klar,
Ringsum drohet mir Tod und Gefahr!

Pech.

Trink, Bruder Zwirn! Das Leben ist Krieg!
Und bete: Hölle, wo ist Dein Sieg?

Tyll.

Ermanne Dich, Zwirn, bedenke als Held,
Wie hoch Dich hat die Vorsicht gestellt!
Sag' selber, o Zwirn, macht nicht Deine Scheere
Fürsten und Sklaven, Schande und Ehre?
Welcher Sterbliche führt ein solches Instrument,
Dem nicht die Vorsicht das Leben vergönnt?
O Zwirn, betrachte die Scheere genauer,
Verehre sie mit erhabenem Schauer!
Was ist dagegen der Kneif und die Kelle?
Was Schwert und Feder? — Nur Bagatelle!
O Zwirn, sprich, hast Du es jemals geahnt,
Daß die Scheere Pfade der Tugend bahnt?
Wo bleibt ohne Scheere und Kleider die Schaam?
Ohne Schaam — ist die Tugend nicht lendenlahm?
Geht die niedlichste Jungfer ohne Kleider,
Zwirn, was siehst Du an ihr und was ist sie leider?

Pech.

Schweigt, schweigt! sprecht nicht die schrecklichen Namen!
Sie wuchern an Orten wie Höllensamen.

Tyll.

Dieſelbe Jungfer, gebt ſie verbrämt,
Hebt im Regen nur halb das Röckchen verſchämt,
Zeigt nur, wie gezwungen, die Hälfte der Waden,
Läßt dagegen alles Uebrige rathen,
Zwirn, was ſiehſt Du dann nicht und wie nennſt Du ſie dann?

Pech.

Ich nenne ſie eine keuſche Suſann'.

Mehl.

Ich lobe mir Adam's und Eva's Blöße,
Ich nenne die Närrin eine Pretiöſe!

Tyll.

Zwirn, laß Dich durch Mehl und Pech nicht verwirr'n!
Dein Heldenberuf ſteht Dir auf der Stirn!
Ergreif denn die Scheere, Du Auserkorner,
Stolzire noch als Radicalverlorner!

Zwirn.

Ach, Tyllchen, muß ich zum Kampfe gehen,
Wollt Ihr mir denn nicht als Freunde beiſtehen?

Tyll.

Was denkſt Du, Zwirn, wofür hältſt Du mich!
Wer iſt ſo feig und läßt Zwirn im Stich?
Pech und Mehl, berühret, wie ich, ſein Haupt,
Damit der Zwirn ſeinen Freunden glaubt!
Und ſetzet mit der berührenden Hand
Das, was Ihr am liebſten habet, zum Pfand!

Pech.

Ich berühre Dich, Zwirn, mit erhobener Hand
Und ſetze meinen ſeligen Vater zum Pfand.

Mehl.

Und ich berühre Dich auch mit der Hand
Und ſetze dieſen vollen Schoppen zum Pfand!

Tyll.

Ich ſetze mein Alles! dieß, Zwirn, war nur Tand!
(ſpringt auf Zwirn's Schultern und ergreift den Schoppen, welchen Mehl über Zwirn's Kopfe hält.)
Ich ſetze mich ſelber auf Dich als Pfand!

Zwirn (ſich ſchüttelnd).

Verwünſchte Kerle, Ihr wollt mich foppen!

Tyll (reitend).

Halt ſtill! — Tritt näher, Mehl! Sieh dieſen Schoppen!
Damit unſer Bund unvergeßlich ſei, —

Mehl.

Halt aus, Zwirn! — ſo trinken wir ihn, wir Drei?

Tyll

(gießt den Schoppen dem Mehl oben am Nacken in das Wamms und ſpringt dann herab).

So mach ich Dich, Mehl, zu Waſſerbrei!

Mehl.

Gott ſtraf mich! Du Schuft! Ich will Dir's gedenken!

Tyll.

Das eben wollt' ich!

Mehl.

Ich will Dir's eintränken!
He, Pech und Zwirn! Was meint Ihr, Geſellen!
Wollen wir ihn auf dem Teppich da prellen?

Zwirn.

Ich bin dabei! Nur, werft ihn erſt nieder!
Dann helf ich Euch gern, o deutſche Brüder!

Pech.

Giebt Dir Jemand einen Streich auf das linke Ohr,
So halt' ihm chriſtlich auch das rechte vor!

Tyll.

Ihr Heidenmenschen, nehmt ein Exempel!

Mehl.

An diesem besoffenen Schustertempel?

Tyll.

Bespöttele nicht den trefflichsten Christen,
Dem die Engel dienten, wenn sie ihn wüßten!
Nimm lieber an mir die wüthendste Rache,
Nachdem Du gehört eine wichtige Sache!

Pech.

Jetzt erkenn' ich Dein christliches Herz, o Tyll!

Mehl.

Pechhengst, er schickt uns nur in den April!

Pech.

Eine Prüfung dient hienieden zum Frommen;
Auch vorhin bin ich nicht zu kurz gekommen!

Mehl.

Nein, aber zu Naß!

Tyll.

Pech, Zwirn und Mehl!
Hört mich in Frieden! Macht keinen Krakeel!
Uns bestürmen von allen Seiten Gefahren,
Sie sitzen uns eigentlich schon in den Haaren!
Indeß wir uns lustig unter uns balgen,
Schickt uns vielleicht der Kaiser zum Galgen!
Zwirn weiß es, Löwen sind keine Hasen;
Und wir wagten mit dem Kaiser zu spaßen!
Wir spielen nicht etwa mit Schusterdrahte,
Sondern mit dem mächtigsten Mühlenrade;
Wenn das Rad uns faßt, wenn der Löwe erwacht,
Heißt es: Pech, Zwirn, Mehl und Tyll, gute Nacht!
Gestern Abend schickte der Kaiser zu mir
Und ließ mir sagen, ich sollte schier

Morgen Nachmittag, — Ihr verſteht mich doch, Leute?
Morgen Nachmittag heißt nichts Andres, als heute!

Pech.

Morgen Nachmittag?

Zwirn.

Heute?

Pech.

Wer das wohl glaubt?
Morgen heute? Der Herr ſchlug ihn auf das Haupt!

Tyll.

Schütte ſie wie Korn auf, theuerſter Mehl!
Mahle, metze und beutle ſie ohne Hehl
Und fege vom Mehle des Irrthumes Klei,
Ich meine, ſchmier's ihnen ins Maul, wie Brei!

Mehl.

Schafsköpfe, merkt Ihr nicht, morgen als heute?
Es ſcheint, als ob Euch der Teufel reite!

Pech.

Morgen als heute?

Zwirn.

Was?

Mehl.

Ja doch, nun ja?
Morgen nennt er heute? Das liegt doch ſo nah!

Zwirn.

Nah genug liegt es, doch iſt es verſchieden!

Pech.

Denn der Herr ſchied Morgen und Heute hienieden.

Mehl.

Wenn es so nah liegt, Du Esel! Du Tropf!
Was schnarrst Du denn noch, wie ein rissiger Topf?
Unter morgen meint er heute! Könnt Ihr nicht hören?

Zwirn (verstellt).

Jetzt versteh' ich!

Pech.

Kannst Du wohl darauf schwören?

Mehl.

Bei Gott, zehn Mal!

Pech.

So ergeb' ich mich!
Hier läßt der irdische Verstand im Stich;
Augenscheinlich that der Himmel ein Wunder!
Mein sämmtliches früheres Wissen war Plunder!
Wie werden die Kinder der Finsterniß horchen,
Wenn ich ihnen sage, daß Heute und Morgen
Nicht, wie es gewöhnlich scheint, zweierlei,
Sondern schlechterdings ein und dasselbe sei!

Zwirn.

Nun, was soll denn heut oder morgen geschehn?

Tyll.

Heut will der Kaiser die Gemälde sehn.
Drum, Kinder, wollt' ich Euch noch einmal taufen,
Bevor ich Euch sähe zum Teufel laufen!

Dritter Auftritt.

Vorige. Mephiſtopheles (als Narr verkleidet), Fauſt und Poſa treten auf.

Mephiſt.
Laßt Euch von uns nicht ſtören, Verehrte!
Wir ſind ſchlichte Narren, Ritter und Gelehrte.

Mehl.
Wetter! hab' ich nicht die Saalthür verſchloſſen?

Tyll.
Wie kommt Ihr herein?

Mehl.
Durch welcherlei Poſſen?

Zwirn (leiſe).
Spione! Häſcher! Verdächtige Leute!

Pech.
Ich bau' auf den Herrn und das Morgenheute.

Mehl.
Meiſter Holbein, ſchmeißen wir ſie hinaus?

Mephiſt.
Dies, Meiſter, iſt ein Mann des Garaus!
Wie Ihr das Malen und Kupferſtechen,
Verſteht er den Türken den Hals zu brechen;
Er hat ein Patent zum Würgen und Morden,
Marquis Poſa vom heil'gen Maltheſerorden.

Mehl.
Meiſter Holbein fragt Euch: wie kamt Ihr herein?

Mephiſt.
Wir ſetzten ein Bein vor das andere Bein.

Tyll.

Was wünscht Ihr Narren, Ritter und Gelehrte?

Fauſt.

Eure Bekanntſchaft, die vielbegehrte!

Mephiſt.

Dies iſt der berühmte Doctor Fauſt,
Der ſich die Weisheit vom Himmel gemauſt!

Mehl.

Und Ihr ſeid, mit einem Worte: ein Tropf?

Mephiſt.

Ich? Eigentlich Nichts! Ein aufgeklärter Kopf!
Ein Mann, welcher Deines Gleichen liebt,
Weil es ihm Stoff zum Handwerke giebt!

Mehl.

Ein Hungerleider von Malergeſellen?

Mephiſt.

Ein Narr, ein luſtiger König der Schellen,
Der Hofnarr des Königs Auguſt von Polen!
Wie Fußtapfen zu des Wanderers Sohlen,
Beſcheidner geſagt, wie die Schale zum Kern,
Gehör' ich zu dieſen ehrſamen Herrn.

Tyll.

Obwohl ich mir's gar nicht erklären kann,
Wie ein unbedeutender Malersmann
Mit ſeiner Geſellſchaft Euch mag ergötzen,
So bitt' ich doch höflichſt Euch zu ſetzen!
Geſellen, heda! ſtellt Seſſel den Herrn!
Und Ihr — ich halte Euch für den Kern! —
Ich räume Euch meinen Seſſel ein,
Hier, ſeht Ihr? neben meinen Wandmalerei'n!

Mephiſt.
(nach der Wand ſehend.)
Sehr gütig! — Nur Schade, verdeckt! — Ich bin —
(will ſich ſetzen, aber Tyll zieht den Seſſel weg.)
Verdammt!

Tyll.
O Schade, was fällt Ihr denn hin?

Mephiſt. (leiſe.)
Der Schuft! Ich Dummkopf!

Tyll.
Ich bin unſchuldig,
Ihr waret ein wenig zu ungeduldig!
Ihr wart auf die Kunſt, auf die Wand da erpicht
Und da ſaht Ihr des Seſſels Stellung nicht.

Mephiſt.
Windbeutel, Du haſt ihn mir weggerückt!

Mehl.
Herr Hofnarr, ich merke, Ihr ſeid ſehr geſchickt,
Habt Ihr noch mehrerlei Schwänke vorräthig,
So gebt ſie zum Beſten!

Zwirn.
Ach, ſeid ſo gnädig!

Tyll
(taucht unterdeſſen heimlich ſeine Hand in ein Nußgefäß).

Mephiſt.
Es iſt zum Berſten! Als wär ich ſtockdumm,
Dreh'n mich die Dümmſten wie einen Block um!

Tyll.
Ich liebe den Narren! Verzeihe mir!
Glaub' mir, ich habe viel Gründe dafür,
Viel Gründe, ich ſag' es, und wenn ich lüge,
So pritſche mich todt, wie eine Fliege!

Dir seh' ich es an aus allen Nähten,
Du bist der Erste der Narrheitspropheten;
Du foppteſt, ich wette, im Mummenschanz
Schon manchen eingebildeten Hans!
Ich möcht' es beschwören, Deine Kappe
Ist nicht von unersprießlicher Pappe
Und ich irre mich sehr, wenn daraus nicht Faxen
Täglich wie Pilze wimmeln und wachsen!
Auf Malerehre, ich hasse das Schmeicheln,
Sei mein Bruder, laß Dir die Wangen streicheln!
In der That, wie diese schelmischen Wangen
Von heimlichen Zeichen der Schalkheit prangen!
Dein schlau Gesicht gleicht einem Zifferblatt,
Das uns anzeigt, was es geschlagen hat!
Es hat so Etwas, ein Weißnichtwas,
Als sprudelt's von Spaß, wie ein Broihanfaß!
Es ist von Schelmereien so voll,
Wie das tollste Injurienprotokoll!

Mehl.

Das ist, hahaha, so klar, wie Dinte!

Zwirn.

Hihihi, eine allerliebste Quinte!

Pech.

Der Narr, hehehe, ist der Gottlosen Spott!

Faust (zu Posa).

Hier macht sogar der Teufel Bankerott,
Wird abgedroschen wie ein Gassenhauer!

Posa.

Ich schau's, mich überfällt ein Zwerchfellschauer!

Mephist.

Hundsfötter, was lacht Ihr? Wollt Ihr mich zwicken?
Nun wartet, Euch will ich's am Zeuge flicken!

(Alle lachen.)

Wie ABCschützen das ABC,
So gafft Ihr mich an? Was kichert Ihr? He?

Mehl.

Du haſt einen rechten Spitzbubenfratz,
Eine Breiſchattirung von Ruß und Matz!

Mephiſt.

Der Schuft hat mich doch nicht ſchwarz gemacht!

Tyll.

Nie hab' ich Dich zu verſchwärzen gedacht!

Mephiſt.

Nun wahrlich, das kommt Dir theuer zu ſtehen!

Tyll.

Ich habe mich doch nicht etwa verſehen?
O Jammer! Sieh da, meine rußige Rechte
Iſt ſchwarz, als wär' ſie vom Rabengeſchlechte!
Wer konnte das wiſſen?

Mehl.

Das thaten die Heren
Oder es kommt vom Malen und Kleren!

Tyll.

Verwünſcht ſei das Schwärzen und Conterfei'n!
Komm, hier iſt Waſſer, komm, waſche Dich rein!

Mephiſt. (wäſcht ſich.)

Nun, wegen Deiner Behilflichkeit
Bin ich der Mann, der Dir verzeiht.

(Für ſich:)

Bis auf eine gute Gelegenheit.

Tyll.

Ich bin überzeugt, Du machſt mir Nichts weiß!
(für ſich) Ich aber Dir! (laut) Recht! Rumple mit Fleiß!
Sollte Dir auch die Haut etwas ſchringen,
So wirſt Du doch weiſ' vor allen Dingen.

Mephiſt. (leiſe.)

Ich hoffe ihn doch noch zuſammenzukneten
Wie Kuchenbäcker den Stoff zu Paſteten!

Pech.

Wenn mir der Herr das Gedächtniß nicht nahm,
So ſcheint mir das Waſchen ſehr wunderſam!
Im Mergenheut ſchlummert ein Wunderkeim;
Denn im Waſſer, womit er ſich wäſcht, iſt Leim.

Tyll.

Ein Mißgriff, o weh! Vergriffen, begreifſt Du?

Mephiſt.

Verdammt! Verwünſcht! Verflucht!

Tyll.

Ei, was keifſt Du?
Die blinzeln die Augen, als ſähſt Du Geſpenſter?

Mehl.

Du haſt ſie ihm verklebt, wie zerbrochene Fenſter!

Mephiſt.

O, hätt' ich doch Baſiliskenaugen!

Mehl.

Sie wären ja verklebt!

Zwirn.

Was ſollten ſie taugen?

Tyll.

O ſieh mich an verſöhnlich, Du Beſter!
Sieh! ſieh durch die zugebauten Schwalbenneſter!

Mephiſt.

Zerſchmettr' ich all dieſen Menſchenſchund?

Tyll.

Sieh mich an!

Mehl.

Was tappſt Du denn, blinder Hund!

Tyll.

Sieh mich an, zerbrich Dein Leimfutteral
Mit Deiner Blicke verſöhnlichem Strahl!

Mephiſt. (leiſe.)

Hocus pocus fidelfax!
Fitzliputzli heil' mich ſtracks!

Mehl.

Er ſtehet!

Pech.

Welch Wunder!

Zwirn.

Ein Herenmeiſter!

Tyll.

Fitzliputzli verſteht ſich auf Leim und Kleiſter!

Mephiſt.

Allerdings, ich kann heren, verwünſchte Hundsfötter!
Hol' Eure Späße das Donnerwetter!
Ich bin kein alberner Vetter Michel!
Ich haſſe ſogar entferntes Geſtichel,
Und Ihr wollt mich hinten und vorne zupfen!
Soll ich Euch dafur die Haare rupfen? —
Nun, ich weiß es, mit einer Schellenkappe
Verträgt ſich eine mäßige Schlappe;
Ich will es Euch alſo nicht verübeln
Und nicht aus Rachſucht Euch dafür zwiebeln.
Aber Ihr dürft es mir ſicher glauben,
Ich könnte Euch gewaltiglich ſchrauben!
Ich hab' etwas ſchwarze Kunſt profitirt,
Womit man die Leutchen cujonirt.
Das könnt' ich Euch handgreiflich beweiſen,
Ihr ſolltet die Glotzen wie Thore aufreißen!

Faust (zu Pesa).

Nun spannt er erst seine Verführungssegel,
Bisher da schoben sie mit ihm Kegel!

Tyll.

Du machst mit Deiner Kunst so viel Lärmen,
Als knurrt' es Dir stark in den Gedärmen!
Mein edelster Schwarzkunsteingeweihter,
So prahlte schon mancher Beutelschneider!

Mephist.

Ein kleines Beispiel! Verlanget das Beste!
Ich bewirthe Euch als meine Gäste.

Mehl.

O göttlicher Narr, ein Faß Burgunder!

Zwirn.

Vom besten Jahrgang!

Mephist.

(Stampft murmelnd auf den Boden: ein Faß steigt hervor.)

Da liegt der Plunder!

Mehl.

Gott straf' mich! Ei!

Zwirn.

Himmlischstes aller Wunder!

Mephist.

Nun zaudert nicht lange und zapfet Euch ein!

Mehl.

Zapfen hin, Zapfen her! 's wird wohl leer sein!

Mephist.

Ich sage: zapft! Und schmeckt es Euch nicht,
So nennt mich den niederträchtigsten Wicht!
Nur, verjeht ihn nicht absichtlich auf die Kleider,
Sonst brennt er Euch wie Feuer leider!

Mehl.

Wer möchte so ochsig, so hündisch handeln,
Sein Wamms in eine Gurgel zu verwandeln? —
Mich sollen frühstücken die Menschenfresser,
Schmeckte mir je ein Weinchen besser!

Zwirn.

Ob ich's wohl wage? O Durst! o Qual!
Wohlan, ich sterbe ja nur einmal!

Mephist.

Beliebt's, Meister Holbein? Zu, Schuster! Herr Ritter!
Trinkt, Doctor! Ich bin kein Leichenbitter,
Ich mache keinen langen Sermon,
Meine Waaren loben von selber sich schon!

Pech.

Der Schulmeister sagt' es mir schon als Knaben,
Der Wein gehörte zu Gottes Gaben;
Todtsünde wär' es, sie zu verschmähen!
(trinkt.)
Ah! — Ob das wohl heut' oder morgen ist geschehen?

Mephist.

He, Meister, wollt Ihr die Trinkschule schwänzen?
Traut Ihr nicht? Soll ich Euch etwa credenzen?
Bei meiner Pritsche, dies Lustkrüglein
Ist Dir heilsamer, als alle Brustkrüglein!

Mehl.

Das liebe heil'ge röm'sche Reich
Wie hält's nur noch zusammen?
Man schlachtet sich die Schafe gleich,
Sobald sie nicht mehr lammen!
Das siehet der Verstand nicht ein,
Das lehrt allein uns edler Wein!

Geſellen.

Laßt uns den Verſtand verſaufen!
Wozu iſt er nuß?
Laßt den alten Schulfuchs laufen,
Sauft Euch Mutterwitz!

Mehl.

Wie kommt es, liebe Chriſtenheit
Im heil'gen röm'ſchen Reiche,
Du ſchreieſt über ſchlechte Zeit
Und maſeſt faule Bauche?
Das ſiehet der Verſtand nicht ein,
Das lehrt allein uns edler Wein!

Geſellen.

Laßt uns den Verſtand verſaufen!
Wozu iſt er nüz?
Laßt den alten Schulfuchs laufen
Sauft Euch Mutterwitz!

Fauſt.

Ich rath' es, Ihr liebt ein verſtändiges Wort
Und verachtet dergleichen Ergötzungen dort;
Es giebt eine Freude für edele Seelen,
Die wird nicht begriffen von durſtigen Kehlen;
Es iſt die Freude, im Wechſelgeſpräch
Zu wandeln hoher Betrachtung Weg.

Tyll.

Leider giebt es mehr durſtige Kehlen,
Die ſich verſteh'n, als edele Seelen!

Mehl.

O Chriſtenheit, o Chriſtenheit
Im heil'gen röm'ſchen Reiche,
Verſauf' dir deine ſchlechte Zeit,
Sonſt geht's mit dir zur Neige!

Das ſiehet der Verſtand nicht ein,
Das lehrt allein uns edler Wein.

Geſellen.

Laßt uns den Verſtand verſaufen!
Wozu iſt er nütz?
Laßt den alten Schulfuchs laufen,
Sauft Euch Mutterwitz!

Poſa (zu Tyll).

Dies tiefgedachte, inhaltſchwere Wort
Erwecket meines Geiſtes Sturmaccord!
In gleichgeſinnter Edlen Bund zu handeln, —

Fauſt.

Mit ihnen der Betrachtung Weg zu wandeln,

Tyll.

Das, meint Ihr ſehr richtig, iſt Luſt und Ziel;
Doch giebt es der Mißverſtändniſſe viel!

Poſa.

Darüber muß man, wie der Fels im Meere,
So wie das Tagsgeſtirn in ſeiner Sphäre
Erhaben ſtehn!

Fauſt.

Das wandelt im Hellen,
Indeſſen tief unten es Hunde anbellen!

Tyll.

Seid Ihr Edlen Euch ſo zu verſtehen gewohnt?
Ihr ſprecht von der Sonne und Ihr von dem Mond?

Fauſt.

Spracht Ihr: Tagsgeſtirn? Ich verſtand Nachtgeſtirn!

Poſa.

Es wird mir bang um Euer Ohr und Hirn!

Faust.

Ihr sprecht das Deutsche öfters wie Spanisch,
Besonders G und Ch recht satanisch!

Tyll.

Ach, Ihr Edlen, es giebt noch schlimmere Störungen,
Z. B. des zornigen Blutes Empörungen,
— He, Mehl! Gieb mir doch auch einen Humpen! —
Wie steht's dann mit Sternen und Felsenklumpen?
Bleibt Ihr auch dann noch ruhig erhaben?

Mehl.

Da, Meister! 's wird kannibalisch Dich laben!

Faust.

Der Mann, der ernstlich Wahrheit will erkunden,
Hat des Blutes Wallungen überwunden.

Posa.

Wer sich die Tugend hat zum Ziel erkoren
Und ihr bis in den Tod sich hat verschworen,
Dem, einem Heil'gen, weichet Gluth und Fluth
Und vor ihm krümmt sich wie Gewürm das Blut.

Tyll.

Die Salbungsrede gereicht Euch zum Lobe;
Doch verzeiht! (Er begießt Beide mit Wein.)
Ich lobe mir stets die Probe!

Faust.

Feuer! Es brennt!

Posa.

Schafft Wasser her!

Tyll.

Da stehen die Edlen wie ein Fels im Meer!

Fauſt.

Es trickelt! Der Schurke!

Poſa.

Ich bohr' ihn nieder!

Mephiſt.

Hahaha, ſachte! ſachte! Ich löſche ſchon wieder!

Tyll.

Hm! wie ſteht's denn mit Eurem irdiſchen Blut?

Fauſt.

Dreckklumpen Du!

Poſa.

Ich bebe faſt vor Wuth!
Mach Deine Rechnung mit dem Himmel, Schuft!
Fort mußt Du! Fort!

Mephiſt.

Halt, ſchöpfet erſt Luft!
Beſinnt Euch, Doctor! Beſinnt Euch, Marquis!
Und ſchlachtet ihn nicht, wie ein liebes Vieh!
Die Zeit iſt vorbei zu Schlachten und Prügeln;
Ich ſelber knirſchte, und ließ mich doch ſtriegeln!

Fauſt.

Es iſt wahr, Herr Ritter, wir müſſen uns ſchämen,
Daß wir dem Schlingel Etwas übel nehmen!

Poſa.

Wenn frei der Koth Erhab'nes darf beſpei'n,
So droht des Heldenthums Ruin herein!

Tyll.

Und ſchreien über Koth die Helden ſich heiſer,
So lob' ich mir lieber die Puppenkaiſer,
Die handeln vortrefflich und mäuschenſtumm,
Ein And'rer macht für ſie das Tugendgebrumm'!

Fauſt.

Du behandelſt Deine Gäſte ſehr fein!

Trll.

Ei, ſagt mir doch, wer lud Euch denn ein?

Mephiſt.

Verſöhnt Euch! Laßt das dumme Salbadern
Und pumpt Euch ſo (Saugeſius) Tugendfeuer in die Adern!
Wenn Ihr das ſchlechterdings nicht wollt,
Gut! — Meiſter, ſeht dieſen Beutel mit Gold!
Er wird nie leer, verſteht ſich auf's Hecken;
Da! Nehmt ihn! Gebraucht ihn zu tugendlichen Zwecken!
Ihr mögt aus der Gabe die Freunde erkennen,
Die ſich nicht aus Verſtellung ſo nennen!

Trll.

Ich nehm' ihn. Geſellen, he, ſeht dieſen Beutel!
Nicht wahr, ohne Gold iſt doch Alles eitel!

Mehl. / Zwirn. / Pech. } Ja wohl! Ja wohl! { Nur den Wein / Nur den Galgen / Nur die Bibel } ausgenommen!

Mehl. / Zwirn. / Pech. } Und auch { dieſer / dieſem / dieſe } läßt ſich für Gold { bekommen. / entkommen. / bekommen. }

Trll.

Nun wißt, daß der Beutel voll Goldes ſteckt,
Welches ſich ſelber wie Froſchlaich heckt!

Mehl. / Zwirn. / Pech. } Heil, dreimal Heil, dem { weinſeligen / galgenfreien / bibliſchen } Beutel!

Mehl. / Zwirn. / Pech. } Ohne Gold und { Wein / Galgen / Bibel } iſt Alles eitel!

Mephiſt.

Was der verwünſchte Bengel nur ſinnt?
Ich witt're, er macht uns wieder Wind!

Tyll.

Was meint Ihr von dem, der den Beutel empfängt?

Mehl. / Zwirn. / Pech. — Heil! — ihm wird der Wein in Tonnen geſchenkt! / er wird am Galgen nimmer gehängt! / er wird mit Bibeln und Wein beſchenkt!

Tyll.

Ihr ſeid enthuſiaſtiſche Kenner!
Was meint Ihr zu dem, der ihn gicbt, Eurem Gönner!

Mehl. / Zwirn. / Pech. — Dreimal Heil dem — Erneuer der Gratisſchenken! / Befreier vom Galgen und Henken! / Verleiher von Himmelsgeſchenken!

Tyll.

Wohlan, ſo erfahrt zu der Wahrheit Steuer:
Der Geber ſteht da und der Beutel iſt Euer!

Geſellen.

Heil!

Tyll.

Stille, Schreihälſe, brüllt nicht zu früh!
Im Leben giebt es Nichts ohne Müh';
Wir können den Heckebeutel nicht zerſtücken,
Er kann nur Einen von Euch beglücken;
Ich möchte ihn gern dem Würdigſten geben
Und da bleib' ich leider am Zweifel kleben!
Ihr ſeid in Eurer Art ſo vorzüglich,
Daß ich mich nicht entſchließen kann füglich;
Eure Tugenden kommen nie überein
Außer im Saufen und Vivatſchrei'n;

Doch die erste Tugend ist Dankbarkeit,
Deren Beweis dem Empfänger die Pflicht gebeut:
Dem geb' ich den Beutel, der nicht länger schwankt
Und dem Geber dort dafür am brünstigsten dankt.

Mehl.

O göttlichster Hofnarr, Muster der Schenken!

Zwirn.

Ich küsse Dich, würdigster Todfeind vom Henken!

Pech.

An mein Herz, Du Freund von Himmelsgeschenken!

Mehl.

An meine Brust! Weg! (stößt die Andern weg.)

Mephist. (reißt sich los.)

Verschont mir die Nippen!

Zwirn.

O, laß mich Galgenbefreiung nippen!

Pech.

Ich küss', ich besohle Dir umsonst die Schuhe!

Zwirn.

Ich schneid're Dir Hosen!

Mephist.

Laßt mich in Ruhe!

Mehl.

Platz da! Ich muß an mein Herze ihn pressen!
Ich danke, ich presse, ich lieb Dich zum Fressen!

Mephist.

Au, au! Meine Knochen! Ich ersticke! O weh!
(sich losreißend und entspringend.)
Da spiele der Henker den Narren! Adjeh! (ab.)

Tyll.

Ihm nach! Verfolgt ihn mit Dankbarkeit!

Gesellen.

Ihm nach! Wir folgen, wär's meilenweit! (ab.)

Tyll (zu Faust und Pesa).

Hier sind noch einige Feuerreste,
Ihr könnt sie genießen als letzte Gäste!

Faust.

Wir gehen! Erspare Dir alle Mühe!

(Faust und Pesa gehen ab.)

Tyll.

Nur schnell! Sonst gieß ich auf's Rindfleisch die Brühe!
Du dummer Teufel wirst an mich denken
Und mir nimmer wieder Heckebeutel schenken!
Was beginn' ich damit? Hm, geb' ich ihn den Armen!
Das wäre ein teufelart'ges Erbarmen!
Ich kenn' einen Fürsten, der die Unterthanen drückt
Und ihnen das Geld aus dem Leibe zwickt;
Ihm sei er verliehen, um ihn zu strafen!
Er besteuert dann auch wen'ger die Sklaven! (ab.)

Zweite Scene.

Ein freier Platz im Volksgarten; im Hintergrunde rechts und links die Oeffnung in einen Laubengang; in der Mitte des Hintergrundes eine Rosenhecke.

Vierter Auftritt.

Mephistopheles; dann Faust und Posa.

Mephist. (kommend.)

Bei meiner Großmutter, ein schlechter Schwank!
Die Lümmel erdrückten mich fast vor Dank!
Nun mögen sie in dem Keller dort sitzen,
Daß sie vor Angst und Dankbarkeit schwitzen!
Der Tyll ist einer der pfiffigsten Racker,
Ein wahrer Teufelsschinder und Placker!
Ich habe ihn schon bis hierher im Magen!
Wollt' ich dem Alten nicht ein Schnippchen schlagen,
So ließ ich ihn laufen in aller Stille;
Denn er wächst unter Tritten, wie die Camille.

Posa (tritt auf).

Auf Ehre! Höll' und Himmel! So betrogen!

Mephist.

Seid doch nicht wie ein Wollsack verwogen!

Faust (tritt auf).

Ah, Mephistophel! Wie bist Du entwischt?

Mephist.

Wie unter den Händen lustiger Gischt!

Ich lockte den Packan, den Beter und Beller,
Hinter mir her in einen Keller,
Schmiß die Thür zu, indem ich durch das Schlüsselloch
Wieder zurück in's Freie kroch!

Posa.

Hat Dich der Wurm von Narren nicht erblickt?

Mephist.

O ja, bald hätt' er mich wieder gezwickt!
Da verwandelte ich mich flugs in ein Mädchen,
In das für ihn närrisch gewordene Käthchen;
Und lud ihn, ziemlich verblümt und fein,
Hierher in den Garten zum Stelldichein.

Posa.

Und wollt' er kommen oder drauf verzichten?

Mephist.

Er sagte, er müßte erst Etwas verrichten.

Posa.

Er kommt?

Mephist.

Und das paßt zu unserm Project!
Wie Ihr wißt, hab' ich Käthchen schon früher gesteckt,
Toll ist in sie vernarrt bis zum Sterben
Und wolle hier förmlich um sie werben.

Posa.

Was brauchst Du Weiber? Hast Du nicht schon Helfer?

Mephist.

Was Ihr nur wollt mit Eurem Gehelfer!
Ein üppiges Weib schafft mir mehr Vasallen,
Als meine und Eure künstlichsten Fallen.
Einst sagt es der größte Lotermann:
„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“

Seht, das iſt ein Fehler! Wir ſind leider Mannſen!
Drum ſpielt mit uns Toll, wie mit Töffeln und Hanſen.
Wißt Ihr was? Ich will Euch zu Weibſen machen!

Fauſt.

Deine Pläne ſind zum Weinen oder Lachen!

Poſa.

Kennſt Du den Werth der Mannheit nicht, Eunuch?

Mephiſt.

Thut nur nicht ſo dick auf Euren Bocksgeruch!
Wahrhaftig, ich muß Euch zu Weibſen verwandeln!

Poſa.

Wie dürft' ich Dich, o Männlichkeit, verhandeln!
Wozu ſo fader, nied'rer Mummenſchanz?

Mephiſt.

Ihr fürchtet doch Nichts für Euren Kranz?

Fauſt.

Wie, ſollen wir ſchlechte Weibsbilder ſpielen?

Mephiſt.

Keineswegs, wohin ſollte das zielen?
Ich verwandle Euch ein'ge Minuten in Käthchen;
Auf Ehre, als ein ſo küßliches Mädchen
Könnt Ihr ihn alles Mögliche lehren
Und zu Eurer dümmſten Meinung bekehren!

Fauſt.

Du vergißt, daß Käthchen ſo eben will kommen;
Da wird ja dem Toll alle Täuſchung benommen!

Mephiſt.

Ihr ſeid für Intriguen viel zu gelehrt;
Grade dadurch wird die Täuſchung vermehrt!
Denn das beſtärkt ihn ja in der Meinung,
Daß Ihr's wirklich ſeid und keine Erſcheinung.

Erſt laſſen wir das Pärchen ein Weilchen ſchwatzen
Und mit einander ſpielen wie junge Katzen:
Plötzlich fahr' ich als Kaiſer dazwiſchen,
Daß ſie einzeln zerſprengt ſich laſſen erwiſchen;
Dann ſucht Ihr ihn, Doctor, als Käthchen auf
Und acht ihm Eure Weisheit in Kauf,
Während ich ſelber, verwandelt in Tyll,
Jungfer Käthchen etwas bearbeiten will!
Seid Ihr fertig, ſo fahr' ich wieder dazwiſchen
Und dann mag der Ritter als Käthchen ihn fiſchen
Und ihm ſeinen Liberalismus auftiſchen!
Ich bewund're mich! Das muß reüſſiren,
Indem wir nur ganz behaglich promeniren!

Fauſt.

Wenn ſie ſich aber Beide ſähen?

Mephiſt.

Das ſei meine Sorge, es ſoll nicht geſchehen!

Fauſt.

Dort kommen ſie ſchon!

Mephiſt.

So laßt uns flüchten!
Ich will Euch noch ein wenig unterrichten.

(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Tyll und Käthchen (an Tyll's Arme). Später: Mephiſtopheles, jedoch außerhalb der Scene.

Käthchen.

Mein hoher Herr, ach, wolle nicht ſcherzen!
Du kennſt ja recht gut die Sprache der Herzen!

Tyll.

Woher weißt Du denn das, mein Zuckerplätzchen?
Du thust ja, als wärst Du mein altes Schätzchen!

Käthchen.

Woher ich das weiß? Ich weiß es!

Tyll.

Nun sprich!

Käthchen.

Als wenn Du's nicht wüßtest!

Tyll.

Wo sahest Du mich?

Käthchen.

Ach ach!

Tyll.

So sprich doch!

Käthchen.

Du weißt es ja auch!

Tyll.

Ich? Nein.

Käthchen.

Ja Du!

Tyll.

Ich?

Käthchen.

Du schlägst auf den Strauch!

Tyll.

Nein, Du!

Käthchen.

O freilich!

Tyll.

Du Träumerin!

Käthchen.

Mein hoher Herr!

Tyll.

Weißt Du denn, wer ich bin?

Käthchen.

Du? Ja!

Tyll.

Warum auch nicht! Wiſſen's doch Alle,
Daß Holbein malt in der Ahnenhalle!

Käthchen.

Ei, Du Schelm!

Tyll.

Wie ſo?

Käthchen.

Du heißeſt ja Tyll
Und nicht Holbein!

Tyll.

Du kleine Fee, ſei ſtill!
Das haſt Du doch keinem Andern geſagt?

Käthchen.

Es hat mich noch Niemand darnach gefragt.

Tyll.

Jetzt merk' ich, Du haſt mir etwas Bekanntes,
Ich glaube gar etwas Landesverwandtes!
Du biſt eine Magdeburgerin?

Käthchen.

Du weißt ja, daß ich aus Heilbronn bin!
Mein Vater Theobald Friedeborn,
Der Waffenſchmied, wohnet am Markte vorn.

Tyll.

Aber, Kind, wie biſt Du nach Wien gekommen?

Käthchen.

Ich bin gelaufen, geklettert, geſchwommen!
Gradaus über Auen, Berge und Fluſſe!

Tyll.

Und beſiegteſt alle dieſe Hinderniſſe,

Um an dem prächtigen Kaiserhofe
Zu spielen eine niedliche Zofe?

Käthchen.

Mein hoher Herr, wie verkennest Du mich!
Ich sah unterweges nur Dich, nur Dich!

Tyll.

Mein Eichkätzchen!

Käthchen.

Ach von da, von da,
Wo ich Dich auf der grünen Wiese sah,
War alle meine Ruhe dahin!
Du schwebtest mir vor dem inneren Sinn!
Nicht kehrt' ich heim in des Vaters Haus,
Es zog mich in die Ferne hinaus,
Es hieß mich die steilsten Gebirge erklimmen,
Es hieß mich reißende Ströme durchschwimmen,
Frug nicht, ob ich klimmen und schwimmen könnte?
Und es trugen mich gnädig die Elemente!

Tyll.

Und nun, mein reizendes Kammerkätzchen,
Nun willst Du mich heiern! nicht wahr, mein Schätzchen?

Käthchen.

Ach geh!

Tyll.

Nun freilich!

Käthchen.

Heiern?

Tyll.

Ganz recht!

Käthchen.

Will Dir dienen wie der niedrigste Knecht!

Tyll.

Ich bin Vater von zehn unehlichen Kindern.

Käthchen.

Soll mich das in Deinem Dienſte hindern?

Tyll.

Ich habe auch bereits eine Frau.

Käthchen.

Du?

Tyll.

Ja.

Käthchen.

Nein!

Tyll.

Warum nicht?

Käthchen.

Ei, ſchau!

Tyll.

Nun, was denn?

Käthchen.

Ich kann ſticken und nähen,
Weben, waſchen und kochen: ich will ihr beiſtehen!

Tyll.

Aber —

Käthchen.

Mein hoher Herr!

Tyll.

Ich dächte,
Wenn ich zurück zum Vater Dich brächte,
Das wär' das Gerathenſte!

Käthchen.

Himmel, o nein!
Lieber will ich lebendig begraben ſein!

Tyll.

Weißt Du auch, daß ein Narr mit Dir ſpricht?

Käthchen.

Du biſt mein Herr! Ein Narr aber nicht!

Till.

Hör', Käthchen, iß mir nicht Schiefer und Leder
Und Kohlen und Kalk; und keine Feder!
Sonst würdeſt Du todtkrank zu Bette liegen,
Ja, ja, Du würdeſt die Bleichſucht kriegen!

Käthchen.

Ich wollt', ich läg' auf dem Sterbebette,
Wenn ich nur Dich zum Arzte hätte!

Till.

Mein Kind, ich verſtehe mich ſchlecht auf Curiren,
Ich weiß nur ein Mittel, nämlich: Laxiren!

Käthchen.

O Gott, ich umklammere Deine Füße,
Sei mit mir, wie auf der grünen Wieſe!

Till.

Ja, die Kühe hab' ich da öfters bewundert!
Vergleicht man auch noch ſo viele Hundert,
— Wer hätt' den Inſtinkt ihnen zugetraut? —
Sie lieben ſämmtlich daſſelbe Kraut;
Beſonders den milchbeförderlichen Klee;
Ohne den thut es ihnen überall weh,
Indeß ihre Euter zuſammenwelken;
Daher kömmt es, daß ſie oft ſo ſehnſüchtig bölken!

Käthchen.

Ich ſterbe! Mir ſchwindelt!

Till.

Mein treu lieb Kind!
Verzeih! Verzeih! Das war ja nur Wind!
Erzähle mir von Deiner grünen Wieſe!

Käthchen.

Ach, da war's, wie im Paradieſe!
Da ſah ich zuerſt meines Herren Bild
Und es dahlte mit mir gar lieblichmild!

Unter dem Hohlunderſtrauch hab' ich es geſchaut,
Wo der Zeiſig ſein Neſt gebaut.

Tyll.

Träumt' ich nicht jüngſt — es klingt mir wie Sage! —
Von einer Prinzeſſin am hellen Tage?

Käthchen.

Mein hoher Herr?

Tyll.

Horch!

Mephiſt.

(mit des Kaiſers Stimme; außerhalb der Scene.)

Verſteht! Ein Liebespaar!
Wir haſſen Liebeleien! Nehmt Ihr's wahr,
Trabanten, dann, bei Eures Haupts Gefahr —

Tyll.

Der Kaiſer!

Käthchen.

Was weiter?

Mephiſt.

Dann haltet's an!
Verſteht Ihr, Beide! Dirne und Galan!

Käthchen.

Wir ſind ja kein Paar, ſobald wir uns trennen!

(links ab.)

Tyll.

Warum? So bleib' doch! Vor wem mußt Du rennen?

(ihr nach, links ab.)

Sechster Auftritt.

Mephistopheles, Faust, Posa, Tyll und Käthchen kommen und gehen abwechselnd.

(Mephist. und Posa treten rechts auf.)

Mephist.

Seht Ihr? Ich habe sie richtig zerstreut!
Das ist ein Jubel der Hölle heut!
Stellt Euch hier hinter das Gesträuch,
Da sehet Ihr Alle und Keiner sieht Euch!
Hahaha! Der Doctor hat Tyll'n schon erwischt!
Bald hab' ich als Tyll mir Käthchen gefischt!

(links ab.)

(Tyll und Faust, als Käthchen, treten rechts auf.)

Faust.

Das Vorurtheil hält uns ewig umschlungen!
So hat es mich eben zur Flucht gezwungen;
Nur höhern Geistern ist es beschieden,
Erhaben darüber zu finden den Frieden!

Tyll.

Du scheinst mir schon ziemlich weit vorgeschritten!
Was hältst Du denn von jungfräulichen Sitten,
Z. B. von der, daß die Mädchen es scheu'n,
Mit fremden Männern allein zu sein?

Faust.

Ein Vorurtheil, Theurer! Ein fades! Ein leeres!
Indessen, das verzeihlichste wär' es,
Wenn wir uns nur von den größern befreiten,
Auf denen wir, wie auf Steckenpferden, reiten;

Das größte Vorurtheil aber iſt das,
Als gäb' es außer der Vernunft Etwas!

Tyll.

Warum warf Dich das Schickſal unter die Zofen?
Du biſt berufen zum neu'ſten Philoſophen!

(Beide links ab.)

Poſa (hinter der Rosenhecke).

Wer ſucht den Schulfuchs in der friſchen Dirne
Und ſtaub'ge Weisheit unter ihrer Stirne?
Ah, ſtill! Der Teufel mit der Käthe, ſieh!
Wen der erſt faßt, verläßt er ewig nie!

(Mephiſtopheles, als Tell, und Käthchen treten rechts auf.)

Mephiſt.

Ich wollte Dir's längſt erklären, ich Narr!
Doch ſtets bekam ich Gicht und Katarrh,
Wenn ich mich zum Sprechen beſchickte
Und mich zur Liebeserklärung bückte! —
Du einziger Engel, Du Lilienſtengel,
Erhaben über alle möglichen Mängel,
Meine Göttin (ach, ich kann nicht mehr ſteigern!)
Sprich, könnteſt Du mir wohl Etwas verweigern?

Käthchen.

Mein hoher Herr, ich heiße das Käthchen,
Bin nur ein ſchlichtes, einfältiges Mädchen!
Man ſagt, ich habe kein häßlich Geſicht,
Eine Göttin bin ich aber lange noch nicht!
Wenn Du mich ſo preiſeſt über die Maßen,
Werd' ich roth und denk': willſt über mich ſpaßen!

Mephiſt.

Gieb mir ein Schmätzchen, Du Zuckerſüße,
Wie kürzlich im Traum auf der grünen Wieſe!

Käthchen.

Du küſſeſt ganz anders! Mir wird vor Dir graulich!

Mephiſt.

Sie wittert den Teufel und küßt recht erbaulich!

(Beide links ab.)

Poſa.

Die arme Maid! Wer mag es ihr verdenken?
Ihr bläſt die Luſt in Adern und Gelenken!
Wenn ich nachher in ihrem Körper ſitze,
Ich fürchte ſehr, daß ich gewaltig ſchwitze!

(Fauſt, als Käthchen, und Tyll treten rechts auf.)

Fauſt.

So leihſt Du mir denn ein williges Ohr?

Tyll.

Das willigſte, Jungfer, nimm mich nur vor!
Sag mir vor Allem, was Wahrheit iſt?
Sonſt bleib' ich ſitzen auf dem Miſt,
Während Du in den Himmel fährſt
Und über die Sterne lehrſt und mährſt.

Fauſt.

Wie kannſt Du ohne der Lehrjahre Brücke
An einer einzigen Frage Krücke
Den breiten Strom — ich nenne ihn Schein —
Ueberſpringen zum wahren Sein?

Tyll.

Du biſt eine Spröde von erſter Größe
Und giebſt Dir höchſtens des Nachts eine Blöße!
Indeſſen, Deine Jungferſchaft in Ehren,
Was kannſt Du mir denn für Bürgſchaft gewähren,
Daß man auch wirklich bei Dir trifft,
Wornach der Menſch, wie Columbus, ſchifft?

Fauſt.

Du darfſt nicht am Zweifel und Mißtrauen kleben,
Sondern mußt Dich bei mir in die Lehre geben.

(Beide links ab.)

Poſa.

Der Federfuchſer dünkt ſich klug, wie Gott,
Und brächte wohl den Narren gern in Trott;
Doch ſo verroſtet ſind ihm ſeine Sporen,
Daß ſie nicht haften an dem Fell des Thoren.

(Mephiſtopheles, als Tyll, und Käthchen treten rechts auf.)

Mephiſt.

Was man doch unter Sträuchen ſchaut,
Wo der Zeiſig ſein Neſt gebaut!
Haſt Du nicht auch zufällig vernommen,
Woher denn eigentlich die Menſchen kommen?

Käthchen.

O, das hab' ich ja lange ſchon gewußt!

Mephiſt.

Woher denn, meine einzige Luſt?

Käthchen.

Das hat die Mariane mir geſagt.

Mephiſt.

Wer iſt denn das?

Käthchen.

Unſere alte Magd!

Mephiſt.

Und die wußt' es! Wer hat es denn der beigebracht?

Käthchen.

Darnach hab' ich nicht zu fragen gedacht.

Mephiſt.

Was ſagte Dir denn Mariane, mein Herz?

Käthchen.

Ach geh', Du weißt es!

Mephiſt.

Nein, ohne Scherz!

Käthchen.

Sieh, es giebt in der Welt einen großen Teich,
Darauf ſchwimmen Kindlein, wie Linſen und Laich!
Wen nun die Klapperſtörche lieben vor Allen,
Dem laſſen ſie eins durch den Schornſtein fallen.

Mephiſt.

Das iſt dummes Zeug, ganz dummes Gemähre!
Ich will Dir's genauer erzählen, auf Ehre!

Käthchen.

Ich glaube der Mariane aufs Wort!

Mephiſt.

Die Störche zieh'n doch im Winter fort!
Und es regnet doch Kinder im ganzen Jahr!

Käthchen.

Das muß ich der Mariane ſagen, 's iſt wahr!

(Beide links ab.)

Poſa.

Der Himmel lächelt luſtig weiter fort,
Ob dieſer heil'gen Einfalt Seelenmord!
Ort, ſchnödſter Ort, woher die Menſchheit ſtammt,
Du haſt auch mich zu Frevelthat verdammt!

(Fauſt, als Käthchen, und Tyll treten rechts auf.)

Fauſt.

Ohne erſt lange umherzuſchweifen,
Mußt Du, Theurer, zunächſt den Satz begreifen,

Daß nur das Vernünftige wirklich ſei,
Alles Uebrige nur Sinnenſpielerei;
Und daß das Wirkliche ſeinerſeits
Auch das Vernünftige ſei bereits.

Tyll.

Ein verwünſchter Satz! Ein Satz der Sätze!
Eine wirkliche Vernunftsjagdhetze!
Wie ein Keſſeltreiben ſo rund und zirklich!
Was meinſt Du, iſt eine Wurſt wohl wirklich?

Fauſt.

Dergleichen Fragen laß doch künftig!
Frag Dich, Lieber, iſt eine Wurſt wohl vernünftig?

Tyll.

Nimmermehr, ſo wenig, als Schinken und Schmalz!
Alſo ſtak ich im Irrthum bis an den Hals?
Ich war von jeher auf Würſte verſeſſen
Und ich Schafskopf habe nur Schatten gefreſſen!
Drum krieg' ich auch immer neuen Appetit,
Weil die Wurſt deſertirt aus dem Magengebiet!
Natürlich, die Mutter der Wurſt, das Schwein,
Kann eben ſo wenig wirklich ſein;
Und überhaupt alles Fleiſch und Bein
Iſt alſo nur Dunſt und Schatten und Schein!

Fauſt.

Du folgerſt, Geliebter, im Scherze ſelbſt richtig;
Alles Unvernünft'ge iſt wirklich nichtig.

Tyll.

Dann, Geliebte, muß ich erſt Proben ſehen:
Erlaube, ich trete Dich auf die Zehen!

Fauſt.

O weh, meine Zehen! O weh, o weh!

Tyll.

Du haſt ja keine wirkliche Zeh'? (Beide links ab.)

Poſa.

Dem alten Grübeler geſchieht ganz recht,
Die Strafe treffe jeden Bücherknecht!
Ganz anders will ich dieſen Schalk belehren,
Ich dächte, daß ſie endlich fertig wären!

Mephiſt. (tritt rechts auf.)

Da mag ich in Tauben und Lämmer kriechen,
Ich wette, daß mich die Mädchen riechen!
Ein ander Mal muß ich mich pomadiſiren,
Wenn ich ſolch ſpürnäſig Ding will verführen!
Nun, Ritter, wie ſteht denn mit Fauſt die Affaire?

Poſa.

Sie bringt ihm wahrlich keine große Ehre!
Denn, als er eben war im beſten Krähn,
Da trat der Narr ihn lachend auf die Zehn.
Wie ſteht's mit Eurer?

Mephiſt.

Uebel und ſchief!
Es ward ihr zu graulich! Sie weinte und — lief.
Kommt, Ritter! Ihr ſollt mit dem Narren Euch messen!
Der Doctor iſt ſteif; er hat viel geſeſſen.

(Beide links ab.)

Tyll (tritt rechts auf).

Traun Einer den Mädchen! Ich frage, wer hätte
Eine Philoſophin und eine Kokette
In dieſem jungen Dinge erſpürt?
Ich habe ſie dafür auch angeführt!
Welch Spaß, daß Weiße vorüberkam
Und ſie mit ſich fort in das Narrenhaus nahm!

Poſa (als Käthchen, tritt rechts auf).

Geliebter! Ich muß Dich noch einmal ſprechen,
Sonſt würde vor Reue das Herz mir brechen!

Es trieb mich die Laune, mit Dir zu ſpaßen,
Dich zu beläſt'gen mit gelehrten Phraſen
Und Philoſophie vor Dir auszukramen,
Wie ſie gar nicht ziemet für edele Damen.

Tyll.

Wie haſt Du Dich aber des Mannes entledigt,
Dem Du vorhin Dein Syſtem gepredigt?

Poſa.

Ach, das iſt ja nicht mein Syſtem!

Tyll.

Drum ward Dir der Kerl etwas unbequem?

Poſa.

Wie geſagt, die Reue ließ mir nicht Ruh!

Tyll (für ſich).

Hab' Acht! Das geht hier nicht richtig zu!

Poſa.

Die Reue, daß ich mich vor Dir verſtellt!
Verſtellung regieret leider die Welt!
Und warum? Weil die göttliche Freiheit ihr fehlt,
Welche allein uns mit Gradheit beſeelt;
Sie allein erhebt uns zur Menſchenwürde
Und nimmt gnädig von uns die Sklavenbürde,
Sie erzieht uns zu Helden und Göttern der Erde,
Mit freier, lächelnder Triumphgeberde!

Tyll.

Das läßt ſich leidlich genug anhören;
Drum will ich Dich nicht mit der Frage ſtören,
Was denn ſo eigentlich Freiheit ſei?
Die Antwort darauf iſt Dir Spielerei.

Poſa.

Es iſt der Naturſtand des Menſchengeſchlechtes,
Im Vollbeſitz angebor'nen Rechtes,

Wo es, von spät'rer Satzung nicht beengt,
Auf das eigene Wohl seine Kräfte lenkt.

Tyll.

Beneidest Du nicht alsdann die Fliegen,
Die sich in diesem Naturstande wiegen?
Sie fragen den Henker nach späterer Satzung
Und suchen sich frei die köstlichste Atzung!
O, wunderselige Tellerlecker,
Genialc Wand- und Wäschebedrecker,
Im Vollbesitz angeborner Rechte,
Erhaben über Menschengemächte,
Ihr schmauset und zecht überall und tanzt,
Indessen Ihr Eure Familie fortpflanzt!
Ha! wir Sklaven zögern, Euch nachzuahmen?
Auf, auf, zum Naturstand, Herren und Damen!
Was sollen uns die beengenden Kleider,
Die Satzung der Mode, Gemächte der Schneider?
Herab mit den Hülsen, zeigt Euch, ihr Rosen!
Auch ich ziehe ab die tyrannischen Hosen!
Ich gehe in den Naturstand über,
Da hast Du zum Beweis' einen Nasenstüber!

Posa.

Ha, Frevler, Du fällst in die Tyrannei!

Tyll.

Philisterdirne, schweig! Ich bin frei!
Im angeborenen Rechtsvollbesitze
Schalt' ich frei mit jeglicher Nasenspitze!

Posa.

Es lebe die Frauenemancipation!
Hier hast Du eine Schelle zum Lohn!

Tyll (ausbeugend).

Da mußt Du erſt beſſer ohrfeigen lernen!

Poſa.

Meine Rache folgt Dir bis zu den Sternen!
Ha, feige Memme! Du hältſt nicht Stand?

Tyll.

Zum Duell? Nein, nein! ich bin zu galant!
(lauft rechts ab; Poſa ihm nach.)

Mephiſt. (tritt links auf.)

Haha, was ſich liebet, das neckt ſich auch!
Der beſte Pelz iſt weich und doch rauch.
Welch' ſchöne Zeit, wo man aus Liebe ſich neckt
Und ſich zuweilen eine Maulſchelle ſteckt!
Sie entfliehet zu fruh, wie ein ſüßer Traum;
Wird man erſt alt, ſo ſchimpft man ſich kaum;
Denn es fehlt dem Alter die Leidenſchaft
Und den Fäuſten die nöthige Prügelkraft.
Der Doctor verſteht keine Neckerei,
Er lief wahrſcheinlich davon aus Scheu!
Der Ritter verſteht ſchon beſſer zu lieben
Unter Küſſen, Naſenſtübern und Hieben!
Und ich? — Wie kann ich mich nur ſo verſtecken,
Ich will mich auch ein Bißchen mit Käthchen necken!
(rechts ab.)

(Poſa, als Käthchen, und Tyll, Arm in Arm, treten links auf.)

Tyll.

Da kenn' ich einen trefflichen Mann,
Der dies auf das Beſte entſcheiden kann;
Willſt Du alſo nicht mit mir ſcherzen
Und liegt Dir wirklich mein Wohl am Herzen,

Dann, Theuerſte, komm zur Entſcheidung mit mir!
Er wohnt nicht dreihundert Schritte von hier.

Poſa.

Mein Freund, der große Mann, wird erſt geboren,
Der uns zu richten wäre auserkoren!
Wie heißt denn der Mann?

Tyll.

Du kennſt ihn nicht!
Ich ſage Dir, ein Mann von Gewiſſen und Pflicht,
An Weisheit ein anderer Salome,
Nie wurde bei ihm die Narrheit froh!

Poſa.

Es ſei! (für ſich) Was hab' ich denn wohl auf Erden
Von dem Sklavengeſindel noch zu gefährden!

Tyll.

Die Thrine geht mit mir wie zum Schmaus!'
Und ich führe ſie in das Narrenhaus.

(Beide rechts ab.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer im Narrenhaus, mit Seitenthüren.

Siebenter Auftritt.

Weiße, Pech und Wächter treten auf.

Weiße.

Mein Narrenhaus wird ſeit lange zu enge
Für die wachſende Candidatenmenge! —

Wie man pflegt im botaniſchen Garten
Beſonders der fremden Pflanzen zu warten
Und nur Exemplare von Raritäten
Im Gewächshaus hegt und in Düngerbeeten,
Doch ſelbſt einheimiſche Pflanzen von Werthe
Ueberläßt der gewöhnlichen Ackererde,
So ſuch' ich mit ähnlichem Verfahren
Nur nach ſeltenen Exemplaren.
Soll ich nun dieſes mir acquiriren?
Ich muß es doch noch einmal examiniren.
Mein Söhnchen, was hältſt Du von Morgen und Heut,
Iſt das nicht eine verſchiedene Zeit?

Pech.

Nein, Herr! Nein, nein! Ja, freilich bis geſtern
Waren das Morgen und Heute noch Schweſtern;
Heut' aber geſchahen Wunder und Zeichen,
Denen ſelbſt die Verſtändigſten weichen!
Seitdem iſt Morgen und Heute daſſelbe,
So wie im Grünen das Blaue und Gelbe.

Weiße.

Ein gewöhnlicher Narr! Kein Prachtexemplar!
Wenn nicht gar Alles Verſtellung war!
Was heißt Morgenheute?

Pech.

Morgen als heut!
Bin ich denn nur allein geſcheit?
Morgen heißt Heute! O, heiliger Geiſt,
Lehr' ihn, daß Morgen nur Heute heißt!
Und ſag' ich: Heute, verſteht Ihr? ſo mein' ich
Morgen und umgekehrt Heute alleinig!

Weiße.

Er bildet keine eigene Species und Art,
Die ich bis dato nicht hätte gewahrt!

Pech.

Herr, ich rechne Euch alle Species durch!
Schon als Junge war Gott meine feste Burg!
Herr, ich verstehe die Regel de Tri
Und lehre Euch gern die Regel de Zwie,
Die Regel de Zwie oder Morgenheut,
Einer Heirath der Zeit mit der Ewigkeit!
Was ist ohne sie die gottlose Welt,
Ohne Regel de Zwie, welche Alles hält?
Es giebt viel Regeln im Himmel und auf Erden,
Welche nur Gläubige lernen werden.
Herr, betet einmal das vierte Gebot!
Ist Euer verstorbener Vater schon todt?
Mein Seliger lebet auch nicht mehr!
Könnte der mich hören, wie freute sich der!
Der sagte als Junge nur spat und früh:
„Mein Sohn — paßt auf! — die Regel de Tri
Und die Regel de Vie, nämlich 's vierte Gebot,
Thun jedem ehrsamen Schuster noth!“
So sagte mein Seliger spat und früh!
O, wüßte er, daß ich die Regel de Zwie
Durch göttliches Wunder sollte finden,
Um sie der verruchten Menschheit zu verkünden!

Weiße.

Viel zu gewöhnlich! Einer der Frommen!
Kann zur Bischofsmütze noch kommen!
Vielleicht ein künftiges Sectenhaupt,
Weil er so fest an sich selber glaubt!
Ich brauche nur Raritäten hier,
Werft den Kerl hinaus vor die Thür!

Achter Auftritt.

Vorige. Tyll und Posa, als Käthchen, treten auf.

Weiße.

Ah, Meister Holbein, Ihr wollt ohne Zweifel —

Tyll.

Wohin, Geselle, trieb Dich der Teufel?

Pech.

Ich gehe, um Beweibten und Ledigen
In aller Welt die Regel de Zwie zu predigen!

(wird von den Wachtern hinausgestoßen.)

Tyll.

Wie übergeschnappt?

Weiße.

Die Polizei
Hörte ihn und noch andere Zwei
In einem Keller pochen und schrei'n
Und bitten, sie doch aus dem Loch zu befrei'n!
Man that es und ließ die Andern los;
Diesen aber behielt man darum bloß,
Weil er die Wächter wollte lehren,
Daß Morgen und Heute dasselbe wären.

Tyll.

Und deßhalb brachten sie ihn zu Euch?

Weiße.

Ich brauche nicht solch gewöhnliches Zeug!

Posa.

Ha, Schurke! wo hast Du mich hingebracht?
Verdammt! Hier raf't des Wahnsinns Schauernacht,
Mit schnöden Hirnes Mißgeburten trächtig!

Tyll.

Herr Director, klingt das nicht sehr verdächtig?

Posa.

Doch zischten um mich tausend Abgrundsflammen,
Mein Ritterschwert, es bauet sie zusammen!

Weiße.

Was, Madame? — Was ist das für Zucht hier im Hause?

(zu den Wachtern:)

Wie kommt diese Närrin aus ihrer Klause?
Laßt Ihr die Thüren offen stehn? —
Entschuldigt, ich will einmal selber nachsehn!

(eilt durch die linke Seitenthür ab.)

Posa.

Ein Schwert! Ein Schwert! Ein Königreich dafür!

Tyll.

Ein Spinnrad! Ein Spinnrad gebührte Dir!

Posa.

Schweig, feiler Knecht! Ich bin der Türkensieger,
Der Ritter Posa, der gesloh'ne Krieger!
Fort, Jungferschaft! Seel'ge Du vermaledeit!
Wo bist Du, Kleinod meiner Männlichkeit?

Tyll.

Dich, ärmste Türkensiegerin,
Traf das Loos einer Unterliegerin?

(Weiße und Faust treten durch die Seitenthür links auf.)

Posa.

Ha, Docter, helft mir von der Jungferschaft
Mit Eurer schwarzen Kunst und Zauberkraft!

Faust.

Seid Ihr's, Herr Ritter? Das geht nicht sogleich!
Ja, hätt' ich unter vier Augen Euch!

Weiße (zu Tyll).
Denkt Euch mein Erstaunen und Schrecken!
Ich ließ, wie Ihr wißt, diese Jungfer einstecken;
Und als ich nun öffne das Gefängniß,
Tritt mir, wie das antike Verhängniß,
Statt ihrer der runzliche Alte entgegen!

Tyll.
Ihr braucht deshalb keine Zweifel zu hegen,
Ob dieser Alte die Dame war?
Bald mach' ich es durch ein Examen Euch klar.
Ihr müßt wissen, wir haben's mit Leuten zu thun,
Die sich entjungfern, wie wir uns entschuhn.

Faust.
Herr Ritter, nun redet einmal recht gescheid!
Dann sind wir auf der Stelle befreit.

Posa.
Soll ich, ein Mann der Freiheit, hier vor Knechten,
Mein Heiligstes mit Rednerkunst verfechten?

Weiße.
Ich bitte, Mamsell, keine Charlatanerie!
Sonst giebt es 'ne Zwangsjacke für Sie!
Ja, Meisterchen, thut das, ich bitte innig,
Stellt Eure Fragen möglichst sinnig!
(leise:)
Das ist etwas Rares, ich ahn' es, fürwahr!
Eine eigne Species! Ein Prachtexemplar!
Die Mamsell da thut wie ein Rittersmann
Und der Doctor redet sie auch so an!

Tyll.
Lumperei! Ich will sie noch tiefer sondiren,
Um die wahre fixe Idee zu erspüren!
Doctor, sagt einmal sonder Falsch und List,
Ob die Welt wirklich vorhanden ist?

Fauſt.

Allerdings!

Tyll.

Alſo auch wohl ihre Theile?
Man zerhaut die Welt doch nicht mit dem Beile.

Fauſt.

Ja!

Tyll.

Zur Welt gehören die einzelnen Staaten
Mit ihren Geſetzen, Inſtituten und Mandaten?

Fauſt.

Sie ſind wirklich und — ich verſtehe Euch!
Drum ſetz' ich hinzu: — vernünftig zugleich.

Tyll.

Alſo auch das Leibeigenſchaftsinſtitut,
Auf welches das Recht der erſten Nacht beruht?

Fauſt.

Ja wohl!

Tyll.

Auch geſetzloſe Tyrannei'n?

Fauſt.

Sie ſind wirklich und müſſen drum vernünftig ſein.

Tyll.

Und die Einrichtung, daß man die Narrenbrut
In's Narrenhaus ſperrt?

Fauſt.

Auch dieſe!

Tyll.

Sehr gut!
Nun ſagt mir aber, Ihr weiſer Sophiſt,
Ob wohl ein Narr vernünftig iſt?

Fauſt (für ſich).

Was ſoll ich dem Schalke darauf ſagen,
Ohne daß er mich faßt an dem Kragen?
Sag' ich: vernünftig, ſo faßt er mich gleich
Und ſpielt mir, wer weiß was, für einen Streich!
Sag' ich: unvernünftig, auch das bringt Gefahr,
Sei es nun falſch oder noch ſo wahr.

Tyll.

Seht Ihr, Director, da hat er den Stich!

Weiße.

Hm! hm! Fürwahr, ſehr verdächtiglich!

Fauſt.

Er iſt unvernünftig! So hört's denn beſtimmt,
Welch Ende das Examen auch nimmt!

Tyll.

Iſt das Unvernünft'ge wirklich, frag' ich nun weiter,
Antwortet mir darauf furchtlos und heiter!

Fauſt.

Nein! — Aber — jedoch —

Tyll.

Schon gut! Schon gut!
Nur nicht ängſtlich, Herr Doctor, verliert nicht den Muth!

Fauſt.

Ein Narr iſt nicht wirklich, ich will es geſtehn;
Aber —

Tyll.

Wir haben genug eingeſehn!
Ihr merkt doch, Director? Das heißt ſo viel:
Ein Narr iſt ein trügriſches Sinnenſpiel,
Ein Schein, ein Schemen, ein Dunſtgebild,
Das höchſtens nur Narren für Wahrheit gilt.

Weiße (leise zu Tyll).

Der Mensch ist eine Raritát, fürwahr!
Eine eigne Species, ein Prachtexemplar!

Tyll.

Und Ihr kennt diese Species erst oberflächlich!
Ihr Verstand ist, wie ein alter Mops, gebrechlich:
Paßt auf, jetzt läugnet er gar die Welt,
Die er doch für wirklich-vernünftig hält! —
Ist ein Gesetz vernünftig, mein werther Sophist,
Daß über gar Nichts gegeben ist?

Faust.

Nein; doch —

Tyll.

Doch wißt Ihr, wenn's Euch beliebt,
Daß es Gesetze über Narren giebt,
Ueber Narren, die gar nicht vorhanden sind!
Daraus folgert nun jedes Kind:
Das sind höchst unvernünftige Gesetze;
— Obwohl ich sie, rücksichtlich Eurer, sehr schätze! —
Weiter! Ist ein Staat für vernünftig zu halten,
In dem unvernünftige Gesetze walten?

Faust.

Versteht mich, ich meine —

Tyll.

Werdet nicht feig!
Antwortet mit Ja oder Nein sogleich!

Faust.

Nein!

Tyll.

Wir schlossen vorher, wie Ihr wißt,
Daß, weil die Welt wirklich und vernünftig ist,
So müßten's auch ihre Theile sein,
Die Staaten; und wären es auch Tyrannei'n!

Nun hat ſich aber nachher erwieſen,
Die Theile ſtehn auf ſehr unvernünft'gen Füßen;
Was läßt ſich von ihnen auf das Ganze ſchließen!
Die Welt ſei unvernünftig — ganz richtig! —
Und als unvernünftig? Zugleich auch nichtig!

Weiße (leiſe zu Tyll).

Ich finde, der Menſch iſt ſehr gefährlich
Und meiner Sammlung ganz unentbehrlich!

Tyll.

Er verkehrt die Dinge zum Zeitvertreib
Und macht, wie hier, zum Ritter ein Weib.

Weiße (leiſe zu Tyll).

Nach ſeiner Idee ſind auch wir nicht vorhanden;
Und ſchlägt er uns todt oder auch nur zu Schanden,
So macht er ſich kein Gewiſſen daraus,
Wir ſind ihm noch wen'ger, als uns eine Laus.
Wir würden aber viel zu viel wagen,
Wollten wir das dem Schrecklichen ſagen!
Wir müſſen ihn vorſichtig überliſten!
(Laut:)
Herr Doctor, Ihr könntet Euch damit brüſten,
Schmückte nicht Demuth die höchſten Gaben,
Den Stein der Weiſen gefunden zu haben!
Ich habe ſchon öfters mir dunkel gedacht,
Was Ihr ſo durchdringend klar gemacht!

Fauſt.

Wie ſoll ich mir ſolches Lob erklären?

Weiße.

Ich hielt von jeher Weiſſe'n in Ehren!

Faust.

Ihr kennt ja noch nicht den Begriff der Erscheinung,
Dann versteht Ihr erst meine wahre Meinung!

Weiße.

Sehr wahr, sehr wahr! Habe schon verstanden,
Ihr meint, die Narren seien gar nicht vorhanden;
Ja, ja, ich seh' es fast selber ein,
Die Welt sogar ist nur Schatten und Schein.

Faust.

Ihr habt ja noch Nichts vom Dasein gehört!

Weiße.

O, ich bin überzeugt, Ihr seid sehr gelehrt!

Faust.

In der That — ich fürchte —

Till.

Ich bitte, seid still,
Weil ich die Rittermamsell jetzt fragen will!

Posa.

Wenn ich, ein Schlachtbollwerk, Euch Rede stehe,
So träumt nur nicht, daß es etwa geschehe,
Um mich aus Wahnsinns Krallen zu befrei'n,
Dazu bedürft' es meiner Faust allein!
O nein, aus einem heldenwürd'gern Grunde!
Damit ich endlich doch einmal erkunde,
Ob nicht die Geisterfaust der Ueberzeugung
Selbst der Gemeinheit aufzwingt Sinnesbeugung?

Weiße.

Mamsell, Eure Gründe sind' ich sehr löblich!

Till.

Genirt Euch nicht, seid naiv und gröblich!
Nur, sagt mir, Frau Ritter, schlecht und recht:
Bin ich ein Freier, oder ein Knecht?

Poſa.

Ein Sklav', der ärgſte auf dem Erdenrunde.

Tyll.

Und das wahrſcheinlich doch aus dem Grunde,
Weil ich mich nicht im Naturſtand befinde?

Poſa.

Sehr wahr!

Tyll.

Und geſchunden werde und ſchinde?

Poſa.

Ganz recht.

Tyll.

Und der Ehrenmann hier, Herr Weiße,
Iſt der im Naturſtand? ſagt mir es leiſe!

Poſa.

Ich ſage Dir ein donnerlautes Nein!!

Tyll.

Dann würd' er nach Euch wohl ein Sklave ſein?

Poſa.

So wahr die Sonne ſtrahlt!

Tyll.

Hört Ihr es auch?
Ihr ſeid ihm ein Sklave, ein lumpiger Bauch!

Weiße.

Hm!

Tyll.

Iſt der Kaiſer in jenem Stande?

Poſa.

Nein!

Tyll.

Alſo feſſeln ihn Sklavenbande?

Poſa.

Er iſt ein Knecht, indem er Andre knechtet
Und ihrer Menſchenwürde ſie entrechtet.

Tell.

Nun fragt Euch 'mal ſelber zu andrer Zeit,
Ob Ihr etwa im Naturſtande ſeid?
Ihr wünſcht Euch hinein; daß ſchließe ich bloß;
Denn Ihr wäret gern Eure Jungferſchaft los.
Herr Director, Ihr habt nun die fixen Ideen
An Beiden hoffentlich eingeſehen?

Weiße (leiſe).

Bitte, bitte, erzürnt die Furchtbaren nicht?

(laut:)

Daß ich nicht wüßte! Ihr lügt ins Geſicht!
Nein, nein, ich habe die Edlen verſtanden:
Die Narren ſind ganz und gar nicht vorhanden
Und der Kaiſer und ich ſind in Sklavenbanden!
Ich geſtehe, es iſt mir unendlich werth,
Daß mich die weiſeſten Männer beehrt
Und mit ihrem Beſuche haben beglückt!
Wie mich die neue Wahrheit entzückt!
Ja, mein hochverehrter Herr Ritter,
Ihr ſcheint mir ein Freiheitsſchlachtengewitter!
Bei mir wird jetzt zu Mittag geſpeiſt;
Ich wünſchte von Eurem ſeltenen Geiſt
Bei einem Humpen ſpaniſchen Weines
Noch zu hören ſo Andres und Eines.
Hier nebenan iſt der Speiſeſaal,
Wo uns erwartet ein leibliches Mahl,
Wozu viel ſtattliche Herren und Damen
— Es iſt mein Geburtstag! — zuſammenkamen.
Wahrhaftig, Ihr kommt dazu wie erbeten,
Habt die Gnade, voran zu treten!

Faust (zu Posa).
Der verrückte Kerl hat vor der Strafe Respect,
Dafür, daß er mich vorhin hat eingesteckt.
(Faust und Posa gehen vorn durch die Seitenthüre rechts, Weiße wirft die Thüre hinter ihnen ins Schloß.)

Posa.
Ha, Tod und Teufel!

Weiße.
Ha, ha, gefangen!

Posa.
Welch' Schimpf! o Schande!

Faust.
Wir sind hintergangen!

Iyll.
Gesegnete Mahlzeit! Laßt es Euch schmecken!

Weiße.
Nun könnt Ihr ungestört Tollheiten hecken!

Faust.
Macht auf! Macht auf!

Posa.
Bei meinem Ritterworte,
Ich sprenge sie, und wär's die Himmelspforte!

Faust.
Macht doch auf! Ihr habt uns ja mißverstanden!

Iyll.
Ihr Narren seid ja nicht wirklich vorhanden!

Neunter Auftritt.

Vorige. Mephistopheles, als Marschall, tritt auf.

Mephist.

Sind hier die beiden weltberühmten Herrn,
Der Türkenheld und der Gelahrtheit Stern,
Marquis von Posa und Doctor Faust etwa?

Weiße.

Wie? Wer? Darf ich fragen, warum?

Mephist.

O ja!
Mein kaiserlicher Herr läßt sie in Gnaden
Durch meine Wenigkeit zur Tafel laden.

Faust.

Hier sind wir!

Posa.

Ja, ja! Auf! Auf!

Faust.

He, hier!

Mephist.

Ich hoffe doch nicht, daß hinter der Thür' —?

Posa.

Auf!

Faust.

Hier!

Posa

Auf!

Weiße (entsetzt).

Gott, ich habe mich geirrt!

Tyll.

Ei, werdet doch nicht durch die Possen verwirrt!
(Posa, nicht mehr als Knäbchen, und Faust treten dazu.)
Wie? Nahm Euch der Doctor die Jungferschaft
Mit seiner gepriesenen Zauberkraft?

Posa.

Soll ich nun diese Schurken niederhauen,
Die gar zu viel auf unsre Großmuth bauen?

Mephist.

Ich werde sorgen für ihren Lohn!
Ihr bekommt eclatante Satisfaction.
Mein kaiserlicher Herr läßt Euch in Gnaden
Durch meine Wenigkeit zur Tafel laden;
Und nach der Tafel habt Ihr wohl die Gunst,
Mit ihm zu prüfen Meister Holbein's Kunst!
Des Kaisers Ahnen, die er konterfeit,
Zeigt er zum ersten Mal dem Hofe heut'.

Weiße.

Verehrte Herren, ich flehe demüthigst,
Allerunterthänigst und ehrerbietigst,
Daß Ihr meinen gröblichen Irrthum entschuldigt!
Ich hätte sogleich Eurer Weisheit gehuldigt,
Wäre hier nicht dieser lose Verführer,
Der mich betrog, dieser Wandbeschmierer!
Derselbe hat eine der fixen Ideen,
Zu den klügsten Männern Narren zu sehn.

Tyll.

Der Schuft ist im Stande und steckt mich ein!
Da wird wohl Abzug das Klügste sein.
(ab.)

Weiße.

Drum wird es für ihn weit besser sich passen —
Wo ist Er? — Ich will ihn einstecken lassen!

Faust.

Laßt nur, laßt nur! Wir kennen Euch schon!
Nun fürchtet Ihr Eurer Dummheiten Lohn?

Weiße.

Nein, ich schwör' es Euch zu, ich hab' Euch verstanden:
Die Narren sind ganz und gar nicht vorhanden,
Und ich Aermster gehe in Sklavenbanden!
Bei Gott, ich will eine Bittschrift eingeben,
Dieß Narrenhaus allerhöchst aufzuheben
Und führt Ihr mich zum Naturstand zurück,
Ich dank' ich Euch knieend mein Adamsglück.

Die Hölle.

Zwischenspiel.

Erste Scene.

Im Lustgarten.

Tyll und Mephistopheles.

Mephist (als Hofnarr).

Ich will vor lauter Ernst verschimmeln,
Wenn sie dort nicht so lustig wimmeln,
Die Faxen, Schwänke, Schnaken und Späße.
Wie die Maden in einem alten Käse!
Bei Blindekuhspiel und Laufewenzel
Reißt nicht ab das Gezwick und Gehänsel!
Unter Juchhei'n und Kichern und Meckern,
Unter Kopfkekeln, Purzeln und Heckern
Stecken sie einander flott in den Sack
Und spielen zum Todlachen Huckepack!
Erscheint da ein brummiger Spaßverächter,
So begrüßt ihn ein tausendstimmig Gelächter,
Die Weiblein begrabbeln ihn da und dort
Und verliert er darüber ein böses Wort,
So kitzeln sie ihn erst recht mit Fleiß
Und zeigen ihn dann die Zung' und den Steiß! —

Mögen dieß Paradies der Lacher,
Mein'twegen moraliſche Phraſenmacher,
Die keinem Menſchen Vergnügen gönnen,
Mögen ſie's immerhin Hölle nennen!
Der Sache nach muß ſie ganz anders heißen,
Z. B. Aſyl der luſtigen Weiſen.

Tyll.

Ich würde ſie nennen das Reich der Roſen
Oder den Staat der Ohnehoſen!

Mephiſt.

Einigermaßen ſcheinſt Du mich zu verſteh'n;
Haſt Du Luſt, Dir die Sachen anzuſeh'n?
Denn das iſt ja lange ſchon anerkannt,
Erfahrung geht weit über Verſtand.

Tyll.

Wenn man dabei den Hals nicht bricht; —
Ich geſtehe, daß mich der Kitzel ſticht!

Mephiſt.

Nun, Bruder Luſtig, ſo ſchlag' doch ein!

Tyll.

Wann würden wir ohngefähr unten ſeyn?

Mephiſt.

Im Augenblicke, Du ſollteſt mich loben!
Und im Stündchen ſind wir ſchon wieder oben.

Tyll.

Und wozu mach' ich mich dafür verbindlich?

Mephiſt.

Zu Nichts! Zu gar Nichts! Das wär ja ſündlich!
Ich würde mich ja zeitlebens ſchämen,
Für einen Spaß Etwas anzunehmen.
Allein, zu lange darfſt Du nicht zaudern!

Wir würden die schönste Zeit verplaudern,
Wo die Weibsen im Parlamente sitzen, —

Tyll.

Ist das einer von den stehenden Witzen,
Schwatzsüchtige Männer —

Mephist.

Weibsen zu taufen?
Der wäre viel zu wohlfeil zu kaufen!
Leibhaftige Weibsen vom Zopf bis zum Bauch
Machen dort von ihrem Zünglein Gebrauch!
Dort führen sie offen das Regiment,
Was man hier nur heimlich ihnen vergönnt;
Dort denken sie nicht an Kochen und Flicken,
An Kinderreinigen, Backen und Stricken;
Noch weniger machen sie Käse und Butter.
Ihr Präsident, des Teufels Großmutter,
Betreibt mit ihnen die Höllenregierung;
Nur durch Bestechung und Verführung
Und Bearbeitung der verschied'nen Parthei'n
Wirken darauf die Mannsteufel ein.

Tyll.

Sehr gut. Wie aber schaffst Du uns hin?

Mephist.

Du weißt ja, daß ich ein Zauberer bin:
Es kostet mich nur eine Redensart,
So sind wir zu Anfang und Ende der Fahrt.

Tyll.

Ich mag nicht fahren, ich will auf Dir reiten.

Mephist.

Steig' auf! Was muß nicht die Unschuld leiden!
Hocus pocus sirlesax,
Höllenreich erscheine stracks!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

(Hölliſche Deputirtenkammer.)

Die Großmutter auf dem Präſidentenſtuhle.
Weibliche Deputirte auf den Bänken.
Männer- und Weibervolk auf den Gallerien.
Tyll und Mephiſtopheles etwas ſpäter.

Volk.

Wer kommt denn da durch des Erdballs Mitten
So jählings auf uns zu geritten?

Großmutter.

Stille! Das iſt mein Enkel und Gemahl,
Das höchſte Männlichkeitsideal!
Auf ſeinen Schultern, im luſtigen Ritt,
Kommt der Narr Tyll Eulenſpiegel mit.

Deputirte.

Was will der Narr bei Lebzeiten hier?
Was will der Spion in unſ'rem Revier?

Großmutter.

Das iſt ein Staatsgeheimniß, Ihr Herrn!
Nur ſo viel eröffne ich davon gern:
Es betrifft das allgemeine Beſte;
Wie litt' ich denn ſonſt wohl unnütze Gäſte?
Ich bitte daher, ganz ruhig zu ſein!
Und wo möglich gebt Euch ſämmtlich den Schein,
Als könntet Ihr ſie gar nicht gewahren!
Den Redner, bitt' ich, doch fortzufahren!

(Tyll und Mephiſt. erſcheinen auf der Gallerie.)

Madame 'Aller-Leu (auf der Rednerbühne).

Leibeigenschaft, hochzuverehrende Herrn,
Definir' ich, von allen Vernünftein fern,
Aus der Geschichte, wie bald sich ergiebt,
Wenn es Euch mir zu folgen beliebt.
— Verzeiht, ich muß mir die Nase erst schnäuzen,
Und den Scharfsinn mit einem Prischen reizen.

Iyll.

Nannte die Alte sie nicht eben Herrn?

Mephist.

Sie hören den Titel Frauen nicht gern.

Iyll.

Was haben sie denn für Stengel im Maule?

Mephist.

Cigarren, damit ihnen der Athem nicht faule.

Mad. 'Aller-Leu.

Leibeigenschaft ist ein rechtliches Pactum,
Kraft dessen fest steht als ein Factum,
Daß die ihr angehören zur Zeit,
Aufgaben frei die Persönlichkeit,
In eines Stärkern Willen zu leben
Und mancherlei Vortheil davon zu erheben.
(Prise.)

Iyll.

Dort sitzt ja ein Klub bekleideter Frauen,
Die gar stolz auf die Uebrigen schauen.

Mephist.

In ihnen fließt Helden- und Königsblut,
Drum thun sie auch so hochgemuth.

Mad. 'Aller-Leu.

Hier hab ich nun dreierlei zu zeigen,
Um jedem Einwande vorzubeugen;

Zuerst, daß das Pactum rechtlich ist,
Zweitens, daß, wenn man es recht ermißt,
Der Vortheil einer jeden Parthei
In diesem Pactum begriffen sei;
Und drittens, daß diese Geschichtserscheinung
Trotz jeder haltlosen Gegenmeinung
Als das vortrefflichste Institut
Den Staaten ausnehmende Dienste thut.
(Pause.)

Tyll.

Wer ist denn dort der weibliche Riese?

Mephist.

Das ist die Eva aus dem Paradiese,
Du erinnerst Dich aus der Schule gewiß
An ihren berüchtigten Apfelbiß.

Mad. 'Aller-Leu.

Ad 1) So liegt es klar am Tage,
Daß bei dem ersten Urvertrage,
Den die Leibeig'nen mit Herren machten,
Sie mit völliger Freiheit verfuhren und dachten.
Es können hier nur zwei Fälle stattfinden,
Die beide nur meine Ansicht begründen.
Entweder A) es kamen Gewalten,
Um sie zu ihrem Dienst anzuhalten:
Dann stand es ihnen ganz frei zu sterben
Und stolz sich hauen zu lassen in Scherben;
Worauf sie frei das Dienen vorzogen
Und sich in ihrer Wahl nicht betrogen.
Man wende nicht ein, sie wären gezwungen!
Nein, sag' ich, sie fühlten vielmehr sich gedrungen,
Frei zu thun, was ihnen die Klugheit gebot,
Das Leben zu wählen für albernen Tod.
(Pause.)

Tyll.

Wer aber iſt jene lächelnde Schöne?

Mephiſt.

Das iſt die griechiſche Helene.
Ich ſchwör' es Dir zu, ein Wetterweibchen!
Gar nicht ſpröde und ſieh nur welch' rundes Leibchen!
Wie eben, ſo treibt ſie es auch hier unten!
Ich verdank' ihr meine zarteſten Stunden!

Mad. 'Aller-Leu.

Ich ſetze den Fall, es ließ ſich nicht läugnen:
Sie würden nicht ganz frei zu Leibeig'nen,
So ſind ſie doch durch den neuen Staat,
Den Gewalt kraft der Gewalt aufthat,
Zu ihrem Stande rechtlich verpflichtet
Und werden als Hochverräther gerichtet,
Wenn ſie in dem, was ſie frei unternahmen,
Nicht pflicht- und rechtgemäß gehorſamen;
Denn ein Staat findet eo ipso ſtatt,
Daß er die Gewalt zum Herrſchen hat.
Sein Wille iſt der Schwäche Satzung,
Wo nicht, ſo zahlt ſie Straf' und Ahndung;
Sein Wille iſt ſtets rechtliche That
Und Ungehorſam iſt Hochverrath.
Dieß, meine Herrn, iſt hier anzuwenden;
Und Ihr greift ſogleich die Wahrheit mit Händen.

(Pauſe.)

Tyll.

Und die Schwarze dort mit dem jüdiſchen Schnitt?

Mephiſt.

Das iſt eine Heldin; ſie heißet Judith;
Sie ſchlich zum betrunkenen Holofern
Und ſchnitt ihm den Kopf ab zu Ehren des Herrn.

Mad. Aller-Leu.

Ach, ich kenne Euer Wanken und Schwanken!
Das ist ein Ergebniß unnöth'ger Gedanken.
Es war von jeher Maxime der Weisern,
Aller Philosophie sich zu entäußern
Und, dem höheren Instinct überlassen,
Sich mit der Erfahrung allein zu befassen;
Es ist erwiesen, die Theorie
Stellt uns weit, weit unter das Vieh!
Sie heckt eine Masse von Rechten und Gesetzen,
In denen wir uns, wie in Garnen und Netzen,
Mögen wir uns noch so schmiegen und bücken,
Zu unserm größten Unglück verstricken.
Ich bin kein Prophet; doch, wehe den Staaten
Welche die Theoretiker berathen!
Der innere Wurm der Vernünftelei'n
Stürzt ihre Kartenhäuschen bald ein.
Liegt Euch das Wohl des Staates am Herzen,
So folgt mir jetzt einmal ohne Scherzen,
Belauscht, belugt mit mir die Natur
Und Ihr findet sogleich die richtige Spur!
Hertet Ihr jemals den Geier kreischen
Und niederschießend das Lamm zerfleischen?
Sahn Ihr jemals den mächtigen Leu'n
Sich des erbeuteten Ochsen freu'n?
Und die Ameisen, die schwächlichen Wichter,
Sahn Ihr, wie sie im Sandestrichter
Vom Ameisenbäre gefangen werden?
Gewiß, das sahet Ihr öfters auf Erden!
Der Weise sucht aus dem, was er erfahren,
Stets eine Lehre sich zu bewahren;
Und hieraus folgt die erste und beste,
Aller Staaten Fundament und Veste:

Der Mächtige kann, muß und soll die Schwachen
Schlechterdings zu seinen Unterthanen machen.

(Pause.)

Tyll.

Und im Klub dort das hohe Frauenbild?

Mephist.

Das ist Siegfried's Frau, die blonde Chriemhild.
Sie machte aus tödlichem Rachedurst
Gastfreundlich aus Siegfried's Mördern Wurst.

Mad. Aller-Leu.

Jetzt komm ich zu B); es ist auch möglich
Ja, mehr noch, es geschah oft unsäglich,
Wie wir in Egypten und Persien sehen,
Daß Schwächere den Stärkern aufflehen,
Sie doch in Dienst und Schutz zu nehmen!
Sie mußten dazu sich bequemen,
Entweder, um nur Brod zu erhalten,
Oder aus Furcht vor andern Gewalten.
Ich müßt' Euch wahrlich nicht viel zutrauen,
Kleine Herrn, wollt' ich Euch länger erbauen,
Wie dieses Factum sei zu verstehn?
Hier kann ein Blinder die Freiheit sehn!

Tyll.

Und die Stille neben Chriemhilden da?

Mephist.

Des Brutus Gemahlin Porcia.
Es gehörte früher zu ihren Schwächen,
Des Mannes Geheimnisse auszusprechen;

Da theilt' er ihr eine Verschwörung mit,
Weshalb sie aus Furcht sich die Zunge abschnitt.

Mad. 'Aller-Len.

Aus A und B wird dargethan,
Daß selbige Pacta mit Freiheit geschah'n,
Ergo, daß sie dem Rechte sind angemessen;
Was aber die Väter ausgefressen,
Des ersten Urvertrages Schulden
Sind auch die Kinder verpflichtet zu dulden.
Abgeseh'n, daß in dem Staat, wo sie leben,
Schon die Gesetze die Pflicht ihnen geben.
Ad 2. ergiebt sich hier die Lehr',
Daß selbige Pflicht nicht gar zu schwer;
Daß, wie die Väter, so die Kinder
Zu Herren haben keine Schinder.
Der Herr wird gern den Knecht ernähren,
Weil er ihn niemals kann entbehren;
Der Knecht gehorcht dem Herren gern,
Weil er ihn schützt vor mehreren Herrn;
Er hat in ihm einen Quasivormund,
Das Ganze ist ein Familienbund.
Bei seinem niedrigen Bildungsgrade
Bedarf der Knecht auf dem Lebenspfade
Des väterlichen Herren, der ihn führet
Und ihn nicht aus dem Auge verlieret.

(Pause)

Tyll.

Und die feine Brünette dort, kennst Du diese?

Mephist.

Das ist die schwärmerische Heloise,
Sie hatte mit Abälard eine Amour
Und folgte dabei der lieben Natur;

Doch, wie auch der und ihr Onkel baten,
Sie wollte den Liebſten nicht heierathen.

Mad. 'Aller-Leu.

Ad 3) ſind Alle einverſtanden,
Die je den Geiſt der Geſchichte fanden,
Daß die Entwickelung der Staaten
Mehr, als durch alle Freiheitstiraden,
Durch ſothanes Inſtitut iſt erwachſen;
Daß, wie ſich Räder um die Axen
Im ſteten Vorwärtsrollen ſchwingen,
So die Staaten in ihrem Aufwärtsdringen
Zum Kulminationspunkt der Humanität
Sich um die Leibeigenſchaft haben gedreht.
Die Griechen wären Barbaren geblieben,
Von Hunger und Durſt zur Arbeit getrieben,
Fern aller Wiſſenſchaft und Kunſt
Dahin gegeben thieriſcher Brunſt,
Hätt' ihnen gefehlt dieß himmliſche Gut,
Nämlich das Leibeigenſchaftsinſtitut!
Indeſſen die Sklaven den Acker beſtellten,
Schufen ſie ſich zu Künſtlern und Helden!
Gedenk, was wär aus der Menſchheit geworden,
Sie lebte noch in Nomadenhorden,
Hätt' ihr nicht das griechiſche Wiſſen
Den Schleier der Thierheit vom Auge geriſſen!

(Pauſe.)

Tyll.

Und die Dritte im Klub, die anſtänd'ge Dame?

Mephiſt.

Mir iſt entfallen ihr Vogelname!
Sie iſt von der allerneueſten Mode,
Eine Freundin vom äſthetiſchen Tode.

Mad. 'Aller-Leu.

Nun entſtehet vielleicht die Frage,
Welche in dem beſagten Urvertrage
Die Herrn und welche die Knechte ſind?
Allein die Frage löſ't ja ein Kind,
Die Löſung iſt ja ſchon factiſch geſchehen,
Daß wir unter Herrn die Frauen verſtehen!
Wer möchte noch mit Spitzfindigkeiten
Gegen dieß uns gewiſſe Factum ſtreiten?
Wollten wir dennoch ein Uebriges thu'n,
So brauchten wir uns nur auf den Satz zu beruh'n,
Auf einen Satz, der in ſämmtlichen Staaten
So voll gilt, wie holländ'ſche Ducaten:
Daß, wer die meiſten Laſten trägt,
Auch mit dem meiſten Recht ſei belegt.

Tyll.

Und die neben ihr mit dem Himmelsgeſicht?

Mephiſt.

Nach ihrem Namen frage mich nicht!
Das iſt nur ein Schemen der Orthodoxen,
Um den ſie ſich mit den Vernünftlern boxen;
Allein, das darfſt Du als Chriſt nicht faſſen;
Genug, ſie hat —

Mad. 'Aller-Leu.

Wir kommen daher nur zu gleichen Rechten,
Wenn wir ſie ketten und gänzlich knechten.
Unſ're Conſtitution vom Jahre dreißig,
Eine viel zu liberale, ...!
Wir haben ſie zwar alle beſchworen,
Doch Eide binden nur alberne Thoren;
Es ſcheint, als ſei ſie von Männern gemacht,

So gut ſind ſie in Manchem bedacht,
Z. B. in freier Bürgerſchicht!
Das iſt ja ihre verfluchte Pflicht!
Es gilt meine Herrn, die Exiſtenz des Ganzen
Und da verſchwinden im Nichts die Manſen!
Herr Großmutter wird uns vom Eide entbinden;
Das Uebrige, Ketten, wird ſich bald finden.
(verläßt die Rednerbühne; langes Kichern und Murmeln auf den Deputirtenbänken.)

Tyll.

Was ſind denn das für Nebelgeſtalten,
Die ſo eben an uns vorüberwallten?

Mephiſt.

Das ſind noch künftige Ungeborene
Und doch für die Hölle ſchon Auserkorene!
Du machſt mir eine ungläubige Miene,
Weißt Du Nichts vom heiligen Auguſtine?
Nach deſſen Lehre von Gnadenwahl
Sind die Künftigverdammten hier allzumal. —
Der Schwarze dort, der pfiffige Kleine,
Das iſt der geniale Dichter Heine;
Er iſt ein perſönlicher Feind des Chriſt
Und weil Der ſtärker, als jener iſt,
So wird er ihn wohl herunter ſchmeißen.

Tyll.

Wie iſt denn der blonde Große geheißen?

Mephiſt.

Karl Gutzkow, ein ziemlich geiſtreicher Junge!
Wenn es ginge, er würde mit ſeiner Zunge
Verflücht'gen die blutigen Religionen
Und endlich einmal den Alten entthronen.

Tyll.

Und wer iſt denn der kleine Kalmuck,
So flink und zierlich, wie ein Heiduck?

Mephiſt.

Das iſt das poet'ſche Chamäleon Laube,
Kommt mir vor, wie eine gerupfte Taube,
Erſt ein paphiſcher Freiheitsbote,
Dann ein Nebengericht zu Käſe und Brote.

Tyll.

Dort ſeh' ich ja nur ein nebliges Bein,
Sollte das auch etwas Zukünftiges ſein?

Mephiſt.

Das eine nur ſteht in unſ'rem Gewimmel,
Das Andre weit von hier in dem Himmel.
Sieh' nur hinauf! Welche Rieſenflöte!
Es gehört dem altgriechiſchen Dichter Göthe.

Tyll.

Wer klettert denn daran hinauf und hinunter!
Der kleine Kobold thut ja recht munter!

Mephiſt.

Das iſt das ewige Kind, meine Pathe,
Eine Fetiſchverehrerin und Mänade.

Frau Bier-Krug
(beſteigt die Rednerbühne).

Meine Damen!

Kammer.

Damen? Sie ſchimpft uns Damen!
Zehn Thaler Strafe für dieſen Namen!

Großmutter.

Zur Ordnung Ihr Herrn! Sie bezahlt es morgen!
Ich werde für die Beſtrafung ſorgen!

Frau Bier-Krug.

Meine Herrn! Der vorige Redner iſt alt,
Und das bildet ſeiner Rede Gehalt!
Er möchte ſich gern an die Männer kletten
Und, weil das nicht geht, ſo will er ſie ketten.
Sie iſt ein gar zu häßlich Beſteck,
Geh' mir nur Einer mit Allerlei weg!
Sie ſprach aus Altersſchwäche, aus Neid,
Weil ihr kein Mann ſeine Dienſte weiht.
Ach, lernet ſchätzen die ſelige Liebe,
Mit der ſie uns dienen aus freiem Triebe,
Wozu das Heer der Sterne auffodert
Und die ja in Aller Buſen lodert!
Nur durch der Liebe ewiges Band
Haben die Staaten wahren Beſtand.
Allerlei ſagt, der Staat ſey in Gefahr'
Er iſt's! Sein Wohl hing' an einem Haar,
Wenn die Alten auf Ketten drängen,
Anſtatt ſich lieber ſelber zu hängen!
Wem iſt an Vaterlands Heile gelegen?
Euch Allen? — So mögt Ihr mit mir erwägen,
Wie wir die Liebe der Männer vermehren!
Das iſt die ſtärkſte der Landeswehren.
Was Heinrich dem Vierten nicht wollte gelingen,
Dahin und weiter noch müßt Ihr es bringen:
Daß Jeder, auch der ärmlichſte Tropf,
Des Mittags habe ſein Huhn im Topf
Und nach des heißen Tages Mühen
Seinen Eierkuchen oder Eierbrühen!
Ach, aber es iſt für uns eine Schande,
Die Hühnerzucht iſt noch gar nicht im Stande!
Um den Flor des Staates recht ſchleunig zu ſteigern,
Dürfte ſich übrigens Niemand weigern,

Sein Möglichſtes im Eſſen zu thun
Und koſtete es das letzte Huhn!
Das verſchafft uns die ſtärkſte der Landeswehren:
Wer Ohren hat zu hören, mag hören!
(verläßt die Rednerbühne.)

Prinzeſſin Hundelieb (auf die Rednerbühne ſtürzend).
O Schimpf und Schande und dreimal Zeter
Ueber dieſen räudigen Köther!
So ein lauſiger gelber Schnabel,
Noch nicht zugewachſen am Nabel,
Meint, daß die Männer nach ihren Reizen
Wie nach jungen Zuckerſchoten geizen?
Wüßteſt Du, wie die Manſen eifern
Nach den ältern, geprüftern und reifern!
O laßt uns, laßt uns die Haare raufen!
Sie will uns an die Manſen verkaufen!
Ha, wenn ſich die Beſſern nicht um mich ſammeln,
Pour faire quelque chose . . . . . .
So iſt es um den Staat geſcheh'n
Und wir müſſen in Sack und Aſche geh'n!
Wenn wir nicht die Wurzel des Uebels ausrotten,
So werden ſie bald genug uns verſpotten
Und uns das Haupt wie Sklaven ſcheeren,
Während ſie alle Hühner im Lande verzehren!
Hinweg mit all' dem Ueberfluß!
Er bringt uns nur Gefahr und Verdruß.
Es gibt weit noblere Paſſionen,
Welche faſhionable Herzen belohnen!
Jener Vorſchlag — bedenkt die Finanzverwaltung!
Wie koſtſpielig wär' ſolche Hühnerhaltung!
(verläßt die Rednerbühne).

Idyll.

Wer iſt denn jener Spitzkopf? ſieh!

Mephiſt.

Der Verfaſſer der europäiſchen Hierarchie.
Er beweiſ't aus Staatswiſſenſchaft und Geſchichte,
Daß vom europäiſchen Gleichgewichte
Die allgemeine Wohlfahrt abhänge!
Dieß erhalte ſich aber nicht auf die Länge
Ohne fein berechnete Aſſociationen
Der ſechs herrſchenden Hauptnationen
Mit denjenigen mittlern und kleinen,
Die ihnen nicht begehrenswerth ſcheinen.
Für die ſechſte nun von Europa's Gewalten
Seien entweder die hier zu halten
Oder auch die Juden, das heißt: Krämer,
Wuch'rer, Bankiers und Unternehmer.
Nur das ſtehe feſt, beide müßten ſich vereinen,
Weil ſie ſich gar nicht begehrenswerth ſcheinen;
Und beweiſ't — es iſt, um davonzulaufen! —
Daß wir uns müßten auf Gutjüdiſch taufen!

Fräulein Ancillchen (beſteigt die Rednerbühne).

Meine hochzuverehrenden Herrn, ich bitte,
Vergeſſet nicht die richtige Mitte!
Schon der hochweiſe Ariſtoteles
Prieß und lehrte die Meſotes!
Denn aller Weisheit A B C
Iſt das heilige Juste-milieu!
Drum hört mich! Denn ich ſag' es offen:
Ich Glücklichſter habe die Mitte getroffen,
Gleichſam die Pforte der Mutter Natur,
Gleichſam den Schlüſſel zur Weltenuhr! —
Nach gehöriger Erwägung werden wir finden,
Daß Eure Vorſchläge ſich laſſen verbinden!

Das Eine oder das Andre allein
Würde einseitig und exzentrisch seyn.
Doch Deutsch dies zu sagen, wär' ein Verbrechen:
Drum erlaubt mir, französisch und leise zu sprechen!

Mephist.

Sieh, da kömmt die Frau von meinem Freund Ente!
Er schrieb über sie ein Dutzend Bände,
Zu beweisen, wie an dem üppigsten Stint
Sie herausfand ein ganz klein unschuldig Kind!
Wie bei andern Damen Küls von Paris
Steh'n hinter ihr Universalgenies!

Fräulein Ancillchen.

So, meine Herrn, werden alle Parthei'n
Auf die klügste Weise befriedigt seyn,
Und Heil dem überglücklichen Staat,
Der Ohren hat für der Weisen Rath!
(verläßt die Rednerbühne).

Die Großmutter (räuspert und schnäuzt sich zum Reden).

Tyll.

Ist diese des Teufels Großmutter da?

Mephist.

Großmütterchen und Gemahlin, ja.
Sie wollen damit ein Beispiel geben,
Die verschiedensten Bande der Liebe zu verweben.
Die Uebrigen leben ganz ohne Regel
In der wildesten Ehe, wie manche Vögel.

Großmutter.

Obgleich ich alle Neuerung hasse
Und am liebsten Alles beim Alten lasse,
Bedenkend, daß, was so lange galt,
Dadurch bewies seinen Werth und Gehalt;

Abgeseh'n davon, daß das Neue
Meist im Gefolge hatte die Reue;
Geschweige vieler andern Gründe,
Die ich zwar beachtungswerth finde,
Aber hier nicht erwähnen mag,
— Denn dazu reichte nicht aus der Tag —
So will ich doch, Kraft der Erwägung,
Daß jede fernere Ueberlegung
Und der weiseste Rath für taube Ohren
In vielen Fällen sei verloren,
Wenn nicht von ungefähr Wunder geschehen,
Wovon ich jedoch Nichts kann erspähen,
Vertrauend künftigen bessern Zeiten,
Welche einst wieder zum Alten leiten,
Mich fügen in's Gegenwärtigzeitliche,
Als in das Ewigunvermeidliche,
Insofern es, wie der strengste Gebieter,
Beherrscht die Menge der leichten Gemüther;
Und zur Abstimmung schreiten lassen,
Um darnach einen Beschluß zu fassen,
Der leichter Gemüther würdig ist.
Was gafft Ihr? Wie, versteht Ihr nicht Höllisch?
Zur Abstimmung, sagt ich! Seid ihr rebellisch?

Kammer.

Zur Abstimmung? Ach, nun tagt es, es tagt,
Was diese gelehrte Periode sagt!
(Abstimmung. Lange Pause.)

Tyll.

Welche Bande dort! Sie stellt sich wie keck!
Die Einen wälzen sich witzelnd im Dreck,
Die Andern reiten auf hölzernen Pferden

Mit dumm vornehmen Philiſtergebehrden!
Und dazu führen ſie Fliegenwedel,
Um ihren ziemlich langöhrigen Schädel
Vor den Mücken, die auf die Ohren ſich ſpitzen,
Wie einen Leichnam ängſtlich zu ſchützen!

Mephiſt.

Du! Du! Nimm Dich in Acht vor ihnen!
Sie gleichen ſehr den Ruinen und Bienen,
Sie fallen über Naher und Necker her,
Und wenn's zum eignen Verderben wär!
Mußt wiſſen, dieſes ſaubre Gelichter
Sind künftige deutſche Komödiendichter.

Apll.

Alle Komödiendichter?

Mephiſt.

Ach, leider nein!
Der Alte will immer der Erſte ſein!
Dieſe Leutchen ſind gar zu hölzern und dumm,
Die zumal aus dem neunzehnten Seculum!
Wenn es mir nicht zu langweilig wär',
Benamſ't ich Dir die ganze Miſere;
Wenn Dich aber darnach gelüſtet: —
Sieh jenes Männlein, das ſich ſo brüſtet,
Das ſo entfernt von den Andern geht
Und ſie belächelt voll Majeſtät!
Das iſt der Ariſtophanide, der Deutſche;
Er führt ſtatt des Fliegenwedels die Peitſche,
Ihn bitt' 'mal um eine Parabaſe!
Er wird Dir unter dem trockenſten Spaße,
Unter kritiſchen Peitſchenhieben,
Die Pflichten des Cicerone üben.

Tyll.

O ſchrecklichſter Ariſtophanide,
— Zwiſchen mir und Dir ſei Friede! —
Willſt Du wohl über die komiſchen Rekel
Aus dem künftigen neunzehnten Sekel
Ein Parabäschen uns declamiren
Und mit der Peitſche ſie kritiſiren?

Ariſtophanide.

Du wirſt mich zwar zur Hälfte nicht verſtehen,
Indeſſen will ich g'nügen Deinem Flehen.
Ich trete demnach jetzo auf als Chor,
Du aber ſtellſt das Publicum mir vor.

Mephiſt.

Paß auf und laß ihm den drolligen Wahn,
Wenn er Künftiges ſieht für vergangen an!

Ariſtophanide.

Die Dinger, liebes Publicum, (Du mögeſt nicht erſtaunen!)
Erſcheinen Dir wie Menſchen zwar, doch ſind ſie nur Kaldaunen!
Ja ja, Kaldaunen, glaube mir, aus Deinem eignen Bauche,
Ganäle für den Speiſebrei und für verſchied'ne Gauche!
Was Du jemals gefreſſen haſt und jemals haſt geſoffen,
Das wird bei ihnen bis auf's Haar auch wieder angetroffen,
Bis ſie es, voll von inner'm Drang, man nennt es Drang zu ſchreiben,
Als Monumente ihrer Kunſt dem Abtritt einverleiben:

Du haſt nun einmal einen Tic für alt' und neue Myſtik
Und haſt den tiefen Mythos Dir erneuert mit Heuriſtik,
Daß in der Schöpfung Urbeginn die Thiere Därme waren,
Chaotiſch wogend hin und her und blaſend gleich Fanfaren;
Du liebſt einmal Philiſterbrei, gehörig durchgekauet
Und mit Muſik dann aufgetiſcht, nachdem er iſt verdauet;
Du kannſt von Deinem zweiten Selbſt Dich nimmer herzlos ſcheiden,
Es muß als ew'ges Schaugericht Dich auf der Bühne weiden;
Dalai Lama's Excrement erhält nicht größ're Ehren,
Als Du ihm weih'ſt mit Kicherkrampf und bitterſüßen Zähren;
Denn, öffnet ſich Dein Thränenſack nur dann und wann verdroſſen,
Verachteſt Du mit Recht den Brei und ſprichſt: „elende Poſſen!"
Es muß da ein für alle Mal ein ſieches Paar erſcheinen
Und nach dem heil'gen Eheſtand erbärmlich ſchrei'n und greinen,
Indeß der alte Diener ſpaßt, der Onkel donnerwettert,
Die Mutter heult und der Papa mit Hemhem's um ſich ſchmettert.
Ach! eine Kluft trennt unſer Paar! Oft ſind es böſe Schulden,
Die noch zuletzt der Onkel tilgt mit 100,000 Gulden!

Oft hat Papa der Tochter Hand an Herrn von Alt verhandelt,
Der aber noch zuletzt davon mit krummen Schwänzchen wandelt!
Oft trennt den jungen Herrn Baron der Stand von Jungfer Roſa,
Bis ſie zuletzt erfunden wird als Donna Pretioſa,
Oft — oft — wie Du es ſelber treibſt, ſo gehn auch hier die Sachen,
Nur mit dem Unterſchied, daß ſie von Albernheiten krachen,
Wie Du ſie nur von Leuten hörſt der feinen Pöbelclaſſe
Und, in dem umgekehrten Fall, vom Hefenſatz der Maſſe;
Du kennſt die abgedroſchnen ja, die dialog'ſchen Spitzen,
Auf denen ohne wundes Fleiſch Du wochenlang kannſt ſitzen!
Zumal, was die Bonmots betrifft, die Wiener und Berliner,
Die weiß der Kammerherr und Hans und Prinz und Ladendiener.
Und jene Mondemfindelei'n empfindungsarmer Seelen,
Die könnteſt Du am Finger her, wie Frau'n die Wäſche, zählen!
Doch, wie auch dieß und jenes ſei, wenn nur zu gutem Ende
Der wack're Vater, tief gerührt, vereint des Paares Hände!
Dann klatſchen Log' und Gallerie, dann wackeln froh die Wände!
Denn das iſt Deine Leidenſchaft: ein lederngutes Ende.

Indeß, Du scheinst von Neubegier und Wissensdurst zu brennen,
Wie jene Darmkanäle sich genauer noch benennen?
Verzeih', ich kriege ja Pension von meinem gnäd'gen Fürsten,
Nur wen'ge darf ich namentlich, wenn sie nicht todt sind, dürsten!
Und wäre das nicht, ach Du kennst Censuren und Prozesse,
Beschlag und Vor- und Nachverbot! Es lebe freie Presse!

(verschwindet.)

Tyll.

Was würd' es auch helfen, wollt' er die Namen
Von Künftiggebor'nen vor mir auskramen?
Höchstens möcht' ich kennen den Einen,
Den Dickbauch dort, mit den Säbelbeinen!

Meyhist.

Ich bin gefällig; zu Deinem Spaße
Will ich Dir's sagen in einer Parabase.
Du siehst also den Krämer dort, mit Brill und Opernglucker?
Das ist der Raupel, merk' es Dir, Dein allergrößter Mucker!
Er hat ein eigenes Recept für Stiefelwichs' und Schmiere,
Die er Euch höflichst offerirt als Wunderelexire;
O, kaufet seine Quintessenz von englischen Humoren
Und schmiert sie zur Verkürzung Euch zuweilen in die Ohren!
Sie dient Euch noch zu Allerlei, so auch zu Läuseſalben,

Und gebt Ihr sie den Kühen ein, erleichtert sie das Kalben;
Doch habt Ihr Euch durch Fresserei verdorben Euern Magen,
So wird sie, wie Rhabarber, Euch unendlich wohlbehagen;
Besonders aber Nüchternheit im allerhöchsten Grade
Verschafft sie Euch im tollsten Rausch, wie eine Bastonade!

Tyll.

Hör' auf, verliere nicht eine Sylbe,
Viel weniger den Athem, um eine Milbe!
Gefällst Du Dir im Parabasenspiele,
So nimm Dir tüchtige Männer zum Ziele,
Z. B. den Aristophaniden!

Mephist.

Meinst Du, ich fürchte den Koprolithen?
Meinst Du, ich fürchte den Sylbenstutzer,
Den Sokkus- oder den Stiefelputzer?
Den lächerlichen neudeutschen Karrengaul
Mit altgriechischer Trens' und Stange im Maul,
Der auf der neuern Komödienchaussée
Antik die Beine hebt in die Höh'?

Tyll.

Nur nicht hitzig, mein Werther, nur allgemach!

Mephist.

Soll ich ihn Dir, wie Gelehrte von Fach,
Konstruiren in einer geschichtlichen Skizze,
Des Frosches halber beschreiben die Pfütze?
Ich will's; nur muß ich mich kürzer fassen,
Wir wollen ja auch auf die Kammer passen. —

Obgleich man neben die antike Tragödie
Nicht ganz ohne Grund die antike Komödie,
Hinsichtlich ihrer Musterhaftigkeit,
Mit hoher Vorliebe stellet und reiht,
So möchte sich doch einem tieferen Streben
Sehr füglich das Resultat ergeben,
Daß die verehrten heidnischen Alten
Niemals eine Komödie haben erhalten.
Die Gründe für jenes sind ohngefähr die:
Die Neuern ahnten bisher noch nie,
Was eine wahre Komödie sei;
Sie wähnten, ideelose Narrethei
Einerseits, andrerseits bittre Satyre,
Wie bei Aristophanes und Shakespeare,
Bei Calderon, Gozzi und Molière,
Gäbe schon eine Komödie her;
Dann haben die Neuern auch Keinen gehabt,
Der sie mit etwas Besserm begabt;
Also, ihrer Armuth unbewußt,
Kamen sie zu der antiken just
Und bestaunten darin das attische Salz;
Denn sie selber hatten nur Hammelschmalz.
Aber, wie gesagt, die heidnischen Alten
Haben nie eine Komödie erhalten;
Ohne Christenthum — keine Komödie,
Sondern nur Posse, Satyre, Tragödie.
Die Komödie verlangt eine Weltansicht,
Welche Alles mit Lilien und Rosen umflicht;
Sie zeigt uns den umgekehrten Gott,
Die verkehrte Welt, nicht unter teuflischem Spott,
Nicht unter sinnlosen Späßen, elenden,
Ueber die wir lachend uns selber schänden,
Nein, mit liebeseliger Lustigkeit,

Welche das Chriſtenthum nur verleiht.
Wir halten daher die Ariſtophaniſche
Für eine poſſenhafte ſataniſche,
In welcher unter phantaſtiſchen Scherzen
Der Satan als Satyr peinigt die Herzen.
Genug, ohne Chriſtenthum — keine Komödie
Und, umgekehrt, mit ihm — keine Tragödie,
Denn dieſe wiederum wurde den Alten
Von der Weltgeſchichte zurückbehalten;
Wir haben blos antike Imitationen,
— Möchte man uns doch damit verſchonen! —
Nur Shakespeare hat dieß dunkel empfunden,
Wie ſeine Tragikomödien bekunden.

Tyll.

Wo beginnſt Du? Wann wirſt Du enden, Verehrter?
Du biſt ein Heuchler, ein ſtockgelehrter!

Mephiſt.

Du ſtörſt mich im Fluſſe! So will ich denn ſpringen,
Daß Dir davon die Ohren klingen! —
Siehſt Du neben Raupel, den feinen Filou?
Das iſt Herr Auguſt v. Kotzebue.
In ihm erblickſt Du den Repräſentanten
Der faden, hirnloſen und abgebrannten
Erbärmlichen deutſchen Komödiendichter,
Die der Ariſtophaniſche Mückenrichter
Uns ſchon beſchrieb von der Zeh bis zum Zopf;
Leider traf er den Nagel nicht auf den Kopf!
Kotzebue kriecht zwar auf allen Vieren,
Er verſteht es, Witze zu apportiren
Und mit luſtigtraurigen Liebesbrocken
Lachen und Weinen hervorzulocken;
Doch man macht Komödien nicht ſo geſchwind

Wie Schlump und Münchhauſen verſchiedenen Wind!
In ſeinen ſogenannten Luſtſpielen und Schwänken
Oder dramatiſchen Liebesränken
Vermißt man den wahren Komödienheld,
Den umgekehrten Gott, die verkehrte Welt.
Dazu gehörte noch etwas mehr Hirn!
Sieh dort die Geſtalt mit der breiten Stirn!
Das iſt Tiek. Unſer ehrſamer Mückenrichter
Hat ihn gar nicht erwähnt als Komödiendichter;
Und dennoch hätte Tiek faſt ergabelt,
Wornach Andre umſonſt ſich Thürme gebabelt!
Nur ſpukt ihm das Mittelalter im Kopf
Und ſpuckt ihm leider oft auf den Zopf!
Er grabbelt gar zu gern im Dunkeln,
Er denkt, im Dunkeln iſt gut Munkeln;
Drum hat er denn auch die verkehrte Welt
Bloß dunkelmunkelig dargeſtellt
In dem weiland chriſtlichromantiſchen Style;
Und da bleibt alles Licht aus dem Spiele;
Ohne Licht gedeiht kein organiſches Leben
Und ſo hat er lauter Schatten gegeben;
Er gab ein Vorſpiel zur wahren Komödie,
Eine Art von myſtiſcher Affentragödie.
Hätte dieß unſer Mückenrichter benutzt
Und ſich nicht nach Ariſtophanes geſtutzt,
Hätt' er, ſtatt antiker Sylbenmuſik,
Lieber fleißig ſtudiret den Tiek,
Hätt' er, fern von dem Tiekiſchen Dunkel,
Gefunden den ewigen Wahrheitskarfunkel
Und darin die Freud' und Lieb' und Verſöhnung
Statt ſeiner Luſt zu gehäſſ'ger Verhöhnung,
So, denkſt Du, wär' er kein Mückenrichter
Sondern der wahre Komödiendichter?

Nein, dazu gebrach ihm der Muth und der Geist,
Ohne die man nur regelmäßig — speis't. —
Eh bien; wie gefällt's Dir, daß nur ein Christ
Zur „verkehrten Welt" berufen ist?
Schon dieser feine ästhetische Ruhm
Empföhle, dächt' ich, das Christenthum!

Tyll.

In Dir steckt einer der lumpigsten Kerle
Oder, wie in Muscheln, die köstlichste Perle!

Mephist (für sich).

Die Einfalt! Luzifer, sucht zu verwirren!
Je mehr man weiß, desto mehr kann man irren.

Großmutter.

Ich sehe, daß die Majorität,
Wie fast immer, die richtige Mitte geht:
Ich entbind' uns im Namen der freien Natur
Von dem frühern constitutionellen Schwur!
So laßt uns denn eine Comission creiren,
Welche den Beschluß hat auszuführen.
Ich möchte vor Allen zu Dreien Euch rathen,
Als Höllenlichtern und Teufelsbraten
Zu Sappho, Bier-Krug und Hundelieb;
Sie würden gewiß schon aus freiem Trieb,
Weil sie dabei gefördert sich finden,
Bald allerlei Mast- und Pflanzschulen gründen.

Tyll.

Hochzuverehrender Herr Großmutter Präsident,
Ist mir wohl auch ein Wörtchen vergönnt?

Großmutter.

Wenn es die Kammer erlaubt, immerhin!

Tyll.

Bedenkt, daß ich unpartheiisch bin!

Kammer.

Das iſt für Lacher ein Ohrenſchmaus;
So krame denn deine Einfälle aus!

Tyll.

Meine Herrn, Ihr ſchwärmt für gewaltſame Mittel,
Als da ſind Schweinſchneider, Wächter und Büttel!
Schämt Euch, daß Ihr nichts Klügeres wißt,
Ich glaube nicht mehr an weibliche Liſt!
Muß man den Leuten die Hälſe brechen,
Um für Empörungen ſie zu ſchwächen?
Was für Stümper ſeid Ihr noch im Regieren!
Wißt Ihr noch Nichts von Temporiſiren,
Nichts von Andershandeln und Andersſprechen,
Von Verläumden, Bitten, Droh'n und Beſtechen?
Nichts von der Ehren und Würden Reiz?
Habt Ihr kein St. Großmutterkreuz?
O, laßt Euch Euern Kopf einrenken!
Was ſoll ein Diplomat von Euch denken?
Gebt Euern Leuten nur tüchtigen Schnaps,
Bringt ſie täglich gehörig in Raps
Und mäſtet ſie mit Kartoffelſpeiſen,
Dann ſollt Ihr mich einen Hundsfott heißen,
Wenn ſie Euch nicht dienen ihr Lebelang
Und noch dazu mit verbindlichſtem Dank!
Außerdem ſolltet ihr Schulen aufbringen,
Wo ſie Volks- und auf Euch Loblieder ſingen,
Kapellen errichten und Pfaffen anſtellen,
Die für Euch beten in allen Fällen;
Broſchüren und Traktätchen vertheilen,
Um einige Unzufriedne zu heilen;
Auch Demagogenriecher ermitteln
Und ſie verſehen mit Hofrathstiteln!
Und könntet Ihr nicht auch Statuen errichten

Der Moral und Freiheit, um ſie ſchneller zu vernichten?
Verſuchtet Ihr ſchon Journaliſten zu miethen,
Und den Feindlichſten Gnadengehalte zu bieten?
Habt Ihr für meine Rathſchläge Ohren,
So empfehl' ich dringend Euch noch Cenſoren,
Welche Gutenberg's Möpſe beſichtigen
Und ihr Gekläff mit Streicheln beſchwichtigen!
Dieſe Dummheit! bedürft ihr der Ketten?
Ziert Ein'ge mit Kettlein und Epauletten,
Dann treten ſie Euch die Andern mit Füßen!
Doch ich ſoll Euch von Hans Ungeſchick grüßen,
Dem mächtigen Großkhan aller Schlaraffen,
Er liebt Euch wie ihre Jungen die Affen
Und hält durch mich geringen Mann
Um Euch zu ſeinen Kebsweibern an!
Zur Morgengabe, ohne Spaß!
Empfangt Ihr vom feinſten durchſicht'gen Glas
Zwei Millionen Inexpreſſibles,
Unzählige Krebſe der Hexenfibel,
Verfaßt von Hallerlei, Josl und Görs,
Statt des Weihrauchs hundert Centner Vapör',
Zehntauſend ſtänkrige Eulenneſter
Und alle ſonſt'gen Schlaraffenreſter!

Prinzeſſin Hundelieb.

Zur Rache! Ha, zur blutigen Rache!
Es gilt für der Weibſen heiligſte Sache!
Laßt uns ihn kratzen, kneipen und beißen!

Sappho.

Und, wie den Orpheus, in Stücke zerreißen!

Kammer.

Zur Rache, empor auf die Gallerie!
Süß iſt die Rache, klein iſt die Müh'!

Großmutter.

Zur Ordnung! Wir haben auf ihn kein Recht!

Kammer.

Gleichviel! Es gilt für unſer Geſchlecht!

(Ayll und Mephiſt ab.)

Haltet die Schufte! Haltet ſie an!
Auf, zur Verfolgung, bevor er entrann!

Dritte Scene.

Hölliſche Waldſchlucht.

Ayll und Mephiſt. kommen gelaufen; dann Hundelieb mit Gefolge.

Mephiſt.

Und verkröchen wir uns in ein Mäuſeloch,
Die wüthenden Beſtien erreichten uns doch!

Ayll.

Wir könnten ja gleich von dannen fliegen,
Du willſt es aber, ſie ſollen uns kriegen!

Mephiſt.

Die Höll' iſt verſchloſſen! Du bleibſt hier zu Gaſt;
Wenn Du nicht einen Schlüſſel haſt!

Ayll.

Wenn's weiter Nichts iſt, bin ich nicht bange!
Ich weiß ſchon, wie ich den Schlüſſel erlange!

Prinzessin Hundelieb (kommt).

Da haben wir ihn! He, Leute! Hier!
Warte, Schuft! So büße denn nach Gebühr!

Tyll.

Meine Herrn, bevor Ihr noch weiter keift
Oder mir gar nach dem Leben greift,
Hab' ich Euch zu sagen die Ehre,
Daß ich für jetzt noch dem Christ gehöre;
Allein, ich will mich dessen begeben
Und Euch genug zu thun mich bestreben,
Wenn Ihr nämlich meine Waffen annehm't
Und Euch zu einem Duelle bequemt!

Prinzessin Hundelieb.

Ein Duell? Sehr wohl, das ist ritterlich!
Wähle! auf Schuß, auf Hieb oder Stich!

Tyll.

Auf Stich! Jedoch nur auf geistigen Stich,
Vor dem gewöhnlichen schaudert mich;
Ich führe allein des Geistes Schwert,
Weil es am schärfsten belehrt und bekehrt.

Prinzessin Hundelieb.

Ein Cavalier schlägt keine Waffen aus;
Ich mache Dir so und so das Garaus.

Tyll.

So laß uns denn in die Schranken reiten
Und mit Räthseln gegen einander streiten;
Die Bedingung sei aber hinzugefügt,
Daß dem, welcher seinen Gegner besiegt,
Die völlige Freiheit werde verlieh'n,
Beliebig ihn strafend von dannen zu zieh'n!
Willst Du?

Prinzeſſin Hundelieb.

So ſei es, was auch geſchehe!

Tyll.

So heb' den Finger zum Schwur in die Höhe! —
Prinzeſſin, man ſagt, Du habeſt Geiſt,
So ſag' denn an, wie Dein Räthſel heißt?

Prinzeſſin Hundelieb.

Was iſt das, was Männern zur Strafe gebührt,
Doch Frauen belohnt und amüſirt?

Tyll.

Das iſt der Strick! Ich hab' es gefunden!
Der gewöhnliche Strick und der Strick von drei Hunden.

Gefolge.

Pfui Teufel, o Schande, wir wären geſchlagen!

Prinzeſſin Hundelieb.

Noch nicht! Erſt mag er das ſeine ſagen!

Tyll.

Sag' mir das Fräulein, das alt noch kein Jahr,
Schon einen ſtarken Knaben gebar!

Gefolge.

Das Räthſel iſt falſch, Du willſt uns betrügen.

Prinzeſſin Hundelieb.

Das iſt die abſurdeſte Lüge der Lügen!

Tyll.

Wenn es nun wahr iſt, ſobald ich's Euch ſage,
Geſteht Ihr dann Eure Niederlage?

Gefolge.

Sehr gern, wenn dieſes Räthſel nicht lügt.

Prinzeſſin Hundelieb.

Auch ich erkenne mich dann für beſiegt!

Tyll.

So fraget einmal die heilige Schrift,
Ob mein Räthſel nicht auf die Eva trifft.

Gefolge.

Die Eva? Schauderhaft, waren wir blind?

Prinzeſſin Hundelieb.

Ei was, geht mir mit bibliſchem Wind!

Tyll.

Ich will mich als gnädigen Sieger zeigen,
Zum Gedächtniß empfanget hier einige Feigen;
Die Hölle klafft auf! Philiſtergaul,
Trag' mich von hinnen und ſei mir nicht faul.

(Reitet auf Mephiſt davon.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Derſelbe Saal wie in der erſten Scene des erſten Aufzugs.

Erſter Auftritt.

Tyll, Zwirn, Pech und Mehl.

Tyll.

Es iſt ein feierlicher Augenblick,
Wo die dickſten Freunde trennt das Geſchick!
Nun gilt's, dem Kaiſer ein Schnippchen zu ſchlagen
Und das geht Einem gar leicht an den Kragen!
Daher macht Euch ohne Zögern und Stocken
Stehenden Fußes auf die Socken!

Zwirn.

Ach, liebſtes Tyllchen, ſo komm doch mit,
Sonſt fehlt ja unſrem Bunde der Kitt!

Mehl.

Was wiſſen wir ohne Dich anzufangen?
Wir könnten kein Schlückchen Wein erlangen!

Tyll.

Dafür will ich noch väterlich sorgen.

Zwirn.

Kannst Du uns Etwas schenken oder borgen?

Tyll.

Nicht schenken, nicht borgen! Ich will Euch rathen;
Ein Rath gilt mehr als 1000 Dukaten.

Mehl.

Das ist nun eben nicht mein Geschmack;
Stopf' uns lieber mit Münze den Sack!

Tyll.

Wenn ich Euch nun zu mehr, als Prinzen,
Verstände durch meinen Rath umzumünzen?

Mehl.

Hol' mich der Teufel! Das ließe sich hören!

Pech.

Dann wollt' ich Dich wie meinen Vater ehren!

Zwirn.

O Tyllchen, rathe, laß Dich beschwören!

Tyll.

Gut! Denkt Euch in mir einen sterbenden Vater;
Die letzte Oelung gab mir der Pater;
Denn der Bader hat mich zu Tode curirt;
Ihr, als Kinder, weinet, wie sich gebührt!
Hier leg' ich mich nieder, hier ist mein Bette!
Ihr, tretet näher zur Sterbestätte,
Schluchzet und fragt nach dem Testament,
Wenn mir der Herr das Leben nicht gönnt!
Wißt aber, daß der von mir Nichts erhält,
Der sich nicht recht kläglich und winselig stellt!

Mehl (faßt ihn am Beine).

Hu, Täte, ich will Dir's bequemer machen!

Tyll (tritt nach ihm).

Laß mich sterben, sonst stoß ich Dich in den Rachen!

Pech.

Wie rührend! Mir klackern die Augen von Zähren!

Tyll.

Nun Pech, mein Sohn, was ist Dein Begehren?
Tröste Dich, trockne den feuchten Blick!

Pech.

Ich denk' an den seligen Vater zurück!

Zwirn.

Väterchen, wie steht's mit dem Testament,
Wenn Dir der Herr das Leben nicht gönnt!

Tyll.

Tritt her, mein Sohn, empfang' meinen Segen!
Ich erflehe Dir Sonnenschein und Regen,
Auf den Lebenswegen das höchste Kleinod,
Und zuletzt noch einen recht baldigen Tod!
In Dir liegt vergraben ein Schatz, ein Pfund!
O wuch're damit auf dem Erdenrund'!
Du hast einen äußerst vorsichtigen Geist,
Den nur ein Verwegener furchtsam heißt;
Beherzige darum den gold'nen Rath:
Werde so schnell als möglich Soldat!

Zwirn.

Ich war ja schon einmal Lanzenknecht!
Ach, gezwungenerweise! Da ging's zum Gefecht:
Ei, dacht' ich, es giebt genug zum Krepiren!
Und hatte den Muth zu desertiren.
Nein, nein, dafür hab' ich gewalt'gen Respekt!

Tyll.

Das zeigt ja den Schatz, der in dir steckt!
Du wirst Dich in Schlachten zu schonen wissen
Und, wenn die Tollsten in's Gras gebissen,
Zum Lohne für Dein weißes Salviren
Zu Würden und Orden einst avanciren.
In jedem Schlachtbericht wird man einst lesen,
Wie tapfer der Marschall Zwirn sei gewesen;
Da wird's heißen: „Der Marschall hat sich sehr brav benommen;
Er ist recht glücklich davon gekommen."

Mehl.

Beachte nur stets die Hecken und Gräben,
Ohne Dir eine Blöße zu geben!

Tyll.

Gewachsen bist Du ja auch gar zierlich
Und als Schneider trägst Du Dich fein manierlich;
Du wirst Dich immerdar putzen und schnüren
Und bügeln und bürsten und schniegeln und zieren,
Daß Du wie ein Spiegel so proper blinkst
Und schon dadurch die ersten Stufen erringst!
So geh' denn, Generalfeldmarschall!
Denn das wirst Du, folgst Du, auf jeden Fall!

Zwirn.

Es sei! Das Entsetzlichste sei versucht!
Meine Loosung fortan ist: **Sieg oder Flucht!**

Tyll.

Tritt vor, Du mein zweiter Lendensprößling,
Du Stimme der Wüste, Du Himmelsschößling,
Prophet und Agitator der Zeit!
Du vergaßest doch nicht das Morgenheut'?

Pech.

Ich werde den Heiden, beweibten und ledigen,
Die heilige Regel de Zwi predigen.

Tyll.

Ich vertraue Dir, Sohn! Du bist dazu tüchtig;
Nur rath' ich Dir sterbend: sei folgerichtig!
Du mußt Deine Lehre noch strecken und dehnen
Und sie direct an die Bibel lehnen.
Erfinde zunächst zu der Regel de Zwi
Noch eine Regel de Tri und de Jh!

Pech.

Die de Tri empfahl mir mein Vater selig,
Die de Jeh aber scheint mir überzählig!

Tyll.

Bedenk', Jehovah beginnt mit dem J'
Und Vater und Sohn lehrst Du in der Zwi,
Weil in ihnen das Morgen und Heute vergeht;
In der de Tri lehrst Du die Trinität.

Pech.

O, tausend Dank! Nun wird es mir licht!
Bisher verstand ich mich selber nicht!
Nun fühl' ich erst meinen Prophetenberuf
Und Du bist's, welcher mich dazu erschuf!
Mein zweiter Vater! Das bist Du, auf Ehre,
Weil ich ohne Dich nur ein Finsterling wäre!

Tyll.

Noch empfehl' ich Dir in den letzten Zügen,
Willst Du alle Zweifel der Hörer besiegen,
Daß Du, bevor Du sie weiter bekehrst,
Ohngefähr Folgendes redest zuerst:
„Ungläubige, Euer Wanken und Schwanken

Iſt die Strafe für gottloſe Gedanken!
Es iſt ein Gebot der Frömmern und Weiſern,
Aller Gedanken ſich zu entäußern;
Und dem höheren Inſtinkt überlaſſen,
Sich mit der Bibel allein zu befaſſen!"
Auch mußt Du zuerſt nach Schilda gehn,
Weil die Einfält'gen Dich am leichteſten verſtehn.
Beherzigſt Du dieſes gehörig, mein Sohn,
Wirſt Du Gründer der neu'ſten Religion.

Pech.

Geſegnet, geſegnet, ſei jene Stunde,
Die mich geführt hat zu Deinem Bunde!

Mehl.

Jetzt, Täte, kannſt Du in Frieden krepiren,
Um mich brauchſt Du kein Wort zu verlieren!
Ausgenommen, es müßte denn ſein,
Du riethſt mir, wie ich käme zu Wein!

Tyll.

Ich weiß, Du pflegſt Dir mit Weinen und Bieren
Ueberaus gern die Gurgel zu ſchmieren;
Das aber, ſo lehrt Dich Pater und Paſter
Iſt ein ganz abſcheuliches Laſter;
Und Du willſt doch ſaufen und tugendſam leben!
Drum mußt Du dich einem Berufe ergeben,
Wo ſelbiges Laſter ſich gänzlich verhüllt
Und für eine Art von Tugend gilt.

Mehl.

Gott ſtraf mich, ſolchen Beruf möcht' ich kennen!

Tyll.

Mühleſel, Du mußt einen Künſtler Dich nennen
Oder auch einen Studenten ſpielen,

So kannſt Du ſogar Dir Ruhm noch erzielen!
Je mehr Du ſäufſt, deſto genialer
Und burſchikoſer!

Mehl.

Schaff mir nur Thaler!
Ein Hundsfott mag ſaufen, wenn er Nichts hat!
Oder meinſt Du: Waſſer? Pfui, das iſt matt!

Tyll.

Thaler genug! He, kannſt Du nicht ſingen?
Du ſollſt's bis zum erſten Sänger noch bringen,
Wenn Du nur meine Lehre benutzeſt
Und Dich ein wenig noch ſchuleſt und ſtutzeſt!
Dann, mein Sohn, ſpielſt Du Fürſten und Prinzen
Und wühlſt, wie Wuch'rer, in goldenen Münzen!
Sing' 'mal Dein Lieblingslied recht geſchickt
Und zwar mit Rouladen und Trillern geſpickt!

Mehl.

Zuthaten, Brüller! Was iſt das? Hoho!

Tyll.

Ich will Dir's zeigen; mach's einmal ſo:
Sau — — — — — — — — — — — —
— — ſen! So mach' es und ſing dazu!
Auf den Zehen! Die Venſt h'raus! Voll Würde und Ruh!

Mehl (ſingt mit Rouladen und Trillern)

Laßt uns den Verſtand verſaufen!
Wenn iſt er nütz'?
Laßt den alten Schulfuchs laufen,
Saufi Euch Mutterwitz!

Tyll.

Brav, ſehr brav! Welch' himmliſcher Klang!
Du wirſt Meiſter über kurz oder lang!

Mehl.

Wüßt ich nur 'was mit Händen und Beinen zu machen!
Das muß man ja wohl bei den dubligen Sachen?

Tyll.

Lumperei! Das lernſt Du bald, das Agiren,
Ich will Dich ſogleich hier einexerciren!
Was thut man nicht für das Brod ſeiner Kinder!
Ich bin zwar halb todt, doch hebt mich! — Gelinder! —
Gelinder!! — Haltet mich! — Laßt mich nicht ſinken! —
So! — Laßt mich! — Folge nun meinen Winken!
Betrachte Dir meine graziöſe Haltung
Und meine freie Gliederentfaltung!
Stellt ihm einmal den Fuß auf die Zehe! —
Reckt ihm den Kopf etwas ſtolz in die Höhe! —
Strecke die Arme gebogen aus!
Rückt ihm die Bruſt noch weiter heraus! —
Köſtlich! Merk' Dir's, um zu gefallen,
Brauchſt Du dieſe Stellung vor Allen!
Mach's noch einmal! — Ei, wunderſchön,
Nie hab' ich ſolche Grazie geſehn!

Mehl.

Ich ſah' ſie doch aber auch manchmal fechten,
Als ob ſie ſich zu zerreißen gedächten?

Tyll.

Das, mein Sohn, geſchah in den höhern Affekten,
Wenn ſie die Arme und Beine recht reckten!
Biſt Du zornig, dann ballſt Du die Fauſt,
Indeß Du ſo ſtampf'ſt und um Dich hau'ſt;
Erſchrickſt Du, dann verrückſt Du den Stand

Und ſpreizeſt fünf Finger an jeder Hand;
Als Trauriger raufſt Du ſo Dir das Haar
Und verzerr'ſt Deine Züge ſo ganz und gar;
Machſt Du Liebeserklärungen, knieeſt du ſo
Und ſpringſt froh wieder auf, wie ein Floh!
Jetzt thu' einmal zornig! — Erſchrocken! — Jetzt traurig! —
Jetzt verliebt! — O, wie wahr und ſchaurig!
Nun will ich Dir noch die Regel einſchärfen:
Das Agiren kannſt du bei Seite werfen;
Du brauchſt nur dieſe graziöſe Haltung
Und folgende freie Gliederentfaltung!

Mehl (ahmt Iyll's Bewegungen nach).

Iyll.

Ich merke, Du haſt Augen und Ohren,
Ich wette, Du biſt auch zum Tänzer geboren!
Das läßt ſich auf der Stelle erproben,
Strecke einmal dieſes Bein nach oben!
Scheitelrecht! In den rechten Winkel gebracht! —
Du kannſt es? Mehl, Dein Glück iſt gemacht!
Nun dreh' Dich einmal auf der Zehe herum,
Ein, zwei, drei, vier Mal! — Du fällſt ja um?

Mehl (fallend.)

Schafskopf!

Iyll.

Zum Tanzen ſteht nicht das Liegen,
Du mußt Dich mit Geſange begnügen!

Zwirn.

Ich höre Tritte! — Der Kaiſer! Gefangen!
Sieg oder Flucht! Sonſt werd' ich gehangen!

(Zwirn, Pech und Mehl ab.)

Zweiter Auftritt.

Tyll; zuerſt Mephiſtopheles als Narr; dann der Kaiſer, die Prinzeſſin und Gefolge; Fauſt und Poſa; Käthchen und Aennchen.

Mephiſt (tritt hinkend ein)

Ach, mein Fuß! Der verdrehte Schneiderbock!
Tritt, mir Nichts, dir Nichts, mich wie einen Pflock!
Au! — Ich ſag' es als Freund Dir bei Zeiten,
Der Kaiſer kömmt eben mit ſeinen Leuten!

(Der Kaiſer und die übrigen Genannten treten auf.)

Kaiſer.

Faſt ſchauernd treten Wir in dieſe Hallen,
Als ſähen Wir der Ahnen Geiſter wallen,
Von Meiſter Holbein's kund'ger Zaub'rerhand
Heraufbeſchworen aus dem Todtenland!

Prinzeſſin.

Es iſt ein ſchaurig Ding um jede Ahnung,
Oft gleicht ſie einer Stimme hoher Mahnung!

Fauſt.

Oft aber —

Mephiſt (leiſe).

Doctor, verrathet noch Nichts!

Fauſt.

Oft einem vereinzelten Strahle des Lichts,
Der auf den Embryo künftiger Welt
Der Gegenwart Hülſe durchſchimmernd fällt.

Tyll.

Frau Prinzeſſin, mit Eurer Vergunſt!
Es hat mit der Schönheit gemein die Kunſt,

Daß ihre Nähe ſchon Ahnungen weckt,
Vor deren Gewalt der Menſch oft erſchreckt!
Sie ſelber iſt eine Stimme der Mahnung,
Ja, richtig verſtanden, eine Art Ahnung;
Sie mahnt uns feierlich, zu belauſchen
Ihr oft unhörbares Flügelrauſchen
Und läßt uns ahnen im ſcheinbaren Schein
Der Schönheit ewige ſieben Weih'n.

Kaiſer.

Als Meiſter pries Dich uns Dein Todtentanz;
Doch ohne dies auch ziemte Dir der Kranz,
Weil Deine tiefe Rede ſattſam zeigt,
Daß Du den Gipfel Deiner Kunſt erreicht.
Drum mochten Wir auch nach dem erſten Schauen
Ein großes Werk ſogleich Dir anvertrauen,
Wir hoffen ſehr, Du wirſt mit vollen Ehren
Dich Unſ'rer Gnade würdig jetzt bewähren!

Tyll.

Das zu hoffen bin ich etwas zu beſcheiden!

Mephiſt.

Viel muß der ſich fühlende Künſtler leiden!

Tyll.

Indeß, ich geſteh' 's, meine ſchlichten Worte
Oeffnen allein die Tempelpforte
Zur ſo lange, ach! mißverſtand'nen,
Bisher nur in Mißgeburten vorhandenen,
Durch mich erſt begründeten Malerei;
Sie machen den Hörer erſt fähig und frei,
Auf den einzigen Standpunkt ſich zu verſetzen,
Von dem ſich geziemet ein Bild zu ſchätzen!

Kaiſer.

Sehr wunderlich, fürwahr! Wir alſo wären
Urtheilsunfähig ohne Dein Erklären?

Tyll.

Wenn nicht mit der kaiſerlichen Majeſtät
Verbunden wär' Infallibilität!

Mephiſt.

Sie ſchauet die Dinge im hellſten Lichte,
Das beweiſ't uns am klarſten die Weltgeſchichte.

Kaiſer.

Sehr wohl! In Rückſicht aber, lieber Meiſter,
Auf and're, nicht ſo hochgeſtellte Geiſter,
Die ohne Dein Erklären viel verlören,
Laß jenes Vorwort deutlicher Uns hören!

Tyll.

Meine Behauptung ſchien unbeſcheiden;
Ich kann's aber hoch und theuer beeiden:
Entbehrtet Ihr des erklärenden Lichts,
So ſäh't Ihr an meinen Gemälden Nichts!
Ein Künſtler muß ſelbſt erſt verſtanden ſein,
Bevor man verſteht ſeine Malerei'n.
Die Kunſt iſt Ahnung und läßt ſich nur ahnen,
Wenn Vorahnungen den Weg dazu bahnen.
Um aber zur Vorahnung fähig zu ſein,
Iſt die erſte Bedingung: Seid edel und rein!
Die Reinheit freilich wird nur angeboren
Und ein Baſtard bleibt für die Kunſt verloren,
Nicht bloß ein Baſtard im wörtlichen Sinn,
Sondern auch, der vom Lebensbeginn,
Seitdem er den erſten Pulsſchlag gefühlt,
Den unreinen Baſtard hat geſpielt;
Und daran erkennt man den wahren Maler,
Ihn unterſcheidend vom Farbenprahler,
Daß ſein Werk, wie Alles Große der Welt,
Nur den Reinen und Edlen gefällt,

Dagegen allen Baſtarden und Thoren
Wie Geſichte und Geiſter gehet verloren.
Dies iſt nicht bloßes Geſchwätz der Ammen,
Sondern hängt mit Kunſtprincipien zuſammen.
Was heißt denn bei den Malern Styl?
Ich ſage Styl! — Kein Griffel und Kiel! —
Man machte darüber verſchied'nes Geſchrei,
Nach einem Kenner gibt's zweierlei:
Styl der Behandlung und Compoſition;
Sie verhalten ſich beide wie Vater zu Sohn;
Styl der Compoſition, ſo ſpricht man gelahrt,
Iſt die einfachſte und grandioſeſte Art,
Den jemaligen Gegenſtand aufzufaſſen;
Daraus wird ſich nun folgern laſſen:
Der and're Styl, der dazu ſich paart,
Iſt die einfachſte und grandioſeſte Art,
Die Natur zu gebrauchen als Mittel zum Ziel;
Darnach beurtheilt denn meinen Styl!
Ich hielt mich daran ſehr ſtreng und genau!
Meine Bilder ſind ſtets Grau in Grau
Und damit ſie Baſtarden unſichtbar blieben,
Hab' ich ſie bekreuzt und mit Farnſamen gerieben;
— Die Alltagsmanier iſt nicht mehr Mode,
Sie verfiel durch mich dem äſthetiſchen Tode! —
Und möglichſt einfach war ich nicht bloß,
Sondern auch, zumal im Deſſein, grandios,
Obwohl Ihr jetzt das Wie noch nicht ahnt,
Weil die Wahrheit langſam zum Herzen ſich bahnt!

Kaiſer.

Enthüll' uns Deinen Stolz nun ſonder Zaudern!

Prinzeſſin.

Ich fühle ſchon der Ueberraſchung Schaudern,
Wenn uns die Ahnenreih'n, die altergrauen,
Auf einmal ſtrengen Blicks entgegenſchauen!

Tyll (rollt die Aequipe auf).

So blickt denn her, Ihr Reinen, Ihr Geweihten!
Da ſind die Heldenbilder alter Zeiten! —
Ihr habt der Ahnen an hundert und dreißig,
Drum malt' ich ſo lange, obwohl ſehr fleißig!

Gefolg.

Ich bin ganz weg! — Welche Farbenpracht!
Wie kühn und keck! — Genial erdacht!
Die Technik, wie künſtlich! — Wie brav ausgeführt!
Ja, wahrhaft verdienſtlich! — Ich bin gerührt!

Mephiſt (leiſe).

Nun Doctor und Ritter, lobet wie dumm!
Enthuſiaſtiſch! Ihr wißt ja, warum!

Poſa (laut).

Ich halte mich an die Tendenzen bloß;
Die jetz'ge find' ich ziemlich kühn und groß!

Fauſt.

Ja, äußerſt einfach und grandios!
Es ſind Phantaſieporträts erſter Art,
Dergleichen hab' ich noch nie gewahrt!

Kaiſer.

Das Ganze iſt erſt einzeln zu betrachten,
Um Tugenden und Fehler zu beachten.

Tyll.

Um Euch eine Ueberſicht zu verleihen,
So zeig' ich die Stifter der einzelnen Reihen
Der Kaiſer, Grafen, Kön'ge und Götter!

Mephiſt.

Auch Götter als Ahnen? Ei, alle Wetter!

Gefolg.

Seht himmelwärts — führt Muſenmacht
Das geheime Erz — aus der Zeitenſchacht!
Der goldene Stern — der Phantaſie
Umſtrahlet den Kern — der Genealogie!

Tyll.

Der große, ſchlankwüchſige blaſſe Mann
Iſt, wie ein Blinder erkennen kann,
Rudolph, der erſte Habsburger Kaiſer;
Er hat eine ehrwürdige Glatze, als Weiſer,
Und eine krieg'riſche Habichtsnaſe;
Iſt ſie lang genug, Herr?

Kaiſer.

Im hinreichenden Maße!

Tyll.

Ich hab' ſie abſichtlich recht lang gemacht,
Weil die Regensburger einſt darauf gedacht,
Sie ihm aus Bosheit etwas zu verkürzen!

Gefolge.

Die Kunſt verleiht — dem Leben Würzen,
Kann jederzeit — die Bosheit ſtürzen;
Das Geruchsorgan, — verkürzt von Malice,
Dehnt, wie wir ſah'n — und verlängert dieſe!

Tyll.

Bemerkt Ihr zu ſeinen Füßen die Sau?
Ich ſchmeichele mir, ich traf ſie genau!
Sie iſt ein Symbol des Reichsgenius,
Das jeder Deutſche verehren muß:

Als Knäblein ſtak Rudolph in ihrem Bauch:
Und Kaiſer = Reich, das Reich alſo auch!

Gefolg.

Erhab'nes Thier! — Anbetungswürd'ges!
Dem Apisſtier — ganz ebenbürt'ges!

Tyll.

Ach, wäre dieß brave Thier nicht geweſen,
War Rudolph und mit ihm das Reich verleſen!
Alſo, wär' es auch nicht geſchichtlich wichtig,
So nähm' ich die Sache doch ſehr flüchtig,
Hätt' ich, ohne es tiefer zu faſſen,
Dieß ſymboliſch myſtiſche Thier ausgelaſſen;
Durch die muſterhafte Fruchtbarkeit,
Mit der es uns Ferkel zu Würſten verleiht,
Durch die Treue, die es dem Herrn bezeigt,
Indem es zum Schlachten der Kinder ſchweigt,
Durch die Erhebung über'n Inſtinkt,
Wenn es die eigenen Kinder verſchlingt,
Durch dieß und Andres iſt es dem Reich
So, wie ein Ei dem andern, gleich;
Und verdiente daher bei Rudolph wohl,
Als des heiligen römiſchen Reiches Symbol,
Ein Denkmal, eine rühmliche Stelle!

Gefolg.

Es ſtürmet heran — der Zeiten Welle
Und wühlet dann — unter des Reiches Bau,
Doch es ſteht wie ein Mann — und mit ihm die Sau! —

Kaiſer (für ſich).

Ich mag die Augen blinzeln oder reiben,
Das ſcheinen böhm'ſche Dörfer mir zu bleiben!
Sie Alle ſeh'n 's! Ich muß ein Baſtard ſein!

Prinzessin (für sich).

Soll ich die Mutter verdächt'gen? O nein!

Kaiser.

Wie findet Ihr's? Sagt, Doctor Uns es offen!

Faust.

Die Luftperspective ist sehr gut getroffen!

Gefolg (für sich).

Ein Bankert bin ich; — das ist wohl klar!
Was schadet's? Was sinn' ich? — Wer wird es gewahr?
Nur tüchtig gelobt! — Aus vollen Kehlen!
Das Loben erprobt — die reineren Seelen.

Iyll.

Der Mann hier mit dem gescheitelten Kopf,
Ueber jedem Ohr einen dicken Zopf,
Ist Radeboto, Graf in dem Cleggauer Land;
Es sitzt ihm ein Greif zur rechten Hand,
Weil er seine Grafschaft durch Greifen gewann,
Wie mancher andere Ehrenmann;
Man muß hier bedächtig die Worte schrauben,
Um nicht zu verwechseln Greifen und Rauben:
Das Greifen ist eine altadliche Sitte,
So zu sagen, eine dringende Bitte,
Vermittelst der man sich Reiche gründet
Und natürlich dabei sogar Lorbeeren findet!
Somit ist das Greifen 'ne Art von Pflicht,
Das pöbelhafte Rauben aber nicht,
Das führt den Pöbel zum Hochgericht.
Radeboto ist nun ein solcher Held,
Dessen Griffe bewundert die Nachkommenwelt;
Er vertrieb von ihren Feldern und Mauern

Voll Muth die freien wehrloſen Bauern
Und gab ihr Gut gegen Zins und Frohn
Gnädig ſeinen eigenen Knechten zum Lohn.

Gefolg.

Ein Alexander — und Auguſt,
Sie lebten ſelbander — in ſeiner Bruſt!

Prinzeſſin.

Herr Ritter, wie kommts? Ihr ſchweiget dazu?

Poſa.

Bewund'rung ſucht des Schweigens tiefſte Ruh'.

Kämmerer.

Der Greif iſt euerm brillant gemalt!

Schatzmeiſter.

Seine Kunſt wird auch enorm bezahlt!

Kanzler.

Die Krallen beweiſen Virtuoſität!

Truchſeß.

Und Aug' und Schnabel viel Majeſtät!

Erſte Hofdame.

Die Zöpfe ſcheinen mir faſt zu dick!

Zweite Hofdame.

Geflochten wenigſtens ohne Geſchick!

Aennchen.

Da ſah' ich manchen ſchlechtern Zopf;
Mir gefällt nur nicht der geſcheitelte Kopf!

Iyll.

Der hier ſchielend auf Euch herunter blickt,
Iſt Chlodwig, im Schwören nicht ungeſchickt;
Es gelang ihm durch höhere fürſtliche Sünden,
Die fränkiſche Königsreihe zu gründen;

Er führt, wie Ihr seh't, auf seinem Schilde
Ein wohlgelungenes Tigergebilde!
Ich bezweckte stets, unkundigen Leuten
Den Charakter der Ahnen anzudeuten,
Indem ich ein edles gefürchtetes Thier
Ihnen zugesellte, wie denn auch hier.
Der Tiger gleicht in seinen Thaten
Einem großen Feldherrn und Diplomaten;
Er ist der König im Katzengeschlecht,
Mit seinen Krallen beweis't er sein Recht;
Ueberlisten und Würgen treibt er zum Spiel;
Gefürchtet zu herrschen, das ist sein Ziel.
Auch andere Thiere von edler Art
Hab' ich am passenden Ort' nicht gespart:
Da seht ihr Löwen, Adler und Panther
Und Wölfe und Bären nach einander
Und Krokodille mit zärtlichen Thränen
Und aasbegierige Geier und Hyänen!

Gefolg.

O heilige Genealogie!
Kurzweilige Heldenmenagerie!

Kaiser.

Du läßt auf einem Irrthum Dich ertappen,
Habsburg führt einen Löwen in dem Wappen!

Tyll.

Mit Verlaub! Wie in Eurer Majestät
Das ganze Reich concentrirt besteht,
So bilden die Gattungen der Raubthiere schon
Zusammen des kaiserlichen Löwen Person. —
Der Mann mit dem Wolfe — nicht etwa ein Hund —
Ist Chlodwig's Ahnherr Pharamund;
Er stammt bekanntlich von diesem Ham,

Der einſt entblößte des Vaters Scham;
Sein Vater hier wird oft Noah genannt,
Weil er aber zuerſt den Wein erfand,
So glaub' ich faſt, daß er Bacchus war;
Und den ſeht ihr da mit Haut und Haar.
Des Bacchus Vater iſt Zeus allein
Und muß alſo Euer Urahne ſein;
Ihn ſeht Ihr dort auf dem letzten Stand,
Wie er eben ſeinen Papa entmannt!
Er wirft da — tretet doch näher her! —
Er wirft, ich weiß nicht, was? in das Meer,
Es wird zu Schaum und daraus ſteigt,
Hochbuſig, ſchlank und zephyrleicht
Und lächelnd wie ängelnder Sonnenſtrahl,
Frau Venus empor, des Bacchus Gemahl,
Des Bacchus Gemahl, Eures Ahnen, ja ja!
Nicht des krüppelbein'gen Vulcan etwa!
Wer ſieht hier die Habsburgerinnen zuſammen
Und ſchwört nicht, daß ſie der Venus entſtammen?

Kämmerer.

Nie ſah ich ſo reizend die Göttin der Liebe!

Mephiſt.

Rothwangig, wie eine Runkelrübe!

Schenk.

Wie Burgunder!

Kämmerer.

Wie eine rothe Akazie!

Erſte Hofdame (zum Schenken).

Welch' Bild für die Göttin der Huld und Grazie!
Wie Roſaatlas —

Aennchen.

Wie Apfelblüthe!

Erſte Hofdame.

Iſt der Teint der himmliſchen Aphrodite!

Marſchall.

Die Mirza, unſer arabiſcher Fuchs,
Hat keinen ſchönern und ſchlankern Wuchs!

Heermeiſter.

Wie glüht dieſes Auge von wilder Bravour!
Der Wolf ſtrotzt durch und durch von Natur!

Zweite Hofdame.

Ich bewundere ihre niedlichen Füße!

Truchſeß.

Nie ſah ich fettere Sauen am Spieße!

Erſte Hofdame.

Und ich die Lockenfülle des Haares!

Truchſeß.

Der Borſten? Das iſt nun eben nichts Rares!

Mephiſt.

Bemerkt ihr die klaſſiſche Eleganz
In dem romantiſchen Tigerſchwanz?

Erſte Hofdame.

Ich meine die Venus, verſteht mich genau!

Truchſeß.

Ah ſo! Ich meinte aber die Sau!
Ihr meintet der Venus Lockentöne!

Schatzmeiſter.

Auch ich verehre das viele Schöne,
Wovon dieſe koſtbaren Bilder ſtrahlen!
Wäre nur nicht das verwünſchte Bezahlen!

Kanzler.

O Chlodwig, Dich beachtet man nicht,
Dich Meiſterſtück von Diplomatengeſicht!

Käthchen (für ſich).

Das ſind gewiß ſehr gelahrte Leut'!
Ich armes Ding ſehe nicht einen Deut;
Und ich habe doch ſchreiben und leſen lernen?
Ich ſchäme mich! Ich muß mich entfernen!

Prinzeſſin.

Ei, Käthchen, ſage, wo willſt Du hin?
Haſt Du denn für die Kunſt keinen Sinn?

Tyll (zum Kaiſer).

Ihr ſchweigt beredt; ſtumm aber plappern dieſe!

Kaiſer.

Das Ganze zeigt von Geiſt, Humor, Caprice.

Gefolg.

Geſagt, wie ein Schwur, — ſo kurz und ſo wahr!
Wir plapperten nur, — wie Elſter und Staar!
Vor Kaiſeraug' — und vor Sonnenblick
Weicht Nebelrauch — und Irrthum zurück.

Prinzeſſin.

Du, Käthchen, haſt etwas Wicht'ges zu ſagen?
Du darfſt auf meine Gefahr es wagen!

Käthchen.

Ich bin eines ehrſamen Bürgers Kind
Und —

Prinzeſſin.

Nun?

Käthchen.

Mir iſt es, als wär' ich blind!
Bin doch fleißig in der Schule geweſen
Und kann doch die heil'gen Legenden leſen!

Gefolg.

Aha, ein Baſtard! Ein Baſtard, aha!
Ja ja, das ſieht man ihr an, ja ja!

Käthchen (weinend).

Bin vielleicht edler, als Ihr geboren!
(ab.)

Gefolg.

Die Ehre verloren, Alles verloren!

Tyll.

Hat ſie Recht, ſo will ich Holbein nicht ſein
Und zu meiner Beſtrafung um ſie frei'n.

Gefolg (für ſich).

Ich fürchte die Narrheit! — Sie iſt gefährlich!
Sie ſpricht die Wahrheit — zu dumm und ehrlich!

Mephiſt.

In der That, die Farben ſind ziemlich blaß!

Gefolg (für ſich).

Hier gilt es zu reden! Wüßt ich nur: was?

Kanzler.

Hm! Sehr blaß!

Heermeiſter.

Ohne Bravour! Ganz bleich!

Tyll.

Eure Majeſtät iſt an Bankerten reich!

Kanzler.

Das Grau in Grau ſcheint mir ſehr ſchattenhaft!

Zweite Hofdame.

Es iſt durchſichtig wie Gaze!

Xennchen.

Wie Taft!

Truchseß.

Das möcht' ich betheuern auf Ritterpflicht!

Marschall.

Und wo ist die Sau? Ich sehe sie nicht!

Tyll.

Die Zöpfe und Nasen seht Ihr doch deutlich?

Marschall.

Allerdings — viel besser — wenigstens leidlich!

Schenk.

Das farblose Wasser ist gut und rein;
So wird es wohl auch mit Gemälden sein!

Faust.

Und sehen wir Zöpfe und Nasen bloß,
Es bleibt doch äußerst einfach und grandios!

Erste Hofdame.

Ich blicke umsonst nach den dicken Zöpfen!

Kämmerer.

Ich sehe sie an weit schöneren Köpfen!

Mephist.

Und ich an Euren sämmtlichen Schöpfen!

Kaiser.

Schatzmeister, Doctor, Ritter, laßt Uns hören!
Könnt Ihr das, was Ihr schauet, wohl beschwören?

Schatzmeister.

Ich beschwöre sonst Alles, was ich erblickt;
Doch, wie leicht hält uns ein Zauber umstrickt!
Da möcht' ich mir erst Bedenkzeit erbitten!

Kaiser.

Das klingt Uns höchst zweideutig zugeschnitten!

Posa.

Ich schwieg absichtlich, Herr, von vornherein,
Um mich zu weiden an den Heucheleï'n;
Den aber heiß' ich Bastard, heiß' ich Schuft,
Wer's wiederholt, er sehe mehr, als Luft!

Kaiser.

Marschall, ruft Uns herbei die Leibtrabanten!
(Marschall ab.)
Wir wollen züchtigen einen Komödianten!
Bei Unsrem Zorn, die Reue kommt zu spät,
Gelacht zu haben Unsrer Majestät!

Gefolg.

Ich roch das Project! — Ich roch das Verbrechen!
Mocht' aus Respect — nicht widersprechen!

Tyll.

Aus Respect für den Kaiser? Das freut ihn auch sehr!
Nur ein Hochverräther thut klüger, als er.

Gefolg.

Er hat es gesprochen, — das furchtbare Wort!
Denn, was er verbrochen, — ist schlimmer, als Mord!
Der Kaiser, der Staat — heischt blutige Sühne
Für Hochverrath — auf der Henkerbühne!

Dritter Auftritt.

Vorige. Marschall, ein Hauptmann und Leibtrabanten treten auf.

Kaiser.

Nehmt diesen Buben da in Eure Mitte!
Ihr haftet Uns für jeden seiner Schritte!

Tyll.

Ihr Frevler, haltet! Beſeht mich bei Lichte!
Ich bin der Geſandte der Weltgeſchichte! —
Du fürchteſt, Kaiſer, ich möchte entwiſchen?
Warum? Hier giebt's ja zu lachen und ziſchen;
Und das iſt mein eigentlich Element!

Gefolg.

Kein Element ſei dem Frevler vergönnt!

Kaiſer.

Du heißt nicht Holbein, das bekenn' Uns nur!

Tyll.

Jetzt riechſt Du den Braten!

Gefolg.

„Du?" Sehr viel Natur'

Kaiſer.

Wer biſt Du?

Tyll.

Wiſſ', ich bin ein Prophet,
Der lachend und lehrend durch die Länder geht!

Mephiſt.

Einfach grandios!

Kaiſer.

Alſo ein Vagabund?

Tyll.

Erſtens bin ich kein Kaiſer, zweitens kein Hund,
Dritteus bin ich ein Narr, ein luſtiger Kund',
Tyll Eulenſpiegel aus Knettelingen,
Im Magdeburg'ſchen, bei Aroldingen.

Gefolg.

Ein Narr? Der Tyll? — Die Welt wird verdreht!
Das trug ich ſo ſtill! — Nun, Weisheit, Valet!

Nein, die Welt kann nicht — mehr lange beſtehn,
Wenn das geſchicht, — was wir geſehn!

Kaiſer.

Was hat zu Deinem Frevel Dich bewogen?

Tyll.

Mich hat es von jeher angezogen,
Diejenigen, welche mit Weisheit prangen,
Zum Scherz in ihrem Dünkel zu fangen!
Ich verlache Euch Hottentotteninſekten,
Die ſich zum Schutze ſelber bedreckten;
Wann wollt Ihr den Schmutz des Dünkels entfernen
Und von dem Tyll aus Knittelingen lernen?
Gelt, wäre der Frevel an Andern geſchehn,
Du hätteſt mir huldreichſt zugeſeh'n?
Betracht' es wie ein Probeſtück, Kaiſer,
Und ſtelle mich an als Poſſenreißer!

Kaiſer.

Mag immer Narrheit ſich mit Dummheit necken,
Nie darf ſie bis zum Throne ſich erſtrecken!
Zum Lohne für Dein künſtleriſch Geſchick
Hängſt Du in zehn Minuten an dem Strick!
Ihr, Kanzler, ſteht mit Eurem Kopf dafür,
Daß dieß geſchieht nach Fug und nach Gebühr!

Kanzler.

Geſchieht es nicht, ſteht zu Befehl mein Haupt!

Prinzeſſin.

Ein Beicht'ger wird dem Armen doch erlaubt?

Kaiſer.

Man gönn' ihm eine Viertelſtunde Muße,
Zu thun für ſeine Miſſethaten Buße!

Tyll.

Gut, Kaiſer! Du ſollſt meine Kappe erben,
Wenn ich früher oder ſpäter muß ſterben!

Kanzler (zur Wache).

Hinweg, hinweg mit dem Staatsverräther!
In's Verließ geworfen den Miſſethäter!

Tyll.

Kriegsknechte! Leibknechte, was ficht Euch an?
Was hab' ich Euch Eſeln zu nahe gethan?

Hauptmann.

Still! Marſch! Ein braver Soldat iſt ſtumm!
Er gehorcht; damit Punctum! Er frägt nie warum!

Tyll.

Du ſcheinſt mir gar nicht übel berathen,
Haſt Eſel und Fiſche zu Leibſoldaten!
(Kanzler, Tyll, Hauptmann und Leibtrabanten ab.)

Gefolg.

Da, wird die Natur — nicht über ſich roth,
Schenkt Narren Bravour — bis in den Tod!

Prinzeſſin.

Mein Kaiſer und Vater, zwei Worte allein!

Kaiſer.

Ihr Herrn und Damen mögt entlaſſen ſein!
(Alle, außer Kaiſer und Prinzeſſin ab.)

Prinzeſſin.

Mein Herr Vater, laßt Eure Gnade ſchauen!
Begnügt Euch damit, ihn recht durchzuhauen!

Mephiſt (guckt herein).

So 'ne mitleid'ge prügelluſtige Sie
Vereitelt am Ende noch meine Müh'!

Kaiſer.

Wir finden Unſer kaiſerliches Herz
Zwar ſchwer verletzt durch jenen argen Scherz;
Dieweil jedoch Uns Deine Bitten rühren,
Soll nichts Erhebliches ihm arriviren.

Prinzeſſin.

Viel Dank!

Kaiſer.

Indeſſen Strafen müſſen ſein!
Zum Galgen muß er!

Prinzeſſin.

Wie?

Kaiſer.

Doch nur zum Schein!
Er ſoll in Todesangſt vor'm Galgen beben,
Dann ſei die Freiheit ihm zurückgegeben!

Prinzeſſin.

Laßt ihn, ich bitte, nicht zu lange prügeln!
Zwanzig Hiebe g'nügen, um ihn zu zügeln!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Ein Verließ.

Vierter Auftritt.

Tyll. Hauptmann treten auf.

Hauptmann.

Da, Burſche, kannſt Du ein Weilchen ſitzen
Und beliebig Blut oder Galle ſchwitzen!

(ab.)

Tyll (allein)

Nun hab' ich Muße zum Monologiſiren
Um das Publikum der Ratten zu rühren!
Mein Schickſal, der Strick, ohne Widerſpruch,
Iſt halsgefährlich und tragiſch genug!
Denn, daß ich unſchuldig baumeln ſoll,
Iſt gewiß ſehr fatal und rührend toll! —
Soll ich nun über Sein oder Nichtſein ſprechen?
Ueber Schuld oder Unſchuld Sylben ſtechen?
Die ſchöne Gewohnheit des Daſeins rühmen
Oder fluchen den Schickſalsungethümen? —
Ei was! Ich kann nicht pathetiſch reden,
Wie ungereimte Jambentragöden! —
Ja! Ich ſehe gern Worte und Menſchen gereimt,
Weil aus Ungereimtheit viel Uebel keimt. —
— Warum reimt ſich Narrheit und Käthchen nicht,
Sondern paßt zuſammen, wie Fauſt und Geſicht! —
Mich will man hängen, weil ſich auf Wahrheit
Nicht ſo gut reimet Narrheit, wie Klarheit!
Ei, hängt mich zehn Mal! Reicht es nicht hin,
Daß ich am Ziel meines Strebens bin?
Ich hab' es erreicht! Das heil'ge röm'ſche Reich
Beugte ſein Haupt unter meinem Streich
Und ich ſtehe auf der vernichteten Welt
Etwas größer noch, als ein Ochs oder Held! —

— — — — — — — — — — — — — —

„Bedauere unterthänigſt Höllenmajeſtät,
Habt Euch ſelbſt übertölpelt und merkt es zu ſpät!"
„„Verwechsle mich nicht, Hallunke, mit Dir!""
„Verzeiht, das richtige Wort iſt Wir!
Wir ſuchten ja wohl die Welt zu vernichten!
Den Baum erkennen wir an ſeinen Früchten!"
Der Teufel hat ſich als Narr maskirt

Und vergreift ſich, indem er ſich ſelber verführt!
Ein luſtiger Auftritt! Er tappt und — tappt,
Und lugt und horcht — und grapſt und ſchnappt:
Er ſieht einen Schatten! Jetzt zugegriffen!!
O weh, er hat ſich in's Bein gekniffen! —
Das Kneifen will ſelbſt dem Teufel nicht munden,
Weil es die albernen Krebſe erfunden;
Canaillen! Sie kneifen im Rückwärtsgehn,
Obgleich ſie, wen ſie kneifen, nicht ſehn!
Sie kneifen, nicht, um zu avanciren,
Nein, um Feld zu bekommen zum Retiriren;
Nicht, weil es ihnen oder Andern nützt,
Sondern, weil der Inſtinct in den Scheeren ſitzt!
Ich erkläre mich gegen alle Kniffe
Und erlaube mir nur noch anmuth'ge Griffe!

Fünfter Auftritt.

Tyll, Poſa und Fauſt treten auf.

Poſa.

Willſt Du aus dieſen Kerkermauern, Tyll?
Es koſtet Dich zwei Worte, ſag: „ich will!"
So iſt das Volk von mir flugs aufgewiegelt
Und Deine Kerkerpforte Dir entriegelt!
Zwei Worte! Und in Deutſchland ſoll es tagen,
Der Knechtſchaft Glocken haben ausgeſchlagen!
In Aller Bruſt liegt längſt bereit der Zunder,
Du ſollſt erſchau'n der Freiheit Flammenwunder!

Tyll.

Herr Marquis, ſeid Ihr ein Freund von Kniffen?
Ich meine: von wirklichen, nicht von Pfiffen?

Posa.

Die Stunde drängt, entsage faden Scherzen
Und zünde an der Hochbegeist'rung Kerzen!
Ich weiß, Du hast Dich in der Höllenwelt
Benommen wie ein freiheitswürd'ger Held;
Und jene blutbefleckten Ahnenreih'n
Verstandest Du sehr keck zu konterfei'n;
Auch flehtest Du nicht sklavisch um Dein Leben,
Hast Deiner Menschenwürde Nichts vergeben;
Drum darf ich wohl auf Deines Herzens Felsen
Die schwere Pflicht der Volksbefreiung wälzen!

Tyll.

Die schwere Pflicht der Volksbefreiung
Ist in Eurem Kopfe nur; um Verzeihung,
Seid Ihr wasserköpfig, warum ist er so schwer?
Versucht es und wälzt ihn über mich her!
Es hat ja damit wohl keine Gefahr!
Euer Kopf hat dichtes und wülstiges Haar,
Ich werd' ihn brauchen nach Fug und Gebühr,
Ich werd' ihn nageln vor meine Thür!
So schadet er nicht und bringt sogar Nutzen,
Er dient zum Schuh'abtreten und Putzen!
Geht und sagt das dem Kaiser, der Euch gesandt!

Posa.

Ich gebe Dir mein Ritterwort zum Pfand,
Aus eignem, freien Antrieb steh' ich hier!

Faust.

Du mußt wissen, wir schlichen uns heimlich zu Dir!

Tyll.

So Mancher sucht eine Heimlichkeit,
Wo er sich von gewissen Lasten befreit.

Poſa.

Bedenke reiflich, was als Freund ich bot!
Du haſt zu wählen! Freiheit oder Tod?

Tyll.

Du mit Deiner Freiheit! 'ne ſchöne Stütze!
Ich vertraue mich meinem Mutterwitze!
Der iſt freilich bloß, wie Ihr meint, für den Pöbel,
Indeſſen ein's der brauchbarſten Möbel.

Poſa.

Ich achte Dich, Du biſt ein toller Weiſer!
(ab)

Tyll.

Und Du ein pathetiſcher Poſſenreißer!

Fauſt.

Ich rede Dir nicht von Freiheit und Pflicht;
Ich frage Dich ganz einfältig und ſchlicht:
Haſt Du Luſt der Wahrheit Schüler zu ſein?
So will ich Dich flugs in der Stille befrei'n!

Tyll.

Es dürfte leichtlich umgekehret ſein,
Daß der Tyll hätte den Fauſt zu befrei'n
Und nicht der weiſe Doctor den Tyll!

Fauſt.

Wie? Was! Wie ſo?

Tyll.

Wie ich zeigen will.
Herr Doctor Fauſt liegt in Irrthums Banden,
Weil er dreierlei nicht verſtanden,
Erſtens mich, zweitens ſich, drittens die Geſetze!
Er hält das Geſetz für eine Metze,
Der man, gebunden von keiner Pflicht,
Im Taumel gegebene Schwüre bricht;

Denn der Kaiſer, das Geſetz, verdammt mich zum Tode
Und der Doctor findet das außer der Mode,
Verſucht, dem Geſetz ein Schnippchen zu ſchlagen,
Um den Tyll als Beute davon zu tragen!
Der Doctor iſt folglich ſo dumm, als ſchlecht;
Und rebelliſch zugleich; er verdienet mit Recht
Viel eher, als Tyll, den Henkerſtrick;
Tyll aber warnt ihn zu ſeinem Glück
Und bemerkt mit ein'ger Behaglichkeit,
Daß er Fauſt vom Irrthum und Galgen befreit.

Fauſt.

Sophiſtereien! Welch' eitler Ruhm!

Tyll.

Der Doctor Fauſt iſt mein Eigenthum,
Mein Geſchöpf, mein Gemächt', mein Schüler, mein Sohn,
Ohne mich würd er dumm gehängt der Cujon!

Fauſt.

Nach welchem Rechte gehör' ich Dir?

Tyll.

Mit größ'rem Recht, als irgend ein Stier,
Den ich mir käuflich habe erſtanden!
Er iſt ohne mich wenigſtens vorhanden,
Du aber nicht! Ich habe Dir Leben,
Das phyſiſche und geiſt'ge gegeben!
Du bi'ſt mein Sklav'! Doch, ich ſpreche Dich los
Nach altem Brauche: (Gibt ihm eine Ohrfeige)
Sei frei und groß!

Fauſt.

Ha!

Tyll.

Pah!

Sechster Auftritt.

Vorige. Mephistopheles als Pater, tritt auf; später: Geister, Käthchen und Aennchen; zuletzt der Hauptmann.

Mephist.

Papah! Papa! Welch' Kücheulatein!
Abba oder Papa wird richtiger sein!
Ja, bete Abba und Papa, mein Sohn!
Bald stehst Du vor des Ewigen Thron!
Abba heißt nehmlich: mein lieber Vater,
Vertraue Dich mir, ich bin ein Pater!
Demnach will ich Deine Beichte empfangen,
Sonst wirst Du in Deinen Sünden gehangen!

Tyll.

Ich werde nur Eines zu bereuen haben.

Mephist.

Geh' in Dich, samm'le Dich, Speise der Raben!
Erwäge, der Mensch wird in Sünden empfangen,
Geboren, verheirathet und oft gehangen!
So sage mir denn für's Erste dieß Eine
Und Du, Belialsdiener, laß uns alleine!

Tyll.

Das, was ich vielleicht bereuen werde,
Vernehme Himmel und Doctor und Erde!

Mephist.

So rede denn, wie am jüngsten Gericht!
Du täuschest mich und den Richter nicht!

Tyll.

Wenn ich besteige die Leiter zum Galgen,
Werd' ich denken: Ach hätt'st Du den Pfaffencanaillen,

Besonders der, die Dich zum Himmel beschickt,
Ihr heuchlerisches Maul zugeflickt!

Mephist.

Ha, Gottesläst'rer, ich breche den Stab!
Dir gebühret weder ein ehrliches Grab
Noch, um Dich zu retten aus höllischer Esse,
Die allerkürzeste Seelenmesse! —
Und dennoch retten die guten Hirten
So gern die Schafe, die sich verirrten!
Kehrst Du zurück zur Religion,
Versprech' ich Dir nicht allein Absolution,
Sondern auch, als einem reuigen Schafe,
Erlassung jeglicher weltlichen Strafe.

Tyll.

Also bist Du, wenn wir's zu glauben belieben,
Bei Teufel und Kaiser gut angeschrieben?

Mephist.

Bei Teufel und Kaiser? Weh' Deinem Spotte!
Ich bin's bei dem furchtbar rächenden Gotte,
Bei Jehovah, Herr Gott Zebaoth,
Der die Spötter mit ewigem Tode bedroht!
Der Sodom und Gomorrha hat vernichtet
Und einst die Rotte Korah gerichtet!
Bei dem Gott', dessen Grimm verfolget die Sünder
Bis in's dritte und vierte Glied der Kinder!
Dessen Blitz die sündlichen Ungeheuer
Verzehrt und schleudert in's ewige Feuer!

Tyll.

Ganz recht! Dieß grimmige Ungeheuer,
Das uns ewig bedroht mit Blitz und Feuer,
Das ist, wenn Ihr's bei Lichte beseht,
Des Teufels höllische Majestät!

Und Du biſt eine ſeiner Maſchinen,
Die ihm zum Menſchenverderben dienen!
Ich aber diene dem wahren GOTT,
Der da macht des Teufels Künſte zu Spott!
Herab, herunter mit Deiner Kapuze!
Sie gleicht einer Schnuppe und ich einer Putze!

Mephiſt.

Hinweg!

Tyll.

Ich putze Dich ſo geſchickt,
Daß man klar Dein hölliſches Licht erblickt!

Mephiſt.

Ha, wie Deine Schuld in's Unendliche wächſt!

Tyll.

Die Kapuze! Ich leſe Dir darin den Text!
(reißt ihm die Kapuze ab.)
Was ſeh' ich? — Hofnarr! Ei Schwerehack,
Was wollteſt Du mit dem Schabernack?

Mephiſt.

Ich bins! Zum Pläſir! Du biſt ein Schuft!
Es haftet an Dir keine bibliſche Luft!

Fauſt.

Der Burſche beſteht recht leidlich die Proben!
Doch man ſoll den Tag vor dem Abend nicht loben.

Mephiſt.

Jetzt will ich mich aber Dir ganz enthüllen,
Ich komme, Dir jeglichen Wunſch zu erfüllen:
Ich bin der alleinige Gott der Wonne
Und aller Freudebedürftigen Sonne,
Nicht jener Gott der ſklav'ſchen Hebräer
Sondern epikuräiſcher Weiſen und Seher!

Der Gott, dem in allen Pulſen und Herzen
Flammen heilige Opferkerzen!
Der Gott —

Tyll.

Erlaube mir, fortzufahren!
Ich will Dir ſelber Dich offenbaren!
Der große Gott, der in London und Paris
Seinen Prieſtern verleihet das Paradies,
Das goldne Kalb der Reichen und Großen,
Der Götze der Liebe und Spirituoſen;
Alſo nicht eben der Gott der Sphären
Sondern der Säufer und der Hetären;
Nicht der Herr der Engellegionen,
Aber der Franzoſen und der Bubonen:
Der Fetiſch der Schufte und Bärenhäuter,
Satan, Amor, Priapus und ſo weiter!

Mephiſt.

Die Namen verachtet der Weiſere keck;
Feinſchmecker vergöttern auch Schnepfendreck.
Genug, ich bin Dir zu dienen bereit,
Ich verbürge Dir jede Glückſeligkeit,
Wie kühn Du ſie Dir auch erträumen magſt
Und wenn Du bis zu den Sternen Dich wagſt!

Tyll.

Ich ſchweige; er könnte mich faſt verführen,
Wie alte Jungfern zu moraliſiren!

Mephiſt.

Ich will Dir 'mal einen Vorgeſchmack geben
Von einem wahrhaft ſeligen Leben.
Hervor Du meiner Schönſten Elite,
Aller Zeiten und Zonen Wunderblüthe!

Götterfrauen und Jünglinge empor! empor!
Und tanzt uns 'mal mit Aplomb 'was vor!
(Sanfte wollüstige Musik: Geister erscheinen und tanzen.)
Bravo! Ich beuge vor Euch die Stirn!
Ihr könntet sogar . . . Alten verwirr'n!

Faust.

Wahrhaftig, da kriegt man Geschmack für die Hölle,
Das ist selbst für mich keine Bagatelle!
Ach, diese schlanken üppigen Büchse!

Tyll.

Sie riechen wie eine Pomadenbüchse!

Faust.

Welch' göttliche Glieder! Welch' niedliche Füße!

Tyll.

Sie dreh'n sich darauf wie am Bratenspieße!

Faust.

Und diese küßlichen Schwanenbrüste?

Tyll.

Wer diese Milchfabrilen wohl küßte?

Faust.

Diese Redewunder der stummen Lippen!

Tyll.

Diese Muster von Zoten- und Speichelschippen!

Faust.

Gegen solche Züge ist Alles eitel!

Tyll.

Ja wohl! Denn sind sie nicht Madenbeutel?

Faust.

O süßer Tod in dem Flammenauge!

Tyll.

Und in Kohlendampf und anderm Schmauche!

Faust.

Selige Jünglinge, die sie umtanzen!

Tyll.

Dreimal selig dann die Mücken und Wanzen!

Faust.

Du stirbst nicht an ihrer Gliedermusik?

Tyll.

Viel eher an wohllüst'gem Mäusegequik!

Mephist.

Wie, Heuchler, du fändest das Schönste nicht schön?

Tyll.

Ich habe schon lautere Schönheit geseh'n.

(Die Geister verschwinden.)

Mephist.

Du warst schon in den Windeln ein Greis!
Jedoch, was gilt die Wette, ich weiß,
Ich weiß einen heißen Wunsch von Dir,
Für dessen Erfüllung Du knietest vor mir,
Einen Wunsch, der so Dich gefesselt hält,
Daß Dir deßwegen nichts Andres gefällt!
Was gilt es, wenn ich den Wunsch Dir nenne
Und noch obendrein Dir die Erfüllung vergönne?
Hast Du Muth, so setze die Seele auf's Spiel!

Tyll.

Dabei gefährd' ich nicht sonderlich viel!
Hat er Recht, so verlier' ich nur, was er schon hat
Wenn Du willst, so findet die Wette Statt.
Ich setze die Seele! Was aber Du?

Mephist.

Wenn Du siegst, so sag' ich Dir feierlich zu,
Dir gratis zu dienen und lebenslänglich!

Tyll.

Dein Versprechen ist nur für Esel verfänglich! —
Du sollst, wenn ich siege, mir alsobald
Und so lang' ich will, dienen in Eselsgestalt!
Ein Mann — ?

Mephist.

Ein Wort! Bei Himmel und Höll'!

Tyll.

So sprich denn, mein baldiger Gloser Gesell!

Mephist.

Eile mit Weile! Laß Dir 'was zeigen!
Das geht noch über den vorigen Reigen!
Hocus pocus sirlefax
Käthchens Bild erscheine stracks!
(die Mauern springen auseinander; es erscheint Käthchens Zimmer; Käthchen sitzt und singt.)

Käthchen.

Und liebst Du mich,
O, wie ich fast verzage!
Dann wurd ich Dir wohl gar vermählt?
Man hat mir von dem Hochzeitstage
So wunderliches Zeug erzählt! —
Sprich, liebst Du mich?

Aennchen (tritt zu ihr herein.)

Käthchen, weißt Du? Der fremde Maler
Ist erfunden als Lügner und Prahler!
Wie die Leute sich nach dem Markte drängen!
Der Kaiser läßt ihn so eben hängen.

Käthchen.

Gott, mein Geliebter! — Er stirbt nicht allein!
Ich will — ich muß — ja! — mit ihm — gehangen sein!
(sinkt ohnmächtig nieder. Die Mauer schließen sich wieder.)

Mephiſt.

Du liebſt das Käthchen; Du ſollſt es auch haben
Und genießen ihre Reize und Gaben!
Das Käthchen iſt keine niedere Magd,
Du ahnſt kaum, wie weit ſie über Dich ragt!
Sie iſt des Kaiſers natürliches Kind,
Ich ſchwör' es Dir zu, ich mache nicht Wind!
Es koſtet mich nur einen Fingerwink,
Und Du biſt ein großes, geehrtes Ding,
Käthchens Mann und des Kaiſers Schwiegerſohn,
Vielleicht ſogar Erbe von ſeinem Thron!

Tyll.

Zwar erinn're ich mich, es gab einmal
Einen ſtolzen Grafen Wetter v. Strahl,
Der ſeinen ſechszehn Ahnen gratulirte,
Als er ſolch' eine Baſtardin unter ſie führte!
Ich aber hielt mich für viel zu gut,
Mich zu ehren mit fürſtlichem Sündenblut,
Wenn mich nicht etwa Schönheit und Liebe
Vielleicht zu einer Ausnahme triebe!
Doch kannſt Du der Schönheit Verehrung nicht zollen,
Ohne ſie thieriſch genießen zu wollen,
Biſt Du Bull oder Teufel, und ich kann es doch,
Ich mache in Deine Rechnung ein Loch!
Bei Gott, ich bin Sieger! Du folgſt alſobald
Und dieneſt mir in Eſelsgeſtalt!

Fauſt.

Du biſt Sieger! Das fühl' ich! Ich will es beſchwören!
Lebwohl! Ich Eſel! Ich muß Dich verehren!
(ab.)

Tyll.

Was faſelt der Kerl für närriſche Sachen?
Iſt's denn ſo ſchwer, einen Langohr zu machen?

Mephiſt (als Eſel).

Jah!

Tyll.

Da biſt Du ja, Mußje Dumm.

Hauptmann (tritt auf).

Komm, Burſche! Die Viertelſtunde iſt um!

Mephiſt.

Jah!

Hauptmann.

Wie kommt der Eſel hieher?

Tyll.

Berühret ihn nicht! Er iſt wild, wie ein Bär!

Mephiſt.

Jah!

Hauptmann (ſchlägt ihn).

Will er 'naus! Ich will ihn ſchon bändigen!

Mephiſt (läuft davon).

Jah!

Tyll.

So muß die Hölle endigen!

(Ab.)

Dritte Scene.

Der Marktplatz, links eine Straßenmündung; rechts ein alterthümliches Haus; daneben eine Rolandsſäule und ein Schaugerüſt für den Kaiſer und ſein Gefolge.

Siebenter Auftritt.

Volk, Mehl und Zwirn drängen ſich links herein; ſpäter der Kanzler und die beiden Hofdamen; Gerichtsdiener; zuletzt Weiße.

Volk.

Nicht geſtoßen, Leute! — Nur nicht gedrängt!
Es wird ja nicht heute — der Erſte gehängt!

Mehl.

Was iſt das für ein Zuſammenlaufen?
Gott verdamm' mich, hier gibt es vielleicht zu ſaufen!

Zwirn.

Daß Gott erbarm', das bedeutet nichts Gutes!
(will davon laufen.)

Mehl.

Poh, bleib doch! Nur immer flotten Muthes!
Was ſoll es denn zu bedeuten haben!
He, wird hier getauft, getraut oder begraben?

Volk.

Wie biſt Du zurück! — Ein Poſſenreißer
Soll baumeln am Strick! — Er betrog den Kaiſer!

Oft ſieht man zu ſpät, — wohin es führt,
Wenn man weiter geht, — als ſich gebührt.

Zwirn.

Wir ſind verloren! Das iſt unſer Ende!

Mehl.

Halt's Maul, Du Haſenfuß und ſei ſtill!
Wir müſſen den Armen doch noch einmal ſehen,
Wir brauchen ja nur in der Ferne zu ſtehen!

Zwirn.

Wozu das? Wenn mein Aennchen nicht wäre,
Ich liefe wahrhaftig davon, auf Ehre!

Mehl.

Aennchen? Du machſt Dich, wie andere Böcke,
Gern an die köſtlichſten Blumenſtöcke!

Volk.

Der Kanzler ſchon da? — Ei Sapperment!
Dann iſt auch nah' — der Delinquent!

Der Kanzler (die Hofdamen führend, tritt auf).

Mich freut es jederzeit, zu bemerken,
Daß das Volk aus allen Ständen und Gewerken
Zu den öffentlichen Acten der Gerechtigkeit
Sich verſammelt und wie an Feſten ſich freut!
Das verbürgt ſeinen guten loyalen Sinn;
Und ihm ſelber dient es zum größten Gewinn;
Wenn's ein ſtatuirtes Exempel ſchaut,
Wird es mehr, als durch eine Predigt erbaut.

Erſte Hofdame.

Er iſt noch nicht da? — Wie lange das dauert!
Ich langweile mich!

Zweite Hofdame.

Mir banget und ſchauert,
Ich fühle mich halb ohnmächtig faſt!
Und doch hätt' ich weder Ruhe noch Raſt,
Wenn ich mich müßte nach Hauſe begeben
Und dürfte das einz'ge Gefühl nicht erleben,
Das gräßlichſüß durch die Nerven ſchleicht,
Wenn der Verbrecher das Schaffot beſteigt!

Erſte Hofdame.

Ich finde, daß dieſe piquanten Triebe
Verwandt ſind mit der göttlichen Liebe!

Volk.

Die ſpricht von Liebe! — Habt Ihr gehört?
Ja, ſolide Triebe — ſind etwas werth!
Schinken und Sauerkohl, — Wein und ein Weib
Sind auf Erden wohl — Arzenei für den Leib.

Weiße (tritt auf).

Kanzler.

Ah, Herr Director! — Der Kaiſer naht,
Da wär' es nicht übel, in der That,
Gar nicht übel, wenn das Volk da, ich dächte,
Dem Kaiſer ein donnerndes Vivat brächte!
Was meint Ihr dazu?

Weiße.

Excellenz, zu Befehl!
Ich werde das Möglichſte thun, mein Seel!

Kanzler.

Ihr mißverſteht mich! Man müßte bei Zeiten
Die Leutchen dazu vorbereiten!
Zum Beiſpiel, dort ſteht ein ſtämmiger Geſelle!
Den ruft mir doch einmal her zur Stelle!

Weiße.

Ganz zu Eurer Excellenz Befehl!

Zwirn.

Man bemerkt uns! Wir ſind verloren, Mehl!

Mehl.

Steh' Achſe! Sonſt erweckſt Du Verdacht!
Vielleicht wird unſer Glück noch gemacht!

Zwirn.

Daß Gott erbarm'!

Weiße.

Mein lieber Freund,
Ihr gefallt dem Kanzler, wie es mir ſcheint!

Mehl.

Das gefällt mir, mein Freund!

Weiße.

Beliebt es Euch,
Mir zu ihm zu folgen?

Mehl.

Verſteht ſich, ſogleich!

Zwirn.

O Jammer! Ich bin zum Unglück geboren!
Lauf' ich fort, ſo faſſen ſie mich an den Ohren!

Volk.

Wie populär — iſt ſeine Excellenz,
Ruft Jeden her — zur Audienz!

Kanzler.

Mein Freund, kannſt Du recht vernehmlich ſchrei'n?

Mehl.

Das wollt' ich meinen! Beſonders beim Wein!

Kanzler.

Sehr wohl! Hier haſt Du ein'ge Dukaten!
Ich habe noch mehr, wenn Du gut kannſt rathen!
Liebſt Du den Kaiſer vor allen Dingen?

Mehl.

Gott ſtraf' mich, ich will ihm ein Vivat bringen!

Kanzler.

Recht brav! Sehr brav! Da haſt Du noch 'was!

Zwirn.

Courage! Planatium! Wie ändert ſich das!

Kanzler.

Du haſt auch wohl Freunde, welche Dir Alle
Patriotiſch beiſtimmen in jedem Falle?

Mehl.

Verſteht ſich! Und die mir etwa noch fehlen,
Donnerwetter, die will ich Euch raſend beſeelen!

Kanzler.

Aeußerſt brav! Wenn die Sache ſich macht, mein Sohn,
So rechne auf meine Protection!
Jetzt geh'! Und wenn man neugierig iſt,
Sprichſt Du, ich fragte, woher Du biſt?

Mehl.

Ich bin nicht der Meiſſen'ſche dumme Junge!
Verlaßt Euch auf meine Gurgel und Zunge!

Kanzler.

Nun, Herr Director, verſteht Ihr mich nun?

Weiße.

Zu Befehl! Ich werde desgleichen thun.

Volk.

Er kommt ſo froh — vom Kanzler her,
Wie vom Leide ein Floh, — vom Honig ein Bär!
Was ſagte er Dir? — Sei nicht verſchloſſen!
Vertrau' es mir — ganz unverdroſſen!

Mehl.

Er fragte mich erſt, woher ich wäre
Und was ich triebe? So fragt' er, auf Ehre!
Da klagt' ich ihm herzhaft unſere Noth
Von wegen der Steuern auf Wein und Brod!
„Der Kaiſer," ſagt' er, „wird ſeinen Kindern
Dieſe Steuern bedeutend," ſagt' er, „vermindern!"
Und wißt Ihr, wie das zugeht? Der Tyll,
Den man dafür jetzt hängen laſſen will,
Hat dem Kaiſer die Augen aufgemacht
Und ihn zur Raiſon und Güte gebracht!
Folgt Ihr mir, ſo rufen wir Vivat dem Kaiſer
Und Gnade zugleich für den Poſſenreißer!

Volk.

Bei meiner Treu, — ein guter Rath!
Wir ſchreien Juchhei — und Vivat und Gnad!

Mehl.

Ich aber will Euch das Zeichen geben,
Wenn es Zeit iſt zu ſchrei'n, daß die Fenſter beben!

Achter Auftritt.

Vorige. Leibtrabanten; Kaiſer, Prinzeſſin und Gefolg, dann Käthchen.

Leibtrabanten.

Platz für den Kaiſer! Platz! Platz gemacht!

Einige Bürger (ſchreiend).

Der Kaiſer —

Mehl.

Silentium! Auf mich habet Acht!
Seiner Majeſtät, unſerm allergnädigſten Kaiſer
Erſchalle ein dreimaliges donnerndes Lebehoch!

Volk.

Vivat hoch!

Mehl.

Und abermals hoch!

Volk.

Vivat hoch!

Mehl.

Und nochmals hoch!

Volk.

Vivat hoch!

Kanzler.

Das Volk iſt ſtets wie raſend entzückt,
Wenn es nur Euere Majeſtät erblickt!
Und dieß Feuer iſt nicht bloß augenblicklich,
Euer Scepter macht ſtill und dauerhaft glücklich!

Kaiſer.

Ihr trugt dazu mit bei; nehmt Unſern Dank
Und dieſe gold'ne Kette in Empfang!

Volk.

Heil unſerm Staat! — Dem Verdienſte die Krone!
Die gute That — iſt nicht weit vom Lohne.

Kanzler.

Ich ſchwaches Werkzeug Eurer Hand,
Küſſe allerunterthänigſt Euer Gewand!

Käthchen (ſtürzt herein).

Unterſtützt, Prinzeſſin, für Tyll meine Bitte!

Prinzeſſin.

Auf offenem Markte? Vergißt Du die Sitte?

Käthchen.

Ich werfe mich, Kaiſer, zu Deinen Füßen,
Die noch keinen Flehenden von ſich ſtießen!

Kaiſer.

Du kleine Thörin, ſteh' doch auf und ſprich!
Wir fürchten, daß Dir der Verſtand entwich!

Käthchen.

Ach, Herr Kaiſer, es iſt eine abſcheuliche Mode,
Alles gleich zu beſtrafen mit Tode!
Schenke für dieß Mal dem Tyll das Leben!
Wir ſind ja Chriſten! Wir ſollen vergeben!

Kaiſer.

Wie, Du verwendeſt Dich für einen Rangen?
Hat er vor'm Galgen noch Dein Herz gefangen?

Käthchen.

Er iſt ja kein Range!

Kaiſer.

Was denn?

Käthchen.

Ach, nein!

Kaiſer.

Nun, was denn?

Käthchen.

Er ſcheint ein Schäker zu ſein!

Kaiſer.

Fürwahr, er iſt ein ſchlimmer Weiberhecht!
Wir finden ſeine Strafe höchſt gerecht.

Käthchen.

Mein Treu, Herr Kaiſer, wer gab Euch das Recht,
Die Menſchen zu tödten? Verzeiht, das iſt ſchlecht!

Kaiſer.

Du Rabuliſtin biſt dem Tyll wohl gut?

Käthchen.

Ach ja, überaus! Nimm für ihn mein Blut!

Kaiſer (leiſe zu ihr).

Behalt es noch ein Weilchen und ſei ſtill!
Sag's Niemand: Wir begnad'gen Dir den Tyll!
Er ſoll zur Strafe nur ein wenig beben,
Dann ſei die Freiheit ihm zurückgegeben!

Mehl.

Das Mädel hat eine gute Suade!
Verſteht Ihr, ſie bittet für den Tyll um Gnade!
So braucht doch die Lungen und helfet Ihr ein,
Das wirkt ganz anders, wenn Viele ſchrei'n!

Volk.

Laß ihn am Leben, — den Poſſenreißer!
Vergeſſen und Vergeben! — Gnade, Gnade, o Kaiſer!

Neunter Auftritt.

Mephiſtopheles, als Eſel, Tyll und der Hauptmann nebſt Leibtrabanten treten auf; ſpäter Fauſt und Poſa.

Mephiſt (trabt auf).

Yah! Yah! Yah!

Volk.

Ein Eſel! Hahaha!

Kaiſer.

Durch dieſen Tyll kommt Poſſe über Poſſen!
Fort mit dem Thier! Man halt es wohlverſchloſſen!

Mephiſt (verfolgt).

Yah!

Volk.

Welch' Vieſt! — Es retirirt!
Auch ein Eſel iſt — nicht gern arretirt!

Leibtrabanten (haſchend).

Der Henker mag — den Langohr faſſen!
Wer läuft ihm nach — durch die Menſchenmaſſen!

Mephiſt.

Yah!

Kaiſer.

So laßt ihn nur!

Kanzler.

Laſſet ihn!

Kaiſer.

Ei, Tyll! Du biſt ein and'rer Lohengrin,
Ein Ritter vom Eſel, wie jener vom Schwane!

Mephiſt.

Jah!

Tyll.

Da biſt Du gar nicht im Thrane!
Ein jeder Ritter der Wahrheit, wie ich,
Führt den Teufel als Eſel bei ſich!
Doch, Kaiſer, nach einer uralten Sitte,
Erlaube mir ſterbend 'ne kleine Bitte!

Kaiſer.

Nachher vielleicht! Vorher ſollſt Du entſcheiden:
Iſt's Recht, daß Böſe Todesſtraf' erleiden?
Die Thörin da hat ſich für Dich verwandt,
Dieweil ſie dieß für Unrecht hat erkannt.

Tyll.

Das Recht verlanget zu Aller Heil
Auf groben Klotz einen groben Keil!

Mephiſt.

Jah!

Kaiſer.

Das heißt geſprochen, wie ein Mann!
Gern hören Wir nun Deine Bitte an.

Tyll.

Doch, Kaiſer, verſprich auch, ſie mir zu gewähren!
Dann will ich mich darüber erklären!

Kaiſer.

Du könnteſt ja das Leben Dir erbitten!

Tyll.

Dadurch würde die alte Sitte überſchritten;
Ich bitte Dich weder um mein Leben,
Noch etwa, mir eine Friſt zu geben!
Meine Bitte betrifft 'ne Kleinigkeit,

Die man ohne Schaden für Andre verleiht,
'ne Art Teſtament, wie der arme Tyll
Es mit ſeinem Leichnam gehalten wiſſen will!

Volk.

Wie kinderleicht! — Verehre die Sitte!
Sei gnädig geneigt — der edlen Bitte!

Mephiſt.

Nyah!

Kaiſer.

Wohlan! Sobald Du biſt gehangen,
Sei ſtreng gewähret Dein Verlangen!

Tyll.

Du haſt es mir feierlich zugeſagt?

Kaiſer.

Ein Hundsfott ſei, wer d'ran zu zweifeln wagt!

Tyll.

So hört denn! Wenn ich gehangen bin
Und jämmerlich baumele her und hin,
Mag alle Morgen drei Tage lang
In Proceſſion mit Klagegeſang
Dein Gefolge, der Kanzler an der Spitze,
Feierlich ziehen zu meinem Sitze
Und mit Reſpect, nach Pflicht und Gewiſſen,
Dreimal den Theil meines Leichnames küſſen,
Welchen man anſtandshalber nicht nennt,
Obwohl man darauf ſich zu ſitzen vergönnt!

Gefolge.

Welch' ſchändlichen Theil? — Das thuen wir nicht!
Ihm Rad und Beil, — dem Böſewicht!

Volk.

Ein feiner Plan! — Wie ſchlau und ſpitz!
Nun fang' ich an — zu ehren den Witz!

Tyll.

Neun nackte Jungfern, ohne ſich zu ſchämen,
Sollen mich dann von dem Galgen nehmen,
In den Sarg und auf die Bahre bringen
Und dazu ein luſtiges Sterbelied ſingen!
Sodann beginne der Leichenzug
Nach ritterlichem Brauch und Fug!
Der Kanzler, in einem Wappenrock,
Bekleidet mit einem Heroldsſtock,
Führe den Eſel da hinter der Bahr',
Indeß die häßlichſte Frau in der Schaar,
Anmuthig den Schwanz des Eſels trägt
Und bisweilen zum Fliegenwehren bewegt!
Der Begräbnißplatz ſei ohne Frage
Drei Meilen hinter dem Pfingſtmontage!
Wenn endlich dort ankömmt der Leichenzug,
So rufe der Kanzler hübſch laut genug,
Indem er den Heroldsſtab zerbricht
Und ſich und dem Eſel ſpei't in's Geſicht:
„Weh'! Weh'! Das Geſchlecht der Weiſen und Narren
Muß enden auf dem Henkerkarren!"

Kaiſer.

Du haſt erfleht unausführbare Poſſen;
Wir aber hatten ſchon vorher beſchloſſen,
Vom Tode für Dein Majeſtätsverbrechen
Dieß Mal Dich allergnädigſt loszuſprechen!
Sobald Du aber nicht wirſt aufgehangen,
Sind Wir durch Unſer Wort auch nicht befangen.

Kanzler.

Majeſtät! Man könnt' ihn gefangen ſetzen,
Auf ewig, ohne das Wort zu verletzen!

Mephiſt.

Hah!!

Volk.

Er iſt frei! —
Juchheiſa, juchhei!
Mit Sylbenſtechen — beſteht keine Treue,
Es umgeht das Verſprechen, — doch nicht die Reue.

Kaiſer.

Indeſſen, wie es jeder Bürger hält,
Daß er demjen'gen, welcher ihn geprellt,
Verbietet ſein ihm zugehörig Haus,
So weiſen Wir Dich aus dem Reich hinaus,
Was unbeſchadet Unſers Worts geſchieht!

Tyll.

Wir bewundern Dein erhab'nes Gemüth!

Kaiſer.

Nur unter drei Bedingungen allein
Erlaubt es Unſre Würde zu verzeih'n,
Die argverletzte! Sie würd' vor der Welt
Nur dadurch glänzend wieder hergeſtellt,
Wenn Du, die für die Weiſeſten ſie hält,
Wie Uns, auch ſie gleichmäßig hätt'ſt geprellt!

Tyll.

Topp, Kaiſer! Wenn es Nichts weiter iſt,
Das leiſt' ich Dir in der kürzeſten Friſt!

Mephiſt.

Hah!!!

Kaiſer.

Man ſchaffe erſt die Beſtie fort!
Man hört vor ihrem Schrei kaum 's eigne Wort!

Mephiſt (verfolgt).

Jah! Jah! Jah!

Einige Leibtrab. (haſchend)

Hier iſt er, hier!

Andre Leibtrab. (haſchend).

Nein hier! Nein dort! Verwünſchtes Thier!

Volk.

Ein kluges Vieſt! — Es retirirt!
Auch ein Eſel iſt — nicht gern arretirt.

Leibtrabanten.

Der Henker mag — den Langohr faſſen!
Wer läuft ihm nach — durch die Menſchenmaſſen?

Kaiſer.

So müſſen Wir's dabei bewenden laſſen!

Mephiſt.

Jah!

Kaiſer.

Zuerſt ſollſt Du den Fauſt, den Weiſen,
Wie Alle ihn mit Ehrerbietung heißen,
Und ſeinen Fahrtgenoſſen, Ritter Poſa,
Von dem man Uns berichtet hat sub rosa,
Er ſei, wie Wenige vor ihm es waren,
In Staatskunſt und in Staatenkund' erfahren,
Sie Beide ſollſt Du —

Tyll.

Die ſoll ich prellen?
Das that ich bereits! Die armen Geſellen!
Sie wollten mir Kopf- und Knacknüſſe reichen,
Aber ſie mußten die Segel ſtreichen!

Kaiſer.

Wer wird Dir Solches glauben ſonder Zeugen?
(Fauſt und Poſa treten aus dem Volke hervor.)

Mephiſt.

Bah!

Poſa.

Ich muß mich vor der Wahrheit beugen!

Fauſt.

Er lockte uns in das Narrenhaus
Und gab uns dort richtig für Narren aus;
Der Director kann es genauer erzählen!

Weiße.

Leider! — Ein Irrthum! — Darf nicht verfehlen —

Kaiſer.

Ihr geht ſchon wieder? Seid gar flücht'ge Herrn!
Wir ſehen Euch an Unſerm Hofe gern!

Poſa.

Wir haben weiten Weg noch, Majeſtät!
Drum ſagen wir auf immer Euch Valet!

Kaiſer.

So fahrt mit Gott!
(Fauſt und Poſa ab.)
Zweitens nun,
Sollſt Du daſſelbe mit dem Narren thun,
Den Seine poln'ſche Majeſtät Uns ſchickte!

Tyll.

Wie aber, wenn mir auch dieſes ſchon glückte?
Ich habe den Bengel ſo pfiffig behandelt,
Daß er ſich in den Eſel da hat verwandelt!

Volk.

In dem Esel ist er? — Laßt uns ihn schlachten!
Sonst muß ich die Biester — zuletzt noch achten!

Tyll.

Jedoch das will ich Dir später beweisen,
Jetzt mag ich noch nicht das Fell ihm entreißen!

Kaiser.

Das soll Uns freu'n! Du bist ein Tausendkünstler,
Wenn nicht ein abgefeimter Lügendünstler!
Dann, drittens, sollst Du, wenn's Dein Witz vermag,
Auf Uns'rer Universität zu Prag
Auf der Facultäten gelahrte Fragen
Unverzüglich die richtige Antwort sagen
Und Deinerseits ihnen dann Fragen stellen,
Woran sie trotz ihrer Gelahrtheit zerschellen!

Volk.

Eine Riesenarbeit! — Wem das gelingt,
Der mache sich breit — ganz unbedingt!

Tyll.

Das freilich müßte erst noch geschehn!
Doch laßt mir nur Zeit! Wir werden ja sehn!

Kaiser.

Und hast Du Uns're Würde vor der Welt,
So, wie Wir sagten, wieder hergestellt,
Dann soll Dich Uns're kaiserliche Gnade
Ernennen schier zu Uns'rem lust'gen Rathe;
Und welche Frau Du willst, Du sollst sie haben,
Um einen Mann zu machen aus dem Knaben!

Tyll.

Ihr Alle seid höflichst eingeladen,
Gleichsam als meine Gevattern und Pathen

Der alten Kinder, welchen der Tyll
In Prag die Grauköpfe waſchen will,
Der Jurisprudenz und Theologie
Und Medicin und Philoſophie!
Ich werde ſie taufen: Pedanterie! —
Jetzt aber werd' ich nach Schilda reiſen,
Dort ſoll man im Taufen mich unterweiſen.

Volk.

Ganz ohne Zweifel — Der Kerl hat Grütze!
Foppt Galgen und Teufel — mit Mutterwitze!

Schilda.

Zwischenspiel.

Erſter Auftritt.

(Eine Gaſtſtube.)

Wirth, Tyll und Mephiſtophel, als Eſel (treten auf), Fauſt (allen unſichtbar, ſitzt nachdenklich in einem Winkel).

Tyll.

Da ſind wir! He, ein Glas Branntewein!

Wirth.

Verzeiht, ich gehöre zum Mäßigkeitsverein!
Befehlt lieber Porter, mit Rum vermiſcht,
Oder auch geiſtvolles Ale aufgetiſcht,
Madeira oder bairiſches Bier!
Damit kann ich Euch beſtens dienen hier
Und zwar, befehlt Ihr, in ſo vollem Maße,
Als es nur immer erlaubt Eure Blaſe!

Tyll.

Und warum denn durchaus nicht Branntewein?

Wirth.

Den eben verpönt der Mäßigkeitsverein.
Ja ſeht, mein Verehrter! Alſo, Ihr wißt,
Wie oft unſer Schilda beſpöttelt iſt!

Wir sind Männer von ächtem Korne und Schrote;
Drum erzählt man von uns manche Anekdote;
Wenn Andre eine Dummheit verüben,
Sie haben sie, heißt's dann, von Schilda verschrieben!
Leipzigs Musenalmanach und Gänsefleischfest,
Wem bürdet man's auf? Unserm armen Nest!
Und der jungdeutsche Pylades und Orest!
Wem schreibt man sie zu? Unserm armen Nest!
Und Grün's kammerherrlichen Ueberrest,
Wem schickt man ihn zu? Unserm armen Nest!
Dagegen unsern eigensten Ruhm
Schnarpt Krähwinkel weg: das Althegelthum!
Die Gediegenheit unsrer Kavallerie
Im Kehrt vor'm Feuer kriegt die p—sche nie!
Unsern Plan zur Judenemanzipation
Beanspruchen die Magyaren schon!
Wahrhaftig, wir sind ja so verschrie'n,
Daß man lieber möchte wohnen in Wien!
Also, wie dem auch immer sei,
Den Schildbürgern ist es nicht einerlei!
Wir müssen haarscharf beweisen, daß wir
Bei weitem klüger sind, als Ihr,
Meint der Schultheiß; dadurch, sagt er, allein,
Daß wir uns bezähmen den Branntewein
Und 'nen Mäßigkeitsverein errichten,
Läßt sich, sagt er, unser Leumund vernichten.
Er schuf einen Bund gegen Schnaps und Liköre,
Dem ich, wie ich sagte, auch zugehöre;
Wir wissen kaum noch, was Branntewein heißt,
Denn wir tauften ihn mit dem Namen „Geist";
Kein Bundesglied trinkt ein Tröpfchen Schnaps,
Sondern ißt sich höchstens davon einen Raps,

In Rumsuppen und in Branntweinkaltschalen;
Stolz dürfen wir sagen, ohne zu prahlen,
In Schilda giebt es keinen einzigen Säufer!
Und wodurch? Durch unsers Vereines Eifer. —
Doch, Herr, was soll denn der Esel hier?

Tyll (leise).

Mein Freund, Du hältst ihn wohl für ein Thier?

Wirth.

Für was andres? Für einen Menschen oder Engel?

Tyll (leise).

Das ist ja der Bischof, dessen Sprengel
Sich dehnt über Alles, was Erde heißt
Und welcher jetzt incognito reis't!
Er sucht Korrespondenten in Eurer Stadt
Für die Adelszeitung und 's Berliner Wochenblatt.
Du wirst dieß als Geheimniß bewahren,
Das Plaudern brächte Dir leicht Gefahren!

Wirth.

Ei Sapperment! Wer dachte sich das?
Ja freilich, ich ahnete gleich so Etwas!
Er hat so 'was Vornehmes in seinem Gesicht,
Welches gleichsam: „Hund, falle nieder!" spricht!

Tyll.

Um auf Schnaps und Liköre zurückzukommen,
So gehöreſt Du wohl zu jenen Frommen,
Die ihn gezwungenerweise verschworen?
Wie hast Du denn Deine Nase verloren?

Wirth.

Leider! — Das ist mein Stolz und mein Schmerz,
Erhaben über jeglichen Scherz!
Meine Nas', meine Nas', mein Gedankenthurm,
Wie glänztest Du stolz im Rüsternsturm!

„Wenn Du das All' zerstörst mit Deinen Stürmen,
Des Strebens Eichen greifst ins krause Haar
Und Blitze wirfst nach des Gedanken Thürmen,
Wenn Du die Nasen stürzest, bist Du wahr!"
Wär' nicht meine Ruhmes- und Leidensgeschichte
Zu lang zu einem kurzen Berichte,
Ich wollte sie Euch haarklein erzählen!
Die Hauptsache will ich Euch nicht verhehlen.
Vor fünfzehn Jahren — Herr, Ihr müßt wissen,
Mich verschmähte eine Dame nicht zu küssen!
Noch mehr, als küssen! Gott, eine Dame!
Land- und weltberühmt ist ihr Name!
Ihrer Schönheit beugen sich Kaiser und Könige,
Der Begünstigten aber sind wohl Wenige!
Ihr zweifelt? Herr, ich schwöre nicht eben!
Gott verdamm mich! Sie hat sich mir ergeben,
Die berühmte Tänzerin Rosa Blase!
Schon die Erinnerung macht, daß ich rase!
Hier war es, bei mir, Herr, wo sie logirte,
Während sie an unsrer Bühne gastirte!
Wahrhaftig, ich nehm' es ihr gar nicht übel!
Das verbietet mir schon die Bibel!
Mich wird es begeistern stets und ermuth'gen:
Ich wurde ein Opfer ihrer Studien!
Natur, die reinste Natur, war ihr Ziel,
Was setzt dafür nicht ein Künstler auf's Spiel!
Diese wahrhafte Künstlerin nahm sich Mühe
Und studirte hier Hunde, Katzen und Kühe;
Denn sie gab bisweilen hier solche Rollen,
Worin sie herum wie ein Vieh mußte tollen!
Z. B. als eine verzauberte Kuh!
Doch besonders sagten die Katzen ihr zu.
Gut! Einst hatte sie eine Wirthin zu spielen

Und um ſich nun recht hinein zu fühlen,
So ſtudirte ſie mich und that ganz genau
Wie eine mir angetraute Frau!
Welch' Götterweib, Herr! Ich war auch nicht häßlich!
Doch nun wird meine Geſchichte gräßlich! — —
Ach! Hätt' ich meine Naſe — Himmelſapperment!
Mir fehlt es zur Kunſt gar nicht an Talent:
Ich ſpiele Euch Hunde von allen Sorten! —:
Ich wär' ihr gefolgt und Künſtler geworden!
Ach, ewig gedenk' ich ihrer Huld!
Eigentlich war ich ſelbſt daran Schuld:
Ich gebrauchte nicht genug Medicin
Und das iſt meiner Naſe Ruin.
Ein äußerſt geſchickter Allopath,
Den ich — verſteht, unpäßlich! — den zog ich zu
Rath!
Alſo kam er meinem Leiden auf die Spur
Und verordnete mir die Dzondiſche Kur.
Gut! — Denkt Euch, ich Eſel nahm nicht genug,
Mir gefiel nicht der etwas ſtarke Geruch!
Und dennoch ſchon von den wenigen Theilchen,
Die ich genoß, genas ich ein Weilchen;
Dann traf mich die Strafe für kargen Genuß,
Ich ward auf einmal ein Lazarus!
Und jener geſchickte Allopath,
Den ich wiederum zog zu Rath,
Zog, als ich meinen Fehler geſtand,
Zornig von mir ab ſeine Hand!
„Lauft," ſagt' er, „zu einem Homöopathen,
Der wird Euch, ſo, wie Ihr wünſchtet, berathen!"
Allen Reſpect für den würdigen Mann,
Den ich dadurch zum Arzte gewann!
Er hatte ein einziges großes Prinzip,

Wornach er alle Recepte verſchrieb;
„Gleiches mit Gleichem!“ ſprach er erhaben,
„Jedoch nur in Billionteigaben!“
Darauf verſchrieb er mir wieder .....
Weil ich daran nur litte, wie er mir ſchwur!
Sicher wärſt du, o Naſe, mir noch geborgen,
Hätt' ich verſtanden ihm zu gehorchen!
Um mich ſchneller, wie ich meinte, zu heilen,
Nahm ich ..... in Hundertelitheilen.
Natürlich ward ich nun kränker und kränker
Und endlich wünſcht' ich mich ganz zum Henker,
Sagte mich los vom Mediciniren
Und wollte langſam vor Hunger krepiren!
Alſo gut! Da kam der Pfarrer zu mir
Und ermahnte mich nach Gebühr,
Damit ich entränne dem Höllenpfuhle,
Etwas zu vermachen der Kirche und Schule;
Er wurde dafür auch zum Höchſten beten,
Meinen Tod noch lange zu verſpäten.
Was thut man nicht in der ſchlimmſten Noth?
Ich fügte mich in ſein frommes Gebot.
Dafür, ſagt' er, hätt' er, von Danke beſeelt,
Den lieben Gott meinetwegen gequält!
Und der that ihm zu Gefallen ein Wunder;
Denn ich wurde wirklich allmählig geſunder,
Nur daß mir ein Stückchen der Naſe fehlte,
So ſehr auch der Paſtor den Herrn darum quälte.

Tyll.

Ein Stückchen nur?

Wirth.

Nur ein kleines Bischen,
Nicht größer, als etwa ein Haſelnüßchen!
Drei Viertel, Herr, wenigſtens hatt' ich noch!

Unſer Stadtchirurgus und Bader jedoch,
Ein Männchen, welches kein Waſſer trübt
Und nur die Operationen liebt,
Nöthigte mich für Schilda's Ruhm
Zu dem unerhörteſten Märtyrerthum,
Die Naſe mir laſſen abzuputzen
Und darauf eine neue zu ſtutzen;
Er hatte nämlich, unter anderen Sachen,
Erfunden, nagelneue Naſen zu machen.
„Wenn Ihr", ſagt' er, „die Amputation erduldet,
So bleibt Euch Schilda ewig verſchuldet;
Wie kann Euch ein ſolches Halbding ergötzen?
Ich will es durch eine neue erſetzen!
Allen denen, die dann durch Schilda reiſen,
Könnt Ihr unwiderleglich factiſch beweiſen,
Daß die Schildaer ſtets den Völkern und Zeiten
Voran in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchreiten!"
Ich bin nicht der ſchlechtſte Patriot,
Indeſſen ſträubt' ich mich, wie vor dem Tod,
Bis unſer hochweiſer Magiſtrat,
Deſſen Hülfe ſich der Chirurg erbat,
Mit der Drohung, wenn ich's freiwillig nicht litte,
Mich anzuhalten zum heiligſten Schnitte,
Zum Ritter und Märtyrer Schilda's mich ſchlug,
Indem ich die Amputation ertrug!

Tyll.

Ich muſ're vergebens Dein ganzes Geſicht,
Ich ſehe die neue Naſe doch nicht?

Wirth.

Ja, er wollte ſie mir aus den Backen ſchneiden
Und das wollt' ich Aermſter nicht leiden!
Doch wär' ich wahrſcheinlich dazu gezwungen,

Wären seine Collegen nicht zugesprungen
Und hätten, man sagt, aus Neid, bewiesen,
Ich müßte den Schnitt mit dem Leben büßen,
Drum processirt' ich mit dem Chirurg
Und fiel in sieben Instanzen durch.

Tyll.

In sieben Instanzen? Warum denn so viel?

Wirth.

Man treibt bei uns mit dem Rechte kein Spiel,
Man will sich die Gewißheit erschwingen,
Daß Alles zugehe mit rechten Dingen;
Und wodurch findet das besser Statt,
Als dadurch, daß man recht viel Instanzen hat?
Das hab' ich in den vierzehn Jahren,
Seit mein Proceß schwebt, genugsam erfahren:
Denn war ich vor sieben der Unterlieger,
So blieb' ich vor andern sieben doch Sieger!
Die vierzehnte Instanz erkannte bereits,
Daß ich dem Chirurgen meinerseits,
Jure talionis et consuetudinis
Et jure Mosaico überdieß,
Ebenfalls dürfte die Nase beschneiden;
Und, wenn Beklagter es nicht würde leiden,
Vertröstete sie auf die funfzehnte Instanz
Und verhieß mir schon halb und halb den Kranz.
Wir haben ja dreißig! Sollt' ich eher sterben,
Gott Lob! so vermach' ich ihn meinen Erben!
Und den nicht allein! Ich habe noch einen,
Der schwebt und verwickelt dürfte scheinen!
Seit mir nehmlich die Nase fehlt,
Hat meine Frau beständig krakeelt
Und endlich auf Scheidung angetragen,
Wozu ich nicht eben Ja wollte sagen;

Denn ich würde nicht nur eine Wirthin verlieren
Und schwerlich eine and're acquiriren,
Sondern auch fast meine sämmtliche Habe
Als zurückzuerstattende Heirathsgabe.
— Ueberhaupt sind die Weibchen hier sehr viel werth,
Weil jede pflichtschuldigst den Mann ernährt! —
Also schmiß sie mir einen Proceß an den Hals
Und hätt' ihn gewonnen jedenfalls;
Wär' nicht unser erster Jurist
Zugleich ein exemplarischer Christ!
Die ersten Instanzen hatten entschieden:
Im Betracht, daß jede Ehe hienieden
Kinderzeugung und Erziehung bezweckte,
— Da sprach man, was weiß ich's von einem Defec'e
Der nicht viel Günstiges hoffen ließe! —
Und im Betracht man sich daran stieße,
Weil die fraglichen Kinder wegen meines Defectes
Ermangeln würden des nöth'gen Respectes,
So käme der Defect im Ehebereich
Einer desertio malitiosa gleich
Und ich wär' als der Nase ledig
Und der Treue — (Gott sei meiner Seele gnädig!) —
Von dem meinigen zu separiren
Und in die Kosten zu condemniren. —
Aber der Wirklich-Geheim-Ober-Kammer-
Appellations-Gerichts-Director Lammer
Wie gesagt, Schilda's erster Jurist
Und zugleich ein exemplarischer Christ,
Entschied, in Betracht, daß die christliche Ehe
Vor dem Altar nicht für das Bette geschähe,
Wär' sie als Institut der Religion
Eigentlich gar nicht fähig der Separation,
Sogar wenn auch die christlichen Paare

Sich die Augen zerkratzten und rauften die Haare,
Ferner, in Betracht, daß allein die Seelen
Und nicht die Körper sich könnten vermählen,
Endlich in Betracht, daß mir, dem Mann,
Ein entbehrlich Glied nur, die Nase! entrann:
Daß in Sachen der pp. contra pp.
Nicht separabel wäre die Ehe;
Kurz er verwarf das Separiren,
Doch nicht, in die Kosten mich zu condemniren.

Iyll.

Verstehst Du denn solches Küchenlatein?

Wirth.

Da müßt' ich sehr ungebildet sein,
Könnt' ich das nicht errathen schon obenhin:
Eins bedeutet Verlust und das Andre Gewinn!
Ich bin freilich noch aus der alten Zeit
Und laborire an Unwissenheit!
Beim Himmel, Herr, es ist wundersam,
Welche Fortschritte die Kultur bei uns nahm'
Unsre junge Welt ist Euch so gelehrt,
Daß man selten ein deutsches Wort von ihr hört,
Ja, sie kennt und versteht das Deutsche gar nicht,
Weil sie nur Latein lies't, hört und spricht,
Daneben, wie Wasser, Griechisch und Hebräisch
Und zum Spaße manchmal Sanskrit und Chaldäisch!
Die klassische Bildung ist hier, wie zu Hause!
Verlangt Euch nach einem Ohrenschmause,
So besucht 'mal unser Gymnasium!
Ich wett', Euch macht die Bewunderung stumm!
Herr, ich schwör' es Euch, kleine Windelzerreißer
Sind dort klassischgebildeter und weiser,
Als mancher Professor im römischen Reich,
So votiren und interpretiren sie Euch!

Ich habe ſelbſt ſo 'nen Zeterjungen
— Unter uns: von einer Jungfer entſprungen! —
Die Krabbe kann kaum in die Windel hoſiren
Und verſteht Euch ſchon nasus zu conjugiren!
Nasus, nasi, nasum, nasibus
Und immer ſo weiter im beſten Fluß!
Und frägt man ihn: quis est naso non sospes?
Antwortet er, wie geſchmiert: pater meus hospes!
Das heißt, ſo ſagt man: Wer hat keine Naſ'?
Und die Antwort lautet: Mein Vater, das Aas!
Ihr ſeht, Herr, ich bin hier nicht intereſſirt,
Denn ich werde ja dadurch perſiflirt!
Auf Ehre, ich ſchätze meine beiden Hände!
Und ich gäb' ſie drum, wenn ich Latein verſtände!
Dann würd' ich, wahrlich, ſchwerlich hier ſitzen
Sondern auf dem Rathhauſe donnern und blitzen,
Wie ein gewiſſer Kikero that
Gegen Catilina vor dem Senat!
Der Spitzbube, der! Der ſchuftige Lump!
Machte bei mir unendlichen Pump!
Mich ſo zu betrügen! Herr, iſt das Recht?
Nein, himmelſchreiend, ſündlich und ſchlecht!

Idyll.

Schändlich! ſchändlich! Wer war es, wer prellte Dich ſo?
Catilina, der Schuft, oder Kikero?

Wirth.

Nein der Pech, der Seelenhirt!
Den Pix mein' ich, wie er benamſet auch wird!
Philosophus Schildaicus heißt er auch,
Ich aber nenn ihn nur Hundsfott und Gauch!
Er entflammte Schilda mit ſeiner Lehr'
Und bei mir band er an einen Bar!

Dieſer Schurke tritt vorgeſtern Abend herein
Und verlangt, mir Nichts Dir Nichts, vom beſten Wein;
Den ſäuft er: „Noch mehr!“ Ich dachte: der hat Geld!
Ja ja, ſo wird man von Nackern geprellt!
Drauf beruft er — er hatte ſchon einen Stich! —
Die löbliche Gilde der Schuſter zu ſich,
Tractirt ſie auf meine Koſten mit Tokayer,
Illuminirt ſie mit flüſſigem Feuer;
— Ich ſelber trank mich dabei etwas an
Und dachte: welch' liberaler Mann! —
Gut! dann beginnt er zu frömmeln und beten,
Daß uns Thränen in die Triefaugen treten,
Und zu lehren vom heiligen J, Zwi und Tri,
So ſalbungsvoll, daß wir — ich weiß nicht, wie? —
Zuletzt Hören, Seh'n und Verſtand verloren
Und auf ſein neues Evangelium ſchworen
Und uns taufen ließen in meinem Tokayer
Von dieſem ſchändlichen Ungeheuer!
Gut! Wir ſoffen uns ſämmtlich unter den Tiſch,
Nur Pir, der Prophet, war munter und friſch,
Der Schuft lief heimlich in alle Welt
Und bezahlte Nichts weiter, als Ferſengeld.
Was ſagt Ihr dazu? Um ſich nicht zu blamiren,
Wollten die Schuſter dieß nicht concediren,
Ja, Einer verſchwor ſich mit Leib und Leben,
Pir hätte mir Haufen Goldes gegeben
Und wäre dann aus dem Erdengetümmel
Vor aller Augen gefahren zum Himmel,
Auf einer glänzenden Roſenwolke,
Heil und Segen wünſchend dem Schilda'ſchen Volke!
Kaum hatt' er geſagt ſeine Windbeutelei,
So ſtimmte die ganze Gilde ihm bei

Und mich — ich ſpie freilich Gift und Geifer! —
Mich prügelten ſie, die ſchändlichen Säufer!
Und zogen durch die Gaſſen von Haus zu Haus,
Sie breiteten das Pirthum aus!
Ganz Schilda wurde davon, wie rebelliſch,
Der Lärm der Piceiſten war hölliſch!
„Thut Buße! Bekehret Euch!“ riefen ſie,
„Und laßt Euch taufen auf I, Zwi und Tri!“
Die Gläubigen ſtrömten herzu in Haufen
Und ließen ſich von den Schuſtern taufen,
Alle Gilden, viele Honoratioren,
Bis auch die Rathsherrn die Köpfe verloren!
Sie ſchrieben auf heut' ein Concilium aus,
Und wollen, denkt Euch! mit Mann und Maus
Das Pirthum ein wenig examiniren
Und als Religion des Staats dann fixiren!
Seht, drum möcht' ich jetzt oben ſitzen
Und gegen den Pir los donnern und blitzen!
Der Schuft der! Ha, wenn ich Latein verſtände!
Oder fiel er jemals in meine Hände!

Tyll.

Warum brauchſt Du denn dazu Latein?

Wirth.

Ei nun, weil ſie oben lateiniſch nur ſchrei'n!

Tyll.

Iſt es Fremden erlaubt dort einzutreten?

Wirth.

Mit Vergnügen werden Notabilitäten,
Wofür ich Euch halte, dort zugelaſſen.

Tyll.

Gut! Schnell denn, daß wir die Zeit nicht verpaſſen!
Willſt Du uns führen, ſobald ich's bezahle?

Wirth.

Zu Befehl!

Tyll.

Wernach ſuchſt Du?

Wirth.

Nach dem Raſenfutterale!

(Ab. Wirthstöchterlein und Wirth ab.)

Fauſt.

(tritt aus dem Winkel hervor).

Noch einmal ſtell' ich mich ihm entgegen,
Aber nicht, um ihm eine Schlinge zu legen! —
Was gefällt mir an ſeinen Narrenſtreichen?
Warum folg' ich ihnen wie göttlichen Zeichen? —
Die reinſte Luſt iſt's, die mich begeiſtet,
Zu ſehen, was mein Gegentheil leiſtet!

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Auf dem Saale des Rathhauſes.

Senat und Konſiſtorium iſt verſammelt; der Schultheiß präſidirt.

Schultheiß Mengfel.

Quibus regulis de I, Zwi et Tri
E sententia nostri concilii
A sutoribus ornatissimis
Satis superque expositis
Miraculisque illis coelestibus
Confirmatis a gravibus testibus,
Examinemus, num haec doctrina
Sentina sit, an vere divina
Et examinatam num rejiciamus
An in fidem recipiamus?

Tu vero, vir reverendissime,
Spectatissime Tollmuckte!
Incipias, quaeso, si tibi placet,
Proferre, quod tuo in animo jacet!

Tollmud.

Ter quaterque beati, qui credant
Et victi triumphantes numini cedant!
Quid hic juvat examinare?
Peccat, qui audet dubitare!
Dubitatio est animi macula!
Miracula non sunt spectacula!
Testantur miracula nostri sutores,
Vestrum est igitur, auditores,
Non dubitare, sed credere
Deique nutui cedere.

Rathsherrn.

Ita! Omnino! Consentimus!
Jam credamus omnia, quae nescimus.

Tollhausen.

Etsi piceanam doctrinam
Miraculis illis ut vere divinam
Legem, cum terrae, tum Schildae datam,
Haud nego satis esse probatam,
Eos tamen non reprehendo,
Qui revelationis superioris
Et rationis, licet inferioris,
Consensum demonstrare conentur,
Ut dubitationes profligentur.

Rathsherrn.

Etiam! Quodcunque nescimus, credamus
Et dogmati tum rationes addamus!

Maulus.

Miracula sunt contra omnem rationem
Et matrem habent imaginationem.
Itaque, quotquot sutores referunt,
Sine ulla vi demonstrationis sunt.
Videntur sutores ornatissimi
Illa nocte fuisse non sobrii,
Et capti delirio quodam tremente
Phantasmata sibi finxisse repente.

Rathsherrn.

Vae tibi, vae! haeretice Maule!
Quid Picem persequeris, Saule! Saule!

Maulus.

Quantum crimen! Quam falsum! Odi, ut vos.
Omnes turpes haereticos!
Credo ex intimo animo,
At non permotus miraculo,
Sed quia piceana doctrina
Idem, quod rationalis disciplina
In suis eximiis regulis docet
Et ceteroquin nemini nocet.
Prima enim regula mihi mum numen.
Id, quod non negat rationis lumen,
Existere docet clare et plane;
Secunda docet Hodie mane
Unum idemque significare,
Id, quod iterum ratio non potest negare:
Etiam Cicero sine ἐκστάσι
Nonnunquam usus est hac phrasi;
Symbolica hac regula monemur,
Ne unquam in tautologiis vagemur,
Neve „Το σημερον μελει μοι!“
Jubilemus et tum ejulemus „Eheu!“

Tertia regula illa de Tri,
Uberrima summi consilii,
Docet nos, omnes optimas res
Esse in coelis et terris tres;
Exempli gratia tres doctrinae
Nobis traditae sunt vere aut fere divinae.
Judaica, christiana et pechiana,
Tria sunt momenta Hegeliana,
Tria membra sunt in computatione;
Hoc respectu vitam cum revelatione
Optime sociat regula tertia,
Docens, eum, qui torpescat inertia
Neque computet praeteritum, praesens et futurum.
Mox in exitium esse ruturum.
Quamobrem, quum utile sit et morale,
Credendum est hoc dogma rationale.

Tollhausen.

Oh misserimam interpretationem,
Satyram in revelationem!
In sancta regula prima de I
Jehovah, qui in monte Sinai,
Postquam condiderat mundum, tonabat
Et Judaeis decem tabulas dabat,
Miro brevissimo modo docetur,
Nihil vero morale monetur.
Nam, collata cum hac sanctissima I,
Disciplina moralis est nihili!
Deus, mundus et omnia,
Tanquam Dei, ut ita dicam, somnia.
In hac unica litera latent
Et pio cuique animo patent.
Sanctissima omnium regula de Zwi

Docet unitatem Patris et Filii,
Id, quod exprimitur clare et plane
Per Mane hodie, non per Hodie mane:
Mane enim, cum sit diei initium
Symbolice designat Deum,
Qui est principium omnium rerum
Sericique earum, dierum.
A τῷ Mane autem, tanquam patre,
Derivatur quodlibet Hodie;
Sine τῷ Mane τῷ Hodie non adesset.
Sed aeterna in nocte requiesset
Ergo, Hodie τοῦ Mane est filius,
Qua imagine quid exstat subtilius?
Jam Christus Ἐγώ, inquid, τοῦ Θεός;
Et quis est pater τοῦ ψυτος? Ἥλιος!
Ἥλιος autem est idem, quod Mane;
Haec igitur imago est facta christiane.
At quomodo invenitur in Zwi
Unitas Patris et Filii?
Ut Mane pater in filio Hodie,
Et filius Hodie in Mane patre,
Sic Deus et Christus, alter in altero
Vivunt conjuncti perpetuo.
Quorum unitatem in trinitate
Regula tertia docet elate;
Nam ad foedus eorum tertius
Accedit sanctus Spiritus,
Futurus nobis promissus Solator,
Quem tandem in Pice misit Salvator.

Rathsherrn.

Macte, Pix, tuo mysterio,
Celebratus nostro psalterio!

Taub.

Primam, vir reverendissime,
Interpretatus es optime,
Secundam vero non intellexisti,
Vel certe Maulum male correxisti,
Cum traduxeritis nostram divinam
Regulam de Zwi in linguam latinam:
Maulus: Hodie mane, tu: Mane-hodie:
Utrumque est fluxum et fragile.
Nam, ut traducatur: Hodie-Cras,
Postulat res et latinitas.

Rathsherrn.

Sane! Intelligimus! Bene! Sane!
En doctissimum virum, pui vertat piceane!

Maulus.

Nonne videtis, quam segetem metatis,
Si istum satorem admittatis?
Accuratius, quaeso, cogitate! Qui fit,
Ut Hodie et Cras unum idemque sit?
Sola mea versio est rationalis,
Perspicua, utilis et perquam moralis!

Taub.

Age, Hodie et Cras inquiramus,
Ut regulae sensum inveniamus!
Ex unitate 700 Hodie et Cras
Apparet temporum identitas.
Quis autem est Alpha et Omega,
Cui sunt annorum millia
Ut unus dies terrestris vobis?
Quis dixit vatibus suis et nobis:

„Ego sum, qui et fuit, et est, et erit?"
Quis ille, qui saecla ut uvas terit?
Deus, extra quem nil est quam nomen!
Ἐν αὐτῷ γὰρ κινούμεθα, ἐσμὲν καὶ ζῶμεν.
Deus est identitas universi,
Nos tamen in eo non sumus submersi,
Ita, ut nulla differentia detur
Et nostra existentia negetur;
Summam differentiam in identitate
Ipsa docet regula accurate,
Quum temporis partes duas diversas
Proponit ex identitate emersas;
Has partes diversas: Hodie et Cras
Haud quaquam tollit identitas.
Ut causa est mater effectae rei,
Sic Hodie pater crastini diei.
Quis sub hac imagine designetur,
Ipse sibi quisque interpretetur!
Ut Hodie in Cras, Cras in Hodie,
Sic divinus Pater et Filius in se. —
Quod regulam tertiam attinet,
Tollhusius non ita male docet
De sanctissima trinitate
Neque tamen satis accurate,
Philosophia paulisper neglecta,
Sine qua omnia sunt imperfecta.
Nam pro trinitate vocem rectiorem
In prompta habemus et electiorem.
Et quaenam haec est? Triplicitas ista.
Quam divina identitatis favilla,
Natura naturans, circumvolat
Et omnia, quae sunt, procreat.

Trinitatem igitur rectius appellate
Triplicitatem in identitate.
Triplicitas Patrem et Filium
Complectitur et Sanctum Spiritum.
Quocum minime, ut cum aqua nix,
Commutandus est noster Pix;
Pix enim tantum est ejus vox,
Qua praenuntiatur fugitura nox;
Picem censeo prophetam esse appellandum
Et cum gallo, lucis nuntio, comparandum:
Poëta Non hoc gallicinium?*)
Odoror, inquit, lucis spiritum! —
Haec mihi visa sunt supplenda
Ad nostra mysteria exponenda.

Fistulatur.

Miracula et mysteria,
(Neque rationalia neque moralia.)
In nostra doctrina piceana
Rejicienda sunt a mente sana.
Quisquis es, qui id ignoraveris
Et nares de ratione corrugaveris,
Quoniam lucem non odoraris,
Videris esse homo obesae naris.
Ad quem finem miraculorum sentina?
Sibi ipsi sufficit Picis doctrina,
Cujus pater, id quod demonstrabo, Pol!
Merae et purae rationis est sol,
Et cujus mater, id quod scit et bos,

*) Mich dünkt, der Hahn ſchon ruft!
Herr, Herr, ich witt're Morgenluft'

Purger

Ipse est noster Schildaicus mos.
Num obliti estis ritum et cultum?
Nonne recordamini Senatusconsultum,
Ex quo summa lex est statuta,
Ut Schildae et homines et bruta,
Cum otium jam die solis gustarent
Die Saturni solis diem celebrarent,
Propriumque haberent, mutato loco.
Pro lunae die „livido“?
Qua lege de commutatione dierum
Tanta facta est hic mutatio rerum,
Ut, quum, quando vivat, ignoret, postremo,
Num vivat, persuasum sibi habeat nemo.
Ad expediendum hunc Gordium nodum
Deus huc misit Picem remotum,
Praeditum rationalissima doctrina,
Qua avertatur Schildae temporisque ruina.
Ponitur Saturni dies in regula de I,
Positus exponitur in illa de Zwi,
Quippe qui solis quoque dies sit,
Quum idem Hodie et Cras fuerit;
Expositum autem, in regula de Tri,
Quamvis negare videatur illa de Zwi,
Quoniam solis dies appelletur,
Simul quoque lunae diem esse docetur.

Rathsherrn.

Mirum quantum! At ubi religio?
Fugasne spoliatam miraculo?

Fistulatus.

Religionem? Operam demus,
Ut eam quam proxime indagemus! —
Cepi! — Nonne est temporum

Saturnus antiquum symbolum?
Temporum autem immensitas
Quid aliud est, quam aeternitas?
Eadem quid aliud, quam Deus,
Et praesens, et futurus et praeteritus?
Diem igitur Saturni et summum Deum
Videmus in prima esse positum.
At in Zwi? E sententia Heinei
Mundus quoddam est somnium Dei,
Ejusque ebrii. Hoc teneamus,
Ut secundam acutissime exponamus!
Deus somnians se cogitat
Seque cogitans mundum procreat.
Cogitatio est cognata cum luce,
Magno physiologo duce.
Sub lucis imagine Christum repraesentari.
A theologis non potest negari;
Nam Christus, quem Tollbusius laudavit.
Dicto illo id affirmavit:
„Ἐγώ εἰμι τὸ φῶς τοῦ κόσμου." Quid plura?
Nome inde ejus liquet solaris natura?
Constat enim, lucis fontem esse solem,
Qui illustret terrarum molem.
Ergo: ut dies solis cum Saturni die
Ut lux cum ea, quae cogitat, re,
Ut cogitatio cum mundo condito,
Et eadem cum ipso Deo
Cognatione, ne dicam, identitate,
Conjuncti sunt nominis accurate,
Sic Deus et Christus, versa vice,
Testibus prophetis et nostro Pice.
Accedit, quod Saturnus, sol et luna
Tempora symbolice designant una.

Inde trinitatem demonstrare possemus,
Si mysteriis dediti essemus.
At laudamus poetam Heineum
Qui asserit somniare Deum.
Id unum constat, eum existere,
Somnioque fugato, omnia evanescere.
Quoad TOU „Morgenheute" interpretes.
Una quoque mihi addenda est res:
Versiones: „Hodie mane, Mane-hodie. Hodie-Cras"
Existimo esse falsissimas.
Nam ad regulae sensum exponendum
Sine dubio Crashodie est vertendum
To Cras diem solis esse, quis non scit?
Is autem dies Saturni fit,
Eoque fit Hodie Cras, Cras Hodie,
Schildae scilicet quaque hebdomade.
Id si quis non satis intellexerit,
Memor, quaeso, geographiae mathematicae sit!
Quae docet, eodem tempore,
Quo vivant Europaei in Hodie,
Americanos, luce dispersa,
In Cras vivere et sic vice versa.
Quas ob res censeo Heineum
Dixisse, somniare Deum.

Fischel.

Qui fide speculativa carent,
Eschatologiam nunquam intelligent.
In Picis doctrina explicatam
Atque summo miraculo probatam.
Rationalis cupiditas dubitandi
Poena est immanisque studium peccandi
Et eo quidem, quod dubitat.

Evidentissime ipsa se refutat.
Fides et philosophia speculativa
Solae revelant mysteria diva.
Nam Paulus Συμμαρτυρει, inquit, αὐτο
Το πνευμα τω πνευματι ἡμετερῳ,
Id quod fit absoluta cognitione,
Vehementer differente a vulgari ratione.
Cognitio absoluta eschatologica
Quoad methodum est encyclica.
Sic quoque comparata est nostra divina
Sanctissima piceana doctrina
De trinitate unius numinis
In tribus personis singulis.
In prima ponitur absolutus Deus,
Qui se determinando est Filius
Secundum alteram regulam de Zwi;
Neque in persona Filii,
Quamvis a se diversus sit,
Deus pater esse desinit;
Ipse enim ut Filium se determinavit
Ideoque Pater esse perseveravit.
Filius est ille מָחָר = אַחַר,
Ille λογος ἐν ἀρχῃ, ὁς ἠν προς Θεον.
Και Θεος ἠν ὁ λογος αὐτος,
Ut Joannes docuit nos
Et piceana confirmat identitas
Του Cras-Hodie, non του Hodie-Cras.
Nam το Cras est Λογος et Filius,
A quo mundus est conditus,
Et quum Λογος ἐν ἀρχῃ fuerit,
Postulatur, ut το Cras quoque prius sit
Positum, quam το Hodie, si vertimus.
Sub του Hodie quidem conjicimus,

Quoniam sub τῷ Cras intelligitur
Ille Λογος, a quo mundus conditur,
Intelligendum esse Deum
Talem, qualis ante mundum conditum
Absolutus et nondum determinatus
Super χαος vagabatur ut flatus.
At nostra conjectura est nulla conjectura.
Probatur enim ex τοῦ Hodie natura:
Hodie! Oh vocem miram divinam
Omnium aptissimam ad Picis doctrinam!
Hodie dictum est absolutissime
De temporum quocunque die:
A primo inde usque ad novissimum
Existit τοῦ Hodie vocabulum,
Imo ante mundum conditum jam
Et ante illum divinum Adam
Deus, nondum determinatus per se.
Vivebat in aeterno quodam Hodie.
Recte igitur Pix sine dubio
Absolutissimum absoluto Deo
Supposuit, scilicet Hodie,
Vocem absolutam pro absoluta re.
Nunc vero utrumque quaeri posset
A tirone, qui vocem non satis cognosset,
Cur Hodie, sub quo Deus ipse designatur,
Pone Cras sive Filium, sive Λογον ponatur
Et quomodo Hodie, quum Hodie sit,
Cras esse possit et potuerit?
Pix Cras anteposuit, Joannem secutus,
Quia Deus, nondum determinatus, absolutus,
Non verus totusque est, id quod fit,
Si ut Filium a se determinatum se scit:
Hodie quoque non est Hodie verum totumque.

Sed aliquid plane absolutum ignotumque.
Nisi per Cras se determinaverit,
Qua determinatione verum Hodie fit.
Nam rem, quae determinatione caret,
Nulla ratio humana intelliget.
Quoad quaestionem alteram
Absolvemus simili modo eam,
Quo facto tertiam regulam
Simul fere exposuerimus jam.
Sub Hodie, nisi se determinaverit,
Nemo quidquam reale intelligit!
Quomodo autem determinetur?
Eo quidem, ut in Cras commutetur.
Qua determinatione non desinit
Idem esse, quod jam heri fuit.
Nam dies crastinus, si adest revera.
Versatur in τῷ Hodie sphaera;
Cras eo quod Hodie determinat,
Se ipsum in Hodie commutat:
Et Hodie, quod per Cras determinat se.
Cras fit et Cras fit Hodie.
Sic igitur apparet identitas
Evidentissime τῷ Hodie et Cras.
Eodemque modo Patris Dei,
Per se determinati, et Filii.
Hodie et Deus, determinati
Sponte et necessitate fati,
Illud in Cras, hic mutatus in Filium.
Redeunt ad sese, ad principium.
Hodie enim, ut supra vidimus jam,
In Cras mutatum, vocem suam
Non perdidit, sed restaurav[illegible]
Et ex Cras redeuntem sese determinavit.

Ergo, triplex est Deus et Hodie:
Absolutus, determinatus et rediens ad se.
Id quod docet tertia regula,
Sanctissima et profundissima,
Quippe ex qua liqueat ☞ Hodie-Cras
Identitas et trinitas.
Quaeritur autem, quis sit ille tertius?
Quis alius, quam Sanctus Spiritus,
Qui Patris et Filii et ☞ Hodie et Cras
Absoluta est identitas!
Tum quaeritur, quis et ubi sit Pix?
Non eum nobis eripiet Styx!
Res est idem, quod rei conceptus
Neque quisquam negat, nisi ineptus,
Conceptum esse eum, qui cogitet:
Pix autem summum conceptum habet
Identitatis ☞ Hodie et Cras:
Ergo est Pix Spiritus sanctus et identitas.

Rathsherrn.

Furisne, Tartare? Ulula Styx!
Stat Spiritus Sanctus, immortalis Pix!

Zollmuck.

Quid vos juvit examinare,
Dubitare, cogitare et explicare?
Nihil! Omnino! Mehercule!
Nihil reliquum est, quam crederel
Credite! — Carissimi, credite mi,
Divina non possunt intelligi!
Quis potest intelligere trinitatem
Unaque libertatem et necessitatem?
Et humanam naturam ipsius Dei
Cum divinitate Filii?
Et (venia sit verbo!) Dei personalitatem

Finibus circumscriptam et infinitatem?
Et naturae legem simulque ea,
Quae sunt contra legem, miracula?
Ergo, absurda sunt vere divina.
Absurda est piceana doctrina
Eamque ob causam statim credenda
Neque turpi examine lacessenda.
Nam ter quaterque beati, qui credant
Et victi triumphantes nummi cedant!

Rathsherrn.

Ita! Omnino! Consentimus!
Jam credimus omnia, quae nescimus.
Qui cogitando nimis occupatur,
Capitis dolore a Deo cruciatur.

Schultheiß Mengsel.

Quum pedarii uno fere animo
Adsentiantur nostro Tollmuckio,
Alii vero, qui non adsentiuntur ei,
Haud quaquam negent I, Zwi et Tri,
Sed, nonnisi paulo diverso modo,
Probent suffragio doctissimo,
Praeterea nemo obstrepuerit,
Quod nonnunquam a male contentis fit.
Apparet, videri Senatui,
Piceanas regulas de I, Zwi et Tri
A Deo traditas esse credendas
Religionisque loco Schildae habendas.

Alle.

Ita! Dogma de Picis regulis
Recondatur in nostris tabulis!

Schultheiß Mengsel.

Juramusne?

Alle.

Ad unum omnes juramus!

Schultheiß Mengsel.

Nunc decreto nomina subscribamus!

(Es geschieht.)

Alle.

Gloria in excelsis Deo!
Vivat piceana religio!

Dritter Auftritt.

Vorige. Faust, in der Gestalt des Pastors Daus, tritt auf; etwas später der Wirth, Tyll und Mephistopheles, als Esel.

Maulus (zu dem eintretenden Faust).

Collega, ubi moratus es?
Nunc jam tota absoluta est res.
Nil refert! Nomen subscribas decreto
Et religionem piceanam doceto!

(Wirth, Tyll, Mephist. treten auf.)

Wirth.

Hochwürdiges Konsistorium! Wohllöblicher Senat!
Verzeiht meines Eintrittes Frevelthat!
Ich wagte mich nicht dagegen zu sperren,
Ich bringe Euch hier zwei vornehme Herren,
Welche, um Schilda kennen zu lernen,
Her reis'ten aus meilenweiten Fernen!

(leise.)

Um Gotteswillen, macht ihnen den Hof!
Der im Eselsfelle da ist der Bischoff!
Seine Hochwürden reisen streng incognito.
Ich erfuhr's da von seinem Famulo!

Schultheiß Mengsel.

Welch' Glück! Ihr mögt uns willkommen sein!
Euch, Würdigster, räum' ich meinen Ehrenstuhl ein,
(Der Esel setzt sich und präsidirt.)
Um von da aus das Ganze zu dirigiren!
Zwar, wir hörten so eben auf zu debattiren; —
Indessen, wir könnten — ? Nein 's thut mir Leid,
Ihr habt verpaßt die Berathungszeit!

Faust.

Ihr irrt Euch, Herr Schultheiß! Noch ist's nicht so weit!
Ich fürchte, es setzt noch viel Reden und Streit!

Schultheiß Mengsel.

Das Streiten kann Euch fürder nicht frommen;
Denn das heilige Pechthum ist angenommen!

Faust.

Mich will es bedünken, als ob ihr vergeßt,
Daß Angenomm'nes sich wieder abgeben läßt!

Rathsherrn.

Tace! dogma de Picis regulis
Jam recondetur in tabulis;

Faust.

Ich will Euch aber beweisen, — pist! pist! —
Daß das Ganze nur eine Mythe ist!

Konsistorium.

Tace! aut, si pergis, latine loquaris;
Rem sanctam profanat lingua vulgaris.

Schultheiß Mengsel.

Nun, weil es denn doch zu debattiren giebt,
So mag er, wenn es Ew. Hochwürden beliebt,
Mein'twegen das Blaue vom Himmel disputiren!

Wir können ja auch die Zungen noch rühren!
Doch wie den Erfinder der Denunciationen,
Wird den großen Pir einſt ein Denkmahl belohnen!

Mephiſt.

Pah!

Rathsherrn.

Wie kurz, — wie reich iſt das Wort!
Gleich Lawinenſturz'! — Gleich Nibelungenhort'!

Fauſt.

Für eine Mythe erklär ich Pech's Leben'
Und will jetzt dafür die Beweiſe geben.
Unterſuchen wir zunächſt die guten Leute,
Die uns fabeln von jenem Morgenheute!
Es ſind Schuſter! Und wer kennt nicht die Schuſter?
Sie liebten von jeher das myſtiſche Duſter,
Man denke doch nur an Jakob Böhme;
Die Armen leiden am Ganglienſyſteme!
Die Schuſter ſind nicht allein phantaſtiſch,
Krankhaft myſtiſch und enthuſiaſtiſch,
Sondern auch ehrgeizig im höchſten Grad',
Weil ihr Arm, geſchwungen wie zu Heldenthat,
Sich leider nur martert mit riſſigem Draht!
Das Pech, ohne das ſie nichts machen können,
Mögen ſie's erſte Element zu nennen;
Ja, ſie möchten vom Meſſias beweiſen,
Er habe Pech geheißen oder müßte doch ſo heißen.
Auch wiſſen wir, daß ſie ſpät Feierabend machen
Und oft bis zum Morgen hantieren und wachen.
Eine natürliche Folge davon iſt die:
Sie verwechſeln ſehr leicht das Spät und Früh,
Das Heute und Morgen und andere Zeiten,
Wenn ſie nicht gar ihren Unterſchied beſtreiten.

Daraus ward eine Art von Sagengebilde
Und pflanzte sich jahrelang fort in der Gilde.
Als nun die löblichen Schuster neulich,
Wie sie selber berichten sehr treulich,
Ihre Kürbisköpfe mit Wein erleuchteten
Und die Saat der firen Ideen befeuchteten,
Da trat ihre Idee von Religion
Hervor in einer bestimmten Person,
Gehüllt in jene mythischen Lumpen,
Die schon ihre Väter beim Leisten und Humpen
Sich erträumet und mit der Wahrheit Kraft
Ueberliefert hatten der Nachkommenschaft.
Zufolge ihrer Ideenassociation
War Pech der Name jener Person.
So sehen wir, wie aus der Subjectivität
Der Zeugen auch ihr Zeugniß entsteht.
Kurz, das Ganze wird sich nur erklären lassen,
Wenn wir's als einen Schustermythus fassen.
Und was hat nun ein würd'ger Theolog zu thun?
Er schüttle den Staub von seinen Schuh'n
Und sage sich los vom mythischen Schein,
Wo nicht, so muß er ein Heuchler sein!

Viele.

Ha, Erster Sie — der Atheisten!
Sie halten wir nie — für einen Pechisten!

Einige (leise).

So kühn, als wahr! — Ich träte ihm bei,
Wär' nicht Gefahr — bei Allem, was neu!

Tollmuck.

Ich tadle zunächst des Redners Form;
Sie ist wider alle Schule und Norm!
Versteht er nicht oder haßt er Latein?
Das ist die gelehrte Sprach' allein!

Mephiſt.

Hah!

Tollmuck.

Ja, es iſt nicht zu viel geglaubt,
Daß hier nicht einmal Latein ſei erlaubt!
Er hätte ſollen eine Sprache erdenken
Und den Schlüſſel dazu nur denen ſchenken,
Welche im Glauben ſo feſtiglich gehen,
Daß ſie's ungefährdet könnten verſtehen.
Wenn wir darauf nicht reflectiren,
So dürfen wir uns herzlich gratuliren,
Daß endlich durch ihn die Vernünftelei
Zu einer Schärfe gediehen ſei,
Welche ſie ſtreng von dem Pechthume trennt
Und als ein räudiges Schaf benennt!

Fiſtulatus.

Ich, — hört es! — im Namen der Rationaliſten,
Sage los mich von dieſem Antipechiſten!
Das Pechthum ſteht auf hiſtoriſchen Füßen
Und darf und kann nicht in Mythen zerfließen!

Maulus.

Das Pechthum iſt allerdings eine Mythe
Und hohl, wie eine ausgefreſſ'ne Zuckerdüte!
Wir Denkgläubige wußten das früher ſchon
Und verſchwiegen es nur aus Accommodation.

Breſchenſchreier.

Da zeigt ſich ja der Rationalism
Klar und deutlich als teufliſcher Iſcharlotism!

Flägeli.

Anathem über den Heiligthumsſchänder, Anathem!
Verflucht ſei ſein menſchenverderblich Syſtem!

Spuhlich.

Mir iſt mein armer Kopf wie verdreht,
Doch meine Zuflucht ſei das Gebet!

Pack.

Er hat weder hiſtoriſchen, noch theologiſchen
Grund und Boden, noch philoſophiſchen!

Tropfmann.

Er geizt — ein Heroſtratus! — nach dem Ruhm,
Zu vernichten das Pechiſche Heiligthum.

Wallachenberg.

Nur durch irreligiöſe Vorausſetzungen
Iſt ihm ſein Beweis vom Mythus gelungen!

Brüller.

Er hat vom Mythus keine Begriffe
Und verbirgt darunter nur teufliſche Kniffe!

Bock.

Schüttet das Kind nicht aus mit dem Bade,
Er mißbraucht als Denker die göttliche Gnade!

Nieanders.

Er hat Scharfſinn, um Gegenſätze zu finden,
Doch nicht Tiefſinn, um ihre Einheit zu ergründen.

Reintodt.

Je mehr Gegenſätze er hündiſch erſpürt,
Deſto mehr werd' ich von ihrer Einheit gerührt!

Firm.

Wir haben uns nur nach dem Satze zu richten:
Ihr werdet ſie erkennen an ihren Früchten!
Wie ſiegreich griff Pech's Lehre um ſich!
Nichts hielt vor dem göttlichen Heros Stich!

Schultheiß Mengſel.

Ja, wüßte Daus die Wahrheit zu faſſen,
Dann ſtänd' er, wahrlich, nicht ſo verlaſſen!

Dann hätt' er schon, wie Luther vor Zeiten,
Um sich eine Schule von geistreichen Leuten!
Die größten Genie's in unserem Kreise
Würden sich erheben zu seinem Preise!
Ich aber, ich muß ihm meine Stimme versagen,
Das Genie ist wider ihn, — er ist geschlagen!
Das Genie, dem allein gebühret die Glorie,
Stirt wider ihn die Welthisterie;
Diese lehrt, daß alle großen Ideen
Nie und nimmer können untergehen,
Bevor sie den Gang um die Welt sind gegangen,
Wie Fürst Pückler und die Kometen prangen.
Im Pechthum liegt eine der größten Ideen,
Folglich kann es jetzt noch nicht untergehen. —
Damit ich mich nach meiner Weise bequeme,
Will ich von dem Standpunkt, den ich immer nehme,
Den Frevel des Daus genauer betrachten,
Aufsprechend mein unmaßgeblich Erachten.
Die Moral muß den Daus schlechterdings verdammen,
Er steckt ja den Tempel des Glaubens in Flammen!
Ohne Glauben ist keine Sitte und Tugend,
So wenig, als ohne Leben die Jugend. —
Er hat auch kein Patriotenherz!
Erfüllt's nicht den braven Schildaer mit Schmerz,
Wenn er uns den Ruhm den trefflichsten Glauben
Erfunden zu haben, so herzlos sieht rauben? —
An Geschmack ist bei Daus nun gar nicht zu denken,
Ein Schusterbub' könnte ihm edleren schenken!
Er fühlt kein Jota von der Poesie,
Die da blüh't in den Regeln de I, Zwi und Tri!
Mit seinem kalten dürren Verstand
Packt er, wie mit einer Todtenhand,

Ihr junges Lotosblumenleben,
Um es den Würmern zur Speiſe zu geben!
Wohl! Er wagt wider den Stachel zu löcken,
Drum wird er hinter dem Zaune verrecken!
Nicht wahr, hochwürdigſter Biſchoff, ſprecht!
Hab' ich nicht ganz unmaßgeblich Recht?

Tyll.

Seine Hochwürden befahlen mir,
Statt Seiner zu reden nach Fug und Gebühr.
Was habt Ihr denn Großes gegen die Mythen?
Verſteht Ihr Euch nicht auf Deutung der Blüthen?
Die Mythen ſind ja Ideenkleider,
Verfertigt von jenem Wunderſchneider,
Welcher im Rock der Geſchichte geht
Und aus dem alten ſich neue näht!
Wenn Ihr ihn darin weder wollt noch verſteht,
So ſeid Ihr und Daus gleichermaßen verdreht
Und unſinnig wie Eure Trinität,
Ohne die Ihr nun einmal nichts Göttliches ſeht!
Doch jede Natur hat ihre Gränze:
Schnattert fort, capitoliniſche Gänſe!

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine Gaſthausſtube in Prag.

Erſter Auftritt.

Tyll, Mephiſtopheles, als Eſel, und die Wirthin treten auf.

Wirthin.

Mein Herr, wer Ihr auch immer ſeid,
So ermangelt Ihr doch der Artigkeit,
Wenn Ihr mir dieſes ſchäbige Thier
Zu ſchleppen beliebt in mein Gaſtzimmer hier!

Mephiſt.

Hah!

Wirthin.

Ich dächte auf jeden Fall,
Solche Beſtie gehörte nur in den Stall!

Viele vornehme Herrn beehrten mich ſchon,
Aber Keiner wagte, ſolch' thieriſche Perſon
Mit hereinzuſchleppen! Denket doch nach,
Ihr ſeid nicht in Schilda, ſondern in Prag!

Mephiſt.

Jah!

Tyll.

O Du Sklavin der Schneider,
Beachte den Mann und nicht ſeine Kleider!
Dieſer Mann hier im ſchlichten Eſelsfelle,
Verſah' die Präſidentenſtelle
Noch vor Kurzem in dem Schilda'ſchen Rath!
Nie hat ein Sterblicher weiſer bejaht!
Verlangſt Du etwa noch höh'res Talent?
Wohlan, es ſei! Herr Expräſident,
Ich erlaube Euch, Euer ſchlichtes Jah
Zu verſchönern kraft der Rhetorica!

Mephiſt.

Mit Vergnügen gehorch' ich Eurem Befehle
Und dank' Euch verbindlichſt von ganzer Seele!
Es iſt mir ein unſchätzbares Glück,
Die Sprache erhalten zu haben zurück;
Und es wird für mich ein Ehrenpunkt ſein,
Sie ſtets nur Euerm Dienſte zu weih'n.

Wirthin.

Bei St. Nepomuk! Himmel, welch' kluges Thier!
Nein, kein Thier! Ein Engel! Ich knie vor Dir!
Nein, St. Nepomuk ſelbſt! Wie war ich verwegen!
Verzeih' mir, Heiliger, gieb mir Deinen Segen!

Mephiſt.

Ich lege meinen Vorderfuß auf Dein Haupt,
Geſegnet ſei'ſt Du, weil Du geglaubt!

Tyll.

Ich fürchte, Du machſt mir ganz Prag verrückt,
Wenn es Dich mit Deinem Talente erblickt!
Und wo fänd' ich dann noch Gegner zum Streiten?
Kleide Dich für jetzt gleich anderen Leuten
Und geh', um nicht auffallend zu erſcheinen,
Wie manch' anderer Eſel, auf zwei Beinen!
Nur den Eſelskopf kann ich Dir nicht erſparen,
Er muß ſichtbar bleiben mit Haut und Haaren!
Geh', pack' Dich und kleide Dich irgendwo um!

(Wirthin ab.)

Wirthin.

Welche Läſterreden! Und ich war ſo dumm!

Zweiter Auftritt.

Vorige, außer Mephiſtopheles; Mehl und Zwirn treten auf.

Mehl.

Tyll! Bruder, biſt Du's, fideler Knochen?
Ich komme vor Wolluſt ſtracks in die Wochen!

Zwirn.

Tyll, Zuckertyllchen! Wie freue ich mich!
Wenn ich nähte, jetzt ließ ich die Nadel im Stich!

Mehl.

Ja, Bruder, Du biſt's! Komm an meine Bruſt!
Ich abordire ein Mondkalb vor Luſt!

Tyll.

Seid mir willkommen, liederliche Hunde!

Mehl.

Nun fehlt nur noch Pech in dem alten Bunde!

Tyll.

Der hat unterdessen Dinge ausgeheckt,
Vor denen sich Euer Genie versteckt!

Zwirn.

Wir wissen davon, er ist ja in Prag!

Mehl.

Dergleichen macht jeder Lehrjunge nach!

Zwirn.

Da solltest Du wissen, was wir unterdessen
Für Schüsseln haben ausgefressen!

Mehl.

Hm! Sag' nur nicht Wir! Ich könnte wohl reden,
Daß Euch die Augen aus den Höhlen träten!

Zwirn.

Für dieses Mal wirst Du bedeutend Dich irren!
Ich hörte Schwerter und Lanzen schwirren!

Mehl.

Und bist natürlich mit gutem Gewissen
Wie Schafleder vor ihnen ausgerissen!
Und für Deinen Haß gegen Fehden und Morden
Bist Du Ritter und Gardehauptmann geworden!

Tyll.

Wahrhaftig, ich hatte darauf nicht Acht!
Steckt nicht der Kerl in ritterlicher Tracht?

Zwirn.

Mir öffnen sich Mädchenherzen und Schranken!
Und das Alles hab' ich Dir zu verdanken!
Aber, Mehl, sobald Du's noch ein Mal wagest
Und Etwas wider meine Ehre sagest,

So werd' ich Dich entweder mauſetodt ſtechen,
Oder wenigſtens nie wieder mit Dir ſprechen!

Mehl.

Was, Du Haſenfuß!

Tyll.

Krakeelet mir nicht,
Sondern gebt mir von Euern Thaten Bericht!
Zwirn, Du haſt als Ritter zuerſt die Ehre!

Zwirn.

Gott verdamm' mich, wenn hier unſer Freund nicht wäre,
Ich würde gewiſſen Leuten Etwas zeigen,
Was zarte Mädchen polſternd verſchweigen!

Mehl.

Nur nicht üppig, ſonſt —!

Tyll.

Rappelt's in Euerm Gehirn?
Still, Hundsfötter, Freunde! Entwickle Dich, Zwirn!

Zwirn.

Dem Freunde ſei dieſer Name vergönnt,
Obwohl man mich jetzt von Nadelhain nennt!

Mehl.

Es würde für Dich weit beſſer paſſen,
Dich Nadelein (Nadelchen!) nennen zu laſſen!

Zwirn.

Von jetzt, Herr, werd' ich Euch überſehn!

Mehl.

Immerhin! — Laßt uns nur nicht ſo trocken hier ſtehn!
Wein, ſchöne Frau, den beſten zur Stelle!
Meine Gurgel verdorrt und verlernt ihr Gefälle!

Wirthin.

Wer gäbe nicht gern so zierlichen Gästen
Den ältesten, den man hat und den besten?

Mehl.

Kreuzelement, Ihr sprecht ja so klug,
Wie ein Ritter- und Prinzessinnenbuch!
Wenn Ihr's wirklich so meint, bei zehntausend Wettern!
Soll mein Liebeseufzen die Fenster zerschmettern!

Wirthin.

Ach, Ihr werdet gewiß schon versehen sein!
Entschuldigt, ich hole sogleich den Wein! (ab.)

Zwirn.

So höre denn, was Du hören wolltest!
Am Abend des Tags, wo Du hängen solltest,
Spaziert' ich im Prater mit Mehle umher,
Da geschah es plötzlich von Ungefähr,
Daß Hülfegeschrei und Hufschlag erscholl,
Wovon mein Herz gar mächtiglich schwoll!

Mehl.

Ja, es fiel ihm schwellend in die Hosen hinab!

Zwirn.

Was?

Mehl.

Mit Hasenmuth setzt' er sich flugs in Trab
Und Galopp, —

Zwirn.

Pfui!

Mehl.

Um aus der Gegend zu entfliehn,
Wo's ihm Nasenstüber zu regnen schien!

Zwirn.

Erlogen

Mehl.

Ich aber rannte wie toll
Dahin, wo das Hülfegeſchrei erſcholl!
Leider fand ich nur Jungfer Aennchen, die Zofe,
Und herzugelauf'nes Geſindel vom Hofe,
Welches heulte und ſchrie um die Wette,
Daß der Mohrenkönig die Prinzeſſin hätte
Und daß auch ein Häuflein von Rittern und Knappen
Die Räuber verfolgte auf hurtigen Rappen!
Zu Fuße macht' ich mich hinterdrein!
Zwirn unterdeſſen —

Wirthin (kommend)

Meine Herrn, hier iſt Wein!
(ab.)

Mehl.

So laßt uns Ein's ſaufen auf's Wohl aller Haſen!

Zwirn.

Du hörſt ja wohl, er verſucht zu ſpaßen! —
Alſo, das Herz von Heldenthat voll,
Stürmt' ich dahin, wo der Hufſchlag erſcholl!

Mehl.

Sehr glaublich!

Zwirn.

Welch' Anblick erwartete mich!
Gräßlich ſchön —

Mehl.

Muth, Zwirn!

Zwirn.

Und fürchterlich!
Da lag das treue Häuflein der Ritter,
Hingewürgt, wie die Saat vom Gewitter!
Sterberöcheln und Schlachtruf erſchallten!

Mehl.

Muth, Zwirn!

Zwirn.

Nur die Mohren waren wohlbehalten!
Der Mohrenkönig, ein thurmhoher Rieſe,
Hielt die Prinzeſſin, wie ein Schaf an dem Vließe,
Mit der linken Fauſt, während die rechte ſtritt
Und dem Hauptmann ſo eben den Hals abſchnitt!
Die Prinzeſſin that einen meilenlangen Schrei,
Sie ward ohnmächtig, kurz, es war mit ihr vorbei!

Mehl.

Und was begann nun der furchtbare Zwirn?

Zwirn.

Wie die Lawine vom Gletſcherfirn',
Wie der Blitz vom Himmel, wie der Aar, wie der Leu,
Ergriff ich ein Schwert und, als wär es Heu,
Das man hauet und gabelt auf's Fuder,
So hieb ich die Mohren zu Brei und zu Luder!
Zuerſt aber traf ich den thurmhohen Rieſen
Und legt' ihn galant der Prinzeſſin zu Füßen!
Nachdem ich nun, gleich dem grimmigen Tod,
Alle zermalmet, wie Suppenbrod,
Da erwachte die Prinzeſſin und pries ihren Retter!
Und unter luſt'gem Trompetengeſchmetter
Zog ich zum Schloß mit der Ritterſchaar,
Die währenddem herbeigekommen war!

Mehl.

Nur Schade, daß ich einen der Mohren ſprach,
Welcher tödtlich verwundet im Dickicht lag!
Der Kerl war ſicher nicht mehr bei Verſtand;
Denn er hat mir ganz andere Geſchichten bekannt.

Der ſchwur, das verdammte Schneiderlein wäre
Erſt gekommen nach dem Verlauf der Affaire!
Sie ſelber hätten ſich Mann gegen Mann
Niedergehau'n, daß nicht Einer entrann!
Er fluchte, daß ſolch' ein feiger Cujon
Unverdiente Ehre trüge davon;
Und bat mich ſterbend, ich möchte für ihn
Dem Eſel die Haut des Löwen abziehn!

Zwirn.

Zerrich leiſer, mein Mehlchen! Verlangſt Du mein Blut?

Mehl.

Nur dämpfen will ich Deinen Aufſchneidermuth,
Der ja wie Hahn im Korbe hier thut! —
Ich verſchmäht' es jedoch, meinem Saufgeſellen,
Obgleich er's verdiente, ein Bein zu ſtellen;
Ich litt es, daß man ihn höchlich bejuchte
Und ſeinen Adel in Archiven verſuchte;
Ich lachte und ließ ihn zum Ritter machen
Und zum Hauptmann, um die Prinzeß zu bewachen.
Ich dachte zugleich an Deinen Rath
Und ging zu dem Kanzler auf friſcher That.
Der ſah mich ziemlich gnädig an,
Ich hatt' ihm ſchon einen Gefallen gethan;
Dafür bat ich ihn um die erſte Baſſiſtenſtelle
An dem Hoftheater und der Hofcapelle;
Denn ich gab mich für einen Sänger aus;
Gebeten, gewährt! Und ich fand Applaus!
Gott verdamm' mich, Applaus! Das ganze Haus
Zitterte und klatſchte und brüllte heraus!
Alle Teufel, es rollten meine Triller und Mouladen

Wie Donnerwetter ſtark und glänzend wie Dukaten!
Die Bravourarie glich einer Waſſerhoſe,
Sprengte wirbelnd die Ohren mit ihrem Getoſe!
Und wie focht ich dabei! Ho! Kreuzſapperment!
Als maſſacrirt' ich ein ganz Regiment!
Mit der Action, wie's heißt, Tyll, ich ſchwöre es Dir,
Hätt' ich erſchlagen 'nen podoliſchen Stier!
Die Zuhörer ſchrie'n: „Welche Tiefe! Welch' Feuer!
Welch' Bruſtton!" Der Beifall war ungeheuer!
Ich befolgte, was Du mir eingetrichtert;
Du weißt ja, ich werde nicht leicht verſchüchtert! —
Auch bekam ich ein Aemtchen, — Du weißt, ich bin faul!
Doch wohlverſtanden, ich bitte, halt's Maul! —
Ein Aemtchen gar leicht und einträglich doch:
Dem Kaiſer zu bringen ein Lebehoch,
So oft er ſich unter dem Volke zeigt,
Weil dieß Rindvieh manchmal aus Dummheit ſchweigt!

Dritter Auftritt.

Vorige. Pech und Mariechen treten auf.

Zwirn.

Pech!

Tyll.

Pech? Willkommen, Du altes Haus!
Was haſt Du denn da für 'nen Blumenſtrauß?

Pech.

In ihr ſtell' ich Euch mein Bräutchen vor!
Sie iſt die Jungfer Tochter von Meiſter Lohr,

Bei dem ich mit Gott mein Handwerk erlernte,
Bevor ich mich in die böse Welt entfernte!
Heut' Abend wird unser Polterabend sein;
Wir laden Euch dazu feierlichst ein!

Tyll.

Ich poltere mit!

Mehl.

Ich erst recht, ohne Frage!

Zwirn.

Auch als Ritter lieb' ich ein frohes Gelage!

Mehl.

Zum Teufel, Jungfer, ich will es beeiden,
Euer Bräutigam ist um Euch zu beneiden!

Mariechen.

Ich danke für Euere Artigkeit
Und schenke Euch gern den sündlichen Eid!

Pech.

Meine Jungfer Braut ist das Kind frommer Leute!

Mehl.

Ach, steckst Du noch immer im Morgenheute?

Pech.

Da sind wir mit Gottes Hülfe heraus!
Seit jenem berüchtigten Schildaer Schmaus,
Wo ich alle Schuster auf's Morgenheute
Taufte und firmelte, kreuzte und weihte!
Die Leut' sprachen d'rüber so viel hin und her,
So wild durch einander, so kreuz und quer,
Daß mir Gott plötzlich die Wahrheit schickte,
Solcher Glaube passe nur für Verrückte!

Mariechen.

Ei nun, Du mochteſt wohl darüber ſchwanken!
Aber Du hatteſt noch ſeltſame Gedanken,
Als Du hier ankamſt!

Pech.

Die hab' ich auch noch,
Obwohl ſich mancher vor Liebe verkroch!
Glaube nehmlich, daß man das Morgenheut
Nicht mehr etwa auf die Einheit der Zeit,
Nein, auf zweiballige Stiefeln beziehen muß,
Die man wechſeln kann von Fuße zu Fuß';
Wie Morgenheut, ſo verwarf ich auch dieſe
Und erfand nun zweierlei Stiefeln für die Füße,
Einbällige für den linken und rechten!
So verſtand ich Lorbeer in die Myrthe zu flechten!
O, ich danke und weine Freudenzähren
Für die von Gott mir beſcheereten Ehren!
Ach, daß mein ſeliger Vater ſie ſähe,
Meine Stiefelerfindung und meine Ehe!

Tyll.

Stoßt an, Geſellen, wir wollen nicht ſpaßen!
Vivant Stiefelerfinder, Schreier und Haſen!

Alle.

Hoch!

Tyll.

Ich merk' es an Euerm Geſicht,
Mein Lebehoch gefällt Euch nicht,
Außer der Braut und dem Bräutigam!
Und das find' ich auch eben nicht wunderſam;
Pech hat ſich ein wohnliches Neſtlein gebaut,
Woraus er froh auf die Böhnhaſen ſchaut,

Die ſich quälen mit Dingen, wozu ſie nicht paſſen,
Und natürlich ſich müſſen belachen laſſen!

Mehl.

Gott ſtraf' mich, Bruder, haſt völlig Recht!
Das Singen und — Hm! Hm! — behagt mir ſchlecht!

Tyll.

Dir fehlt nur ſolch' ein niedliches Weib!

Mehl.

Ja, hol' mich der Teufel, zum Zeitvertreib!

Tyll.

Was meinſt Du denn zu der Wirthin hier?

Mehl.

Verflucht! Du öffneſt die Augen mir!
Sie iſt Wittib! Gott ſtraf mich, die muß ich ſponſiren,
Oder ich will bei lebendigem Leibe crepiren!

Pech.

Wenn Du nur nicht ſo läſterlich fluchteſt
Und erſt bei Gott Deine Zuflucht ſuchteſt,
So würden wir vielleicht Etwas für Dich thun!
Nicht wahr, Mariechen?

Mariechen.

Ich weiß nicht! Ei nun!
Sie iſt unſre Muhme! Sie braucht einen Mann,
Der die Gäſte erheitern und zähmen auch kann!

Mehl.

Holdes Mariechen, Du ſprichſt doch für mich?
Verſprichſt Du's? Gott ſtraf' mich, ſonſt küſſe ich Dich!

Mariechen.

Ja, ja! Nur nicht küſſen!

Pech.

Wir verſprechen es Dir!
Nur nicht küſſen! Ganz recht! Das verbitt' ich mir!

Mariechen.

Ach, lieber Bräutigam, ſollteſt Dich ſchämen,
Das ſogleich für bitterböſen Ernſt zu nehmen!

Mehl.

Ja wohl, Püppchen!

Tyll.

Ritter von Nadelein,
Bleibt Ihr Hageſtolz und Böhnhaſ' allein?

Zwirn.

Hatte das Aennchen, die Zof', auf dem Strich!
Jedennoch, die paſſet nun nicht mehr für mich!

Tyll.

Es frägt ſich nur, ob ſie Dich leiden mag?

Zwirn.

O, ſie äugelt mit mir den ganzen lieben Tag!

Tyll.

Und doch ſpielſt Du, Schaf, einen elenden Ritter!
Du Ochs, Du hängſt vor das Maul Dir ein Gitter,
Anſtatt zu leben als glücklicher Schneider
Und dem Staate zu geben Kinder und Kleider?

Zwirn.

Ja, wär' ich nur Meiſter und hätte dann Kunden!

Tyll.

Dergleichen wird leichter, als Helden, gefunden!
Es kostet nur mich oder Dich eine Sylbe,
So bist Du geborgen, wie im Käse die Milbe!
Bitte die Prinzessin um ihre Zofe —
Und Du wirst der König der Schneider am Hofe!

Zwirn.

Das soll geschehen! Die Welt soll erstaunen
Ueber heldenmüthige Kleidermacherlaunen!

Mehl.

Da wichst uns der Kerl nun, wie eine Bürste,
Stopft uns, ohne Weit'res, wie Würste
Und treibt uns zur Eh', wie zum Stalle die Kälber!
Wie aber steht es denn mit ihm selber?

Tyll.

Laßt mich langsam reifen im Sonnenlichte!
Leh' und Würmer überzeit'gen die Früchte.
Ich muß fort; Ihr aber, laßt Euch nicht stören!
Oder wollt Ihr vielleicht etwas Altes hören,
So eilt nach dem Saale der Universität,
Wo Ihr mich jedenfalls wiedersetzt!

(ab.)

Pech.

Und Ihr, o wiedergefundene Schafe,
Von Gott erweckt aus dem Sündenschlafe!
Es steh'n bei uns Schüsseln und Flaschen bereit,
Kommt zum Frühstück! Es ist die höchste Zeit!

Mariechen.

Ich bitte darum, verschmähet uns nicht!

Mehl.

Der verdiente Galgen und —

Zwirn.

kein Gericht!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

In dem Baumparke.

Vierter Auftritt.

Käthchen.

(kommt mit Blumen spielend und setzt sich auf eine Rasenbank.)

Möchte gern immer bei ihm sein
Und sehe doch die Unmöglichkeit ein!
Wär' ich doch ein Vöglein auch,
Wie der Zeisig unter dem Hollunderstrauch'
Dann flög' ich immer im Paradiese,
Wäre bei ihm, wie auf der grünen Wiese!
Da sagt' ich zu ihm: mein hoher Herr!
Ach, in den Wörtern schnarren drei R!
Ich sage nun lieber: mein lieber Tyll,
Weil mir jenes nicht über die Lippen will!
Mein lieber Tyll! Ei, das klingt gar nicht übel,
Fast wie ein frommer Spruch aus der Bibel!
Ich brauche nur Lieber Tyll zu sagen,

So fühl' ich schon ein wonnig Behagen!
Ach, lieber Tyll, wo magst Du wohl sein?
Wüßtest Du das Kätchen allein,
Du kämest vielleicht geschwind herbei
Und sagtest ihr wieder, was Minne sei,
Wie auf der schönen grünen Wiese!
Bin doch eine kleine dumme Liese!
Kann ich die Wiese denn gar nicht vergessen?
Bin wie ein Käferlein darauf versessen!
Weiß ich doch selber kaum, was ich will!
Da lispel' ich fröhlich mein lieber Tyll
Und er will mich doch, wie er sagte, nicht heiern!
Und es ist doch so hübsch, einmal Hochzeit zu feiern!
Ich glaube der Brautkranz würde mir stehen,
Möchte mich wohl einmal darin sehen!

Fünfter Auftritt.

Käthchen. Tyll tritt lauschend hinter ihr auf; neben ihm Mephistopheles, bis an den Hals so, wie früher als Narr, bekleidet, mit einem Eselskopfe.

Käthchen (fortfahrend).

„Mein liebes Käthchen, ich mag Dich nicht heiern!
Wir wollen die Liebe nicht schläfrig verleiern!"
Warum er in aller Welt nur nicht will?
O, er bleibt dennoch mein lieber Tyll!
Ich glaube, er fürchtet, wie ich, sich ein Bischen,
Denn das Heiern ist wohl ein hartes Nüßchen!

Mephiſt.

Bah!!

Tyll.

Halt's Maul!

Käthchen.

Ei, bin ich erſchrocken,
Als entſchlüpfte mir der Faden vom Wocken!
Mein lieber Tyll?

Tyll.

Du ſprachſt ja von Heiern!

Käthchen.

O Schelm, Du lauſchteſt?

Tyll.

Und von Merleiern!

Käthchen.

Ach, geh!

Tyll.

Nicht ſo?

Käthchen.

Nun ja, was denn weiter?

Tyll.

Du denkſt Dir die Ehe als Himmelsleiter
Und denkſt auch ganz richtig, Du biſt ja das Käthchen!

Käthchen.

Ei nun, wie denken denn andere Mädchen?

Tyll.

Die denken darüber ſich allerlei aus
Und zuletzt kömmt's auf daſſelbe hinaus.

Käthchen.

Siehſt Du, mein lieber Tyll!

Tyll.

O ja, ich ſehe,
Sie erwarten wie Buben den Lehrbrief die Ehe!
Lieb' Kind, mir ſogar kömmt es nun vor,
Ein Hageſtolz ſei doch ein rechter Thor!
Ich fühle große Luſt, Dich zu heiern!

Käthchen.

Ei ſchau, Du ſprachſt ja erſt von Verleiern?

Tyll.

Haſt auch Recht! Wir wollen uns nicht übereilen
Und erſt unſerm Rathe Gehör ertheilen!

Käthchen.

Warum denn?

Tyll.

Küſſen können wir immer!
(Kuß.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Der Kaiſer überraſcht ſie.

Tyll.

Gott ſchuf doch allerliebſte Frauenzimmer!

Kaiſer.

Wie, ließ er aber auch für Dich ſie wachſen?
Ihr ſeid mir zu galant, Ihr Herren Sachſen!

Tyll.

Und Ihr, mein alter Herr, Ihr war't's nicht weniger!

Kaiſer.

Wer wagt das zu behaupten?

Tyll.

Euer unterthäniger
Tyll Eulenſpiegel aus Knetelingen,
Im Magdeburg'ſchen bei Aroldingen!

Kaiſer.

Beweiſe!

Tyll.

Beweiſe liegen ſo nah,
Daß ſie ſogar mein Eſel hier ſah!
Im Nothfall können wir dieſen befragen,
Aber Käthchen wird Euch am beſten es ſagen.

Käthchen.

Ich? Nein!

Tyll.

Ja, Du!

Käthchen.

Nein, nein, nein!

Tyll.

Käthchen, ſprich,
Wo biſt Du her? Wo fandeſt Du mich?
Wie heißt Dein Vater, liebe Streicherin?

Käthchen.

Du weißt ja, daß ich aus Heilbronn bin!
Mein Vater Theobald Friedeborn,
Der Waffenſchmied, wohnet am Markte vorn.

Kaiſer.

Ha, meine Ahnung!

Tyll.

'ne Erkennungsgeſchichte!
Da beriecht man ſich erſt und beſieht ſich bei Lichte
Und dann ruft man „Ha, meine Ahnung!“ aus!

Kaiſer.

Biſt Du das einz'ge Kind im Vaterhaus?

Käthchen.

Ei freilich!

Kaiſer.

Das allereinz'ge!

Käthchen.

Ja freilich!
Das muß ich doch wiſſen! Das wär' unverzeihlich!

Kaiſer.

Wie alt biſt Du, mein Kind?

Käthchen.

Bin ſchon achtzehn Jahre!

Kaiſer.

Es trifft! — Nahm Dir kein Schweſterlein die Wahre?

Käthchen.

Nein, nein!

Kaiſer.

O, ſo umarme mich, mein Kind!

Käthchen.

Ihr wäret mein Vater? O, macht mir nicht Wind!

Kaiſer.

Du biſt mein Kind! Sollſt es genau erfahren!
Du haſt ein Maal? — Dicht an den Nackenhaaren?

Käthchen.

Ach, geht!

Kaiſer.

Erlaube!

Käthchen.

Ei, nein!

Kaiſer.

Richtig! Da!
Du biſt mein herzgeliebtes Kind, ja ja!

Tyll.

Woher kömmt nur die gräßliche Maſſe der Mäler?
O Natur, was ſchießt Du für Böcke und Fehler!

Käthchen.

Warum hätt'ſt Du mich denn nicht bei Dir behalten?

Kaiſer.

Mein Kind, ich ſtand in höheren Gewalten!
Ich hatte eine böſe, böſe Frau,
Gott halt' ſie ſelig in des Grabes Bau!

Käthchen.

Aber warum —

Kaiſer

Vergönne mir jetzt Raſt!
Ein ander Mal! Wenn Du geheiert haſt!

Käthchen.

Ach, Herr Vater, Tyll will mich heiern!
Dürfen wir bald unſ're Hochzeit feiern?

Kaiſer.

Das geht nicht mehr, das ſieheſt Du wohl ein!

Käthchen.

So mag ich auch Euere Tochter nicht ſein!

Kaiſer.

Wir wollen ſeh'n, es wird ſich Alles finden!
Er muß noch ſtarke Gegner überwinden!

Tyll.

Ich bin bereit! Es iſt dazu Zeit!
Kommt, kommt! Ich dürſte nach Dinte und Streit!

Kaiſer.

Beiläufig ſei's bemerkt, Dein Eſel da
Hat ſich verfeinert, ſeit ich ihn nicht ſah!

Tyll.

Gut bemerkt! Verſprach ich Euch nicht in Wien,
Ihm gelegentlich 'mal das Fell abzuzieh'n?
He Langohr! Zeige 'mal jene Geſtalt,
In der Du als polniſcher Hofnarr gewallt!
(Es geſchieht.)

Käthchen.

Ei!

Kaiſer.

Wahrlich, wir bewundern Deine Kunſt!

Tyll.

Bewundert Ihr ſchon dieſen blauen Dunſt,
Was dächtet Ihr, wenn es wäre der Teufel?

Kaiſer.

Wie?

Tyll.

Unterwegs löſ' ich wohl Euere Zweifel!
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Promotionssaal der Universität.

Links im Hintergrunde eine Rednerbühne; rechts, ihr gegenüber, die Bildsäule Minerva's und zu ihren Füßen eine übermäßig große Eule.

Siebenter Auftritt.

Wagner zieht an der Spitze der Professoren und Doctoren herein; zwei Pedelle mit Scepteru schließen den Zug und fassen an den Flügelthüren Stand.

Wagner (auf der Rednerbühne)

Die Vorfechter unserer Facultäten
Haben also dergestalt zu fragen und zu reden,
Daß auch Seine Kaiserliche Majestät,
Unsere schlichte Weisheit bewundernd versteht!
Ein Jeder der Fragesteller bedenke,
Wozu ihm die Eule Kraft genug schenke,
Daß er für die Ehre der Universität
Zum siegesgewissen Kampfe geht!
Er wappne sich als Minerva's Held
Zum Schutz und Trutz wider die ganze Welt! —

Zwar iſt uns der Sieg ſo gut, als gewiß;
Doch wollen wir vorſichtshalber überdieß
Dem Vogel Minerva's ein Gelübde bringen,
Dann müſſen wir ſelbſt die Hölle bezwingen!
Wohlan, ſo ſammelt denn Euer Gemüth
Und beginnt das gebräuchliche Eulenlied!

Chor
der Weltweiſen und Gottesgelehrten.

Eulenflügel! Eulenflügel!
Flatt're durch die Dämmerluft
Ueber Waldung, Meer und Kluft,
Um die Lampe, um die Gruft!
Zerreiß' der Todten Grabesriegel,
Löſe Salomonis Siegel,
Eulenflügel! Eulenflügel!

Chor.
der Rechtsgelehrten und Heilkundigen.

Eulenſchnabel, Eulenſchnabel,
Ueber Scheun' und Trauerhaus,
Wo Dich lockt der dunkle Schmaus
Einer Leiche oder Maus,
Triff die Beute wie ein Sabel
Und wie Kain einſt den Abel,
Eulenſchnabel! Eulenſchnabel!

Alle.

Eulenſchnabel! Eulenflügel!
Eulenauge ohne Ruh'!
Unter dumpfem Schuhudu
Leuchte, flatt're, ſab'le zu!
Flatt're um des Grabes Riegel,
Leucht', o leuchte Wahrheitsſiegel,
Sab'le Maus und Schweinevogel!

Wagner.

Hör' uns, o hör' uns erhabene Eule!
Wir beugen das Rückgrath vor Dir bis zur Keule!

Chor
(unter Verbeugungen und andern Ehrenbezeugungen)

Flatt're um des Grabes Riegel,
Leucht', o leuchte Wahrheitsſpiegel,
Sab'le Maus und Schweinsorgel!

Wagner.

Du erleuchteſt die Häupter der Menſchengeſchlechter
Und ſtrafſt mit Blindheit Deine Verächter!
Drum erleuchte Deine Prieſter, wie immer, ſo heute,
Und gib uns unſern Gegner zur Beute!

Chor.

Flatt're um des Grabes Riegel,
Leucht', o leuchte Wahrheitsſpiegel,
Sab'le Maus und Schweinsorgel!

Wagner.

Erhörſt Du, gelob' ich eine Bücherhekatombe,
Geſchrieben von uns mit Phraſenpompe!

Chor.

Eulenſchnabel! Eulenflügel!
Eulenauge ohne Ruh!
Unter dumpfem Schubudu
Leuchte, flatt're, ſab'le zu!
Flatt're um des Grabes Riegel,
Leucht', o leuchte Wahrheitsſpiegel,
Sab'le Maus und Schweinsorgel!

Wagner.

Wohlan, zum Siege! Oeffnet die Thüren!
Laßt die Herren Studioſos hereinſpazieren!

Achter Auftritt.

Vorige; Studenten: dann Tyll und Mephistopheles, so wie im fünften Auftritt gekleidet; dann der Kaiser, Käthchen und Gefolge.

Studenten.

Drauf! drauf! hinein — zum Wortduelle!
Es laden uns ein — die züchtigen Pedelle!

Tyll (mit Verbiß).

Respect für meinen Esel, Ihr Herren!
Der Zarte hat Rippenstöße nicht gern!

Studenten.

Halloh! Halloh! — Ein Eselphilister!
Er folgt ihm so, — wie dem Pfaffen sein Küster!

Pedell.

Der Kaiser! Ihr Herrn, Platz, Attention!
Sonst gibt es Karzer und Relegation!

Studenten.

Der Bursch, der flotte, — was frägt er nach Strafe!
Sie schreckt nur die Motte — kameeliger Schafe!
(Kaiser, Käthchen und Gefolge treten auf.)
Pox Element! — Welch' funkelnder Schein!
Wär ich nicht Student, — möcht' ich Kaiser sein!

Wagner.

Befehlen jetzt Eure Majestät,
So wird jede einzelne Facultät —

Kaiſer.

Schon gut! Beginnt mit Euern weiſen Fragen!
Wir hören zu mit gnäd'gem Wohlbehagen.

Tyll.

Das rath' ich Euch aber, fragt recht geſcheidt!
Sonſt thut es mir um Eure Ehre leid!

Profeſſoren und Doctoren.

Mir banget und grauſ't — um unſ're Gloria!
So ſpricht nur Fauſt — und Agricola!

Wagner.

Antwortet mir demnach, wenn's Euch gefällt!
Wie viel Tage giebt's ſeit der Erſchaffung der Welt?

Tyll.

Das ſagt Euch wohl jeder Bärenhäuter!
Erſt ſieben, dann ſieben, dann wieder und ſo weiter!

Kaiſer.

Sehr wahr, däucht Uns! Doch — ſeid Ihr etwa klüger?

Wagner.

Freilich ſtreiten darüber die gründlichſten Bücher,
Jedennoch, man könnte doch ungefähr ſagen

Kaiſer.

Ah ſo! Mein Freund, Ihr habt Euch ſelbſt geſchlagen!

Tyll.

Antwortet dagegen, wenn's Euch gefällt!
Zu welcher Zeit ſchuf der Herrgott die Welt?

Käthchen (für ſich).

Was thut mein lieber Tyll für gelehrte Fragen,
Der kann mehr, als ein Paternoſter herſagen!

Wagner.

Erlaubt, daß ich mich ein wenig beſinne
Und mir die gehörige Faſſung gewinne!
Ah, richtig! Jetzt wird der Kopf mir erhellt!
Im Jahre Eins der Erſchaffung der Welt?

Tyll.

Da habt Ihr Eure Unkunde bekannt!
Wißt Ihr nicht, daß die Zeit mit der Welt erſt entſtand?
Tag' und Jahre ſind doch erſt, wie Ihr wißt,
Seitdem die Welt erſchaffen iſt!

Wagner.

Welche Antwort habt denn Ihr nun bereit?

Tyll.

Zu keiner Zeit, ſondern von Ewigkeit.

Studenten.

Der Kerl hat 'was los! — Der Stier iſt nicht dumm!
Läſ' der Erdenkloß — doch hier ein Publicum!

Käthchen (für ſich).

Ei, mein lieber Tyll, der ſpricht wie ein Buch!
Unſer Schulmeiſter war nicht ein Drittel ſo klug!

Prof. der Heilkunde.

Jetzt aber beſinnt Euch und ſprecht nicht zu flüchtig!
Welche Heilmethode iſt richtig,
Die Allopathie oder Homöopathie!
Beſinnt Euch genau und gebet Euch Müh'!

Tyll.

Die, welche vor Alter nur ſterben ließe!
Alſo keine, weder jene, noch dieſe!

Kaiſer.

Ihr werdet zwar deß nicht geſtändig ſein,
Doch leuchtet's ſicher allen Laien ein!

Prof. der Heilkunde.

Allerdings, wenn Ew. Majeſtät befehlen,
Dann muß ich — jedoch — ich kann nicht verhehlen —

Tyll.

Laßt hören, was iſt richt'ger, Ihr Medici,
Allopathie oder Homöopathie?

Kaiſer.

Bei Euerm Heil' und Wohle laßt das hören!
Und ſchöpfen wir Verdacht, ſollt Ihr's beſchwören!

Viele.

Die Allopathie!

Einige.

Nein, die Homöopathie!

Andre.

Keine für ſich, wir vereinigen ſie!

Kaiſer.

So können Wir nur wiederholend ſagen,
Habt Euch wie Euer Vormann ſelbſt geſchlagen!

Tyll.

Nun ſagt mir dagegen, wenn's Euch gefällt:
Welches iſt das ſtärkſte Getränk in der Welt?

Prof. der Heilkunde.

Erlaubt, daß ich mich ein wenig beſinne
Und mir die gehörige Faſſung gewinne!

Studenten.

Das möcht' ich wissen! — Solang' ich nur denke,
Bin ich beflissen — der starken Getränke!

Käthchen (für sich).

Da kommen sie schon an! Macht Euch nicht breit!
Der weiß in allen Fächern Bescheid.

Prof. der Heilkunde.

Das Scheidewasser!

Tyll.

Ihr seid noch betäubt!
Das Wasser ist's, weil es Mühlräder treibt!

Studenten.

Drum bleibt's mir so fern! — Drum lieb' ich den Wein!
Wer läßt sich denn gern — mit dem Stärksten ein?

Prof. der Rechtswissenschaft.

Unsre Fragen gingen nicht in das Detail,
Drum half Euch ein wenig der Wörterschwalg;
Wir fragen Euch jetzt auf Hals und Haupt:
Wann ist rechtlich die Ehescheidung erlaubt?

Tyll.

Das weiß ja sogar ein Nichtjurist:
Wenn schon thatsächlich die Ehe geschieden ist!

Kaiser.

Nichts Bess'res ließe sich wohl kürzer sagen!
Darnach entschieden Wir in Ehklagen.

Professoren und Doctoren der Rechte (leise).

Nimmt Hans und Kunz — und Kaiser Parthei,
Dann ist's freilich mit uns — und dem Rechte vorbei!

Tyll.

Beantwortet mir die folgende Frage!
Geſetzt, ich wär' in der kitzlichſten Lage!
Geſetzt, der Eſel, welcher hier ſteht
Und in dem Ihr nur einen Eſel ſeht,
Geſetzt, ſag ich', daß dieſe reizende Mähre
Eine verzauberte Prinzeſſin wäre,
Mit der ich vor ihrer Metamorphoſe
Mich verbunden hätte zum Eheloose!
Wie entſchiedet Ihr dann, wenn ſie klagte, die Holde,
Darum, daß ich ſie nicht behalten wollte?
Ich erkläre nur noch, daß dieſes Vieh
Sehr geſchwätzig und alſo verſtändig iſt!
He, mache den Herrn der Jurisprudenz
'Mal ein Compliment und 'ne Reverenz!

Mephiſt.

Meine Herrn, Euer praktiſcher Sachverſtand
Iſt ſelbſt einem ſchlechten Eſel bekannt!
Auch verſich're ich Euch, daß es ihm nicht entgeht,
Wie Ihr Euch auf das Liquidiren verſteht;
Und ermangele nicht, die glücklich zu ſchätzen,
Welche auf Euch ihr Vertrauen ſetzen!

Studenten.

Der ſpricht ja geſcheidter, — trotz ſeiner Ohren!
Als Manche leider — der Herrn Profeſſoren!

Profeſſoren und Doctoren.

Magie! Magie! — Ein Hexenmeiſter!
Er macht zum Vieh — die gelahrteſten Geiſter!

Tyll.

Kennt Ihr das Hamburger Wappen noch nicht?
Drauf ſteht ein Eſel, der alſo ſpricht:

„De Welt heft sik omgekehrt,
Drum hebb ik armer Esel pipen lehrt!"
Macht mir seine Talente nicht zum Verbrechen!
Darf ein Esel nur pipen, nicht aber sprechen? —
Nun knackt doch endlich, Ihr Herrn, meine Nuß!
Sagt, ob ich den Esel ehlichen muß?

Prof. der Rechtswissenschaft.

Erlaubt, daß ich mich ein wenig besinne
Und mir die gehörige Fassung gewinne!

Studenten.

Das wäre ein Fehler — aus Liebesdrang!
Ich habe für Kameeler — nur Holzcomment!

Prof. der Rechtswissenschaft.

In Betracht, daß die Ehe Kinder bezweckt,
Ist die Ehe mit Eseln ein falsches Projekt,
Ja, widerrechtliche Sodomiterei!
Wir sprächen Euch also jedenfalls frei,
Hättet Ihr noch so viel Eide gelobt
Und wär' er als noch so verständig erprobt!

Tyll.

Also würdet Ihr mich zum Meineid verführen
Und sogar noch tüchtig dafür liquidiren!
Ihr erfrechtet Euch, mich eines Schwur's zu entbinden,
Bevor er gebrochen wurde durch Sünden,
Löst'et Schwüre wie Dissonanzen die Musik?
Eure Ehe ist nur eine Kinderfabrik!
Warum würd' ich von meinem Esel geschieden,
Könnten wir nicht leben in Liebe und Frieden?
Was vereinigt inniger als die Liebe,
Erhoben über gemeine Triebe?

Verlangt Ihr noch mehr, Ihr Herren Juriſten,
So ſeid Ihr Heiden, doch keine Chriſten!

Kaiſer.

Das hätten Wir faſt nicht Dir zugetraut!
Dein Wort hat Unſer chriſtlich Herz erbaut!
Was meint Ihr, Theologen, ſpricht er wahr?

Prof. der Gottesgelahrtheit.

Hm! O ja! — Zu Befehl, ganz und gar!

Studenten.

Verſteht ſich, er muß — den Eſel behalten,
So lange nicht Kuß — und Liebe erkalten!

Profeſſoren und Doctoren
(zur Eule).

Du läßt uns im Stich! — Was denken die Studenten!
Soll ſo jämmerlich — Praga's Gloria enden?

Prof. der Gottesgelahrtheit.

Noch iſt das Palladium nicht verloren!
Ich rette die Ehre der Profeſſoren!
Wie hat Gott das Weſen erſchaffen können,
Das wir Teufel, Satan, Beelzebub nennen?

Tyll.

Paßt auf, ich ſchlag' Euch mit bibliſchen Waffen!
Ich behaupte, er hat ihn gar nicht erſchaffen!
Er ſchuf unſchuldige, freie Engel;
Davon wurden Einige böſe Bengel,
Wie das, ehe man ſich deſſen verſieht,
Auch jetzt noch bei wilden Jungen geſchieht,
Wenn ſie nicht manchmal die Ruthe fühlen!
Jene Bengel wollten die Herren ſpielen;

Besonders Einer — er war Erzengel! —
Das wurde grade der schlimmste Erzengel
Und verführte die Andern zur Rebellion!
Dafür schimpft man ihn Teufel, diesen Gujon!
Durch eigne Schuld ward er ein böses Wesen;
Und das wißt Ihr auch schon, Ihr seid ja belesen!

Kaiser.

Uns klinget's an, als ständ das in der Bibel;
Drum ist hier fern'res Streiten nur vom Uebel!

Käthchen (für sich).

Da steht auch von den Englein geschrieben,
Daß sie die Töchter der Menschen lieben!

Tyll (zum Kaiser).

Sie machen gar zu ungläubige Mienen!
Ich kann ihnen mit andern Gründen auch dienen.

Studenten.

Sie thun keinen Muchs! — So schmiert er sie aus!
Wie den krassen Fuchs — ein bemoos'tes Haus!

Tyll (zu den Professoren).

Es ist Euch schon bekannt ohne Zweifel:
Der Böse und das Böse ist der Teufel;
Und wie das Dunkel ein Mangel des Lichts,
Ist das Böse ein Mangel des Guten, ein Nichts!
Nie hat also Gott, was wir Teufel nennen,
Nie hat er ein Nichts erschaffen können.

Kaiser.

Wozu durchkriechst Du Grüblerlabyrinthe?
Du siegst im graden Kampfe ohne Finte!

Tyll.

Die letzte Frage jetzt, werthgeschätzte,
Hochgelahrte Herren! Die allerletzte!
Sprecht einmal frank und frei heraus!
Wie sieht denn eigentlich der Teufel aus?

Prof. der Gottesgelahrtheit.

Erlaubt, daß ich mich ein wenig besinne
Und mir die gehörige Fassung gewinne!

Studenten.

Ich kann es beschwören: — schwarz wie Dinte und Lettern!
Wie Heidelbeerkuchen! — Wie Knauser von Vettern!

Prof. der Gottesgelahrtheit.

Das ist, leider! bis jetzt noch nicht sattsam erwiesen.
Schwarz, denk' ich, mit Hörnern und Pferdefüßen,
Mit einem Schwanz, einem ungeheuern,
Kraft dessen er durch die Lüfte kann steuern.

Tyll.

Da seid Ihr falsch berichtet, mein Freund!
Fragt 'mal den Grauen, was der dazu meint?

Prof. der Gottesgelahrtheit.

Ein Gottesgelehrter wird sich nimmer erniedern
Zu Eseln, wie zu Collegen und Brüdern!

Tyll.

Nun Grauer, erklär' ihm an meiner Statt,
Wofür Dich ein Jeder zu halten hat!

Mephiſt.

Ich bin das perſönliche Nichts und doch das,
Was Ihr ſuchet und flieht, kurz, der Satanas!

Alle (außer Tyll, dem Kaiſer und Käthchen).

Der Satanas, wie? — In Eſelsgeſtalt!
Stäk in dem Vieh — ſolch' tiefer Gehalt?
Verwünſchte Magie! — Leiht ihr nur ein Ohr,
So brummt in Fliegen ſie — Teufel Euch vor!

Studenten.

Der Teufel eine Mähre! — Was fürchten wir noch?
Adieu, Carrière! — Nun ſauf ich wie 'n Loch!

Profeſſoren und Doctoren.

Drum hat dieſer Wicht — die Weiſen beſiegt!
Wer flöhe nicht, — wenn ihn der Satan bekriegt?

Tyll.

Jetzt wißt Ihr, ſo ſieht der Teufel aus!
Und damit endigt der Ohrenſchmaus;
Die Eulen haben ſich in mir geſpiegelt,
Von nun an iſt ihre Thorheit beſiegelt.

Kaiſer.

Du haſt die Facultäten ſtreng beſiegt,
Worin für Dich um ſo mehr Ehre liegt,
Je wen'ger Du Gelehrtenruhm erſtrebſt
Und einen Narr'n Dich nennſt und ſo auch lebſt!

Profeſſoren.

O Eule, o weh'! — O Studia!
Fahre hin, Ade — Praga's Gloria!

Studenten.

Ein ochſiger Jocus! — Ein Ulk zum Crepiren!
Ein Hocuspocus — auf allen Vieren!

Käthchen (für ſich).

Möchte weinen und trallern! Nun geht es an's Heiern!
Nun fürcht' ich mich erſt vor dem Hochzeitfeiern!

Kaiſer.

Um derohalb Dich würdig zu belohnen
Und Unſ're Univerſität zu ſchonen,
Daß nicht die Welt einſt höhniſch etwa ſpricht,
Sie ſei beſiegt vom erſten, beſten Wicht,
So legen Wir kraft Unſrer Rectorwürde
Auf Dich des Doctorhutes leichte Bürde,
Des Doctorhut's von allen Facultäten!

Tyll.

Erlaube mir, Ein'ges dagegen zu reden!

Kaiſer.

Weil aber Niemand damit viel erwarb
Und da der hieſ'ge Kanzler ſelig ſtarb,
Ernennt Dich Unſ're Kaiſermajeſtät
Zum Kanzler dieſer Univerſität!
Dir ward Verſtand, Dir wird Gehalt zu Theil,
Drum ſorge klug für Deines Mündels Heil!
Doch können Wir Dich nicht ſo ganz entbehren;
Drum fügen wir zu allen Deinen Ehren
Noch die Bedingung, daß Du Uns zuweilen
Magſt Deinen luſt'gen guten Rath ertheilen!

Studenten.

Es lebe Seine kaiſerliche Majeſtät
Und der Narr und Kanzler der Univerſität!

Tyll.

Hört, Burſche! Wir werden uns bald verſtehn!
Wie Ihr, kann ich keine Kameeler ſehn!

Studenten.

Ha, zehnmal lieber — bin ich nun Student!
Heran, Wein und Hieber! — Das Büffeln hat ein End'!

Tyll.

Daß nur nicht zu arg der Kitzel Euch ſticht!
Faule Sauf- und Raufhähne leid' ich nicht.

Studenten.

Da wird es ja klar: — ſelbſt ein toller Philiſter
Schwofelt bis aufs Haar, — wie ein lederner Küſter!

Neunter Auftritt.

Vorige. Die Prinzeſſin, geführt von dem Mohrenkönig, tritt auf; nach ihr Hofdamen und Aennchen und Ritter; dann Zwirn, Mehl und die Wirthin.

Studenten.

Bei Schnabel und Schlumpy! — Welch' köſtliche Weſen!
Könnt ich auf Pump — mir Eine erleſen!

Mohrenkönig.

Friede ſei mit Dir, mein kaiſerlicher Vetter!

Prinzeſſin.

Herr Vater, das iſt hier mein wahrer Erretter!

Das iſt der Held und König der Mohren!
Ohne ihn, ohne Juſuf, wär' ich verloren!

Kaiſer.

Wir aber haben doch bisher geglaubt,
Daß Ihr, Herr Vetter, ſie uns habt geraubt
Und das gebüßt mit Euerm armen Haupt?

Prinzeſſin.

Ach, er hat mir ja dieß und And'res beſchworen!
Ich hab' ihn zu meinem Ritter erkoren!

Tyll.

Ich witt're ein romant'ſches Komödienende!
Da reicht man ſich flugs zur Heirath die Hände.

Mohrenkönig.

Ich jagte ſie erſt einem Raubritter ab
Und fand darüber gar bald mein Grab;
Denn währenddem fiel dein Troß über mich her,
Natürlich galt es da Gegenwehr!

Prinzeſſin.

Das wußt' ich nicht! Ich war ohnmächtig geworden!

Mohrenkönig.

Und wir Alle fielen in Wechſelmorden!

Kaiſer.

Ihr ſeid doch wohlbehalten, wie Wir ſchauen?

Mohrenkönig.

Der Kopf war mir freilich vom Rumpfe gehauen;
Doch mein Ohm, ein Zauberer, nahm ihn auf

Und ſetzt' ihn mir wieder auf wie 'nen Knauf!
Nun komm' ich — geprieſen ſei Allah's Walten! —
Um Deine Tochter bei Dir anzuhalten!

Prinzeſſin.

Ich haſſe die Ehe, doch Dankespflicht —

Kaiſer.

Nein, liebes Kind, nein, zwing' Dich dazu nicht!

Prinzeſſin.

Ach, ein heißer Dank, mit Minne verwandt! —

Kaiſer.

Ach ſo! Wir ſegnen Euch, reicht Euch die Hand!

Tyll.

Die wär' glücklich unter die Haube gebracht!
Bin neugierig, wie es ſich weiter macht?

Mohrenkönig.

Da ſeh' ich eben die Schneiderbrut!
Dieſer Lump, hör' ich, hatte zu prahlen den Muth,
Von ihm wär' der tapferſte Mohrenheld
— Ich meine mich! — wie ein Strohhalm gefällt!

Zwirn.

Ach, Gnade! Gnade, geſtrenge Herr'n!
Ich bekenne meinen Uebermuth gern!

Mohrenkönig.

„Gern" ſagt der Hund! „Seinen Uebermuth?"
Verſtänd' ich nur Deutſch! Dieſe Schneiderbrut!

Tyll (zum Kaiser)

Was wollt Ihr mit diesem Stümper beginnen?
Da wäre nicht viel Ruhm zu gewinnen!
Macht den Ritter zu Euerm Oberhofleibschneider
Zum Garderobemeister, zum Hüter der Kleider!
So macht Ihr ihn glücklich, ich kenn' ihn genau,
Und gebt ihm dort seine Liebste zur Frau!

Aennchen.
(zu den Füßen der Prinzessin)

Erhört mich, gnädigste Gebieterin!

Zwirn.
(zu den Füßen des Kaisers)

Erbarmet Euch meiner mit christlichem Sinn!

Kaiser.

Schon gut! Wie Tyll gesagt, so sei das Ende!
Du bist begnadigt! Reichet Euch die Hände!

Zwirn.

Wie hüpfen in mir alle Lebensgeister!
Ihr macht mich zum Garderobemeister?

Kaiser.

Schon gut!

Aennchen.

Unterthänigst —

Zwirn.

Hi, wo spring ich hin?
Ich küsse Dich Garderobemeisterin!

Mehl.

Wie steht es, Frau Wirthin, machen wir's nach?
's ist heute ein köstlicher Heirathstag!

Wirthin.

Ich hatte ja früher ſchon Nichts dagegen!

Mehl.

Paßt auf, wir kriegen viel Eheſegen!
Laßt auch uns die Hände zuſammenlegen!

Tyll.

Das wären nun grade drei volle Paare
Und vielleicht noch einmal ſo viel ſchon im Jahre!

Kaiſer.

Nun aber muß an Dich die Reihe kommen!
Du haſt Dir doch nicht etwa vorgenommen,
Dein Lebelang ein Hageſtolz zu bleiben?

Tyll.

Kann ich Frau'n mir, wie Leipziger Lerchen, verſchreiben?

Kaiſer.

Kurz, ohne langes Hin- und Hergerede,
Sprich frei heraus: wie ſtehſt Du mit der Käthe?

Tyll.

Ei nun, ich ſtehe ſo ſo und la la,
Mir gefällt die liebliche Tauſendſaſa!

Käthchen.

O ſcherze nicht mehr, mein lieber Tyll!
Mir wallt es im Herzen gar feierlich ſtill!

Kaiſer.

Mich hungert, Kinder! Machen Wir ein Ende
Und reicht Euch möglichſt ſchnell zum Bund die Hände!

Gern macht' ich Dich zur Fürstin von Schwaben,
Doch, weil wir zu viel Prinzen und Prinzessinnen
haben,
Nimm fürlieb mit diesem König der Schwaben!

Mephist.

Bah!

Tyll.

Bist Du noch hier, Du Canaille!
Ich entlasse Dich! Pack Dich mit Deinem Balge!

Mephistopheles

(verschwindet unter Grimassen).

Menge.

Ist der Teufel so dumm? Sind die Narren gekehrt?
Pot, um und um — hat die Welt sich gekehrt!

Nachſpiel.

Im Himmel.

Mephiſtopheles, Fauſt und Poſa.

Mephiſt.

Den Alten kann ich einmal nicht beſiegen!
Nun, ſo ſollen die Eſel da mir unterliegen! —
Der Idyll hatte doch kein Tröpfchen Humor!
So 'nen Kerl ſtellt der Alte zum Muſter vor!
Ihr ſollt einmal mein Lieblingslied hören!
Da ſprudelt und ſchäumt er aus vollen Röhren!

(ſingt.)

Ich hatt' mal einen guten Freund,
's war freilich nur ein Hund,
Hat's aber gut mit mir gemeint,
Viel beſſer als Menſchenſchund!
Der hat mir gar zu treu gewacht,
Dafür hat man ihn umgebracht!
Drum klingelt die Narrenſchelle:
Vive la bagatelle!

Ich hatt' noch einen andern Freund,
's war freilich nur ein Weib,
Hat's aber gut mit mir gemeint,
Es machte mir Zeitvertreib.
Das hatte wohl der Hund in Acht,
Ich selber hab' nicht d'ran gedacht!
Drum klingelt die Narrenschelle:
Vive la bagatelle!

Ich hatt' noch einen dritten Freund,
's war freilich nur ein Mensch,
Hat's aber gut mit mir gemeint,
So gut, wie ein andrer Mensch!
Nicht hatt' ich Hund, Weib, Mensch in Acht.
Er hat mich um die Alle gebracht.
Drum klingelt die Narrenschelle:
Vive la bagatelle!

Ich hatt' noch einen vierten Freund,
's war freilich nur ein Geist,
Hat's aber gut mit mir gemeint,
Wie Figura dieß erweist!
Nicht hatte ihn der Hund bewacht,
Er — Ich! — hab' Alle umgebracht!
Drum kichert am Galgen die Hölle:
Vive la bagatelle!

Nun Kinder! Ihr wißt wohl immer noch nicht,
Woran es lag, daß wir den ledernsten Wicht,
Den Eulenspiegel nicht konnten verführen?

Faust.

Willst du alte Zeitungen publiciren?

Mephist.

Hätte sich der Alte nicht eingemischt,
Wir hätten den sicherlich weggefischt!
Das ist aber wider Contract und Regel,

Beizustehn einem solchen Flegel,
Dem wir nach seinem eignen Befehle
Wegstipizen sollten die Seele!

Faust.

Erspare Dir die Worte, gieb Beweise!

Mephist.

Beweise sind eine windige Speise!
Es läßt sich Nichts, auch gar Nichts, beweisen,
Das ein Kluger nicht wieder um könnte schmeißen!
Wer beweisen will, geht von Prämissen aus;
Ohne das beweis't Ihr mir nicht eine Laus!
Welche Prämisse aber, mein Bester,
Welche stände wohl sich'rer und fester,
Als daß der Alte, um sich nicht zu blamiren,
Uns den Tyll nie würde lassen verführen?
Hatt' er ihn nicht als Muster aufgestellt?
Und er regiert doch, leider! die Welt,
Folglich hat er auch die Mittel in Händen,
Die Begebenheiten beliebig zu wenden!
Und ich dächte, wir hätten es auch gesehn!
Wie konnte Tyll solche Proben bestehn,
Hätte nicht die Hand des listigen Alten
Ihm zu unsrem Schaden die Stange gehalten!

Faust.

Ich ehre den Herrn in seinem Geschöpfe!
Ihm dienen die wunderlichsten Köpfe.

Posa.

Und auch bei mir ist Deine Kunst verloren,
Ich fühle mich durch Tyll wie neugeboren!

Der HERR (erſcheint).

Ihr ſeid begnadigt und ich bin verſöhnt,
Weil Ihr Euch mir zu trauen habt gewöhnt!
Ihr habt an Menſchentugend glauben lernen
Und Euer Glaube führt Euch zu den Sternen.
Die Sünde ſtraft ſich ſelbſt mit eig'nem Leide.
So geht denn ein zu Euers Herren Weide!

(Fauſt und Fauſto werden von roſenbekränzten Engeln davon geführt.)

Mephiſt (will ſich entfernen).

Verdammt!

HERR.

Halt Bube! Bleib' noch hier!

Mephiſt.

Geſtrenger Herr, gilt denn nicht Blut und Papier?
Sieh' doch des Doctors Verſchreibungszettel!

HERR.

Gieb her! So! Da! Zerriſſen iſt der Bettel!
Auf Erden gilt mir ſchon zu viel Papier!
Durch Deine Liſt! Drum meinſt Du auch wohl hier?
Jetzt aber, Schurke —

Mephiſt.

Ach, Du lieber Gott!
Bald werd' ich nun zu der Gaſſenjungen Spott!
Und krieg' ich davon den Katzenjammer,
So werfen ſie uns Beide in die Rumpelkammer!

HERR.

Verruchter Schurke, ſchweige endlich ſtill,
Weil ich dafür Dich ſtrafen laſſen will,

Daß Du den Fauſt und Poſa hier im Himmel
Zur Prügelei gereizt, wie Kneipenlümmel!
Ich ſprach damals: „Steh' die Beſtrafung an,
Bis Du, was Deines Amtes iſt, gethan!"
Ihr Engellegionen!

Mephiſt.

Schrecklich Citat!

(Die Engellegionen erſcheinen; an ihrer Spitze Raphaël.)

HERR (verſchwindend).

Beſtraft mir den!

Mephiſt.

Ach Gnade! O Gnad'!

Raphaël.

Achtung, Legionen! Spitzruthen herein!

Mephiſt.

O weh, mein Sitzfleiſch!

Raphaël.

Stellt Euch in Reih'n!

Mephiſt.

Hütet Euch! 's gleicht einem trockenen Pilze
Und verpeſtet die Luft, zerſprengt Ihr die Hülſe!

Raphaël.

Jetzt zugehau'n!

Mephiſt.

Weh! Ihr ſchlagt es in Fetzen!
Ich kann mich in hundert Jahren nicht ſetzen!

Engellegionen.

Pfui Teufel! Der Kerl verführt einen Wodem!
's wird Einem dabei ganz bang um den Odem!

Mephiſt.

Muß denn auch, was der Kopf eingebrockt,
Unſchuldig leiden, das hinten hockt?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

dänische Fehdehandschuh.

Bei Hoffmann & Campe ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

	Thlr.	Gr.
Biernbarg, L., altdeutsche Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet	1	16
— — Holland i. d. J. 1831. 1832. 2 Thle.	2	16
— — Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?	—	6
— — Wanderungen durch den Thierkreis	1	12
— — Tagebuch von Helgoland	1	11
— — zur neuesten Literatur	—	20
— — geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur	—	20
Ansprache an die erfahrnen Männer aus Schleswig Holstein	—	2
Ausschußbericht üb. d. Vorschlag des Dr. Balemann an die Standeversammlung	—	2
Brockdorff, H. v., Betrachtungen über den Sprachenstreit in der Schleswig Holsteinischen Standeversammlung und dessen Folgen	—	16
Grundgesetz, Schleswig-Holsteinisches, oder Landes-Privilegien von 1460	—	2
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
— — Judith, eine Tragodie	1	—
— — Genoveva	1	—
— — Maria Magdalena, Trauerspiel	1	—
— — mein Wort über das Drama	—	6
Heine, H., Reisebilder. 4 Bde	7	—
— der Salon. 4 Bde	6	22
— — französische Zustände	2	—
— — neue Gedichte 2te Aufl.	1	12
— — über Ludwig Borne	2	—
— — romantische Schule	2	—
Hoffmann v. Fallersleben, Unpolitische Lieder. 2 Bde.	2	—
Hebbe, P. v., Geschichte d. neuesten Zeit. 2 Bde.	3	—
Lieder, Schleswig Holsteinische, den Liedertafeln in Schleswig-Holstein zugeeignet	—	6
Mittheilungen a. d. Leben eines Richters. 3 Bde.	1	12
Schnselka, Franz, Deutschland, Polen und Rußland	1	12
— — die deutsche Volkspolitik. I.	1	12
(— —) die orientalische, d. i. russische Frage	—	12
(— —) deutsche Worte eines Oesterreichers	1	—
— Oesterreichische Vor- u. Rückschritte	1	12

Der däniſche

Fehdehandſchuh.

Aufgenommen

von

Ludolf Wienbarg.

Motto:
We unſer Recht wär' wehrlos,
Wär' unſre Mannſchaft ehrlos

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1846.

H. G. Voigt's Buchdruckerei
in Hamburg

Der

vereinigten Ständeverſammlung

und dem

unzertrennlichen ſouverainen Volk

der

Herzogthümer Schleswig und Holſtein

widmet dieſe

zur Lehre und Wehre

in unſerm heiligen Selbſterhaltungskampfe

geſchriebene Schrift

der Verfaſſer.

Vorwort.

Ich begnuge mich in diesem Vorwort, oder vielmehr Nachwort zu meiner Schrift, mit einigen wenigen Worten, zu welchen mich der bekannte Bundestagserlaß in Betreff der Sache der Herzogthumer auffordert. Der deutsche Bundestag hat diesmal nicht saumen wollen, eine Sache, welche das gesammte deutsche Volk mit erhebender Einmuthigkeit und Wärme für die seinige erklärt hat, auf gewisse Weise und dahin zu erledigen, um mit dem Anschein der aufgehobenen Gefahr für das deutsche Herzog-

thum Holstein und seine Staatsverbindung mit dem Herzogthum Schleswig, das, wenn auch seine deutsche Markgrafschaft zu den historischen Fabeln geboren sollte, doch stets vom deutschen Reich als unzertrennlich erachtet worden, auch die bestehende Aufregung in den Herzogthümern, wie in den übrigen deutschen Gauen verschwinden zu machen. Indeß ersehen wir aus dem mitgetheilten Bundestagsprotokoll, daß unsre Sache nur allzueinseitig als fürstliche Erbfolgeangelegenheit aufgefaßt werden und die Entscheidung sich für Eventualitäten aufsparen soll, welche noch verhüllt in der Ferne liegen und in einem sehr unbestimmten Zusammenhang mit dem Kern unsrer Angelegenheit, in gar keinem mit unserm augenblicklichen, jeden Tag sich mehrenden Nothstande und den dringendsten Vertheidigungsbedürfnissen gegen die fremde Willkühr stehen. So unzweifelhaft auch der Ernst der deutschen Bundesregierung und vor allem einiger Fürsten-Mitglieder derselben in Ansehung des ausgesprochenen Schutzes für die Aufrecht-

erhaltung der gesetzlichen Successionsordnung in unserm Lande sein mag, so wenig genügt diese Zusicherung für die innerlich bedrohete staatsrechtliche Existenz desselben. Die Krone Dänemark fährt fort und wird fortfahren, unser Land als einen Theil der dänischen Monarchie, als dänische Provinz zu betrachten und nach der im offenen Brief aufgestellten Theorie noch konsequenter und durchgreifender als bisher zu behandeln. Die Thatsache ist, daß wir keine persönliche Vor- oder Abneigung in die Erbfolgeangelegenheit hineinmischen. Es kann uns einerlei sein, ob unser Fürst Christian, Friedrich, Karl oder Peter heißt. Nur unser soll er sein; nur dänisch, oder dänische Staatseinheitler, oder Unterthanen der dänischen Gesammtmonarchie wollen wir nicht sein und sind es nicht. Es ist uns daher, wie auch in dieser Schrift ausführlicher beredet, lange nicht genug, zu erfahren, daß die schleswig-holsteinischen Fürstenrechte durch den „Offenen Brief" keine Gefährdung erleiden; nein, wir bedürfen und ver-

langen Schutz für unsre eigenen Rechte, und bis diese uns nicht gewährt werden, bis wir uns diese nicht errungen haben, kann von keinem Frieden, von keiner Ruhe für uns die Rede sein. Will der Bundestag wissen, in welcher Lage wir uns befinden, so bedarf es nur der einen Erwähnung, daß sein eigener Beschluß in unsrer Sache von dem Censor der schleswig-holsteinischen Landeszeitung gestrichen worden ist. Da hört alles auf, da muß ein Neues beginnen und dies soll nur das alte sein: daß wir ein deutsches Rechtsvolk sind, und tapfer genug, die uns vorenthaltenen Rechte neu zu erringen, weise genug, um solche Anordnungen zu treffen, durch welche ihr Genuß in Ruh und Frieden möglich ist. Wozu der freie Genius Deutschlands, welchem das civilisirte Europa diese Institutionen verdankt, uns seinen Segen verleihe! [1])

---

[1]) Ich kann es nur für einen günstigen Umstand ansehen, daß die Schrift der neun Kieler Professoren:

Falk, Tonsen, Herrmann, Christiansen, Madai, Dropsen, Waitz, Ravit, Stein, welche unter dem Titel: Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig eine Kritik des Kommissionsbedenkens über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig enthält, fast gleichzeitig mit der meinigen, nur um einige Tage früher, in die Hände des Publikums gelangt. So eben flüchtig von mir durchblättert, gewährt sie mir die Ueberzeugung, daß keine die andre überflüssig macht; sie ist mehr beflissen, und von Haus aus durch die Beschaffenheit und Stellung ihrer Verfasser dazu bestimmt, die staatsrechtlichen Begriffe und Ausdrücke, auf die es hier ankommt, in der Theorie festzustellen; während mir alles daran lag, den wirklichen Sinn und Nachdruck, welchen die handelnden Personen in ihre Schritte und Worte legten, in voller Naivität aufzufassen, um durch die Erkenntniß der Zweideutigkeiten, welche sich an den Gebrauch gewisser Wörter knüpften und der Hinterhaltigkeiten, welche sie begünstigten, auch die gegenwärtige Gefahr in ihrem wahren Lichte erkennen zu lassen. — Der Bemerkung der Verfasser, daß das Wort „Krone" immer nur von einer Herrschaft oder einem Herrscher gebraucht, dem wenigstens ein Königreich angehört, kann ich zwar nur beistimmen; doch verbarg sich hauptsächlich in diesem

Wort die Unrechtmäßigkeit der dänischen Ansprüche und der Doppelsinn der Eide, die Mischung der rein dänischen und rein schleswig holsteinischen Regierungsgewalt. Friedrich IV. sprach nicht in dem Sinn von seiner Krone, oder der Krone Dänemark, welchen die Verfasser nach anderweitigem Sprachgebrauch nachweisen, wohl aber hatten die Stände keinen Grund, es anders zu verstehen, da sie staatsrechtlich nicht mit dem König von Dänemark als solchem, sondern nur mit dem Herzog von Holstein und Schleswig zu schaffen hatten.

Altona, den 20. October 1846.

L. Wienbarg.

Einleitung.

Als Lord North, der blindeifrige Diener seines Herrn, dem bestochenen englischen Parlament die willkührlichen Verfassungsänderungen für Massachusets vorlegte, welche in der Vorgeschichte des nordamerikanischen Befreiungskampfes eine so bedeutende Rolle spielten, äußerte er: »steht die Bill nicht auf dem Grunde der bedrohten politischen Nothwendigkeit, so steht sie auf nichts.« Die Bill ging durch und der Erfolg war die verfrühete Losreißung der Kolonien, die Unabhängigkeit Amerika's.

Was England gegen den Freibrief seiner Kolonien frevelte, mag nicht geradezu verglichen werden mit dem Versuche Dänemark's, einen souveränen deutschen Bundesstaat und ein durch Bande des Rechts und der Geschichte auf das engste mit ihm verbundenes, gleicherweise souveränes Fürstenthum um ihr staatliches Existenzrecht zu bringen und zu Provinzen eines fremden Reichs, der sogenannten dänischen Gesammtmonarchie, zu machen. Es handelt sich hier nicht um einen Freibrief, eine gnadige Einräumung gewisser Rechte von Seiten des übermuthigen Mutterlandes an das abhängige Tochterland; es handelt sich vielmehr um eine uralte magna charta, welche die Grundvertragsrechte in dem Verhältniß eines Fürsten zu seinem Lande und zweier gleich selbständiger und unabhängiger Lande zu einander festsetzt, es handelt sich um eine Erbfolgegesetzgebung, welche auf diesen Vertrag gegründet ist, endlich und vor allem um das Bundesstaatsrecht, nicht eines Staats, sondern aller verbundeten Staaten einer grossen Nation von vielen Millionen, welcher durch eine fremde Macht erklärt wird, daß sie ihr

national-politiſches Geſammtdaſein, ihre auf nationalem Grunde beruhende ſouveraine Bundesſtaatsnatur und höhere politiſche Einheit nicht anerkennt. Ob ferner die Erklärung, welche wir meinen, irgendwie und von irgend welcher Seite als auf einer politiſchen Nothwendigkeit beruhend angeſehen werden dürfte, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen; wir ſind wenigſtens geneigt, die Aufrichtigkeit anzuerkennen, womit ſie ſich zu erkennen gibt und über die Natur der Maßregeln aufklärt, welche ihr vorausgingen und nachfolgten. Daß ſie aber auf nichts beruhe, das behaupten und verfechten wir in dieſer Fehdeſchrift, ſo weit das auf Nichts beruhen den Mangel an allem Rechtsgrund beſagen will. Hinſichtlich des Erfolgs aber, und ob auch dieſer ein nichtiger, oder gar entgegengeſetzter ſein wird, darüber muß die Zukunft Antwort geben.

Der „Offene Brief“ Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark, an die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg iſt datirt vom Schloſſe Sorgenfrei den 8. Julius 1846 und lautet:

„Wir Christian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg, ꝛc. ꝛc.

Thun kund hiemit:

Durch vielfache Thatsachen ist es zu Unsrer Kenntniß gelangt, daß bei Manchen Unsrer Unterthanen unklare und irrige Vorstellungen über die Successions-Verhältnisse in der Monarchie herrschen, und daß diese Vorstellungen dazu benutzt werden, um Unruhe und Bekümmerniß über die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes für den Fall hervorzurufen, daß einst nach dem Rathschluß der Vorsehung Unseres Königlichen Hauses Mannsstamm erlöschen sollte, wodurch zugleich eine bittre Stimmung unter den Bewohnern in den verschiedenen Landestheilen erzeugt und genährt wird. „Wir haben es daher für Unsre Landesväterliche Pflicht erkannt, durch eine zu dem Ende von Uns allerhöchst ernannte Commission alle, diese Erbverhältnisse betreffenden Acten und Documente, so weit die-

selben haben zu Wege gebracht werden können, prüfen und zugleich eine genaue und gründliche Untersuchung aller darauf bezüglichen Verhältnisse vernehmen zu lassen.

Nachdem das Ergebniß dieser Untersuchung Uns in Unserm Geheimen-Staatsrath allerunterthänigst vorgetragen und von Uns erwogen worden ist, haben Wir darin die volle Bekräftigung gefunden, daß gleicherweise wie über die Erbfolge in Unserm der Krone Dänemark durch Verträge erworbenen Herzogthum Lauenburg kein Zweifel obwaltet, so auch die gleiche Erbfolge des Königs-Gesetzes im Herzogthum Schleswig in Gemäßheit des Patents vom 22. August 1721 und der darauf geleisteten Erbhuldigung, so wie endlich in Folge der von England und Frankreich ausgestellten Garantie-Acte vom 14. Junius und 23. Julius 1721 und der mit Rußland geschlossenen Verträge vom 22. April 1767 und vom 1. Junius 1773 in voller Kraft und Gültigkeit besteht.

In der festen Ueberzeugung, daß dies auf Recht und Wahrheit begründet ist, und in der Ueberzeugung ferner, daß Wir es nicht länger

hinauszusetzen dürfen, den schädlichen Folgen entgegen zu wirken, welche die fortwährend selbst innerhalb der Grenzen der Monarchie verbreiteten irrigen und falschen Ansichten über diese Verhältnisse hervorbringen, haben Wir Uns allerhöchst bewogen gefunden, durch diesen Unsern offnen Brief Unsern sämmtlichen getreuen Unterthanen gegenüber die Ueberzeugung von dem allen Unsern Königlichen Erbsuccessoren zuständigen Erbfolge-Recht in das Herzogthum Schleswig auszusprechen, ein Recht, welches Wir und Unsre Nachfolger auf dem Dänischen Thron aufrecht zu erhalten für Unsre Pflicht und Unsren Beruf erachten werden.

Dagegen hat die angestellte Untersuchung ergeben, daß mit Rücksicht auf einzelne Theile des Herzogthums Holstein Verhältnisse obwalten, welche Uns verhindern Uns mit gleicher Bestimmtheit über das Erbrecht Unsrer sämmtlichen Königlichen Erbsuccessoren an diesem Herzogthum auszusprechen. Während Wir indessen allen Unsern getreuen Unterthanen und namentlich denen im Herzogthum Holstein die allergnädigste Versicherung ertheilen, daß Unsre un-

ablässigen Bestrebungen auch fernerhin darauf gerichtet sein werden, die zur Zeit vorhandenen Hindernisse zu beseitigen und die vollständige Anerkennung der Integrität des Dänischen Gesammt-Staates zu Wege zu bringen, so daß die unter Unserm Zepter vereinigten Landestheile niemals von einander getrennt werden, vielmehr für immer in ihren gegenwärtigen Verhältnissen und mit den einem jeden von ihnen zustandigen Rechten zusammen bleiben, so wollen Wir namentlich Unsern getreuen Unterthanen im Herzogthum Schleswig hiedurch eröffnet haben, daß es nicht von Uns beabsichtigt wird, durch diesen Unsern offnen Brief der Selbstandigkeit dieses Herzogthums, wie dieselbe bisher von Uns anerkannt worden ist, in irgend einer Weise zu nahe zu treten, oder irgend eine Veranderung in den sonstigen Verhältnissen vorzunehmen, welche gegenwartig dasselbe mit dem Herzogthum Holstein verbinden; und wollen Wir vielmehr Unsre Zusage hiemit ausdrücklich wiederholen, daß Wir Unser Herzogthum Schleswig wie bisher, so auch ferner im Besitz der ihm als einem zwar mit Unsrer Monarchie un-

zertrennlich verbundenen, aber zugleich selbständigen Landestheile zustandigen Rechte schutzen werden.

Urkundlich unter Unserm Königlichen Handzeichen und vorgedruckten Insiegel.

Gegeben in Unserm Geheimen-Staatsrathe auf Unserm Schlosse Sorgenfrei den 8. Julius 1846.

Christian R.

(L. S.)

Frederik R. P. Frederik Ferdinand. Stemann. A. W. Moltke. Dried. Reventlow-Criminil."

Ein Auszug aus der Arbeit der im „offenen Brief" erwähnten Kommissien bildete die offizielle Beigabe desselben; unsre Schrift nimmt die genaueste Rucksicht auf diesen Auszug, so weit er die Landessache wesentlich berührt und sich nicht in die Fürstenerbfolgestreitigkeiten verlauft; sie führt ihn meist unter dem Namen der „Motivirung" an.

Und so mogen denn die Schranken sich offnen, und verdorren moge diese Hand, wenn ich ihr schlechte Fechterkunste zumuthe.

In welchem innern Rechtszusammenhang die Erbfolge im Herzogthum Lauenburg mit der Erbfolge im Herzogthum Schleswig stehen soll, ist gar nicht abzusehen. Soll es einfach heißen: so gewiß das Herzogthum Lauenburg der dänischen Krone angehört und unter jedem Regierungswechsel derselben verbleiben wird, so gewiß auch das Herzogthum Schleswig? Aber das hieße doch von vornherein die angebliche Zweifellosigkeit der dänischen Erbfolge im Herzogthum Schleswig den bedenklichsten Zweifeln aussetzen. Daß die Erb-

folge in Schleswig nicht zweifelloser, gewisser dänisch sein soll, als die in Lauenburg, kann ihr in deutschen Augen wirklich kein übermäßig günstiges Vorurtheil erwecken. Andererseits steht die Weise der Erwerbung, der Grund der Regierungsgewalt in beiden Herzogthümern gar nicht mit einander zu vergleichen, zu verwechseln. So bleibt denn nur eine Behauptung übrig, die man eben so gut auf den Kopf stellen kann und der man den guten Willen ansieht, dem fiktiven Gebäude dänischer Staatseinheit das Herzogthum Lauenburg als Grundpfahl einzurammen. Wenn Lauenburg hält, so hält auch wohl Holstein. Aber was sagt der alte Rechenmeister Valentin Heins? „Wo an dem Grund ist was versehen . . . .“ Auf das Lauenburger Staatsverhältniß werden wir am Schluß zurückkommen.

Zur Begründung der behaupteten Erbfolge in dem Herzogthum Schleswig führt der offene Brief folgende Momente an: das Patent vom 22sten August 1721, die darauf geleistete Erbhuldigung, die von England und Frankreich aus

gestellte Garantie-Akte vom 14ten Junius und 23sten Julius 1721 und die mit Rußland geschlossenen Verträge vom 22sten April 1767 und vom 1sten Junius 1773.

Ein unglücklicher Zufall ließ den dänischen Staatsrath übersehen, daß sich in obigen Daten eine empfindliche Unrichtigkeit eingenistet, eine Unrichtigkeit, über welche, wie ich versichern darf, mancher schleswig-holsteinische Dorfschulmeister den Kopf schüttelt. Die von England und Frankreich ausgestellten Garantieakten fallen nicht in das Jahr 1721, sondern in das Jahr 1720 und sind von Englands Seite am 23sten Julius (nicht am 14ten Junius), von Frankreichs am 14ten Junius (nicht am 23sten Julius) unterzeichnet.

Die Berichtigung dieser irrigen Angabe ist insofern nicht unwesentlich, als sie den verfänglichen Schein einer Garantirung des königlichen Patents und des Inhaltes der Erbhuldigungsakte durch Frankreich und England augenblicklich auflöst. Was auch die Dänen aus dem königlichen Patent und der Erbhuldigungsakte von 1721

Günstiges für ihre Ansichten und Wünsche herauslesen, es hat als solches nichts gemein mit Frankreichs und Englands Garantien von 1720. Alles an seinem Ort, zu seiner Zeit und in seiner Kraft. Erst die Garantie, dann das Patent, dann die Erbhuldigung. Nach dieser historischen Folge wollen wir darüber handeln.

Aber was sind Diplome ohne die erläuternde Geschichte ihrer Entstehung? Die Geschichte ist das Wasser, in welchem die Diplome schwimmen. Erst durch die Geschichte erhalten sie in vielen Fällen ihr Licht, ihren wahren Verstand, und so wird man es nicht für überflüssig halten, daß wir, diese lebenvolle Beleuchtung suchend, uns einige geschichtliche Rückblicke auf Schleswig-Holsteins Vergangenheit gestatten.

Der meerumrauschte Boden Schleswigs, der gleich dem Jütlands und den dänischen Inseln der norddeutschen oder nordgermanischen Niederung angehört, trug in der dämmervollen Urzeit unserer Geschichte eine gemischte, durch kein politisches Band vereinigte germanische Bevölkerung. Wir sagen „ger-

manische" im Sinne des Tazitus. Von Deutschland und Deutschen kann in jener Zeit noch nicht die Rede sein. Es waren Sachsen, Friesen, Angeln, meinetwegen auch nordwärts Jüten und Dänen, welche jene Mitte der cimbrischen Halbinsel bevölkern, stammverwandte germanische Brüder alle, an Sprache und Sitte sich ungleich näher stehend wie jetzt, aber auch damals schon das eigenthümliche Gepräge ihrer späteren Entwicklung nicht undeutlich verrathend.

Nach der Entleerung des Landes durch die Eroberungszüge der Sachsen, Angeln, Friesen nach England, dies folgengrößeste Ereigniß der neuen Weltgeschichte, durch welches die Fahne des Germanenthums siegreich über den ganzen Erdboden getragen wurde, machte sich bis zur Schlei hinab, die Oberherrschaft der Dänen geltend. Doch behauptete die friesische Westküste, auch nach dem Verluste der Selbstständigkeit, seine uralten Freiheitsrechte. Auch das übrige Land wurde nicht geknechtet. Versammlungen des ganzen Landes fanden Statt zu Urnehöved.

Seit dem eilften Jahrhunderte bereits zum Herzogthum erhoben ward das Land als dänisches Fahnenleben mehrere Jahrhunderte beherrscht von Prinzen des dänischen Hauses, zuletzt, unter Abels Nachkommen, in erblicher Nachfolge, Dänemark zum Trotz, das eben so häufig als vergeblich mit den Waffen in der Hand das Erbrecht bestritt.

Im Jahre 1323 starb Herzog Erich und hinterließ von seiner Gemahlin Agnes, des holsteinischen Grafen Gerhard Schwester, nur einen minderjährigen Sohn, Herzog Waldemar. Ueber den Knaben wollte sich der damalige König Dänemarks, Christoph II., mit Waffengewalt der Vormundschaft bemächtigen, auf die er als Lehnsherr Anspruch machte. Da schlug ihn Graf Gerhard, oder Geert, von den Holsteinern genannt der Große, von den Dänen, der Kahle, in einer blutigen Schlacht auf's Haupt, was die Folge hatte, daß der dänische Reichsrath ihn der Krone verlustig erklärte und den zwölfjährigen Waldemar unter der Reichsverweserschaft seines

Oheims, auf den dänischen Thron erhob. Der Graf wurde mit Schleswig belehnt und durch die constitutio Waldemariana wurde festgesetzt: es solle das Herzogthum Schleswig niemals wieder mit dem Reiche und der Krone Dänemark so vereinigt werden, daß Ein Herr über beide sei. Diese Urkunde, gegeben auf dem Reichstage zu Nyeborg 1326, ist zwar verloren gegangen, doch liegt sie in einer noch erhaltenen Urkunde von 1448 vor, so wie auch auf dem Tage zu Ripen, als Graf Gerhard die erbliche Eventualbelehnung erhielt, auf den Fall, daß Abels Geschlecht aussterben würde, die ewige Trennung Schleswigs von Dänemark ausgesprochen wurde.

Uebergehend die ferneren damaligen Reichs- und Kriegsereigniſſe und die Geschicke des kolossalen Mannes, der seine Eisenfuße auf ganz Dänemark setzte, bis er auf einem Kriegszuge nach Jutland durch die nächtliche kühne Meuchlingsthat Niels Ebbesens der Welt entrückt wurde, haben wir für unsern Zweck nur zu berichten, daß der

junge Waldemar (III.) genöthigt wurde, seine Königskrone wieder mit der schleswigschen Herzogskrone zu vertauschen und daß nach dem Tode seines Sohnes die Nachkommen Waldemars, Grafen Holsteins, vertragmäßig, wenn auch nicht unangefochten von Dänemark, sich in den Besitz des Herzogthums setzten.

In das Unvermeidliche sich fügend zwang endlich die kluge Königin Margarethe, bedürftig der Freundschaft des holsteinischen Grafenhauses, um ihren großartigen Lebensplan, die Vereinigung der drei nordischen Reiche zu vollführen, ihrem dänischen Stolze die feierliche Anerkennung des so rechtlichen als thatsächlichen Zustandes ab. Auf dem Reichstage zu Nyeborg 1386 empfing Graf Gerhard der Vierte die erbliche Belehnung. Dänemark entsagte seinen Hoheitsrechten, selbst dem Recht auf Lehnsdienste; ihm blieb nur die Schattenform der Belehnung und die Zusage übrig, von den Herzögen Schleswigs nicht bekriegt zu werden. Auf einem andern Reichstag, zu Wordingborg, vertrug sich die Königin auf's

Reue mit den Herzogen, dahin, wie der dänische Reichshistoriker Holberg äußert, daß sie mit Schleswig und Holstein nichts zu schaffen und die Herzöge mit Dänemark nichts zu thun haben wollten.

Aber noch einmal sollte des Königs Erich, genannt von Pommern, Unverstand das festgestellte Recht bekämpfen. Ein zwanzigjähriger Verheerungskrieg (1115 1435), in dem das Glück der Waffen auf und nieder wogte, hinterließ den Dänen die nochmalige Erfahrung, daß Schleswigs Unabhängigkeit nur auf den Ruinen beider Länder, und dennoch vergebens, angefochten werden könne. Ein Frieden der Erschöpfung, der Vertrag von Wordingburg, ließ die Streitfrage unentschieden, bestätigte aber Herzog Adolf im Besitz. Während des Kampfes geschah die Absage der Friesen von Dänemark und ihr Beitritt zur Sache Schleswigs, nachdem ihnen von Seiten des Herzogs die verlangte Gewährleistung ihrer Rechte und Freiheiten bewilligt worden. Endlich machte der Reichstag zu Kolding im Jahr

1440 dem Sträuben der Dänen gegen die Anerkennung der Thatsachen und des Rechts ein Ende. König Christoffer (von Baiern), nach Erichs Thronentsetzung gewählt, ertheilte auf dem genannten Reichstage dem Herzog Adolf die erbliche Belehnung mit dem ganzen Herzogthum Schleswig, „mit aller desselben Herzogthums Herrlichkeit, Freiheit, Gerechtigkeit.“ Die Freiheit war vollkommen, denn sie enthielt und bestätigte auch die Freiheit von alten Lehndiensten. Der dänische Reichsrath erklärte in einer Urkunde seine Zustimmung und der deutsche Kaiser Albrecht II. bestätigte die Gerechtsame auf das Herzogthum, welche sein Vorgänger Siegismund den Herzögen abgesprochen hatte.

Derselbe Adolf VIII., Herzog von Schleswig und Graf zu Holstein, der letzte Regent seiner Linie von der Schwerdtseite, erhielt vor seinem Tode die Genugthuung, daß der dänische Reichsrath ihm die Krone Dänemarks antrug. Er schlug sie aus, empfahl aber seinen Schwestersohn Kristen oder Christian von Oldenburg. Vorher

ließ er den Grafen Christian die Waldemarsche Constitution von 1326, wonach das Herzogthum Schleswig niemals wieder mit der Krone Dänemark unter Einem Herrn vereinigt werden sollte, urkundlich bestätigen. Dies geschah im Jahre 1448. Im demselben Jahr wurde der Graf Christian, Stammvater des Oldenburgschen Dynastengeschlechts, als Christian I. auf den dänischen Thron erhoben. Im Jahr 1755 belehnte der Neffe den Oheim mit dem Herzogthum Schleswig.

Im December 1459 begrub man den vielbeklagten und zurückgewünschten Herzog Adolph in der Gruft seiner Väter zu Itzehoe.

Das Jahr darauf beging die Schleswig-Holsteinische Ritterschaft die Thorheit, den Jesuitismus, den Verrath, den dänischen König Christian I. zum Landesherrn von Schleswig-Holstein zu erwählen.

Bieher haben unsere Geschichtsschreiber und Staatsrechtsgelehrten, welche es weder mit der Regierung, noch mit dem Adel verderben wollten, die Erwählung Christians durch die Ritterschaft

als einen Akt hoher Staatsweisheit gepriesen. Und das nach einer Erfahrung von Jahrhunderten, nach einer so bitteren Erfahrung, wie sie die Herzogthümer gemacht haben. Beinahe möchte man jene langverweste Ritterschaft von 1460 in ihren Gräbern freisprechen von der Anklage oder wenigstens entschuldigen, denn sie hatten den Vertrag, den Christian beschwor, so bündig und so klug aufgesetzt, daß sie durch die Einbildung staatsweisen und vorsichtlichen Handelns, ihren Verrath, ihre Charakter- und Verstandesschwäche sich selbst bemänteln mochten. Die Ritterschaft stand damals auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Ansehens, wovon sie durch die freie Ausübung des Wahlrechts, eine damals nicht beanstandete revolutionaire That, den glänzendsten Beweis ablegte. Verführt durch den Dünkel ihrer Stärke konnten sie glauben, daß ihre einseitig das Land und die Landeskräfte vertretende Innung mächtig genug sei und bleiben werde, um, Dänemarks Königen gegenüber, die verbrieften Landesprivilegien zu schützen, mochten sie den

gutmüthigen Wahn hegen, durch ihren Bund mit Christian ein Friedensband um zwei Völker zu schlingen und jenes vom Blut der Tapfern getränktes, vom Brand der Städte und Dörfer geschwärztes, doch siegreich aus allen Kriegsgräueln emporgetragenes Palladium, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Landes, nunmehr unangefochten inmitten der Segnungen des Friedens und der Eintracht aufzupflanzen. Es ist wahr und erwiesen, die damalige Wahl ist geleitet worden durch Bestechungen von Seiten des Fursten, der sie auf seine eigene Person lenkte. Hätten sie aber, die derzeitigen Repräsentanten des Landes, in die Zukunft wie in einen Spiegel sehen können, hätten sie das traurige Bild der landverderbenden Kriege, der Zerfleischung durch Bruderhand, der Europa berüchtigten Fürstenfehden, der gewaffneten Einmischung fast aller Mächte, der Verwüstungen durch Raubhorden aller Fahnen, der inneren schamlosen Verwaltung, hätten sie die allmählige Tödtung des Lebensnerves der Freiheit, des Stolzes, des Nationalgefühls,

worauf die politische Selbständigkeit der Völker beruht, hätten sie das Herabsinken der Landesprivilegien in ein bloßes Scheinwesen, hätten sie deren theils schleichenden, theils gewaltsamen Abbruch, hätten sie verrätherische Zweideutigkeit und Hinterlist selbst in diejenigen Eidworte der Privilegienbestätigung und der Huldigungsformel eindringen sehen, welche die Unabhängigkeit und Getrenntheit Schleswigs vom dänischen Staate verbürgen, hätten sie den gegenwärtigen Augenblick vorausgesehen, wo ein Enkel Christians des Ersten, obwohl er gleich allen seinen Vorfahren die schleswig-holsteinischen Landesprivilegien feierlich bestätigt hat, Schleswig für einen dänischen Staatstheil erklärt, wo sein dänischer Staatsrath das Recht der dänischen Krone auf dies Herzogthum auf das Recht der Eroberung, auf Verträge mit auswärtigen Mächten, ja selbst auf den Inhalt eines von der schleswigschen Ritterschaft geleisteten Huldigungseides gründet, wo dieser Herrscher, auf dieselbe einseitige und irrige Motivirung seines dänischen Staatsrathes hin, sogar

über des Herzogthums Holstein Integrität und Erbfolgerecht ein schwankendes Licht verbreitet, hätten sie, sage ich, die alten Ritter in dem vorgehaltenen Spiegel der Zukunft, nach dem Verlaufe von vier Jahrhunderten dieselben heiligen Güter in Frage gestellt sehen können, welche der Kampfpreis eben so vieler früherer Jahrhunderte waren, der Kampfpreis, den sie verblendet, dem Oberherrn ihrer Feinde in Obhut geben — ja ich glaube, ich will es glauben zur Ehre der Ranzau's, der Reventlows und anderer alten Geschlechter, sie hätten sich eher in den Trümmern ihrer Burgen begraben lassen, als sich diese Burgen und Schlösser von einem Könige von Dänemark als ihrem Herrn und Herzog zur Lehne geben! Hätten sie doch nur ahnen können, daß ihre Enkel sogar das Recht der Selbstbesteuerung, das heißt der Steuerfreiheit und endlich die Zollfreiheit verlieren würden, daß ihre Scheuern und ihre Beutel so vogelfrei werden würden als die der Bauern, der Eingesessenen der Landschaften, Aemter, Harder, welche sie, die Ritter, durch

ihr Privilegium von 1460, dem willkührlichen Besteurungsrechte des Landesherrn überlieferten!

So wählten denn im Jahr 1460, mit Uebergebung der nächsten Erben Adolfs, der Grafen von Schauenburg-Pinneberg, die damaligen Stände, Ritterschaft und Städte den König Christian den Ersten von Dänemark, von den Schweden genannt: die bodenlose Tasche, zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein und Stormarn. Wohlverstanden. Sie nahmen ihn an und huldigten ihm als ihrem Herrn, „nicht — wie die Worte der Kapitulationsakte Christians lauten — „nicht als einem König zu Dänemark, sondern als ihrem Herrn dieser vorbeschriebenen Lande.“ Durch diese kluge Unterscheidung wurde die Waldemarsche Constitution weder gebrochen noch gehalten, nur umgangen. Die politische List glaubte sich weiser als die politische Weisheit, weil sie die feine Linie zwischen Sein und Nichtsein entdeckt hatte, weil sie so schön zu abstrahiren und zu distinguiren verstand, den Löwen mit der Mähne in der Klaue von dem

Löwen ohne die Mähne und ohne die Klaue. Die Schleswig-Holsteinsche Geschichte lehrt indeß, daß die Oldenburgische Dynastie auf dem dänischen Throne es lange Zeit ehrlich meinte mit der politischen Fundamental-Dialektik: so lange Dänemark ein Wahlreich und ihre Zukunft unsicher blieb, so lange der dänische Thron nicht fest für sie stand, so lange die Herzogthümer einen Hafen für ein schiffbruchiges Königthum darboten, so lange wußten sie die Herzogskrone von der königlichen, Schleswig von Dänemark und überhaupt Deutsch von Dänisch wohl zu unterscheiden. Erst zweihundert Jahr später, erst als das aristokratische Wahlkönigreich sich in die unumschränkte königliche Erbregierung von Gottes Gnaden verwandelt hatte, erst von da an erhoben sich die beklagenswerthen Verwechselungen, welche den Gegenstand dieser Schrift bilden.

Die von Christian I. beschworene Capitulation besteht aus zwei Urkunden, genannt: „Das sind der Lande Privilegien“ und „Eine tapfere

Verbesserung der Privilegien". Die Hauptpunkte von politischer Bedeutung darin sind:

1. Volle Anerkennung der vollen Unabhängigkeit und Getrenntheit Schleswigs und Holsteins vom Königreich Dänemark. Die hier eingegangene Verbindung ist nur eine Personal-Union, keine Real-Union. Das liegt in der Erklärung des Königs, daß ihm nicht als König von Dänemark, sondern als einem Herrn dieser Lande „aus Gunst" — wie er an einer andern Stelle hinzufügt — „die die Einwohner dieser Lande zu unsrer Person haben", gehuldigt werden. Von einer Lehensherrschaft der dänischen Krone über das Herzogthum war nicht mehr und konnte nicht mehr die Rede sein; sie fiel eo ipso weg. Die politische Selbständigkeit beider Lande wird gleich vollkommen ausgesprochen. Von den besonders artikulirten Verpflichtungen, welche Christian I. einging, erwähnen wir, daß die Landesbeamten aus den Landeseinwohnern gewählt werden sollten, ferner, daß in diesen Landen keine Münze

anzuordnen, als die zu Lubeck und Hamburg gäng und gebe.

2. Ewig dauernde ungetheilte Vereinigung der Lande Schleswig und Holstein, oder nach den Worten des niedersächsischen Urtertes: „dat se bliven ewich tosamende ungedelt.“

Von dem übrigen Inhalt der Capitulation können wir hier absehen, doch mag erwähnt werden, daß Christian den landtagenden Ständen Steuerbewilligung und zu Rathe gehen mit des Landes Räthen über die wichtigern Angelegenheiten zusicherte, auch keinen Krieg ohne deren Willen und Zustimmung beginnen zu wollen. Die Worte der Urkunde: „wenn wir Krieg anfangen, des Friedens und Nutzen dieser Lande wegen“ enthalten zugleich eine hubsche Definition des Krieges und eine die Selbständigkeit des Landes punktirende Bestimmung.

Die „Motivirung“ des Dänischen Staatsrath erwähnt der Wahl in ein paar Zeilen und hat es auch nicht für überflüssig gehalten, gelegentlich mitanzuführen, unter welchen Bedin-

gungen König Christian der Erste gewählt wurde. Der erste Oldenburgische Regent der Herzogthümer wurde es also kraft des von ihm anerkannten Wahlrechts der Landesrepräsentanten und auf Bedingung einer Capitulation, die er mit ihnen einging. Auf diese Capitulation hin ließ man ihn als Fürsten in die Thore der Reichsfestung des Landes einziehen, nicht aus Zwang und Nöthigung, sondern aus Gunst. Auf der Burgbrücke leistete er den Eidschwur, nicht als ein König von Dänemark, sondern als ein Herr dieser Lande. Auf dieser Verfassungs- und Seufzerbrücke der Lande stand nachher jeder König Dänemarks, zuletzt noch die zu Privilegien der Prälaten und der Ritterschaft Schleswigs „soweit solche Unserer souverainen alleinigen Regierung über mehrbesagtes Herzogthum nicht entgegen sind“ und Holsteins zusammengeschrumpfte Verfassung confirmirend, König Christian VIII. So lange bewahrte man den Schein, nicht bedenkend, daß diese Ritterschaftsprivilegienkonfirmations-Posse die beißendste Sottise auf den rechtsverkommenen

Zuſtand des Landes und auf die alten Eidſchwüre der Oldenburger Fürſten ſei, nicht ahnend, daß hinter dieſem hofnärriſchen Mummenſchanz der künftige Ernſt eines großen Volksſchauſpiels — wir hoffen nicht Trauerſpiels — verborgen liege.

Im Verlaufe wird ſich zeigen, wann und wie die Landſtände ſich ihres Wahlrechts begaben.

Den erſten Bruch des Grundartikels von der Ungetheiltheit der Lande ließen die Stände gleich nach Chriſtians Tode, zu Gunſten ſeiner Söhne König Johann und Prinz Friedrich zu. Beide wurden zu Landesfürſten in Schleswig-Holſtein erwählt und nahmen 1490 die Landestheilung vor. Der Antheil des König-Herzogs wurde der Segebergſche, der des Herzogs der Gottorfſche genannt, nach den Hauptſchlöſſern, doch ſollte die Theilung der Einheit des Ganzen angeblich keinen Einhalt thun, Regierung, Verwaltung, Landescaſſe ſollten gemeinſchaftlich ſein. Schon unter Chriſtian I. waren die Grafſchaften Holſtein und Stormarn nebſt dem kleinen Freiſtaate Dithmarſchen vom deutſchen Kaiſer zum

Herzogthum erhoben worden. Dithmarschen blieb aber noch zu unterjochen und der erste Versuch, welchen die Oldenburgische Dynastie damit machte, lief sehr schlecht ab. König Johannes oder Hans und sein Bruder entgingen nur mit genauer Noth dem Untergang, welchen die Schlacht bei Hemmingstedt über ihre Garde, ihr Heer und die Blüthe des dänischen und deutschen Adels verhing. Der Freiheit Stolz, des Adels Dorn, erlag erst im Jahr 1559; damals erhielt Dänemark aus deutschen Händen seine Danebrogsfahne zurück.

Vereint wurden die Herzogthümer wieder auf kurze Zeit, als Herzog Friedrich des thronentsetzten Königs Christian II. Nachfolger wurde.

Dieser König Friedrich I. ist der Stammvater aller jetzigen Linien des Oldenburgischen Hauses.

Von seinem ältesten Sohne, König Christian III. leiten sich die regierenden König-Herzoge und die nächststehenden Vettern Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Bek-Glücksburg ab; von dem jüngsten, dem Gottorfschen Herzog Adolf die Gottorfschen Vettern, die gegenwärtig regra-

ſentirt werden durch den Kaiſer von Rußland, den Prinzen von Waſa und den Großherzog von Oldenburg.

Friedrich I. hinterließ nämlich bei ſeinem 1533 erfolgten Tode vier Söhne: Chriſtian, 30 Jahr alt, Johann 12, Adolf 7 und Friedrich 4. Chriſtian, der älteſte gab dem Lande ein ſo ſeltenes als unglückſeliges Beiſpiel der brüderlichen Liebe. Auf dem Landtage zu Kiel verlangte er von den Ständen nichts Geringeres als die Huldigung für ſich und ſeine drei unmündigen Brüder, ſelbſt ſich lediglich bis zur Volljährigkeit derſelben die Vormundſchaft ausbedingend. Ob Rührung die Landesvertreter überwältigte oder ein andrer Einfluß ihr Gewiſſen täuſchte und ihr Verſtandesauge benebelte, kurz ſie huldigten ſchlankweg ins Gevierte, worauf Chriſtian ihnen für ſich und ſeine Brüder die Landesverfaſſung beſtätigte, und in einer beſonders ausgeſtellten Acte betheuerte, daß die Quadrupelhuldigung ſie, die Landesverfaſſung nicht beeinträchtigen ſolle. Von dem Landeswohl war nicht die Rede. Nein, bei Gott, die Ritter dürfen

nicht klagen! Ihre eigene Hand hat die Drachenzähne über das Land gesäet! Auch litten sie am wenigsten; nicht ihr Körper, sondern der des Landes wurde zerrissen. Ja, sie allein, sie zogen die einzigen traurigen Vortheile aus der vielherrschaftlichen Landesnoth und Verwirrung, indem diese ihren habsüchtigen Uebermuth, die Fischerei im Trüben, den fortgesetzten Raub an Gut und Freiheit ihrer Landsleute begünstigte. Sie selber, zu Roßdienst verpflichtet, waren dafür abgaben- und steuerfrei. Die Beeden, die sie auf den Landtagen bewilligten, wurden wegen der Hufen ihrer Gutsbauern bezahlt und da das Hoffeld frei ausging, war die Hinzuschlagung der Hufen zum Hoffelde, die sogenannte Niederlegung der Hufen, das ist die Vertreibung der Besitzer, die Verödung und Zerstörung der Dörfer und Landstellen, ein einbringliches Geschäft der ritterschaftlichen Eigenthümer, ein Geschäft, welches, wie im benachbarten Mecklenburg, das ganze flache Land von Dörfern entkleidet und in Rittersitze bei Instenbutten verwandelt hatte, waren nicht die Land-

schaften und freien Aemter Schleswig-Holsteins, die unmittelbar unter der fürstlichen Regierung und Besteuerung standen und, ein Wunder für das damalige Feudal-Europa, bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, in Volksversammlungen ihr uraltes Steuerrecht ausübten, jener ritterlichen Betriebsamkeit eine heilsame Schranke gewesen.

Nach dem Grundvertrage mit Christian I., auf dem bis heute das historische Staatsrecht der Herzogthümer beruht, sollten Dänemark und die Herzogthümer nichts, weder im Kriege noch im Frieden, gemein haben als die Person des Herrschers. Jedes Land sollte seine Kriege für sich führen; über die Königsau, die Nordgrenze Schleswigs gegen Jütland, hinaus, sollte die Mannschaft nicht verpflichtet sein, Kriegsdienste zu leisten.

Es wäre denn auch wahrlich für die thatsächliche Selbständigkeit der Herzogthümer besser und schutzkräftiger und für ihr Gut und Blut heilsamer gewesen, würden sie sich niemals auf ein Kriegsbündniß mit Dänemark, von welcher Art

auch, eingelaſſen haben. Dies geſchah zuerſt durch Vertreibung des genannten Herzogs Chriſtian, ſpäter König Chriſtian III., durch die ſogenannte Union, zu Stande gekommen auf einem Landtage zu Rendsburg im Jahr 1533. Um ſich dem, mit der Königswahl zaudernden däniſchen Reichsrath genehm zu machen, hatte Chriſtian ihm zuerſt dies Bündniß vorgeſchlagen und dieſer, ſchnell begreifend, daß der Vortheil ganz auf Dänemarks Seite lag, hatte mit der Annahme nicht geſäumt. Das Bündniß bezog ſich auf gegenſeitigen Beiſtand in Vertheidigungskriegen gegen dritte Mächte. Würde Dänemark bedroht, ſollten die Herzogthümer mit 150 wohgerüſteten Pferden beiſpringen, umgekehrt Dänemark den Herzogthümern mit der doppelten Zahl; nöthigenfalls aber beiderſeits mit geſammter Macht. Ueberdies ſollten Uneinigkeiten zwiſchen den beiderſeitigen Fürſten durch ein Schiedsgericht von je acht, zu dieſem Behuf ihres Unterthaneneides zu enthebenden Räthen, Uneinigkeiten zwiſchen den beiderſeitigen Unterthanen durch ein ähnliches Schiedsgericht von

je vier Räthen geschlichtet werden, beides binnen höchstens einer Jahresfrist und nöthigenfalls mit Zuziehung eines Obmannes.

Bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, im Jahr 1623, ward diese Union dahin erweitert, daß die unionsmäßige Hülfe verdoppelt und bedingungsweise auch auf Angriffskriege ausgedehnt wurde. Beides Theils Unterthanen sollten in die Dienste des Feindes treten u. s. w.

Die unglückliche Union ist das einzige rechtliche Sachverhältniß, das zwischen den Herzogthümern und dem Königreich Dänemark existirt. Sie ist mehrmals bestätigt und bis auf diesen Tag nicht aufgehoben worden. Was sie die Herzogthümern gekostet, mag man sich anderwärts berichten lassen. Was vermag übrigens schlagender die völlige unabhängige Stellung der Herzogthümer, ihre Selbständigkeit und Geschiedenheit von Dänemark zu beurkunden, als dies in der gewöhnlichen Form des Traktats zwischen zwei gleich souverainen Mächten geschlossene Bündniß! Die Dänen wollen alles gern praktisch; da haben sie

denn ein praktiſches Beiſpiel gegen ihre Staatseinheitstheorie.

Im Jahr 1544 ſchritt endlich König Chriſtian zu der verhängnißvollen Landestheilung zwiſchen ſich und ſeinen mündig gewordenen Brüdern. Damit der Einheit der Herzogthümer kein Eintrag geſchehe, ſollten die Theilherrſchaften zerſtreut liegende Landmaſſen bilden. Herzog Adolf wählte den Gottorfſchen Antheil, der König-Herzog den Sonderburgſchen, Herzog Johann den Hadersleben'ſchen. Dem jüngſten Bruder, Herzog Friedrich, der damals noch nicht mündig, wurde die Verſorgung mit einem Bisthum, oder, wenn dies nicht anginge, mit dem vierten Landestheil zugeſagt. Er ſtarb als Biſchof.

Eine zu denken gebende Thatſache war indeß daß Chriſtians Sohn und Nachfolger König Friedrich II. die lehnsherrlichen Anſprüche der däniſchen Krone auf das Herzogthum Schleswig wieder hervorholte. Die Herzoge nahmen, auf Zureden des Churfürſten von Sachſen ihren Schleswigſchen Antheil zur Lehne, ſo wie Fried-

rich denn selber als König, sich selbst, als Herzog belehnte. In dem desfallsigen Odenseer Vergleich von 1579 wurde sogar festgesetzt, daß das Herzogthum Lehnsdienste zu leisten habe, 40 Mann zu Roß und 80 Mann zu Fuß oder eine entsprechende Geldsumme zum Abkaufe — doch nur, wenn der Krieg mit Rath und gutem Bedenken der Herzoge angefangen sei. Außerdem verpflichteten sie sich, an keiner Fehde gegen Dänemark Theil zu nehmen. Das war allerdings ein Rückschritt und eine neue unbefugte Alteration der staatsrechtlichen Grundlage von 1460. Uebrigens war die Lehnsbürde Schleswigs nicht zu vergleichen mit den Lehnspflichten und der ganzen Stellung des Herzogthums Holstein gegen Kaiser und Reich; für Schleswig existirte nicht einmal ein Lehnsgericht und die Herzoge übten die volle Landeshoheit aus, während sie als deutsche Fürsten beschränkt waren. Endlich fiel später und da für immer die letzte Fessel, die in diesen aufgefrischten Lehnsherrlichkeitsansprüchen Dänemarks für das Herzogthum Schleswig lag, indem, wie wir be-

richten werden, für den herzoglichen und königherzoglichen Theil die ausdrückliche Souverainetätserklärung erfolgte.

Durch den Tod des unvermählten Herzogs Johann (genannt der Aeltere) im Jahr 1580, schmolz die Regentschaft der Herzogthümer auf zwei Häupter zusammen, gewählt von den Ständen. Vorhandene Erbschafts- und Erbfolgestreitigkeiten wurden dahin beigelegt, daß der König und der Herzog sich in Johanns Erbe theilten. Ein jüngerer Bruder des Königs, Johann der Jüngere, der Stammvater der Sonderburger Linie, wurde mit einigen kleineren Besitzthümern abgefunden, die er jedoch durch Ankauf von Gütern so zu vermehren wußte, daß er fünf Söhnen ganz hübsche Vermächtnisse hinterließ, Alexander Sonderburg, Johann Adolf Norburg, Christian Arroe, Philipp Glücksburg, Joachim Ernst Plön und andre holsteinsche Besitzungen. Der sechste Sohn, Friedrich, einstweilen mit Geld entschädigt, erbte später den Norburgschen Antheil, wie der von Arroe in die

übrigen vier Linien getheilt wurde. Es wäre für einen Familienhistoriographen wahre Herkules-Arbeit, die Geschichte der Rechtsstreitigkeiten dieser abgetheilten Herren unter sich und mit der Regierung zu schreiben. Gegenwärtig sind sämmtliche Häuser erloschen bis auf das Sonderburgsche, welches noch in der ältern Augustenburgschen und jüngeren Beckschen Linie blüht, auf welche letztere der Titel der 1779 ausgestorbenen Glücksburger erst seit 1825 übergegangen ist. Da die kleinen Besitzungen dieses Hauses nur einfache fürstliche Privatgüter sind, tritt dasselbe nur in Beziehung auf die Erbfolge in den Vordergrund der Gegenwart. Um übrigens auch gegen die ältere Ritterschaft gerecht zu werden, mag hier bemerkt werden, daß ihre standhafte Weigerung, dem Herzog Johann als Regenten zu huldigen, wie der König es verlangte, das Bestreben verrieth, ihren Fehler wieder gut zu machen, oder vielmehr bei dem hinlänglichen Uebel der Zweiherrschaft stehen zu bleiben.

Wir nähern uns jetzt einem wichtigen Ab-

schnitte in der Verfassungsgeschichte der Herzogthümer, der Einführung des Erstgeburtrechtes im Herzoglich Gottorfschen Hause, 1608, im herzoglich-königlichen 1650.

Um den Schwächungen der Macht seines Hauses durch Theilungen vorzubeugen, errichtete Herzog Johann Adolf am 9ten Januar 1608 ein Erbstatut unter dem Titel und in Form einer väterlichen Verfügung für seine Nachkommen.—Stets sollte der erstgeborne Sohn in absteigender Manneslinie und zwar zuerst in der ältesten, nach deren Erlöschen in der zweiten und so immer, bei dem Aussterben einer älteren Linie der männlichen Glieder, der Erstgeborene in der folgenden jüngeren die gesammten Länder erben, ohne Veräußerung irgend eines Theils derselben. Die übrigen volljährigen Prinzen sollten mit Geldreputaten oder Apanagen abgefunden werden.

Dies Erbstatut erhielt schon im folgenden Monat seine Bestätigung von dem Kaiser als Lehnsherr von Holstein, und im folgenden Jahr

von König Christian IV. als Lehnsherrn von Schleswig.

Den Ständen machte Johann Adolf keine Anzeige von diesen Vorgängen, ließ bloß gelegentlich durch seine Commissarien äußern, daß durch eine besondere kaiserliche Provision vorgesehen sei, daß künftig in der Gottorfschen Linie nur ein regierender Herr succediren werde.

Erst nach dem Tode des Herzogs kam es zu Erklärungen und umständlichen Verhandlungen. Offenbar besaß kein Fürst von Schleswig-Holstein das Recht, aus eigenem Gutdünken Veränderungen in der verfassungsmäßigen Wahlart zu treffen. Bis dahin hatten die Landstände das freie Wahlrecht geübt, das ihnen laut des Grundvertrages mit einziger Beschränkung auf die Söhne des letzten Regenten oder im Ermanglungsfalle auf die übrige männliche Nachkommenschaft Christians I., zukam. Bis dahin wurden die Regenten des Landes durch den Akt der Wahl erst dazu gemacht, indem sie vorgängig die Kapitulation eidlich bestätigen muß-

ten, erkannten sie, mit ihr, dies höchste Recht der Landesrepräsentanten feierlich an.

Jetzt trat, nach dem Tode des Herzogs Johann Adolph, sein ältester Sohn, mit einem Familien-Erbstatut und Belehnungsbriefen vom deutschen Kaiser und vom Könige von Dänemark, die er sich sogleich verschafft hatte, vor die versammelten Stände, und verlangte, daß sie ihm als Erbfürsten huldigen sollten.

Die Stände erklärten, sie wären bereit, ihn zum Landesfürsten zu wählen, wenn er vorher die Privilegien (die Verfassung) bestätigen und ihre Beschwerden erledigen würde.

Ihnen wurde die Antwort: Man fände die Erklärung der Stände befremdlich und wunderlich; nicht Wahl, sondern Erbhuldigung sei verlangt. Kaiser Rudolf II. habe in einem bisher geheim gebliebenen Mandat das rebellische Wahlrecht der holsteinischen Stände aufgehoben.

Die Stände wiesen nach, daß das Wahlrecht verfassungsmäßig gegründet sei. Uebrigens wollten sie sich verpflichten die beiden regierenden

Häuſer nie zu umgehen und allemal den älteſten Sohn des zuletzt regierenden Herrn an ſeiner Stelle erwählen.

Antwort: Man verlange Erbhuldigung — die Stände wurden, wenn ſie ſich weigerten, die Ungnade ſowohl des Kaiſers als des Königs zu erwarten haben.

Nun erklärten die Stände: weil (denn) die gebrauchten Worte Wahl und Erwählen (derzeit) verhaßt und bedenklich wären, ſo wollten ſie den Herzog als weiland Herzogs Johann Adolf älteſten Sohn, für ihren regierenden Landesfürſten und Herrn erkennen und annehmen, dahingegen der Zuverſicht leben, er werde vorher die Beſtätigung der Privilegien und die Erledigung der Beſchwerden vernehmen.

Der Herzog zeigte ſich zufrieden mit der Erklärung; allein die Kommiſſarien des Königs verlangten, das Wörtchen „als“ ſolle geſtrichen werden, und nach den Worten „älteſten Sohn“ ſtehen „für ihren, von Ihro Kaiſerlichen und von Ihro Königlichen Majeſtät belehnten Landesfürſten.“

Sprachrichtig und sachgemäß wendeten die Stände ein, durch die Weglassung des Wörtchens „als“ würde das Recht der Erstgeburt auf die Regierung aufgehoben; durch den Zusatz der Worte aber „vom Kaiser und vom Könige belehnten Fürsten“ würde die Belehnung als die Ursache und das Fundament der Huldigung festgesetzt, welches sie nicht zugeben könnten.

Trotzig wiederholten die Kommissarien: das Recht der Erstgeburt ginge die Unterthanen nichts an, darüber hätten die Landesherrschaften selbst sich zu vergleichen, und die Huldigung müsse dem Herzog allerdings als dem vom Kaiser für Holstein, vom Könige für Schleswig konstituirten Landesfürsten geleistet werden.

Indeß ließ der König selbst, wie der Herzog, sich die Erklärung gefallen. Nachdem man sich also über die Form einig geworden war, in welcher die Bestätigung der Landesverfassung durch den Herzog abgefaßt werden sollte, ging die eidliche Bestätigung vor sich und ihr folgte die Huldigung.

Man muß bekennen, daß es für die Stände bei dieser wichtigen Gelegenheit schwierig war, ihre Stellung und die Grundlagen der Verfassung zu behaupten. Damals war die Fürstengewalt bereits über die ständische hinausgewachsen. Der große Wendepunkt war eingetreten. Dies mußte unausbleiblich der Fall sein, da das ständische Institut entwicklungslos in seiner starren ritterschaftlichen Abgeschlossenheit verblieb und seine egoistische Landesvertreterschaft dem nicht mittagenden Lande gegenüber sich immer mehr als bloße Arroganz herausstellte. Mit der unvergleichlichen Volkskraft der Friesen, der Dithmarschen, der urfreien sächsischen Bevölkerung der Aemter verbündet, hätte die schleswig-holsteinische Landesvertretung allen Uebergriffen und Willkuren der Fürstengewalt Trotz bieten können, hätte sie den göttlichen Unsinn der Souverainitätsmystik niemals aufkommen lassen und mitten im bündisch wedelnden Kontinental-Europa ein Land der Männer, ein klein England und etwas Besseres darstellen können. Doch Volk und Adel sollten sich,

wie im übrigen Deutschland, so besonders hier, am Elb- und Nordseeufer, nie verbinden und am Ende läuft ja auch diese Verbindung, wie wir an England sehen, auf eine glänzende Mißgeburt hinaus. Der Adel wollte und will nicht neben dem Volk, das Volk nicht unter dem Adel stehen und so wird überall das Adelsvolk in dem Volksadel auf- und untergehen müssen. In Holstein und Schleswig war das Volk die Macht der Regenten. In ihrem Verfassungskampfe hatte die Ritterschaft das Volk nicht hinter sich, sondern gegen sich, oder es blieb dasselbe ohne gehörige Theilnahme selbst an den Streitfragen, welche um Recht und Wohlfahrt des Ganzen handelten. Daher denn an eine wirksame, das Wesen und die Wahrheit der Verfassungsrechte des Landes aufrecht erhaltende Vertheidigung von Seiten des Ritterschaftskorps und ihres magistratlichen Appendix nicht zu denken war, sondern höchstens die Form gerettet werden konnte, die Form, die in Staatssachen unter Staatsleuten und Staatsleuten gegenüber allerdings ihren Heiligenschein behält

und, was mehr, zu einer vortrefflichen Waffe dienen kann, um den Legitimitäts-Jesuitismus der Regierungen auf ihrem eigenen Felde zu schlagen und den ehrlichen Staatsleuten und Rechtsgelehrten, die es gut meinen mit Volk und Fürsten, mitunter Gelegenheit zu geben, dem Willen der Nation, oder dem [illegible]s doch geschehen wird und muß, die revolutionaire Spitze abzubiegen. Die Formen der staatsgrundgesetzlichen Rechtsverfassung hat die schleswig holsteinische Ritterschaft wirklich mit hartnäckiger Tapferkeit, seltener Ausdauer und großem Aufwand von Reservationsmitteln vertheidigt. Die Regierung, wohl wissend, daß es sich doch nur um Worte handelte, ließ sich häufig angelegen sein, die Empfindlichkeit der Stände zu schonen, wie dies auch am Schluß der obigen Verhandlungen der Fall war. Von beiden Seiten war das beliebteste Auskunftsmittel die diplomatische Zweideutigkeit, das Anbringen von kleinen Fallen, Häkchen, elastischen Ausdrucken, welche jede Partei in ihrem Sinne ausdeuten konnte. Zu den ausgezeichnetsten Kabinetstücken dieser Art werden wir nun bald gelangen; es

sind die Patente und Huldigungsformulare von 1721. Zufälliger Weise behauptet hier aber gut Deutsch den Sieg über die welsche Perfidie, welche Sr. Majestät Staatsrath in der »Motivirung« hinein oder richtig herausgewittert hat. Doch fahren wir einstweilen fort.

Ein Erbstatut, welches auf gleiche Weise wie das Gottorfische die Primogenitur in der königlichen Linie einführte, errichtete der König Friedrich III. im Jahr 1650. Auch das Haupt dieser Linie fühlte also die Nothwendigkeit, die Regierungsmacht vor den prinzlichen Theilungen und die Hülfsmittel ihrer Unterthanen vor dem Auffressen durch mehrere mitregierende Höfe und glänzende Hofhaltungen zu schützen. Desselben Jahres 1650 wurde auch, auf Klage der Landleute, in den von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges so schwer heimgesuchten Herzogthümern eine allgemeine Wolfsjagd verordnet, sie muß aber nicht viel geholfen haben, da die Klage der Landleute sich im nächsten Jahr wiederholte. Derselbe Fall war's mit den Hofhaltungen.

Die Primogeniturgeſetze von 1608 und 1650 ſind niemals aufgehoben oder verändert worden und gelten bis auf den heutigen Tag. Sie begründen nicht das Recht der Herrſchaft, ſondern beſtimmen nur die Regierungsfolge auf den Grund des Nationalvertrags von 1460, indem ſie das Wahlrecht der Landesvertreter, ohne Veränderung des Grundes und der Quelle der Regierungsgewalt, in Erbfolge mit Erſtgeburtrecht in abſteigender Mannslinie umſchlagen laſſen. Selbſt das Wahlrecht des Landes würde in dem Fall wieder hervortreten, wenn Chriſtians I. Mannesſtamm völlig erlöſchen ſollte oder wenn unauflösliche Streitigkeiten in der Familie oder unter den ſich erbberechtigt Glaubenden die Entſcheidung des Landes nothwendig machen würden. Unter welcher Form dann auch die Entſcheidung des Landes einträte, ſie wäre ihrem Weſen nach Wahl, fließend aus derſelben nationalen Rechtsquelle wie der Grundvertrag von 1460 und verburgt durch dieſen.

Mit ſeltſamer Abwendung von dem eigent-

licher Inhalt erwähnt die „Motivirung“ des dänischen Staatsraths der Primogeniturgesetzgebung. Die Stelle lautet:

„In den schon angegebenen Vorzügen der regierenden Linien trat im siebenzehnten Jahrhundert (nicht mal dies und consul für Erbfolgegrundgesetze in einem der Erbfolge gewidmeten Gutachten!) noch der wichtige Unterschied, daß die Landstände ihnen gegenüber auf ihr Wahl- oder Verwerfungsrecht zu Gunsten des jedesmaligen Erbgeborenen verzichteten, daß also in deren von jetzt an unantastbarem Besitz eine feste Erbfolge Statt fand, während (!) die Stände der sonderburgischen Linie fortwährend die Erbhuldigung verweigerten. Diesem Mangel wurde, wie weiter unten zu erwähnen ist, in keiner Weise abgeholfen und so blieb, was das Verhältniß zu den Landständen angeht, das Erbrecht dieser Linie beständig in Frage gestellt.“

Der wichtigste Punkt, auf den hier Alles ankommt, der entscheidende Punkt, daß nur der Mannslinie die Erbberechtigung zugesprochen

worden, dieſer nähere Charakter der feſten Erbfolge wird nicht herausgehoben. Und wäre das Wort ein Felsſtein geweſen für die „Motivirung“ und den „offenen Brief,“ es hätte nicht fehlen dürfen. Die Beſtimmung iſt doch einmal vorhanden und ſie ſchließt nun doch einmal — falls ſie nicht rechtsgültig aufgehoben — die Weiberlinie von der Regierung der Herzogthümer aus.

Statt deſſen nimmt der Bericht von vorn herein die ſchiefe Wendung auf die Erbanſprüche der ſonderburgſchen oder jüngeren königlichen Linie. Und hätte ſich daraus nur noch ein ſchlagendes Argument geſtaltet. Aber was da von der Seite gegen jene Erbanſprüche angebracht wird, hat weder Hand noch Fuß. Durch die Weigerung der Stände, der ſonderburgſchen Linie zu erbhuldigen, iſt das Erbrecht dieſer Linie von Seiten der Stände nicht im Geringſten in Frage geſtellt worden.

König Friedrich III. ſtellte noch im Jahr 1649, alſo ein Jahr vor Errichtung ſeines Erbſtatuts, der ſonderburgſchen Linie, allen männlichen Nach-

kommen Johann des Jüngeren, einen Gesammtlehensbrief über das Herzogthum Schleswig aus. Aber selbst durch dies Anerkenntniß der Erbberechtigung der sonderburger Linie ist deren wahrer staatsrechtlicher Grund so wenig mehr bestätigt worden als durch die Weigerung der Stände, durch Wahl und Huldigung eine dritte regierende Linie zu schaffen, geschwächt. Das Prinzip der Regierungsnachfolge in den Herzogthümern wird weder durch dies ständische Verhalten gegen die sonderburger Linie, noch durch gewisse ehemalige Feudalformen, Lehnbriefe, Lehnbesitzthümer oder gar Familien und Personalwillküren berührt. Das Prinzip ist so einfach und läßt sich in zwei Worten aussprechen: der Mannesstamm herrscht. Darum kann's der Bürger und der Bauer in den Herzogthümern so leicht begreifen und hat glücklicherweise keinen dänischen Staatsrath nöthig, um sich eine feste Ueberzeugung von Wahrheit und Recht beibringen zu lassen. Indeß kommen wir noch oft und hauptsächlich am Schluß auf die parteilosen, unbefangenen, verbreitete

Irrthümer berichtigenden Ansichten des dänischen Staatsraths in der erwähnten speciellen Beziehung zurück.

In Ansehung der nächsten Periode der Staatsrechtgeschichte der Herzogthümer wollen wir, was die Haupttbatsachen betrifft, die kurzgefaßte Darstellung der Kopenhagener Staatsschrift zu Grunde legen, und sodann ihr die erforderlichen Erläuterungen nachfolgen lassen.

„Durch die Friedensschlüsse von Rothschild und Kopenhagen von 1658 und 1660 verlor Dänemark seine Provinzen jenseits des Sundes und die Lehnsherrlichkeit über den gottorpischen Antheil von Schleswig. In den Souverainitätsdiplomen vom 12ten Mai 1658 wurden, wie der Herzog Friedrich III. von Gottorp, so König Friedrich III. als Herzog zu Schleswig von der Lehnspflicht gegen das Reich und die Krone (Dänemark) gänzlich liberirt und losgesprochen und erhielten für sich und ihren Mannsstamm über das Herzogthum Schleswig (sowohl über den privativen als den gemeinschaftlich geführten An-

theil) die Souverainität „mit allen ihren Ehren, Würden und Vorsitzen.“ Die Krone Dänemark begab sich aller Lehn-, An- und Zusprüche, namentlich des jus infeudationis et sublimis dominii [1]).“

„Dabei wurden außer den Privilegien der Unterthanen und der Unveräußerlichkeit des nunmehr souverainen Besitzes alle mit Aufhebung des Lehnverbandes vereinbaren Verträge und namentlich die Ewige Union der Herzöge zu Schleswig mit dem Reich Dänemark ausdrücklich vorbehalten und bestätigt.“

„Es ist bekannt, daß sowohl der Rendsburger Vergleich von 1675, kraft dessen Herzog Christian Albrecht von Gottorp auf alle im Kopenhagener Vergleich vom 12ten Mai 1658 erlangten Vortheile wieder verzichtet, als auch die im Jahre 1676 erfolgte Sequestration des Gottorpschen Antheils ohne Folgen blieb, indem

---

[1]) Belehnungs- und Oberherrlichkeitsrecht.

der Herzog durch den Frieden von Fontainebleau (1679) in den souverainen Besitz seines Antheils wieder eingesetzt wurde."

„Neue Streitigkeiten und Verwicklungen veranlaßten aber König Christian V., denselben durch ein Patent vom 30sten Mai 1648 einzuziehen und förmlich mit dem seinigen zu vereinigen. In diesem Patent erklärt der König, unter Berufung auf die vom Herzoge verletzten Unionen und Erbverträge, daß er dessen Antheil am Herzogthum einziehen und mit dem seinigen vereinigen wolle. Er gebiete demnach Prälaten, Ritterschaft, Städten, auch gesammten Eingesessenen, geistlichen und weltlichen, des Herzogthums, Ihn hinführo für ihren alleinigen Landesherrn im Herzogthum Schleswig zu erkennen, wogegen er ihnen ihre gesammten Privilegien, Rechte und Gerechtigkeiten confirmire, um sie sammt und sonders in seinem königlichen landesherrlichen speciellen Schutz nehme.

„Durch ein ferneres Patent vom 28sten Juli 1684 wurden darauf Prälat, Ritterschaft und Besitzer adliger Güter zum 9ten Julius desselben

Jahrs nach Gottorf entboten, um dem Könige als alleinigen souverainen Landesherrn den schuldigen Eid der Treue zu leisten. Dieser Eid wurde denn auch am gedachten Tage geleistet, und zwar dem Könige und dessen rechtmäßigen Erbsuccessoren in der Regierung, wobei am Eingange wiederholt ist, daß derselbe den gottorpschen Antheil einzuziehen und mit dem seinigen zu vereinigen für gut befunden habe. Am Schluß geloben die Schwörenden, dem König als ihren souverainen König und Landesherrn Treue und Gehorsam."

„Aus dem darüber aufgenommenen Protocoll ist anzuführen, daß einigen gottorpschen Beamten auf die Frage, wie sich ihre künftigen Dienstverhältnisse gestalten würden, gerathen ward, sich nunmehr als treue schleswigsche Unterthanen zu comportiren und den fürstlichen Dienst aufzugeben."

Nachdem durch den Altonaer Vergleich von 1689 und den Traventhaler Frieden von 1700 der Herzog von Gottorp abermals in die Souverainität restituirt worden, trat zwischen den

beiden Linien ein beſſeres Vernehmen ein . . . . Die wichtigſte hieher gehörige Thatſache in dem genannten Zeitraume iſt die Ablöſung des Herzogthums Schleswig aus dem däniſchen Lehnsverband durch die Souverainitätserklärung im Jahr 1658.

In der Fundamentalverfaſſung des Herzogthums wurde durch die Souverainität nichts geändert. Der Herzöge von Schleswig Regierungsrecht war weder auf die Vaſallenſchaft gegründet noch in der Ausübung von der däniſchen Oberherrlichkeit abhängig geweſen. Für Dänemark war indeß der Augenblik, als es ſeine alte Belehnungsfahne zerbrechen mußte, ein drückender; denn ſo beſtäubt und wurmſtichig dieſe alte Reichsreliquie auch war, es niſteten doch immer noch Erinnerungen des Stolzes und niemals aufgegebene Hoffnungen darin. Bekanntlich waren es ſchwediſche Waffen, welche der mitregierenden Gottorfſchen Herzogslinie in den Friedensſchlüſſen von Rothſchild und Kopenhagen die Befreiung von dem Lehnsverbande auswirkten, was die na-

türliche Folge hatte, daß auch die königliche Linie, um nicht hinter Gottorf zurückzubleiben, sich lehnsfrei sprechen ließ oder vielmehr, daß der König Friedrich III. sich selbst als Herzog von Schleswig und seine herzoglichen Nachkommen von der Lehnspflicht gegen die dänische Krone entband. Von Seiten der Herzöge wurden bei dieser Gelegenheit die Privilegien, das ist, die Verfassung des Herzogthums, bestätigt, so wie auch das mehrerwähnte Kriegsbündniß der Herzogthümer mit Dänemark, genannt die Union, beiderseitige neue Bekräftigung fand.

Indeß konnte die dänische Krone den Verlust ihrer Provinzen in Schweden und ihrer Lehnsherrlichkeit über Schleswig nicht so leicht verschmerzen. Das Verlangen, die Gottorfische Regierung ihrer kaum gewonnenen Souverainität wieder zu berauben oder gar sie zu stürzen, brach um so rücksichtloser hervor, als es sich mit den wahren oder angeblichen Besorgnissen verband, Gottorf habe Feindseligkeiten im Sinne und werde mit den Schweden gemeinschaftliche Sache machen. Böse

Räthe, wie man sagt, bewogen den König Christian den Fünften den Anfang der Feindseligkeiten, die Gottorf nur mehr fürchten als wünschen konnte, mit einer Handlung zu machen, von welcher die Mauern Rendsburgs noch lange zu erzählen haben werden. Um schnell zum Ziel zu gelangen, ward der Herzog Christian Albrecht, Gast des Königs in jener Festung, nach freundlicher Bewirthung, nichts ahnend, plötzlich als Gefangener behandelt, dann bei verschlossenen Thoren jener Rendsburger Vergleich eingeleitet, in welchem der Herzog der Souverainität über Schleswig und dem freien Recht der Bündnisse entsagen und versprechen mußte, binnen Jahr und Tag die Belehnung über das Herzogthum zu suchen und anzunehmen. Der Herzog, auch in der Freiheit von Regimentern des Königs umgeben, die seinem Lande Kriegskontributionen auferlegten, flüchtete nach Hamburg. Im Jahr 1676 erfolgte darauf die erste Sequestration des Gottorfschen Antheils, die indeß wieder aufgehoben wurde durch den Frieden von Fontainebleau.

welcher den Herzog in den Besitz der Souverainität zurückversetzte. Als aber Frankreichs wetterwendische Politik das schwedische Bündniß mit dem dänischen vertauschte, das augenblicklich mehr Vortheile versprach, wurden dem schutzlosen Herzog, der seiner persönlichen Sicherheit wegen, noch immer in Hamburg verweilte, zwölf demüthigende, maßlose, wohlberechnet unannehmbare Bedingungen vorgelegt und es erfolgte das Patent vom 30sten Mai 1684, durch welches der König, dem Herzog mit bekannter Wolfslogik vorwerfend, daß er „von neuem in seine vorige weitaussehende und gefahrliche Maximen“ verfallen, und von sich rühmend, daß er alle möglichen Wege zur Güte versucht habe, die Einziehung des herzoglichen Antheils von Schleswig und die Wiedervereinigung mit dem königlichen erklärt und unter Androhung der königlichen Ungnade und des Verlustes von Hab und Gut, Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten die Huldigung des Landes fordere. Ein Gegenpatent des Herzogs widerlegte, protestirte, reservirte und

befahl unter Androhung gleicher Strafe allen Unterthanen die Beharrung bei Eid und Pflichten. Durch die Vermittlung des Kaisers und der Reichsfürsten, Hollands, Englands, das so eben seine Revolution von 1688 gemacht und Wilhelm von Oranien auf den Thron berufen, unter Begünstigung der Kriege, in welche sich Dänemarks einzigster Bundesgenosse, Ludwig XIV. mit aller Welt verzettelt hatte, auch Schwedens, und vorzüglich durch die Drohung unmittelbaren gewaffneten Einschreitens, kam der Altonaer Vergleich zu Stande, welcher den Herzog auf's Neue in seine volle Souverainität restituirte. Der vielgeprüfte standhaft gebliebene Herzog Christian Albrecht genoß die Ruhe und den Frieden bis an seinen Tod.

Erwähnt mag werden, daß der König gegen eine früher von dem Kaiser niedergesetzte Reichskommission mit dem Bemerken protestirt hatte, er könne dessen Oberhoheit über Schleswig als ein zum Reiche nicht gehörendes Land, keineswegs anerkennen und Holstein sei durch Familienver-

träge (!) so genau mit jener verbunden, daß er in dieser ganz häuslichen Angelegenheit nicht davon getrennt werden könne. Worauf dem König erwiedert wurde: Sei der Kaiser auch vermöge seiner Oberherrlichkeit nicht berechtigt, über Schleswig eine Kommission zu bestellen, so liege ihm doch ob, dahin zu sehen, daß der Herzog von Gottorf weder als Fürst von Schleswig noch von Holstein unrechtmäßig bedrückt werde. Sowohl das Herzogthum Schleswig als das Herzogthum Holstein seien in der Garantie des westphälischen Friedens begriffen, auf welchem der Nimweger Friede sich gründe . . . Der König verrathe genugsam, daß er, wenn man ihm erlaube, Schleswig zu verschlingen, unter dem Vorwand der Gemeinschaft auch Holstein an sich ziehen und sowohl dem königlichen als fürstlichen Theil desselben der höchsten Gewalt des Kaisers und Reichs zu entwinden im Sinne habe.

Unter dem jungen Herzog Friedrich IV.,

einem Jugend- und Geistgenossen des schwedischen Eisenkopfes, Carl XII, spannte sich das Verhältniß zwischen beiden Höfen wieder bis auf's Aeußerste. Dänemark verlangte unter Anderm die Erneuerung der Ewigen Union. Der Herzog verweigerte dieselbe. In der That war die falsche Auslegung, welche die dänische Krone diesen Einigkeits- und Kriegsbundnissen gegeben hatte, der stete Vorwand gewesen, unter welchem des Herzogs Vater angegriffen und in's Unglück gestürzt worden war. Da die Dänen aus ihrer verlorenen Oberlehensherrlichkeit keinen Einfluß mehr ziehen, keine deren Rechte mehr geltend machen konnten, drechselten sie sich aus den Unionen die Ansprüche eines suprematischen Charakters zusammen. Und so wollte man auch dem jungen Herzog aus den Unionen das Waffenrecht (jus armandiae) und die erlangte Unabhängigkeit des Gottorfischen Theiles bestreiten, wogegen letzterer sich auf seine traktatenmäßig anerkannte Souverainität berief. Treffend hatte schon der Kaiser, in dem erwähnten Schreiben an den König Chri-

ſtian V., bemerkt: Man berufe ſich vergebens auf die Unionen zwiſchen Schleswig und Holſtein [1]; denn obwohl dieſe ewig ſeien, ſo leuchte es doch ſonnenklar ein, daß, da der König ſie durch unzählige Handlungen zu verletzen ſich nicht ſcheue, ſie von ihm ſelbſt als zerriſſen betrachtet würden.

Im Jahr 1699 brach der Krieg wieder los, aber diesmal endete er ſchnell. Der König hatte ſich verrechnet. Vertrauend auf ſein Bündniß mit dem ruſſiſchen Czar und auf die große Jugend Carls XII. ließ er das herzogliche Gebiet beſetzen. Da rückten deutſche, ſchwediſche und holländiſche Truppen in Holſtein ein, dem Herzog zur Hülfe, eine vereinte ſchwediſche, engliſche und holländiſche Flotte bombardirte Kopenhagen, Carl XII. ſelbſt aber führte durch die Landung

---

[1]) Die Unionen gingen von Anfang an ſowohl auf ein befreundetes Zuſammenhalten Dänemarks und der Herzogthümer als auf ein einmüthiges Verfahren zwiſchen den ſämmtlichen Fürſten des holſteiniſchen Hauſes.

mit 15,000 Mann Belagerungstruppen die schnellste Entscheidung herbei. Am 1sten August 1700 erfolgte zu Traventhal, einem Lustschloß des Herzogs, die Bestätigung des Altonaer Vergleichs, nebst ausdrücklicher Einräumung, daß dem Herzog das Waffenrecht gebühre.

Geben wir nun zu den näheren Betrachtungen über, zu welchen uns die oben berichteten Thatsachen auffordern.

Wir haben bemerkt, daß die Grundlagen des schleswig-holsteinischen Staatsrechts durch die Souverainitätserklärung keine Veränderung erleiden konnten. Der Grund der Regierungsgewalt für beide regierende Linien blieb unerschüttert derselbe. Die Souverainität des König-Herzogs und des Herzogs bedeutete für keinen Theil etwas mehr oder weniger als die Befreiung vom dänischen Lehnsverbande, während beide Herzöge wegen Holstein im deutschen Reichsverbande blieben und bei dem Kaiser zur Lehne gehen mußten.

Waren aber auch die fraglichen Grundlagen dieselben geblieben, die Ansichten und Ansprüche

der Fürsten, ihr Verhältniß zu den Ständen und dem Lande, ihre Sprache, ihr Auftreten und Verfahren, so wie anderntheils das der Stände, hatten eine beträchtliche Veränderung erlitten, ja man kann sagen und es wird sich den Lesern selbst schon zur Ueberraschung aufgedrängt haben, die ganze moralische Stimmung, die Physiognomie der Zeit hatte sich umgewandelt und ging ersichtlich einer nur noch größeren Umwandlung entgegen. In der That kann man nun die folgende Geschichtsepoche gar nicht verstehen, ihren Zusammenhang mit dem Früher und daß es dieselben Subjekte und Objekte sein können, begreifen, wenn man auf die Verwandlungen und Uebergänge, die schon in dieser Periode vorgehen, nicht sein Augenmerk richtet.

Wir befinden uns in den Zeiten nach dem westphälischen Frieden, in diesen unsäglich schlechten und zum Besserwerden doch so nothwendigen Zeiten, in welcher der Feudalstaat in die Monarchie der Kabinette und der Bajonette überging,

welche ihrerseits wieder dem freien Rechtsstaat zu unterliegen bestimmt war.

Durch den westphälischen Frieden gingen die Vasallenschaften des Mittelalters in andere Landeshoheiten über. Die Fürstenmacht entriß sich ihren alten historischen Wurzeln, sprengte ihre alten historischen Bindungen, wollte fortan auf sich selber stehen, in sich selber ruhen. Diese neugebackenen Landeshoheiten des westphälischen Friedensschlusses wußten allmählig ihre Höhe und Tiefe gar nicht mehr abzuschätzen, die Tiefe wurde so unergründlich, daß sie einem göttlichen Geheimniß gleich kam und die Höhe wurde so hoch, daß alle bisherigen Lebensgrößen in tiefster Demuth vor ihr verschwanden. So mehr und minder in ganz Europa. Der alte künstliche Kreislauf der Staatsdinge gerieth ins Stocken. Ein großes Triebrad setzte sich an die Stelle all der kleinen, den fruheren Geltungen des Rechts und der Macht stellte sich ein Wille gegenüber, der aus seiner Allmacht zuletzt kein Hehl mehr

machte und mit Ludwig XIV. ausrief, der Staat das bin ich!

Und früher noch als dies berühmte Wort in Frankreich gesprochen wurde, das doch immer nur ein Wort war und den Willen, das Streben, die Anmaßung bedeutete, kam es in einem andern Lande, in Dänemark, zur That, zu allgemeiner staatsrechtlicher Wirklichkeit. Wer hat nicht von der dänischen Königsrevolution gehört, die in wenig Tagen des Jahres 1660 das gebundenste Wahlreich stürzte und die absoluteste Regierung, die je die Sonne beschienen, eine wahre magna Charta der Despotie, für das Königreich einführte. Wir können uns hier nicht aufhalten bei dem Gefühl des Erstaunens und der Verwunderung, welches diese beispiellose Revolution bei Jedermann erregen muß. Es hat etwas Unheimliches, die uralten Grundfesten eines Reiches so schnell, so augenblicklich, so geräuschlos versinken zu sehen. Da ist ein Volk, das sich der Unterdrückung und dem Uebermuth seines Adels nicht anders zu entziehen weiß als durch

Selbstvernichtung, indem es Freiheit, Eigenthum und Leben dem Könige preisgiebt. Da ist ein Adel, der Jahrhunderte lang Könige macht und beherrscht und auf einem Streich, ohne Gegenwehr, ohne daß ein Tropfen Blut den Boden färbt, seiner Macht entkleidet wird und nun in nackter Rechtlosigkeit gleich allen übrigen Unterthanen vor den Stufen des Thrones niederkniet. Was ist das für ein Volk? Hat seine Brust je für Recht und Freiheit geschlagen? Was ist das für ein Adel? Ist er je von Stolz, Ehrgeiz und ritterlichem Muth durchdrungen gewesen? Diese ganze Revolution, so unerhört, so ungeheuer auch, ich gestehe es, sie hat nichts Tragisches, sie bietet nur einen jammervollen Anblick dar. Ein einziger Auftritt stößt die ungebärdigste Aristokratie von der politischen Schaubühne und sie trollt sich nach Hause, zu ihren Bauern, nach dem Mist ihrer Junkerhöfe; die staatsrechtliche Löwenhaut ist abgezogen, es bleibt nur der Pflugstier übrig. Und niemals, so rühmt die Geschichte, hat der Pflug-

ſtier wieder Miene gemacht, den Löwen ſpielen zu wollen.

Das däniſche Königsgeſetz iſt der vollendete religiös politiſche Abſolutismus. Die lex regia erklärt den König erhaben über alle menſchlichen Geſetze, ihn bindet kein Eid, ausgenommen der, keinen Titel an der lex regia, der Quelle ſeiner Allmacht, zu ändern, er kann Geſetze geben und aufheben, alle Beamte, ſelbſt die Richter, willkürlich abſetzen, kann ohne Spruch und Richter über Leben und Tod verfügen. Man rühmt die Milde und Humanität der däniſchen Regenten, gegenüber dem ſchauerlichen, alle Rechte der Perſönlichkeit vernichtenden, freiheitmörderiſchen Königsgeſetz. Wurde man ſich nicht eher über das Gegentheil wundern müſſen? Kann ein Mann des ziviliſirten Europa und hätte er auch in einer Königswiege gelegen, anders als durch ſtrenge Geſetzlichkeit und humanes Wollen die ganze Wucht des Gedankens ertragen, die einzige freie Perſon, ja mehr als das, Geſetz, Recht, Schickſal, Gottheit über Geſchöpfe zu ſein, die ſich aus

Verzweiflung an sich selbst, aus blindem Vertrauen zu ihm, ihrer Staats- und Menschenrechte begeben haben?

Man kann sich denken, daß die moralisch politischen Wirkungen des westphälischen Friedens (1648) im Allgemeinen und die der Kopenhagener Revolution insbesondere auch in den Herzogthümern nicht ausblieben. Die neuen schleswig-holsteinischen Souveraine und Landeshoheiten suchten gern zu vergessen und vergessen zu machen, auf welcher vertragmäßigen Basis ihre Macht beruhe. Namentlich war dies der Fall mit den König-Herzögen, deren Ton sich in dem Maß steigerte, wie der der Landstände in dem fortdauernden Jammer der Bürgerkriege, in dem Druck der Zeiten, bei allgemeiner politischer Erschlaffung allmählig tiefer herabsank. Interessant ist in dieser Hinsicht die Zusammenstellung zweier Huldigungstage, die nur durch einen Zwischenraum von dreiundzwanzig Jahren von einander getrennt waren, des Landtags von 1648, auf welchem der König-Herzog Friedrich III. und des Landtags

von 1671, auf welchem Christian V. die Huldigung von den Ständen Schleswig-Holsteins empfing. Man lese und vergleiche!

Als Friedrich' III. der Erwerber der dänischen magna Charta, im Jahr 1611 die Landstände zur Huldigung nach Flensburg berief, war seine Absicht, nicht vorauf, wie herkömmlich, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Die Stände brachten ihm jedoch in Erinnerung, daß alle seine Vorfahren in der Regierung der Herzogthümer den Verfassungseid abgelegt hatten, zeigten sich indeß zufrieden, wenn nur die Eidesformel „so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort" der schriftlichen Bestätigung der Privilegien eingerückt würde. Zu diesem Fall wären sie nicht gesinnt, den Huldigungsakt länger aufzuhalten. Der Erfolg war, daß der König, auf seinem Thron sitzend, durch den Mund seines Statthalters in den Herzogthümern, gelobte, die von ihm schriftlich bestätigten Privilegien des Landes bei wahren Worten, Treu und Glauben, königlich und fürstlich

zu halten. Und hierauf legte die Ritterschaft den Huldigungseid ab.

Christian V., der im Jahr 1670 den dänischen Thron bestieg, ließ sich bei den Landständen wegen vorwichtiger hoher Affären entschuldigen, daß er nicht persönlich zum Huldigungstag erscheinen und seine Gnade gegen die Fürstenthümer blicken lassen könne. Doch würde er sich angelegen sein lassen, seine Absicht bei der ersten Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen.

In ihrer Antwort erkannten die Stände jene Versicherung für eine überschwengliche Huld, und wünschten, daß der König, „der sich bereits einen weltkündigen höchst rühmlichen Namen erworben, Land und Leute bald mit seiner persönlichen Gegenwart beseeligen und bewürdigen wollte."

Der Huldigungstag wurde auf ein Jahr hinausgeschoben und statt des Königs kam sein Statthalter. Die Huldigung sollte durch schriftliche Reverse geleistet werden, der Statthalter die Konfirmation der Privilegien übergeben.

Die Stände machten erst die Ausflucht, sie

seien nicht zahlreich genug versammelt, sie wollten daher mit der Huldigung bis auf den nächsten Landtag warten, wo sie hofften, der König werde sie mit seiner persönlichen Gegenwart beglücken.

Die königlichen Kommissarien antworteten schriftlich, sie wären bestürzt über den Inhalt der ständischen Bittschrift. Die Stände sprächen viel von Devotion, bewiesen aber wenig; verlangten die Konfirmation der Privilegien und weigerten, aus unerheblichen Gründen, die Huldigung. Daß die Verfahren Sr. Majestät die Huldigung persönlich angenommen, sei freie Gnade gewesen. Die Leistung der Erbhuldigung sei eine Pflicht, der sich kein Untertan unter irgend einem Vorwand entziehen konnte. Die Abhelfung der Beschwerden sei nie vor der Huldigung hergegangen (grobe Unwahrheit). Die Stände möchten bedenken, ob ihre dilatorische Erklärung nicht als Widersetzlichkeit angesehen und die Konfirmation der Privilegien wurde zurückgenommen werden.

Die Stände versicherten, es sei ihnen nie

etwas vergleichen, als man ihnen beimeſſen wolle, eingefallen. Sie hätten nur den Wunſch gehegt, das Glück der perſönlichen Gegenwart ihres Landesherrn zu genießen, ihm in eigener Perſon ihre Treue verſichern und ſeine Hände zu küſſen; doch bemerkten ſie, daß vormals die Beſchwerden allerdings vor der Huldigung vorgenommen werden. Sie hofften auch, es würde ihnen die Konfirmation der Privilegien und die angehängte Eidesleiſtung mitgetheilt werden.

Noch an demſelben Tage folgte die Antwort: man wolle den Ständen zu bedenken geben, wie nachtheilig es ihnen könne gedeutet werden, daß ſie die Beſtätigung der Privilegien zur Zenſur einzuſehen begehrten, als ob ſie Urſache hätten, in die Huld der allerhöchſten Herrſchaft Mißtrauen zu ſetzen und als ob ſie, je nachdem ſie die Erklärung ihres Landesherrn befänden, die Huldigung zu leiſten oder zu verſagen befugt wären. Uebrigens könne verſichert werden, daß in der Konfirmation nichts Weſentliches verändert.

Am folgenden Tag ſchritten die Stände zur

Huldigung. Zu gleicher Zeit übergaben ſie eine Bittſchrift an den König. Die Beſtätigung der Privilegien enthielt nicht den angehängten Eid; doch wurde im Text geſagt, daß der König ſie „an Eides ſtatt“ befeſtigt und unterſchrieben habe. In ihrer Supplik bemerkten die Stände, daß Sr. Majeſtat Vorfahren die Privilegien mit einem förmlichen Eide „ſo wahr ihnen Gott helfen ſolle“, bekräftigt hätten. Die Stände nähmen dieſe Worte als einen wirklichen Eid an, zweifelten auch nicht, Se. Majeſtät hätten ſie in gleichem Verſtande genommen. Da dies jedoch als eine Neuerung angeſehen und den Ständen eine Verantwortung deswegen bei der Nachkommenſchaft aufgebürdet würde, ſo hofften ſie, Se. Majeſtät werde dies verbuten wollen, welches am füglichſten dadurch geſchehen könnte, daß Se. Majeſtät die Stände mit ihrer Gegenwart erfreuten, den allgewöhnlichen Eid leiſteten und dadurch das alte ſeit mehr als dreihundert Jahre obſervirte Herkommen beſtätigten.

Man wird aus dieſem Beiſpiel geſehen ha-

ben um wie viel zuverſichtlicher, man möchte, ſagen, grober die Sprache des Hofes und um wie viel höflicher und unſicherer die Sprache und das Benehmen der Stände in dem angegebenen kurzen Zeitraum geworden. Doch wird man auch nicht überſehen haben, daß hinter den Blumen und Geſchmeidigkeiten der Stände auch der Stachel nicht fehlte und daß ſie unter allen Wendungen doch ſtets wieder auf das Herkömmliche und Verfaſſungsmäßige zurückkommen und verweiſen. Aber, um mit einem alten Sprichwort zu reden, da half kein Maulſpitzen, da mußte gepfiffen ſein.

Bald ſollte die ganze landtägige Wirkſamkeit der Stände Schleswig-Holſteins völlig aufhören. Die Landtage gingen beinahe von ſelbſt aus, ſie waren lange Zeit ſchlecht beſucht, und mußten alle Augenblicke, wie die träge brennenden Lichter, abgeſchnäuzt, das heißt, wegen Mangel an Reſultaten geſchloſſen und neu zuſammen berufen werden. Dann konnten ſie wieder ob der Streitigkeiten und Fehden der beiden regierenden Häuſer gar nicht zuſtandekommen. Endlich kam ein

Landtag, der von 1675, oder eigentlich der von 1711, der war der lezte. Von der Zeit an, fand man nicht mehr nothig, daß die alten Landstände ihr Licht über das alte Bundesland leuchten ließen. Vor der Flamme fürchtete man sich eben nicht; aber die gemeinsame Beleuchtung, die Rückbeleuchtung, die nothwendig in die Nacht der Vergangenheit auf den Grund der alten Verfassung fallenden Lichter, die waren verhaßt, bedenklich, unzeitgemäß. Man erlaubte jedoch der Ritterschaft allergnädigst, ihr Licht für sich selbst leuchten zu lassen und erbauete ihnen für diesen Zweck eine Privatkapelle, wo sie denn auch ihre Privilegienlade niedersetzte. Sie wurde ein emeritirtes invalides Korps.

Ihres Looses würdig zeigte sich die Ritterschaft besonders dadurch, daß sie sich bei den ferneren Huldigungen in zwei Theile spalten ließ und als schleswigsche Ritterschaft für Schleswig, als holsteinsche für Holstein, oder, nach dem Verstand der Regierung, für ihre Lehngüter in dem einen und dem andern Herzogthum hul-

digte. In den zuletzt geſchilderten Fürſtenfehden gab die ſchleswigſche Ritterſchaft das erſte ſchlechte Beiſpiel, indem ſie einſeitig dem König-Herzog Chriſtian als alleinigen Souverain über Schleswig (nach temporärer Verſchlingung des Gottorfſchen Antheils) die Huldigung leiſteten. Zwar hatte dem König, aus Furcht vor dem deutſchen Kaiſer, damals nicht beliebt, auch den Gottorfſchen Antheil an Holſtein für verfallen zu erklären und es konnte demnach von einer Geſammthuldigung der ſchleswig-holſteinſchen Stände für die geſammten Lande nicht die Rede ſein. Es fragte ſich nur, ob ſie, die landesvertretende Ritterſchaft, ob ſie ſich mißbrauchen laſſen wollte, die Unterdrückung des einen Herzogs durch den andern, durch eine mit ihrer eigenen Korperſchaft vorzunehmende, den grundgeſetzlichen Charakter derſelben aufhebende Richtung vor den Augen des Landes zu ſanktioniren. Als ſie das that, ſie that's am 28ſten Julius 1684, war ihr als Landesrepräſentation der Stab gebrochen. Es war ein politiſcher Selbſtmord. Freilich, die Wi-

verſpenſtigkeit hätte was gekoſtet, vielleicht gar Leib und Leben, Gut und Blut, und um dieſen Preis waren wol die wenigſten Nachkommen des Rittergefolges des großen Gerhard, des Eroberers Schleswigs, geneigt, die Verfaſſung aufrecht zu erhalten. Doch ſoll es deren wirklich Einige gegeben haben, welche ſich nicht entſchließen konnten, den verlangten Eid zu leiſten und deswegen mit ihren Familien aus den königlichen Staaten verbannt wurden. Ich möchte gern der Nachricht glauben; ſchade, daß die Namen mangeln. Oder ſtehen ſie bei Gebhardi, den Hegewiſch, der Fortſetzer von Chriſtianis Geſchichte der Herzogthümer in dieſer Hinſicht zitirt?

Bekannt iſt dagegen, daß eine große Anzahl Beamter, Prediger, das Recht und die Macht des König-Herzoges, ſie ihres Eides gegen den Herzog von Gottorf zu entbinden, nicht anerkannten und darum Noth, Verfolgung, Mißhandlung und Gefangenſchaft erlitten. In dem von herzoglicher Seite damals herausgegebenen **wahrhaften Bericht** u. ſ. w. wird geſagt: „Inzwiſchen

haben sich die königl. dänischen Commissarien zu Schleswig eingefunden und alle geist- und weltliche Bediente, Priester, Bürgermeister, wie Hausvogte, Amt- und Landschreiber, welche die Publikation des fürstlichen Gegenpatentes (s. oben) bewerkstelliget und befördert, nach Schleswig theils citiren, theils durch königliche Reiter bringen, und nachgehends gefänglich nach Rendsburg führen lassen, worunter man mit solcher Harte verfahren, daß auch dem Priester von Friedrichsberg, da er am Sonntag angehalten, nicht so viel Zeit gegonnt werden wollen, daß er vorher den Gottesdienst verrichten und die heiligen Sacramente administriren mögen. Der Bürgermeister von Friedrichsstadt ist, als er weggefahren, vom Wagen gefallen und theils vor Schrecken, theils von dem Fall kurz darauf gestorben. Die Häuser derjenigen Bedienten, die sich mit der Flucht gerettet, sind mit zehn, zwölf und mehr Soldaten belegt und ihre Weiber dieselben zu verpflegen genöthigt worden. Einige Priester und andere Bediente sind zwar gegen reversales de se sistendo (Scheine

sich einzustellen) wieder losgelassen; der mehrere Theil bleibt aber noch in Rendsburg gefänglich verwahrt.

Welche Unruhe das königliche Patent in die Gewissen geschleudert hatte, bezeugen noch ein paar vorhandene Schriften, sich ankündigend als Bedenken zweier vornehmen Theologen über die den schleswigschen Landständen, Bedienten, Unterthanen, angemuthete Eidesleistung. Die eine pfeift den Gewissen zur Erleichterung und Erheiterung das wohlbekannte Domyfaffenlied des sich Duckens und in die Zeit Schickens, doch klingt die Sprache so lustig frech, so schelmenhaft fromm, daß man fast auf die Vermuthung einer Parodie gerathen sollte. „Frag die Vernunft — heißt es unter andern — frag die Vernunft so antwortet ein Heide: *vede majori* oder willst die Kirche hören, so singt sie:

Dem Größern weich, halt dich gering,
Daß Er dich nicht in Unglück bring."

Dann werden die bekannten biblischen Sprüche zitirt, daß man der Obrigkeit gehorchen solle die

Gewalt über uns habe u. ſ. w. Zu guterletzt wird ein damaliges Kirchenlied auf folgende Weiſe paraphraſirt:

Gieb, Herr Geduld (bei einer ſo großen Veränderung.)
Vergieb die Schuld (denen die dazu Urſache gegeben)
Verleih gehorſame Herzen (denen die doch gehorſam ſein müſſen.)

Hört man, daß der Verfaſſer der damalige königliche Generalſuperintendent Dr. von Stöcker geweſen ſein ſoll, ſo fällt freilich, bei dieſer Annahme, die Vermuthung einer die Feigheit und Gewiſſensloſigkeit perſiflirende Schelmerei hinweg. Doch auch die Sache des Gewiſſens und des Herzens fand ihre Vertheidigung und dieſe weit ernſtere Schrift endigt ihre Erwägungen mit dem Reſultat, daß die herzoglichen Unterthanen, wofern ſie ihr Gewiſſen nicht verwunden und den reatum des Meineides nicht über ſich bringen wollten, der ihnen obliegenden Eidesbanden ſich nicht entladen konnten, und zweifle ich nicht — fahrt der Verfaſſer fort — wenn Ihro Majeſtät dieſe

ihre Gewiſſensnoth werden erkennen, dieſelben als ein chriſtlicher und Gott furchtender Potentat, auf die Art in ſie nicht dringen, noch ſo vielen unſchuldigen Seelen, einen nagenden Wurm in ihr Gewiſſen ſetzen zu laſſen, verſtatten werden."

Für die Landſtände mußte ſich die Eidfrage noch unter einem weit höheren als nur perſönlichen Geſichtspunkt darſtellen. Für ſie war der geforderte Eid nicht allein der Bruch eines früheren Eides, ſondern eine Gewaltthat an der Verfaſſung ſelbſt. Unter dieſem Geſichtspunkt mußte ſich ihnen die Sache vorſtellen, keine von den beliebten Wendungen und Windungen reichte hier aus, wurde auch nicht mal verſucht. Dem Herzog Chriſtian Albrecht hatten ſie geerbhuldigt, nachdem ſie von demſelben die eidliche Beſtätigung der Landesprivilegien entgegen genommen. Kein ordentlicher Grund war ihrerſeits vorhanden, dem Herzog die Unterthanenpflicht zu kündigen. Lag es außer ihrer Macht, die Gewaltthätigkeiten des König-Herzogs gegen den Herzog zu verhindern, ſo ſtand es wenigſtens in ihrer Macht, ſie nicht

zu fordern und deren Mitſchuldige zu werden. Woher gar nahm der König das Recht, den Herzog zu entthronen, und die Zuverſicht, dies vermeintliche Recht von den Ständen anerkannt zu ſehen, Löſung des geſchwornen Huldigungseides zu ſchenken, den Schwur eines neuen zu fordern? Wer ihm, dem König-Herzog, das Recht gab oder vielmehr nicht gab, das wußten die Ritter denn gar wohl, denn ſie mußten dieſe ſaubre Rechtsthat, dieſen Rechtsgriff in die Verfaſſung in ihren eigenen Gliedern ſpüren, wenn ſie anders als die Organe der uralten Verfaſſung noch Lebens- und Schmerzgefühl dafür hatten. Und woher der König die Zuverſicht nahm, das wußten ſie auch, — das mußte ihnen einfach der Spiegel verrathen. — Ich weiß nicht mal, ob der Herzog ſpäter, als er durch den Altonaer Vergleich in Land und Souverainität wieder eingeſetzt wurde, eine neue Huldigung, eine Ruckhuldigung von den Ständen verlangte. Doch vermuthe ich das Gegentheil, der Herzog wird dieſe Feierlichkeit in jeder Hinſicht für überflüſſig gehalten haben — Sonderbare

Zugung! Nur die Thorheit der Stände, mit zwei und mehrern frei erwählten Landesvätern das nur durch Einheit starke Land zu beglücken, kommt nach Jahrhunderten die Strafe, daß sie zwangsweise nur Einem huldigen müssen!

Lassen wir nun die „Motivirung“ der abgebrochenen Geschichtsfaden wieder anknupfen. Es handelt sich um die letzte und dauernde Besitzergreifung des Gottorffschen Antheils und um die Betheiligung der fremden Mächte.

„Obwohl zwischen Dänemark und Schweden im Jahre 1709 der Krieg wieder ausbrach, wurden die meisten Streitpunkte zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause durch den Rendsburger Vergleich von 1712 (— richtiger zu sagen, Herr Staatsrath: durch den Hamburger Vergleich von 1711 und den zu Rendsburg 1712 verabredeten Erläuterungsreceß —) ausgeglichen und der Administrator des herzoglichen Antheils sicherte wiederholt Freundschaft und strenge Neutralität zu. Im Anfang des Jahres 1713 aber wurden den Schweden die Thore der Festung

Tonningen geöffnet und so die Feindseligkeiten begannen. König Friedrich IV. nahm darauf im März 1713 den Gottorpschen Antheil der Herzogthümer in Besitz, und der schleswigsche wurde als erobertes Land angesehen."

„Als solches wurde letzterer Antheil schon vor dem Friedensschlusse von 1720 Gegenstand von Verträgen mit europäischen Mächten."

„Dänemark, welches mit seinen Alliirten die schwedischen Besitzungen in Deutschland erobert hatte, cedirte die mit seinen Waffen gewonnenen Fürstenthümer Bremen und Verden an Georg I. gegen eine Geldsumme und die einzige Verpflichtung, das eroberte Schleswig contra quoscunque (— gegen Jedermann —) vertheidigen zu helfen und an der etwanigen Entschädigung des früheren Besitzers Theil zu nehmen. England erneuerte diese Garantien den 23sten Juni 1720 beim allgemeinen Frieden, als Schweden die Bestimmung wegen Schleswig den vermittelnden Mächten, England und Frankreich überließ. Auf Englands Antrag hatte auch Frankreich der Krone Dänemark

gegen deren Verzicht auf Schwedisch-Pommern, Rügen und Wismar, den fürstlichen Theil von Schleswig und das Herzogthum Schleswig, wie dessen Besitz der Krone Dänemark schon von England gewahrleistet worden war, unterm 11. Juni desselben Jahrs garantirt."

Zur Erläuterung: Im Jahr 1702 fand Herzog Friedrich, den Fahnen seines Schwagers Karls XII. folgend, in der Schlacht bei Kliffow seinen Tod. Er hinterließ ein zweijähriges Kind, Karl Friedrich, als Regierungsnachfolger. Während der Minderjährigkeit desselben führten die Wittwe und der Bruder des Verstorbenen, der Coadjutor zu Lubeck, Christian August, als Administrator, so wie der herzogliche Geheime Rath die vormundschaftliche Regierung. Im Geheimen Rath neigte sich der Präsident Wedderkop auf die dänische, der bekannte Baron von Görz auf die schwedische Seite. Nach dem Sturze des ersteren war Görz, dessen Name gleichbedeutend mit dämonischer Intriguensucht und fatalistischem Untergang', die Seele des herzoglichen Kabinets.

Unter den Streitsachen des ersten Jahrhunderts stand der sogenannte **Frakturstreit** oben an, und wir erwähnen desselben als ein der Nachwelt aufzubewahrendes Beispiel, welche Winzigkeiten damals zu Wichtigkeiten gediehen und Einfluß auf die Geschäfte und Geschicke der Herzogthümer ausübten. In einem zur Zusammenberufung des Landesgerichts erlassenen Patent war des Herzogs Name mit kleinerer Fraktur gedruckt als der des König Herzogs. Der Administrator verweigerte — und man kann unter den obwaltenden Umständen seine Eifersucht kaum schelten — die Unterzeichnung, man stritt sich sechs Jahr lang darüber, und eben so lang unterblieb die Eröffnung des Landesgerichts, des gemeinschaftlichen Landtags der schleswig holsteinischen Ritterschaft — jenes schon erwähnten letzten, der aber unvollständig war, weil man, trotz der Gegenvorstellungen der Ritterschaft, die Stände nicht mehr entboten hatte.

Kaum waren diese und andre Streit- und Verdrußsachen der beiden regierenden Häuser entschieden durch die Rendsburger Erläuterungsrezesse

vom 30. April 1712 aus dem Wege geräumt und die Einigkeit, wenigstens dem Anschein nach, neu befestigt, als der nordische Krieg mit seinen Sturmfittigen und Raubkrallen auch die Herzogthümer packte und ein Ereigniß herbeiführte, welches das Schicksal der gottorfischen Regierung in Schleswig entschied.

König Friedrich IV. seinem Vater im Jahr 1699 gefolgt, schloß am Ende des Jahres 1708 mit August dem Starken von Sachsen und Polen ein Bündniß gegen Schweden, dem später auch der Czar Peter beitrat. Karls Niederlage bei Pultava eröffnete allen Feinden Schwedens plötzlich die glänzendsten Aussichten. Dänische Kriegserklärung, Landung in Schweden, eins folgte dem andern auf dem Fuß. Das erschöpfte hülflose Land konnte nicht mehr als achttausend Soldaten aufbieten, doch hatte es den Stamm der Krieger Gustav Adolfs und Karls des Zwölften bei sich zu Hause, seine Bauern und einen General für sie. Dieser, General Steenbock, sammelte ungefähr zwölftausend Mann und gab ihnen, wie sie

waren, in Holzschuhen, Schaafpelzen, Wolljacken, des Königs Waffen in die Hand. Gesellt mit den übrigen Truppen führte er sie geradeswegs den Dänen entgegegen, griff sie an, bei Helsingberg den 11. März 1710, und schlug sie mit großem Verlust zum Lande hinaus.

Nach diesem fehlgeschlagenen Angriff auf die Höhle des Löwen (der aber nicht mal drin war, und von der Ukraine aus die Neutralitätsvorschläge des sogenannten Haager Vereins für die dänisch- und schwedisch-deutschen Besitzungen unwillig verwarf) benutzten die Bundesgenossen ihre vereinte Macht, um Schweden in Deutschland zu bekämpfen. Ein Heer von Dänen, Russen und Sachsen stieß bei Stralsund zusammen und nun nahmen die drei Mächte allmählich fast die ganze schwedische Länderbeute an den deutschen Küsten für sich in Beschlag. Von Julius bis September 1712 bemächtigte sich Friedrich IV. der Herzogthümer Bremen und Verden und trieb schon im Oktober die Huldigung des Landes ein.

Unvermuthet setzte aber General Steenbock

nach Deutſchland über und brachte, den 20. December 1712 bei Gadebuſch in Mecklenburg, den Dänen eine ſolche Niederlage bei, daß Holſtein wehrlos den ſchwediſchen Heerhaufen offenſtand.

Hier mag wohl der Ort ſein, beiläufig auf eine allgemeine leidige Erfahrung in der Kriegs- und Leidensgeſchichte der Herzogthümer ſeit ihrer Verbindung mit Dänemark unter dem oldenburgſchen Fürſtenhauſe aufmerkſam zu machen, ja, wegen ihrer Merkwürdigkeit etwas umſtändlicher darzulegen. Ich meine nicht die allgemeinſte Erfahrung, daß die Herzogthümer für faſt alle Kriege der Könige von Dänemark mitbluten mußten, ſondern die beſondre, daß jedesmal, wenn der von Dänemark beſchworene Feind in Holſtein eindrang, die Truppen des Königs, hieß er Friedrich oder Chriſtian, dieſe Truppen, ſonſt ſo gern und zahlreich um die Fleiſchtöpfe des Landes verſammelt, gerade anderswo waren oder auch ſich ſiehenden und fliehenden Fußes in die Heiden Jütlands oder über die Belte zurückzogen und die unglücklichen Einwohner ihrem Schickſal überließen.

Das erſte ſchreckenvoll große Beiſpiel liefert der dreißigjährige Krieg. Wie entſetzlich mußten die Herzogthümer dafür büßen, daß der zwar tapfere, aber mit unzulänglichen Feldherrntalenten ausgerüſtete Chriſtian der Vierte, der als Seebeld im däniſchen Volksliede „beim hohen Maſt“ ſicher einen ruhmvolleren hiſtoriſchen Stand behauptet als auf jenem Felde des Kriegs und der Politik, auf welchem der Schwede Guſtav Adolf eine ſo großartige Erſcheinung darbieten ſollte [1], daß König Chriſtian, auf die Einladung und das Hülfsverſprechen Englands, Hollands, Frankreichs und der bedrohten niederſächſiſchen Reichsſtände hin, Guſtav Adolfs Vorrolle im Kampf gegen den Kaiſer und die katholiſche Ligue übernahm.

[1] Es ſoll darum nicht verkannt werden, daß Guſtav Adolf vom Geſchick und durch ſeine Nation mehr begünſtigt wurde, daß er einen hochherzigeren Staatsrath und größere Männer und Talente beſaß. Im Heere Chriſtians waren die wenigſten Offiziere mal Nationaldanen.

Hier in der Kurze die Geschichte. Nachdem der König im Juni 1625 mit einem Heer von zehntausend Reitern und funftausend Mann zu Fuß über die Elbe gegangen, verstärkt mit noch siebentausend Mann Kreistruppen, die erwünschtesten Gelegenheiten verabsäumt hatte, das ihm gegenüberstehende weit schwächere Tillysche Heer anzugreifen, nachdem er von Tilly sogar verwunderende und drohende Briefe wegen seines Anmarsches entgegengenommen [1] und in einem allzusichern Gefühl der Ueberlegenheit diesen thätigen und schlauen Feldherrn unbekümmert hatte hin und her ziehen lassen, während er seine eigenen Truppen im ganzen Norden Deutschlands zur unnöthigen Landesbesetzung verstreuete, ward er bekanntlich bei dem Dorfe Lutter am Barenberge, den 15. August 1626, von Tilly mit überlegener Macht

[1] Tilly schrieb dem König und den niedersächsischen Kreisfürsten, wenn sie ihre Truppen nicht abdankten, so müsse er das Waffenglück gegen sie versuchen.

angegriffen und in einer blutigen Schlacht, dreimal den Kampf erneuernd, überwunden. Ein ganzes Jahr verstrich nun wieder mit Umhermarschiren und Liegen in Mecklenburg und an den hannoverschen Elbufern, bis der Friedländer als kaiserlicher Generalissimus sein großes Heer aus dem Boden gestampft hatte und im Verein mit Tilly sich der Elbe näherte. Da hielt es der König für rathsam, sich über die Elbe zurückzuziehen. Er nahm sein Hauptquartier bei Boitzenburg. Jetzt galt es zur Rettung Holsteins das Letzte zu versuchen, Tilly und Wallenstein den Uebergang über die Elbe zu wehren, ihnen eine Schlacht zu liefern! Am 25. und 26. Julius ging Tilly bei Bleckede, ungefähr Boitzenburg gegenüber, auf einer Schiffsbrücke wohlbehalten und unangefochten über die Elbe! Unglücklicherweise, sagt einer unsrer patriotischen Landesgeschichtsschreiber, unglücklicherweise hatte sich der König nach Neuenburg begeben, wo ein Landtag gehalten wurde. Nun denn, seine Armee retirirte sich, entweder mit seinem Befehl oder ohne seinen Befehl, in

die Gegenden von Glückstadt und Krempe, von da nach Tönningen, von da nach Koldingen in Jutland, von da nach Aarhuus, von da zu Schiff nach Kühnen, wo sie endlich sicher war. Unterdeß fanden Tilly und Wallenstein bei ihrem Vorrücken in Holstein keinen andern Widerstand, als den die Schlösser und befestigten Orte darboten, oder einzelne verzweifelte Einwohner versuchten. Tilly verbreitete sich in der Mitte und dem Osten Holsteins, Wallenstein zog in die fetten Marschen, die tapfern Einwohner durchstachen die Deiche, aber vergeblich bei widrig wehendem Winde. Dann rückte er bis nach Jütland hinauf, wo ein Gesandter des dänischen Reichsraths bei ihm eintraf mit einem Schreiben, worin die Reichsräthe vorstellten: Dänemark und das Herzogthum Schleswig (bedankt euch, Schleswiger, für diese gut gemeinte feige Bruderlüge) hätten an dem Kriege keinen Theil genommen, nur als Herzog von Holstein habe der König ihn geführt, sie baten ihn, ein unschuldiges Volk mit Feindseligkeit zu verschonen. Worauf

Wallenſtein, ohne den Abgeordneten, Kasper von Buchwald, vor ſich zu laſſen — vermuthlich aus Eſel — ihm zur Antwort ſagen ließ, er werde ſeinen Feind verfolgen, wo er ihn fände. Man ſieht, wie vortrefflich die Dänen damals noch auf den himmelweiten Unterſchied zwiſchen dem Herzog von Holſtein und dem König von Dänemark ſich verſtanden. Eine andre unſterbliche Anekdote aus dieſem Kriege iſt die, daß der zweite Landesherr, der Herzog von Gottorf, mit ſeinen eigenen Soldaten ſeine eigenen Unterthanen zwang, feindliche Beſatzungen, die ſie zurückgeſchlagen hatten, bei ſich aufzunehmen. Der Herzog befand ſich in einer andern und weit ſchlimmern Lage als der König, er mußte bleiben, er konnte ſich in ſein meergeſchütztes Königreich zurückziehen. Verlaſſen vom König, ſchloß er für ſeinen Landestheil Frieden mit den kaiſerlichen Feldherrn und nahm ihre Beſatzungen in ſeine Feſtungen auf. Aber die Einwohner von Nordſtrand, dieſer damals noch unzerſtörten großen geſegneten Inſel an der Weſtküſte ſetzten ſich zur Wehr, alle Vor-

ſtellungen des Herzogs halfen nichts und er mußte ſich entſchließen, die Rebellen perſönlich mit Waffengewalt den Landesfeinden auszuliefern. — Drittehalb Jahr waren die Herzogthümer die Beute einer zuchtloſen, durch Unthaten entmenſchten Soldateska, gegen deren mordbrenneriſche Lieblingsneigungen alle Kriegsgerichte und Wallenſteins ewig wiederholtes kurzes: laßt die Beſtie hängen! wenig ausrichteten [1]). Als der Friede

---

[1]) Die Feſtung Glückſtadt hielt ſich, mitvertheidigt von 1200 Engländern unter Morgan's Befehl. In dieſem jetzigen Jahrhundert wurde die Feſtung auf Kommando der Engländer geſchleift. Beiſpiellos hartnäckig war die Vertheidigung des Schloſſes Breitenburg, der Familie Rantzau zugehörig. Es lagen Schotten und eine Abtheilung des in der Marſch aufgebotenen Landſturms in dieſem merkwürdigen Schloß. Wallenſtein ſelbſt ſtand davor. Nach vergeblicher Belagerung ließ er bedeutend mit zehntauſend Mann ſtürmen. Der Oberſt Schuyt, Kommandant nach des ſchottiſchen Majors Dunbar Fall, ließ das Thor

zwiſchen dem König und den Kaiſerlichen geſchloſſen wurde, ließen die Truppen eine Wüſte hinter ſich. Der Engländer Monro, der 1627 mit ſchottiſchen Hülfstruppen ankam, ſagt von Holſtein: „Das Land war voller Seegen; es ſchwamm im Ueberfluß; der Adel lebte wie der hohe Adel in England, und die Bürgerlichen wie unſer niederer Adel. Aber binnen ſechs Monaten kam Ruin über das Land und der Wohlſtand war dahin.“

Zweites Beiſpiel, gegen Ende des dreißigjährigen Kriegs. Bei den Vermittlungsverſuchen, welche dem weſtphäliſchen Frieden (1648) voraufgingen, wirkte Chriſtian IV. den ſchwediſchen

---

öffnen und mit Kanonen unter die Eindringenden feuern. Als immer neue Schaaren über die hingeſtreckten Leichen der Ihrigen verſtürmten, ſprengte er das Thor und ſich ſelbſt durch ein Pulverfaß in die Luft. Alles was nicht Weib oder Kind war, wurde niedergehauen. Die Belagerung ſoll Wallenſtein 4000 Mann gekoſtet haben.

Ansprüchen auf Gebietserwerbungen in Deutschland entgegen — alles zum Besten der Verfassung und der Integrität des deutschen Reiches, wie sich von selbst versteht. Da erhielt der Feldmarschall Torstenson 1643 heimlich Befehl, in das wehrlose Holstein einzubrechen. Ohne Widerstand überschwemmte er beide Herzogthümer, dann Jutland und drohte im Frühjahr nach den Inseln überzusetzen. Daran hinderte ihn aber der König durch rasch getroffene Vertheidigungsanstalten und durch seine Flotte, mit der er die schwedische, nach einem hitzigen Gefecht, in den Kieler Meerbusen zurückdrängte. Ein kaiserliches Korps unter Gallas, das in Holstein erschien, veranlaßte Torstenson, jedoch mit Hinterlassung mehrer Besatzungen, sich zurückzuziehen. Aber die Warnung war vergeblich gewesen. Gleich hinterher eilte der General Wrangel, genannt der tolle Wrangel, durch Holstein, unterwegs das alte Itzehoe in Brand schießend, nach Kiel. Gehindert durch die vorgerückte Jahreszeit, sich nach Dänemark einzuschiffen, blieb er in Holstein. Um jene Zeit standen

11,000 Mann königliche Truppen bei Koldingen, in Jütland; ihr Vorrücken hätte die Herzogthümer vor unſäglichen Drangſalen retten können. Doch der eine Befehlshaber, der däniſche Reichsmarſchall Bilde, hielt es für vorſichtiger, ſich mit den ſiebentauſend Mann, die er perſönlich befehligte, nach Fühnen einzuſchiffen. Nun entſandte der andre, der Kronprinz, zwei Generale zum Schutz der Herzogthümer. Der eine hieß Bauer, der andre Ablefeld, von Gluckſtadt aus, dem Wrangel entgegen. Auf dieſem Kriegszuge wetteiferte namentlich der General Bauer in Hinſicht des Plünderns mit den Schweden, in kleinen Gefechten wurden beide Generale geſchlagen, ihre Truppen warfen mehrmal die Gewehre weg und erklärten, unter ſo ſchlechten Anführern nicht mehr dienen zu wollen. Ablefeld verließ ſeine Schanzen noch ehe die Schweden ſich blicken ließen und ſuchte ſein Heil in der Flucht nach Fühnen. Tapfer hielt ſich unſer belagertes Rendsburg, bis der, Dänemark ſo nachtheilige Friede von Bröm-

ſebro 1645, dem Drangſale Holſteins — auf kurze Zeit — ein Ende machte.

Drittes Beiſpiel, bald nach dem weſtphäliſchen Frieden. Während das übrige Deutſchland ſich die ſchrecklichen Wunden verband, die ihm der dreißigjährige Bruderkrieg geſchlagen, brachte Dänemarks Aerger über den Bromſebroer Frieden neues Blutvergießen, neue Verheerungen über die unglücklichen Herzogthümer. Wir haben bereits die Veranlaſſung erwähnt. Friedrich III. glaubte mit dem jungen König von Schweden Karl Guſtav, der in Polen gegen Ruſſen, Kaiſerliche und Polen ſchwer ankämpfte, leichtes Spiel zu haben. Er erklärte am 1. Juni 1657 Schweden den Krieg und ſtreifte mit einer Flotte in der Oſtſee, während der unfähige däniſche Reichsmarſchall, Andreas Bilde, als Oberbefehlshaber aller Truppen, 21,800 Mann an Zahl, ſeine Heldenthaten mit der Beſatzung des Herzoglich Gottorfſchen Antheils, ferner das Herzogthum Bremen, abgetreten an Schweden durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß und der Aufſtellung eines Heers von

gegen 13,000 Mann zu Fuhlsbüttel bei Hamburg, zur Beschützung der Elbe und Holsteins begann. Im Fluge aber rückte Karl Gustav gegen Holstein vor, und, noch ehe er da war, zogen sich die dänischen Regimenter zurück. Karl Gustav erschien mit einem überangestrengten, abgehungerten, halbnackten Heer von dreitausend Fußgängern und neuntausend Reitern auf holsteinischem Boden, ließ sie von Hamburg aus kleiden und versorgen und besetzte beide Herzogthümer ohne einen Feind im offnen Feld vor sich gesehen zu haben. Wo waren die Truppen, wo war der Marschall Andreas Bilde? Ich weiß nur von dem Schicksal des letztern zu berichten. Aus Ueberfluß an Soldaten sandte Karl Gustav den General Wrangel mit einem kleinen Heerhaufen über die Elbe ins Bremische, wo der dänische Oberbefehlshaber in Person kommandirte und über neuntausend Mann zu verfügen hatte. Wrangel nahm ihm dritthalbtausend gefangen und steckte sie unter seine Truppen, worauf Bilde über die Elbe zurücksegelte und sich in das unglückliche

Ipeboe warf. Unter den Brandkugeln der Schweden ging die Stadt zum zweitenmal in Feuer auf und diesmal vollständig, mit dem alten Kloster bis auf zwölf Häuser. Der König machte dreitausend Gefangene, und mischte sie, nach dem Vergang Wrangels, unter seine eigenen Truppen. Bilde flüchtete zu Schiff nach Jutland, von da nach Fühnen, wurde unterwegs eingeholt und starb an seinen Wunden. Auch die Inseln boten damals keine Sicherheit mehr. Karl Gustav ging mit Reiterei, Fußvolk und Kanonen über beide zugefrornen Belte (er verlor bei diesem Wagstück ohne Gleichen nur zwei einbrechende Compagnien) und zwang Dänemark den Rothschilder Frieden (26. Febr. 1658) ab, der noch schlimmer war als der Bromsebroer.

Einen höchst seltsamen und unerwarteten Nachtrag zu dieser Geschichte erlebten Dänemark und die Herzogthümer einige Monat später. Karl Gustav war es eingefallen, daß er eigentlich ganz Dänemark hätte wegnehmen können und, um dieses Versäumniß nach zu holen, lancete

er plötzlich wieder auf Seeland. Dieſer Bruch des Völkerrechts gab dem König Friedrich und ſeiner belagerten Hauptſtadt Gelegenheit, ſich durch den Muth ſtandhafter verzweifelter Gegenwehr auszuzeichnen, den Herzogthümern aber, die Bekanntſchaft mit einem Heer von dreizehntauſend churfürſtlich brandenburgſchen, zwölftauſend kaiſerlichen und fünftauſend königlich polniſchen Soldaten zu machen, die größtentheils aus Reiterei beſtanden. Der in den Herzogthümern zurückgelaſſene ſchwediſche General, Pfalzgraf von Sulzbach, nicht ſtark genug, um es mit dieſer Truppenmaſſe aufzunehmen, warf einen Theil ſeiner Mannſchaft in die Feſtungen, einen andern in das überſchwemmte Süderdithmarſchen und ließ, um dem Feinde die Subſiſtenz zu erſchweren, das ganze Land ausplündern, das halbe in Flammen aufgehen. Nachdem er derartige Vorſorge getroffen, fand er ſich dennoch zu ſchwach zur längeren Vertheidigung des Landes und zog ſich nach Jütland zurück. Die Freunde und Bundesgenoſſen bezogen indeß die Winterquartiere, nahmen was noch zu nehmen

war, folgten im Mai den Schweden nach, erreichten und ſchlugen ſie im November auf der Inſel Fühnen und kehrten dann in ihre Winterquartiere in den Herzogthümern zurück. Mit ihnen kamen auch däniſche Truppen, die ſich ein wenig an den Unterthanen des Herzogs von Gottorf, wegen der von demſelben behaupteten Neutralität, zu rächen hatten. Dies ganze jammervolle Schauſpiel ward den nächſten Mai 1660 durch den Kopenhagener Frieden beendigt, an dem die europäiſchen Mächte ſchon lange gearbeitet hatten. Noch jetzt lebt der Polackenkrieg im Andenken des Volks, er wurde von ihm ſo genannt, weil die Polen die ärgſten von allen Freunden und Feinden geweſen waren.

Viertes Beiſpiel, kurz vor dem Frieden von Traventhal, 1700. Nur einmal machten die däniſchen Truppen wirklich Miene, den Feinden, nicht den Eintritt in Holſtein zu wehren, aber im Lande eine Schlacht zu bieten. Es war, als Friedrich IV., verbündet mit den Ruſſen, Polen und Sachſen, ein Heer von 20,000 Mann in das

herzoglich Gottorfſche Landesgebiet rücken ließ. Da kam ein Heer von Schweden, Engländern, Hannoveranern, Holländern in's Land, dem Herzog zu Hülfe. Die Truppen des Königs mußten die Belagerung Tönningens aufgeben, rückten dem Feind entgegen und kamen ihm an der Trave gegenüber zu ſtehen, wo beide Heere dem eiligen Abſchluß des Friedens in unmittelbarer Nähe zuſehen konnten.

Fünftes Beiſpiel. Es iſt daſſelbe von dem wir ausgegangen ſind und zu dem wir gleich zurückkehren werden.

Sechstes Beiſpiel, aus dem neunzehnten Jahrhundert. Nach der dauernden Vereinigung des ſchleswigſchen Antheils des Hauſes Gottorf mit dem königlich-herzoglichen ward der äußere Friede des Herzogthums im Laufe des vorigen Jahrhunderts nicht weiter geſtört. Vor der Rache des gottorfſchen Kaiſer-Herzogs von Schleswig-Holſtein, Peter III, wurde das Land durch die Zärtlichkeit geſchützt, welche die Kaiſerin Katharine für ihren erhabenen

Gemahl an den Tag legte; übrigens stand, auf Bernstorffs heroischen Betrieb, ein Heer von 70,000 Mann bereit, dem schon in Mecklenburg eingedrungenen Feind entgegenzurücken. So war denn erst dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten, von dem Verhalten Dänemarks gegen die Herzogthümer zur Zeit der Noth einen neuen Beleg abzugeben. Seit 1805 hatte das kleine Dänemark, zur Erhaltung seiner sogenannten bewaffneten Neutralität, der 1807 Krieg mit England und ein enges Bündniß mit Napoleon folgte, Jahr aus Jahr ein ein übermäßiges Heer auf dem Kriegsfuß gehalten und dadurch dem Lande die erschöpfendsten ganz in der Stille Mark und Blut aussaugenden, Kriegslasten aufgebürdet und außerdem Muth und Thatkraft der Einwohner in dem Maas abgespannt, wie der Uebermuth der Beamten- und Soldatenherrschaft in der Zunahme begriffen war. Als darauf der Zeitpunkt der Napoleonschen Katastrophe hereinbrach und Dänemark, freundlos, dem nach Norwegen greifenden Schweden gegenüber gestellt, gezwungen ward, zum zweitenmal seiner Neu-

tralität zu entſagen, ja kaum anders konnte als ſich einer verlorenen Sache in die Arme werfen, als in Folge deſſen der Fürſt von Ponto-Corvo, Karl Johann von Schweden, mit einem Miſchheer von Ruſſen, Schweden und Deutſchen gegen Holſtein anrückte, um Norwegen in Holſtein zu erobern (vermuthlich um den Dänen den Verluſt nicht ſo ſchmerzlich fühlbar zu machen), da, in dieſer Stunde der Noth, war von dem ganzen däniſchen Heere nur ein kleiner Bruchtheil dieſſeit vorhanden und die Hauptmacht ſah von den däniſchen Inſeln zu, wie dieſer kleine Bruchtheil, von den Franzoſen verlaſſen, ſich mitten durch die Feinde nach der Feſtung Rendsburg durchſchlagen mußte — es waren hauptſächlich holſtein-ſchleswigſche Bauerjungen, welche der däniſchen Armee den kleinen Schefſtedter Triumph aus der Ferne verſchafften — und ſah zu, wie ganz Holſtein den Koſacken, Schweden, Hanſeaten, der engliſch-deutſchen Legion preisgegeben wurde. Der Friede von Kiel, für Dänemark erkauft mit der Abtretung Norwegens, vergütigt — es iſt gar zu närriſch — durch

ein deutſches Herzogthum — ſchaffte die Schweden aus dem Lande; doch 50,000 Mann Ruſſen bildeten ihren Erſatz und als auch dieſe endlich (im Januar 1815) abgezogen waren, hatten die Herzogthumer Muße, ihre Kriegsſchäden zu berechnen, ſie beliefen ſich auf acht Millionen Banktbaler.

Kehren wir nun zu den Vorgangen der Jahre 1713—14 zurück, welche uns zu dieſer Abſchweifung veranlaßten.

Der General Steenbock zog am 1. Januar 1713 bei Lübeck über die Trave: Ausſchreiben von Brandſchatzungen gingen ſeinem Einmarſch in Holſtein um einen Tag voraus. In ſeinem Rücken die geſchlagenen Danen, aber auch die Moskoviten, mag er gehofft haben, auf gleiche Weiſe wie Lerſtenſen und Wrangel in dem nicht zu erſchöpfenden und in den Marſchgegenden natürliche Vertheidigungsmittel darbietenden Lande ſich zu halten. Nach wenigen Tagen war er in's Pinnebergſche und in Altona eingerückt, Gebietstheile der konig-herzoglichen Regierung. Die junge offene Nachbarſtadt Hamburg konnte die ihr auf-

erlegten hunderttausend Thaler Kriegssteuer nicht erschwingen und wurde mitleidlos, ebern unmenschlich in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar in Brand gesteckt [1]). Diese That war denn allerdings wenig geeignet, seiner öffentlichen Aufforderung an alle Einwohner des Herzogthums, den barbarischen Moskovitern Widerstand zu leisten, Eindruck und Erfolg zu verschaffen. Auch vor

[1]) Man erzählt, daß Steenbock von den Wällen Hamburgs den Anblick der brennenden Stadt und der mit Weib und Kind und Habe angstvoll flüchtenden Einwohner genoß. In jener schauerlichen Winternacht — warum soll ich's hier nicht gedenken — stand auch meines Großvaters Wiege obdachlos auf einer weiten gefrornen Schneefläche dicht vor den geschlossenen Thoren der Reichsstadt. Altona hat sich in diesem Jahrhundert zweimal edel gerächt, und ich selbst, der Enkel und das Kind besserer, menschlicherer Zeiten, blicke mit eigenartigster Rührung auf die, aus dem Kupfer der Petrikirche gefertigte, Medaille, welche die Umschrift führt: Das dankbare Hamburg seinen Freunden in der Noth.

ihm hatte die danische Regierung selber bei ein paar der oben erwahnten Nothfälle das gesammte waffenfahige Volk zur Landesvertheidigung aufgerufen, doch kam der Nothruf immer zu spat, wenn die Feinde schon uber die Grenzen des kleinen Landes drangen und die Bildung eines Landsturms zu den Unmoglichkeiten gehörte, und dasselbe wiederholte sich im Jahr 1813, wo dem Herzog von Holstein-Beck der Oberbefehl über einen Landsturm anvertraut wurde, der sich den anrückenden Fahnen Karl Johanns gegenüber improvisiren sollte, aus welchen Beispielen die Herzogthumer die wichtige Lehre ziehen konnen, daß allgemeine Volksbewaffnung von ihnen selbst und zur rechten Zeit, wenn's ihnen frommen soll, ausgehen muß.

Nach den Eidergegenden marschirend, gerieth Steenbock schon in wenig Wochen von allen Seiten in's Gedrange. Bei Rendsburg und Rotdingen hatte der König sein Fußvolk gesammelt und aus Norwegen noch funftausend Mann an sich gezogen, dem Molln im Lauenburgischen vereinig-

ten ſich die Ruſſen unter ihres Czar Peter perſönlicher Anführung mit den Sachſen und einem Trupp königlicher Reiterei. Das die Schweden umringende Heer war mehr als dreifach ſtärker.

Welche Freunde und Bundesgenoſſen König Friedrich IV damals nach Holſtein berufen hatte, berichtet er ſelber in einem vertrauten Schreiben an ſeinen Großkanzler, Grafen von Holſtein, welches außer andern königlichen Handbillets an dieſen Schwager ſeiner Geliebten, nachherigen Königin Anna Sophia, „die Urkunden und Materialien zur näheren Kenntniß der Geſchichte und Staatsverwaltung nordiſcher Reiche (1786)“ uns aufbewahrt haben. Auf einige die verehrte Dame betreffende Herzensergießungen, welche die eigentliche Veranlaſſung des Briefes waren, ſchreibt der König in einem Proſcript: Nous marschons auschourdevis vers lenemis et je crois que la battaillg se domneras an lor peou des schours — aber ich ſehe ein, daß ich die Leſer mit der Entzifferung der königlichen Orthographie nicht quälen darf und gebe daher die Ueberſetzung: „Wir

marſchiren heute dem Feind entgegen und ich glaube, das Treffen wird in wenig Tagen ſtattfinden. Wenn der gute Gott uns nicht verläßt, muß man noch hoffen, daß alles mit ſeiner Hülfe gut geben wird. Wir können unſere Armee ſicher auf 30,000 Kombattanten anſchlagen, ſie beſtehen aus 103 Schwadronen und 11 Bataillonen und ſind gewiß alle tapfre Leute. Die Ruſſen (le Reoussent) geben große Hoffnung, denn ſie haben etwas von dem Ausſehen der Norwegſchen Soldaten, kurz, ſie verſprechen viel, und wenn ſie ſo gut zu fechten verſtehen, wie ſie zu plundern und ein Land zu ruiniren verſtehen, ſo werden ſie ihgleichen nicht haben. Denn ſie haben bereits das ganze Land Holſtein (tout les pejes de Hosten) uberall wo ſie durchgekommen ſind, dermaßen ruinirt, daß es ſich in mehreren Jahren nicht erholen wird, und der Feind ſelbſt hatte wahrhaftig nicht ſo viel Uebel zufugen konnen als ſie in ſo kurzer Zeit gethan haben; es iſt wahrhaftig zum Erbarmen, das Jammern dieſer armen Leute anzuſehen und anzuhören, die durch

dieſe Prozeduren ganz ruinirt worden ſind. Und Gerechtigkeit gibt es nicht, denn ſie leben vom Plündern, weil der Czar (le Tzar weder Offizieren noch Gemeinen das Geringſte gibt, darum will man ſie auch nicht ſtrafen, denn ſie plündern nicht allein für ſich, ſondern für ihre Offiziere und Generale und daher iſt jeder dabei intereſſirt."

Zur Schlacht kam es nicht. Steenbok warf ſich ſchon am 15ten Februar in die herzoglich gottorfſche Feſtung Tönningen, deren Thore ihm der Commandant geöffnet hatte. Fluchtverſuche mißlangen. Mangel an Lebensmitteln und das Zureden des Miniſters Görz bewogen Steenbok ſich mit ſeinen Truppen in Kriegsgefangenſchaft zu geben. Die Kapitulation, mitgenehmigt von dem ſächſiſchen und ruſſiſchen Miniſter (der Czar hatte Menſchikow zurückgelaſſen) enthielt zugleich die Beſtimmung, daß Tönningen nach dem Abzug der Schweden in dem laufenden Jahr nicht bombardirt werden ſollte. Der König ließ aber, trotz aller Gegenvorſtellungen und Unſchuldserklärungen

des gottorfschen Kabinets, die Festung enge einschließen und ihr alle Zufuhr zu Wasser und zu Lande abschneiden, so daß der Kommandant, am 7ten Februar 1714, sich zur Uebergabe genöthigt sah. Bei der Räumung fielen dem König Papiere in die Hände, welche die Einlassung der Steenbokschen Truppen als eine zwischen Gottorf und Schweden bereits in Stockholm abgekartete Sache erscheinen ließen. Dem Kommandanten Wolf war durch herzogliches Schreiben befohlen, falls der Graf Steenbok gezwungen werden sollte, eine sichere Zuflucht entweder unter die Kanonen der Festung oder in diese selbst zu suchen, auf Verzeigung einer Ordre darein zu willigen. Der Fall war eingetreten, der Kommandant hatte gethan was ihm vorgeschrieben. Bei der Uebergabe führte er durch unvorsichtiges oder absichtliches Hinterlassen der bezüglichen (zwar nicht im Original, aber in fidimirter Abschrift vorhandenen) Papiere in seiner Schatoulle die Entdeckung und damit die Katastrophe für das Haus Gottorf herbei. Die beiden Höfe hatten sich zu Anfang des

Krieges ſtrenge Neutralitat zugeſagt. Damit reimte es ſich freilich ſchlecht, daß die gottorfſchen Unterthanen das Bundesheer mit Lebensmitteln verſorgen mußten, doch war dies eine ſtipulirte Bedingung, die Gottorf der Uebermacht hatte einräumen muſſen. Jetzt aber lag ein offenbarer Bruch der Neutralität vor, und hatte der König ſchon gleich nach der mehr als verdächtigen Uebergabe Tönningens an die Schweden das gottorfſche Gebiet als *feindliches* beſetzen und durch Kontributionen mitnehmen laſſen — obwohl er einen Augenblick, betroffen durch die Ehrlichkeitsmaske des Miniſters Görz, eine Anwandlung großmüthiger Verſöhnlichkeit gefuhlt zu haben ſcheint — ſo war er nun entſchloſſen, daſſelbe als *erobertes* Land zu *behalten*. Unter den damaligen Zeitumſtanden war er denn auch durch Nichts und Niemand an der Ausfuhrung ſeines Entſchluſſes behindert.

Ueber das *Recht* mag er mit ſich einig geweſen ſein. Nach der „Motivirung“ war er's ſogar ſchon im *weiteſten Sinn*.

„Friedrich IV. — sagt die „Motivirung" — hegte keinen Zweifel an seinem Rechte, jure belli über den von Dänemark eroberten (— wahrlich ein pomphaftes Wort für die Sache! —) Antheil zu Gunsten Dänemarks zu verfügen und diesem ganz Schleswig zu incorporiren. Auch konnte der König im Herzoge nicht sowohl einen Mitregenten sehen, den Er, der König, vertreibe, als den Souverain eines völlig selbstständigen Landes. Wie dem königlichen Hause vom herzoglichen die Souverainität und später sogar das Recht zu Bündnissen innerhalb der Gränzen der Unionen abgerungen war, so hatte letzteres die vollständige Aufhebung der Communion zwischen den beiderseitigen Antheilen mehr und mehr durchzuführen gesucht."

„Unter solchen Verhältnissen sah König Friedrich IV. alle und jede Ansprüche des Hauses Gottorf an Schleswig durch dessen Verbindung mit dem Feinde, wobei es schon auf eine Theilung königlicher Lande abgesehen gewesen war (— —) als völlig erloschen, eine Erlöschung, die

nicht bloß den Verluſt der Beſitz- und Erbrechte jenes Hauſes auf den gottorfiſchen Antheil zur Folge haben, ſondern, als Frucht des Krieges, zugleich deſſen eventuelle Erbanſprüche auf die allezeit königliche Hälfte. Als nach den Garantien Frankreichs und Englands auch politiſche Rückſichten für die Incorporation des ganzen Herzogthums nicht mehr hemmend befunden wurden, ward der Entſchluß dazu entſchieden gefaßt."

„Die Abſicht der Einverleibung Schleswigs in Dänemark beurkundet ſich in allen Berathungen, welche dem Patent vom 22ſten Auguſt 1721 und der Erbhuldigung vom 3ten und 4ten September 1721 vorhergingen. Es bezeugt ſie eine Erklärung ganz von der Hand des Königs, wodurch er den Gründen für ſolche Einverleibung vor denen entſchieden den Vorzug giebt, die dagegen in Betracht geſtellt waren."

Wir wären mit unſerer hiſtoriſchen Vorbereitung auf das Jahr 1721 fertig und könnten uns gleich mit den Patenten und Huldigungseiden dieſes Jahrs beſchäftigen, mußten wir nicht die

beiden Punkte, auf welche der „offene Brief“ und die „Motivirung“ ſo viel Gewicht legen, die Abſicht des Königs Friedrichs IV. und die von England und Frankreich gewährten Garantien noch vorgängig einer näheren Betrachtung unterwerfen. Dies ſoll in dem folgenden Abſchnitt geſchehen.

II.

König Friedrich IV. verknüpfte mit der Wegnahme der Herzogthümer gottorfschen Antheils ohne Zweifel die gute Absicht, sie zu behalten, um uns vorläufig dieses umfassenden, sachgemäßen und natürlichen Ausdrucks zu bedienen. Erst wegnehmen, dann behalten, das Nähere, das Wie, der Rechtstitel, das gehörte zum Uebrigen, das sich finden mußte.

Thatsächlich betrachtete und behandelte der König die eingesteckten herzoglichen Lande als er-

oberte, er zog alljährlich während der ganzen Dauer des schwedischen Kriegs fünf bis sechs Tonnen bar Geld aus ihnen, ohne welchen Zuschub, wie sein dänischer Geschichtschreiber Hoyer äußert, das Reich die großen Kriegskosten schwerlich hätte abhalten können. Die Herzogthümer Bremen und Verden mit ihrer kurzweiligen Huldigung waren also besser daran als Holstein und Schleswig.

Es galt nun die Sicherung des Besitzes, und mit Rücksicht hierauf und auf sonstige Vortheile den Kampf mit Schweden seinem Ende zuzuführen.

Friedrich IV konnte sich zwar über den relativen Werth politischer Verbürgungen nicht täuschen. Er hatte ein großartiges Beispiel vor Augen. Wie viele Jahre waren's her, daß der Travemünder Frieden abgeschlossen und durch mehrere Mächte fest und feierlich verbürgt worden war? Und jetzt trat er, der König, in Unterhandlungen mit einem Theil dieser Mächte in Bezug

auf dieſelben Länder und Gerechtſame, welche ſie dem Vater des von ihm beraubten Kindes garantirt hatten.

Indeß kam es zunächſt nicht auf eine leere einſeitige Verbürgung, ſondern auf ein Zuſammenwirken mit Mächten an, welche der Krieg gegen Schweden, die Furcht vor dem Wiederaufkommen dieſer Macht und die Ausſicht auf gegenſeitige Vortheile mit König Friedrich vereinigte. Rußland wollte nicht gern wieder an ſein Eismeer zurückgedrängt werden, Kaiſer und Reich ſahen die Schweden lieber in ihren Bergen und Thälern als in Deutſchland, Hannover und Preußen hatten noch beſondere Urſachen zu dieſem Wunſch und England, ohnehin mit Hannover durch ein Haupt verbunden, begehrte im Intereſſe ſeines Handels in der Oſtſee, die Aufhebung der Sundzollfreiheit, die ſich Schweden von Dänemark in früheren Jahren erſtritten hatte. Nur das eine Frankreich war Schweden inſofern günſtig, als es ihm noch eine fernere Rolle zur

Schwächung und Verwirrung Deutschlands von Herzen gönnte.

Mit dem König von England, als Churfürst von Hannover schloß Friedrich IV. bereits im Jahr 1715 ein Bündniß zum gegenseitigen Schutz ihrer Länder. Beide Theile verpflichteten sich, mit Schweden keinen Frieden zu machen, bis sie sich im ruhigen und sichern Besitz der Lande, die sie sich destinirt, nämlich der schwedisch-deutschen und der schleswigschen Lande befänden. Daß an Georg I. (als Churfürst) die Fürstenthümer Bremen und Verden gegen eine Geldsumme und die Verpflichtung abgetreten wurden, das eroberte Schleswig contra quoscunque (gegen Jedermann) vertheidigen zu helfen und an der etwaigen Entschädigung des früheren Besitzers Theil zu nehmen, haben wir bereits oben durch die „Motivirung" vernommen.

Durch die geschickten Umtriebe des Ministers Görz, der aus gottorfschen in schwedische Dienste übergegangen war, ward jedoch dem kräftigen Zusammenwirken der nordischen Ligue, so lange

Carl XII. lebte, vorgebeugt. Görz wußte Mißtrauen zwiſchen dem Czar und dem König von England zu erregen, ſo daß der erſtere, den Traktaten zuwider, in beſondere Friedensunterhandlungen auf der Inſel Aaland ſich einließ, der letztere Schweden geheime Friedensvorſchläge machen ließ. König Friedrich hielt es zuletzt für dringend nothwendig, ſich ebenfalls für ſich ſelbſt vorzuſehen, um nicht, dies ſind ſeine eigenen Worte in einem Briefe an ſeinen Kanzler, Grafen von Holſtein, vom 12ten Auguſt 1718, um nicht zwiſchen zween Stühlen niederzuſitzen und zuletzt der Gewalt des Feindes allein exponiret zu bleiben." In der Antwort theilt der Kanzler unter andern ſeine Anſichten und Rathſchläge über die Schweden zu machenden Friedensbedingungen mit: der König behält ſeine Eroberungen, Schweden verzichtet auf die Sundzollfreiheit und auf die Provinz Bahnuslehn. Sollte der König geneigt ſein, zu Gunſten des Friedens etwas von ſeinen Eroberungen herauszugeben, ſo könne dies nur in Pommern geſchehen. Carl le Duché de

Sleswig, fährt der Canzler fort, est ce qu'il y a de plus à la bienseance de Votre Majesté, et qu'i faudra tacher de garder sur tout chose au monde.)

Die Kugel, welche am 11. Dezember 1718 Karl XII. in den Laufgräben vor einer kleinen norwegiſchen Feſtung niederſtreckte, brachte neues Leben in die däniſchen Alliancen. Der Wechſel der Regierung in Stockholm war ein Siſtemwechſel. Der ſchwediſche Adel ließ den jungen Herzog von Gottorf, Karls Neffen, fallen und erhob, ſtatt ſeiner, Karls jüngere Schweſter, Ulrike Leonore, auf den Thron. Der Miniſter Görz, verhaßt dem Adel und der Königin als derjenige, der ſtets bemüht geweſen war, die Rechte des Gottorfſchen Hauſes in den Vordergrund zu drängen, ward in peinliche Anklage verſetzt und endete auf dem Blutgerüſt.

Die nächſte Folge dieſer Ereigniſſe war ein erneuerter Vertrag Friedrichs IV. mit Hannover und ein Vertrag mit England, gleichzeitig in der erſten Hälfte des Jahres 1719. In dem erſtgenannten verſpricht der König-Churfürſt, ſich bei

dem deutſchen Kaiſer zu verwenden, daß derſelbe den König von Dänemark in dem Beſitz und der Behaltung ſeines Antheils von Vorpommern und Rügen, wie auch des Herzogthums Schleswig, gottorfſchen Antheils, begünſtigen und dieſen Beſitz mit garantiren möge.

Am 3ten Juli 1721 kam endlich, in Friedrichsburg, der Friede mit Schweden zu Stande. Der Herzog von Gottorf war, wie vorauszuſehen, das Opfer. Frankreich half Schweden zur Wiedererlangung von Vorpommern und Rügen, und Schweden willigte nicht allein in Dänemarks Gegenbedingung, den Beſitz des herzoglichen Antheils von Schleswig, ſondern garantirte ihn auch, gleich Frankreich und England. Die Verbürgungsakte Englands, datirt vom 23ſten Juni, ertheilt dem König von Dänemark die Zuſicherung „de lui garantir et conserver dans une possession continuelle et paisible la paitie du Duché de Schleswick, la quelle Sa Majesté Danoise a entre les mains.“ (demſelben zu verbürgen und ihn zu erhalten in einem beſtändi-

gen und friedlichen Beſitz den Theil des Herzogthums Schleswig, welchen Se. däniſche Majeſtät in Händen hat). Die vom 14ten Juni datirte Verbürgungsakte Frankreichs ſagt: „La couronne de Dannemark, si elle n'etait assurée de la possession du Slesvig, laquelle Sa Maj. Brit. lui a déjà garantie, ... le Roi Très-Chrétien a bien voulu accorder à cette dernière couronne, comme lui donne par ces présentes, la garantie du duché de Slesvig et promet de maintenir le Roi de Dannemark dans la possession paisible de la partie ducale du dit duché“ (falls ſich die däniſche Krone des Beſitzes von Schleswig nicht verſichert hielte, welchen ihr Se. Brit. Maj. bereits verbürgt hat, ... hat der allerchriſtlichſte König dieſer letztern Krone gern gewähren wollen, wie ſie ihr durch Gegenwärtiges gewährt, die Bürgſchaft des Herzogthums Schleswig und ertheilt die Zuſage, den König von Dänemark in dem friedlichen Beſitz des herzoglichen Theils des genannten Herzogthums aufrecht zu erhalten.)

Das ſind die Garantien, auf die es hier

ankommt: ſo, nicht anders, nicht weiter lautet ihr Inhalt.

Die Geſchichte dieſer Urkunden und ihr beſtimmter Wortlaut ſcheinen nicht geeignet zu ſein, irgend eine Zweideutigkeit zu begünſtigen.

England und Frankreich verbürgen dem König von Dänemark den Beſitz des herzoglichen Antheils von Schleswig als einer von ihm gemachten Eroberung, oder, wie die engliſche Urkunde ſich ausdruckt, des Theiles von Schleswig, welchen Se. däniſche Majeſtät in Händen hat.

In der That geht, wie jeder des Leſens Kundige erſehen kann, das Verſprechen der Verbürgung und Aufrechthaltung wörtlich nur auf den beſagten Theil des Herzogthums, nicht auf den königlichen Antheil, nicht auf das ganze Herzogthum. Frankreich bewilligt zwar „la garantie de Duché de Slesvig, verſteht aber das Herzogthum Schleswig, gottorfſchen Antheils, wie die folgenden Worte lehren, welche nur die Aufrechterhaltung dieſes Theils zuſichern.

Es iſt bekannt, daß die Sicherheit der königl-

lichen „Eroberung“ nicht lange unbedrohet blieb. Derselbe Czar, der in Person zu dem Sturze des gottorfischen Hauses beigetragen, nahm den jungen flüchtigen Herzog in Schutz und verlobte ihn, noch kurz vor seinem Tode, mit seiner Tochter Anna. Das war ein letztes Siegel auf sein bekanntes Testament, das ganz Europa für die russische Unterjochung bestimmt und unter den fördersamsten Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes die Heirathen mit den deutschen Fürsten und Fürstenkindern anempfiehlt. Seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina ließ die Vermählung vollziehen und trat zugleich mit Forderungen und Drohungen gegen Dänemark wegen Rückgabe der schleswigschen Lande des Herzogs auf. Friedrich IV. machte Vergleichsvorschläge, er versprach, den Herzog in der schwedischen Thronfolge zu unterstützen, falls dieser seinen Ansprüchen auf Schleswig entsagen wolle. Der Antrag wurde verworfen, die Kaiserin rüstete und der König sah sich genöthigt, Gegenanstalten zu treffen und die Hülfe seiner Verbundeten in Anspruch zu nehmen. Krank-

reich und England waren dann auch aus guten Gründen bereit, ihren Verpflichtungen thatkräftig nachzukommen. In dem am 16ten April 1727 geschlossenen Traktat ist von dem zu befürchtenden Vorhaben der Moskowiten die Rede, dem König von Dänemark das Herzogthum Schleswig wegzunehmen, oder die Ruhe des niedersächsischen Kreises zu stören, wogegen die Mächte, so sehr interessirt bei dem westphälischen Frieden und dem Traktat von Hanover, wie an der Erfüllung der Garantien, welche sie gegen jede Invasion oder Feindseligkeit der Czarin oder irgend welcher andern Macht, welche das Herzogthum Schleswig angreifen würde, gegeben, Beistand durch Truppen, Schiffe und Geld in reichlichem Maaß dem König zusagen. Obwol in diesem Traktat der gottorfische Antheil des Herzogthums Schleswig nicht ausdrücklich als der Gegenstand der Garantien bezeichnet wird, vielmehr von dem Herzogthum Schleswig im Allgemeinen die Rede ist, so war jener doch als der Gegenstand der russischen Forderungen und Drohungen vorausgesetzt, wobei

das ganze Herzogthum nur der Erbfolgerechte des Herzogs wegen in Betracht kam. Später, bei der dringendsten und größten Gefahr, die Dänemark in neuerern Zeiten bestanden hat und wobei es nicht bloß auf die gottorfsche Krone und nicht bloß auf die vereinte von Schleswig, sondern auf die dänische Krone und die Existenz der dänischen Herrscherlinie ankam, später als Peter III. an dieser Rache nehmen wollte, wurde schwerlich auch mal der Versuch gemacht, die Bürgschaften Englands und Frankreich einzufordern.

Dänischerseits werden nun, wie wir aus der „Motivirung" gesehen haben, die Garantien auf die Inkorporation Schleswigs in Dänemark bezogen; dagegen äußert Professor Michelsen[1]), sie bezögen sich auf nichts weiter als auf die Einziehung des gottorfschen Antheils von Schleswig und Wiedervereinigung desselben mit dem königlichen Landes-

[1]) Zweite polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession. Mit bisher ungedruckten Urkunden. 1846.

theil, ſo daß eine etwanige Erneuerung der Garantie — „für die man beſonders bei Frankreich, aus der Menge der hüben und drüben ausgetheilten Ordenszeichen zu ſchließen, nicht ohne Erfolg ſich zu bemühen ſcheint“ — alſo auch nichts mehr enthalten werde. Beide Auslegungen verſtehen aber etwas Weiteres und Mehreres, als die Urkunden zu verſtehen erlauben.

Beide Auslegungen bringen die Garanticakten unſtatthafterweiſe mit dem königlichen Patent von 1721, in Verbindung, das ein Jahr ſpäter erlaſſen wurde. Die Garanticakten beziehen ſich nicht auf das Patent, wol aber dieſes rückwärts auf jene, in einer Stelle, wo der König, ganz gewaltig über die Schnur bauend, keinen Anſtand nimmt zu erklären, es ſei ihm und ſeinen königl. Erbſucceſſoren durch formelle und ſolenne Garantien der vermittelnden Mächte die ewige und ruhige Beſitz- und Beherrſchung des ganzen Herzogthums Schleswig und folglich auch des biebevor geweſenen fürſtlichen Antheils verſichert worden!

Man vergeſſe nicht, was die „Motivirung“ einſchärft, daß das Herzogthum Schleswig, gottorfſchen Antheils in jenen Verhandlungen und Verburgungen als ein vom König erobertes und jure belli in Beſitz genommenes ſelbſtändiges Staatsgebiet auftritt, als das Gebiet eines Fürſten, in welchem, wie die „Motivirung“ ſagt, der König nicht ſowohl einen Mitregenten ſehen konnte, den er vertrieb, als den Souverain eines völlig ſelbſtändigen Landes.

Nun lag zwar die Vereinigung dieſes Staatsgebietes mit dem ſeinigen zu einem ungetheilten Herzogthum Schleswig den Abſichten und Unterhandlungen des Königs von Anfang an zu Grunde und er hatte eben zur Sicherung des Geſammtbeſitzes die Burgſchaft der Mächte für den eroberten Theil nachgeſucht, welche ihm auch gewährt wurde. Unbezweifelt auch gewährt in dem Sinn, damit er des vereinigten Beſitzes des ganzen Herzogthums froh und ſicher wäre, ſo daß er in dieſem Sinn ſogar unverfänglich ſagen durfte, die Mächte hätten ihm das ganze Herzog-

thum verbürgt, zwar nicht so, daß die Verbürgung des Theils als die Folge der Verbürgung des Ganzen erschien, was denn freilich die ganze Sache höchst feierlich auf den Kopf stellen heißt.

Uebrigens sieht man leicht, wie durch diese ganze Prozedur nicht allein der gottorfsche, sondern auch der königliche Theil, das ganze Herzogthum aus den Angeln der Verfassung gerissen wurde. Was kümmerte sich Lord Walpole, der stolze allmächtige Minister Englands, der die Rechte seines eigenen Volks mißachtete, was kümmerte sich die Regentschaft Frankreichs, geleitet durch Maitressen in Walpoles Solde, was endlich ein souverainitätstrunkener Monarch wie Friedrich IV., da er die Macht in Händen hatte, was kümmerten die, wenn sie unter sich waren, die armseligen Verfassungsrechte Schleswig-Holsteins! Die englischen und französischen Minister wußten von den innern Angelegenheiten Schleswigs so viel wie sie zu wissen nöthig zu haben glaubten, nämlich, daß es bisher aus zwei souverainen Landestheilen bestand und von zwei Für-

ſten regiert wurde, von denen der eine ein König, der andere ein Herzog. Der König hatte den Herzog ganz kriegsgerecht davon gejagt und nun ſicherten ſie ihm und ſeiner Krone den ewigen und ruhigen Beſitz des eroberten Herzogthums zu. Das war Alles und damals die einfachſte Sache von der Welt. Man hatte ſich an das Hin- und Herfliegen, Erobern, Tauſchen, Kaufen und Verkaufen der Länder damals ſo gewöhnt, wie im Anfang dieſes Jahrhunderts. Von den garantirenden Mächte ſtand dem König [illegible] entgegen in dem, was er mit den garantirten Fürſtenthum ferner anfangen wolle, ihrentwegen konnte er die beabſichtigte Vereinigung mit ſeinem ſchleswigſchen Fürſtenthum durchſetzen oder unterlaſſen, ſo wie überhaupt nach Belieben das Verhältniß dieſer Landestheile ſowol unter ſich, als zu ſeinen übrigen Staaten anordnen. Das waren ſeine eigenen inneren Angelegenheiten, die ſie nichts angingen.

Man muß es dem „offenen Briefe“ und der däniſchen Staatsſchrift laſſen, daß ſie mit ruhm-

licher Objektivität auf den Standpunkt, auf die Höhe dieſer abſoluten Anſichten ſich zu verſetzen wiſſen. Unſre Leute verrathen dagegen eine lächerliche Unbehülflichkeit und Pedanterei in der Auffaſſung. Die klarſten und in ihrer Erhabenheit einfachſten Worte der Monarchen müſſen ſie ſtets mit der Verfaſſungselle meſſen oder unter der Verfaſſungsbrille ſich anſehen, wobei ſie, man kann es nicht läugnen, zuweilen Dinge herausbuchſtabiren, welche der ſublimen Denkart der handelnden Perſonen durchaus unwürdig ſind.

Wurden die uralten Verfaſſungsrechte der Lande Schleswig-Holſtein bei dieſen Vorgängen gänzlich ignorirt, ſo rächten ſie ſich ſelbſt wieder durch Ignoriren dieſer Vorgänge von ihrer Seite. Das war das Einzige was die arme Verfaſſung konnte, da es ihr damals an mannhaften Rittern und Vertheidigern gebrach. Aber das that ſie gründlich. Sie kennt bis auf den heutigen Tag keinen Fürſten Schleswig-Holſteins, der einen Fuß breit Landes zwiſchen der Elbe und der Königsau jure belli beſeſſen hat und beſitzt; ſie kennt keine

Regierung in den Herzogthümern, deren Rechtstitel die Eroberung wäre, deren Gewalt nicht in ihr, der Verfaſſung, ſich gründete. Schleswig-Holſteins Verfaſſung hatte und hat nichts gemein mit Unterhandlungen, Traktaten, Garantien, welche einen Landesfürſten berechtigen ſollten, einen Landestheil als fremden, feindlich geſchiedenen und ausgeſtoßenen zu behandeln und damit ihre eigenen Grundartikel aufzuheben. Ihr war und iſt nur eine Garantie bekannt und das iſt der Eidſchwur, welchen der erſte Chriſtian für ſich und ſeine Nachfolger in der Regierung auf ſie leiſtete, als — es iſt nicht genug zu wiederholen — die freie Gunſt der Einwohner ihn zum Herzog wählte, nicht als König von Dänemark, ſondern als einen Herrn dieſer Lande.

Eine beſondre Art der Vergeltung übte die Verfaſſung aus an der Gewalt, die ſie ignorirte, durch die Widerſprüche, in welche ſie dieſelbe verwickelte, durch die Halbheiten, welche ihre ſtille Macht über die Maßregeln der offenen Gewalt verhängte. Dies wird ſich beſonders im folgen-

den Abſchnitt offenbaren, wo wir Friedrich IV. eifrig bemüht ſehen, durch Patente und Huldigungsformulare der Verfaſſung ſelbſt ſeine an dem Hauſe Gottorf verübte Gewaltthat aufzuzwingen und ſie gleichſam zur Mitſchuldigen ſeines Verfahrens zu machen. Hier aber, wo er für ſich allein handelt und nur mit ſeines Gleichen, mit den europäiſchen Kabinetten in Berührung tritt, nicht mit den Ständen und Unterthanen, hier begnügen wir uns nur auf einige Seltſamheiten und ungeheuerliche Inkonſequenzen ſeiner jure belli-Politik aufmerkſam zu machen.

Wenn wir die däniſche Inkorporationstheorie aus den Verträgen und Garantieakten dieſer Epoche ausgewieſen haben, ſo geſchah dies aus dem bezeichneten guten Grunde, weil ſie keine Anwendung auf dieſe Urkunden leidet, weil dieſe Urkunden, um es zu wiederholen, dem König von Dänemark zwar den Beſitz des eroberten Herzogthums Schleswig gottorfiſchen Antheils verbürgen, jedoch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, ſei es in der Verbindung der Landestheile, ſei es in der Bezieh-

ung auf den Monarchen und die Krone von Dänemark gänzlich unberührt lassen.

Dagegen sind wir mit der „Motivirung“ vollkommen einverstanden, daß die Inkorporation die Absicht, das Ziel, die Triebfeder aller Handlungen und Verhandlungen des Königs war, welche seinem Patent von 1721 voraufgingen. Wir sind auch von dieser Ansicht so sehr überzeugt, daß wir den Verfassern sogar die Mittheilung jener ganz von der Hand des Königs geschriebenen Erklärung schenken, auf welche sie sich so geheimnißvoll berufen, ohne jedoch durch unsre persönliche Großmuth den gerechten Wünschen und Forderungen Solcher in den Weg treten zu wollen, welche, vielleicht aus keinem zu günstigen Vorurtheil für die bloßen Versicherungen der Urheber des Gutachtens, die wörtliche Mittheilung eines solchen, alle Zweifel in dieser Hinsicht niederschlagenden Aktenstückes für durchaus erforderlich halten.

In Beziehung auf Schleswig ging der König entschieden von der Thatsache der ehemaligen

Lehensherrlichkeit der däniſchen Krone aus. Wir haben geſehen wie dieſe an ſich leere aber durch die Umſtände bedeutſame Feudalform durch die Souverainitätserklärungen aufgehoben wurde; geſehen aber auch was Chriſtian V. that und ſich erlaubte, um ſeinem Mitregenten die Lehnsfahne wieder aufzudrängen und wie die Weigerung deſſelben das Signal zur Beſetzung und Einziehung ſeines Landestheiles abgab. Folgerichtig hätte Chriſtian V. auch ſeine eigene herzogliche Souverainitätsakte für nichtig erklären müſſen, aber dies Poſſenſpiel war in der That unnöthig für den abſoluten Herrn und König, der bereits auf dem beſten Wege war, gleich ſeinem Nachfolger, den läſtigen Unterſchied zwiſchen der herzoglichen und königlichen Souverainität fallen zu laſſen, in ſeinen Patenten, in welchen er die Huldigung für ſich, den König, als alleinigen Souverain forderte, den Herzog offenbar genug mit dem königlichen Lehnsherrn, mit dem Träger der däniſchen Krone identifizirte. Sicher betrachtete ſein Nachfolger Friedrich IV., allen Reſtitutionsverträgen und Frie-

denſchluſſen mit dem Hauſe Gottorf zum Trotz, ſich nicht minder als den direkten Oberherrn über das ganze Herzogthum, als den Lehnsherrn eines widerſpenſtigen und gefährlichen Vaſallenhauſes, dem er als ſolcher, als lehnsherrlicher König von Dänemark, bei der erſten paſſenden Gelegenheit, bei dem Ausbruch einer offenen Feindſeligkeit oder dafür erachteten Schrittes mit Fug und Recht Krone und Land abſprechen durfte.

Von ſolchem Geſichtspunkt ging denn auch König Friedrich aus, als ſich ihm die Gelegenheit darbot, das gottorfſche Haus mit Anſtand und ohne Gefahr aus Schleswig zu vertreiben. Er zweifelte nicht an ſeinem Recht, über den gottorfſchen Antheil zu verfügen, das heißt ihn zu dem ſeinigen zu ſchlagen, das heißt ihn ſo gut wie den ſeinigen und zuſammen mit dem ſeinigen als ein Devendenz ſeiner — tauſchen — Krone zu betrachten und in dieſem Sinn zu behandeln.

Oeffentlich aber und den europäiſchen Kabinetten gegenüber konnte er ſeine Lehnsherrlichkeit über Schleswig nicht an den Mann bringen, da

der Herzog von Gottorf vertragmäßige und noch durch den jüngsten Frieden verbürgte Souveränitätsrechte in derselben Ausdehnung wie er selber besaß. Oeffentlich konnte er nur von dem allgemeinen völker- und kriegsrechtlichen Gesichtspunkt jener Zeiten ausgehen und danach die Gründe entwickeln, die ihm das Recht geben sollten, sich der Staaten eines andern Souverain's zu bemächtigen. Für diesen Zweck konnte ihm das herzogliche Haus nicht souverain genug sein, je souveräner und selbständiger je besser, und nichts zu merken gegeben von dem Umstand, daß beide Souveränitäten eine verfassungsmäßige Einheit überschwebte, und daß der ganze bisherige Streit der beiden souveränen Häuser sich daher leitete, daß das königliche diese Einheit, das sublime dominium fortwährend arrogirte, und durch sein natürliches Uebergewicht, das seinen Schwerpunkt außer Landes in einem fremden Staat hatte, die Harmonie einer gemeinschaftlichen Regierung unmöglich machte.

Aus der erwähnten Doppelheit in den Mo-

tiven des Königs, den geheimen und den öffentlichen, mußten die Widersprüche hervorgehen, welche sein Verfahren gegen das herzogliche Haus damals bezeichneten. Die arme „Motivirung“ muß sich pflichtgemäß auch hier bemühen, Widersprüche, die sich in längeren Zeiträumen und Verhandlungen mehr verloren, in die Kürze zu ziehen, ohne sie zu deutlich sehen zu lassen. Man verkennt sie überhaupt, wenn man sie bald für zu plump, bald für zu fein hält. Sie ist nur plump aus Feinheit; sie arbeitet mit gleichem Geschick an der Nadelspitze eines Wortes als sie die gröbsten Widersprüche platt schlägt. Es ist zum Beispiel recht plump und grob von ihr gesagt, was wir eben schon gelesen: „Friedrich IV. hegte keinen Zweifel an seinem Rechte, jure belli über den von Dänemark eroberten Antheil zu Gunsten Dänemarks zu verfügen und diesem ganz Schleswig zu incorporiren.“ Aber wie konnte sie anders und besser den Widerspruch verarbeiten, der in dem Satze folgt: „Auch konnte der König im Herzoge nicht sowohl einen Mitregenten sehen, den er vertreibe, als

den Souverain eines völlig selbständigen Landes.“ Hätte sie gesagt: Friedrich IV. zweifelte nicht an seinem in der alten Lehnsabhängigkeit Schleswigs von Dänemark begründeten Rechte, über den Landestheil des feindselig gesinnten Hauses zu verfügen, so hätte sie zwar die Wahrheit gesagt und nebenher auch die Inkorporirung des **königlichen** Antheils, **der doch von „Dänemark“ nicht erobert wurde,** auf den gemeinschaftlichen wichtigen Rechtsgrund zurückgeführt. Wie aber hätte sich dies gereimt mit den öffentlichen Motiven des Königs und mit dem folgenden Satz, welcher sich beeifern mußte, die völlige Souverainität des gottorfschen Hauses herauszukehren? Von der doppelten Klemme, in welche die Motivirung hiebei dennoch geräth, braucht sie sich nichts merken zu lassen. Die eine ist die so eben kurz erwähnte, daß der königliche Antheil von Schleswig doch kein Stück dänische Eroberung war. Die andre preßt si in folgende Frage:

Warum hat der König Friedrich IV. blos über Schleswig, warum nicht auch über das an-

dre doch ebenfalls jure belli von Dänemark eroberte Herzogthum, das Herzogthum **Holstein** zu Gunsten Dänemarks zu verfügen und diesem ganz Holstein zu inkorporiren für gut befunden?

Warum sagte er nicht: das Haus Gottorf hat aufgehört zu regieren, in Holstein wie in Schleswig? War das Eroberungsrecht, auf das er sich in Schleswig berief, nicht dasselbe in Holstein?

Es war dasselbe, aber es war ein Knoten dabei. Ueber das schleswigsche Gottorf arrogirte der König Lehnsrechte. Schleswig hielt es von Haus aus für dänisches Eigenthum. Für den Besitz von Schleswig stand dem gottorfschen Hause damals überdies kein Schutzherr zur Seite. Für Holstein war es der Kaiser, der in dem Herzog den Reichsfürsten schützte. Ohne Zweifel hätte König Friedrich auch das Herzogthum Holstein gottorfschen Antheils nicht mehr als gern behalten und mit dem seinigen vereinigt. Doch scheint er dasselbe niemals auch nur auf das Gebiet der Unterhandlungen mit fremden Mächten gezogen zu haben.

Hier in Holstein hätte Dänemark wirklich Gelegenheit gehabt, das prahlende Wort der Eroberung in die That zu verwandeln und das Herzogthum als ein dänisches Elsaß sich einverleiben. Als aber der Kaiser, endlich ungeduldig über die lange Besetzung und Ausschröpfung des gottorfschen Landes durch die königlichen Truppen und Kontributionseintreiber, peremtorischen Befehl zur Räumung erließ, es war im Jahr 1720, ward es umgehend geräumt und dem Herzog ausgeliefert. Dänemark weicht immer nur der Gewalt.

III.

Wir räumen der däniſchen Staatsſchrift nicht nur willig ein, König Friedrich IV. habe ſich ſchon vor Erlaſſung ſeines Patents vom Jahr 1721 mit der Abſicht getragen, das Herzogthum Schleswig dem Königreich zu inkorporiren, wir ſagen auch, daß dieſe Abſicht in dem Patent und dem Huldigungsformular unverkennlich durchblickt.

Nein, es war nicht ehrlich, geſchweige groß und tapfer von dem däniſchen König, daß er ſeine

klare Absicht auf Schleswig so versteckt undzweideutig ausgesprochen hat, daß rechtliche Leute sie noch bis auf den heutigen Tag in Abrede stellen und andere rechtliche Leute, doch erst wenn sie Alles wohlbedacht, zu der entgegengesetzten Ueberzeugung gelangen. Von den Verfassern der Motivirung kann hier nicht die Rede sein, sie haben hinter die Koulissen geguckt. Und dennoch legen auch sie das preßhafte Geständniß ab, die Inkorporation sei zwar — vollzogen — aber nicht — ganz — ja doch, ganz der Absicht nach, aber nicht ganz der juristischen Geltung und der späteren Verwirklichung nach. Ach, sie wissen selbst nicht, wie sie sich winden und ausdrücken sollen, jedes Wort ist ein zuschnappendes Fangeisen und haben sie das eine vermieden, so fallen sie in das andre hinein und — bleiben darin stecken. Vor diesem bemitleidenswerthen Anblick ziehen wir aber einstweilen den Vorhang wieder zu.

Es ist unnöthig, die beiden Aktenstücke der ganzen Länge nach mitzutheilen. Sie sind in dem bekannten furchterlichen Kurialstiel jener Zeiten

abgefaßt und die Sätze intimiren und injungiren sich dem Leser so schleppend, daß er nur mit Mühe ihren kurzen Sinn ergreift. Heben wir also nur die paar wichtigen Stellen heraus, auf die hier Alles ankommt.

In dem Patent vom 22sten August 1721 beruft sich der König („Wir Friedrich der Vierte, von Gottes Gnaden, König zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Hertzog zu Schleßwig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. ꝛc.") auf die zur Genuge bekannten Feindseligkeiten und das treulose Verfahren des Herzogs von Holstein, (so) „daß Wir dahero bewogen worden, des Hertzogen Carl Friedrich's zu Holstein gehabten Antheil im Hertzogthum Schleßwig, als ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßigerweise von der Crohne Dänemark abgerissenes Pertinens, wieder in Possesion zu nehmen" . . . . . „und Wir dann solchemnach entschlossen, selbigen Antheil mit dem Unserigen zu vereinigen und zu

incorporiren" . . . (letztere drei Worte stehen ausdrücklich in dem handschriftlichen und gedruckten Originaltext des Patents, wonach der Abdruck in der „Motivirung" hier eine Lücke in den gewöhnlichen Zitaten ausfüllt).

Der Huldigungseid vom 1ten September beginnt mit den Worten: „Ich, Endesbenanter von der Ritterschafft in dem Hertzogthum Schleßwig thue kundt hiermit: Nachdem Ihro Königliche Majestät zu Dännemark, Norwegen ꝛc. ꝛc. (der Herzog von Schleswig wird also unter die et cetera gesetzt) Mein allergnädigster König und Herr, kraft Dero sub dato Gottorff den 22ten August 1721 ausgelassenen Patents

das verbin gewesene Fürstliche Antheil des Hertzogthums Schleswig [1]) mit dem

[1]) Der Name des Herzogthums wird bald mit ß, bald mit ss geschrieben, im Namen des Königreichs wechselt n mit nn, und t mit dt. In diesem

Ihrigen zu vereinigen und Dero Crohne als ein altes injuria temporum abgerissenes Stuck auf ewig wieder zu incorporiren fur gut befunden" . . . .

„So gelobe und verpflichte Ich, fur mich, meine Erben und Successoren hiermit und in krafft dieses, daß Ich und Sie Ihr Königliche Majestät zu Dannemark, Norwegen ꝛc. ꝛc.

Fur Unsere alleinigen souverainen Landesherrn erkennen und halten, Dereselben, wie auch Dero Königliche Erb-Successoren in der Regierung, secundum tenorem Legis Regiae, Treu, hold und gewärtig sein . . . . . wollen . . . . .

Dieselben Worte finden sich auch in den Huldigungseiden, welche einen Tag früher von den Herzogen von Augustenburg und Glücksburg fur ihre in Schleswig belegenen Güter geleistet

---

orthographischen Oszillieren zwischen einfach und doppelt, mehr und weniger liegt gleichsam der Witz von der Sache.

wurden; doch enthält ihr Gelöbniß die ausdrückliche Beziehung auf ihren Fürsten — Vasallenstand. In dem Formular, welches der Herzog von Augustenburg unterzeichnete, fehlt ausnahmsweise von allen übrigen, das Komma zwischen den Worten Regierung und secundum, und statt legis Regiae hat es Regiae legis. Der Herzog von Holstein-Beck leistete den Erbhuldigungseid von 1721 gar nicht, weswegen auch Professor Michelsen die so richtige als ironische Bemerkung macht, solle die Erbhuldigung von 1721 als Erbverzicht der Seitenlinien des Königshauses gedeutet werden, so wäre, den Prämissen des dänischen Staatsrechts zufolge, Se. Durchlaucht der Herzog von Holstein-Beck-Glücksburg der eventuelle Erbe des Herzogthums. Ferner sieht zu bemerken, daß bei dieser Gelegenheit nur Prälat und Ritterschaft als Landesrepräsentanten auftraten; die Städte wurden nicht mehr dazu gezählt, die städtischen Magistrate und die der Aemter und Landschaften, jedoch nur die des bis-

herigen gottorfschen Antheils hatten, „den schuldigen Eid der Treue“ besonders abzulegen.

Es versteht sich und bedarf keines ausführlichen Beweises, daß nur der Erbhuldigungseid und nicht das königliche Patent als solches staatsrechtlich in Betracht kommen kann. Hätte der König Friedrich IV. sich nur auf die Erlassung des Patents beschränkt, es wurde solch willkürlicher Akt der höchsten Gewalt ewig nur ein Fragezeichen für seine Berechtigung, und für die Grundlagen des schleswig-holsteinischen Staatsrechts selbst, wie es bestand und besteht, null und nichtig geblieben sein — ganz so null und nichtig wie die einseitige Erklärung über dänische Erbfolge und Gesammtstaatsherrschaft, welche uns das offene Kabinetsschreiben Sr. Majestät des Königs Christian VIII. gebracht hat. Das Papier ist geduldig und die Arme der Mächtigen sind lang, doch vernichtet kein Federzug gültiges Recht und die Hand der Mächtigen kann zwar die Verträge mit Nationen zerreißen — das ist für sie nur Kinderspiel — aber das eine Stück,

das in der Hand der Nationen zurückbleibt, das ist das gültige Recht und wird honorirt werden wie eine zerfetzte Kassenanweisung, auf der noch die Hauptsache, die Summa, deutlich zu lesen. Was aber das Patent Friedrichs IV. betrifft, so hat dasselbe, wie bemerkt, an sich zwar keine Rechtsbedeutung, und ist nur reine Kundgebung, nur ipse feci, ipse dixi des Königs, bekommt es aber dadurch, daß sein Inhalt in das Huldigungsformular übergegangen und daselbst wesentlich den Sinn der Huldigungsworte mitbestimmt oder mitverwirrt.

Was hat der König sagen wollen?

Der leitende Gedanke, von dem der König ausgeht, ist der, daß er sich als dänischen Kronenträger und Oberlehnsherrn voraussetzt und als solcher, als König von Dänemark, den fürstlichen Antheil des Herzogthums mit dem seinigen vereinigt. Nur in diesem Sinn konnte er den fürstlichen Antheil bezeichnen als ein altes von seiner Krone injuria temporum abgerissenes

Stück. Die „Motivirung“ spricht es nicht allzu deutlich aus, ob sie der gemeinen dänischen Auslegung huldigt, welche diese Stelle auf die kriegerische Erwerbung Schleswigs durch die Grafen von Holstein oder gar auf die noch älteren Kämpfe mit den dänischen Lehnsherzogen zurückbezieht, sie thut wohl daran, denn hier handelt es sich nicht um einen feinen königlichen Doppelsinn, sondern um den gröblichsten Unsinn und Widersinn. Wir begnügen uns, auf das historische Moment hinzuweisen, welches dem König in seiner gedachten lehnsherrlichen Eigenschaft ohne Zweifel vorschwebte, indem er den gottorfischen Antheil ein injuria temporum von der Krone abgerissenes Stück, oder nach den Worten des Patents ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinens nannte: es ist die mit schwedischen Waffen durchgesetzte Aufhebung des Lehnsnexus und die aus ihr folgende, mit ihr gleichbedeutende Souveränitätserklärung für den Herzog. Ein altes Pertinens der Krone war das Stück sicher, wenn auch die Abreißung

(1638) nicht ſehr alten Datums war. Dies Stück vereinigt er mit dem ſeinigen und inkorporirt es der Krone, das iſt, in ſeinem Sinn (wie auch aus der Parallelſtelle des Patents erhellt) mit der däniſchen Krone. Seinen eigenen Antheil nahm er als ungetrennt und niemals abgeriſſen von dieſer Krone an und brauchte ihn alſo, dieſer Annahme nach, nicht erſt wieder zu inkorporiren, das heißt, in diejenige Verbindung mit Dänemark zurückzuverſetzen, welche der Aufhebung der gottorfſchen Lehnnexus voraufging, alſo in die Art von Abhängigkeit, welche die däniſche Krone ſtets in das Lehnsverhältniß hineingedacht hatte — in Bezug auf die mitregierenden Herzöge. Demnach läßt ſich der König als nunmehr alleinigen ſouverainen Landesherrn über das Herzogthum Schleswig anerkennen, und ſich und ſeinen Erbnachfolgern in der Regierung (nämlich des Königreichs), secundum tenorem legis Regiae, das iſt, nach der Beſtimmung des Königegeſetzes, erbhuldigen. Man kann es unentſchieden laſſen, ob der König an dieſer grundloſen Stelle

den ganzen Inhalt des dänischen Königsgesetzes oder nur die Erbfolgeordnung desselben im Sinn hatte. Eins ist so unverdaulich wie das andre. Die staaterechtliche „Motivirung“ begnügt sich indeß an der dänischen Successionsordnung und wir können nichts dagegen haben, obwol wir auch hier geneigt sind, an eine absichtliche Zweideutigkeit im Text zu denken.

Der ungeheure Unterschied zwischen dieser und der staaterechtlichen Auffassung tritt besonders darin hervor, daß letztere den König Friedrich IV. erst die beiden Theile des Herzogthums vereinigen und dann beide zusammen dem Königreich inkorporiren läßt — was aber nur wider den ausdrücklichen Wortlaut geschehen kann, wonach der fürstliche Antheil mit dem königlichen vereinigt und der Krone als ein vordem abgerissenes Stück wieder inkorporirt wird. Aber wie ist es nur verstandesmöglich, fragt man, daß die Verfasser der Motivirung diese Worte anders deuten konnten und wie haben sie's gemacht, um dies Kunststück auszuführen? Ja, wie haben sie's gemacht,

ſie haben ganz von ihnen abgeſehen und nur die Worte im Patent „und zu incorporiren“ darauf angeſehen und ſie ein wenig ins Kindbett gelegt und unverſehens eine ganze kleine Wortfamilie unter der Decke hervorgezogen, welche ſehr artig iſt und genau das ſagt, was ſie ſagen ſoll.

Die Worte des Patents: „ſelbigen Antheil mit dem Unſerigen zu vereinigen und zu incorporiren“ ſollen nämlich ſo viel heißen wie: ſelbigen Antheil mit dem Unſerigen zu vereinigen und zugleich mit dem Unſerigen zu incorporiren!

Und das nennt die „Motivirung“ mit einer unerſchutterlichen Ernſthaftigkeit, die königliche Verfugung ſo leſen wie ſie geleſen werden muß!

Und auf dieſen nichtswurdigen Hokuspokus grundet ſie den Beweis, daß König Friedrich IV. die Inkorporation von ganz Schleswig in das Königreich Dänemark wirklich vollzogen habe!

Die Worte des Patents „und zu incor-

porirenˮ sagen einfach dasselbe, was die Worte der Parallelstelle in dem Huldigungsformular. Hier, und nicht im Kopfe des Staatsraths, hätten sie ihre Ergänzung suchen müssen, falls sie einer solchen bedürfen. Und man wird zugeben müssen, daß sie durch die Beifügung der Worte: „Dero Crohneˮ (so daß es gelautet hätte: und Dero Crohne zu incorporiren) an Deutlichkeit und Bestimmtheit gewonnen hätten, wobei wir die Frage, ob eine solche Bestimmtheit in der Absicht des königlichen Patentausstellers gelegen, füglich ganz unberührt lassen können. Dieselbe Ergänzung muß man sich aber auch noch zu der vollkommen willkürlichen und aus der Luft gegriffenen Ergänzung der dänischen Staatsschrift hinzudenken.

Daß wir sowol über die Bedeutung der ganzen Stelle im Patent wie im Eidformular, als namentlich auch in Betreff der Worte: „injuria temporum abgerissenes Stückˮ uns nicht im Irrthum befinden, vielmehr die einzig richtige Ansicht vorgebracht haben, diese Ueberzeugung

möchte ſich auch jenſeitig Befangenen mittheilen, wär es, auch den guten Willen vorausgeſetzt, nicht ſo ſchwer aus der Gebundenheit vorgefaßter Anſichten ſich mit einemmal loszuwinden. Zuweilen verrichtet eine von außenher kommende Beleuchtung Wunderdinge und verhilft zu eben ſo plötzlicher Erleuchtung. Und ſo wollen wir denn auf die Meinung des Königs Friedrich IV. noch folgendes Licht aus der Zeit ſeines Vorgangers in der Regierung fallen laſſen, und ihm die magiſche Wirkung anheimſtellen. Bekanntlich führten die Streitigkeiten zwiſchen Chriſtian V. und dem Herzog Chriſtian Albrecht einen Wechſel von Streitſchriften herbei, durch welche ſowol der Unterdrückte als der Dränger ihre Sache vor der öffentlichen Meinung Europa's, das iſt, der Höfe, führten. In einer der auf königlichen Befehl erlaſſenen Hauptſchriften (ſ. Hegewiſch, Bd. IV., pag. 272—274), in welcher der Beweis geführt werden ſollte, daß der Herzog nur auf Mittel geſonnen, den kaum geſchloſſenen (gezwungenen) Rendsburger Vergleich wieder zu vernichten, wird

hinsichtlich der Beschwerdeführung des Herzogs über diesen Vergleich bemerkt: „dem Herzoge sei durch denselben nichts was seine Vorfahren besessen, entzogen, sondern nur die Souverainität und das Amt Schwabstedt, welche beide Stücke erst vor wenig Jahren dem gottorfschen Hause durch die schwedischen Waffen unrechtmäßigerweise verschafft und **Dänemark** abgezwungen worden.“ Sind es nicht fast dieselben Worte, deren sich Friedrich IV. bedient, wenn er den gottorfschen Antheil als ein in beschwerlichen Zeiten (injuria temporum) unrechtmäßigerweise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinenz, wieder in Possession zu nehmen erklärt? Findet hier nicht bloß der eine Unterschied statt, daß der König sein vermeintlich gutes Recht, auf das gottorfsche Herzogthum unter den obwaltenden Umständen zur Besitznahme erweiterte?

Und jetzt lese man gleich die schöne Beweisführung, womit die Verfasser der Motivirung ihre falsche und falschende Interpretation unter-

ſtutzen, die Worte: „Wollte der König — was er entſchieden wollte — das Herzogthum Schleswig inkorporiren, ſo konnte er den fürſtlichen Antheil nicht allein Dänemark inkorporiren, er mußte denſelben erſt mit dem königlichen vereinigen, um ſie zuſammen Dänemark zu inkorporiren.“

Da haben wir den Grundirrthum, der ſich das Anſehen eines Beweiſes gibt, die greifbare und ſichtbare Finſterniß, welche die Ehre hat, däniſches Kronleuchterlicht vorzuſtellen.

Nein, meine Herren! für die Vorausſetzung, von welcher König Friedrich IV. ausging und welche allerdings nicht die ihrige iſt, wäre ein ſolches Verfahren nicht allein überflüſſig, ſondern flagranter Widerſpruch geweſen. Der König mußte den fürſtlichen Antheil nicht erſt mit dem ſeinigen verbinden um ſie zuſammen dem Königreich Dänemark einzuverleiben, in ſeinen Augen und nach ſeinen Worten geſchah die Einverleibung eben durch die Wiedervereinigung des fürſtlichen Antheils mit dem königlichen, welchen der König als

dänisches Krongut betrachtete, und wenn dann dieser Akt sogenannter Einverleibung in Wahrheit irgend etwas objektiv Rechtsgültiges haben soll, so hängt dies blos von dem kleinen Umstand ab, ob der König sich über das staatsrechtliche Verhältniß der dänischen Krone zu dem sogenannten königlichen Antheil an dem Herzogthum Schleswig im Irrthum befand und ob es mit dem angeblichen Einverleibtsein desselben in Dänemark auch seine Richtigkeit hatte, widrigenfalls es denn freilich mit der neuern Einverleibung des gottorfschen Antheils in Dänemark ebenfalls nicht zum Besten stehen, vielmehr die Einverleibung dieses Theils mit dem Einverleibtsein des andern hinfällig werden dürfte. Und das ist gerade die Sache.

Verlangen Sie noch einen äußern Beweis, daß der König von dieser, gewiß hinlänglich irrigen Voraussetzung ausging, so verweise ich Sie auf den Umstand, daß er für den bisherigen königlichen Antheil keine besondere Erbhuldigung

von den Behörden und Einwohnern deſſelben forderte. Sie ſagen zwar:

„Für die Anerkennung der alleinigen Souverainetät waren im altkoniglichen Antheile keine Lokalhuldigungen nöthig; dieſe waren deshalb nur für den furſtlichen und in den der gemeinſchaftlichen Regierung unterlegenen Diſtrikten (Ritterſchaftliche Güter) einzunehmen.“ Doch eben nach Ihrer Anſicht war ja die Erbhuldigung von 1721 keine gewohnliche und auf die Anerkennung der Souverainitat im bisherigen verfaſſungsmäßigen Sinne des Worts beſchränkte; ſie ſoll ja vielmehr aus Schleswigern Dänen, aus Unterthanen eines ſouverainen Herzogs über ein ſelbſtändiges Herzogthum Unterthanen des Königs und Provinzler des Königreichs gemacht haben. Mit welchem Grund werden Sie aber behaupten, daß eine ſo wichtige ſachliche Alteration des Unterthanenverhältniſſes, in Verbindung mit einer veränderten Erbfolgegeſetzgebung eine beſondere Erbhuldigung nicht nöthig gemacht habe? In der That fand der König Friedrich IV. ſie nicht nöthig, aber aus

einem andern Grunde wie dem übrigen. Er fand sie entschieden unzulässig.

Da wir, unsrerseits, keineswegs den Inkorporationsgedanken Friedrichs IV. aus den Aktenstücken des Jahres 1721 wegdeuteln wollen, uns vielmehr nur daran gelegen ist, ihn in seiner bestimmten aktenmäßigen Form wahrheitsgetreu aufzufassen, so legen auch wir Gewicht auf den Umstand, daß Friedrich IV. das schleswigsche Wappen aus dem Mittelschilde, worin es mit denen von Holstein, Stormarn, Dithmarschen seinen Platz hatte, in den Hauptschild neben die Wappen von Dänemark und Norwegen erheben ließ, wo sie, wie Heyer bemerkt, bis an seinen Tod blieben, später jedoch an ihre vorige Stelle zurückversetzt wurden.

Wir ersehen aus einer halboffiziellen Einsendung aus Kopenhagen in den Altonaer Merkur vom 31. August d. J., daß König Friedrich IV. in seiner eigenhändigen Erklärung, von der früher die Rede war, sich dahin ausgesprochen haben soll, zwar stehe ihm das Recht zu einer völli-

gen Inkorporirung (das heißt, das Recht die Verfassung Schleswigs aufzuheben, es in eine dänische Provinz zu verwandeln) zu. Doch wird bemerkt, der Konig habe sich vorlaufig dahin entschieden, daß es bei der Erbhuldigung vornämlich darauf ankomme; daß alle Stände sich ihm und seiner Erbsucceſſoren eidlich verbindlich machten. Nicht unglaublich; er hat aber weder embischen, noch ganz inkorporirt. Es war ein ganz natürliches Geluſte des Konigs und eine Sache der Konſequenz, seinen oder den Anſprüchen der dänischen Krone die weiteſte Geltung zu verſchaffen und einen Staatsgrundvertrag aus dem Wege zu räumen, welcher auf jedem Blatt die dänischen Anſprüche Lügen ſtrafte. Er überließ jedoch dieſe Großthat ſeinen Nachfolgern und begnügte ſich an einem Wort, einer Wendung, welche ſeine Anſicht und Abſicht halb zu verrathen und halb zu verſtecken geeignet waren. Das Wort incorporiren ſteht da, es iſt genau der Ausdruck der Rechtvollkommenheit, welche der König ſich beilegte, es trägt den Stempel der übermuthigen Voraus-

ſetzungen, die ihn beherrſchten, die bereits ſeinen Vorgänger Chriſtian V. beherrſcht hatten, obwol dieſer ſich des Wortes nicht bediente. Das Wort ſteht da, aber die That, der Vollzug iſt ausgeblieben, das Recht trat dazwiſchen mit ſeinem zweiſchneidigen Schwert und der König, um das Recht herumgehend, vollzog nur eine Scheinhandlung, die keinen Sachkundigen täuſchen konnte, er trieb ein geſchwindes Spiel mit zwei Kronen und zwei Ländern und legte in die Vereinigung der beiden ſchleswigſchen Landestheile über deren einen er bisher die ſouveraine Herzogskrone getragen, einen Sinn und eine Bedeutung, die ſie nur haben konnte, wenn er als däniſcher König darüber geherrſcht hätte. Behauptet man, daß Schleswig durch das Patent und den Huldigungseid von 1721 Dänemark inkorporirt worden, ſo muß man das Wunder einer Transſubſtantiation annehmen; das königlich herzogliche Schleswig mußte ſchon vorher, ehe der gottorfſche wieder mit ihm verbunden wurde, gleichſam über Nacht, wider Wiſſen und Willen, und hinter dem Rücken

der Stände aus einem souverainen selbständigen Herzogthum in eine dänische Provinz, in dänisches Gut und Blut verwandelt worden sein.

Was unter den Augen des Landes vorging, war die Wiedervereinigung beider Landestheile und die Erbhuldigung an einen nunmehr alleinigen souverainen, das heißt unter Niemandes Oberherrlichkeit und speciell nicht unter der der dänischen Krone stehenden Landesfürsten. Ob es den Ständen verborgen bleiben konnte, daß der König sich für den Herzog substituirte und unter der im Huldigungseid erwähnten „Crohne“ die dänische Königskrone und nicht die schleswigsche Herzogskrone verstand, das ist eine Frage die sich so oder anders beantworten läßt. In der Doppelwürde der Person des Landesfürsten lag von vorn herein der unselige Doppelsinn, der von den dänischen Königen ausgebeutet wurde. Es war, wie noch jetzt, populäre Gewohnheit, den Landesfürsten bei seinem höheren Titel zu nennen und vom König zu sprechen, auch wo man nur den Herzog verstand und verstehen konnte. Auch in

der Geſchäftsſprache war es par courtoisie üblich. Der Ausdruck König-Herzog gehört erſt der ſpäteren Zeit an und iſt die Frucht der Erkenntniß, daß ein argliſtiger Mißbrauch mit dem populairen Namen getrieben werden ſolle. Auch die Hanoveraner nannten ihre Churfürſten, die den engliſchen Thron beſtiegen hatten, bei dem Königsnamen, doch zeichnete ſich das Verhältniß zwiſchen den beiden Kronen von Anfang bis zu Ende durch entſchiedene niemals getrübte Reinheit und Rechtlichkeit vortheilhaft vor dem gleichen däniſch deutſchen aus. Die Engländer kannten und achteten Volks und Vertragsrechte, die Dänen, ſelber rechtlos, achteten ſie nicht; das war und iſt noch jetzt der innerſte Grund des Geſchehenen. Ob alſo, wie ich gefragt habe, den Landesvertretern von 1721, die Verfänglichkeit gewiſſer Ausdrücke im Huldigungseide mehr oder minder eingeleuchtet habe, ob ſie den verſteckten wahren Sinn und Verſtand des Königs bei den Worten „Crohne“, „abgeriſſenes Stück“, „incorporiren“, wie bei den dadurch beſtimmten Worten

„alleinigen souverainen Landes-Herrn", „königliche Erb-Successoren in der Regierung, secundum tenorem legis Regiae" sich mehr oder minder deutlich zum Bewußtsein gebracht hatten, das ist, wie gesagt, eine Frage für sich, deren Beantwortungsversuch aber nur ein psychologisches und kulturhistorisches, kein juristisches Interesse haben würde. Um Stoff zu gewinnen, müßte man die Familienarchive der Fürsten, Ritter, Bürgermeister jener Zeit durchsuchen, um etwa aus eigenhändigen Erklärungen und Andeutungen zu ersehen, ob und inwieweit Einzelne in die Worte, Ansichten und Absichten Königs Friedrich IV. eingedrungen. Gab es Schlaue, Ahnungsreiche, Adepten des Geheimnisses in ihrer Zahl, wie verstanden sie das abgerissene Stück und das Reinkorporiren, wie wir oder wie der dänische Staatsrath? der Staatsrath, der nach hundertfunfunddreißig Jahren die Hauptdoppelsinnstelle jener Dokumente, wie wir nachgewiesen, falsch gegriffen hat und den König Unsinn sprechen läßt, während er doch nur bedeutungsvoll träumt, von

einer irrigen Vorausſetzung ausging! Das wäre intereſſant genug, aber für die ſtaatsrechtliche Auffaſſung dieſer Aktenſtücke hat es gar keinen Werth. In dieſer Beziehung handelt es ſich blos um eine Frage: welchen Sinn konnte, durfte die huldigende ſchleswigſche Ritterſchaft, als Organ der Verfaſſung, bei den Stellen, die wir als doppelſinnig oder dunkel erkennen, verfaſſungsmäßig nur zulaſſen?

Wäre die Ritterſchaft von einem ſtarken, männlich offenen, deutſchen Geiſt beſeelt geweſen, ſie hätten das welſche Machwerk des däniſchen Königs von ſich gewieſen, ſie hätte einen deutlichen klaren Eid verlangt, ſtatt des doppelſinnigen und dunkeln, oder — nicht gehuldigt. Es wäre eine Preisſchrift auszuſchreiben, ob unter allen National-Verträgen und Eiden der Weltgeſchichte ein ähnliches Aktenſtück, ein ähnlicher Vorgang zu finden. Und doch, wiſſen wir, waren die Grundlagen des ſchleswig-holſteiniſchen Staatsrechts ſo beſtimmt, deutlich, feſt, ſo aus-

ſchließend und abwehrend gegen Dänemark, ſo aparte ſchleswig-holſteiniſch, ſo deutſch grob, wenn ich ſo ſagen darf, gegen die däniſchen Ehrſuchtsfineſſen, daß ſie ſicher an Entſchiedenheit, Klarheit und Bündigkeit von keinem hiſtoriſchen Nationalvertrag in der Welt übertroffen werden. Und doch waren, wiſſen wir, was auch ſpäter geſchehen und zugelaſſen, in dem unſeligen Verhältniß mit Dänemark, dieſe Grundlagen ſo feſt und unerſchütterlich geblieben und die zwei oder drei einfachen Sätze, aus denen ſie beſtehen, ſo ſtets und in den verworrenſten Zeiten als vertragsmäßige Urbedingungen und Vorausſetzungen alles zu Recht Beſtehenden, was jedem neuen zugewachſenen oder angeflickten an ſeinem Ort ſeine verfaſſungsmäßige Geltung und Bedeutung gab, ſtändiſcherſeits erachtet und als ſolche gegen mißdeutende Schritte, Anſichten und Anſinnungen der Fürſten in den ſtändiſchen Reſervationen und Proteſten zum Vorſchein gekommen! Aber wir wiſſen auch, in welche Mißachtung trotz dieſer oder ob dieſer bloßen Reſervationen und Formrettungsverſuchen das ſtän-

diſche Organ ſich fallen ließ; wir wiſſen und haben gehört, daß Chriſtian V. es wagen durfte, ſeinen ſchwächeren Mitregenten wiederholt aus dem Lande zu jagen: es wagen durfte, die bisher gemeinſame Landſtandſchaft für Holſtein und Schleswig in zwei Theile zu ſprengen und die ſchleswigſchen zu nunmehr alleiniger Erbhuldigung für ſich, den König, aufzufordern, und daß die ſchleswigſche Ritterſchaft den Eid gefügig leiſtete. Und ſo konnte man von ihr auch im Jahr 1721 keine Herzhaftigkeit, keine Kopf- und Schilderhebung erwarten.

Ob die Ritterſchaft einen mit deutlichen, ausdrücklichen, keinem Mißverſtändniß unterworfenen Worten den Grundvertrag mit Chriſtian I. aufhebenden Huldigungseid geleiſtet haben würde? Man darf es billig in Zweifel ziehen und der beſte Beweis dafür iſt, daß der König es nicht darauf ankommen ließ. War es Zufall, Unachtſamkeit, daß die „Erbne“ „Dero Erbne“ in dem Huldigungseidformular ihre Erklärung in des Königs Sinn erſt im königlichen Patent ſuchen mußte, wo ſie als

die Krone Dänemark erscheint? War's zarte Aufmerksamkeit für die Gewissensruhe der huldigenden Ritterschaft, daß hier, hier, wo die kurze Entscheidung lag, der gewohnte Doppelsinn beliebt wurde?

Was konnte, was brauchte, was durfte die landesvertretende Ritterschaft, schwörend auf dem Boden uralter Verfassung, in dem Huldigungseide verfassungsmäßig nur sehen? Wort für Wort den (scheinbar) offenen Sinn, welcher den Thatsachen und den Grundlagen des schleswigschen Staatsrechts entsprach. Der König vereinigte den bisherigen herzoglichen Antheil Schleswigs mit dem königlich herzoglichen und er inkorporirte diesen Theil seiner Krone, der nun wieder, was Schleswig betraf, ganzen, ungetheilten Herzogskrone, deren ideelle Einheit auch in der Zeit der Theilungen durch gemeinschaftliche Regierung nicht allein für die beiden schleswigschen Landestheile, sondern auch für das Herzogthum Holstein größtentheils, wenn auch voll inneren Streits und kümmerlich festgehalten worden. Ueber das Wort

„wieder inkorporiren“ brauchten sich die Ritter in der That kein Kopfbrechen zu machen, denn die ganze Sache galt ja nur den gottorfschen Antheil und da dieser eben mit dem königlichen vereint wurde, so konnten doch nicht — wie unsre wackern schleswig-holsteinschen Staatsrechtslehrer mit ihrer stets ernsthaften und unerschütterlichen Konsequenz sehr richtig bemerken — für diesen neu acquirirten Theil des Landes Veränderungen eingetreten sein, welche eine Sonderung und Trennung dieses neu erworbenen Theils von dem andern Theile bewirken würden, welchen das königliche Haus seit 1581 in demselben Umfang bereits besessen hatte.

Danach hatten sie denn auch die Eidworte der Huldigung an den nunmehr „alleinigen souverainen Landesherrn“ und an die königlichen Erbsuccessoren secundum tenorem Legis Regiae zu verstehen. Mit dem dänischen souverainen Landesherrn, wie der König ihn sich dachte, hätten sie nichts zu schaffen; auch die gottorfschen Herzoge waren ihre souveraine Landesherrn gewesen, seit

beide Linien 1658 für ihr Herzogthum die völlige Souverainität erhalten hatten. Mit dem alleigen Landesherrn hatte es ja seine Richtigkeit für sie, da sie aus der hohen Würde allgemeiner Landesvertretung für Schleswig und Holstein in die untergeordnetere Rolle isolirter schleswigscher Landesvertreter, sich hatten herabstoßen lassen. Daß die lex Regia; das dänische Königegesetz mit seinem absoluten dominium für das Herzogthum Schleswig nicht in Betracht kommen konnte, weil es, abgesehen von Anderem, der Publikation desselben in Schleswig bedurft hätte, das versichert die „Motivirung“ selbst mit den angeführten Worten, nur daß sie, welche die Berufung auf das Ganze unzulassig findet, einen Theil davon, die Erbfolgeordnung, auszunehmen beliebt. Wenn aber die Motivirung diese bösen lateinischen Worte mit solcher Unbefangenheit und gleichsam in der Seele des schleswig-holsteinschen Staaterechts auffaßt, wie sollte Jemand berechtigt sein, der damaligen schleswigschen Ritterschaft auch nur minder staatsgrundgesetzmäßige und rechtliche Gedan-

ken zuzutrauen? Da wir aber nicht sowol von den allgemeinen Gedanken der Ritter sprechen, vielmehr von dem, was sie nach dem Zusammenhang des Eidformulars und nach ihrer Auffassung des ganzen Aktes als einer Erbhuldigung für die nunmehr vereinigten beiden Landestheile denken und denkend beschwören mußten, so behaupten wir auch, daß sie so staatsrechtlich als logisch unter der lex Regia nur das königliche Erbstatut zu verstehen berechtigt waren. Dies war das unaufgehobene Erbstatut Königs Friedrich III. vom 24. Julius 1650, welches die Erbfolge in den Herzogthümern königlich-herzoglichen Antheils auf die Erstgeburt einschränkte, bestätigt für Schleswig von König Friedrich selbst in seiner damals noch nicht aufgehobenen oberlehnsherrlichen Eigenschaft, für Holstein von Kaiser Ferdinand III. Dies Erbstatut war nicht außer Wirksamkeit gesetzt, weder ausdrücklich noch etwa par consequence des Königsgesetzes, welches die Herzogthümer gar nicht berührte, und außerdem prinzipiell in der Erbfolgeordnung von der in Schles-

wig und Holstein geltenden Erbfolge und deren wesentlich auf den Vertrag mit Christian I. basirte Beschränkung auf den Mannsstamm abwich [1]).

Meinen wir denn, daß König Friedrich IV. unter lex Regia das Königsgesetz nicht verstanden habe? Ei gewiß hat er's verstanden und vielleicht mag das kleine Komma auch recht absichtlich den lateinischen Worten vorgesetzt sein, damit Gedankenspielraum für das ganze Kongelov übrig bleibe und spätere königliche Liebhaber für die Aus-

---

[1]) Im Konigreich Dänemark, sagt Professor Michelsen in seiner „Zweiten polemischen Erörterung", hat man durch die Revolution von 1660, gegen den Wunsch und Willen des Adelsstandes, den Neigungen einer Königin zu Gefallen, auch die weibliche Erbfolge dergestalt eingeführt, daß nach Erlöschung des königlichen Mannsstammes die Krone auf die nächste Verwandtin und deren in- oder ausländische Nachkommenschaft sich vererbt, während dagegen die von König Christian III. in direkter Linie abstammenden sonderburgischen Prinzen vom Throne ausgeschlossen sind.

führung der vollen Inkorporation schon eine Berufung auf schwarz und weiß vor sich hätten. Entschied er sich doch — wie wir gehört haben — nur vorläufig dahin, daß es bei der Erbhuldigung vornämlich darauf ankomme, daß alle Stände sich ihm und seinen Erbsuccessoren eidlich verbindlich machten. Machte er doch nur vorläufig keinen Gebrauch von seinem Recht voller Inkorporation. Wahrhaftig, die Verfasser der „Motivirung wagen sehr viel, wenn sie behaupten, nicht allein, die Inkorporation sei hinterher nicht thatsächlich vollzogen, sondern rechtlich gleich nicht voll, nicht vollständig, nicht, was soll ich sagen, so gewesen, wie eine ordentliche Inkorporation hätte aussehen müssen. Sie haben da eine große Verantwortlichkeit auf sich geladen, denn, wenn sie auch auf Befehl und in Uebereinstimmung mit den An- und Absichten der jetzigen Regierung nicht weiter zu gehen brauchten, so hätten sie sich doch unendlich vorsichtiger ausdrücken müssen, um nicht den bekannten holsteinschen Volksspruch für oder nir auf die ganze dänische Einverleibungs-

angelegenheit zu laden. Vermuthlich hat man dies auch in Kopenhagen gefühlt; die erwähnte Einsendung in dem Altonaer Merkur enthält wirklich eine feinere Rekapitulation der Sache, gleichsam eine „tapfere Verbesserung". Auch liest man hier zuerst, daß in Folge des Stockholmer Friedens eine Medaille geschlagen wurde, die auf der einen Seite des Königs Brustbild, auf der andern eine allegorische Darstellung mit der Umschrift:

Dannark Sundets Told bekom med hele Schleswig [1]) Fürstendom.

Dänemark bekommt den Sundzoll mit dem ganzen Herzogthum Schleswig.

Es ist wirklich eine unleidliche Inkonsequenz der Verfasser der Motivirung, daß sie nicht auf die volle Inkorporation in der Rechtsform bestehen. Mußte König Friedrich IV. das dänische Königs-

[1]) Wenn dies kein Druckfehler ist, so mag es einen dänischen Witz bedeuten, daß das eroberte Schleswig mit seinem deutschen Namen erscheint

geſetz erſt gehörig in Schleswig bekannt machen und die Einwohner darauf in Eid und Pflicht nehmen — wie ſolches geſchehen war in dem Königreich Dänemark — um das Recht zu gewinnen durch provinzialiſirende Inſtitutionen der Selbſtändigkeit Schleswigs das Garaus zu machen, falls er dies ſpäter für gut befunden, ſo legt dies nicht allein ſeiner däniſchen Erbkrone eine unangenehme gêne auf, ſondern iſt in Wahrheit ein höchſt bedenklicher juriſtiſcher Fall für die ganze Inkorporationsbehauptung und dann namentlich auch für das Moment, für das ſie bei der allzugroßen Beſcheidenheit ihrer Verfechter hauptſächlich nur gelten ſoll, für die Erbfolge nach dem däniſchen Königsgeſetz. Die Verfaſſer der „Motivirung“ ſagen zwar: „der Publikation bedurfte in dieſer Eigenſchaft das Königsgeſetz nicht“. Aber ſie ſagen das wohl. Von dem was der gemeine Verſtand dagegen einwirft, daß ein Theil gelten ſoll, wo das Ganze nichts gilt, daran will ich, weil wir Gelehrte unter uns ſind, nicht viel

Redens und Aufhebens machen. Aber wenn die staatsgelehrten Herren sich auf den Umstand berufen, daß auch das königliche Erbstatut zu seiner Geltung keiner Publikation im altkönigl. Antheil bedurft habe, so müssen wir, den Rechtspunkt in diesem Beispiel unerörtert gelassen, doch auf den kleinen Unterschied aufmerksam machen, welcher zwischen dem unanstößigen Erbstatut und der grundgesetzwidrigen Erbfolgeordnung in dieser Beziehung stattfand. Aber das Herzogthum wurde ja inkorporirt und absichtlich zunächst nur für diesen Zweck! Da stehen wir wieder auf derselben Stelle, bei derselben leeren Behauptung. Man bekommt einen Wirbel von dem ewigen Herumdreben auf diesem einen Fleck und daher wollen wir abbrechen. Soll's doch ein Wirbel sein, so ist mir Trommelwirbel doch lieber; da heißt es Marsch! Vorwärts! da kommt man doch von der Stelle, da gelangt man doch lebend oder sterbend zu einem Ziel und Ende des Streits. Das Hauptargument der Dänen ist ja auch wirklich nicht das Recht, das Recht

der Verträge, sondern das Recht der Eroberung.

Nur eins wollen wir ihnen bei dem ganzen Handel einräumen. Es ist kein Rechtspunkt, sondern ein Geschmackspunkt. Die Mithuldigung an eine dänische weibliche Erbnachfolge als solche hat für uns nichts Schreckendes, die Dänen können auf ihre Frauen und namentlich auf ihre Königinnen stolz sein.

IV.

Wir überschreiten mit ein paar Schritten ein Jahrhundert, in dem sich nichts ereignete, was die Grundlagen der schleswig-holsteinschen Verfassung hätte alteriren können. Merkwürdigerweise machte König Friedrich IV. nicht allein keine ferneren Schritte, um das Band der Einheit zwischen den Herzogthümern zu lockern, sondern vertröstete, vierzehn Tage nach der schleswigschen Huldigung die Ritterschaft auf einen gemeinsamen Landtag in den Herzogthümern, nachdem dieselbe

darauf angetragen, daß in dem Herzogthum Schleswig wieder Landtage ausgeschrieben werden mochten. Das Versprechen hatte den Beisatz: wo die Konjunkturen es gestatten würden. Auch kam die Landtagung nicht wieder zu Stande. Die Ritterschaft erhielt nicht mal ihre oder vielmehr im staatsrechtlichen Sinn, die Landes-Privilegien bestätigt. Erst von Christian VI. an erfolgte die Privilegien-Bestätigung, gesondert für die schleswigsche und holsteinische Ritterschaft. Diese ernannten Bestätigungen der Urkunde Christians I. waren zwar nur eine Travestie der älteren, wenig ehrenvoll für die Ritterschaft, eben so wenig für die Regierung. Man konnte sagen, nicht dieser Bestätigungen wegen, sondern trotz dieser Bestätigungen behielten die großen Rechtsthatsachen der verbundenen Herzogthümer ihre Kraft und Weihe, unberührt und ungeschändet von dem mit ihnen getriebenen Hohn. In der Privilegienbestätigung absett des jetzt regierenden Königs Christian VIII. für die holsteinische Ritterschaft heißt er: „Wir conferiren und bestätigen alle und jede

von Unſern höchſtſeligen königlichen Herrn Vorfahren ermeldeten Prälaten und Ritterſchaft des Herzogthums Holſtein ertheilten Privilegien, Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten, wie ſelbige von Unſers höchſt ſeligen Herrn Vettern Frederik des Sechsten Majeſtät unterm 17. Auguſt 1816 allerhöchſt beſtätigt worden in allen ihren Punkten, Clauſeln und Inhaltungen hiemit und in Kraft dieſes u. ſ. w. In der Beſtätigungsurkunde für die ſchleswigſche Ritterſchaft finden ſich die eingeklammerten Worte: „ſoweit ſolche Unſerer ſouverainen alleinigen Regierung über mehrbeſagtes Herzogthum nicht entgegen ſind;“ Worte, die gar keinen verfaſſungsmäßigen Sinn zulaſſen, weil die ſouveraine Einherrſchaft als ſolche in gar keinem Widerſpruch mit irgend einem Artikel der ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſung ſich befindet, Worte, die alſo nur beurkunden, daß die Regierung einen andern Sinn, den Sinn Friedrich IV., in die Huldigungsworte von 1721 an den alleinigen ſouverainen Landesherrn legte, denſelben Sinn, welchen freilich ſchon Chriſtian V., unſrer oben ans

gesprochenen Ansicht zufolge, in sie hineingelegt hatte. Worte endlich, durch welche die jetzige Regierung nebenher erklärte, daß sie ihre alleinige souveraine Landesherrschaft über Holstein wenigstens, aus dem verfassungemäßigen Gesichtspunkt betrachte.

In einen großartigen unauflöslichen Widerspruch mit der dänischen Auffassung der Vorgänge von 1721 versetzte sich die Krone im Jahr 1750, bei dem in diesem Jahr, am 25. April, zwischen dem König Friedrich dem Fünften und dem König von Schweden, wie dem Thronfolger in Schweden, Herzog Adolf Friedrich von Schleswig-Holstein abgeschlossenen „Definitiv-Traktat". Die Sache ist so arg, so entsetzlich blamirend für die dänische Ansicht, daß selbst die Verfasser der „Motivirung" ihr nicht ins Gesicht sehen konnten und mit geschlossenen Augen an ihr vorübergingen. Sie erwähnen zwar das Ungeheure, literae non erubescunt, aber sie erwähnen es ohne sich aufzuhalten, als wäre es nichts, gar nichts, ganz und gar nichts, ganz und gar durch-

aus nichts. Wir wollen ſie ſelbſt ſprechen laſſen; ſie berichten: „Mit dem Repräſentanten der zweiten gottorfſchen Linie, dem königlich ſchwediſchen Thronfolger Adolf Friedrich, hatte das königliche Kabinet zu einer Zeit, wo es den Anſchein hatte, daß dieſe Linie in den nächſten Anſpruch treten werde, wegen ihres Verzichts auf Schleswig und wegen des Austauſches des großfürſtlichen Antheils von Holſtein früher ſchon direkt unterhandelt. Der Verzicht erfolgte im Jahre 1750 bündigſt und für ewige Zeiten zu Gunſten König Friedrich's V., und ſeiner Erben und **männlichen** Descendenten, und nicht blos wegen des gottorfſchen Antheils, ſondern zugleich wegen des ganzen Herzogthums Schleswig.“ Die bezüglichen Eingangsworte lauten: „Ihre königl. Hoheit der Thronfolger renunciren für Sich, Dero Erben und männliche Descendenten, en faveur Ihro königl. Maj. zu Dänemark ꝛc. ꝛc. auch Dero Erben und männlicher Descendenten, auf alle an dem Herzogthum Schleswig, und in specie an dem ehemaligen fürſtlichen Antheil deſſelben . . .

zu habende oder zu formirende Praetensionen u. s. w.“ Dänemark verpflichtete sich für diese Verzichtleistung die Summe von 200,000 Thalern zu zahlen. Der Traktat, von zwei dänischen und einem schwedischen Bevollmächtigten unterzeichnet, wurde in aller Form ratifizirt.

Hier ward also, ganz dem bestehenden Recht gemäß, nur die männliche Erbfolge in Schleswig zugelassen und die weibliche des dänischen Königsgesetzes ausgeschlossen. Der Muth, dies zu läugnen, welcher selbst den Verfassern der „Motivirung“ abgeht, konnte sich nur bei einem vor Nichts zurückbebenden großen Denker und Staatsmann wie Herr Baron Constant Dirckinck Holmfeld finden, der in einer seiner Schriften[1]) die Aeußerung macht: Man habe in dem Stillschweigen Dänemarks in Bezug auf diese Restriktion eine Art von stillschweigender Einräumung

[1]) Essai historique sur la question de la Succession de Royaume de Dannemark etc. 1844.

von seiner Seite an die schwedischerseits gemachten Ansprüche sehen wollen. Allein dieser Schluß ermangle gleicherweise der Logik und der Strenge (exactitude), und die beschränkenden Reservationen könnten die Ansprüche der einen Partei nicht zu Rechten konstituiren, welche (Ansprüche) nicht anerkannt worden von der andern. Zum Beispiel also, Herr Baron, Sie verkaufen ein Gut oder einen Schaafstall unter einer gewissen Bedingung des Heimfalls, bundigst und für ewige Zeiten, wie die Verfasser der Motivirung zu sagen belieben, so ist es, nach Ihrer Theorie, eben so gut als ob diese beschränkende Reservation für das Recht gar nicht vorhanden wäre, sobald der Käufer dasselbe in Gedanken für nichtig gehalten hat. Und Sie sind Justizbeamter gewesen und beziehen dafür noch Ihre Pension!

Das wichtigste Ereigniß dieses Jahrhunderts war die Wiedervereinigung beider Herzogthümer unter einem Herrscher. Dies geschah im Jahre 1773, indem der Großfürst Thronfolger von Rußland Paul, als regierender Herzog zu Hol-

ſtein, nach erlangter Volljährigkeit, die bereits zwiſchen Katharina II und Friedrich V. 1767 proviſoriſch ſtipulirte Abtretung des großfürſtlichen Antheils am Herzogthum Holſtein*) gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, mit Chriſtian VII. vollzog.

Der Großfürſt und ſpätere Kaiſer Peter, Herzog von Holſtein-Gottorf, hegte für das kleine deutſche Erbe ſeiner Väter mehr Liebe oder Liebhaberei als für ſein unermeßliches Wüſtenreich; ſein glühender Haß gegen die däniſche Krone brach bei jeder Gelegenheit unverholen hervor; man wußte, daß er ſich nach der Stunde der Vergeltung ſehnte. In der Geſellſchaft ſeiner Vertrauten theilte man ſchon das däniſche Reich und ließ dem König ſo wenig übrig, daß Peter einſt bei

*) Beſtehend aus der Landſchaft Norderdithmarſchen, den Aemtern Bordesholm, Neumünſter, Oldenburg, Cismar, Tremsbüttel, Trittau, Reinbeck und aus den Städten Kiel, Oldenburg und Neuſtadt.

einer ſolchen Gelegenheit in muthwilliger Laune ausrief: „mein Gott, mein Gott, wovon ſoll der arme Teufel, der König, leben? Ich werde ihm noch eine Jahrrente in Livland geben müſſen. In einer größern Geſellſchaft bei dem Grafen Raſumowsky ſagte er über Tafel, an der auch der däniſche Geſandte ſaß, laut genug um von dieſem gehört zu werden: „Die Dänen haben mein ſchönes Holſtein lange genug geſcheeren, nun will ich ſie wieder ſcheeren!“ Eine Aeußerung welche den däniſchen Geſandten veranlaßte, noch denſelben Abend einen Kourier nach Kopenhagen abzuſenden. Bekanntlich trug Peter ſich mit dem Plan einer Umgeſtaltung und beſſeren Ländervertheilung des europäiſchen Nordens — damals nur noch die unreife Idee eines Exaltirten, über welche Friedrich der Große, ſein Abgott, dem er ſie mittheilte, wohl noch lächeln mochte.

In Folge dieſer lebensbedrohligen Ausſichten verſtärkte Dänemark ſeine Streitmacht auf 70,000 Mann, welche unter Anführung des Grafen Louis de St. Germain geſtellt wurden. Das

nöthige Geld wurde auch diesmal dem reichen Hamburg abgezwickt. Man verlangte drei Millionen Mark Banko, als Anleihe, von dieser Stadt, deren Neutralität und Unmittelbarkeit ihr niemals Schutz vor den alten Anfprüchen und wiederholten Gewaltſchritten der däniſchen Krone gewährte.*) Die Hamburger glaubten, wie ein Darſteller ſagt, ihre Kapitalien beſſer anlegen zu können und baten um Entſchuldigung. Darauf holten zehntauſend Mann, die in Ham und Horn einrückten, die geforderte Summe ab. Ueber den Ausgang des Krieges iſt ſchon berichtet. Die

*) Als Chriſtian V., noch nicht zufrieden mit der Vertreibung des Herzogs von Schleswig-Holſtein-Gottorf im Jahr 1679, innere Zwiſtigkeiten der Stadt benutzend, ein Belagerungsheer vor ihre alten Mauern ſandte, ließ ihn der Kurfürſt von Brandenburg zur Rede ſtellen und ihm erklären, dem Kurfürſten gelte es beinahe gleich, ob Hamburg oder Berlin belagert werde. Dieſe Sprache und namentlich 12,000 Mann Hilfstruppen waren von Wirkung.

Nachricht von des Kaisers Tode erreichte die Russen, die früher von Dänemark als Bundesgenossen herbeigerufenen, nun als Feinde gegen Holstein stürmenden Russen, als sie schon dem Heer des Königs in Mecklenburg gegenüber standen; denn St. Germain war dem Feinde bis dahin entgegen gezogen.

Nachdem Katherine sich auf dem russischen Throne befestigt hatte und Holstein nicht mehr als sichernde Zufluchtsstatte für eine zu befurchtende Katastrophe zu betrachten brauchte, war sie geneigt, über den kleinen Fleck Erde, der Rußland so große Ungelegenheiten zugezogen hatte, friedlich abzuhandeln. Schon unter ihrer vormundschaftlichen Regierung kam, wie gesagt, provisorisch der Traktat zu Stande, wovon nun die Rede sein wird.

In der, dem Traktat beigefügten Cessionsakte tritt der Großfürst dem König und seinen männlichen Descendenten, so wie seinem Bruder und dessen männlichen Descendenten den einseitigen und gemeinschaftlichen Antheil an das Herzogthum Holstein ab. In den Patenten des

Großfürsten an seine Unterthanen wird ausdrücklich vom königlichen Erbhaus männlicher Linie gesprochen.

Die Ueberlieferung des großfürstlichen Antheils ging am 16ten November des genannten Jahrs, in einem Saal des Schlosses zu Kiel vor sich. Der Minister von Saldern, welchem nächst dem älteren Bernstorf das Hauptverdienst um den glücklichen Abschluß der langen schwierigen Unterhandlungen gebührte, hielt in Gegenwart der Ritterschaft und der geistlichen und weltlichen Beamten eine Rede, die, wie Jemand bemerkt, im feierlichen Menuetschritt der damaligen Zeit einherschreitet. Als bewegender Hauptgrund für die hohen Vertragstifter ward der Wunsch bezeichnet, die bisherigen traurigen und verderblichen Zwistigkeiten zu beseitigen und dadurch das Glück ihrer Unterthanen dauernd zu begründen. Nach darauf verlesener großfürstlicher Cessionsakte übertrug Saldern altem Brauch gemäß, durch Zeichen — eine Schuffel mit einem grünen Rasen, einem Eichensprößling und den Schlusseln — an den königl-

lichen Kommiſſair, einen Grafen Reventlow. Hierauf erließ er alle Unterthanen ihrer Pflichten gegen die bisherige Landesherrſchaft und gebot ihnen „hinfuhro den König und ſeine männlichen Descendenten für ihre alleinige gnädigſte Herrſchaft zu erkennen. Namens des Königs nahm Graf Reventlow die Uebertragung an, beſtätigte das von Saltern Geſagte und verſicherte die Anweſenden in den ſtärkſten und beſtimmteſten Ausdrucken, daß alle Gerechtſame, Freiheiten und Privilegien in Gemäßheit der abgeſchloſſenen Traktate ungekränkt bleiben ſollten, worauf durch einen Handſchlag die Huldigung der Verſammelten erfolgte.

Man hat, däniſcherſeits, bemerkt, daß der Großfürſt nur auf die angegebene Weiſe auf Holſtein Verzicht leiſten könne, weil Holſtein deutſches, alſo nur für den Mannsſtamm erbliches Lehen und Kaiſer und Reich jede den Reichsgeſetzen zuwiderlaufende Ceſſionsakte für ungültig erklärt haben würden. Das iſt die unbeſtreitbare Wahrheit. Man hat aber auch hinzugefügt, der Groß-

fürst habe damit für sich selbst, für sein Haus, sich keine Rechte vorbehalten wollen, vielmehr ohne Vorbehalt für seine Person und Nachkommen cedirt, der königlichen Linie überlassend, wie sie im Fall des Erlöschens ihres Mannsstammes mit Kaiser und Reich sich abfinden würde. Wir haben nicht übel Lust diese Ansicht, in der ganzen Abfassung des Traktats, den wir sorgfältig gelesen und erwogen, nicht unbegründet zu finden. Indeß hat sie auf die große Rechtsfrage keinen Einfluß. Das Nichtdurfen ist die Hauptsache. Und der Großfürst durfte in der That das Herzogthum Holstein nicht anders an das königliche Haus abtreten; ja er durfte, wenn vom Recht die Rede ist, auch auf das Herzogthum Schleswig nicht anders Verzicht leisten, da das gemeinsame schleswig-holstemsche Landesrecht die Ausschließung der Runkel verlangte.

Doch war die Verzichtleistung des Großfürsten auf den ehemals gottorfschen Antheil von Schleswig, die in demselben Traktat und durch eine besondere ihm angehängte Akte ausgesprochen

wurde, der Form nach eine unbedingte; der Großfürst entsagt für sich und seine Descendenten allen Ansprüchen an das Herzogthum Schleswig und in specie auf den vormaligen fürstlichen Antheil desselben und will nicht nur, daß Ihro Königliche Majestät zu Dänemark, Norwegen und Dero Königliche Kronerben des Herzogthum Schleswig . . . . . ruhig und ungestört, ohne von Jemanden, am wenigsten aber von ihm, seinen Erben und Descendenten deshalb zu machender Forderung, Einrede, Ansprache, Hinderniß ferner und zu ewigen Zeiten eigenthümlich besitzen soll, sondern verbindet sich auch für sich und seine Erben und Descendenten auf das festeste, weder selbst dieser seiner wohlbedächtlichen Renunciation entgegenzuhandeln, noch geschehen zu lassen, daß durch andre derselben zuwidergehandelt werde.

Die „Motivirung" spricht von dieser Akte, die sie vollständig mittheilt, in einem ungewöhnlich feierlichen Ton: „sie bedarf keiner Deutung: jede wird durch das unbedingte Vertrauen aus-

geſchloſſen, welches dem unbedingten Verzichte gebührt.“

Auch im offenen Brief bilden die ruſſiſchen Verträge den Schlußſtein der Ueberzeugungsgründe für die Geltung des Königsgeſetzes in Schleswig und reihen ſich daſelbſt den famoſen Garantieakten von 1721 an.

Der Großfürſt trat hier als Chef des gottorfiſchen Hauſes auf, an deſſen jüngſte Linie er die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt verſchenkte, die ihrerſeits in beſonderen Akten die Abtretung Holſteins an den königlichen Mannsſtamm und die unbedingte Entſagung auf Schleswig zu Gunſten des königlichen Erbhauſes für ſich beſtätigten. Dagegen gab ſich Dänemark früher wie ſpäter vergebliche Mühe, eine derartige Verzichtleiſtung von der zweiten gottorfiſchen Linie, der ſchwediſchen, zu erhalten, deren Repräſentant gegenwärtig der Prinz von Waſa. Die „Motivirung“ hat jedoch entdeckt, daß hinſichtlich eines im Kriege gewonnenen Landes völkerrechtlich die Ceſſion oder Renunciation des aktuell

Besitzberechtigten genüge, der wie im vorliegenden Fall zugleich als das Haupt des Gesammthauses anerkannt worden. Daher habe denn auch die Renunciationsakte des Großfursten, mit der Garantie, welche sie hinsichtlich der höchsten Erben und Descendenten und gegen jeden Andern enthalte, Dänemark wie damals so fur immer auf das vollkommenste genügen können.

Fugen wir noch hinzu, daß einer der Vertragsartikel zwischen Rußland und Dänemark darin bestand, daß die Besitzungen des lubecker Hochstifts auf die jungere gottorfsche Linie übergingen. Bekanntlich wurden im Jahr 1803, unter Vermittlung Frankreichs und dem Beiwirken Rußlands die deutschen Kirchenstaaten sakularisirt, so auch das Bisthum Lubeck, dessen weltlich gewordener Furst spater in Oldenburg zur Erbfolge gelangte. Noch gegenwärtig wird das Fürstenthum Eutin als ein selbständiges Land von dem Großherzog von Oldenburg verwaltet.

Wir haben die obigen Vorgänge nur in An-

laß des offenen Briefes und der Motivirung erwähnt, um daraus ersehen zu lassen, daß sie für das Staatsrecht der Herzogthümer keine Bedeutung haben. Wenn eine erbberechtigte Linie in Beziehung auf das Ganze oder einzelne Theile ihrer Erbrechte sich begiebt, so ist solches eine reine Personen- und Familiensache und verändert nichts in den Urrechten, in dem Grunde der Regierungsgewalt der Linie, zu deren Gunsten die Verzichtleistung oder Abtretung geschehen. Sollten auch alle gegenwärtig erbberechtigten Fürsten zu Gunsten Dänemarks oder der „dänischen Gesammtmonarchie“ auf ihr Erbrecht Verzicht leisten, so würde einer solchen, freilich nicht zu erwartenden Verzichtleistung der dänischen Krone kein Härchen mehr Rechtsanspruch für ihre mannweibliche Erbfolge in den Herzogthümern und ihre gesammtmonarchisch dänische Auffassungsweise unsrer absolut von Dänemark unabhängigen Staatszustände entsprießen können.

Zu Anfang des gegenwärtigen neunzehnten Jahrhunderts erhielt Dänemark eine vortreffliche

Gelegenheit, auch in Beziehung Holsteins eine ähnliche Akte, wie die von 1721 hinsichtlich Schleswigs, zu erlassen. Im Jahr 1806 wurde das Reich aufgelöst, das ehemals das Weltreich bedeutete, nicht mal zum Bedauern der Deutschen selbst, die wohl fühlten, daß die Auflösung des bisherigen Staatsleibes eine innere Erfahrung war, der nur die äußerste Bestätigung gefehlt hatte; so gerade, wie wir Deutsche gegenwärtig über unser Bundesdeutschland zu denken aufgefordert sind, nur mit dem einzigen Unterschied, daß wir über unsre siegreiche Zukunft als Volk und Staat, über unsre unzerstörbare Nationalkraft unsterbliche Willenszeugnisse hinter uns haben, welche den Kleinmuth nicht mehr unter uns aufkommen lassen.

In dem Patent vom 9ten Sept. 1806 erklärte der König-Herzog Friedrich VI., oder wie er sich dänisch schrieb, Frederik VI., »daß das Herzogthum Holstein, die Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona fortan unter der gemeinsamen Benennung des Herzogthums Holstein

mit dem gesammten Staatskörper der dem königlichen Zepter untergebenen Monarchie, als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen sein solle.“ Um dieselbe Zeit wurde auch die steinerne Inschrift über dem Rendsburger Thor:

Eidora Romani terminus Imperii
(Eider, des deutschen Reiches Gränze)

abgenommen.

Man achte genau auf die Ausdrücke dieses Patents und vergleiche sie mit denen des offenen Briefes. Man wird finden, daß sie theils mehr, theils weniger besagen, jedenfalls aber derselben dänischen Inkorporationssuchtquelle entsprungen sind, wie das Patent vom Jahr 1721. Jede Zeit hat ihre Worte und Verstecke, die Sache bleibt dieselbe.

Man sieht zunächst, die dänische Krone hielt es damals noch für erforderlich, zwischen dem

Herzogthum Holstein und gewissen Theilen, nämlich der Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona ausdrücklich zu unterscheiden und gleichsam eine nunmehr erst getroffene Vereinigung derselben zu einem Herzogthum Holstein, nicht anders wie zwischen dem königlichen und gottorfschen Antheil von Schleswig, auszusprechen. Ueber diese Auffassung nachher.

Der neueste Patentausdruck: dänische Gesammtmonarchie scheint damals noch nicht erfunden gewesen zu sein; man behalf sich daher mit einer Umschreibung. Holstein wurde dem gesammten Staatskörper der dem königlichen Zepter untergebenen Monarchie beigesellt und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs, also, dem Wortverstande nach, dem dänischen Königsgesetz im ganzen Umfang unterworfen.

Das ist weit mehr als der offene Brief, seinem Wortinhalte nach, befaßt; der will die Selbständigkeit und alte Verbindung der

Herzogthümer gar nicht gefährden, *soweit* und so weiter. Der beschränkt sich auf die *gleiche Erbfolge* und auf die *gegenwärtigen* (unerträglichen und widerrechtlichen) Mischverhältnisse zwischen Dänemark und den Herzogthümern, die er blos zu *dauernden* und *gesetzlichen* erheben will.

Dagegen ist im Patent von 1806 nur von einer *ungetrennten* Verbindung Dänemarks mit dem Herzogthum Holstein die Rede, während der *offene Brief* eine *ewig unzertrennliche* Verbindung in Aussicht stellt.

Landsleute und ihr Deutsche allzumal, ihr werdet's kaum glauben, aber es ist buchstäblich wahr, daß man diesen Worten *ungetrennt* und *unzertrennlich* eine bedeutende diplomatische Rolle in der Frage zugedacht hat, ob wir Holsteiner *deutsche* oder *dänische* Glieder seien!

Nämlich — und nun gebt wohl acht, denn man wird nicht alle Tage in solche Geheimnisse eingeweiht — als Seine Maj. König Frederik VI.

sein Patent erlassen wollte, wurde es vorher dem verstorbenen Herzog von Augustenburg handschriftlich mitgetheilt, und derselbe bewirkte, daß das Wort unzertrennlich, das sich darin befand, in das Wort ungetrennt verwandelt wurde; der König Frederik VI. ließ es zu — und er wußte, was es zu bedeuten hatte. Dieser Unterschied betraf einfach die Erbfolge, verschieden in den Herzogthümern und in Dänemark, so daß die Ungetrenntheit nur die Dauer der rechtlich bestehenden Personalverbindung aussprach, nach deren Ablauf die Herzogthümer und namentlich das Herzogthum Holstein aus der Botmäßigkeit der dänischen Könige erlöst werden würden.

In der That, man muß den Herzögen von Augustenburg nachrühmen, daß sie selbst in den anscheinend aussichtlosesten Lagen, der herrschenden Gewalt gegenüber, mit eigenthümlicher Feinheit, mit dem letzten Mittel, was dem Schwachen übrig bleibt, mit List, ihr Erbfolgerecht sich zu verwahren wußten. Man denke an das bedeutungsvolle Komma und an die Regia lex in

ihrem Text des Huldigungseides von 1721: da ist etwas von dem kopfrettenden: Si omnes consentiunt ego non dissentio; etwas von dem heitern Vetter aus der Burg Malepart, etwas höchst Kluges und Schlaues, nur freilich im Interesse des guten Rechtes, am Ende aber doch etwas, dessen die Volks- und Landessache nicht bedarf.

Und stände tausendmal unzertrennlich in dem königlich dänischen Patent von 1806, das wäre immer nur ein Wort der augenblicklichen Gewalt geblieben und als Gewaltthat gegen den Grundvertrag des Landes weit ohnmächtiger als das Bombardement der dänischen Hauptstadt und der Raub der dänischen Flotte im Jahr 1807. Städte lassen sich einäschern, Schiffe und Prinzessinnen sich entführen; aber einseitige Fürstenworte und Thaten machen Unrecht nicht zu Recht, machen lebendige Volksgeschichte und Menschheitentwicklung gottlob! nicht zum Teig für Manipulationen fürstlicher Willkuren und dänischer Staatseinheits-Thorwaldsenien.

Der von Perſon ſo wackre, ſo verehrte König Friedrich VI., eine ernſt wahre, keuſch ſtrenge Natur, vergleichbar mit der Perſon des letzten Preußenkönigs, nur daß er begabter und freier war, er meinte es allerdings ernſt genug mit ſeinem Patent, und ich glaube nicht, daß er jemals in ſeinem Leben das ſchönrednerische Wort: „Selbſtändigkeit der Herzogthümer“ in ſeinen Mund genommen hat. Er war ein König von der alten Sorte, die jetzt auszuſterben beginnt, ein wahrer König der Urzeit, einfach, wahr; doch ganz däniſch, der erſte ganz däniſche König, welcher in der Oldenburger Dynaſtie den Dänen erwachſen iſt. Er hatte die ganze unbeſchreibliche däniſche Naivetät, die ſich noch jetzt bei dem geborenen Dänen, auch bei dem gebildetſten, bei einem Oehlenſchläger (guter deutſcher Abkunft wie Steffens u. ſ. w.), zum Beiſpiel ausſpricht, durchaus und mit dem beſten Willen nicht begreifen zu können, warum wir Holſteiner und Schleswiger nicht Dänen werden wollen, warum wir uns davor ſträuben ſollten, ungetrennte

oder unzertrennliche Mitglieder der däniſchen Monarchie zu werden. Von dem weltgeſchichtlichen Walten und der Nationalkraft des deutſchen Genius hatte er nun einmal keine Ahnung und er war darin weit mehr zu entſchuldigen als ſeine däniſchen Profeſſoren und ſeine deutſch-däniſchen Räthe, welche ihre abweichenden Meinungen von der Sache in eine und dieſelbe Idolatrie ſeiner Perſon brüderlich aufgehen ließen. Nur ein Niebuhr hatte damals, als der König mit Napoleon, dem Zerſtörer des deutſchen Reiches und wahrem romaniſchen Erzfeinde Deutſchlands ſich verbündete, das Herz, ihm ſeinen Dienſt aufzukündigen; wer hat nicht manchmal ſchwere Worte gegen Niebuhr in der Feder gehabt, aber der Gedanke an dieſe einzelne oder vielmehr einzig daſtehende Charakterfeſtigkeit und Großheit, muß dem natürlichen Trieb dieſen Mann trotz ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Bizarrerien zu lieben und zu bewundern, ſtets die Oberhand geben. Niebuhr erklärte dem König mit dürren Worten, er könne ihm nicht mehr dienen, der König entließ den genialen Mann,

wie er auch Bernstorf entließ, den späteren preußischen Staatsminister (der ihm, alter Dienstverhältnisse eingedenk, besonders förderlich war, für schwedisch Pommern Lauenburg zu erhalten) mit einem mitleidigen Achselzucken. Unterdeß wirthschaftete ein dänischer Professor, Heiberg, in Kiel, der eins seiner dänischen Lehrbücher mit den Worten einleitete: Ein Gott, ein König, eine Sprache! Damals, als mir diese Worte zu Gesicht kamen, war ich ein kleiner Bube und politisch sicher höchst unverdächtig, doch schrieb ich in das Exemplar, das ich in Händen hatte, vervollständigend das Wort: Ein A. hinzu!

König Friedrich oder Frederik VI. wurde, in Folge des Sturzes Napoleons durch russischen Winter, englisches Gold und deutsch moralische Volkskraft, aufgefordert, mit dem Herzogthum Holstein dem deutschen Bunde beizutreten, wie die elende Formel jener glorreichen, aber durch die Diplomatie befleckten Völkertriumphszeiten für die deutschen Fürsten lautete,

welche Deutschlands unvergängliche Jugend gerettet hatte.

Holsteins Selbständigkeit und Deutschheit regenerirte sich demnach unter der Form eines deutschen Bundeslandes, unter welcher wir denn auch heutzutage noch leben und wahrlich ohne Arg hinsichtlich der Ansprüche einer dänischen Gesammtmonarchie so lange gelebt haben, bis uns der offene Brief Seiner jetzt regierenden Majestät aus dem Traum geholfen.

Se. Majestät, der König von Dänemark, Christian VIII., hat zwar in Seinem offenen Briefe sich etwas dänisch dunkel und zweideutig über die deutsche Selbständigkeit des gesammten Herzogthums Holstein und die bei uns geltende Erbfolge ausgesprochen, doch läßt die Erklärung, daß Seine „unablässigen Bemühungen darauf gerichtet sein werden, die zur Zeit vorhandenen Hindernisse (also nicht mal geglaubte Rechtspunkte, sondern Abfindungen mit auswärtigen Mächten, wie mit Rußland) zu beseitigen und die vollständige Anerkennung der Integrität des

dänischen Gesammtstaates zu Wege zu bringen," keinen Zweifel übrig, daß Sr. dänischen Majestät Ansicht und Ueberzeugung dahin geht, daß entweder das ganze Herzogthum Holstein Theil der dänischen Monarchie sei; wenigstens aber gewisse Theile des Herzogthums, die zwar nicht näher bezeichnet sind, aber für den Sachkundigen, das heißt für den mit den falschen Ansprüchen der dänischen Krone Vertrauten sich leicht errathen lassen.

Weil aber der offene Brief die Theile Holsteins nicht näher bezeichnet, welche rettungslos und ohne Widerspruch der dänischen Gesammtmonarchie verfallen sein sollen, so begnügen wir uns mit einem deutschen Achselzucken und einem Nichtverstehenwollen, bis es Sr. Majestät gefallen wird, auf gut deutsch zu sagen, welches Dorf, welche Spanne Landes in Holstein Eigenthum der dänischen Gesammtmonarchie ist?

Ich könnte auch haarklein erzählen, wie die Herrschaft Pinneberg, die Grafschaft Ranzau, die

Stadt Altona, ehemaliges Besitzthum der überlebenden schauenburger Linie, an die königlich-herzogliche und herzogliche Landesregierung überging, von letzterer theilweise durch Kauf an die Grafen Ranzau, von diesen durch schreiende und bis jetzt noch ungesühnte Gewaltthat an den König-Herzog — das ist alles höchst interessant und zuweilen stehen einem dabei die Haare zu Berge — aber was das alles zu thun haben soll mit dem Rechtstitel, worauf sich die Herrschaft der König-Herzöge über ganz Holstein gründet, das ist bisher noch durch keine dänisch staatsrathliche Motivirung uns, Deutschland und dem übrigen Europa bekannt gemacht worden, woher wir noch der stillen Erwartung leben.

Das eine steht fest: was unsre König-Herzöge im Umkreise unsres gesegneten Landes erworben haben, das haben sie nicht als dänische Könige, sondern als unsre Herzöge erworben, so Dithmarschen, so Pinneberg und Altona. Es gibt kein königlich-dänisches Privatherrschaftsgebiet in Holstein, keine Aussteuer, kein Adelgut mit souverainen Rechten.

Uebrigens wird man über Anſprüche ſolcher Art ſich am beſten mit dem altdeutſchen Wort zu vertröſten wiſſen: wer über den Hund kommt, kommt auch über den Schwanz!

V.

Die Holsteiner haben einen bessern Grund, der festen Zuversicht zu leben, es werde ihr Land ungetheilt bleiben, als der ist, welchen die „allergnädigste Versicherung“ des gekrönten Verfassers des offenen Briefes enthält, daß seine unablässigen Bemühungen dahin gerichtet sein würden, das Herzogthum Holstein ungetheilt dem „dänischen Gesammtstaat“ zu erhalten.

Die Holsteiner ersuchen Seine Majestät von Dänemark, sich um die Erhaltung der Einheit

ihres Landes in diesem Sinn keine Ruhe zu geben. Sie fordern ihren deutschen Herzog auf, den dänischen König zu belehren, daß Holstein ein deutsches Bundesland ist, daß es dem deutschen Staatenbund und nicht einem dänischen Gesammtstaat angehört.

Am liebsten sprechen wir geradezu von Deutschland und von Dänemark. Das sind wir gewöhnter und hinter diesem offenen Namen kann sich keine dänische Mausefalle verbergen. Der deutsche Bund ist die gegenwärtige politische Form Deutschlands, diese Form kann wechseln: Deutschland ist das Beharrende. Wir wissen nicht mal, ob und wie weit der deutsche Bund uns schützen und stützen wird. Wir haben kein übermäßiges Vertrauen zum deutschen Bund. Aber wir haben Vertrauen zu Deutschland. Der deutsche Bund ist nur Fürstenbund, nicht Völkerbund; er kann es werden, er ist es nicht. Dieser Völkerbund Deutschlands zählt kein ächtdeutscheres Bundesvolk als das alte Stammland der Sachsen; er befaßt aber auch lebendige starke Glieder, die nicht mal

dem deutſchen Bunde einverleibt ſind, ſo die Altpreußen, ſo die Bewohner Schleswigs, welche theils der Abkunft und Sprache, theils der Richtung und Geſinnung nach deutſcher ſind als leider manche Bundesglieder im Weſten und im Oſten. Der deutſche Volkerbund iſt dasjenige Deutſchland, welchem wir angehören und angehörig bleiben wollen, von dem uns keine Macht der Erde, geſchweige Dänemark, losreißen ſoll.

Unter dem weiten froſtigen Hermelinmantel des Namens „däniſche Monarchie“ ſteckten die deutſchen Herzogthümer mit den Dänen, den Irländern, den thranigen Grönländern und den Fiſchern der Farver Inſeln zuſammen in der hoffnungsloſeſten Zeit, wo durch das Patent Friedrichs VI. Holſtein dem Zepter dieſer Monarchie unterworfen worden war. Früher bediente man ſich des Ausdruckes: Däniſche Staaten, Staaten des Königs von Dänemark, oder die Krone Dänemark, worunter man zuweilen auch die norwegiſche Königskrone und die beiden Herzogskronen verpackte. Der amtliche Ausdruck war:

das Königreich oder die Königreiche und die Herzogthümer. Im gewöhnlichen Leben sprach der Däne von seinen Provinzen, oder von den Provinzen und Holstein, unter den ersteren verstand er dann Jutland und Schleswig.

Ich sage, der Name dänische Monarchie ließ Jeden sein Theil dabei denken. Die Dänen konnten sich schmeicheln, es sei eine reichlich so gut gezimmerte Monarchie wie die österreichische und preußische; alle ihre Ansprüche auf die Herzogthümer konnten sie unbesehen darin aufnehmen und sich in dieser prächtigen, an die napoleonsche Zeit erinnernden Verhüllung auf die entscheidende Stunde vorbereiten. Die Herzogthümer waren gewohnt, unter diesem Namen aufgeführt zu werden, ihre Schiffe fuhren unter der rothen Flagge mit dem weißen Kreuze. Alles in Unschuld.

Allein es stand wol in den Sternen geschrieben, daß diese rothweiße Unschuld nicht von Dauer sein sollte; die Dänen selbst wollten sie genau untersuchen und wischten ihr die Schminke ab.

Dies todtenblasse Ergebniß ihrer Untersuchung ist der „dänische Gesammtstaat.“

Wir glauben uns einiges Verdienst um die diplomatische Welt zu erwerben, wenn wir diesen gewissermaßen neuen Staat, dessen Geburt und erste Erscheinung auf einem Zeitungspapier schon so viele Sturmwolken an den politischen Horizont heraufgeführt hat, in diejenige Perspektive stellen, in welcher er uns als nahem unparteiischen Beobachter seit der kurzen Zeit seines Daseins erschienen ist. Mit meinen Landsleuten ist überhaupt gar nicht fein, gelehrt und ruhig über den neuen dänischen Gesammtstaat zu sprechen, er ist ihnen kurzweg der dänische Gesammtjammer, übertragen von der Vergangenheit und Gegenwart auf eine endlose Zukunft, er erscheint ihren aufgeregten Sinnen als das triumphirende Dänenthum, das mit abgelebtem tückischen Liebeslächeln ewig dein ruft, und auf das enthüllte Brautbett der dänischen Monarchie hindeutet, wo zur verhaßten unfruchtbaren Verbindung vermöge eines nie zu brechenden Zauberbanns in den paar lateinischen

Wortklängen secundum tenorem legis regiae Kraft und Ohnmacht, gesundes naturstrotzendes Leben und anmaßliche Impotenz den langen Welttag bis zum jüngsten zusammenliegen sollen, bis zu diesem jüngsten Tage, wo der Deutsche erst Hoffnung haben würde, von dem Dänen loszukommen, wenn es wahr ist, was ein Dichter sagt:

Und wenn am jüngsten Tag
Die Weltposaun' nicht dänisch spricht,
So kommt der Däne nicht.

Man sage nicht, daß ich der Phantasie meiner Landsleute Bilder unterlege, an die sie in Wahrheit nicht denken. Die Wahrheit ist der wirkliche Widerwille, den sie gegen eine endlose Verbindung mit Dänemark in der von dem offenen Brief in Aussicht gestellten und näher bezeichneten Weise empfinden. Es hilft hier keine Beredsamkeit, kein einlenkendes Wort, kein Vorschützen von Mißverständnissen: sie bleiben dabei, daß sie keine Dänen sind und auch keine werden wollen. Dä-

niſcher Geſammtſtaat, er ſoll uns drei Schritt vom Leibe bleiben! Das iſt der Refrain.

So wollen wir denn nur zum Beſten der Leute von Fach unſer beſtes Wiſſen und Meinen um die Sache zu erkennen geben; aufrichtig und ohne Falſch, wie es unter uns Staatsleuten nicht immer der Fall ſein ſoll.

Vernehmen Sie denn, meine Herren, daß die däniſche Monarchie eigentlich ſchon mit dem Tode Friedrichs VI. zu Ende ging, ich meine, daß mit der Perſönlichkeit des verſtorbenen alten Königs und mit der abſtrakt politiſchen antinazionalen Zeit, die ihn in's Grab begleitete, die gewohnte äußere Bindung zwiſchen den feindlichen däniſchen und deutſchen Elementen hinweggefallen war. Ein Sprachenkampf, wie er gleichzeitig auf mehreren Grenzgebieten Deutſchlands ausbrach, eröffnete in dem Herzogthum Schleswig den politiſchen Kampf. Denn Lornſens Auftreten nach 1830 war nur ſehr flüchtig. Gewiſſe, die däniſche Sprache begünſtigende Verfügungen, welche der neue König Chriſtian VIII. für Schleswig erließ und welche

man von einem höheren Standpunkte sehr füglich als gerechte Rücksichtnahme auf den dänisch redenden Theil der Bevölkerung betrachten konnte, wurden, weil im Gefolg der Umtriebe einer wirklich schamlosen und frechen dänischen Propaganda, als Begünstigungen derselben aufgefaßt und zogen die ersten mißtrauischen Blicke auf die ferneren Schritte des Königs hin. Holstein nahm an diesen einleitenden Sprachkämpfen nur einen schwachen Antheil. Man liebte sie nicht, die Dänen und das Dänenthum, man fürchtete sie noch weniger, man kümmerte sich gar nicht um sie. Das war im Kurzen die damalige Volksstimmung. Bedeutsamer ward aber schon die Sache in der holsteinischen Standeversammlung von 1842 aufgefaßt, wo ein Mitglied, vermuthlich beunruhigt durch das offene Treiben jener dänischen Propaganda und empört über ihre verächtlich kecke Sprache hinsichtlich der Verfassungsrechte der Herzogthümer, eine Petition auf unzweifelhafte Feststellung der gleichen Erbfolge in den Herzogthümern von Seiten Sr. Majestät des Königs

beantragte, welchem Antrag jedoch aus damaliger übermäßiger Delikateſſe der Stände keine Folge gegeben wurde, während der Kommiſſair verſprach, ihn zur Kunde des Königs zu bringen. Erſt zwei Jahr ſpäter ſollte die holſteiniſche Ständerverſammlung und nunmehr in männlichſter Würde, aufgerufen von einem ganzen Volk, jene Verwahrung der Rechte der Herzogthümer gegen die bekannte ſie mißachtende Petition der Rothſchilder Ständeverſammlung deſſelben Jahrs 1811 an den König ſenden, welche ſie durch ihre diesjährige Adreſſe und durch deren Eingabe an den Bund eben ſo mannhaft beſiegelt hat.

Fragen wir nun, in welcher Lage befand ſich der König, ehe die berüchtigten Rothſchilder Verhandlungen und der Proteſt der holſteiniſchen Stände ihn von zwei entgegenſetzten Seiten in die Mitte nahmen und zu einer öffentlichen Kundgebung über die Erbfolgefrage, zu einer Expoſition des wahren Rechtsbeſtandes der däniſchen Monarchie hindrängen ſollten?

Als der König die Regierung antrat, rief

die Volkspartei diesseit und jenseit des Belts, ihm Norwegen und die norwegsche Konstitution in's Gedächtniß. Es läßt sich nicht absehen, welche Wendung die dänisch-deutsche Sache damals genommen hätte, wenn der König diesen Ruf hätte verstehen wollen. Es war, scheint es mir, einer von den unwiederbringlichen Augenblicken, in welcher das Leben, die Zukunft von Individuen, Herrscherhäusern, Staaten sich entscheidet — kurz einer von den Augenblicken, in welchem der deutsche Bund sich gegenwärtig befindet. König Christian VIII. war nicht der Mann dieses für sein Reich verhängnißvollen Augenblicks. Er bewährte sich ganz in dem Naraktter unsrer modernen Fürsten, die so unendlich liebreich, liebenswürdig, humanistisch, volksfreundlich sind, doch von den unergründlichen Rechten ihrer angenommenen Krone nur von Gott verliehenen Macht eine zu heilige Ehrfurcht hegen, um auch nur einen Zipfel davon fahren zu lassen und mit dem Volk zu theilen. Ueberdies begibt man sich ja auch mehr und mehr der Ansicht, als ob

Volksrechte allergnädigst von Fürsten dispensirt und geschenkt werden könnten, da doch, wie man sagt, das Volk nur seine Rechte, die sein sind, die es längst erworben hat im Schweiß und Blut der Geschichte, nur wirklich in die Hand zu fassen und geltend zu machen habe — eine Lehre, die für König Christian sogar nichts Neues und Frappantes haben konnte, da er als Kronprinz in Viceroie eine ordentliche Vorlesung darüber angehört, verbunden mit einer so entschiedenen Alternative hinsichtlich des Besteigens oder Nichtbesteigens des norwegischen Königsthrons, daß er sie vollkommen begriff und die freieste Verfassung von ganz Europa unterzeichnete. Das war allerdings ein Verrath am dänischen Königsgesetz, aber zur Gewissensberuhigung konnte er sich sagen, daß es nur aus Zwang geschehen. Bei der Besteigung des dänischen Throns fand er indeß keine Professoren und keine Alternativen vor . . . . . da waren die Verhältnisse ganz anders, das verstanden seine Unterthanen nur gar nicht; sie waren noch nicht eingeweiht in die Geschichte, noch nicht

hinter das Geheimniß gedrungen, wie sich für die Ewigkeit geschmiedete Fesseln in einem einzigen Augenblicke brechen lassen.

Ja, hätte Christian VIII. damals hochherzig den Muth der Freiheit für seine eigenen Völker fassen können, er wäre vielleicht der Retter seiner Monarchie und sicher der erste Held unter den Helden seines Jahrhunderts geworden, er hätte gethan, was noch kein König vor ihm gethan und was die Völker auch nicht mehr kindisch von den Königen erwarten.

Man darf keinem Sterblichen auf dem Thron einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht groß denkt und handelt. Hat auch Einer auf einem hohen Posten Anwandlungen von hohen Gedanken, es gehört zu ihrer Ausführung so viel entsprechender Muth, Charakterstärke und Talent, daß die Meisten schon vor dem Schatten ihrer Größe, vor dem flüchtigen Traum ihres Ehrgeizes zurückbeben werden. Christian VIII. ist der Sproß eines Fürstenhauses, das, so lange es über Dänemark und die Herzogthümer waltet, manche kluge und

chevalereske Herren, doch keine einzige staatsmännische oder kriegerische Größe aufzuweisen hat. Von Christian dem Ersten bis Christian dem Achten geht ein nicht unoriginneller, sinnlich lebhafter, naturwitziger Familienzug durch die oldenburger Fürstenreihe, mal blitzt es sogar auf wie Genie, wie Dämon, in dem unbezähmbaren, blutigen Haß des Volksmannes Christian gegen den Adel und die Klerisei; aber wie toll begonnen und schwach geendet! mal tritt ein heroischer Gedanke, wie in Christian IV., gewappnet auf die Weltbühne, aber wie bald kehrt er mit gebrochenen Flügeln in die Heimath, in den Kreis der Gewöhnlichkeit zurück. Bei keinem Oldenburger fand sich, zu Dänemarks Mißgeschick, ein Gepräge wie an Gorm, Kanuth, Waldemar, Margaretha oder wie an den Geschichtsgestalten des brandenburgischen Hauses, und ihre Schmeichler haben ihnen die Mittelmäßigkeit sogar zur Tugend angerechnet. Konnte das Dreikronenreich, das sie überkamen, nur erhalten werden durch Geister, die nicht zu tief unter Margarethens Feinheit und Großartig-

keit standen, so mußte es schon unbarmherzig zu Grunde gehen. Erst Schweden leichtsinnig verpufft durch den ersten und zweiten Christian, dann nur ängstliche Sorge getragen um die Erhaltung des Restes, dazu das versteinernde Königsgesetz, das nirgends Geist, Leben und Freiheit aufkommen ließ und sie selbst nicht minder drückte und beengte, überall nichts als Einreihung, Verpöbelung, sogenannte Befestigung, große Anstalten und nirgends am Platz wenn die Gefahr erschien, zerrüttete Finanzen und nach Norwegens Verlust tragische Resignation, welche zwar das Mitgefühl von Europa erregte und die deutschen Herzogthümer wenigstens durch eine gemeinsame Trauerschärpe an das Königreich befestigte, doch weder die Dänen selbst, noch minder die Deutschen in ihren frisch erwachenden Nationalitäten befriedigen konnte.

Und so suchte denn auch Christian VIII nur äußerlich zu erhalten und Leben zu dämpfen, wo es auf eine neue Schöpfung ankam. Dänemarks Jugend strebte nach Belebung der Volkskraft durch

Arbeit und skandinavische Stahlbäder, die ihr selbst, Einigen bis zur Eisenfresserei, wohlgediehen waren. Ohne Zweifel leitete und leitet sie ein tiefer richtiger Instinkt, wie er sowohl Einzelnen als Völkern in Stunden der Gefahr zur Selbsterhaltung beiwohnt. Das deutsche Herzogthum und Bundesland Holstein gab sie völlig auf, nur Schleswig wollte sie behalten und bis an die Schlei hinauf damiren, um es dem skandinavischen Bunde zur Morgengabe darzubringen, wie sie sich ausdrückte. Wir Deutsche haben das schöne Vorrecht, gerecht sein zu dürfen, auch gegen unsre Feinde: dies fällt besonders kleineren Nationalexistenzen schwer und um so schwerer, je gerechtigkeitbetrübter sie sich fühlen. Den Vernichtungskampf, welchen die skandinavische Partei der deutschen Sprache in Schleswig zuschwur, diesen Kampf konnten wir der materiell überwiegenden und geistig herrschenden deutschen Sprache selbst überlassen: das Uebermaaß in der Affektation der Geringschätzung, Verachtung der Deutschen, dem ihre besten Talente der Bildung nach und zum Theil der Ab-

kunft, wie ihr Hauptführer Lehmann, angehörten, was setzte allerdings böses Blut, vergiftete aber mehr noch die eigene Sphäre des skandinavisirenden Danismus, und konnte dem Bundesverhältniß mit Schwedens und Norwegens reiner empfindenden Jugend nicht förderlich sein. Indeß wußte die Regierung mit dieser brausenden und agitirenden Partei auch nach keiner Seite etwas anzufangen. Demokratie und skandinavischer Bund lagen völlig außer ihrer Rechnung, und ihr Mißverhältniß mit dem undisciplinarischen Patriotismus der Jungdänen konnte nur wachsen, als nun gar in Holstein eine an Zahl zwar kleine aber durch Geist, Entschiedenheit und publizistischen Einfluß bedeutende Partei mit dem bisherigen Schleswig-Holsteinianismus als einer gelehrt-ritterschaftlichen Zwitterform von Deutschthum und Dänenthum offen brach und seine Kampfstellung ausschließlich auf der bundesrechtlichen Basis des Herzogthums Holstein einnahm. Da schienen denn Jungdanismus und Neuholstianismus sich die Hände zu reichen zur Zerstückelung der Monarchie, „denn

der erstere ging mit ihr durch nach Norden, der andere nach Süden, jeder suchte seinen nationalen Schwerpunkt und fragte wenig danach, wo die bisherige dänische Monarchie mit ihrem Konglaw abbleiben würde. Aber so wenig diese neugebildeten Parteien, die sich aus dem historischen Staatsrecht gar nichts machten, den conservativen Staatsinteressen entsprachen und so bedeutend und einflußreich sie auch als die eigentliche Seele der Bewegung erscheinen mußten, furchtbarer war noch der historische Schleswig-Holsteinianismus, die alte strenge Verfassungspartei, die sich auf die verbürgten Rechte stützte und die nicht mehr allein oder vorzugsweise die Ritterschaft, sondern nunmehr das ganze Volk und seine Ständevertretung bedeutete. Man konnte schon hoffen, die dänische Volkspartei, die ehrgeizigen Führer des jungen Dänemark zu befriedigen, wenn man nur entschlossene Miene machte, nicht Schleswig allein, auch Holstein in Kauf, der „dänischen Krone" erhalten zu wollen; aber woher diese Tapferkeit nehmen, woher den Glauben und den Muth, das

Wort auszusprechen, das bis dahin noch kein dänischer König und Minister auszusprechen gewagt hatte: das Wort: die Herzogthümer Schleswig und Holstein sind Erbgut der dänischen Krone, sind Provinzen des Königreichs Dänemark und von diesem unzertrennlich. Der König schwankte und zauderte, vielleicht minder weil er mit den Rechtsansprüchen nicht gehörig im Reinen zu sein glaubte, als weil ihn die Folgen einer solchen Erklärung beunruhigen mußten. Er befand sich in der unbequemsten Lage. Die deutsche Aristokratie in seiner Umgebung heftete unablässig ihre Blicke auf ihn. Stets hatte der schleswig-holsteinsche Adel den Kopf höher getragen als der dänische, durch die Revolution von 1660 geknickte, fast er allein besaß historische Namen, erworben im Krieg und durch Führung der höchsten Staatsämter, die ihm wegen seiner hervorragenden Bildung vorzugsweise eingeräumt wurden, endlich war er vereinigt in einer Körperschaft, welche die alten Verfassungsrechte der Herzogthümer gleichsam leiblich an sich selber repräsen-

tirte und noch unter dem vorigen König und im offenen, bis zur Beschwerdeführung bei dem deutschen Bunde gehenden Konflikt mit demselben sich auf die fortdauernde Rechtsgeltung dieser sogenannten Privilegien berufen hatte. Bei dem ererbten Korpsgeist und der unabhängigen Stellung dieses Adels konnte schwerlich der Hoffnung Raum gegeben werden, daß allerhöchste Gunst und Ungunst einen entscheidenden Einfluß auf die politischen Grundsätze, zu welchen er sich unwandelbar bekannt hatte, ausüben würden. Ueber den Geist, der in den deutschen Regierungskollegien herrschte, konnte der König sich um so weniger täuschen, als auch rein dänische Staatsbeamte einem entschiedenen Schritt, einer plötzlichen Beleuchtung der Staatsverhältnisse ungewogen waren und zum Theil mit den Ansichten der schleswig-holsteinischen Staatsrechtslehre harmonirten. Unter diesen Umständen beschränkte sich der König lange Zeit auf die Politik kleiner aber bedeutsamer Maaßregeln. Das dänische Reichsbankgeld, widerrechtlich schon unter der vorigen Regierung dem Lande aufgedrungen,

bekam am untern Rande auch eine Werthbezeichnung in deutscher Sprache, Dänen und Deutschen zur Kunde, daß sie einer Krone angehörten. Die Gesetze, Verordnungen, Bestallungen, früher für beide Herzogthümer nur deutsch, unter seinem Vorgänger dänisch-deutsch abgefaßt, wurden für Holstein nur in deutscher Sprache ausgefertigt; der holsteinische Soldat wurde nicht mehr in dänische Regimenter gesteckt; das holsteinsche Schullehrerseminar hergestellt, die Universität besser dotirt; lauter Verfügungen, welche sicher nicht dem plumpen Geiste der Danisirung angehörten, vielmehr die Absicht verriethen, beiden nationalen Elementen versöhnende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, überhaupt aber die Nationalitätsfrage und das Verhältniß Holsteins zum deutschen Bund so naiv als möglich vor dem Begriff der höheren Einheit aller Theile der dänischen Monarchie verschwinden und als unwesentlich erscheinen zu lassen. Auch fehlte es nicht an kleinen direkten Zeichen, wie es der König eigentlich meine. Man konnte ihn durchaus nicht der Liebhaberei für historische

Erinnerungen in den Herzogthümern bezüchtigen, er verschmähte selbst geringfügig scheinende Ausmerzungen in dieser Hinsicht nicht, wie zum Beispiel, daß auf seinen Befehl die deutschen Regimenter ihre historischen Namen verloren und selbst das Regiment Oldenburg seine Waisen-Nummer bekam, und statt seiner alten zerschossenen Fahne eine neue schöne Dannebrogsfahne. Sogar die Lauenburgische Schützengilde verpflichtete sich der König durch Umtausch ihrer alten Wappenfahne gegen eine kostbar gestickte Reichswappenfahne; und von dem Regierungsgebäude in Ratzeburg wurde das massive Steinwappen des Landes weggeschlagen, welches langsam und methodisch geschehen mußte, da es bereits dem wilden Einhauen französischer Aexte getrotzt hatte. Indeß erhielten alle diese kleinen Einheitsbemühungen des Königs selbst unter den Dänen nur geringen Beifall. Die dänische Presse und Rednerbühne fuhr fort, der Regierung Trägheit, Sorglosigkeit, Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Der König sah sich von Tag zu Tag devopularisirter,

sein öffentliches Erscheinen war jedesmal eine Niederlage für seine Person und gewissermaßen für das Königthum, das niemals zuvor, mitten in der dänischen Hauptstadt, eine solche Mißachtung von Seiten des Volks erduldet hatte. Es fand, so zu sagen, eine offene Verschwörung des Nichtbegrüßens, des Nichtbeachtens der Majestät, wo dieselbe sich zeigte, unter den sonst so jubelsamen Residenzlern statt. Im Schauspiel blieb das Publikum mit bedecktem Haupte sitzen, wenn der König in seine Loge trat, den fremden Gesandten das Honneursmachen überlassend, und dergleichen unerhörten Attentate mehr. Nichts aber kann empfindlicher sein, als wenn Unterthanen, denen man sämmtlich die Köpfe abschlagen lassen kann, nicht mal den Hut ziehen. Da endlich trug sich jenes denkwürdige, Epoche machende Ereigniß zu, daß ein Bürgermeister von Kopenhagen, des Name Algreen Ussing, in der Rothschilder Ständeversammlung die Petition beantragte, es möge der König durch eine feierliche Erklärung zur Kunde der Unterthanen bringen, daß die dänische Monarchie, beste-

bend aus dem Königreich Dänemark und den Herzogthümern Schleswig, Holstein, Lauenburg untheilbar nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbe. So lautete nämlich der Antrag nach einem Läuterungsprocess, welche ihm durch die Debatte selbst zu Theil geworden, wobei die eigentliche Bewegungspartei, das krasse Dänenthum, die skandinavische Bruderschaft bei sich selbst oder vielmehr bei dem königlichen Commissarius Oersted in die Schule ging und aus der Raupenhülle der Inkorporationstheorie den Schmetterling der Staatseinheitslehre hervorging. War es schon eine auffallige Sache, daß der Burgermeister von Kopenhagen, der früher gegen die Regierung Opposition gemacht hatte, die loyalsten Ueberzeugungen aussprach, so mußte es noch auffallender sein, daß der genannte Kommissarius, bis dahin ein wahrer Martyrer der Krone, bedeckt mit unzähligen Pfeilen der patriotischen Heimath, weil er, obwol nur im zweideutigen Sinn, im Sinn der Krone, den Schutzhalter der Selbstständigkeitsrechte der Herzogthümer gespielt hatte, den Antrag offen

unterſtützte und keinen Anſtand nahm zu erklären, Se. Majeſtät werde ihn mit Vergnügen entgegen nehmen. Dies war der große Wendepunkt in unſerer Sache oder Frage und ich darf, meine Herren, ihrem geübten Scharfblick überlaſſen, wer derjenige war, der ihn herbeiführte. In einer der wunderlichen Klugſchriften des rationellen Don-Quichote der däniſchen Staatseinheitstheorie des Herrn Baron Conſtant Dirckinck Holmfeld Dr. en droit, bailli et gentilhomme de la chambre de Sa Majeste Danoise, betitelt: Essai historique sur la question de la succession du Royaume de Danemark etc. 1844. nicht lange vor dieſer Epoche abgefaßt, lieſt man unter anderm: Er (der Verfaſſer) habe den König mit den ſchweren Sorgen des Augenblicks beſchäftigt gefunden, bemüht einen durch ſo viele ſchwierige Verwickelungen behinderten Weg zu ebnen. Er (der Verfaſſer) habe ſich mit der Ueberzeugung begnügt, der König, ſein Herr, werde, obgleich umgeben von Organen einer die Lebensbedingungen der Staatsexiſtenz verkennenden Partei, an den Abhang, wo er ſich be-

fände, sich nicht hinreißen lassen über die Grenze, welche ihm die Klugheit vorschriebe (?) und er (der König) werde die guten Absichten der vaterlandstreuen Männer zu würdigen wissen, die nur schwach seien wegen der Unzulänglichkeit der Mittel, über welche sie zu verfügen hätten, und weil der günstige Augenblick noch nicht vorhanden, um vorwärts zu gehen, reellen und nothwendigen Zwecken entgegen. Die Furcht vor Volksbewegungen sei ohne Zweifel nur ein Schreckmittel gewesen, dessen sich die aristokratische und deutsche Partei bedient habe, um durch Einschüchterung des Königs ihre Stellung zu behaupten, während den König seinerseits das Verlangen beseele, Gerechtigkeit, Friede und die Integrität des Staates zu erhalten. Durch die Veröffentlichung beider Parteien sei der Ton immer bittrer, die Nationaleifersucht immer eifriger geworden. Endlich habe man das Bedürfniß der Einsichten (de lumières), einer wahren und gesunden Doktrin, einer unparteiischen und raisonablen Discussion gefühlt. Das Wenige, was er (der Verfasser)

hierin habe leisten können (bitte) sei mit durchaus ermuthigendem Wohlwollen aufgenommen worden. Seine (neueste) Schrift, in welcher er die Frage der Erbfolge für Dänemark und die Herzogthümer behandelt und nettement le principe de l'unité du royaume de Danemark etablirt habe, sei sogar vom König selbst mit einer Nachsicht aufgenommen worden, welche reelle Fortschritte hoffen lasse. Hieran knüpft sich die Beschwerde des Verfassers, daß die höchsten Verwaltungsstellen, im offenen Widerstand gegen den Willen des Königs, ihm den allergnädigst gestatteten Zugang zu den geheimen Staatsarchiven nicht gestattet hätten, wobei er sich jedoch mit dem guten Willen und der hochherzigen Unparteilichkeit des Königs, so wie mit dem bessern Glück seines Freundes Ostwald tröstet, welcher sich, wie er zu verstehen gibt, auf seinen Antrieb mit der Erbfolgefrage gründlich beschäftigte, nachdem er sich durch die Hinterthür gelehrter lehnrechtlicher Studien in das Heiligthum eingeschlichen hatte. Wir haben immer behauptet, daß die

Schriften des in drei Sprachen quacksalbernden queckſilbrigen Herrn Baron Durckinck-Holmfeld ihren Werth haben, wenn man ſie nur darauf anſieht. Die angeführte iſt nur auf beſondern Rath eines homme d'etat distingué franzöſiſch geſchrieben, um à l'homme le plus distingué de notre époque überreicht zu werden. Der kluge König der Franzoſen kann wenigſtens daraus abnehmen, in welchen Umgebungen und unter welcher Rathgeber Einfluß die Politik des Königs von Dänemark zur Reife, zum Eklat des „Offenen Briefes" gedieh. Für uns ſelbſt iſt es eine tragi-komiſche Idee, uns die Herren Durckinck-Holmfeld und ſeinen Freund Oſiwald érudit de la vielle roche als die Stützen des däniſchen Thrones vorſtellen zu ſollen. Oſiwald als gelehrten däniſchen Reichselephanten und unſern kleinen Baron als ſeinen Cornak, der eine tragend, der andere lenkend die Geſchicke der Monarchie! Geben wir aber dieſer gigantiſchen Ungereimtheit aus dem Wege und halten uns an die Beſtätigung, die uns von dieſer Seite zukommt: es reifte um jene

Zeit ein Entschluß in der Seele des Königs; das Vorwärts, von dem Herr Dirckinck-Holmfeldt spricht, war im Anzug: es war die feierliche Erklärung, welche bald darauf die Rothschilder Ständeversammlung auf Algreen-Ussings Antrag sich von ihm erbat und welcher denn freilich der königliche Kommissarius und Staatsminister Oerstedt von vorn herein das günstigste Prognostikon stellen konnte. Interessant sind die Winke des Baron Dirckinck auch dadurch, daß sie im voraus die Form ahnen lassen, in welcher die Erklärung des Königs später erscheinen sollte, diese eigenthümliche Form eines aus angestellten Untersuchungen wissenschaftlich gewonnenen Resultats, einer allerhöchst eigenen gelehrten Ueberzeugung, die sich sogar, in Bezug auf einige Theile Holsteins, etwas von der sonstigen vollen Gewißheit abspricht, doch die sonderbare ungelehrte Eigenschaft hat, daß sie auf die Nachfolger vererbt, und daß die nackten Keulenmänner des dänischen Wappens ihr zur Seite stehen. Wir haben nämlich vergessen zu bemerken, daß die Algreenschen Petition außer

der gewunschten Erklarung auch die gehorsame Bitte nachdrücklichen und zweckdienlichen Handelns im Sinne derselben, speziell das Kuschenmachen der gegnerischen Ansichten, befaßte, was sie ja eigentlich von selbst, nämlich von der Kundgebung einer Ansicht von Gottes Gnaden verstand, welche der Unfehlbarkeit päpstlicher Inspirationen mindestens sehr nahe kommen mußte, obwohl sie in der That ihrem übermenschlichen, überrechtlichen Rakter verkennend, darin fehlgriff, daß sie nicht unmittelbar und ohne Weiteres den Glauben und Gehorsam der unterwurfigen Heerde in Anspruch nahm und auf gar zu menschliche Weise die eigene Unsicherheit, Gewissensunruhe, die Stufen des Zweifels, der Untersuchung und Ueberzeugung zur offentlichen Kunde brachte. Man darf aber fragen — und hierin sind Sie die besten Richter, meine Herren — ob diese von den Dänen so getadelte Form nicht absichtlich gewählt ward, um fur die auswartige Seite der Frage und ihre etwaige Losung auf diplomatischem Wege einen schicklichen Vermittlungsfaden übrig zu lassen? Wie

ſichs aber auch mit dieſer Frage und namentlich mit dem Antheil des Hofes an der Rothſchilder Petition verhalten mag — bekanntlich iſt dieſer Antheil desavouirt worden durch den Verweis, welchen die diesjährige Rothſchilder Verſammlung mit der Itzehoer theilte — das Eis war gebrochen und jeder Schritt, den der König von nun an that, mußte unfehlbar darauf angeſehen werden, ob er auf dem Wege der Rothſchilder Petition oder mit Berückſichtigung der Itzehoer Gegenadreſſe geſchähe. Die erſte Maßregel des Königs war das Fahnenverbot, das Verbot der dreifarbigen ſchleswig-holſteinſchen Fahne, welche zwar, die Wahrheit zu ſagen, auf keine beſondere hiſtoriſche Berechtigung Anſpruch machen konnte, wol aber, wo man ſie wehen ſah, in heitern Liederkreiſen oder in unſchuldvoller Knabenhand als neues Symbol der alten Einheit und Einigkeit der Herzogthümer freudig begrüßt wurde. Unmittelbar darauf machte der König neue Reiſen in die Herzogthümer; der Empfang war einiger Orten kühl, doch im Ganzen noch ſo, daß der

König über die wahre Landesstimmung sich täuschen konnte. Ein Umstand mochte wesentlich dazu beitragen: die städtischen Gewerke waren durchschnittlich unzufrieden mit dem Gesetzvorschlag einer neuen freieren Gewerbeordnung, der in ständische Berathung gekommen war, und sie hatten guten Grund zu erwarten, daß die Regierung ihren Gegenvorstellungen ein willigeres Ohr leihen würde als die Stände selbst, welche sich mit Ernst und Eifer für die Durchführung des freien Prinzips entschieden hatten *) Wo der König damals mit einiger Festlichkeit empfangen wurde, geschah es von Seiten der Gewerke, die

*) Jede heutige Gewerbeordnung muß den Unterschied zwischen Stadt und Land gänzlich wegfallen lassen; das ist die erste unumgängliche Forderung; für die innere Ordnung der Gewerbeverhältnisse müssen aber Sachkundige hinzugezogen werden, die sowol auf der Höhe ihres Geschäftsbetriebes als der Volksbildung überhaupt stehen, und ein vorurtheilfreies gesundes Urtheil haben.

ihm ihre Banner, zum Theil neu geflickt und gemalt, wie schutzflehend entgegentrugen. So in Altona, in dieser größten und blühendsten Stadt der Herzogthümer, wo dem König eine besondere Empfangshuldigung von Seiten der Zünfte zu Theil wurde, die ihm indeß, wär er von dem ganzen Hergang, der eilig zusammen gerafften, durch listige Betriebsamkeit angebahnten Huldigung genau unterrichtet gewesen, nicht erlaubt haben würde, sich eine übertriebene Meinung von der politischen Harmlosigkeit oder gar dem Danismus dieser Stadt zu machen. Gefeierter als in seinen eigenen Landen war diesmal die Erscheinung des König-Herzogs in dem steinverjüngten Hamburg; hier wurden ihm von Senat und Volk außerordentliche Aufmerksamkeiten zu Theil, deren allerdings nahe liegende Quelle, die Dankbarkeit, jede andere Betrachtung für den Augenblick ausschließen mußte. So machte denn der äußere sinnliche Eindruck, welchen der König von dieser Reise mit zurücknahm, unter dem falschen Geblase seiner dänischen Kundschafter und Rathgeber

eber seinen Entschluß fördern als zurückhalten und demnach erschien, kurz vor Eröffnung der holsteinischen Stände, der offene Brief, für die Stände begleitet mit Ungnadenbezeugung ob ihrer letzten Beschwerdeschrift und mit der Weisung, sich aller Petitionen in dieser wichtigsten Landesangelegenheit zu enthalten.

Die Quintessenz des offenen Briefes ist der dänische Gesammtstaat: die politische Abstraktion des Herrn Baron Dirkink-Holmfeld, des Staatsministers Oersted und des Bürgermeisters Algreen-Ussing: das rationale Dänemark, im Gegensatz zu dem nationalen, das sich in seinen kühnsten Hoffnungen auf Schleswig beschränkt, aber Schleswig auch ganz, ganz dänisch haben und besitzen will.

Würde die nationale Richtung im Kabinet des Königs den Sieg davon getragen und der offene Brief sich auf die Behauptung beschränkt haben, das Herzogthum Schleswig sei dänisches Eigenthum, gehöre zum Königreich Dänemark, es würden allerdings die erbberechtigten Linien, der

ſchleswig-holſteiniſche Adel, die ſchleswigſchen Stände und ohne Zweifel auch die Stände Holſteins gegen dieſe falſche Behauptung proteſtirt haben, doch ohne den ganzen Nachdruck, welchen die einmüthige Stimmung und Geſinnung des Volkes gewährt. Denn man muß bedenken, daß der frubere Schleswig-Holſteinianismus, wie Lornſen ihn ſo keck und zuverläſſig predigte, mindeſtens in Holſtein keine volksthümliche Wurzel gefaßt hatte. Lornſen war ein herrlicher ſtolzer Frieſe, aber auch befangen, wie alle ſeine Landsleute, wenn auch unbewußt, im Dünkel des Frieſenthums, als ob daſſelbe noch, wie vor Alters, ein nationalpolitiſches Mittelglied zwiſchen Deutſchland und dem Norden zu bilden vermöge und ſogar zum Kriſtalliſationspunkt für eine neue, zwiſchen Deutſchland und Dänemark unabhängig daſtehende Schöpfung dienen konne. Dies Vorurtheil allein flößte ihm die ſchleswig-holſteiniſche Staatsbegeiſterung ein, die ſeine rein glühende keuſche Natur für alle, die in ſeine Nähe kamen, ſo anſteckend machte; was ihn geiſtig trieb und

aufgeregt hatte, war allerdings die deutsche Burschenschaft, war die deutsche Idee; doch so friesisch und schleswig-holsteinisch verkörpert, zersetzt und bedingt, daß er im Grunde allein stand und seine besten Freunde, sogar Leute aus der Mitte des schleswig-holsteinischen Adels und Adelsschwanzes, seine national-demokratischen Ideale mißverstanden. In der Uebersicht über die Kräfte und Mittel der Sache, die wir uns zutrauen, müssen wir es für eine besondere Gunst des Schicksals halten, daß Dänemark sein vermeintes Recht nicht auf Schleswig allein, sondern auch auf Holstein, ob auch nur theilweise und zweifelhaft, geltend machen wollte und dadurch die Holsteiner veranlaßte, nöthigte, ihre deutsche Sache so innig mit der schleswigschen oder schleswig-holsteinischen zu verknüpfen, daß nunmehr an keine Scheidung zu denken ist und Holstein mit Schleswig stehen oder fallen wird. Diese günstige Wendung haben wir aber nur der alten Politik der dänischen Krone zu verdanken, die Schleswig, Holsteins wegen, mit Holstein und Deutschland leidlich zusammenhielt

und jene trüben Eide mischte, welche den Hauptgegenstand dieser Schrift bilden; eine Politik, deren doppelsinniges Spiel nun offen vor Augen liegt, in demselben Augenblick, wo sie am Ziele angelangt zu sein wähnen mochte.

Hatte bis dahin das nationale Dänemark durch seine bachantische Propaganda ein wohlthätiges Reizmittel zur Belebung des deutschen Bewußtseins und der deutschen Nationalität in Schleswig dargeboten, so mußte jetzt die Erklärung des rationalen Dänemark gleich den höchsten politischen Gesichtspunkt für diesen nationalen Kampf aufstellen, welchen sie zu bannen oder doch auf seinen wahren Werth für die Politik der „dänischen Gesammtmonarchie“ zurückzuführen suchte. Der offene Brief warf ein blendendes Licht auf den Abgrund, an welchem sich beide Herzogthümer befanden, Holstein, trotz seiner national-politischen Verkettung mit Deutschland und dem deutschen Bund, Schleswig, trotz seiner unauflöslichen Einheit mit Holstein. An die Stelle der Sprachverdänung, der groben Danisirung, die keinem Deutschen ernsthafte

Beſorgniſſe einflößen konnte, ward die Staatsverdänung, die feinere Daniſirung verkündigt, deren ſchleichendes Gift wir ſchon ſeit Jahrhunderten in den Adern des ſchleswig-holſteiniſchen Staatsleibes geſpürt haben, wovon wir allmälig durch Reinigungsmittel und radikal durch die in Ausſicht ſtehende Scheidung von Dänemark befreiet zu werden hofften, und das uns nun feierlichſt und als wären wir krank an Mangel daran, als ſtaatsrettende däniſche Univerſalmedizin für ewige Zeit verſchrieben wurde.

Ich kann Ihnen die wahrhafte Verſicherung geben, meine Herren, daß die Unruhe, der Unwille und die kaum verhaltene Aufſäßigkeit des Volks in den Herzogthümern, vor allen aber in Holſtein, ſeit der Erſcheinung des offenen Briefes, nur ein ſehr lebhaftes Kopfſchütteln und ein aus Herz und Magen ſtammender Weigerungsruf unſers Patienten iſt, ſich von Dänemark kuriren zu laſſen.

Wir reden indeß nicht von der Neigung oder Abneigung, womit unſer Patient das däniſche

gesammtmonarchische Pulver einnimmt, nicht davon, ob er's bei sich behalten oder konvulsivisch ausspucken wird, wie der Belgier das Königreich der Niederlande, die ehemalige holländische Gesammtmonarchie. Uns berührt hier nur die staatsrechtliche Seite der Frage, die wieder eine doppelte ist und sich einerseits auf die behauptete gleiche Erbfolge, andrerseits auf die angebliche Staatseinheit bezieht.

Der offene Brief und die Verfasser der „Motivirung" begründen, wie Sie wissen, die dänische Staatseinheit, die neue dänische Gesammtmonarchie nur auf die gleiche Erbfolge, nicht auf die Einverleibung, ein Wort, dessen sich der offene Brief gar nicht bedient, die Beweisschrift aber als bloßes Wort im Patent und Huldigungsformular auffaßt, das juristisch nicht mehr gelten könne und solle, als eben die Erbhuldigung.

Weder die Staatsschrift noch die Erläuterungen, die ihr nachfolgten, enthalten jedoch den Beweis, oder auch nur den Versuch eines Beweises, daß die angebliche gleiche Erbfolge eine

Staatseinheit zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern begründe. Dieſe bereits oben erwähnten Erläuterungen begnügen ſich mit einem oberflächlichen Gerede über den Begriff der Staatseinheit im Allgemeinen, wonach die däniſche Staatseinheit insbeſondere keine innern Widerſprüche darbieten ſoll. In der That, warum ſollten die Herzogthümer nicht Theile der däniſchen Monarchie ſein können — wenn man von einigen Kleinigkeiten abſieht, wie zum Beiſpiel, daß ſie es nicht ſind, daß Holſtein und Lauenburg ihre höhere Staatseinheit in ihrer Exiſtenz als deutſche Bundesſtaaten beſitzen und Schleswig, trotz ſeiner ausnahmweiſen Stellung, eine ſo ſtaatsrechtlich geſicherte Nebenexiſtenz bei und mit Holſtein behauptet, daß nur von einer gewaltſamen, das hiſtoriſche Staatsrecht von ganz Europa, ſo viel oder wenig Werth man auf daſſelbe legt, erſchütternden Trennung dieſer beiden Herzogthümer die Rede ſein kann. Abgeſehen alſo, was die Herzogthümer in Beziehung auf das Königreich Dänemark ſein könnten, bliebe nur die Frage über, was ſie ſtaats-

rechtlich sind und ob mit diesem ihren staatsrechtlichen Dasein eine auf sie angewandte dänische Gesammtstaatstheorie irgendwie vereinbar erscheint?

Die dänische Staatsphilosophie hat, wie gesagt, sich dieser wichtigen Untersuchung entschlagen zu können gemeint; was sie vorbringt, um die Staatseinheitsidee zu vertheidigen, ist theoretisch nur dieselbe trübe Mischung und Wirrung der Begriffe, welche die Krone Dänemark in der Praxis bisher ausgeübt und ferner auszuüben nunmehr feierlich versprochen hat.

Von vorn herein mag's wol übel Ding genannt werden, daß eine Regierung sich gemüssigt sieht, ihren Unterthanen gelehrt auseinanderzusetzen, daß, warum und wie sie Unterthanen oder Staatsangehörige sind. Aber da befindet sich die dänische Regierung keineswegs in einem besondern Ausnahmefall. Mehr als eine Regierung hätte es nöthig und thut es nicht, weil sie sich stark genug weiß, solche spitzfindige Fragen gar nicht aufkommen zu lassen, geschweige sie freiwillig

anzuregen. Die dänische Regierung ist nicht in der Lage, diese Stärke in sich zu fühlen; die Herzogthümer gewähren schon auf der Landcharte nicht den Anblick anhängender Provinzen des Königreichs Dänemark; kennt man aber ihre Bevölkerung und ihre natürliche Hülfsquellen etwas genauer, so weiß man, daß ihr Selbständigkeitsgefühl sich auf die besten und nachhaltigsten Gründe, auf das unmittelbare Dasein, auf die eigene Kraft und nicht bloß auf historische Rechte stützt. Dies Gefühl zu schonen und zugleich zu einer festen Rechtsbasis zu gelangen, war die Aufgabe des offenen Briefes. Aus Schonung wie aus Rücksicht auf den deutschen Bund ließ man die Inkorporation fallen und schob dafür die mildere Staatseinheitslehre an die Stelle, wobei man absichtlich oder unwissentlich sich und andern verbarg, daß dieser Begriff eben so willkürlich und unhaltbar in der Rechtswirklichkeit sei als die Einverleibung.

Sie wissen, daß die erläuterte dänische Staatstheorie so großmüthig ist, auf eine voll-

ſtändige Staatseinheit der Theile der ſogenannten däniſchen Geſammtmonarchie Verzicht zu leiſten. „Vollſtändige Staatseinheit — ſo lautet es in einem der genannten Artikel — iſt nur vorhanden, wenn ſämmtliche Theile des Staats in jeder Beziehung nach denſelben Geſetzen und Normen regiert werden: eine ſolche Staatseinheit abſorbirt jede Selbſtändigkeit der einzelnen Beſtandtheile, welche im Ganzen vollſtändig aufgehen und im ſtrengſten Sinn des Wortes nur Einen Staat bilden, weshalb auch der Begriff des Geſammtſtaates auf dieſes Verhältniß nicht anwendbar iſt; dies iſt der weſentliche Begriff der Inkorporation und eine ſolche Inkorporation führt allerdings die Unterordnung der einen und die Suprematie der andern Nationalität ſo wie ein abhängiges Verhältniß und die Gefahr der Denationaliſirung mit ſich.“ Beiſpielsweiſe wird hier Frankreich genannt als diejenige Staatseinheit, die ſich am vollſtändigſten ausgebildet. Darauf heißt es weiter: „Es giebt indeß eine andre Art von Staatseinheit, welche weniger abſolut,

weniger vollständig ist, und welche bei einer zwar engen Gemeinschaft der einzelnen Bestandtheile doch jedem derselben für seine inneren Angelegenheiten eine gewisse Selbständigkeit und den verschiedenen in dem Staate vorhandenen Nationalitäten eine gleiche Berechtigung sichert. In einem solchen Staat sind die einzelnen Bestandtheile einander koordinirt, von einer Suprematie des einen und einer Unterordnung des andern ist so wenig die Rede wie von einer eigentlichen Inkorporation, die verschiedenen Bestandtheile bilden einen Gesammtstaat, ohne dabei ihre Nationalität und provinzielle Selbstständigkeit aufzugeben." Ein solcher Gesammtstaat soll nun der dänische sein und ihm als Parallele dienen die preußische und österreichische Monarchie. Dann wird noch hinzugefügt: „von dem zu einem wirklichen verbundenen Gesammtstaate ist wesentlich verschieden die lediglich in der Gemeinschaft der Regentenfamilie beruhende Verbindung zweier unabhängiger Staaten, wie eine solche früher zwischen England und

Hannover bestand und wie eine ähnliche noch gegenwärtig zwischen Schweden und Norwegen stattfindet. In diesem Fall kann von einer Staatseinheit begreiflich keine Rede sein und die Selbständigkeit der so verbundenen Staaten ist eine vollständige staatliche, sehr verschieden von der beschränkten provinziellen Selbständigkeit der einzelnen Bestandtheile des Gesammtstaates."

In letzteren Worten hat Dänemark sich sein Urtheil gesprochen; da liegt eben der Angelpunkt der Sache. Die erstgenannte Staatsart absoluter Einheit ist das Feldgeschrei der dänischen Propaganda; die zweite staatliche Mischart, betitelt: dänischer Gesammtstaat, ist das allerhöchste Belieben des offenen Briefes; die dritte politische Existenzart, das selbständige Nebeneinander zweier nur durch die Regentenfamilie verflochtener Staaten, ist genau — zwar nicht die getrübte und durch dänische Eingriffe entstellte Wirklichkeit der Herzogthümer — aber ihr uraltes historisches Staatsrecht und ihr Bundesrecht und füge ich hinzu, der Wille ihrer Bevölkerung.

Halten wir uns zunächst an das Herzogthum Schleswig. Wäre dies Herzogthum rechtsgültig durch die Vorgänge, auf welche sich der offene Brief beruft, der dänischen Krone und ihrer Erbfolgeordnung unterworfen worden, so möchte es sich der Mühe verlohnen, die Art der Staatseinheit zu untersuchen, welche durch diese Vereinigung zweier an sich so besonderer Länder unter einer Krone gebildet wurde. Daß sie mit Ungarn nichts gemein hätte, liegt auf der Hand; denn die ungarische Königskrone ist keineswegs von der österreichischen Kaiserkrone absorbirt, der Kaiser von Oesterreich übt nur insofern die höchste Regierungsgewalt über Ungarn aus als er verfassungsmäßiger König von Ungarn, während in dem vorausgesetzten Fall die Regierungsgewalt über das Herzogthum Schleswig mit der über Dänemark zusammengeflossen oder vielmehr — denn wer wird sich durch die Fiktion einer dänischen Krone täuschen lassen, zu welcher das Königreich Dänemark sich eben so gut als Provinz verhalten sollte wie das Herzogthum Schleswig? — in die dänische sich aufgelöst haben würde.

Im Allgemeinen aber kann man sagen, daß diese Vergleiche eines sogenannten dänischen Gesammtstaates mit andern zusammengesetzten historischen Staatsexistenzen ganz unzulässig sind. Preußen und Oesterreich zum Beispiel sind zwar künstlich organisirte Staaten, aber man würde einen sehr niedrigen Standpunkt in der Geschichtsbetrachtung einnehmen, könnte man in dieser künstlichen Zusammensetzung nur das Werk der List und Gewalt erblicken und nicht auch die Kunst der Weltgeschichte selbst, welche das Haus Habsburg und das Haus Hohenzollern gewürdigt hat, eine Weltstellung einzunehmen und dadurch ein großes, ihnen anvertrautes Geschick zu erfüllen. Es sei nicht die Rede davon, wie sie gegenwärtig ihre hohe Aufgabe erfassen oder vielmehr vergreifen; nur das Eine mag hervorgehoben werden, daß die historische Entwicklung dieser Staaten aus deutschem Kern und Geist hervorgegangen ist, daß deutsche Kraft und Ueberlegenheit ihre Größe auferbauet und sie zu attraktiven Mittelpunkten verschiedenartiger

Bildungen gemacht hat und vermuthlich darin erhalten wird, bis das ganze große Deutschland selbst, seinen verlorenen Mittelpunkt wieder gewinnen und — kein Oesterreich und kein Preußen mehr sein wird. Welchen Zusammenhang mit diesen großartigen Geschichtsexistenzen hat der dänische Gesammtstaat, der gleich nur als eine Anmaßung seiner selbst, als ein über Nacht gekommener Beschluß, einer zu sein und sein zu wollen, vor den erstaunten Augen Europa's auftritt und durch seine Selbstproklamirung in's Leben getreten zu sein wähnt? Wo ist der historische Mittelpunkt dieser angeblichen Gesammtmonarchie, wo erscheint ihr, die deutschen Herzogthümer und das Königreich aneinander fesselnder, sie beide überschwebender und leitender Gedanke? Diese Krone Dan, zu der sich Dänemark und die Herzogthümer als provinziell selbständige Staatstheile verhalten und in deren Glanze und Herrscherhoheit dänisch und deutsch, so feindlich im Leben, wie schattenhaft verschwinden sollen, diese Krone ist eine baare Chimaire, die zu keiner Zeit ein geschichtliches

Daſein nachweiſen kann. Die Geſchichte weiß nur von einer Krone Dänemark, die zwei andre nordiſche Kronen verlor und mit der die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſiegreiche Kämpfe führten, bis ſie, mit vollſter Wahrung ihrer abſoluten ſtaatlichen Selbſtändigkeit, einen Träger dieſer Krone zu ihrem Herrn und Herrſcher erkoren. Die Geſchichte, die wahr iſt, weiß hinſichtlich dieſes Verhältniſſes nur zu berichten, daß es von der däniſchen Krone zwar faktiſch getrübt und gefälſcht, doch niemals offen und rechtskräftig aufgehoben worden; ſie weiß ferner zu berichten, daß das Verhältniß zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern nur ein äußeres und fremdes geblieben — was die unmittelbarſte Gegenwart mit ihrem einſtimmigen Proteſt gegen den offenen Bruch hinlänglich beurkundet — daß endlich, wenn von äußern Einfluſſen, von dem bloßen Mechanismus der Regierung abgeſehen und nach geiſtigen Einfluſſen gefragt wird, nicht von Dänemark und däniſchem Element, ſondern von den Herzogthümern und dem deutſchen Element die Bewe-

gung ausging, so viel deren sich spuren ließ. Wenn nun also die dänische Krone in dem Lauf vieler Jahrhunderte, nicht mal in dem theilweise dänisch redenden Schleswig vermocht hat, überhaupt nur an den Gedanken einer höheren Staatseinheit, einer dänischen Gesammtmonarchie zu gewöhnen, so daß gegenwärtig das unvorsichtige Herausplatzen mit diesem Gedanken oder Plan als eine überraschende, widerwärtige und mit nichten zuzugebende Anmuthung dort erscheint, so mag sich Dänemark fragen, auf welche Vergleichsbasis es sich mit andern historischen Gesammtstaatenbildungen stellen will, um seiner Gesammtmonarchie auch nur irgend einen geschichtsphilosophischen Anstrich zu geben? Wird es sich in Wahrheit schmeicheln können, mit seiner rein willkührlichen Einheitssystematik gegen alles was Recht und Geschichte heißt, durchzudringen? Wie? Dänemark sollte glauben, Schleswig zu haben, Schleswig als eroberte Provinz ansehen zu dürfen, und ist sich nicht mal der eigenen scheinbar steckdänischen Provinzen, ist sich seiner großen Pro-

vinz Jütland nicht ſicher, ſicher in der verfaſſungsloſen unſelbſtändigen Weiſe, worin es bisher zur däniſchen Krone geſtanden, ſicher in dieſem heilloſen Zuſtand der dies fabelhafte alte Land der Helden und Könige gleich Irland zu einem europäiſchen Civiliſationsflecke macht. Ja, meine Herren, ich kann es Ihnen bei dieſer Gelegenheit anvertrauen, auch die Jüten, die nördlichſten Bewohner der cimbriſchen Halbinſel, auch die Jüten, deren Kern noch bis heute aus einem ſtarken, von den Dänen verſchiedenen, für die Bildung der Zeit noch völlig unangebrochenen Geſchlecht beſteht, das einſt mit Dänemark und aller Welt in Krieg lag, auch ſie wollen nicht Dänen ſein, verlangen verfaſſungsmäßige Bürgſchaften für ihre eigene, unter dem abſoluten däniſchen Zepter gehemmte Entwickelung und wenigſtens jene provinzielle Selbſtändigkeit, welche die Dänen dem Herzogthum Schleswig zugeſtehen wollen, die jedoch von ſelbſt, wenn die däniſche Geſammtmonarchie für das erwachende Jütland nicht mehr ideellen Kern darbietet wie für Schleswig, in eine noch freiere

Stellung ſich verwandeln möchte. Wer möchte eine Zeit beſtimmen, da die Einſichten und Wünſche noch im dämmernden Zuſtande ſind; doch mag es ſchon Männer geben in Jütland, welche dem jütſchen Prinzen Hamlet gleichen und allnächtlich einen gebarniſchten väterlichen Geiſt erblicken, der ob ſeiner Ermordung klagt. Mag aber die Zeit der Entſchlüſſe und der Thaten noch ferne ſein, bieher, ins Innere ſeines eigenen Reichs mag Dänemark blicken, hier dürfte es Anlaß bekommen, ſeine geſammtmonarchiſche Doktrin mit Nutzen zu predigen und mit noch mehr Nutzen geiſtig in Anwendung zu bringen.

Nach Schleswig gehört aber, wie wir wiſſen, dieſe Theorie überhaupt nicht hin. Hier iſt ſie von vorn herein durch die Thatſache ausgeſchloſſen, daß die Regierungsgewalt über Schleswig vertragsmäßig an die eigene Herzogskrone und nicht an die däniſche Königskrone geknüpft iſt. Und ſo können wir uns begnügen, dem ganzen däniſchen Staatseinheitsgerede in Bezug auf Schleswig den einen hiſtoriſch unzweifelhaften Satz:

Schleswig ist ein souveraines Herzogthum, gleich wie Holstein, entgegenzustellen. Ueber das Mehr und Minder der Selbständigkeit, welche Schleswig als inkorporirter oder nur der dänischen Krone Erbfolgeordnung zugeschworener Staatstheil für sich in Anspruch nehmen könnte oder zugesagt erhalten würde, darüber wird man sich nicht streiten dürfen, um so weniger, da praktisch alles auf dasselbe hinausläuft. Hat Schleswig seine ihm eigenthümliche Souverainität verloren, ist es ein Pertinens der Krone Dänemarks, so hat es seine eigene Seele verloren, so ist es auch ein Pertinens von Dänemark, von dem wirklichen nationalen Substrat dieser Krone, die doch nicht in der Luft schweben kann und in der wir nirgends eine ideale Wirklichkeit haben auffinden können. Inkorporirt oder nicht, es ist die alte Politik Dänemarks die über Schleswig gelegte Klaue zu verhüllen und unter dieser Hülle dem Herzogthum Holstein einen freundschaftlichen staatsbrüderlichen Händedruck zu verabreden. Nach der früher schon mal erwähnten jüngsten Auslegung, welche, so zu

ſagen, die letzte Weihe und Oelung des geſammtmonarchiſch däniſchen Syſtems erhalten hat, iſt aber die Einverleibung Schleswigs in das Königreich Dänemark allerdings rechtsgültig vollzogen zu erachten. Wie weit die Konſequenzen dieſer Anſicht praktiſch durchgeführt werden ſollen, das bleibt das Geheimniß der däniſchen Geſammtmonarchie; vermutlich wird die Rückſicht auf das Bundesland Holſtein, alſo das Zuſammenbleiben der Herzogthümer gewiſſe äußerſte Grenzpfähle ſtehen laſſen, in welchen das Volk von Schleswig die Zeichen ſeiner provinziellen Selbſtändigkeit, die Stumpfe ſeiner alten Gerechtſame verehren kann. Für die Regierungspraxis, um es nochmals zu wiederholen, wird der Unterſchied zwiſchen vollſtändiger und unvollſtändiger Einverleibung, von keiner erheblichen Bedeutung ſein.

Kommt es bei dem Herzogthum Schleswig, in der juriſtiſchen Abwehr gegen die däniſche Staatseinheitstheorie, auf die Feſtſtellung gewiſſer hiſtoriſcher Thatſachen an, die auf den erſten Anblick verwickelt ſcheinen, obwol ſie dieſe Verwicklung

nur einem leicht zu entdeckenden Doppelsinnsspiel mit der dänischen Krone verdanken, so werden Sie eingestehen, meine Herren, daß in Bezug auf das rein deutsche Herzogthum und Bundesland Holstein die dänische Staatstheorie auf den ersten Anblick schon, mit nur einiger Einsicht in die Grundlagen des deutschen Bundes sich in ihrer Blöße darstellt. Die Fürsten des deutschen Bundes mögen sich beleidigt gefühlt haben über die plötzliche krasse Erscheinung des „offenen Briefes", doch kann ihnen die Versicherung, daß das Herzogthum Holstein mindestens theilweise, und zuverläßig ganz Lauenburg in der dänischen Staatseinheit enthalten sei, nur ein sarkastisches Lächeln abgelockt haben. Das dänische Staatsraisonnement gebt von der Thatsache aus, daß Se. Majestät der König von Dänemark Friedrich VI. eingeladen worden, dem deutschen Bunde wegen seiner deutschen Besitzungen beizutreten; wohlverstanden, der König von Dänemark, nicht der Herzog von Holstein und Lauenburg. Allzu naiv übersieht aber das dänische Staatsraisonnement, daß der deutsche Bund in

ſeiner Grundlage, nach den Worten der Wiener Schlußakte, ein völkerrechtlicher Verein deutſcher ſouverainer Fürſten und freier Städte iſt. Ein Verein deutſcher Fürſten alſo und ſouverainer, das heißt ſolcher, deren Hoheitsrechte durch keine äußere Macht bedingt, von keiner äußeren Macht abhängig. Es war zu viel erwartet von Dänemark, daß es auch hier, den zwar rohen und ungenügenden aber doch nach Beſtand und Zweck hinlänglich beſtimmten Bundesverhältniſſen gegenüber mit ſeiner alten, in Schleswig ausgeübten Kronverwechſelungstaktik durchzuſchlupfen vermeinte. Seines Königs Beitritt zum deutſchen Bunde war, trotz der höflichen Einladungsform, kein freiwilliger, ſo wenig wie es in des jetzigen Königs Macht und Willkühr liegen würde, mit Holſtein oder Lauenburg wieder auszutreten aus dem Bunde, dem er nicht als König von Dänemark, ſondern als deutſcher Fürſt, als Herzog von Holſtein und Lauenburg angehört. Indem der verſtorbene König in dieſer Eigenſchaft dem deutſchen Bunde beitrat, ka-

firte er das früher erlaſſene Patent, durch welches er das Herzogthum Holſtein dem däniſchen Zepter und Reiche unterworfen erklärt, und demnach ſich ſelbſt als nunmehr rein däniſchen Fürſten proklamirt hatte. Durch die Wiedervereinigung Holſteins mit Deutſchland unter der Form des Anſchluſſes an den deutſchen Bund, kehrte die zeitweilig, wenn auch nur willkührlich und vertragswidrig ſich entfremdete, (ſchleswig-) holſteinſche Landeshoheit zu ihrer vollen Selbſtändigkeit in ſich zurück, die bis dahin mit der däniſchen Krone verſchmolzene deutſche Herzogskrone leuchtete wieder in ihrem eigenen Glanze oder, wenn dies Bild zu prächtig wäre in Anſehung der thatſächlich fortdauernden däniſchen Miſchungen und Einmiſchungen, welche noch immer einen politiſchen Archimedes erfordern, um das Gold, und Silber der einen und der andern Souverainität nach ihrem Gewichtsverhältniß zu ſcheiden, ſo will ich mich begnügen, zu ſagen, in der Rechtsſphäre ſchieden ſich beide Souverainitäten und Kronen, wie zuvor, ſo daß jede fortdauernde Miſchung

nur als das handgreifliche Unrecht angesehen werden konnte und kann.

Indem nun aber die dänische Staatstheorie Bedenken äußert, ob das ganze Herzogthum Holstein oder nur gewisse Theile desselben der dänischen Erbfolge und unzerreißlichen Gesammtmonarchie angehören, verfällt sie in Widerspruch mit dem andern Fundamentalartikel des deutschen Bundes, mit dem zweiten Artikel der Wiener Schlußakte welcher den Zweck des Bundes bestimmt, als: „die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit seiner im Bunde begriffenen Staaten.“ Weiter braucht es nichts um die Meinung zu richten, als ließe sich vermöge innerer oder äußerer Willkühr, auch nur ein Fuß breit deutschen Bundeslandes der deutsch bündlichen Staatengemeinschaft entziehen. Wie kommt es aber, daß die dänische Staatstheorie, welche im „offenen Brief“ wesentlich darauf basirt ist, daß die gleiche dänische Erbfolge das Wesen der dänischen Staatseinheit ausmache, mithin

das Gegentheil, die ungleiche Erbfolge, eine ſolche Einheit nicht begründe, dennoch offenbar der Annahme lebt, ein König von Dänemark könne auf die gleiche Weiſe deutſcher Bundesfürſt ſein, ſowol wenn das von ihm regierte Bundesland angeblich ein Glied der däniſchen Geſammtmonarchie bildet als wenn dies, wegen ungleicher Erbfolge nicht der Fall? Hier unterſcheidet die däniſche Staatstheorie ſehr wohl zwiſchen dem deutſchen und dem däniſchen Fürſten, zwiſchen der Einheit der däniſchen Monarchie und der Einheit des deutſchen Bundesſtaats, hier räumt ſie ein, daß die ganze Frage noch weit über die Succeſſionsordnung hinausgeht, daß ſie ſo viel bedeutet als: will der König von Dänemark ſich wahrhaft als deutſchen Fürſten und in dieſer Eigenſchaft als Mitglied des deutſchen Bundes erkennen oder nicht? Betrifft der Unterſchied zwiſchen der gleichen und ungleichen Erbfolge nur die Zeitdauer und nicht das ſtaatliche Weſen des Verhältniſſes, ſo wurde der König, auch angenommen, daß die gleiche Erbfolge wirklich in den Herzogthümern und im

Königreiche rechtlich gegründet sei, durch nichts verhindert werden, deutscher Fürst zu sein, was er ist und deutsch zu regieren, was seine Schuldigkeit. Wird aber die dänische Staatseinheit, die dänische Gesammtmonarchie, wie es geschieht, im „offenen Brief" auf die gleiche Erbfolge begründet, so wird dänischerseits eben dadurch erklärt, daß man die souveraine bundesstaatliche Selbstständigkeit für das Ganze oder für einzelne Theile nicht anerkennt. Aus diesem Dilemma wird sich die dänische Staatstheorie nimmer herauszuziehen vermögen. Auf welche Weise wird man aber Deutschland zu täuschen hoffen, wenn die beregte Erbfolgeangelegenheit die Wendung näme, daß durch Aufhebung der ein wenig narrischen und trotz seiner genauesten Bestimmtheit unbestimmten Erbsuccession des dänischen Königsgesetzes die Erbfolgeordnung der Herzogthümer auch im Königreich eingeführt und den hienach erbberechtigten schleswig-holsteinischen Fürsten der Weg auf den dänischen Thron gebahnet würde? Wie, wenn der jetzt regierende König selbst dies, wie ich

höre, den Dänen nicht mehr als erwünschte heroische Werk vollbrächte? Wie wird man dann in einem neuen „offenen Brief“ den Widerspruch zudecken, der sich daraus ergeben würde, daß die gleiche Erbfolge nun doch nicht mit dem dänischen staatseinheitlichen Princip zusammenhangen solle; oder wird sie es auch dann noch sollen? und was werden die Fürsten dazu sagen und — das Volk von Schleswig-Holstein?

Im deutschen Bunde selbst liegen unstreitig die leidigen Ursachen, welche dem Könige von Dänemark die Kühnheit einflößten, deutsche Bundestheile für Theile seiner Monarchie zu erklären. Die einseitige und unvollkommene Organisation des deutschen Bundes hat Deutschland die Schmach zugezogen, worüber es sich so gerechterweise entrüstet. Die Fürsten, welche den deutschen Bund stifteten, hatten nur ihre eigene Herrschergewalt und die Sicherung derselben im Auge: Deutschland war das Mittel, Oesterreich und Preußen der Zweck. Und nach diesem Beispiele setzte sich jeder Staat als Selbstzweck und das aus lauter

egoistischen Theilen bestehende Ganze nannte sich deutscher Bund. Daß man auf diesem Wege zu einer, Deutschlands Macht und Größe, wie seiner innern Bildungsstufe entsprechenden Bundeseinheit nicht gelangen konnte, noch jemals gelangen wird, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Der deutsche Bund, wie er ist, kann sich nicht mal im Auslande sehen, das heißt, repräsentiren lassen, auch wenn ihn plötzlich die Lust dazu ankame. Wie darf er's wagen, da er Deutschland nicht im Innern, nicht in den allerwichtigsten innern Angelegenheiten repräsentirt? Wie darf ers wagen, da seine Bundeseinheit offenkundig von übermuthigen Gewaltbabern des Auslandes verspottet worden ist, die kein Deutschland zu kennen vorgeben? Aber meine Herren, das wissen Sie so gut und besser wie ich, und ich schweige davon um so eher, als es überflussig wäre, die Blößen meines Vaterlandes aufzudecken, deren Offenkundigkeit allein den dänischen Angriff auf die deutschen Herzogthümer herbeiführte. Dänemark ist bei weitem entschuldbarer, die Herzog-

thümer für deutsche Staatstheile zu halten, als Preußen, das deutsche Länder dem deutschen Bunde vorenthält, um durch sie die Rolle einer europäischen Macht zu spielen. Preußen, durch Deutschland groß gesäugt, ist nichts, ein Schatten, ein Phantom, außer und ohne Deutschland, und will doch außer und über Deutschland stehen. Dänemark, Deutschland fremd und seit Alters Feind, will die deutschen Bundesfürstenrolle spielen, aber ausdrücklich nur spielen, um sich selbst zu erhalten. Man frage den König der Niederlande, was er von Limburg und Luxemburg denkt. Man frage die ganze Welt, was sie von einer Staateneinheit denkt, an der fremde Regierungsgewalten betheiligt sind. Darüber ist nicht zu reden, darüber ist nicht zu jammern, darüber ist kaum Zorn zu fassen gegen den Hohn der Fremden: es ist so und daß es anders werde, ist die Sache aller Deutschen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben.

VI.

Mitten im Frieden Europa's ist also Krieg für uns geworden, meine Landsleute! Die dänische Regierung hat den Rechtszustand unserer Herzogthümer in seinen Grundfesten verneint — es ist Krieg zwischen ihr und den Herzogthümern, Krieg, der nur mit der gänzlichen Unterdrückung unsers angetasteten Rechts, oder mit dem siegreichen Hervorgehen desselben, unter wahren, starken Verfassungsburgschaften sein Ende finden kann.

Man legt dem Herzog von Auguſtenburg die Worte in den Mund: die Herzogthümer müſſen eine Verfaſſung haben, ſo geht es nicht länger!

Ja, die Herzogthümer müſſen eine Verfaſſung haben. Unſere berathenden Stände ſind keine Verfaſſung. Der ſie dem Lande ſchenkte, ſetzte eine Verfaſſung, gültige Landesrechte voraus, oder nicht; das blieb unentſchieden. Nach der Erklärung des jetzt regierenden Königs iſt aber das Rechtsfundament der Herzogthümer vernichtet.

Darum können die Herzogthümer nicht eher ruhen und raſten, bis ſie, die an den Abgrund der Revolution gedrängten, auf dem Boden ihres gewollten Rechts und ihres berechtigten Willens ein neues, Schutz und Sicherheit gewährendes Verfaſſungsgebäude aufgeführt haben.

Die Grundpfeiler ſind vorhanden: es ſind folgende drei:

Erſter Grundpfeiler: Das Herzogthum Holſtein iſt ein, von Dänemark unabhängiger ſouverainer deutſcher Bundesſtaat; auf das engſte

und für ewig vereint mit dem gleich souverainen Herzogthum Schleswig.

Zweiter Grundpfeiler: Der Grund der Regierungsgewalt in den Herzogthümern beharrt in demselben Volk, dessen Vertreter den König Christian I. zum Herrn dieser Lande erkoren.

Dritter Grundpfeiler: In beiden Herzogthümern herrscht der Mannesstamm.

Diese Pfeiler sind angewittert von dem Vorüberflug der Jahrhunderte; sie brauchen nicht erst aufgerichtet zu werden, sie stehen so fest im Grunde der Vergangenheit, wie im Sein und Bewußtsein der Gegenwart.

Die Nothwendigkeit gebietet, und der freie entschiedene Wille des Volks und seiner Vertreter macht es leicht, daß Schleswig sich noch enger an Holstein anschließt, daß seine Stände sich mit den holsteinschen vereinigen, daß es dem deutschen Bunde beitritt.

Erforderlich ist die Aufhebung der Union mit Dänemark. Dies einzige rechtlich bestehende Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark ist

unvereinbar mit der bundesrechtlichen Stellung Holsteins. Wird es einst ein Deutschland, ein ächtes Bundesdeutschland geben, das Kriegs- und Friedensbündnisse mit auswärtigen Mächten abschließt, so kann ihm der Herzogthümer Beitritt nach keiner Seite hin entstehen.

Dringend nothwendig ist die Aufhebung aller und jeder Regierungs- und Verwaltungs-Gemeinschaftlichkeit mit dem Königreich Dänemark. Solche ist ohne Ausnahme rechts- und vertragswidrig und nur seit dem letzten Jahrhundert eingeschlichener Mißbrauch des reinen Personalverhältnisses, in welchem die Herzogthümer zu dem König von Dänemark stehen.

Diese Mißbräuche wird die neue Verfassung von vorn herein beseitigen.

Die dänische Krone eignete sich unser Geld, unsre Soldaten, unsre Matrosen, unsre Wälder, alle Hülfsquellen unsers gesegneten Landes zu und sprach: so will es das Interesse der dänischen Gesammtmonarchie, der ihr angehört.

Die Herzogthümer ließen sich ihr Geld, ihre Soldaten, Matrosen, Wälder und reichen Hülfsquellen nehmen, bis sie die Erfahrung machten, in dem allen stecke der Lebensnerv ihrer Freiheit, ihrer deutschen Selbständigkeit, und der sei gar nicht mehr ihrer, der fibrire nunmehr in einem gewissen dänischen Gesammtstaat.

Daß uns dies erst gesagt werden mußte! Und doch ist es gut, daß König Christian VIII. den Freimuth hatte zu sagen, was seine Vorgänger zu sagen Anstand nahmen.

Alles ist noch unser; der Quell des Rechts, der Freiheit und Stärke sprudelt noch in unsrer Mitte; was verflossen ist nach Dänemark, mag's verflossen und verkommen sein; sorgen wir nur, daß fortan Regierung, Verwaltung, Schützung sei im Lande, für das Land; sorgen wir rubelos, streben wir furchtlos, daß wir selbst wieder über die Kräfte gebieten, deren bisherige Anmaßung Dänemark zu dem Wahnglauben verführt hat, als ob sie die seinigen.

Was die Herzogthümer zu thun haben, ist

ihnen von der Regierung selbst vorgeschrieben. Sie haben den umgekehrten Weg zurückzulegen, welchen die Regierung mit ihnen einschlug. Daß sie mit einem dänischen Gesammtstaat in keiner Rechtsverbindung stehen, das haben bereits in ihrem Namen die Stände Holsteins bündigst erklärt, und Schleswigs Stände werden unzweifelhaft diese Erklärung besiegeln. Das ist aber nur ein Wort gegen ein Wort, ein Wort das sich erst zur That machen soll gegen ein Wort das hinter einer Kettenreihe von Regierungshandlungen hergeht, ein Wort des Rechts das sich der Macht begeben, gegen ein Wort der Gewalt das sich auf geraubte und geknickte Rechte stützt. Das ist unser Recht! so sprachen Holsteins Vertreter — und lösten sich selber auf. Meinten sie, das Recht der Herzogthümer sei ein Lamm und ließe sich wehrlos fressen von dem Wolf?

O nein! und sie meinten es auch so nicht. Wo unser Recht wär' wehrlos, wär' unsre Mannschaft ehrlos! Die Herzogthümer berufen sich nicht auf das Recht weil es mal gewesen

iſt, ſondern auf das Recht, das ſie lebendig wollen, auf die Rechte, die ſie nun ganz und in ihrem vollen Umfang wollen, weil ſie ſonſt nicht werth wären, auch nur eins zu behalten und nicht im Stande, auch nur eins zu behaupten. Ihr Recht iſt ein Pferd — ich bediene mich gern dieſes Bildes, weil das edle, einſt für heilig gehaltene Roß unſer altniederſächſiſches Wappenthier iſt und ſpringend noch zu ſchauen auf den Wappen von Braunſchweig, Lüneburg, Ditbmarſchen — ihr Recht will ich ſagen, iſt ein Schlachtroß, das ſeinem Reiter in der Nacht geſtohlen worden von dem Feinde; nun muß der Reiter zu Fuße fechten ſo lange bis er ſein Pferd wieder hat; aber paßt nur auf, wenn die Trompeten ſchmettern und das edle Thier ſeinen alten Herrn erblickt, da helfen keine Reiterkünſte, der Feind ſitzt doch nicht ſattelfeſt darauf.

Von nun an wird und muß ſich nur ein Feldgeſchrei in den Herzogthümern hören laſſen: volle Selbſtändigkeit, volle Trennung von Dänemark, keinſte Perſonalunion, ſo

lang sie rechtlich dauert, ganz auf dem Fuß der von Christian I. für sich und seine Nachfolger beschworenen Landesverträge. Das verlangen die Herzogthümer, das bitten und betteln sie nicht mehr — das müssen sie verlangen, wenn sie ihren Staatscharakter retten wollen.

Die Verbindung mit Dänemark war von Anfang an eine unseelige. Welch furchtbare äussere Geschicke dadurch über die Herzogthümer gekommen, davon ist in jeder historischen Schrift und auch in dieser zu lesen. Was war aber alles äussere Unglück gegen die innern Bedrängnisse und gegen das nationale Verderben, welchem unser wackres Volk ausgesetzt wurde, gegen den traurigen Bann, welcher auf allen seinen alten Lebensquellen ruhete. Mögen die Führer des jungen Dänemark gleicherweise diese Verbindung anklagen, als habe sie Dänemark viel Leid gebracht und die Entwicklung seiner Nationalkräfte gehemmt; man weiß zwar nicht worauf diese Anklage sich stützt, aber sie sollen Recht haben so viel sie wollen, damit desto eher, wo möglich, in Frieden sich

leben kann. Auf unſerm Land und Volk hat Dänemarks Hand gerubt wie eine Todtenhand, ſein Zepter wie der Stab der zu den Schatten geleitet. Der Däne war in ſeiner glänzendſten Zeit ſtürmiſcher Eroberer, er hat vielerwärts blutige Spuren hinterlaſſen, doch keine Seegensſpuren, noch überhaupt vermogt, ſich auf die Dauer irgendwo zu behaupten und das Leben der Civiliſation zu begründen wie der Sachſe und der Frieſe. Nach dem Verrauſchen ſeines Heldenzeitalters verfiel es in Schlaffheit, Trägheit und geiſtige Armuth, in einen vollkommenen Vegetationscharakter, aus dem es ſich nur langſam erheben wird. Nach dieſem halbruſſiſchen Charakter wurde das däniſche Volk väterlichſt regiert und derſelbe Zepter ſenkte ſein Mohn auf alle mit Dänemark verkoppelten Völker herab. Wenn gleich das Volk der Herzogthümer durch die ihm inwohnende friſiſch-ſächſiſche Trieb- und Bildungskraft und durch die ſtets unterhaltene Verbindung mit Deutſchland nicht völlig aus der Art ſchlug und ſich bei weitem mehr rührte und ſcheide, was in Frieden nicht länger zuſammen-

regte als das Volk der Inseln, so konnte doch seine ungeförderte, ungeleitete, nur für die Existenzbedürfnisse eines fremden, an dem kostspieligen Schaugepränge ehemaliger Größe Trost und Vergnügen findenden Regierungshaushaltes ausgebeutete Thätigkeit kein ihrer innern Kraft und den glücklichen Naturverhältnissen des Landes entsprechendes Feld gewinnen; sie fühlte sich gelähmt, zerstreut, ohne nationale Einheitspunkte. Will man ein schlagendes Beispiel haben, wie es einem Land und Volk vor und nach der Verbindung mit Dänemark geht, so blicke man auf Norwegen. Zur Zeit der vereinten Kronen betrachtete der Däne den Norweger als noch tief unter seinem Kulturstande, was in der That etwas sagen will; kaum sind Däne und Norweger getrennt, so schaut dieser nicht allein mit dem Stolz errungener politischer Freiheit, sondern mit der ganzen Ueberlegenheit eines begabteren, genievolleren, rüstigeren Wesens von seinen Alpen auf ihn herab. Es sei ferne, uns zu überheben; aber das fühlen wir, wir Kinder der cimbrischen Halbinsel, daß wir,

nicht bestimmt sind, den Schweif von Dänemark zu bilden, daß es ehrenvoller für uns wäre, die Flügel, die über das Weltmeer streifenden Schwingen Deutschlands zu sein. Und daher sei unser drittes Wort: Trennung von Dänemark! und wiederum: Trennung von Dänemark!

So weit ich blicken kann, sehe ich in der völligen Ausscheidung aus dem mißbräuchlichen dänischen Staatsnexus auch in materieller Hinsicht nur Vortheile für uns. Unser wackrer Landesrechnenmeister Tiedemann hat uns berechnet, um wie viele Millionen wir durch die Finanzgemeinschaftlichkeit mit Dänemark in diesem Jahrhundert allein prägravirt worden, und mit Recht äußert er die Ansicht, daß jedenfalls und was man auch dänischerseits gegen seine Rechnung einwenden möge, das fortdauernde Mißtrauen nur durch die gänzliche Trennung der beiderseitigen Finanzen aufgehoben werden könne. Unser Land hat Ueberschüsse; wir wissen, daß das fremde Land sie mit uns theilt; wir wissen, daß wir die Schulden dieses Landes mittragen; wir glauben aber nichts

weniger, als mal in eigener Noth von ihm unterstützt zu werden. Welcher Bewohner der Herzogthümer kann ohne Unwillen, ja Empörung an die Bankangelegenheiten zurückdenken, zuerst an das Verfahren gegen die schleswig-holsteinische Speziesbank; dann an die dänischen Reichsbankmanöver. Die Herzogthümer besaßen eine reiche vortreffliche Bank von unermeßlichem Kredit, der ihre Millionen unangetastet, schimmelnd in den Kellergewölben des Altonaer Bankgebäudes zu ruhen erlaubte; das war ihre eigene Bank, ihr eigen Geld. Während der Kriegsjahre zog Dänemark aus der Bank heraus, gegen Wechsel, über welche die Hamburger Bankherren die Achsel zuckten, wenn sie ihnen produzirt wurden. Das erschöpfte. Als aber endlich das große Unglück kam und die Bank durch eine Wechseloperation der französischen Machthaber in Hamburg Millionen ihrer baaren Species gegen aufgekaufte Zettel hingeben mußte und mit dem Rest einer Million nach Rendsburg flüchtete, da, als es galt, den Zettelkredit der Bank durch eine nambafte Baarsumme zu retten

— da sandte der Schuldner Dänemark von Kopenhagen aus achtundzwanzigtausend Thaler in Kupfermünze nach den Herzogthümern — und die schleswig-holsteinische Bank ging elend zu Grunde. Von der Bank, die nun kam, mag ich gar nicht sprechen, jeder Schleswig-Holsteiner kennt den Raben, der über die Belte flog und nun als Flensburger Paradiesvogel zurückgekehrt ist. Also Trennung der Finanzen und Steuerbewilligungsrecht. So in jeder Weise Aufhebung aller Gemeinschaftlichkeit mit Dänemark, eigene, auf das Prinzip der Selbständigkeit gegründete zeitentsprechende Verfassung.

Womit wollten die Herzogthümer sich jetzt noch entschuldigen, vor sich selbst, vor ihren Nachkommen, jetzt, wo die bisher nur geduldeten Mißbräuche sich gleichsam auf ihre Verjährung berufen und rechtkräftig geworden zu sein behaupten?

Wie in früheren Zeiten alles so kam- und herunterkam, das weiß man ja, und kann es auch aus dieser Schrift sich abnehmen. Politische Agonie war die allgemeine Folge des dreißig-

jährigen Krieges. Im vorigen Jahrhundert zog sie das Gewand der Humanität, des Weltbürgerthums, des ökonomischen Patriotismus an, und in jener Periode waren die gebildeten Dänen eben so gute Patrioten und Weltbürger wie die Deutschen, und dachten so wenig daran, die politische Selbständigkeit der Herzogthümer zu vernichten, wie diese, sie im Ernst geltend zu machen. Ja, die Herzogthümer konnten sich in dieser Zeit der politischen Unschuld um so unbefangener fühlen, da sehr wesentliche und gleichsam schreiende Mißbräuche damals noch nicht stattfanden und erst später, durch die methodische Verunreinigung und Wirrung der Rechtsverhältnisse einreißen sollten; dann auch besonders dadurch, daß das deutsche Element eine unbestrittene Herrschaft über das dänische ausübte, eine Herrschaft, die man sich lange noch nicht umfassend genug vorzustellen pflegt, die sich nicht allein auf die Literatur und geselligen Kreise, nicht allein auf den Hof, die Ministerien, die Beamtenwelt erstreckte, sondern sogar auf das Heer und das Kommando in dem-

ſelben. Es gab eine Zeit, wo das Kommando in Dänemark, für das däniſche Heer, ſo gut deutſch war, wie ſpäter und gegenwärtig noch das Kommando in den deutſchen Herzogthümern über deutſche Bundestruppen, däniſch. Die Sache iſt ſo wahr, wie ſie jetzt, bei der übermuthigen Sprache, welche die Dänen führen, unglaublich ſcheinen mag und wie unſern Nachkommen die entgegengeſetzte Thatſache einſt unglaublich ſcheinen wird.

Deutſche Degen und Köpfe waren für Dänemark ſo unentbehrlich wie für Rußland, und die Dänen ſo gänzlich der deutſchen Kriegsſchule unterworfen, daß ſie kein andres Kommando als das deutſche kannten und bei ihnen nicht ſelten, wenn der Auditeur kein Däniſch verſtand, Verhör und Kriegsgericht in deutſcher Sprache abgehalten wurden. Ich kann nicht ſagen ob der däniſche Krieger ſchon ſeit der Erfindung der Schießwaffen, deren Gebrauch er von den Deutſchen lernte, alſo von der Umgeſtaltung des neueren Heerweſens an, ſeine Kommandowörter in der

ihm fremden Sprache empfing. So viel iſt aber gewiß, daß das jetzige däniſche Kommando erſt nach dem Sturze des Miniſters Struenſee, der unverzeihlicherweiſe auch kein däniſch und noch weniger die Dänen verſtand, für das däniſche Heer angeordnet wurde. Damals als das patriotiſche Dänenthum, gleichzeitig leider mit dem fanatiſchen Haß gegen die Deutſchen, zuerſt doch nur ſporadiſch zum Durchbruch kam und den in Schrecken geſetzten blödſinnigen König Chriſtian VII. gleichſam die Weihe über ſich ſprechen ließ mit den hiſtoriſchen Worten: Alles ſoll däniſch ſein! damals mußte das däniſche Kommando erſt aus dem Deutſchen überſetzt werden. [1]) Un-

[1]) Die Uebertragungsverſuche waren, wie man aus einem Kopenhagener Blatt der Zeit erſieht, nicht ohne Schwierigkeit und fielen mitunter ins Lächerliche. So wurden die Worte: Zwei hinterſte Glieder rückwärts, öffnet euch! überſetzt: De tvende bagerſte Geleder bag til, aabner eder! was im Däniſchen ſo klingt als würde kommandirt: öffnet euch von hinten!

ter dem König Friedrich VI. wurde das däniſche Kommando auch für die deutſchen Truppen Holſteins und Schleswigs eingeführt. Unter derſelben rein däniſchen Regierung brach überhaupt erſt recht die däniſche Sundfluth über die Herzogthümer herein, von der wir hofften, daß ihre Gewäſſer ſich allmählig verlaufen würden nach dem Weltfrieden und die nun noch höher ſchwillen ſoll bis zur normalen Höhe der däniſchen Geſammtmonarchie, wo ſie uns und unſre Nachkommen als ſiebender Pfuhl umgeben wird.

Unentſchuldbar wären wir alſo, wollten wir jetzt die Hände in den Schooß legen, ſtatt ſie zu vereinigen um mit dem gut niederſächſiſchen Arbeiterruf: alle Mann! die geöffneten Schleuſen des däniſchen Uebermuthes verſtopfen. Es giebt keinen andern Regenbogen der Verſöhnung und des Friedens für uns, als die Zuſicherung, daß unſer feſtes Recht ſich fernerhin und auf ewige Zeit ſcheiden ſolle von der ſündlichen Willkühr, damit die, die in den Waſſern leben, auch für ſich in den Waſſern bleiben und die, denen

das Feste zum Erbtheil ward, sich in Frieden ihre Hütten bauen mögen. Es giebt keinen Frieden für uns als den Verfassungsfrieden und keine Vorspiegelung und Gewalt darf uns eher zur Ruhe bringen, als bis wir mit unsern leiblichen Augen den Grundstein eines schleswig-holsteinischen — und warum nicht schleswig-holstein-lauenburgischen — Standegebäudes gelegt sehen, welches die gemeinsame Flagge unsrer souverainen deutschen Herzogthümer, und auf dem höchsten Gipfel die deutsche Bundesflagge überwehen soll.

VII.

Das hatte ich geschrieben, obwol krank an Leib und gefesselt an das Zimmer, doch stark genug mich fühlend, um mit den bösen Luft- und Wassergeistern altdänischer Willkühr [1]) zu fechten, welche meine Vatererde, in demselben Augenblick wo ich die getrübten Blicke zum langen,

[1]) Leider vermalt durch deutsche Windbeutel im dänischen Solde.

vielleicht zum ewigen Abschiede auf sie warf, patentmäßig und rechtsentschiedlich in Beschlag zu nehmen gedachten.

Was sich seitdem ereignete — die Zeit gebiert jetzt in Wochen, wozu sie früher Jahre bedurfte — es hat das Dringliche und Gefährliche unserer Lage mächtig gesteigert. Es sind Gewaltschritte begangen worden, auf die, man muß es bekennen, Niemand gefaßt war. Wer noch den tiefen Ernst, die über bloßen Fürstenerbfolgestreit weit hinausliegende Bedeutung der Sache nicht erkannte, als der „offene Brief“ nebst seiner staatsgelehrten und verkehrten Erläuterung erschien, der muß durch eine Reihe in ganz anderer und weit deutlicherer Art erläuternder Maßregeln, die Schlag auf Schlag einander folgen und zum Theil lange vorbereitet sein müssen, von einem wahrhaft elektrischen Verständniß durchbebt werden und sich gefaßt machen, daß die einmal geladene dänische Batterie uns fernere, wer weiß ob nicht noch stärkere Schläge aufbewahrt haben wird. Was soll ich Einzelnes nennen und anführen: ich

ſchreibe zur Zeit wo Schleswig-Holſtein, nachdem ſein bisheriges Regierungskollegium geſprengt worden, in der Perſon des Herrn von Scheele, einen polizeilich-politiſchen Diktator erhalten hat. Ich ſchreibe in einer Zeit, wo nur das bisher unerſchutterte Vertrauen auf unſre Landesgerichte Halt gewährt.

Meine hergeſtellte Geſundheit erlaubte mir an der jüngſten Nortorfer Volksverſammlung Antheil zu nehmen, deren Beſtand und Haltung alle meine Erwartungen von dem in jede Claſſe des Volks eingedrungenen Rechts- und Vaterlandsſinn befriedigte, obwol jede billige Erwartung von der Leitung derſelben täuſchte. Im Gefühl, daß der Ablauf dieſer Verſammlung nur zu ſehr geeignet war, etwas Stockendes und Erkaltendes in den warmen Fluß der patriotiſchen Gefühle des Landes zu werfen, vertraute ich die Geſchichte jenes Tags einer kleinen Flugſchrift an, von der ich hoffe, meine Landsleute, daß ſie in eurer aller Hände gekommen ſein wird und ihren erfriſchenden Gewitterregen in die mit Recht bekümmerten, doch mit Unrecht beſorgten Gemüther geträufelt.

Am Sonntag darauf erklangen, wie zur gewohnten Feier, die Kirchenglocken über Stadt und Land, und aus demſelben Munde, der „Gottes Wort“ dem gläubigen Volke zu verkündigen hat und von derſelben Stätte, ward die folgende

Allerhöchſte Bekanntmachung

verleſen:

Wir Chriſtian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn, der Ditmarſchen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg ꝛc. ꝛc.

Entbieten allen Unſeren lieben und getreuen Unterthanen Unſere Königliche Huld und Gnade.

Wir haben Uns gefreut nach Verlauf mehrerer Jahre dieſen Unſern Geburtstag in Unſeren Herzogthümern im Kreiſe treuer Unterthanen zuzubringen. Wir haben den Allerhöchſten angefleht, daß es ein Tag des Friedens und des Segens werde. Zu dieſem Zweck wollen Wir als Landesvater vor

allen Unseren lieben und getreuen Unterthanen, die man nur zu sehr über den wahren Sinn Unseres offenen Briefes vom 8. Juli v. J. irre zu leiten gesucht hat, hiemit erklären, daß es keineswegs die Absicht hat sein können, durch denselben die Rechte Unserer Herzogthümer oder eines derselben zu kränken, im Gegentheil haben Wir dem Herzogthum Schleswig zugesagt, daß es in der bisherigen Verbindung mit dem Herzogthum Holstein bleiben solle, woraus folgt, daß das Herzogthum Holstein auch nicht von dem Herzogthum Schleswig getrennt werden soll. Eben so wenig haben Wir durch vorgedachten Unseren offenen Brief irgend eine Veränderung in den unzweifelhaften und deshalb in demselben gänzlich unerwähnt gelassenen Verhältnissen beabsichtigen können, in welchen Unsere Herzogthümer Holstein und Lauenburg, als deutsche Bundesstaaten, zum deutschen Bunde stehen, und die in dem offenen Briefe enthaltenen Aeußerungen in Be-

treff des Herzogthums Holstein sind mithin nur dahin zu verstehen, daß Wir das feste Vertrauen hegen, daß durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dänischen Monarchie auch Unserem selbständigen Herzogthum Holstein die beständige Verbindung mit den übrigen Unserer Krone untergebenen Landestheilen und seine dadurch bedingte Untheilbarkeit werde gesichert werden.

Mit Gottes hülfreichem Beistande wird dies geschehen, und Wir bauen darauf, daß Unsere lieben und getreuen Unterthanen Unsere lediglich auf ihr Wohl gerichteten landesväterlichen Absichten nicht verkennen werden. Nur Vertrauen zum Landesherrn kann dem Lande Ruhe und Frieden sichern, und Gott wird das Band der Eintracht segnen, welches beide umschließt.

Gegeben auf Unserem Schlosse zu Plön, den 18. Sept. 1846.

Was ich in Bezug auf diese hinterher in der geknebelten Landeszeitung erschienene Bekanntmachung, die von mancher beunruhigten Seele anfangs freudig als die Zurücknahme des „offenen Briefes“ aufgenommen worden sein mag, dachte, fühlte, das, meine Landsleute, möge mir jetzt, zusammen mit den letzten Worten an euch in dieser Schrift, vorzutragen gestattet sein.

Im Allgemeinen, sage ich, solche Abkanzelungen, welche die Kirche zu staatlichen Zwecken benutzen, sind nicht zu billigen. So wenig wie das Eingreifen der Kirche in die Politik. Schon vor einigen Wochen hat ein Geistlicher unsers Landes, ein auch ausser Landes berühmter Mann, Dithmarscher Geburt, unsre Landessache auf die Kanzel gebracht: zweimal hintereinander, das erstemal schien er zu reden wie der zürnende Prophet zu den Königen Israels; das andremal beschwor er das Volk, sich nicht zu widersetzen dem König und der Obrigkeit, denn Niemand habe doch vom Recht in unsrer Sache eine unzweifelhafte Ueberzeugung — und der ganze Erndtefe-

gen — es war eine Erndtepredigt — stehe bei dem Streit auf dem Spiel, die Fremden würden ihn miteſſen.

Nichts kann dem Gott, der im Geiſt und in der Wahrheit wandeln hieß, mehr zuwider ſein, als die Feigheit und die Heuchelei. Mag Paſtor Harms in Kiel von unſrer Landesſache und ihrem Rechtspunkt denken was er will, mag er die Erbfolgeanſprüche des Herzogs von Auguſtenburg und der andern erbberechtigten Vettern für eine kitzliche Sache halten, mag er noch weiter gehen und die Grundvertragsrechte des Landes von 1460 und die Bundesſtellung Holſteins und Lauenburgs für nicht entſcheidend halten in dem vom Könige aufgeregten Streit, mag er noch weiter gehen und von ſeiner überirdiſchen Zionshöhe herab nichts danach fragen, ob wir deutſch oder däniſch oder gar ruſſiſch regiert werden — denn dem Frommen ſoll ja alles zum Beſten gereichen und warum nicht auch die Knute? — aber das fordern wir von ihm als Verkündiger des Evangeliums, daß er den Gewiſſens-

runkt in unsrer weltlichen Sache, wie er sie wol ansieht, weil sie kein kirchliches Dogmengezänk, heilig halten soll und das fordern wir von jedem christlichen Priester oder Pfarrer, sei er überverständig oder gemeinverständig, daß er sich soweit von unsrer gerechten Sache unterrichte, um zu wissen, daß es sich nicht um einige kitzliche Punkte für die Diplomaten, für die herzlosen Kinder dieser Welt darin handle, sondern um eine Sache des Herzens und des Gewissens, um die Austreibung des Dämons der Achzelträgerei und der Zweideutigkeiten, der bisher seinen Sitz zwischen dänischer und deutscher Erde aufgeschlagen, des Dämons jesuitischer Eide und Huldigungsschwüre, welche Ritter, Beamte und sämmtliche Bürger dieses Landes bisher geschworen haben — und ihr mit, ihr Geistlichen des Landes — und dem nunmehr der Fürst des Landes selbst die häßliche feige Larve abgerissen hat durch seinen „offenen Brief", durch den er uns alle gefragt hat, ob wir auf seine Erklärung und Ueberzeugung von dem wahren Inhalt des Eides

noch fernerhin schwören und uns und unsre Nachkommen der Krone Dänemark auf ewig verschwören wollen oder nicht. Gefragt? nein, gefragt hat er uns darum nicht; aber so verstehen wir's alle, so als Anfrage, und wir antworten ihm darauf nein! heute nein, morgen nein! in alle Ewigkeit nein! freuen uns, daß die Heuchelei aufgehört hat und daß die Sache eine rechtschaffene und gottgefallige Wendung genommen, bei der nunmehr nichts und zwar das wichtigste nicht zu deuten und mißzuverstehen, so daß einer von uns, der jetzt noch den alten Eid schwüre, entweder des Meineids sich innerlich bezüchtigen mußte, oder damit übereinstimmt, daß er als Unterthan dem dänischen Erbhause und der dänischen Monarchie in Noth und Tod und jedem Wechsel der Umstande angehört. Womit er den alten Rechten unsrer Herzogthümer abschwört, zusammt dem großen deutschen Vaterlande, denn Niemand, wie ihr wißt, kann zweien Herren dienen. Macht nur keine Worte darüber, des Volkes Gefühl läßt sich nicht täuschen. Euer eigenes auch nicht,

und mögt ihr im Leben noch so viel gesalbadert haben, legt die Hand an die Stirn, legt sie an eure Brust, werft euch nieder vor dem Throne des Allwissenden — und dann predigt oder schweigt! Schweigt oder redet danach, wenn ihr glaubt, Christus verlange Frieden um jeden Preis — obwol er doch des gemeinen irdischen Friedens und der polizeilichen Ruhe wegen nicht auf die Welt gekommen und niemals göttliche Assekuranz-Erndtepredigten gehalten hat und sein Wort: gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, doch gar gut auf unsre Sache paßt, da wir gebeißen werden, dem Kaiser und seinem alten Reich, der Majestät Deutschlands zu entziehen was ihr gebührt und einem fremden König pflichtig zu werden. Vielmehr hat derselbe Christus in seinem himmlischen Eifer gelehrt, der Mensch solle nicht sorgen für den kommenden Tag; was auch noch heute das Gebot ist an jede Seele, die zwischen einer heiligen Gewissensfrage und einer Brodfrage die Wahl zu treffen hat. Redet die Gewalt an, die den Frieden gebrochen hat und scheltet sie

nicht; denn der Frieden war ein ſchlechter und ſie hat wohlgethan, ihn zu brechen. Redet auch das Volk an, aber ſcheltet es noch weniger, denn nun erſt iſt es aus dem Traum gekommen, worin es ſo lange am Abgrund ſchlummerte, nunmehr weiß es, welche hinterhaltige Gedanken Dänemark ſtets ſeinem Treueide untergeſchoben hat, nunmehr erſt hat ein aufrichtiger däniſcher König dem Volk von Schleswig-Holſtein geſagt, daß er nicht mehr die ſouveraine herzogliche Landeskrone, ſondern allein die ſouveraine däniſche Königskrone auf ſeinem Haupte trägt, daß wir demnach Dänen, das heißt: geſchworene Anhänger und Unterthanen des däniſchen Staates ſind, nicht aber Bürger eines von Dänemark unabhängigen Staates, nicht Deutſche, das heißt: angehörig dem deutſchen Staatenbund und deſſen höchſter Einheit, welchen wir zuſammenfaſſen unter dem hehren Namen Deutſchland. Dieſer Sache Einfachheit und Klarheit ſoll uns kein Kanzelmann trüben und wirren, und wenn er glaubt auf eigenes oder vermeintlich göttliches Geheiß, den Himmel in unſre Sache

einmischen zu müssen, so mag er die Hände aufheben und zum Volke sprechen: Frieden! Frieden um jeden teutschen Preis! aber er soll nicht Frieden rufen, weil wir nicht wußten, wer recht oder unrecht hat! er soll nicht Frieden rufen, ob auch die Heuchelei und die Feigheit genährt würde und Land und Gewissen ob des Stillsitzens und der Furcht vor Kriegsgefahren zu Grunde gingen. Er soll nicht Frieden rufen, um uns über den Krieg zu täuschen, den nicht wir, den Dänemark angefacht hat und der unsers Landes Recht und Dasein, unsere eigne höchste Existenz als Erdenburger gilt. Fahrt nur fort, das Christenthum zu einem himmlischen Opium für die Erde auszudestilliren, statt seinen heroischen Geist auf alle Erdenverhältnisse anzuwenden, fahrt nur fort, der Erhaltung des Friedens um jeden Preis das Wort zu reden, enttäuscht das Volk noch mehr über eure himmlische Sendung und macht es noch gewisser, daß Altar und Thron Verbündete sind gegen der Völker Recht und Freiheit; seid denn aber auch überzeugt, daß noch in kürzerer Frist,

als euch prophezeiet worden, der Kirchenboden unter euch zusammenbricht und unter der Völker Lobgesang eine Welt von Heuchelei mit ihm begraben wird.

Anlangend die „Allerhöchste Bekanntmachung," so sollte sie offenbar zur Beruhigung der Gemüther dienen, ist aber derartig abgefaßt, daß sie diesen frommen Zweck nur bei denjenigen erreichen dürfte, welche sie mißverstehen, wozu denn allerdings der nicht angeführte, wenn auch von selbst sich verstehende Erbfolgepunkt Anlaß geben konnte.

Ach freilich! Dänemark will nichts lieber, als uns zusammenerhalten, uns Schleswiger und Holsteiner; denn es will uns zusammen *behalten*. Wozu es aber *nicht* das *Recht* hat, weder einzeln noch gesammt, da unser ewiges Zusammenbleiben eben diejenige Rechts- und Willensthatsache ist, welche Dänemarks Ansprüche einzeln und zusammen *ausschließt*.

Der Krone Dänemark steht aber nicht allein nicht das Recht zu, uns einzeln oder zusammen *behalten* und sich *erhalten* zu wollen, sondern

auch nicht das Recht, vorauszuſetzen, ſie hätte uns ſchon gehabt und beſeſſen auf die im „offenen Brief“ angegebene Weiſe. Daß Dänemark Schleswig rechtlich nicht hat, davon iſt das Weitere in dieſer Schrift wie in den Schriften unſerer geſchichts- und ſtaatsrechtskundigen Gelehrten, Falk, Dahlmann, Michelſen u. ſ. w. zu leſen.

Will die däniſche Regierung uns verſtehen und nicht länger von Mißverſtändniſſen reden, die wir hegen ſollen, ſo iſt die Sache klar genug.

Däniſcher Geſammtſtaat iſt uns nur der Ausdruck, unter welchem ſich die ungerechtfertigten Anſprüche Dänemarks auf die Herzogthümer zuſammenfaſſen, iſt uns nur die falſche Vorausſetzung, daß die deutſchen Herzogthümer Bruchſtücke der däniſchen Monarchie ſind und auf ewige Zeit mit ihr und ihrem Schickſal verbunden. Einerlei unter welcher Form; die Form iſt hier die Sache. Wir denken ſo: gib Dänemark einen Finger und es hat dich ganz. Wir denken ſo: es iſt genug und übergenug an den beſtehenden Mißbräuchen und ſie greifen ſchon unerträglich

genug in unſern eigenen Staatshaushalt hinein. Dänemark mußte ſchon glauben, uns in der Taſche zu haben, weil es unſer klingendes Geld mit ſeinem Papier und Kupfer zuſammenwirft. Doch alle dieſe Mißbräuche machen Unrecht nicht zu Recht; ſie ſind da, ſie müſſen abgeſchafft werden in Kraft unſers Rechts und unſers Willens, es geltend zu machen. Jetzt aber verlangt man ſogar, daß wir thun ſollen, was wir niemals gethan; wir ſollen gleichſam den Quell dieſer Mißbräuche heiligen, uns des Rechts begeben, ihre Abſtellung zu fordern, ſollen mit andern Worten erklären und einwilligen, daß unſre Lande Staatstheile des Königreichs Dänemark ſind, welches Königreich ſich doch blos in Bezug auf dieſe unſre Lande zu einer däniſchen Geſammtmonarchie aufgeſchroben hat, ſollen mit Dänemark freiwillig die Trauringe wechſeln, uns ſelbſt und unſerm großen Vaterland untreu werden, auf unſer deutſches Erbe, ja im Gedanken an Schleswig und ſeine Vorgeſchichte möchte ich ſagen, auf unſer deutſches Erſtgeburtrecht Verzicht leiſten,

um mit Esau Linsen oder dänische Grütze zu essen.

Es kann uns einerlei sein, welchen Namen unser Herzog führt. Aber er sei unser Herzog in voller Souverainität, er sei unser Landesfürst und regiere als solcher und nicht als ein König von Dänemark, nicht als das Haupt einer dänischen Gesammtmonarchie, von der wir nichts wissen und wissen wollen, gegen deren Theilschaft wir protestiren, jetzt, wo wir ja zu ihr sagen und für die lange Ewigkeit uns und unsre Enkel ihr verbindlich machen sollen. Nein, unsre Enkel sollen von uns nicht sagen, daß unsre Feigheit sie um ihr Erbtheil betrogen hat, oder daß wir ihnen eine Blutsache überliefert haben, die wir, Schuldige, von uns abwälzten. Wer könnte seine Hand legen auf das Haupt seiner Kinder und würde nicht von Schaam und Wehmuth durchdrungen, daß sie die Opfer unsrer Feigheit oder Trägheit sein sollen. Auch die Fürsten Deutschlands, so gut es einige mit unserer Sache meinen mögen, sie sollen nicht sagen dürfen, daß wir ihnen auch

nur vorzugsweise die Wahrung unsrer Rechte, die Behauptung oder vielmehr Wiedererringung unsrer Selbständigkeit verdanken. Ja wir sind eifersüchtig auf unsre deutschen Brüder selbst, auf die Millionen, die unsre Sache für die ihrige erklären, auf die Unzähligen, die jeden Augenblick bereit sind uns ihren Arm zu bieten, nicht solche blos, die ungestillter Thatendurst in die Reihen aller Freiheitskämpfer der Welt und in alle Welttheile führt, nein, die still und friedlich ihren Heerd gehütet haben und deren Aufstand nichts geringeres bedeuten würde als ein Völkerfamilienaufstand Europa's gegen die Dynastenpolitik Europa's. Wir selbst, wir Männer von Holstein und Schleswig, wir denken unsre Freiheit zu verfechten; gerade wie in den alten Zeiten, wo unsere Völker sie zu behaupten wußten, als noch der ganze Norden von Dänemark beherrscht wurde und das kleine Holstein sich dänenfrei erhielt, auch damals, als das jetzt so übermüthige England Dänemarks Fesseln trug. Wir selbst haben unsere Sache durchzukämpfen. Wir können und wollen nicht

still sitzen im Angesicht der Erklärung, daß wir der Krone Dänemark verschworen sind, auch so nicht, daß damit anders nichts gesagt würde, daß es bleiben solle wie es jetzt ist; wir wollen uns nach dieser Erklärung nicht bei dem Eidfinger greifen lassen, der unser ganzes Sein und Dasein bedeutet. Es sei abgesehen von der Erfahrung, die unsre Väter gemacht und die wir vor Augen haben, wie die Krone Dänemark beschworene Verträge hält, abgesehen davon, daß das schreckliche dänische Königsgesetz jedem regierenden König das Recht verleiht, zu thun was ihm beliebt, vergreift er sich nur nicht an seiner eigenen Allmacht: also abgesehen davon, daß kein dänischer König uns Bürgschaft dafür gewähren kann, was seinen Nachfolgern zu thun und wie er mit uns zu verfahren belieben wird: das Interesse der dänischen Gesammtmonarchie kann, nach Beschaffenheit der Umstände und der Personen, noch mal sehr viel verlangen. Nein, wir wollen dabei stehen bleiben, daß wir das nicht sind, noch sein wollen, was Se. jetzt re-

gierende Majestät, der König von Dänemark, insofern er nicht unser souverainer Herzog ist oder sein will, uns anmuthet zu sein: nämlich: dänische Staatseinheitler. Das sind wir nicht, da wir mit Dänemark rechtlich nichts gemein haben auch nicht haben wollen als die Person des Fürsten, so lange, nach dem bestehenden Erbfolgerecht, diese Gemeinschaft dauert. Es hat mal Jemand [1]) einen ironischen Spott daraus gemacht, daß wir das Fürstenerbfolgerecht unser Recht nennen. Für die bloß äußerliche Rechtsansicht liegt allerdings viel Wahrheit in dem Spott. Man könnte glauben, es käme Einigen nur darauf an, daß das bestehende Erbfolgerecht seiner selbst wegen und weil es besteht, gegen das danische aufrecht erhalten werde. Es ist damit wie mit allen übrigen historischen Landesrechten, sie sind todt oder lebendig, je nachdem man ihren geschichtslebendigen Kern oder nur ihre

[1]) Verfasser war es selber.

historische Hülfe erfaßt. Die großen Rechtsthatsachen, daß unsre Lande selbständig sind und von eigenen Fürsten, nach der Erbfolge der Schwerdtseite, regiert werden sollen, bilden nur dadurch die Eckſteine der künftigen Verfassung, die uns noth thut, weil sie sowol historisch begründet sind, als ihr Grund selber noch unversunken ist und in dem Bewußtsein und Willen der Gegenwart seinen Stützpunkt findet. Wir legen keinen Nachdruck auf die bloße äußere Rechtsthatsache, daß die Runkel von der Regierung der Herzogthümer ausgeschlossen ist; Bedeutung hat sie für uns nur in ihrer Beziehung auf die Geschicke unsers Landes. Ueber die Erbschaftsansprüche dieser oder jener Fürsten haben wir uns nicht zu quälen. Halten wir doch nur darum an der männlichen Erbfolge fest, weil sie eins der Momente ist, welche die eigene Souverainität und staatliche Besonderung der Herzogthümer bezeugen und aussprechen und weil von ihr die in Aussicht stehende völlige Scheidung von Dänemark abhängt. In letzterer Hinsicht ist ihre Bedeutung rein zu-

fällig. Dänemark kann sich, wie schon erwähnt, ein andres Erbfolgegesetz geben.

Aber auch bei der gleichen Erbfolge würden die Regierungsgewalten geschieden bleiben und nichts mit einander gemein haben, als die Zufälligkeit desselben Hauptes. Fassen wir die Sache in ihrer rechten Tiefe auf, so ist durch die fürstlichen Erbstatuten keineswegs das ursprüngliche Wahlrecht der Landesvertretung vernichtet worden, vielmehr noch immerfort als die wahre und einzige Quelle der Souverainetät unserer Lande, als Ausdruck der Volkssouverainität anzusehen; so daß die Landesvertretung nur altbegründete Befugnisse aufzuüben hätte, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte und die Wechselseitigkeit der Verpflichtungen aufhören sollte. Es ist der tiefgreifendste, lebendigste Ausdruck für die Selbständigkeit und die Untheilbarkeit unsrer Lande und muß die erste Stelle einnehmen in ihrer neuen Verfassungsurkunde. Jeder Fürst von Schleswig-Holstein ist nach wie vor nur der Träger der Landeshoheit, die kein göttliches Regentenmysterium

ist, auch nicht auf Stein und Erde des Landes beruht, sondern im Volke ruht und in einer bestimmten Form der Regierungsgewalt und ihrer Vererbung durch des Volkes Willen dem Fürsten übertragen wird. Mit diesem Prinzip können wir allen Wechselfällen der Zukunft getrosten und festen Blickes entgegensehen; es scheidet uns auf ewig von der Barbarei der absoluten Herrschaft und duldet nur solche Fürsten, die wahrhaft die unsern sind und auch nur dafür gelten wollen. Es ist derselbe Born, aus dem auch alle übrigen Volksrechte entspringen und welcher die ganze Gesetzgebung ihre Kraft und Heiligkeit verdankt.

Und so denn noch einmal: wir kennen keine dänische Gesammtmonarchie, dessen Theile oder Provinzen unsre Herzogthümer wären. Holstein ist souverainer deutscher Bundesstaat und Schleswig unzertrennlich mit Holstein auf derselben historischen Basis und durch den gegenwärtigsten Gesammtwillen der Einwohner verbunden. Nichts kann und soll uns, mit oder wider Willen Dänemarks von einander scheiden, es sei denn unser

eigener Wunsch und Wille. Und für die Holsteiner insbesondere sag' ich den Schleswigern: nichts soll uns von euch scheiden als nur eigener Wunsch und Wille.

Ich spreche es aus, wie ich es fühle, der Regierung gegenüber und dem Volk von Schleswig-Holstein gegenüber, obwol ich meine, mich mitten unter ihm zu befinden.

Es ist die Zeit da, wo auch besonders das Volk von Schleswig durch seine Landesvertreter sich offen und männlich und ohne Rückhalt zu erklären hat, dahin, daß das Herzogthum Schleswig kein dänischer Staatstheil ist, noch werden soll.

Die schleswigschen Stände kommen zusammen; mögen sie bedenken, was ihr Wort und Benehmen n dem jetzigen Augenblick auf sich hat. Es rollt eine kleine Weltkugel unter ihren Füßen und es fragt sich, ob sie fest stehen werden. Die Stände des Augenblicks sind in unsrer Sache nicht alles, alles ist nur das Volk und es wäre wol von Nöthen, daß das Volk zu neuen Wahlen schritte, jetzt, wo die vor mehreren Jahren getroffenen,

vielfach überjährig und den Erfordernissen der Lage nicht gehörig entsprechend genannt werden durften. In dem deutschen Bundesland Holstein fanden sich nur fünf oder sechs Mitglieder der Ständeversammlung, die, ich sage nicht, dem „offenen Brief“ beistimmten — das wäre zu viel gesagt und ließe sich nicht rechtfertigen — aber die ruhig sitzen bleiben konnten auf ihren Ständesesseln, während alle übrigen Deputirten die Angst ergriff, als wäre das bloße Sitzenbleiben schon ein Verrath an unsrer guten Sache. Und sie haben menschlich gefühlt und in Betreff der Umstände taktvoll gehandelt, mag auch eine andre Meinung dahin gehen, sie hätten sitzen bleiben sollen, wie die Väter Roms auf ihren elfenbeinernen kurulischen Sesseln als Porsenna, oder Lars Porsen, wie ein friesischer Gelehrter den nur vermeintlich gallischen Fürsten nennt, seine Gewaltschaaren in die offenen Thore der ewigen Stadt führte. Nun, in dem schleswigschen Ständesaale möchten noch mehrere sitzen bleiben im nicht römischen Sinn, wol gar ausdrücklich im dänischen. Möchten der

letztern nicht zu viele sein, besser noch, möchte die schleswigsche Ständeversammlung sich mit Ehren zu behaupten wissen, oder ehe sie sich auflöst oder auflösen läßt, diejenigen Grundsätze aussprechen, welche fernerhin zur Richtschnur des von beiden Herzogthümern gemeinsam und nachdrücklich zu beobachtenden Verfahrens in ihrer jetzigen Nothlage und für den Zweck aus dieser Nothlage herauszukommen und sich für die Zukunft sicher zu stellen, unumgänglich erforderlich sind. Ich zähle dahin, daß die Stände zunächst mit dürren Worten aussprechen, es sei die Unterthanenpflicht gebunden an das Verständniß des Bürgereides in dem einzig rechtsbegründeten Sinn der staatlichen Selbständigkeit der Herzogthümer und daß in Zukunft kein Landeshuldigungseid noch gewöhnlicher Beamten- und Bürgereid von den Einwohnern der Herzogthümer zu leisten, als mit ausdrücklicher Verwahrung, daß er nicht dem König von Dänemark als solchem, sondern dem souverainen Herzog dieser Lande geleistet werde. Ich zähle weiter dahin, daß die Stände ihr und der Einwohner Petitionsrecht wahren und mit ihm auch die Mittel, dasselbe auszuüben, wie namentlich das Recht der Volksversammlung, welches gesetzlich in unsern Landen besteht und auch nicht einseitig für Holstein durch einen damit in Widerspruch befindlichen, zur Zeit seiner Erscheinung bei uns nicht publizirten, auch seinem Ursprung nach nicht anwendbaren, älteren und so zu sagen schimmeligt gewordenen Bundestagsbeschluß nicht aufgehoben

werden kann. Ich zähle dahin, daß die Stände an ihren Protest gegen den „offenen Brief“ und gegen die bedrohlichen Maaßregeln in seinem Gefolge die Nothwendigkeit neuer und stärkerer Verfassungsbürgschaften knüpfen und dem gesammten Lande die Parole eine mit aller Kraft und Entschlossenheit zu erwirkenden, zeitgemäßen schleswig-holsteinschen Verfassung und Landesvertretung geben werden. Die Aufgabe der schleswigschen Stände ist so erhaben als unläugbar schwierig; nur die volle Einigung ihrer besten Kräfte, nur das Gefühl, an der Spitze einer halben Million zu stehen und ihrem Willens- und Herzensdrang gesetzliche Bahn anzuweisen, nur das Bewußtsein endlich, daß es sich um Schleswigs Rettung in seiner staatlichen Selbständigkeit und seiner Verbrüderung mit Holstein und Deutschland handle, kann den Schwachen Stärke verleihen und ihren Beschlüssen als leitender und belebender Genius zur Seite stehen.

Kein Schleswiger wird sich verbergen, daß die Hauptgefahr auf Schleswigs, nicht auf Holsteins Seite fällt. Eine wirkliche Danisirung, ja nur eine, über gewisse Grenzen hinausgehende, Verschmelzung mit dem dänischen Staat, hat das rein deutsche Bundesland Holstein nicht zu befürchten. Es ist die wahrhaft brüderliche Gesinnung, welche den Holsteiner anfeuert, die Sache der Schleswiger als die seinige zu betrachten und das willige Schleswig gleichsam nochmals, wie in alten Zeiten, für die Verbindung mit sich und

mit Deutschland zu erobern. Ueber die Bedeutung, welche die dänische Staatseinheit für das isolirte, von Holstein losgerissene Schleswig haben würde, vermag sich kein Schleswiger oder, mit den Dänen zu reden, Südjüte, zu täuschen. Wegen Schleswig allein würde Dänemark schwerlich in staatstheoretische Unkosten sich gesetzt haben. Die zwitterhafte provinzielle Selbständigkeit, welche man den Herzogthümern lassen will, würde man dem Herzogthum Schleswig für sich allein nicht mal lange fristen. In dänischen Augen ist Schleswigs Selbständigkeit ohnehin nur das, was die Mannbeit an einem Hammel ist. Der Hammel wird gemastet, und, kommt die Zeit heran, geschlachtet. Und so wird auch Schleswigs Selbstständigkeit, sowol seine absolute als seine provinzielle, von der Erde verschwinden, sobald der Zeitpunkt da ist, welcher die bisherige dänische Politik der Mitberücksichtigung Holsteins wegfallen läßt.

Innigste Vereinigung von Schleswig und Holstein und ein selbständiges, dänischer Einmischung völlig entzogenes Leben verfassungsmäßiger Freiheit, im schönen Wetteifer mit unsern deutschen Brüdern, die uns lieben und unserer Kraft vertrauen, das ist das Ziel, wonach wir zu streben haben. Mag es einen harten Kampf kosten, wir wollen, wir müssen ihn durchkämpfen. Erst aber die geknebelten Hände los, erst die Waffen her, um den Kampf binnen den Schranken des Gesetzes zu führen. Jeder muß mitstre-

ben, daß das freie Wort sich verbreite und die Gerechtigkeit, die Wahrheit, der Geist Macht gewinne. Gebt es nicht auf den ausgetretenen Bahnen, so müssen neue gebahnt werden. Es muß eine Verschwörung, ja eine Verschwörung unter allen Guten stattfinden — um die Empörung, das Werk des Eisens nicht aufkommen zu lassen. „Schöner noch wäre das Loos der Enkel der Sieger bei Bernhöved, durch bloßen Geist und Willen ihre Gegner zu besiegen.“

Die Volks-Versammlung zu Nortorf

am 14ten September 1846.

BIBLIOTHECA MONACENSIS.

Von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1846.

In Nortorf, in unſerm guten Lande Holſtein, waren wir verſammelt, bei drei bis viertauſend Mann aus Schleswig und Holſtein und ſiebenhundert in rothe Röcke geſteckte Landeskinder dazu, und der Landinſpektor Tiedemann hielt große Inſpektion über uns, von der Höhe einer Eiſenbahnwagenburg herab, und da ſagte er uns mit höchſt geſalbten Worten, kennen thäten wir ihn, zuſammen wären wir gekommen zur Wahrung unſrer Rechte und wir ſtänden auf geſetzlichem Boden, und nun möchten wir uns umſehen, denn ſo ſähe ganz genau eine verbotene große Volksverſammlung aus; und dann beſchwor er uns ruhig nach Hauſe zu gehn, mit ſpecieller obrigkeitlicher Erlaubniß dürften wir's ungeprügelt.

Unerhört! Und das war's, was die Kommittee, die uns geladen, uns, dem Volk von Schleswig-Holstein zu sagen hatte? was zu thun sie sich vorbereitet hatte? alles was sie that?

Ja, das war alles was sie that.

Was Tiedemann später für seine Person thun wollte, womit er zauderte und umherschwankte, was er vorbrachte, als bereits alles verloren war, als die Hoffnung des Tages durch ihn und die Kommittee in den Staub getreten war, davon späterhin.

Hier klagen wir Tiedemann und die Kommittee, welche die Versammlung ausschrieb, hier klagen wir sie an vor dem gesammten Volk der Herzogthümer, daß sie durch ihre absolute Unfähigkeit und strafbare Schwäche den vierzehnten September, der ein Ehrentag des Landes, ein Förderungsmittel unserer guten Sache hätte sein sollen — und können, in eine Niederlage für die gute Sache verwandelt haben.

Waren Kinder ausgeschrieben auf das Blachfeld von Nortorf? wären Kinder gekommen? O ich denke, man mag weit und breit sich umsehen

auf dem Kontinent nach Volksversammlungen solcher Menschenzahl, solcher Art, Zusammensetzung und Haltung, wie die Nortorfer war. Landvolk, Städter, Männer des Reichthums und Männer des sauren Tagesverdienstes, Gelehrte, Künstler, Repräsentanten jeder Industrie, jedes Gewerbes, wo man ging und stand, man konnte sie dicht untereinander geschaart sehen und keinen unter den Tausenden, keinen, den bloße kindische Neugier herbeigezogen, der nicht mit dem Bewußtsein eines großen, vielleicht mit persönlicher Gefahr verbundenen Augenblicks erschienen wäre, manche von weit her, aus den entferntesten Enden von Schleswig und Holstein, der zu Wagen, der zu Fuß, Tag und Nacht durchmarschirt, alle den Staub, die Gluthhitze und die patriotischen Spannungen des Tages theilend, vereint im Gesang des Nationalliedes, das niemals freudiger erklungen, als beim Heranbrausen der Bahnzüge an den Ort der Bestimmung.

Hab ich recht, meine Landsleute? kann einer auftreten, der in dem und dem mich der Übertreibung ziehe? Mag dem Fürsten unsers Lan-

des berichtet sein über den Geist und Bestand unserer Versammlung was da will — und ihr wißt wie es mit der Wahrheit steht, welche Fürsten zu hören bekommen — ihr selber seid meine Zeugen. Hab ich zu viel gesagt? zu wenig, mein ich. Mußte ich nicht, beispielweise, ihr Landleute, anführen, daß man euch vorher bedräuet hatte in euren Häusern und gedruckte Polizeiverbote gegen den Besuch der Nortorfer **Volksversammlung** Tage und Wochen bei euch umhergesendet? Ist der Amtmann nicht ein mächtiger Mann und mächtiger noch als der König, der ihn über euch gesetzt hat? weit schlimmer zu beleidigen. Andre Tausende, die hingezogen sind nach Nortorf aus den Städten und aus den adligen Gütern — doch von letzteren muß ich schweigen, denn ob auch die Gesinnung ihrer Herren gut sein mag, weiß ich doch nicht, ob Volksversammlungen bei ihnen im guten Geruche stehn — andre Tausende, sag ich, waren doch nur so allgemein und durch die Zeitungsblätter vor Nortorf verwarnt, ihr aber wart verwarnt Mann für Mann durch Gerichts-

schergen, die man euch in's Haus schickte und da ihr hinginget, mußtet ihr persönlich der Macht Trotz bieten, die so nahen und dauernden Einfluß auf eure persönlichen und Gemeindeangelegenheiten ausübt. O das hab ich euch gedacht, wackre Männer, und mein Herz schlug bei dem Anblick eurer kräftigen Gestalten höher noch als bei dem unsrer Stadt-Matadore.

Nun denn, zu welchem Zweck wurden wir nach Nerterf beschieden? Was die Kommittee besonders vorhatte, wir wußten's nicht, das blieb uns Geheimniß; aber wir vertrauten ihr, wir erwarteten, unsre Zusammenkunft werde der gerechten Sache förderlich sein und dazu beitragen, dem König Respekt für sie einzuflößen. Das haben wir erwartet, nicht wahr, meine Landsleute? Und welche andre Erwartung sollten wir auch von großen Volksversammlungen hegen, zu welcher wir uns einstellen?

Gleich den Männern der Kommittee lebten wir der Überzeugung, daß Volksversammlungen gesetzlich frei und gestattet sind in unserm Lande und daß kein Gesetz durch willkürliches Gebot

und Verbot aufgehoben werden kann. Auch hatten schon die Kieler, nach Erlaß des allgemeinen Verbots von Volksversammlungen, unter Olshausen eine öffentliche Bürgerversammlung gehalten, ohne daß die Polizei sich befugt erachtet hätte einzuschreiten. Darauf erließen, wie ihr wißt, Olshausen, Tiedemann und die Andern den Aufruf zu unsrer großen Volksversammlung in Nortorf, ähnlich, nur größer, nur unter andern Umständen der ersten Versammlung von Neumünster, die mit ihrer scharfgezähnten Adresse an unsre Itzehoer Stände so klapp und förderſam in das Getriebe unsrer Landessache eingegriffen hatte.

Worauf es damals abgesehen war, wie gesagt, ich weiß es nicht. Aber wie gewaltig änderten sich von da ab wieder die Zeiten und die Umstände! Erst wurde das drohende Spezialverbot der ausgeschriebenen Nortorfer Volksversammlung erlassen. Dann wurde der edle Olshausen siegreiflich auf die Festung gebracht. Auf welchen Anlaß, das wißt ihr. Er sollte sein Wort geben, der Nortorfer Versammlung nicht

beizuwohnen und als er sich weigerte, setzten sie ihn in Rendsburg hinter die eisernen Gardinen, wo auch Lornsen gesessen hat. Alles frisch von der Faust weg, so wie die Absetzung des Amtmanns von Neumünster und Sonstiges.

Kurz, die Aspekten hatten sich verändert. Jeder Tag überzeugte mehr und mehr, daß der Offene Brief des Königs nicht bloß so eine königlich dänische Ansicht und Erklärung über unser Landesrecht, sondern eine offene königlich dänische Kriegserklärung gegen unser Landesrecht zu bedeuten habe.

Daß die Sache sich anders gestaltet hatte, daß der Zweck unsrer Volksversammlung, wie wir ihn oben ausgesprochen, nicht auf dem gewöhnlichen Wege, der ja schon ein streng verbotener war, zu erreichen, daß kluge Energie, mannhaftes Auftreten, zeitentsprechende Mittel und Wege erforderlich waren, um jenen Generalzweck zu erreichen oder wenigstens nicht zu weit zu verfehlen, das fühlten, das wußten wir alle, die wir gekommen sind nach Nortorf und das mußte wol vorzüglich der Committee klar gewor-

den sein, welche uns berief und die Leitung des Tages übernommen hatte. Jetzt wissen wir freilich, daß sie in Olshausen ihren einzigen gewandten, festen und entschlossenen Mann verlor, jetzt wissen wir, daß sie gar nicht die Männer der heutigen Umstände waren, jetzt wissen wir, was ihnen ehrlicher Weise, wollten sie die Erwartungen des Landes nicht gleichsam wissentlich täuschen, einzig zu thun oder vielmehr zu unterlassen übrig geblieben wäre. Aber bis zum letzten Augenblick lag der Schleier des Geheimnisses auf ihren Absichten und bis zum letzten Augenblick haben wir, die wir gekommen sind, ja auch die Hunderttausende, die zurückgeblieben, ihnen unser Vertrauen geschenkt.

Wie gesagt, Niemand wußte was geschehen sollte. Erst am Morgen des 11ten zogen mancherlei Gerüchte mit den Reisenden des Wegs, unter ihnen das belebendste, eine wahrhaft großartige Perspektive darbietende: die Volksversammlung solle werden eine Volkswanderung nach dem Schlosse von Plön, um dem König-Herzog des Landes Stimmung und Gesinnung kund zu geben

durch eine Deputation, welche sich gleichsam an der Spitze des ganzen Landes befand. Welch ein prächtiger Gedanke, und wie gut, daß er bis dahin so geheim gehalten. Ganz gesetzlich und genial zugleich! Plön liegt vier Meilen von Neumünster, man wird in die Nacht hineinmarschiren, den Weg durch Leuchtfeuer bezeichnen, die hinzuströmenden Propsteier, die Eingesessenen der Ämter und Güter werden den Zug zu einem unabsehlichen machen .... Andere sprachen davon, die Kommittee werde die große Volksversammlung in Neumünster abhalten.

Zunächst, das wußten wir alle, kamen wir einer gewappneten Macht bei Nortorf gegenüberzustehen; siebenhundert Mann, mit Einschluß einer Schwadron Dragoner, auf jeden Mann dreißig scharfe Patronen, wie's unterweges hieß.

Daß sich unbewaffnetes Volk auf freiem Felde mit einer wohldisziplinirten Soldateska auch von beträchtlich minderer Anzahl mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs nicht messen könne, das mußte sich wohl jeder sagen, dem die Möglichkeit einer tragischen Entwickelung des bevor-

ſtehenden Drama, an ein feindliches Zuſammentreffen mit den Soldaten vorſchwebte.

Ich darf nicht verhehlen, daß Viele von uns an dieſe Möglichkeit dachten. Niemand konnte ſie ja eigentlich ausſchließen.

Nicht als ob wir vorausgeſetzt hätten, unſere Soldaten ſeien ſchlechtere Schleswig-Holſteiner als wir ſelbſt, nicht als ob wir den unnatürlichen Gedanken gehegt hätten, es klopfe ihnen unter dem rothen Rocke ein däniſches Herz oder auch gar kein Herz und ſie könnten es leicht über ſich bringen, ihre Väter, ihre Brüder, ihre Geſpielen, ihre Landsleute niederzumachen, den Dänen zu lieb in ihren eigenen Eingeweiden wühlen.

Nicht das. Aber wie konnten wir uns die fürchterlichen Pflichten ihres Standes verhehlen. Das Soldatenthum Europa's trägt ja noch immerfort ſeinen alten Fluch: den blinden Gehorſam, die eiſerne Disziplin, die gotteslästerliche Abrichtung des Menſchen zur ſtechenden, hauenden, ſchießenden Maſchine, die Losgeriſſenheit vom Bürgerthum, die Eintrichterung der Sonder-

ehre, die Ankettung an die Fürstenwillkür, die ihm und ihm allein sein verlängertes Dasein verdankt. Ach, wir alle fühlen ja diesen Fluch, auch wenn wir die Muskete nicht getragen, und haben wir sie getragen, so schaudert uns, denken wir an unsre Brüder, denen man gesagt hat, daß sie zwischen der Hingebung an die natürlichen Gefühle und der Schande und dem Tode nach kriegsgerichtlichem Ausspruch keine Wahl haben, daß sie die Sklaven ihres Fahneneides sind und jedem Commando blindesten Gehorsam schulden, ach, und daß doppelte Löhnung ein besondres Gnadenzeichen sei, was, wenn das nicht was sonst, zur besondren Aufmunterung in ihrer Treue gereichen müsse . . . .

Eine unselige Möglichkeit konnte sich Niemand verschweigen, es sei denn ein Eingeweihter des Kommittee-Plans, ja selbst die Kommittee konnte den Ausgang nicht mit Bestimmtheit voraussagen.

Vorherrschend war aber der Gedanke: zu Feindseligkeiten, zum Bruch zwischen uns und unseren Soldaten wird's nicht kommen, zu solchem

Unſegen wird ſich der verhoffte Segen des Tages nicht verkehren. Einige mögen geradezu, im ſchlimmſten Fall, eine Fraterniſirung zwiſchen Bürger und Soldat vorausgeſetzt haben.

Und war's nicht auch ein hinreißender, ein herzbewegender Anblick für Bürger und Soldat, für dieſe Kinder einer großen Landes- und Sprachmutter, als ſie zuerſt einander anſichtig wurden, die einen ſtill und ernſt in Reih und Glied mit dem geladenen Gewehr im Arm, mit dem Pallaſch in der Fauſt, feſtgebannt durch höhere Ordre, die andern ſingend, mit grünen Reiſern geſchmückt, die offene wehrloſe Bruſt, das furchtloſe Auge ihnen zugewandt, brüderlichen Gruß aus tauſend und abertauſend Kehlen ihnen zurufend .... ha, ein Wort, ein Wort in dieſem hehren Augenblick laut und kräftig und herzig in die blaue Luft geworfen: hier ſind wir Landsleute, hier ſind wir ohne Wehr und Waffen, nur mit dem Panier unſers gemeinſamen Vaterlands, mit dieſem Panier, das wol tiefer in euren Herzen wurzelt als der Stock der Danebrogsfahne, hier ſind wir ohne Wehr und Waffen — ſchießen kann Jeder, ſchie-

ſen iſt keine Kunſt, das können wirauch und wenn wir uns gefürchtet hätten vor euch, ſo hätten wir unſre Gewehre mitgebracht — hier ſind wir um Rath und That zu ſuchen für unſers Landes Ehre, für unſers Landes Daſein, es zu retten vor dem Dänen, der's haben will wider alles Recht und wider Treu und Glauben, geſchworen unſern Vätern — hier ſtehen wir und nun ſchießt zu auf däniſches Kommando, ſtreckt uns nieder, jagt uns mit Kugeln und Bajonetten auseinander! Ein Wort, ein ſolches Wort, ein ander Wort, es hätte ſeinen Anklang und Wiederklang gefunden — und wär's auch übertäubt worden vom däniſchen Kommandoſchrei und dem Anſchlag der Gewehre und der maſchinenhaften Intonation aus hundert Feuerſchlünden.

Doch mit Aufrichtigkeit geſagt, weder ein gutes noch ein böſes Zuſammentreffen mit unſern Soldaten in Nortorf hätte ich der guten Sache für förderlich gehalten. Auch ein gutes nicht, auch nicht ein Brüderſchaftmachen mit ihnen. Landsleute, der Verſtand muß unſere gerechte Sache regieren und für einen ſchönen, ja wunderſchönen

begeisterten Augenblick dürfen wir nicht die Zukunft opfern. Ja, die Lage der Dinge ist weit vorgerückt, beträchtlich weiter als noch vor einigen Wochen; doch lange noch nicht soweit, um einen auf diese Basis gegründeten Operazionsplan zu begünstigen. Man kann's nicht wissen — doch eben weil's nur so ein Wurf wäre, ein gewagtes Spiel, dessen unsre Sache nicht bedarf, ebendeswegen sollen wir das Zusammentreffen mit unsern Soldaten — wie gern nenne ich sie die unsrigen — möglichst vermeiden, unseretwegen, ihrentwegen, beides. Denn wie entsetzlich ist nicht schon der Gedanke, daß wir sie Einzelne, Abtheilungen von ihnen, vielleicht der Strenge der Kriegsgerichte überlieferten, ohne sie retten und schützen zu können, weil es uns etwa noch an Mitteln, an einheitlichen Massenwirkungen und Führerschaft gebricht!

Meiner Meinung nach hätte also die Politik unserer Sache überhaupt verbieten sollen, mit der in Nortorf aufgestellten, für diesen Fall eigends beorderten und instruirten Heerabtheilung zusammenzukommen. Was wollten wir uns? In

welchem Falle wäre irgend eine unvorbereitete Stegreif-Entscheidung wünschenswerth gewesen? Wir hätten, denke ich, überhaupt den Ort meiden sollen, wo unser Fürst zwischen seiner Person und unseren gerechten und ehrerbietigen Forderungen unsern heiligen Rechten und Existenzangelegenheiten die Bajonette unsrer Soldaten geschoben hatte. Wir hätten einen andern Ort oder eine andere Weise wählen sollen, um ihm die Ueberzeugung sowol unserer Gesetzlichkeit als der moralischen und physischen Macht unsers guten Rechts einzuflößen.

Und diese Ansicht theilten wol gar Manche in unserm Zuge, vertrauend jedoch, daß die Kommittee bedacht gewesen, durch dieselben Auskunftsmittel, durch welche sie einem Konflikt mit der gewaffneten Macht ausbeugte, den Zweck der großen Volksversammlung zu erreichen.

Dies hätte geschehen können durch Verlegung des Versammlungsortes von Nortorf nach Neumünster, besser, energischer noch durch den Massenzug nach der holsteinischen Residenz des König-Herzogs, von dem sich Niemand, Niemand aus-

geſchloſſen haben würde. Das war eine ſchwerlich wiederkehrende Gelegenheit, das ſchönſte Wetter begünſtigte ihre Ausführung, es war wie ein Fingerzeig in der hohen Luft, der nach Plön wies.

Aber was wohl zu merken, zu dem einen wie zu dem andern hätte das Signal, die Parole ſchon gleich bei der Ankunft der Bahnzüge in Neumünſter gegeben werden müſſen. Zog die Kommittee es vor, erſt nach Nortorf zu gehen, ſo hätte man dieſe geſetzliche Komödie gern aufführen mögen, aber als ſolche hätte ſie der Verſammlung gleich von vorn herein erſcheinen müſſen und dazu hätte die bloße Austheilung der Parole in Neumünſter hingereicht. Ein Verſäumniß dieſer Art hieß aber den ganzen Tag auf's Spiel ſetzen.

So würde die Kommittee gehandelt haben, wenn ſie überhaupt hätte handeln wollen, wenn ſie überhaupt einen Operazionsplan gehabt hätte.

Was geſchah ſtatt deſſen? Als der Altonaer Bahnzug, der ſpäteſte nach der Ordnung der Bahnzüge, mit einem halbtauſend Männern in

Neumünſter anlangte, bot ſich uns, ſtatt eines Empfangs, einer Weiſung, der überraſchende Anblick eines von Nortorf wie flüchtend zurückkehrenden Bahnzuges dar. Es war der Rendsburger und hatte — die Kommittee an Bord, wie es hieß, denn wir haben nichts von ihr geſehen. Noch zur Stunde weiß ich nicht, wie's dabei zugegangen war und es iſt ja am Ende auch einerlei, durch welches Verſehen in das Gefühl einer großen ſpannenden Handlung unmittelbar vor ihrer Eröffnung ein übles Omen geſchleudert wird. Die Kommittee, wie geſagt, ließ nichts von ſich ſehen und hören. Es hieß, ſie hätte ſchon am Morgen in Neumünſter eine an die Schleswigſche Ständeverſammlung gerichtete Adreſſe verleſen; auf dieſe Adreſſe werden wir noch zurückkommen. Auch dies mußte auffällig und als Zeichen und Vorbote ſchwankender Haltung erſcheinen; doch erfuhren die wenigſten in der Eile das was und wie und in ein paar Minuten fuhr die ganze Verſammlung von Neumünſter nach Nortorf ab; die Lokomotive pfiff, aber

sie pfiff noch luſtig, ſie pfiff die Kommittee, uns und den Tag noch nicht aus.

In dem Hohlweg der Nortorfer Station angelangt, begrüßten wir, nach Erkletterung des Sandwalles unſre dahinter nicht ſehr vortheilhaft aufgeſtellten Soldaten. Jeder war ungeduldig der Dinge die da kommen ſollten. Lange Verhandlungen der Kommittee mit dem Amtmann von Rendsburg und der Militairbehörde. Wie ich höre, erklärte der Amtmann, was wir ſchon wußten, daß er die Abhaltung der Volksverſammlung mit Waffengewalt zu verhindern habe, auch daß die ausſchließliche Verfügung über das Militair ihm nicht zuſtehe, er dieſelbe vielmehr mit einem ihm beigeordneten Adjutanten des Königs theile. Endlich trat Tiedemann, der mit Recht vom ganzen Lande geehrte, der perſönlich ſo wackere Mann, derſelbe, der die Macht des Vertrauens gehabt hatte, die Wolke dieſer großen Verſammlung hieher zu ziehen und der eben zur Stunde ſich noch die Macht zutraute — der Zweifel mußte ihn zittern machen, er mußte den Himmel anflehen, noch zu guter lezt, dieſe Macht zu beſitzen —

ſie ohne Donner und Bliß zu entladen und zu verblaſen, endlich trat Tiedemann, der bis dahin ſo volksmächtige Mann, der große Rechenmeiſter des Landes, der ſich ſo arg in der Zeit, in ſeiner Aufgabe, in ſeinem Führertalent für lebendige Kolonnen verrechnete, endlich trat er auf die Wagentribüne und hielt uns folgende — Entlaſſungsrede:

„Männer von Schleswig-Holſtein! Oft habe ich zu euch geſprochen, ſtundenlang war es mir vergönnt, zu euch über unſers Landes Bedürfniſſe und Rechte zu reden; heute aber iſt mir nur eine kurze Zeit zugemeſſen; ich habe eben nur ſo viel Zeit, euch zu ſagen, daß der Herr Oberamtmann v. Coſſel den Befehl hat, unſere Verſammlung durch Anwendung militäriſcher Gewalt zu hindern. So erkläre ich denn hier, daß wir uns auf geſetzlichem Boden befinden, daß wir das Recht haben, dieſe Verſammlung zu halten, daß wir aber der Gewalt weichen, weil wir nicht wollen, daß heute hier auch nur ein Tropfen ſchleswig-holſteiniſches Blut vergoſſen werden ſoll. Ihr habt uns euer Vertrauen

bewieſen, indem ihr auf unſern Ruf ſo zahlreich aus allen Theilen des Landes hier erſchienen ſeid, um zu beweiſen, daß wir wirklich die Sache des Volkes der beiden Herzogthümer vertreten. Beweiſet nun euren geſetzlichen Sinn dadurch, daß ihr ruhig nach Hauſe geht, damit wir jetzt den geſetzlichen Boden uns bewahren. Thut es der Sache, thut es mir zu Liebe! Wenn ihr mich noch lange unter euch ſehen wollt, ſo thut jetzt, um was ich euch bitte, geht ruhig nach Hauſe."

Die Kommittee, denk ich, athmete auf, als dieſe Worte heraus waren, dieſe ſo prachtvoll geſetzlich und wieder ſo herzig vertrauungsvoll klingenden Worte, die das Volk einen Augenblick vergeſſen machten, welche Poſſe man mit ihm aufgeführt, wenn das nun wirklich alles, wenn's der Ausgangspunkt des Tags ſein ſollte — doch darüber blieb man noch in Zweifel, man hatte den Gedanken, es kann nicht ſein, es kann nicht ſein, ſo kann's doch nicht enden.

Aber was nun noch geſchehen wäre, das fühlte ich, das fühlten Tauſende mit mir: dem Tag war die Spitze abgebrochen, ſeine Blume

war geknickt. Der bloße Anblick der Kommittee, die mit Tiedemann oben auf der Wagenburg sich befand, gab ein peinliches Bild des Verfehlten, Schwankenden, Rath- und Thatlosen, ein Bild, das die nächsten Stunden weiter ausmalen sollten.

Man nennt die Massen ein rohes Instrument, weil ihre Saiten scheinbar wild und wirr durcheinander schwirren und doch hat dies Instrument die wunderbar feinsten Saiten, die zugleich in jedem anklingen und solche Saite war's, die wie ein leises Wehe erklang und jedem in Mark und Bein schnitt. Rittmeister Torp, ich glaube so nannte man den dänischen Anführer unsrer Dragoner, soll auf der äußersten Flanke über den Hohlweg hinaus, wo die Volksversammlung aufhörte, einen versprengten Mann oder einige geschlagen haben; *) aber Tiedemann hat in dieser Stunde Tausende geschlagen.

*) Herr von Torp wurde, wie ich höre, von zwei Kieler Studenten gefordert. Ein geistreicher Fremde, Dr. S., der zufällig der Versammlung beiwohnte, und in der Nähe sich befand, äußerte, er verdiene zur Belohnung seiner Ritterlichkeit den Elephanten-

Die nun folgende Haltung Tiedemanns und der Kommittee bewies, daß sie sich auf nichts weiter gefaßt und vorbereitet hatten, auch nichts weiter zu thun entschlossen waren, als die Versammlung langsam verbluten zu lassen. Das Volk zerstreute sich theilweise im Dorfe, die Kommittee lief hin und her, Tiedemann gab für seine Person Hoffnung, die Versammlung in Neumünster abzuhalten, nach Plön zu gehen, was weiß ich.

Mit einem Extrabahnzug nach Neumünster zurückgekehrt, hätte noch ein plötzliches Sichaufraffen, ein entschiedenes Auftreten Tiedemanns eine günstige Wendung des Tags herbeiführen können.

---

orden und gab ihm, bei erbetener Wiederholung dieser Worte seine Karte ab. Bei dieser kleinen, anfangs der Masse ganz unbemerkt gebliebenen Episode soll keiner der mitreitenden Dragoner sich des Säbels bedient haben, einige in den Hohlweg eingedrungene konnten, wegen des Zusammenschiebens der Wagen, nicht mehr rückwärts und kamen beim Uebersetzen über den Wall vom Pferde herunter. Ein weiteres Eindringen der Dragoner wäre von unberechenbaren Folgen gewesen.

Es ist wahr, um die rechte Freudigkeit, um die ungebrochene frische Stimmung der Tausende war's geschehen. Doch konnte die Ehre des Tages gerettet werden und wir alle hätten, schon aus Pflicht, wenn auch mit minderer Begeisterung das unsrige dazu beigetragen.

Die Kommittee zog sich zu Berathungen in die inneren Gemächer des Hôtels zurück. Worüber sie sich berathen hat, weiß der Himmel. Als Jemand kurz darauf ihre Berathungen unterbrach und dringlich besonders Tiedemann aufforderte, vor der Versammlung den Entschluß auszusprechen, in Masse nach Plön zu ziehen, erklärte derselbe sich wiederum für seine Person bereit, verwies aber auf die obschwebenden Berathungen mit seinen Kollegen und versprach in zehn Minuten Entscheidung

Hinterher machte ein Kommitteemitglied, der als Jurist und Redner ausgezeichnete Wiggers aus Rendsburg den Versuch, im großen Saal des Hôtels, der bei weitem die Menge nicht fassen konnte, das Verfahren der Kommittee zu rechtfertigen, aber selbst an diesem armseligen Trost

ließ er sich durch den Oberbeamten Neumünsters verhindern, der gegen diese Art der Fortsetzung der Volksversammlung mit feiner und von „Konduite" zeugender Rede, mit beiläufiger Betheurung, daß er durch und durch deutsch sei, protestirte und dem gerührten Volksführer das Wort im Munde weghänselte. Zu der That war auch der Versammlung wenig daran gelegen, eine oder die andere schöne Rede zu hören, oder erst ausdrücklich zu erfahren, daß die Kommittee sie am Narrenseil geführt habe; beim sinkenden Gestirn des Tags waren die Schatten und die Gesichter schon lang genug.

Die Menge war verstimmt, grollend, ohne Hurrah, ohne Lied, ohne Erwartung und Hoffnung mehr.

Endlich und nachdem Tantalus-Ewigkeiten abgelaufen waren, verkündigte Tiedemann vor dem Portal des Hôtels etwas was nach einem Entschlusse aussah, die Ploner Wanderung antreten zu wollen, und das war auch gerade die rechte Zeit, um noch mit dem Rest der großen Versammlung — der Neumünsterschen Straßen-

jugend zu imponiren. Als Tiedemann die Worte ausſprach, welche mehr einen sauve qui peut, als einem allons enfans glichen, da zählte die Verſammlung nur ſo viele Hunderte, wie eine Stunde vorher Tauſende, da flog — ſo lange hatte er gewartet — der Dampf der wie unwillig fortſtürmenden Lokomotive des Altonaer Bahnzugs über unſere Köpfe. Und der Alte ſtand noch immer da, auf dem Boden des Geſetzes, aber ringsum war es öde und es kicherte, dünkt mich, ein däniſches Hohnlachen in der Abendluft.

Nun, meine Landsleute, die Sache hat uns gewurmt und wurmt uns noch; aber wer weiß wozu es gut iſt, ſag ich ohne frömmelnde Heuchelei. Unſer geſunde Verſtand ſagt uns, die große Volksverſammlung ſei für Kinderei zu ernſt und für Ernſt zu kindiſch geweſen. Aber ihr ſollt wiſſen, daß die Kommittee auch ſo viel geſunden Verſtand hatte, dies vorher einzuſehen und ſo viel Herz, um es hinterher zu fühlen.

Ich weiß von einem Kommitteemitglied, den ich am ſelben Abend in tiefſter Traurigkeit ſah und der in ſeiner edlen jugendlichen Bruſt tau-

fendfach die dem Lande geſchlagene Wunde mitfühlte, ich brauche ihn nicht zu nennen, ich will es um ſo weniger, weil er allein doch vergebens gegen die überaus zarte Gewiſſenhaftigkeit und lojale Flaubeit von Männern angekämpft hat, mit denen er ſich ſolidariſch verbunden.

Ihr wißt nicht alles, aber es iſt gut, daß ihr alles wißt und darum will ich's ſagen, wie ich's weiß. Es haben einige gemeint — und ihr wißt, welche Leute es gern weitertragen — nunmehr ſollte es ſchwer halten, euch wieder bei Tauſenden zuſammenzubringen. Das wäre nun freilich eine Kleinigkeit, es braucht ja nur das Wort: Bornhöved in's Land gerufen zu werden, wo unſre tapfern Vorväter, die alten Holſten alljährlich ihre große Volksverſammlung hielten und wo ſie gerade durch eine ſehr ſonderliche Fügung des Geſchicks mal dem großen ſiegreichen und gefürchteten Dänenkönig Waldemar für immer die Luſt vergehen ließen, Holſtein für däniſches Eigenthum zu halten. Und Krieg iſt zwar wieder um denſelben Dünkel, ich läugne es nicht; doch ſchöner wäre noch das Loos der Enkel, verſuchsweiſe

durch bloßen Geiſt und Willen ihre Gegner zu überwinden. Und ſo müßt ihr denn wiſſen und bedenken, daß zwar durch den Unverſtand oder Ueberverſtand von einem halbdutzend Männern, die ſich vor einigen Wochen zutraueten, eure Leiter zu ſein und denen ihr dies Vertrauen bis zum letzten Augenblick erwieſet, eine Volksverſammlung, auch die allergrößeſte, zu Schimpf und Schanden kommen kann, wie die allerbeſten Truppen durch ſchlechte Feldherrn faſt mit dem Anſchein von Planmäßigkeit und doch nur ganz natürlich, ſtatt zum Siege, zur Blamage geführt worden ſind, daß aber Volksverſammlungen wie die unſrige, ſolcher Art, ſolchen Geiſtes wie die unſrige, trotz ihrer ſchlechten Leitung oder vielmehr trotz des Mangels an aller Leitung, an ſich ſelber die Bürgſchaft einer guten, einer ſiegreichen Sache an ſich tragen. Es wäre nicht recht geweſen, euch in Norderf und Neumünſter dieſen Troſt mit nach Hauſe zu geben, denn welcher einer konnte es wagen und welcher einer war nicht herzverwundet mit, aber das iſt eine göttliche Traurigkeit und die iſt beſ-

ser als Schönthun und Wortemachen, Vertuschen, Verreden und ohnmächtiges Aufreizen, das ist Alles unsere Sache nicht, denn wir wollen in der ernsten Wahrheit unserer Gefühle sein und bleiben — muthig steuern wir auf das Ziel, aber den Wind des Augenblicks, welchen doch zuweilen der Augenblick verlangen mag, den können wir nicht machen, der Geist ist unser Hauptmann, der zu uns spricht, gehe hin, so geht er, aber mit langen Reden behelligt er uns nicht und er hat, auch im gemeinen Leben, bei uns fast die barsche Einsilbigkeit des soldatischen Kommando's, wenn auch mit dem Unterschiede, daß er ein Geist ist und kein Unteroffizier, Hauptmann oder Rittmeister.

Ihr müßt, will ich sagen, alles wissen, gerade um einzusehen, daß und warum die Leute die euch beriefen, unfähig waren, eine Volksversammlung der Schleswig-Holsteiner unter den stattfindenden Umständen und der vorgerückten Zeit abzuhalten und zu leiten, ich meine, nach Olshausens gewaltsamen Ausscheiden, denn für ihn verbürg ich mich, daß er uns nicht berufen hätte,

um uns zu verkünden, daß wir in Kraft der Versicherung des Amtmannes von Rendsburg ohne Belästigung des Militairs wieder nach Hause geben dürften.

So hört wie denn die Kommittee in der schicksalsschweren Zeit worin wir uns befinden und die von Augenblick zu Augenblick an Ernst sich steigern will, wie sie mit uns, ach was mit uns, nein wie sie mit ihrem Versprechen, eine große Volksversammlung abzuhalten, sich abzufinden gedachte.

Sie wollte uns, ich weiß nicht bestimmt ob in Nortorf oder Neumünster, eine Adresse an die bevorstehende schleswigsche Ständeversammlung verlesen und zur Unterschrift vorlegen, worin wir, mit den Heidelberger Professoren sagen, daß wir unser Gut und Blut für unsere Sache hingeben und unsre Kinder, Kindes und Kindeskinder ich weiß nicht in wie vielstem Grade im deutschen Sinn und Geist erzieben wollen.

Landsleute, ihr lächelt bitter zu diesen Worten, die in unserm Munde nur komödiantisch klängen. Jenes Wort der Heidelberger Professoren

ist nicht allein gesprochen aus unserm Herzen, wie man so zu sagen pflegt, sondern geschrieben mit unserm Herzblut, und wir, wir habens einzulösen.

Aber ihr könnt auch lachen, wenn's euch beliebt. Lachen über die säuglingshafte Lojalität eurer braven Volksversammlungskommittee, welche sie verhinderte, euch die Exemplare der entsetzlichen Adresse mitzutheilen, welche sie an die Schleswigschen Stände ausgefertigt hatte und worin sie den — leider gescheiterten — Triumpf des Tages setzte. Die Handschrift wurde an eine Hamburger Druckerei gesandt. Der Drucker meldete, die löbliche Zensur mache Schwierigkeit, doch habe er das Ding nach Braunschweig gesendet. Am Sonntag, einen Tag vor der Versammlung erhielt die Kommittee die gedruckten Exemplare, mehere tausende, aber zum Schrecken ohne Angabe von Drucker und Druckort: Darauf hat sie bis spät in die Nacht hinein lange und schwer beratbet, ob es ihr Gewissen erlaubte, solche verdächtige, nicht ausdrücklich mit dem Zensurstempel versehene Frucht, wär's auch nur ein

ſchlechter Vexirapfel für das Volk von Schleswig-Holſtein, unſrer großen Volksverſammlung mitzutheilen. Das erlaubte die heilige Sache nicht, das hieße den Weg der Geſetzlichkeit verlaſſen: fiat justitia. pereat Nortorf!

Am Sonnabend den 12. September, alſo zwei Tage vor der großen Volksverſammlung, ſtand ſo ziemlich der ganze Inhalt der Adreſſe, ungerupft in ihrem ſchaafwollenen Kleide, gefärbt, wie ſie war, mit einigen blutigen Sprenkeln groß und breit in der Abendzeitung der Hamburger Börſenhalle.

Daran iſt unſre große Volksverſammlung geſcheitert. Landsleute, nun frag ich euch, iſt's ein Glück oder ein Unglück, daß die Kommittee das Äußerſte was ſie thun wollte, gänzlich unterließ?

Ich aber halte es für meine Pflicht, der däniſchen Geſammtmonarchie und ihrer Polizei die Anzeige zu machen, daß die vier oder fünftauſend Exemplare dieſer Adreſſe ſich noch am Morgen des vierzehnten September irgendwo in der Feſtung Rendsburg in Gewahrſam, unter

Schloß und Riegel befanden. Ich hoffe für diese Anzeige mindestens einen Dannebrog oder doch wenigstens Nachsicht für einige freie Aeußerungen in dieser Schrift zu erlangen.

Tiedemann! am Morgen unsers großen Volksversammlungstages machte eine funfzigpfündige Schildkröte aus Westindien die Reise mit uns von Altona nach Neumünster; das ist ein Faktum, wie die Amerikaner sagen; diese Schildkröte ist unaufhaltsam nach Plön in die königl. Hofküche gewandert, ehe auch wir mit dem besten Willen zu Fuß hätten bei dem Schlosse anlangen können; jetzt hat sie sich ohne Zweifel schon inkorporirt und vielleicht eine unangenehme Indigestion hinterlassen; sebt also Landsleute, was eine Schildkröte vermag — und schämt euch!

Auch ist seitdem von den Kanzeln des Landes verlesen worden, daß wir die Absichten des königlichen Verfassers des offnen Briefes irrig aufgefaßt; leider bringt diese Erklärung aber nur eine neue Bestätigung, daß wir uns nicht in Irrthum befanden und daß unser Land ein unzertrennliches, also nach dänischer Erbfolge

forterbender Staatstheil Dänemarks sein soll. Eine sinnliche Erläuterung dazu ist die dänische Kokarde, mit der ihr in diesen Tagen auch unsre Truppen geschmückt seht.

Ein andereres und sonderbareres Faktum ist, daß seit dem vierzehnten September Dänemark und die Herzogthümer sich genähert haben, nämlich im Altonaer Merkur, wo sie früher weit auseinander standen und jetzt urplötzlich unter einer Rubrik vereinigt worden sind.

Ja, meine Landsleute, es geschehen Zeichen, Zeichen am Himmel und auf Erden, die höchst bedenklich wären, wenn wir — Weiber sind.

Druck von Fr. Krampe
in Braunschweig

Darſtellungen

aus den

ſchleswig-holſteiniſchen Feldzügen.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

In 3 Bändchen.

Erſtes Bändchen.

Kiel.

Verlag von Carl Schröter & Comp.

1850.

Der Titel dieser Blätter wird Jedermann andeuten, daß ich mich nicht vermesse, eine Geschichte der, zur Behauptung der schleswig-holsteinischen Landesgerechtsame und der deutschen Ehre gegenüber Dänemark unternommenen Feldzüge von 1848 und 1849 schreiben zu wollen.

Kriegsgeschichte kann überhaupt nur von einem Fachmann ausgehen, der zu sein ich bei völligstem Dilettantismus in diesem Genre mich nicht berühmen kann. Und der Geschichtschreiber muß nicht allein Mann von Fach, er muß ein Eingeweihter sein. Der Mann, der die Heere führt, muß die Hand von oben her im Spiele gehabt oder mindestens von oben her in das Ganze der Bewegungen und in ihre Motive hineingeschaut haben.

Mehrere Gründe veranlassen mich zu glauben, daß eine derartige Geschichte des Kriegs gegen Dänemark in den Jahren 1848 und 1849 noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen wird, wenn sie je das Tageslicht erblickt.

Es gibt wenig so diplomatisch-verzwickte, durch geheime Instruktionen neutralisirte Kriege, als leider der deutsch-dänische, das Schooßkind deutscher Einheits- und Freiheitsbegeisterung. Eine norddeutsche Macht, welche freiwillig sich an die Spitze dieses Krieges stellte und durch ihn das höchste Ziel seines alten, durch die eigene Selbsterhaltung eingeflößten und angefachten Ehrgeizes hätte erreichen können, zeigte sich verlassen von dem Genius ihrer Begründer und grub sich hier, wo sie triumphirend in die Pforte eines neuen höheren Daseins einziehen konnte, mit eigenen Händen eine Grube.

Materialiensammlungen des Krieges, besonders vom Jahr 1848, sind bereits vorhanden, von Militairpersonen, auffälligerweise von solchen, welche den Krieg nicht mitgemacht haben. Dänischerseits hat die Schlacht von Fridericia in der Person eines Augenzeugen und Mitkämpfers eine Darstellung gefunden. Ein Seitenstück dazu bildet die Schlacht von Kolding, von einem preußischen Offizier a. D., welche eine sehr detaillirte und theilweise nicht blos aus offiziellen Quellen schöpfende Mittheilung jenes Schlachttages liefert.

Näher der lebendigen Geschichte kommen die freischärlichen Darstellungen aus dem Jahre 1848, da ist etwas von der Blume der Geschichte, von dem Blute der Zeit, von dem Lebenshauche, der die Kämpfenden beseelte. Ihre Einseitigkeiten übrigens, etwa von einem Corps heraus,

ihre kritische Keckheit, die unbedenklich den Generalissimus spielt und den Finger auf alle Schlachtpläne setzt, ihre Vergötterungen und ihre Verdammungen, alles, was sie bringen, trägt einen so unverholen individuellen Charakter, daß dem künftigen Geschichtschreiber, wenn es einen solchen geben wird, nur eine Fernde aus solchen Materialien erwachsen kann. Martens, Führer des Hamburger Corps unter von der Tann, hat sich im übrigen der einfachen Berichterstattung im Bereiche der Freicorps, nach Selbsterlebnissen und Nachforschungen, befleißigt.

Auch meine Darstellungen werden den subjektiven Charakter nicht verläugnen. Im Gegentheil habe ich mir absichtlich ein persönlich Sichgehenlassen, die Memoirenform, gestatten wollen.

Ich habe in dem Sprudelquell nächster Erinnerungen ein Mittel gegen die große, fast unerträgliche Spannung der Gegenwart gesucht. Ein neuer Feldzug steht vielleicht bevor. Die Herzogthümer wollen ihren Frieden oder einen letzten Kampf. Und sie haben Recht daran. Doch welcher Einzelne kann hier weiter eingreifen, welche Tendenzschrift sagt dem Lande mehr, als was es bereits will, fühlt und weiß.

Ich bemerke schließlich, daß ich den Feldzug des vorigen Jahres nur bis zu der zweiten Auflösung und Umgestaltung der Freicorps, den diesjährigen nur bis auf

ein paar Tage nach der Schlacht von Kolding mitgemacht habe, wie man des Breiteren lesen wird.

Dazwischen fällt ein Aufenthalt in Frankfurt, den ich, als vorzüglich gewidmet unsrer schleswig-holsteinischen Kampfsache, nicht unerwähnt lassen werde.

Mitte Dezember 1849.

I.

In den ersten Tagen der schleswig-holsteinischen Erhebung ritt ein Trupp junger Landleute, mit kleinen hellblauen, silberbetreßten Mützen, die des Anführers mit einer weißen Schwungfeder geziert, in das Norderthor der alten guten holsteinischen Feste Rendsburg. Die schönen Pferde, die kräftigen Gestalten dieser jungen Leute, ihre schlanke Haltung, ihre durch Säbel und Pistolen unverkennbar an den Tag gelegte kriegerische Selbstbestimmung, das alles gewährte eins von den interessanten und erfreuenden Schauspielen, welche das damalige vom begeisterten Kriegsgetümmel widerhallende Rendsburg täglich, ja stündlich darbot.

Diese jungen Leute kamen aus dem Eiderstättischen, von jener fetten friesischen Marsch, wo wenig Bauersohne Lust fühlen dürften, ihr Loos mit den heutigen Prinzensöhnen zu theilen.

Ihre Absicht war, der provisorischen Regierung, oder vielmehr dem militairischen Mitgliede derselben, dem Prinzen von Noer, dem unsre Erhebung anfangs so viel zu danken, später noch mehr zu verzeihen haben sollte, als Ehrengarde sich anzubieten.

Der Prinz, weniger bekümmert um die Ehre oder Sicherheit seiner Personen, beschloß, diese Gelegenheit zur Errichtung eines freiwilligen Reitercorps zu benutzen.

Das Corps kam zu Stande, leistete kurze nicht unerhebliche Felddienste in der ersten Vorpostenthums-Periode der Freischaaren, wurde dann in Folge innern Widerspruchs und gewisser Intriguen aufgelöst und als Ordonanzcorps reorganisirt.

Der Leser wird gleich sehen, warum ich meinen Feldzugsmemoiren diesen Eingang gebe.

Je weniger die Leistungen und Schicksale der freiwilligen Reiter bisher bekannt geworden, je tieferes Dunkel ihr ganzes flüchtiges und doch so aufopferungsvolles Dasein umgibt, je neidischer vom Geschick ihnen die Gelegenheit versagt wurde, ihren Durst nach Auszeichnung zu befriedigen und ihren Namen mit dem der übrigen Freicorps ehrenvoll in die Annalen dieses Krieges einzutragen, je empfindlicher und wahrhaft bedauerlicher in der That ihre verfehlte Bestimmung für den Erfolg der Kriegsoperationen mir erscheint, desto lebhafter fühle ich mich, als ein zeitweiliges Mitglied dieses Corps, bewogen, ihm eine versöhnende Erinnerungstafel in diesen Memoiren zu stiften.

Bei der Kunde einer zu errichtenden freiwilligen Reiterei schlug mir das Herz. Ich sah die Schaaren der Freiwilligen von Süden einziehen, nach Norden abmarschiren und konnte ihnen nicht folgen, weil ein wenige Monate vorher erlittener Beinbruch dicht über dem Fuße mir damals nur die lahmste und schmerzlichste Bewegung gestattete, so daß ich bei jedem zehnten Schritt stillstehen mußte und die Passage eines Rinnsteins oder einer Treppe zum Heroismus für mich wurde. Ich erwähne dies Leiden, eine Ausweichung des Enkelknochens und Muskellähmung in dieser Gegend, weil es mich, wenn

auch allmählig schwächer werdend, beide Feldzüge hindurch begleitete und, abgesehen von dieser heimlichen und periodisch sehr peinlichen Treue, in meine Erlebnisse und ihre Darstellung eingreift.

Als ich von Altona nach Rendsburg ging, war meine Hoffnung, an der kriegerischen Erhebung der Herzogthümer nicht blos mit der Feder theilzunehmen, ziemlich schwach und unbestimmt. Ich beobachtete, schaukelte mich in der brandenden Woge jener herrlichen Sturmzeit. Wie oft habe ich später bedauert, daß das große, sich innerlich verjüngende Deutschland jener Tage nicht einen seiner würdigen äußern Feind hatte, sich nicht, gleich Schleswig-Holstein, auf der höchsten äußersten Spitze nothwendiger Kraftentwickelung gestellt sah. Eine gemeinsame große dringende Gefahr, wie sie der französischen Revolution durch die Befehdung der koalisirten Mächte zu Theil wurde, hätte auch das revolutionäre Deutschland gerettet. Ohne solchen äußern Nothzwang wird, das muß man jetzt einsehen, dies „Land der Könige und Beiser," das Land der Herren von Gottes Gnaden, nebst ihrem militärischen und büreaukratischen Zubehör, und der Professoren mitsammt ihren Compendien, dies Land, wo die angestammte historische Macht fast ungebrochen noch der neuen Entwicklung gegenübertritt, wo Theoretiker gegen Theoretiker tourniren, wo die Jugend so ungestüm und das Alter so philisterhaft ist, wo, und da berühre ich den allerschlimmsten Gegensatz, die am wenigsten politisch gebildeten, für die Herrschaft der Demokratie geeignetsten, durch mannhaften und freisinnigen Charakter ausgezeichneten Urstämme in kleine ohnmächtige Staatenbildungen zerstückelt sind, während die beiden

an der Spitze stehenden Großmächte ihren Thron auf dem Grund und Boden einer stets unterdrückten, politisch charakterlosen Mischbevölkerung aufgeschlagen und befestigt haben, ohne eine ungeheure nothgezwungen gegen Außen gerichtete Anstrengung wird dies Land und dies Volk niemals weder zur Freiheit noch zur Einheit gelangen. Der Dänenkrieg, ehrlich geführt, war eine zu große Lumperei für Deutschlands begeisterte Einheitskraft. Unehrlich geführt, wie die Folge lehrte, konnte er nur das Vorbild und das Werkzeug des baldigen Endes der deutschen Märzbewegung werden.

In jenen Tagen war ich aber mit den Meisten weit entfernt, die schleswig-holsteinische Erhebung, den beginnenden Dänenkampf aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Freilich konnte es keine feindseligeren Gegensätze in der Erscheinung geben, als die sich zu jener Zeit dem Beobachter in Rendsburg darboten. Doch erblickte ich damals in dem Zusammentreffen der schreiendsten Contraste, wie z. B. der preußischen Garde und der Berliner Barrikadenritter, nur die siegreiche Macht der Zeit und der Umstände, welche Menschen und Tendenzen der verschiedensten Art zu einem gemeinschaftlichen glorreichen Werke mit und wider Willen hindrängte. Das Gefühl beim Anblick der einrückenden preußischen Garden war freilich kein so einfaches. Zunächst erregte das Eintreffen der preußischen Hülfe eine arglose, wohlthuende Befriedigung. Unsre Erhebung sah sich von dem mächtigsten deutschen Fürsten anerkannt und unterstützt. Eine gewisse Bewunderung konnte diesen schönen goldstrahlenden Truppen nicht versagt werden. Und doch waren es diese Truppen, die erst kürzlich, nach einem

erbitterten Kampfe mit dem Volke die empörte Hauptstadt und Königsresidenz schmählich hatten verlassen und entfernte Cantonnements zum Theil in schmuzigen Dörfern beziehen müssen. So erschienen sie gleichsam als die Emigranten des gestürzten preußischen Absolutismus, als die weggeschlagenen Bajonettstuzen eines ehemaligen Soldatenthrons, der sich gegenwärtig eine solidere bürgerliche Grundlage geben zu wollen schien, endlich aber doch als tapfre Soldaten und Erben eines großen Kriegsruhms, die ein mächtiges Verlangen tragen mußten, in einem ehrenvollen Kriege gegen den äußern Feind die auf ihnen haftende und von ihnen, wenn auch mit mehr Unwillen als Demuthigung gefuhlte Schmach auszutilgen. Weiter sah und dachte mal Niemand aus der Menge, welche die preußischen Garden am Morgen ihres Einzuges mit Jubelruf begrüßten. In den Jubel konnte ich freilich nicht einstimmen, so guter Schleswig-Holsteiner ich war, und so wenig ich die Rolle ahnte, wozu diese Truppen, uns zu Hülfe gesandt von dem zu Hause an sich selbst verzweifelnden Preußen, auf unserm Kriegs-Liebhabertheater sich vorbereiten sollten. Und hätte ich damals jedem preußischen Soldaten an den Augen abgesehen, daß sein Blick nicht sowohl vorwärts gegen den Feind, als rückwärts gegen den Impuls in seinem Rücken drohend gerichtet sei, dies aperçu würde mich nicht sehr beunruhigt haben. Die Soldatenmacht schien gebrochen zu sein, die Macht der Ideen, des Rechts, der Freiheit und der Begeisterung für das aufgestandene Deutschland die alleinherrschende. Und wo in der Welt trat dies berauschende Gefuhl kühner und sicherer hervor als in dem kleinen Holstein, wo das Volk, gestuzt auf

gutes Recht, dem Kampfe gegen die älteste, absoluteste, wenn auch verrottetste von Gottes Gnaden Militair-monarchie Europa's freudig entgegenging.

Nun fehlte es allerdings schon in jenen ersten kochenden Tagen nicht an Gelegenheit, manche kühlere Bemerkungen anzustellen. Die kriegerische Aufregung schien doch hauptsächlich nur in den Städten ihren Sitz zu haben. Und auch hier brachten große Anläufe und viel Rede- und Schreibgetrommel zum Theil nur mäßige Resultate zu Wege. Es erhob sich ein Geschrei nach Bürgerbewaffnung, wo sie noch nicht vorhanden, und nach Verstärkung und Verjüngung derselben, wo sie bereits länger gestiftet war. Ich will nicht läugnen, daß mir von vorn herein das Bürgerbewaffnungstreiben ein Abweg zu sein schien, auf dem sich viele kräftige junge Leute verloren und von der großen Heerstraße, die über Rendsburg ging, zurückzogen. Das Land bedurfte in jenem ungeheuren drängenden Moment Feldsoldaten gegen den äußern Feind, nicht Bürgergardisten, deren Zweck und Leistungsfähigkeit doch einmal nur auf die Erhaltung der innern Ruhe sich beschränkt. Und auch in dieser Beziehung war und bin ich gegen das Bürgersoldatenthum. Die Ruhe und Ordnung, die eine örtliche Gemeinschaft, eine Partikel des Staats, so groß sie sein mag, zu erhalten hat, fällt dem Polizeigebiete anheim. Polizeisoldaten und Polizeibeamte sind dafür am Ort. Geht die Störung der innern Ruhe aus Bewegungen hervor, welche die gewöhnliche Polizeisphäre überragen, sind es Staats-Bewegungen und Unruhen, so muß auch der Staat und seine bewaffnete Macht sich mit ihnen abzufinden wissen. Eine lokale Bürgerwehr

iſt überdies nutzlos in entſcheidenden Augenblicken innerer Unruhen. Bei gewöhnlichen Zeiten nährt ſie nur die Eitelkeit und den gefährlichen Schein der Sicherheit. Unter außerordentlichen Umſtänden, unter ſolchen, von denen ich rede, lähmt ſie zum großen Nachtheil des Ganzen die erforderliche Entſchiedenheit, womit ein Jeder für oder gegen die perſönliche Theilnahme an den Kampfereigniſſen ſich zu erklären hat, und iſt in dieſer halben, von einem trügeriſchen militäriſchen Kraftſchein umhüllten Stellung mehr verderblich als irgendwie förderlich. Es verſteht ſich, daß obige Bemerkungen eine Bürgerwehr wie die Rendsburger nicht treffen. Dieſe war zu jener Zeit wie noch augenblicklich bereit und fähig, die Vertheidigung Rendsburgs, unſers kriegeriſchen Centralorts, unſrer feſten ſchleswig-holſteiniſchen Burg, der Wölfin, welche unſre Revolution — ich bitte, vor dem Worte nicht zurückzuſchrecken — geſäugt hat und mit aufgeſperrtem ſcharfzähnigen Rachen ihr bereits mit ach! ſo viel Blut beſprenkeltes Milchkind fortwährend zu beſchützen gedenkt, im Nothfall auch allein und ohne ſonderliche militairiſche Beihülfe zu unternehmen, wie denn thatſächlich die Rendsburger Bürger im Verlaufe des Krieges zuweilen faſt die einzige und ſicher kundigſte und verläſſigſte Beſatzung ausmachten. Desgleichen nehme ich die Küſtenbewachungscorps, die an Seeplätzen, wie z. B. dies Frühjahr in der Stadt Kiel, zu dieſem beſtimmten Zweck zuſammentraten und leider in ihrer Function nicht die gehörige Unterſtützung und Leitung von Oben fanden, ſelbſtverſtändig von dieſen die Bürgerbewaffnung betreffenden Bemerkungen aus. Ihre Erwähnung führt mich aber zu einer andern Schattenſeite jener erſten ruhm-

reichen Erhebungstage, welche in der That die dunkelste Partie derselben nach Oben und Unten zu bilden schien.

Ersichtlich war unter den aus den Herzogthümern zuströmenden Freiwilligen die Hauptkraft unsres Ackerbaulandes, der Landmann selber, fast nicht vertreten. Der Kieler Student und Turner war der erste, der sich stellte. Dann trat auch die Waidmannschaft und Jagdliebhaberei zu einem tüchtigen Corps zusammen. Die Städte, wie Oldesloe, Altona, Schleswig u. s. w. ließen mit ihrem Zuzug nicht auf sich warten. Dazu kamen die nächsten Umgebungen der Städte Hamburg-Altona, Itzehoe u. s. w. Allein auch letztere gehörten mehr der gewerbtreibenden Classe als der feldbauenden an. Unser Bauersohn, unser Bauerknecht ließ sich kaum blicken; ihn vermißte man unter den herbeieilenden Schaaren.

Es war das allerdings eine betrübende und den Fremden zumal, die bei uns nichts als Begeisterung und Waffenlust vorzufinden wähnten, auffällige Thatsache. Die kräftigsten Bursche sah man allenthalben in den Dörfern umherstehen und mit wenig mehr Ausdruck als dem der Neugier und des Staunens die wunderlichen Fremdlinge betrachten. Wie oft war ich später auf dem Zuge durch Südschleswig Zeuge, wie Freischärler, namentlich die ausheimischen, Spott- und Strafreden an diese müßigen Gaffer richteten.

Indeß die Sache war erklärlich. Der Landmann, namentlich der norddeutsche, ist überhaupt minder beweglich und reisig als der Städter, der Gewerb- und Handelsmann. Einen heftigen Umschwung, eine plötzliche Umkehr der Dinge läßt er erst allmählig an sich

kommen und ſetzt ihm zunächſt die breite Kraft der Trägheit entgegen.

Eine freiwillige Bewaffnung für den Felddienſt nun gar war unſrem Landmann ein Ding, was ihm ſehr fern lag, was ihm nicht in den Kopf wollte, woraus er ſich ſogar ein Gewiſſen gemacht haben würde. Nicht weil es gegen den König ging. Die ganze deutſche Landbevölkerung war einig darin, ihren Landesfürſten als freiwilligen oder unfreiwilligen Landesfeind, als Werkzeug des däniſchen Complottes gegen die Herzogthümer zu betrachten, und während beider Feldzüge iſt mir von dieſer Seite her keine einzige naive Spur eines legitimen oder religiöſen Widerſtrebens unter dieſen ſonſt ſo loyalen Leuten perſönlich kund geworden. Nein, weil er nicht gewohnt war, etwas aus freien Stücken zu thun, weil ein freies, bis an die Grenze der Lebensopferung gehendes Handeln außer ſeinem Denk- und Gefühlskreiſe lag, weil ein uncommandirtes Soldatenſpielen und in den Krieg gehen ihm ſo viel hieß als „Gott verſuchen" und gegen die alte Weisheit der Sprichwörter, „wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um," und „was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Witz," anrennen. Endlich war das Freiſchaarenthum ihm ein ganz exotiſches Gewächs. Es widerſtrebte ihm, dieſen verwegenen, bunten, zum Theil phantaſtiſch ausſehenden, aus allerhand Menſchenkindern zuſammengeſetzten Schaaren ſich anzuſchließen. Sich freiwillig zum Rekruten für das regulaire Heer zu ſtellen, fiel ihm ebenſowenig ein. Der Militairdienſt, bisher nur allein dem flachen Lande aufgebürdet, war ihm ein Frohndienſt, ein verhaßtes und verachtetes Loos. Wer die Mittel

dazu hatte, kaufte sich vormals einen Stellvertreter, gerade wie in Dänemark. Dem gebildeteren und unabhängigeren schleswig-holsteinischen Landmann mochte jedoch die vorherrschende Brutalität der meist dänischen Offiziere noch unerträglicher sein als dem jutschen und inseldänischen.

Dazu kam, daß die Folgen unsrer Revolution, vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, noch keineswegs allgemein mit dem gehörigen Ernst in Betracht gezogen wurden. Daß es mit der Revolution nicht abgemacht sei, daß es Krieg geben werde zwischen den beiden Nachbarvölkern, einen Krieg mit blutigen Schlachtfeldern gleich denen der alten vergessenen Tage, das wurde in den ersten Tagen der Erhebung in der Masse des Volks nicht geahnt. Im Allgemeinen war man der Ansicht, daß die Dänen weder den Muth noch die Kraft besäßen, zum Angriff der Herzogthümer vorzuschreiten. Im Fall sie es aber thäten, würden sie schlecht wegkommen. Und worauf stützt sich die letztere Zuversicht? Einerseits auf die Geringschätzung der dänischen Streitmittel und des dänischen Soldaten überhaupt. Anderntheils auf die Ueberschätzung der Vertheidigungskräfte, die sich aus der großen Bewegung entwickeln würde. Im Anblick des Vorhandenen war diese Zuversicht kaum oder vielmehr nur durch die höchste Geringschätzung des Feindes zu rechtfertigen. Man konnte sich doch eigentlich nicht verbergen, daß unsre Streitkraft aus wunderlichen und zum Theil bedenklichen Elementen bestand. Abgesehen von den ungeübten Freicorps, boten doch selbst die wenigen schwachen aus der Dänenherrschaft uns übergekommenen schleswig-holsteinischen Bataillone und Schwadronen uns keine starke Bürgschaft an. Die Freicorps hatten Geist,

aber keine Waffenübung, keine disciplinarische Bildung. Unsre Truppen, man darf es sagen, waren jene Zeit, ihrem Bestandtheile und ihrer Vergangenheit zufolge, ohne Geist, noch betäubt von dem plötzlichen Umschwung der Dinge, und verunsichert durch die starken Lücken im Commando, welche der Austritt so vieler, wenn auch nicht beliebter dänischer Offiziere verursacht hatte.

Die Versäumnisse hinsichtlich der Verstärkung unsers regulairen Heeres, diese Versäumnisse, welche selbst später, nach den ernstlichsten Mahnungen nicht nachgeholt wurden und gegenwärtig erst, nach dem Schlag von Friedericia, nach den bitteren militairisch politischen Erfahrungen, welche die Herzogthümer endlich an ihre eigene alleinige Kraft als letztes Rettungsmittel verwiesen haben, einem umgekehrten, jetzt so ziemlich bis an die Grenze numerischer Kraftentwicklung gehenden und nicht weiter zu überspannenden Verfahren Platz gemacht haben, diese Versäumnisse sind hinlänglich bekannt und genügt, um mir ein längeres Verweilen dabei zu gestatten.

Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, es hätte mir unser Generalcommando viel Geschmack an dem Freischärlerthum an den Tag zu legen gescheinen. So manche Freischärler, die gepocht hatten, daß man sie mit offenen Armen in Rendsburg aufnehmen würde, klagten mit mehr oder minder Grund über die Kälte und Sprödigkeit ihres Empfangs, sowie bald genug ihre Klagen gegen Vernachlässigung und Undank gerichtet werden sollten. In der That empfing sie von vorn herein nicht jener Geist der Zuvorkommenheit und der Erkenntlichkeit, womit man Freunde und Helfer in der Noth zu begrüßen pflegt. Sehr viele von diesen jungen

freiwilligen Streitern für Schleswig-Holstein hatten die theuersten Verhätnisse zerrissen, die größten Opfer gebracht. Jeder, so wenig er auch zu Haus verließ und aufgab, war doch bereit, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Bis nach Rendsburg hatte sie der Jubel der Bevölkerung begleitet. Innerhalb der Thore wehte sie eine merklich kältere Luft an. Hier ist nicht die Rede von den sentimentalen Enttäuschungen, die einem angehenden jungen Kriegshelden, mit der Büchse im Arm, der Feder auf dem Hut und hochfliegenden Gedanken im Kopfe widerfahren, wenn die erste Frage im Kriegsbureau nach Herkunft und Zeugnissen lautet, oder wenn die Exercition mit ihrem Rechtsum und Linksum ihren barbarisch nothwendigen entgeisternden Anfang nehmen. Es lag ohne Zweifel etwas Tieferes und männlich Gerechteres in der Verstimmung, die sich gleich anfangs vieler Freischärler bemächtigte. Die ganze Erscheinung und das Wesen der Freicorps war zu demokratisch, um nicht von einer verwaltenden Seite her beanstandet und gleichsam nur als ein augenblicklich zu ertragendes nothwendiges Uebel betrachtet zu werden.

Deutete man, wie oben bemerkt, die eigentliche Landeskraft zum Waffendienste nicht gehörig aus, so war man nicht abgeneigt, den damals in Schwange gehenden Volksbewaffnungstendenzen in gewisser Weise Vorschub zu leisten. Ich meine mit der Heugabel. Vor der Hauptwache in Rendsburg war das Prachtexemplar einer Musterforke, einer Kriegsheugabel, zum Dienste der Volksbewaffnung aufgestellt. Ich habe später die Heugabelträger in Angeln gesehen, als man daselbst einen sogenannten Volksaufstand machte. Es war mir ein

bedauernswerther Anblick, dieſe verheugabelte Revolutions-Jugend. Mit ſolchen und ähnlichen Dingen belaſteten wir in Nordſchleswig ganze Wagen. Dort hatte man ſie gegen uns geſchmiedet und bei unſrer Ankunft wohlweislich dem Schooß der Erde übergeben. Eine unglückliche Schaar ſolcher Forken- und Senſenmänner wurde bekanntlich in der Periode des erſten Waffenſtillſtillſtandes von unſern Dragonern elendiglich zugerichtet. Unſer Landmann iſt nicht der Art und die Verhältniſſe waren nicht danach geſtaltet, um die Bauernkriege des Mittelalters zu erneuern oder ihm einen Vernichtungskampf im ſpaniſchen und ungariſchen Stil zuzumuthen. Dieſe Anſtalten konnten höchſtens nur zur Alarmirung des Feindes dienen oder auf die Bedeutung ſpekulirt ſein, die der Feind, eingeſchüchtert, ihnen beilegen würde. Und in dieſer Hinſicht konnte man ſie auch ſchon gelten laſſen, hätten ſie das waffenfähige Volk nicht von ſeiner wahren Beſtimmung abgehalten. An der friſiſchen Weſtküſte bereiteten ſich zu jener Zeit weit ernſtere Selbſtbewaffnungsverſuche vor von Männern, die Schießgewehre hatten und mit ihnen umzugehen verſtanden. Die Friſen wollten ſich ſowol gegen mögliche Ueberfälle von der Seeſeite als gegen die Ripener Horden, die bis Tondern vorgedrungen waren, in Vertheidigungszuſtand ſetzen. Eine frieſiſche Deputation kam nach Rendsburg, um zu dieſem Behufe Exerciermeiſter und eine kleine Militärtruppe zu erbitten. Das wäre in der That der rechte Anfang zu einer ernſtlich gemeinten praktiſchen Volksbewaffnung geweſen. Die Deputation wurde indeß abſchläglich beſchieden, weil die Armee für den bevorſtehenden Krieg keinen Mann miſſen könne.

Jeder müsse sich durchzuschlagen suchen. Das war nun wol die bittre Wahrheit, aber sie stimmte nicht zu dem Mangel an umfassenden und durchgreifenden Maaßregeln, um unsre Militairkraft zu organisiren. Man sagt, es fehlt an Offizieren, an Waffen, an Kriegsmaterial. Ohne Zweifel. Aber das war eben die Aufgabe, diese Uebelstände so schleunig als möglich zu beseitigen. Sind dazu Schritte gemacht worden und welche? Von der bis jetzt darüber fehlenden Aufklärung hängt in der That das Endurtheil über den Grad der Verschuldung seitens des Obercommando's ab. Von einer ziemlich lebhaften Thätigkeit in den Magazinen konnte man sich überzeugen; daß sie jedoch genügend gewesen, bezweifle ich aus folgendem, mir zur Kenntniß gekommenen Umstande. Unsre schwächste Waffe war damals die Artillerie. Es fehlte nicht an Kanonen, aber an Lafetten. Um diese herzustellen, waren nur ein paar Arbeiter beschäftigt, die vielleicht wöchentlich eine liefern konnten. Mit der geringsten Mühe und in der kürzesten Zeit hätte man sich eine beliebige Arbeitskraft für diesen wichtigen Zweig verschaffen können.

Ich rüge nicht, um zu rügen. Alles war damals in größter Hast zu beschicken und es war ein Durcheinander von wichtigen großen und kleinen Obliegenheiten zusammenzufassen, was bei billigen Richtern wol manche Vernachlässigung, manches Fehlgreifen entschuldigt. Soll ich aber den allgemeinsten Eindruck wiedergeben, der mir damals in Rendsburg wurde, so muß ich sagen, daß sich meiner zuversichtlichen Hoffnung auf den Sieg unsrer Sache eine gewisse Verwunderung beimischte, die revolutionäre Regierungsbehörde nicht von der alle

übrigen Gedanken und Geschäfte in den Hintergrund stellenden, nur das Nächste, Dringendste, den Krieg, den Volkskampf gegen Dänemark in's Auge fassenden Präoccupation beseelt zu sehen, welche ich bei ihr vorausgesetzt hatte. Es war da so viel friedlicher Regierungs- und Verwaltungs-Applomb, daß man nicht ahnen konnte, eine Sturmnacht habe diese Regierung geboren und der Sturm werde ihre Säugamme sein. Das überwiegend Wichtigste jener Zeit, der Krieg, lag in einer Hand und in einem Kopfe. Ich meine, nur ein Mitglied der Regierung, Kriegsminister und zugleich General, vertrat die Volkserhebung nach der kriegerischen Seite hin, während nach meinem Gefühl, nach meiner Anschauung der außerordentlichen Sachlage die ganze Regierung eine militairische, das heißt vom Geiste des Kriegs beseelte hätte sein müssen. Das schien sie mir nicht zu sein und das war sie auch nicht. Unstreitig befaßte sie einige der tüchtigsten Repräsentanten des Landes nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin, aber ein Staatsmann und Kriegsmann wie Kossuth war nicht unter ihnen. Damit entfuhrt mir aber am Ende ein Wort, das vielleicht nicht ungeeignet wäre, gegenwärtig eine mildere Betrachtungsweise hinsichtlich des Auftretens unsrer revolutionären Gewalten anzuregen. Mit einem Kossuth, oder überhaupt mit Männern von vorn herein an der Spitze, welche ganz auf der Höhe jener Tage gestanden und das Volk in die Schleusen des bewaffneten Aufstandes eingelassen hätte, wäre allerdings unsre Sache wol längst entschieden; ob nach unserm Wunsche, möchte indeß gegenwärtig im Angesicht der Revolutionstrümmer Europa's, mehr als zweifelhaft sein. Das Ende —

es iſt noch nicht da — ſoll den Meiſter loben — oder, wenn von Meiſtern, von gewaltigen, vorausſehenden, leitenden Gedanken in der Führung unſrer politiſch-militairiſchen Angelegenheiten nicht die Rede ſein kann, das Ende ſoll unſre Schülerhaftigkeit, unſern Pedantismus, unſer Zaudern und Schlaudern vor der eigenen Kraftentwicklung, ſoll unſre Schwächen und Fehler ſelbſt loben, Fehler, vielfach mit manchen Tugenden verwachſen, begründet in unſrer Natur, ausgeprägt in unſern bisherigen Verhältniſſen, Fehler, die eine höhere Entwicklungsperiode herbeiführten, Fehler, denen wir vielleicht die ſchickſalgehämmerte, einige, Achtung gebietende Kraft verdanken, auf welche geſtützt wir gegenwärtig, ein vereinſamter Reſt der Völkererhebung und Völkerkämpfe aus den Märztagen von 1848, dem drohendſten Moment mit kalter Entſchloſſenheit entgegengehen, an dem durch ſchwächliche, bis zum Verrathe fortgeſchrittene Bundesgenoſſenſchaft bereits geſchändeten Altare Schleswig-Holſteins von rechts und links uns die Hände reichend, mit der Loſung, nunmehr allein zu ſtehen oder allein zu fallen.

Alle unſre öffentlichen Charaktere haben ſeit den Märztägen eine Bildungsſchule durchmachen müſſen, die ſie doch endlich von den oft entgegengeſetzten Seiten her auf den Punkt zuſammenführt, der für unſre Sache die Lebensverknotung bildet. Hilf dir, Volk, und der Himmel wird dir helfen! mit dieſer Weisheit haben wir nicht angefangen, jetzt aber ſcheinen ſich doch alle rechtſchaffenen Männer in ihr vereinigt zu haben.

Mit dieſer Herzenserleichterung will ich den Gegenſtand abbrechen und zu dem ausgeworfenen Faden, mit dem

ſich meine perſönlichen Kriegserlebniſſe zuerſt verwebten, zu unſern freiwilligen Reitern zurückkehren.

Hätte die Sache Zeit gehabt und wäre ſie ſchicklich eingeleitet und betrieben worden, z. B. durch Vermittlung der Gutsherrn und anderer einflußreichen Perſonen auf dem Lande, ſo zweifle ich nicht, daß viele von unſern Bauerſöhnen mit ihren kräftigen Pferden und nicht minder derben Perſönlichkeiten ſich ſtracklich in Rendsburg eingefunden hätten. Gegen den Reiterdienſt hatte unſer Landmann weniger Abneigung. Unterdeß kam nur eine ſchwache Schwadron und eben nicht aus unſerm bäuerlichen Kern zu Stande. Es waren junge Leute von dieſſeit und jenſeit der Elbe, von den verſchiedenſten Lebensſtellungen. Durchgängig lieferte die Regierung die Pferde und die Waffen. Letztere nebſt Sattel- und Lederzeug waren Reliquien des Rendsburger Arſenals und Zeughauſes. Schwere Pallaſche mit wuchtigen Klingen, jedoch von ſchlechtem ungeſtähltem Eiſen. Eine Reiterpiſtole mit Flintſchloß, Patrontaſche. Das Pferdegeſchirr derb, für Ungeübte etwas verwickelt. Polniſche Sättel, welche das Herunterfallen auch für den ſchlechteſten Reiter faſt unmöglich machen, jedoch eine ſehr genaue Legung, Unterbreitung der Wolldecke und feſte Gurtſchnürung verlangen, wenn das Pferd nicht gedrückt werden ſoll. Dazu kamen Haferſäcke, lange Stricke, um die Pferde auf Lagerplätzen weiden zu laſſen u. ſ. w. Als Bekleidungsſtück wurde ein weiter, langer, hellblauer Mantel geliefert. Außerdem ſchafften ſich die freiwilligen Reiter die hellblaue Mütze der eiderſtädtiſchen Kameraden an.

Letztre blieben von Anfang an eine für ſich beſtehende Abtheilung.

Ich muß bemerken, daß die Aufnahme ohne viel Prüfung vor sich ging. Eine Reitprobe z. B. war sehr unzulänglich. Unter sehr kräftigen Gestalten gab es auch schwächliche. Neben vielem Wohlgefälligen in Ausdruck und Haltung trat auch zuweilen das Mißfällige und Bedenkliche hervor. Vielleicht war die Ueberhastung mit der Aufnahme, namentlich zuletzt, wo die vom Generalcommando angestellten Offiziere ihre Leute und die herbeigeschafften Pferde ihre Reiter haben wollten, größer als selbst damals zu entschuldigen. Unter den obwaltenden Umständen konnte man übrigens im Voraus keinen herkömmlichen strengen Maaßstab anlegen. Erst bei den Uebungen und im Felddienste mochte sich die Spreu von dem Waizen sondern. Nicht selten zeigte es sich, daß die Zarteren und anscheinend Schwächlichen an Energie und Ausdauer den Robusteren überlegen waren. Nach einem Zusammensein von einigen Wochen oder nur Tagen nahmen die Freicorps unter sich selbst einen Ausscheidungsprozeß vor, vermöge dessen der edlere und tüchtigere Theil ein entschiedenes Uebergewicht über die allerdings vorhandenen rohen und unnützen Elemente erhielt und bis an's Ende ihrer Leistungen zu behaupten wußte. Auf diese Weise haben die Freicorps mehrere Hunderte aus sich ausgestoßen. Auch die freiwillige Reiterei sollte später etwas ähnliches, doch unter eigenthümlichen Umständen erleben.

Gleich nachdem ich, mein erwähntes Fußgelenkübel so gut als möglich verbergend und verbeißend, mir die Aufnahme in dies Corps verschafft hatte, wobei mir vielleicht einige persönliche Berücksichtigung zu Hülfe kam, gab ich mich mit ganzer Seele dem Leben und Streben desselben

hin, mit dem festen Vorsatze, mein Augenmerk hauptsächlich auf die Pflichterfüllung in diesem mir ungewohnten und, wie ich mir vorstellen konnte, höchst beschwerlichen Dienste zu richten. Die Erwartung von den Beschwerden fand ich zwar durch die Wirklichkeit überboten und mag es den Meisten so gegangen sein.

Die ersten Tage waren wir in der Stadt herum einquartiert. Darauf bielten wir unsern Umzug nach einem hinter der Giderschleuse außerhalb des Norderthors gelegenen Magazingebäude. Die Einrichtung war noch nicht fertig, unter anderm fehlten die Schlagbäume zwischen den Pferden, die dichtgedrängt neben einander an den Krippen gebunden waren. Es waren lauter junge, ungeritteue Thiere, von den Marschbauern zum Verkauf das Stück durchschnittlich zu hundert Thalern geliefert. Diese jungen muthigen und tückenvollen Rosse fuhrten in der Nacht das lärmendste Schauspiel auf, das mir in dieser Art vorgekommen ist. Es war ein Wiehern, Beißen, Schlagen, Losreißen von den Krippen, daß es für die sich ablösende Wachtmannschaft in dem dunkeln, nur durch eine kümmerliche Stallaterne spärlich erleuchteten Raum halb zum Lachen, halb zum Verzweifeln war. Die Mannschaft selber fand Obdach auf dem Boden eines benachbarten kleineren Magazins. Hier verzehrte sie das ihr gelieferte Speck und Brod und streckte sich, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, namentlich der auszuführenden Heldenthaten, friedlicher als ihre Rosse, neben einander hin. Gesang, Geplauder, Unterbrechungen durch die ablosenden Wachten, massenhafte Schnarchen, alle diese später mir so vertraut gewordenen und mit noch andern Umständen, wie obligate

Pferdetritte, Geſchrei und Geſluch darüber vermiſchten Nachtvorkommniſſe eines Feldzugs erwähne ich nur, weil ich der erſten Nacht, dem erſten und gewöhnlich lebendigſten Eindruck ſein Erinnerungsrecht nicht entziehen will.

Morgens wurde um vier Uhr aufgeſtanden, was für Jemand, der gewohnt iſt, ſeinen Kaffee um acht Uhr im Bett zu ſchlurfen, vielleicht die ſtärkſte aller Prüfungen ſein durfte. Futterung und Striegelung der Pferde nahmen die erſten goldenen Morgenſtunden weg. Von einer frühern Behandlung mit der Striegel war bei dieſen Bauerpferden kaum eine Spur zu entdecken. Es war daher, um recht Grund zu faſſen, eine anſtrengende Arbeit, abgerechnet daß Manche, wie ich, ſie niemals ausgeübt hatten. Eines Morgens ſah ich ziemlich wohlgefällig auf den glatten Rücken meines Pferdes, ich war zufrieden mit meinen Erfolgen und hatte bereits die Striegel zur Seite gelegt. Da trat der Commandeur des Corps, uns durch einen Frühbeſuch überraſchend und, wie es ſchien, über irgend etwas unmuthig, an mich heran und befahl mir mein Pferd zu ſtriegeln. Ganz unbefangen und ſtolz wies ich auf meinen Gaul und ſagte mit der heitern Zufriedenheit einer glücklich vollbrachten ſauren Pflichterfüllung: ich hab es ſchon geſtriegelt. Als der Befehl nun barſcher wiederholt und erneuert wurde, gab es einen Wortwechſel, der von beiden Seiten böſes Blut ſetzte, wo es nicht auf der einen bereits vorhanden war. Ohne Zweifel war es jedoch, nach ſtrengen disciplinariſchen Grundſätzen, zu tadeln, daß ich jenem Gebot Folge zu geben mich nicht entſchließen konnte.

Der Vormittag war zu Schwadronübungen im Freien

auf einer weiten Fläche im Süden der Feſtung beſtimmt. Ich lernte bald begreifen, daß das feſte und doch nicht gedrängte Anſchließen einer Reitermaſſe in mannigfacher Bewegung und Schwenkung eine Uebung von nicht Wochen, ſondern Monaten zur Vorausſetzung haben müſſe. Man ſtelle ſich das Gedränge vor, welches entſtand, wenn wir, die wenigſten ſchulgerechte, manche ſehr apokryphiſche Reiter, in einer Linie mit unſern erſt zuzureitenden Pferden manövrirten. Man hat bekanntlich Fälle, daß durch das Aufeinanderdrängen der Pferde Reitern die Beine abgeſtoßen werden; ich habe ſogar von einem zwiefachen Beinbruche dieſer Art gehört. Zuweilen erlitt ich Höllenſchmerzen an meinem ſo empfindlichen Fußgelenk, wenn es bei ſolcher Aufſtauung mit dem beſpornten Nachbarfuße in preßhafte Berührung kam. Möglichſt hielt ich mich daher an den Flügeln auf oder ſuchte mein Pferd, ſei es beim Traben oder Galoppiren, beſonders aber bei dem plötzlichen Halt etwas vorwärts zu ſetzen, wobei mich die breite vordrängende Bruſt des wackern Rappen, der mir zugefallen war, beſtens unterſtützte. Das wildeſte en carrière Reiten war mir das liebſte und bequemſte, dies wurde ſowohl einzeln als mit der ganzen Schwadron vorgenommen. Beim Ueberſetzen über einen Graben ſtürzte nur einmal einer ohne Schaden zu leiden. Alle Commando's wurden durch die Stimme geleitet, weil uns ein Trompeter fehlte. Ein freiwilliger Trompeter, der nicht reiten konnte, hatte ſich anfangs die größte Mühe gegeben, dieſen kleinen Uebelſtand zu beſeitigen, aber er mußte bald, geſchunden, das Feld räumen, was natürlich allgemeines Bedauern erregte.

Unſer Hin- und Rückritt ging durch die Stadt, wo unſre Erſcheinung, als die Ritter des Freiſchaarenthums, immer ein beſondres Aufſehen erregte, vielleicht hin und wieder auch ein gewiſſes ungläubiges oder mitleidiges Achſelzucken bei denjenigen, welche an die wohlgeübte, ausgezeichnete däniſche Reiterei dachten, der wir gegenübergeſtellt werden ſollten, und welche es verſtändiger gefunden haben mochten, hätte man die ſchweren Koſten, die wir verurſachten, auf die Vervollſtändigung unſrer eigenen regulairen Reiterei verwendet. Im Allgemeinen fand man die Sache keck und luſtig. Den Prinzen-Generaliſſimus ſahen wir zuweilen im Vorüberreiten auf dem Balkon ſtehen, das blaſſe noble Geſicht mit den ruhig blitzenden Augen und dem früh ergrauten Bart wohlwollend zu uns als ſeiner Schöpfung aus Liebhaberei herabgeneigt. Nach einigen Wochen ſollte er ſie ſelbſt wieder zerſtören, entweder an ſeinem Plan oder an uns irregewerden oder irregemacht.

Mit den Uebungen zu Pferde wechſelten die zu Fuße ab; von dieſen, die ohnehin nur das einfache Thema gewiſſer Reitevolutionen darſtellten, wurde ich durch das Wohlwollen des Officiers, der ſie leitete, größtentheils befreit. Dann wurden auch Fechtübungen mit in die Luft gebauenen Schwadronbieben angeſtellt. In den Univerſitätsjahren — geſegnet ſei ihr Andenken — ſoll ich mal was man nennt eine patente Klinge geſchlagen haben. Und recht aufrichtig muß ich geſtehen, daß dieſe Erinnerung und das Bewußtſein, mit der blanken Waffe immer noch, trotz meiner fünfundvierziger Jahre, in einem alten Liebesverhältniſſe zu ſtehen, deſſen Flamme niemals ausgeht, mir hauptſächlich die Entſchloſſenheit verlieh, meine

ſonſtigen Bedenklichkeiten in Betreff meiner Theilnahme an dem Feldzuge bei Seite zu ſetzen und meinem Wunſche, auch mein Blut und Leben einzuſetzen für den Kampf, dem ich meinen „däniſchen Fehdehandſchuh“ voraufgeſchleudert hatte, in der Ausſicht Folge zu leiſten, irgendwo und irgendwie meinen Platz auszufüllen und kein ganz unbrauchbares Mitglied der freiwilligen Kriegerſchaft zu ſein. Uebrigens ſchienen mir die Schwadronhiebe — ich kannte dieſe Art von Fechterei ſchon aus meinen Kieler Studentenjahren von den in Kiel liegenden Dragonern — mehr eine ſtarke Arm- und Leibesbewegung als ein wirkliches Fechten zu ſein, Hiebe, fürchterlich für den Gegner, der ſie nicht parirt, aber blitzgefährlich für den Austheiler, wenn er's mit einem des Fechtens kundigen Gegner zu thun hat. Es iſt jedoch allbekannt, daß ein ſogenannter Naturaliſt, und die meiſten Krummſäbelſchläger in Uniform pflegen von der derbſten Gattung derſelben zu ſein, ein weit böſerer Gegner iſt als ein Halbkenner. Und da es ſehr ſchwer fallen dürfte, in einem gegebenen Zeitraum eine größere Menge auch nur bis zum Mittelmaaß der Geſchicklichkeit, die ohnehin in ihrer höheren Ausbildung etwas Inſtinktives, zumal eine feurige raſche Correſpondenz zwiſchen Auge und Hand bedingt, auszubilden, ſo möchte wol dieſer rohkraftige, ſchwungreiche, dem Naturalismus gleichſam die Hand bietende Schwadronhieb doch erfahrungsmäßig ſein Recht bei der Kavallerie behaupten dürfen. Es iſt, wie geſagt, ein fürchterlicher Hieb, nur muß man ihm nicht zuvorzukommen oder nachzueilen wiſſen, die Deckung iſt null und die Kreisſchwingung mit vollem Arm, die Seele dieſes Fechtens,

hört ſelbſtverſtändlich auf, ſobald die Schwerter aneinander gerathen. Ohne Frage kommt dabei auch die Bewegung zu Roß, die Kunſt, daſſelbe zu tummeln, beſonders in Betracht. Dennoch hegte ich, weder ein geübter, geſchweige kunſtfertiger Reiter, die Einbildung, und ich habe nicht Gelegenheit gefunden, ihre Wahrheit oder Eitelkeit beſtätigt zu ſehen, mich nicht ohne Ehren in einen Einzelkampf mit dem einen oder andern, Schwadronhiebe austheilenden jütſchen Centauren einlaſſen zu können.

Futterungen unſerer Pferde, Appelle und dergleichen beſchäftigten uns die übrige Tageszeit bis zum Ausruhen auf dem beſagten Magazinboden. Zwiſchen allen dieſen officiellen Beſchäftigungen gab es denn auch ein paar Freiſtunden, die zur Erholung, resp. Speiſung in einem benachbarten Wirthshauſe zugebracht wurden.

Ich weiß nicht, ob man ſich über die Verwendung unſers Corps von vorn herein klar geweſen. In den erſten Tagen und ehe der erwähnte Vorfall ſtattgefunden, nahm ich mir die Freiheit, dem Commandeur meine Anſicht darüber auszuſprechen. Ich war der Meinung, wir mußten als ein leichtes fliegendes Corps, gleichſam koſackenmäßig, zu Ueberfällen, Streifereien, Recognoscirungen, Allarmirungen, kurz allerhand wagehalſigen Unternehmungen, verwendet werden. Eine regelrechte Reiterei, die in geſchloſſenen Gliedern ihren Chok auszuführen verſtehe, würde doch nicht aus uns werden. Die Zeit der Uebungen ſei zu kurz und die Mannſchaft nicht danach zuſammengeſetzt. Ihr Eigenthümliches ſei der Geiſt freier und kecker Bewegung, der Freiſchaarengeiſt. In erſterer Hinſicht mochte dieſer wackere Reiterofficier

mir Recht genug geben, doch bezweifle ich, daß die freischärlichen Andeutungen ganz nach seinem Sinne waren.

Fortwährend faßte ich indeß unser Corps in diesem Geiste auf und die Erfahrung hat mich belehrt, daß es, in diesem Sinne und nach dieser Richtung gebraucht, vielfach Gelegenheit gefunden haben würde, außer seiner Vorpostenstellung, gute Dienste zu leisten und seine freischärliche Eigenthümlichkeit neben unsrer regulairen Reiterei vortheilhaft an den Tag zu legen.

Jede regulaire Reiterei wird bei uns im Norden, mag sie auch der Waffe nach eine leichte sein oder genannt werden, in Betreff der Bewegung eine schwere sein oder werden. Für die Kavallerieregimenter erwählt man gewöhnlich die an Leibesstärke ausgezeichnete, an schwere Arbeit gewöhnte Landjugend. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß namentlich für den Roßdienst Körperfestigkeit und Arbeitsgewöhnung, unter strenge Zucht und Aufsicht gestellt, die Grundbedingung für ein tüchtiges Corps bilden. Der Roßdienst ist bekanntlich großentheils ein Rossebedienen. Erst kommt das Pferd, dann der Mensch. Die ganze Bedeutung der Waffe concentrirt sich in dem Pferde. Man pflegt ja auch schlankweg von so und so viel Pferden, statt von so und so viel Reitern zu sprechen. Und wahrlich ein schlechter Reiter, der aus Unkunde oder Leichtsinn die Pflichten gegen sein Pferd und damit gegen sich selbst verabsäumt. Solcher Leichtsinnigen gab es auch unter der freiwilligen Reiterei, besonders im Felde und als die strengere Aufsicht aufhörte, doch so viel ich bemerkt habe, nicht eben unter dem gebildeteren Theil derselben. Es wird dies mehr und minder stets unter gleichen Umständen der

Fall sein, wo das Pferd nicht das eigene ist, wie bei trefflichen hannoverschen Reiterei. Jedenfalls darf aber eine strenge anhaltende Zucht und Ordnung in Betreff dieser wichtigsten Seite des Roßdienstes, noch außer allen, den Mann selbst betreffenden Dienstlichkeiten, als ein unumgängliches Erforderniß angesehen werden. Dabei kann es aber schwerlich ausbleiben, daß diese natürliche Sorgfalt und Liebe des Reiters zu seinem Pferde, die bei den südlichen Reitervölkern und auch im Einzelnen bei uns oft so schön und rührend zum Vorschein kommt, die Form eines disciplinarischen Thierkultus annimmt, der in Verbindung mit dem übrigen oft sehr beschwerlichen und angreifenden Dienste und das Ganze durchdringenden Disciplinarstrenge, eine gewisse freie Geistigkeit und jenes, gleichsam der freien Steppe angehörige leichtbewegliche, kecke, schlanke, wilde Element des leichten Reiterthums schwerlich aufkommen lassen. Der stolze Reiter mit seinem geschwinden Roß, den das Volkslied besingt und in den die Phantasie der Weiber sich verliebt, ist bei uns in der modernen Wirklichkeit ein gar maschinenhaftes schwerfälliges Wesen und mehr der Sklave als der Herr seines edlen Thiers, dessen helles freudiges Wiehern ihn zum Kampfe auffordert. Man will behaupten, daß unsre im Laufe des Kriegs beträchtlich angewachsene, an Mann und Roß ihres Gleichen suchende Reiterei in beiden Feldzügen mehr negative als positive Dienste geleistet habe. Vergißt man dabei nicht, daß das meist koupirte Kriegstheater ihr und der feindlichen wenig Gelegenheit darbot sich zu zeigen, noch weniger daß die Verwendung nicht von den untergeordneten Offizieren und den Leuten abhängt, so

möchte man doch nicht ungeneigt sein zu glauben, daß mehr Selbstgefühl, mehr Feuer und Geist in den Gliedern, mehr von jenem, das Obercommando selbst oft zum Gehenlassen zwingende freie Reiterlebendigkeit doch noch andere Resultate für den Feldzug dieser Waffe erzielt haben würde. Gegen geschlossene, kaltblütig abwartende Infanteriecolonnen wird die beste Reiterei überhaupt wol wenig dieser Zeit auszurichten vermögen und kommt sie nicht in den Fall, ihre wirkliche Furchtbarkeit gegen erschüttert weichende und gar fliehende Heermassen auszuüben, so bleibt ihre Hauptaufgabe, rasche Verbindung zwischen den Heertheilen zu erhalten, und besonders auch nach vorn und den Seiten hin im feindlichen Lager Verwirrung und Schrecken zu verbreiten. Bei dieser Aufgabe kommt ihr recht eigentlich die Phantasie zu Hulfe, die seit uralten verflossenen Zeiten den heranjagenden und verschwindenden Reiter, als ein aus Thier und Mensch bestehendes abenteuerliches und furchtbares Wesen umgiebt, wie denn, abgesehen von den sehr triftigen Gründen, welche in solchen Fällen die Erscheinung von Cavallerie zu einem Gegenstande des Schreckens machen konnen, diese Vorstellung, diese Phantasie, die man sich von dem Reiter macht, mir in allen Fällen sein Hauptbundesgenosse zu sein scheint.

Indem ich von obigen Voraussetzungen für unser freiwilliges Reitercorps ausging, glaubte ich dann auch, daß es sich in jeder, mit seinem besondern Dienste vereinbaren Hinsicht, auf den Fuß der übrigen Freicorps zu stellen habe. Diesen stand zum Beispiel die freie Wahl der Unteroffiziere zu und das Recht schien mir und den Uebrigen so wohl begründet zu sein, daß wir

in ein unangenehmes Staunen versetzt wurden, als nach einem Exercitium im Freien der Commandeur uns die Namen von einem halben Dutzend zu Unteroffizieren ernannten Mitglieder des Corps mittheilte und nur die Frage hinzufügte, ob Jemand von uns gegen die Genannten etwas zu erinnern habe. Gegen die Personen, zum Theil Adelige und nicht bekannte, hatte man nichts zu erinnern, wol aber gegen die Form, und da dies nicht auf der Stelle zur Sprache kam, machte ich mich des Ehrgeizes, Unteroffizier zu werden, nicht verdächtig, privatim zum Organ des Corps bei dem Commandeur, der mir erwiederte, es sei ihm ein solches von uns in Anspruch zu nehmendes Recht nicht bekannt gewesen. Die Sache verlief damit, daß die ernannten Unteroffiziere aus eigener Bewegung auf ihre Charge verzichteten, dann aber, mit allgemeiner Beistimmung sie wieder aufnahmen.

Da ich meine Erlebnisse sine ira et studio, ohne beleidigen noch schmeicheln zu wollen, schreiben werde, und sicher nicht ohne die Discretion, welche man Personen, Verhältnissen und Umständen — und welch ein Umstand ist nicht der fortlaufende Kriegszustand — bei solchen frischen Veröffentlichungen schuldet, sehe ich nicht ein, warum ich nicht vorkommende Personen mit ihrem vollen Namen nennen soll, ohne ihnen den Schleier von einem X..... oder U.... umzuwerfen. Es soll auf diesen Blättern weder die Leidenschaft, noch die Tendenz, noch selbst der Zweck der Unterhaltung vorherrschen. Licht- und Schattenpartien sollen nicht grell vertheilt werden, die Phrase, die Uebertreibung, das farbenreiche Gemälde soll nicht auf Kosten der nicht leicht zu habenden, noch leicht zu verstehenden, noch leicht zu sagenden, das

heißt mit reinen Linien und Farben wiederzugebenden Wahrheit, vorwalten und die namhaften handelnden Personen sollen nicht mit poetischer noch auch politischer Lizenz gleich den Figuren eines Romans behandelt werden. Und eben aus dem Grunde, weil ich mir bewußt bin, den Willen und einigermaßen auch die Fähigkeit zu haben, mich vornämlich auf dem Gebiete des wirklich Selbsterlebten, Angeschauten und Gefühlten zu halten, und die gewählte Memoirenform dazu beitragen wird, meinen Fuß auf diesem naiven Gebiete festzuhalten, nehme ich keinen Anstand, wie ich meinen eigenen Namen zu Markte trage und manche persönliche Vorkommnisse dem Publikum zur Beurtheilung überlasse, dieselbe Unbefangenheit auch auf Andere nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze auszudehnen.

Der vom Prinzen-Generalissimus ernannte Commandeur der freiwilligen Reiterei war der preußische Husarenoffizier, Graf von Bismark, gegenwärtig den Rang als Major in unserer schleswig-holsteinischen Cavallerie bekleidend, einer von den preußischen Offizieren, die gleich im kritischen Moment unserer Erhebung ihr Dienstverhältniß in Preußen unterbrachen und, sei es aus lebhaftem Antheil an unserer Sache, sei es aus soldatischen Rücksichten, sich unserm General zur Verfügung stellten. Es kommt gegenwärtig bei jenem, sei es, oder sei es nicht, auf Eins hinaus, da wol kaum Einer von den auswärtigen Kriegern, welche unsere Feldzüge mitgemacht und zum Theil geleitet haben, nicht Kopf und Herz unsrer Sache zugewandt und eine ihm mitunter, so zu sagen, selber unbegreifliche Umwandlung und Uebersetzung gleichsam aus dem Preußischen und

spezifisch Berlinischen und Potsdamischen ins Schleswig-Holsteinische an sich erfahren hat. Unser Commandeur frappirte mich beim ersten Anblick als geborner Husar; Gesicht, Blick, Haltung, Gang, Stimme des noch jugendlichen Mannes stimmten zu einer raschen, feurigen und wiederum auch liebenswürdigen und gewandten Gesammterscheinung, und selbst die Tracht, die leichte Uniform der grunen preußischen Husaren mit der schirmlosen Cylindermütze, hob dieselbe auf entsprechende Weise hervor. Der erste frische Eindruck einer solchen Erscheinung unter solchen Umständen, wir zu Allem bereit und willig, nur nach einem tüchtigen Führer uns umsehend, der unsre, wie sehr auch mangelhafte, doch lebendige, originelle, mit eigenen Fittigen für den losbrechenden Krieg begabte Reiterschaft zu Sieg und Ehren zu führen und die „wilde verwegene Lützowsche Jagd" mit uns erneuern, oder vielmehr diese Jagd aus der Körnerschen Poesie in schleswig-holsteinische Streckverse bringen würde, ich sage, dieser erste Eindruck schien mir ein glückversprechender zu sein, wobei ich mich nicht sowol hinsichtlich der Persönlichkeit dieses Offiziers, der sich vielmehr ganz nach der ersten vorgefaßten Meinung bewährte, als in Bezug auf damalige, außer Berechnung liegende Umstände geirrt zu haben erklären will. Das mittlere, bindende Element freilich zwischen einem Führer und einer Mannschaft, die sich völlig unbekannt sind und wo die letztere wegen ihrer Ungeübtheit große Nachsicht und größeres Vertrauen in Anspruch nahm, scheint mir nicht vorhanden gewesen, ein Umstand, der vielleicht dazu beitrug, die freiwillige Reiterei, nachdem sie mehr gelitten als gestritten, ihrem, ich glaube nicht verdienten

Untergange, oder, was gleichbedeutend, Uebergange in ein Ordonanzcorps zuzuführen.

Als Lieutenant der Schwadron wurde Herr Gröning angestellt, ein Bremer von Geburt, ehemaliger preußischer Cavallerieoffizier, später Landmann und vor dem Ausbruche unserer Revolution, wenn ich nicht irre, willens, sich einen Landbesitz diesseit der Elbe zu erwerben. Eine große starke Gestalt, mit dem Gepräge der Gutmüthigkeit und des schlichten norddeutschen, practischen Verstandes, unser Exerciermeister, beliebt im Corps trotz etwelcher Derbheiten, die ihm zuweilen die vielleicht nur zu gerechte Ungeduld entriß und als vorausgesetzt verständiger und tapferer Führer in Achtung. Herr Gröning ist gegenwärtig Rittmeister in unserer Cavallerie. Als Wachtmeister fungirte Herr Brandenburg aus Altona, bis dahin Offizier der dortigen Bürgergarde und Vorsteher einer Reitschule, brav, verständig und geschäftstüchtig, seitdem ebenfalls in unserer regulairen Cavallerie dienend, gegenwärtig als Premierlieutenant. Die Eiderstädter Reiter bildeten, wie gesagt, ein für sich bestehendes, jedoch mit uns verbundenes Corps. Ihr hübscher und schlank kräftiger Führer stand mit ihnen unter dem Befehl unsers gemeinsamen Commandeurs, des Grafen von Bismark.

Ein Fahneneid wurde uns nicht zugemuthet. Ein eigenthümlicher Vorgang dieser Art mag hier beiläufig erwähnt werden. Ich war zugegen, als dem Bracklowschen Corps auf dem Rendsburger Neumarkt im Kreise versammelt, ein Fahneneid-Formular durch den dermaligen Civiladjutanten des Prinzen, unsern mit der Annahme und Organisation der Freicorps betraueten Lands-

mann Sammer vorgelesen wurde. Die Waidmänner blieben stumm. Nach einer nochmaligen Verlesung und wiederholten Aufforderung, das Formular nachzusprechen, erhob sich aus dem Munde Mehrerer ein lauter, bescheidener aber fester Protest. Die Einreden liefen hauptsächlich darauf hinaus, so ein abgeforderter Schwur seine Pflicht als Vaterlandsvertheidiger zu erfüllen, setze ein Mißtrauen voraus, das sie als Freiwillige am wenigsten verdient zu haben glaubten. Noch minder könnten sie sich dazu verstehen, ein Gelübde der Treue gegen die Regierung, an welche denn? doch wol nicht an die des dänischen Königs? abzulegen. Den aus diesen Protesten entstandenen Verlegenheiten wurde dadurch ein Ende gemacht, daß sie aufgefordert wurden, ihren militairischen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu geloben, was sie denn auch einmüthig ohne Weigern thaten.

Ein paar Tage vor unserm Aufbruche ins Feld geschah das Unglück bei Bau und Krusau, verknüpft, wie man weiß, mit dem großen Glück, daß die Dänen ihren Sieg nicht verfolgten. Die Hiobspost wirkte durchaus nicht entmuthigend. Der in Folge dieses Unfalls erlittene, ohnehin erst langsam bekannt werdende Verlust, so wie die angetretene Rückbewegung unserer Armee, kamen in unsern Augen weniger in Betracht, als die von unserm Studenten- und Turnercorps bewiesene Tapferkeit, von denen wir die schönsten Züge hörten. Ueberhaupt machte ich damals die Erfahrung, daß der Soldat, der in Waffen stehende Mann weniger von solchen schlimmen Kriegsgerüchten berührt wird, als das Publikum, einmal vielleicht, weil er weniger davon erfährt, weniger Zeit hat, sich darum zu bekummern, dann auch, weil er sich dagegen wehrt und panzert.

Am Morgen des 11. April — am 9. hatte bekanntlich der Ueberfall bei Bau und Krusau stattgefunden — ritten wir aus der Festung nach Norden, froh wie junge Leute, die ihre Schulzeit endlich überstanden haben und in das Abenteuer der weiten Welt hinaustreten. Hatte die Schulung auch kaum 14 Tage gedauert und fuhlten wir auch, daß dieselbe Zahl der Wochen uns nicht unzuträglich sein würde, wir waren, bei dem Gedanken an unsere Brüder im Felde und angeekelt von der Stallwirthschaft und dem Käfig der düstern Festungswälle, ihrer von Herzen überdrüssig. Unser Abzug erfolgte unter dem Gesange des schleswig-holsteinischen Bundesliedes, doch ohne Trompete, die wir, wie bemerkt, zu unserm großen Leidwesen nicht erschwingen konnten. Eben so wenig erfreuten wir uns einer Standarte oder Fahne. Wir waren aber noch nicht lange unsers Weges gezogen, als uns eine schwarz-roth-goldene zu Theil wurde, indem eine ehrwürdige Matrone, die Bewohnerin eines Landhauses, die uns aus ihrem Fenster Segenswünsche mit ihrem Schnupftuche zuwehete, uns ein Geschenk mit einer solchen machte. Leider war die Freude nur kurz. Auf den Wunsch des zugführenden Offiziers wurde dies unreglementirte Symbol unseres Kriegerthums wieder eingerollt und bis auf weiteres einem Packwagen übergeben.

Von der großen Landstraße nach Schleswig bogen wir den Weg nach dem Wittensee ein. Ehe wir noch diesen See erreicht hatten, trafen wir mit unsern, auf dem Rückzuge befindlichen Truppen zusammen. Der Anblick war, um es zu gestehen, nicht sehr erbaulich für eine den entgegengesetzten Weg machende, eben erst freudig

in's Feld rückende junge Truppe. Infanteristen, Dragoner, Kanoniere, alles zog schweigend, in einigem Gedränge, an uns vorüber. Es schien fast, als ob sie uns mit halb erstaunten, halb mitleidigen Blicken betrachteten. Einige Wagen von Verwundeten, das Schauspiel eben nicht erheiternd, waren im Gefolge. Der Prinz von Noer in Person befand sich unter den Truppen. Er hielt sein Pferd an und ließ uns mit einigen freundlichen Empfangsworten vorüberziehen. In meiner Nähe hörte ich von ihm die Worte: nun, kommt ihr! Ich glaube erwidert zu haben: uns hat lange danach verlangt, Durchlaucht. Der Prinz schien aufgeregt und blässer als gewöhnlich, doch sind solche Bemerkungen täuschend. Die Truppen hatten die Nacht in und vor dem Dorfe Wittensee zugebracht und zogen sich nach dem Kanal. Es war jedoch nur ein Theil unsrer Armee, eine andre Abtheilung hatte sich, wie ich später erfuhr, aus Mißverständniß von Schleswig über Flensburg nach Rendsburg zurückgezogen. Von den Freicorps sahen wir keine Spur. Niemand konnte uns auch sagen, was aus ihnen geworden, wo sie abgeblieben. Ich werde später noch auf diese höchst wirren Momente unmittelbar nach dem Bauer Treffen zurückkommen.

Die Nacht nahmen wir Quartier in dem Dorfe Kl. Wittensee. Das war so der erste appetitliche Imbiß in die vorgestellten nomadischen Freuden eines freien Reiterlebens, für unsern Geschmack mehr gewürzt als verbittert durch die Retiradescene des Tags. Auf den großen Scheunendielen der wohlhabenden Bauern des genannten Dorfes wurden unsre Pferde untergebracht, zum Theil vor improvisirten Krippen, oder die Köpfe in Berührung

mit den breiten krausen Stirnen des milchspendenden Hornviehes, das, wie ein Poet sich ferner ausdrücken würde, entweder die totalste Gleichgültigkeit oder ein gewisses Erstaunen, eine gewisse Beunruhigung über das so plötzliche Erscheinen der freiwilligen Reiterei in dem Dorfe Wittensee zu verrathen schien. Willkommen waren wir jedenfalls unsern Wirthen, die mit Freude auftischten, was ihre Vorräthe darboten, Erbsen, Schinken, Gänsebrüste, dazu den ungeheuren Bierkrug mit frommen Sprüchen von Außen und gutem Bier im Innern, aus dem, wie die Jahreszahlen lehrten, schon viele dahin gegangene Geschlechter friedlich sich erlabt hatten und der uns nunmehr zur Stärkung im Strauße gegen den dänischen Erbfeind und Friedensstörer von den Greisen und blühenden Mädchen des ächtaltsächsischen Dorfes kredenzt wurde. Nachts bereiteten wir uns das herrlichste Strohlager in der Nähe des Kuchenfeuers, wer nicht zum Dienst abberufen wurde, schlief gewiß so prächtig wie nur je zuvor.

Ehe wir indeß etwas vom Feinde hier zu Gesicht bekommen, wurden wir über Schestedt nach Rendsburg zurückgeführt. Bei dem Monumente von Schestedt, gestiftet zur Erinnerung an das Gefecht, durch welches die Schleswig-Holsteiner, damals gepaart mit den Jüten und Dänen, sich den Durchzug nach Rendsburg erzwangen gegen ein deutsches Corps, von dem namentlich eine aus der edelsten Jugendblüthe Mecklenburgs bestehenden Abtheilung bis auf ein paar Mann aufgerieben wurde, bei diesem für die holsteinischen Waffen — eine dänische Sturmcolonne kniff — gewiß ehrenvollen, aber durch die Erinnerung an jene Schmachzeit für das deutsche

Herz verletzenden Monument, hielt der Prinz, umgeben von seinem Stabe, eine Musterung. Um dieselbe Stunde traf auch, von Rendsburg kommend, die Hamburger Freischaar ein und weckte mit ihrem berittenen Führer an der Spitze, eine gefällig uniformirte, trefflich bewaffnete Jugend, den günstigsten Eindruck. Das Corps ging damals seiner nächsten Bestimmung, in der Umgegend von Eckernförde, zu, während die freiwillige Reiterei auf die nächsten Tage eben nördlich vor Rendsburg Cantonnements bezog.

Den zwar kurzen aber nicht sehr erfreulichen Zwischenzustand endete plötzlich der Befehl zu satteln und aufzusitzen. Wir ritten auf der großen Landstraße nach Schleswig vorwärts, etwa drei Stunden Wegs, wo wir bei dem Sorgbrücker Wirthshause Halt machten, ein einsam liegendes Haus mit abgesondertem Stall, der eine geeignete große, für den Frachtverkehr bestimmte Räumlichkeit darbot. Nebenbuhler an Frachtpferden fanden unsre Rosse damals weder in diesem noch in einem andern Wirthshause der Landstraße. Es herrschte auf ihr die vollkommenste Oede und Stille: alles Geschäft, jeder Verkehr war unterbrochen, man besorgte das Vordrängen der Dänen und diese Furcht verrieth sich schon dicht hinter Rendsburg, wo schon die erste Chausseeeinnehmerwohnung ausgeräumt und verlassen stand. Auf Sorgbrück fanden wir den Wirth noch zur Stelle, mitsammt einer ganz soliden Wirthschaft, die während der ganzen Zeit unsers wirklich [illegible]belhaften Vorpostenthums in jener Gegend nicht allein d[illegible] Honneurs unsers Hauptquartiers, sondern auch die unsers gemeinen Magens machte und unsern erschöpften Kräften ringsum

die unvergleichlich beſte Erneuerungsquelle darbot, obwol ſeltener als wir wünſchten.

Der Bach oder das kleine Flüßchen, die Sorge, nach welchem Sorgbruck ſeinen Namen führt, bildet einen ſehr werthvollen Abſchnitt, im militairiſchen Sinn und Stil zu reden. Sie begrenzt in einem ziemlich weiten Bogen nordwärts ein weites Blachfeld von Heideland und ſtellenweiſe Moor, zur Rechten, am öſtlichen Horizont, durch die in dieſer flachen Gegend dem Auge intereſſant auffälligen und wie ein reizendes Geheimniß erſcheinenden Berge von Aſchaffel, ihrer Quelle, überragt. Während ihres Laufes durch dieſe traurige Gegend duldet ſie nicht allein kein Baden der Nymphen in ihrer Fluth, ſondern hindert auch, was hier zunächſt in Betracht kommt, den Feind und namentlich ſeine Reiterei am Uebergange. Ihre ſumpfigen Ufer ſind nur an ein paar Stellen zu paſſiren, auf der Brücke, über welche die groſſe Landſtraße führt und dieſſeit welcher das genannte Wirthshaus liegt, dann auf einem öſtlicher bei der ſogenannten Stentermühle hinüberführenden Nebenwege, endlich durch die Furth eines in der Nachbarſchaft von Sorgbrück rückwärts gelegenen Dorfes.

Mit dem Einrücken in dieſe Stellung begann für die freiwillige Reiterei jene Periode von Tag- und Nachtarbeiten, abſpannenden Mühſeligkeiten und anſpannenden Anfregungen des Vorpoſtendienſtes Angeſichts des Feindes, welche, glaub ich, jedem Kriegsmann das Unvergeßlichſte in ſeinen Erinnerungen ſein wird, jene zwar nur ungefähr achtmal vierundzwanzig Stunden für uns dauernde Periode, die aber wol ganze Monate und Jahre in manchem Leben aufwiegen mag, eine Periode, die ſich

wol in den nächsten Beziehungen mit der gleichzeitig von den Freicorps vor Eckernförde erlebten am besten vergleichen läßt, meines Wissens aber während beider Feldzüge in Betracht der Beschwerlichkeiten und in Betracht des trotz unsers schönen Abschnittes stündlich über uns hängenden Gefahr schwerlich ihres Gleichen findet. Was die Anstrengungen betrifft, nun, die haben wir freiwilligen Reiter von damals rechtschaffen gefühlt und dieser oder jener wird sie noch in den Knochen haben. Ein andres Ding war es freilich damals mit der Gefahr oder vielmehr mit dem Gedanken, die unsre jungen ungeübten, weitvorgeschobenen, auf der Hauptlandstraße zwischen Schleswig und Rendsburg dem Feind und seinen Vortruppen direkt gegenüberstehenden Reiter sich von dieser Gefahr machten, welche sie im Gegentheil, wie die Pikaderos den Stier, aufzureizen suchten und ihr in jeder Richtung entgegengingen.

Die Wahrnehmung der beiden Defilées über die Sorge erforderte zunächst die Theilung unsrer ohnehin schwachen und nur aus 70 bis 80 Mann, abgerechnet die erst später eintreffenden Eiderstädter, bestehenden Schwadron. Eine Abtheilung unter dem Lieutenant Gröning besetzte die Stentermühle, die andre, der ich angehörte, verblieb bei dem Hauptquartier in Sorgbrück.

Unverzüglich bezog letztere Abtheilung einen Posten auf ungefähr der Halbscheide des Weges nach Kropp, bei dem Chausseehause und drei vereinsamten Bauerstellen, Heidbunge genannt. Pferde und Mannschaft blieben die Nacht im Freien. Die Nächte waren damals kalt und rauh, wovon wol namentlich die Freicorps derzeitig die wachsame schützende Vorpostenkette bildend,

hinter welcher das regulaire Heer sich organisiren und pflegen konnte, leicht bekleidet und zum Theil unbemäntelt, wie sie waren, ein Liedchen mitsingen können. Wir hatten wenigstens den Vortheil, uns in unsre großen Mäntel einhüllen zu können, und wäre der schneidende Wind nicht gewesen, der wie ein guter Fechter trotz aller Verpanzerungen immer eine Blöße, eine schwache Stelle zu finden weiß, so hätten wir diese interessante nächtliche Feldwache noch mit weniger Frösteln genossen. Die Pferde wurden hinter einer Stallmauer angebunden, die einigen Schutz gewährte. Die Reiter wanderten und schwatzten umher, oder betteten sich auf kurze Zeit bei ihren Pferden, oder ritten Patrouille nach dem Kirchdorfe Kropp, zu welchem, etwas abseit von der neuen Chaussee gelegen, der Weg von hier abführt. Von den Dänen war in der Nacht nichts zu sehen und zu hören, obwol wir erfuhren, daß sie schon Besuche in Kropp und weiter südlich auf der großen Landstraße bis zum Chausseebaum, wo wir hielten, gemacht hatten. Unterwegs traf man auf ein Wirthshaus, in gewöhnlichen Zeiten das besuchteste auf der Schleswiger Landstraße, dem kein Postillon und Frachtfuhrmann vorbeifährt, verlassen von allen männlichen und weiblichen Bewohnern bis auf einen gedungenen Warter und Ganimed der liquiden Fuselreste der Wirthschaft; Hunger haben wir übrigens in jener Nacht nicht gelitten, denn die Bauern von Heidbunge verabreichten uns bald nach unsrer sie erfreuenden Erscheinung ungeheure mit Mettwurst belegte Butterbröde, die wir, noch zu Pferde haltend, mit dem ritterlichsten Anstande verzehrten. Der hiesige Chausseeeinnehmer war ausnahmsweise auf seiner Stelle geblieben. Als ich mit

ihm über die Flucht seiner Collegen und Andrer sprach, äußerte er, daß die Furcht vor den Dänen auf dem Lande allgemein sei; die Bauern in der Umgegend glaubten überdies, daß die Dänen und die Unsrigen hier auf der Heide zusammenschlagen würden. Seine eigene Frau und Kinder hatte er durch keine Vorstellungen zurückhalten können, er sei mutterseelenallein in seinem Häuschen. Und wenn Sie es wissen wollen, fuhr der gute alte Mann fort, indem er sich möglichst meinem Ohr näherte und eine gedämpftere Stimme annahm, es ist ein Geheimniß, und Sie müssen mich nicht verrathen, ich habe hier in meinem Garten noch zwölf Immenkörbe versteckt, die will ich nicht aufgeben, sonst wär' ich auch davon gegangen sein, da die Einnehmer doch ganz überflüssig sind, denn es fährt und reitet Niemand und wer es thut, bezahlt nichts. Diesem braven mittheilsamen Mann verdankten wir manche gute zuverlässige Nachrichten und ich noch besonders das Geschenk einer kleinen Tabakspfeife, welche meine zerbrochene ersetzte. Einige Tage darauf kam ich mal im Galopp bei seinem Schlagbaume angesprengt, seine kleine Pfeife im Munde. Herr Jesus! Sie brennen! rief er. Und das war kein schlechter Witz, sondern die Wahrheit, denn im scharfen Ritt war feurige Tabacksasche mir zwischen Mantel und Rock gefallen und ein starker Rauch verkundigte bereits den Feind, den ich mir nicht so nahe vorgestellt hatte. Der Mantel bekam ein Loch und das war beiläufig das einzige, das er in jener Zeit erhielt.

Diese erste Feldwache bei Heidbunge war die vorgerückteste, die wir bezogen. Fernerhin wurde die Feldwache etwas weiter zurückgelegt, während die Vedetten

etwa eine Viertelstunde vor ihr hielten und Patrouillen über Kropp streiften. Auch wurde zur Nachtzeit die Feldwache eingezogen, was jedoch bei dem fortlaufenden Vedetten- und Patrouillendienste der kleinen Mannschaft nur eine geringe Erleichterung war.

Sorgbrück bildet ungefähr ein Drittel des Wegs von Rendsburg nach Schleswig; Kropp das zweite Drittel. Mit ihrer Hauptmacht in Schleswig liegend schoben die Dänen ihre Vorposten bis gegen Kropp, Ascheffel und gegen Eckernförde vor. Dort wie hier ließen sie sich dann abwechselnd in stärkerer oder geringerer Anzahl blicken. Einige in den zurückgelegenen Dörfern kantonnirende Schwadronen hatten sie leicht für uns bei der Hand und es war daher unsre Aufgabe, die höchste Wachsamkeit für solche Fälle zu üben und uns, sei's zur Gegenwehr, sei's zum Rückzug, Tag und Nacht bereit zu halten. Eine Ueberraschung in voller Sorglosigkeit, wie sie später mit den preußischen Kurassieren in Nordschleswig und den hessischen Husaren in Jutland sich so ärgerlich zutrug, hätte nicht wohl unser Loos sein können, dagegen wir unstreitig den Vortheil genossen, an der Bevölkerung der Umgegenden einen gewiß nicht genug zu schätzenden Bundesgenossen zu besitzen, während in den genannten Fällen, was freilich eine verdoppelte Vorsicht nöthig gemacht hätte, notorisch der Verräther stets in der Nähe war, wo er nicht mit unsern Truppen unter einem Dache schlief. Nicht allein vor Verrath sicher — so weit eine Truppe dies sein kann, denn es gibt einem schlauen und gewaltsamen Feind gegenuber auch einen unfreiwilligen und abgepreßten Verrath — kamen uns fortwährend, selbst durch nächtliche Boten aus den benachbarten Dörfern,

schützende Winke und Mittheilungen zu. Hätte der Feind unsere kleine, durch unsre Beweglichkeit und Keckheit unstreitig weit stärker erscheinende Anzahl gekannt, hätte er einen Führer durch die Moorgegend gehabt, wäre ihm die genannte anfänglich unbewachte Furth hinter unserm Rücken zur Kenntniß gebracht worden und was dergleichen mehr, so hätte er, was ich nicht bestreiten will, wol den Fall herbeiführen können, dem Namen der freiwilligen Reiterei mit einigem Eclat zu umgeben, dem diese selber vielleicht unter Umständen das tiefe Dunkel, das auf ihrem guten Willen und ihren freudig ertragenen Mühsalen bis jetzt ruhete, vorzuziehen Ursache gehabt haben würde.

Einen kleinen Wischer hätten wir freilich gleich in den ersten Tagen leicht bekommen. Einige unserer Reiter befanden sich in dem Wirthshause in Kropp, ihre Pferde im Stall. Sie dünkten sich sicher, weil ein Kamerad auf dem Kirchthurme Wache hielt. Allein der Kamerad war eingeschlafen. Eine Abtheilung dänischer Dragoner hielt urplötzlich vor der Thür des Wirthshauses, saß ab, blieb eine Viertelstunde bei der Zeche, und jagte wieder davon. Glücklicherweise hatte sie in ihrer nächsten Nähe weder Menschenfleisch noch Pferdefleisch gewittert.

Nach Ankunft der Eiderstädter wechselten diese im Dienste alle vier und zwanzig Stunden mit uns ab. Die Ablösung geschah Nachmittags. Die dienstthuende Abtheilung war Tags auf der Feldwache, Nachts auf Sorgbrück, was man so eine Nacht nennt. Die abgelös'te Mannschaft bezog Quartiere in dem südöstlich nahegelegenen Dorfe Lohe. Höchst gemüthlich, wenn

auch beſchränkte altſächſiſche Wirthſchaft, die einen dort bei loderndem Feuer auf der großen Schaundiele empfing. Oben zwiſchen den Thüren der beiden Hinterſtuben brodelte auf dem mächtigen Heerde die fleißig umgerührte Erbſenſuppe und ſchmorte das Speck, dicht um dieſen ehrwürdigen Altar der Häuslichkeit dehnte ein Theil der Mannſchaft ſeine ſteifen durchkälteten Glieder oder ſcherzte mit den Mädchen, während ein anderer Theil bereits den langen Eichentiſch in Beſchlag genommen hatte, ſonſt nur gewohnt, von den friedlichen Beſtellern der Saat umringt zu ſein, jetzt von den Zertretern derſelben, obwohl unter den Hufen unſerer Roſſe wenig Saatkeime zerſtört worden ſein mögen. Den ganzen übrigen Theil des Raumes füllten dann unſere Pferde aus, dicht geſchaart auf beiden Seiten, guten Hafer vor ſich und friſche Streu unter ſich, von welcher letztern ſie jedoch lange nicht alle Gebrauch machten, wie ich denn in der ganzen Zeit mein Pferd, ein ſtarkes Thier, und weniger angegriffen als manche andere, nicht habe ſich legen ſehen. Die jungen braven Thiere mußten zu viel aushalten und waren der Strapazen noch ungewohnter als wir ſelber, oder die meiſten von uns. Für gewöhnlich ſtanden ſie unter Sattel. Es verſteht ſich, daß wir ſelber niemals aus den Kleidern kamen, meiſt auch geſtiefelt und beſpornt, das Waffenzeug entweder nur gelüftet, oder auf einen Griff in der Nähe, einen Platz auf der Streu ſuchend, dann bald durch die Nachbarſchaft unſerer Beine mit den angrenzenden Pferdebeinen, oder durch ein herumtappendes Pferd, oder in milderer Weiſe durch das Halloh darüber, im Schlafe aufgeſtört. Andererſeits ward mir oft die Gelegenheit,

die tiefe Ruhe mancher Schläfer zu bewundern, die sich durch nichts und am wenigsten durch ihr eigenes furchtbares Schnarchen anfechten ließen; diese kerngesunden, robusten Naturen gehörten, wie ich glaube, hauptsächlich unsern Schleswig-Holsteinern an. Die frühe Morgenstunde traf uns dann natürlich wieder auf den Beinen.

Das Leben auf der Feldwache gestaltete sich dann ungefähr wie folgt. Der Ort, wo wir die Feldwache hielten, rechts von der Landstraße, bewahrte noch vor einiger Zeit die Spuren unsers flüchtigen Daseins. Ein von uns etwas erhöheter und mit Bulten bekleideter Erdwall beweist den Versuch, für uns und unsere Pferde einigen Schutz gegen den Nordwind zu suchen, ein Erdheerd, um für etwas Warmes zu sorgen, und ich weiß, daß einige Mitglieder ihre Kochkunst bis zu der Höhe eines geschmorten Stückes Speck erhoben, wo nicht gar, was mir augenblicklich dunkel ist, einige Garmachungsversuche von Kartoffeln veranstaltet worden sind; von der Feldwache aus erfolgte sodann die Aufstellung der Vedetten und die Absendung der Patrouillen. Ließ sich in unserm weiten Gesichtskreise etwas „Rothes" blicken, mochte es Wahrheit oder Täuschung sein, sprang die Mannschaft zu Pferde und jagte darauf los, was vielleicht etwas über die Regeln des Feldwachtdienstes hinausschweifen hieß, jedoch bei strengen militairischen Richtern bei diesem Corps einige Entschuldigung finden muß. Jedenfalls aber glaube ich versichern zu können, daß der Geist, der dies stets bereite, mitunter vielleicht etwas fiebernde Kampfgelüste inspirirte, den Feind in Achtung erhielt, und daß ihm daraus schwanen mußte, wenn auch mit einem unerfahrenen doch keines-

wegs zu verachtenden Gegner zu thun zu haben. Das Ende dieser Geschichte, zu dem ich bald gelangen werde, bestätigt meine Annahme. Wie oft habe ich mich gefreut über jenen Geist, der die Unsrigen beseelte. Mit besondrer Herzlichkeit denke ich an einen Jüngling zurück, der zufällig oder sonst mir gewöhnlich näher war, und dessen leuchtendes Auge bei dem Ruf: zu Pferde! mir unvergeßlich sein wird. Er war Oekonom aus dem Cutinschen. Ein gewesener Dragoner, Timmermann, war gewöhnlich einer der Vordersten. Ich will nicht sagen, was bei einem geschlossenen Angriff auf unser Corps durch die Uebermacht, oder nur Gleichmacht dänischer Husaren und Dragoner geworden wäre, doch meine ich, daß wir im Einzelkampfe unser Leben theuer genug verkauft haben würden.

Die Reiterei ist ohne Zweifel des Dänen beste Waffengattung. Ein Beispiel der sichern Gewandheit eines dänischen Reiters, der freilich nicht zu dem gewöhnlichen Schlage gehören mochte, eines Unteroffiziers, erlebte eine unserer Patrouillen. Der Mann ließ sein ungesatteltes Pferd ganz ruhig auf einem Hügel grasen, als die Unsrigen, nicht unbemerkt von ihm, aus der Ferne ansprengten. Ganz gemächlich sattelte er endlich sein Pferd und wußte doch einen hinlänglichen Vorsprung zu gewinnen, um seinen Verfolgern zu entkommen.

Nachts wurden die Vedetten und Patrouillen von Sorgbruck aus besorgt. Die nächtlichen Patrouillen waren interessant und aufregend, dagegen das einsame auf den Fleck gebannte, theils aus Unregelmäßigkit, theils aus Mangel an Leuten ungebührlich ausgedehnte Vedettehalten auf der weiten, windurchstrichenen Haide, in

kalter Nacht- und noch kälterer Morgenluft, so zu sagen ein Ding für sich war, ein Ding, das man mitgemacht haben muß, um davon zu reden. Ich hatte zweimal das Glück, eine solche Vedettenwache sechs Stunden lang bis zum grauenden und hellen Morgen zu halten. Die Spannung ist groß. Man weiß, daß von der sichern Wacht das Schicksal der Kameraden abhängt, die etwa eine halbe Stunde hinter uns dem Vertrauen auf diese Wachsamkeit sich hingeben. Es bellt kein Hund in einem fernem Dorfe oder Gehöfte, daß das Ohr sich nicht spitzt. Es fährt kein Schatten in der trüben Mondnacht über ein Gebusch, ohne daß das Auge sich aufmerksam dorthin richtet. Je mehr man hören und sehen will, desto mehr, das ist eine alte Erfahrung, glaubt man zu hören und zu sehen. An den pflichtgemäßen und theilweise auch romantischen Anspannungen hat es bei dieser Gelegenheit nicht gefehlt. Dagegen reagirten wieder ganz allmählig die Müdigkeit, die Kälte, die rauhe Morgenluft. Es fror in den Nächten, der Körper wurde durchschauert, die Füße im Steigbügel fühlten sich eisig kalt. Ein kleines Hin- und Herreiten im langsamen Schritt auf kurzer Distance, war die einzige Freiheit, die wir — es war immer ein Doppelposten — uns zuweilen gestatteten. An einem solchen Morgen kam auch eine Chaise mit Parlamentairbegleitung von Norden hergerollt; sie enthielt die Flensburger Deputation, die sich in jener Zeit zu, ich weiß nicht welcher Verständigung mit unserer provisorischen Regierung nach Rendsburg begab. Ueber Meldung und Rückbefehl, die würdigen Herren durchzulassen, verstrich wegen der Entfernung vom Sorgbrücker Hauptquartier, eine geraume Zeit, welche ihnen, obwol tief

eingehüllt, bei dem schneidenden Winde einen kleinen Geschmack von der Art unsres Vorpostendienstes beigebracht haben muß.

Von der Strenge, womit wir unsers Dienstes warteten, will ich nur einen, allerdings lächerlichen und doch charakteristischen Zug, den ich erlebte, mittheilen. Der an meiner Seite gleich mir mit einem gespannten Pistol und gespannten Ohren haltende Kamerad hätte aus irgend einem Grunde nichts lieber gewollt, als auf einige Minuten vom Pferde zu steigen. Dieser Wunsch war längere Zeit der ernsthafte Gegenstand einer Unterhaltung und Controverse zwischen uns, die ein würdiges Gegenstück zu der Scholastik der früheren Jahrhunderte, zu jenen ehrlichen und gewissenhaften Kampfdisputationen zwischen dem heiligen Dogma und den unabweislichen Rechten des Verstandes und resp. der Sinnlichkeit darboten. Unterdeß kam, wie im Mittelalter, so auch in unserm Fall, die Revolution und mein Kamerad ließ sich hinreißen, dem Papst auf altlutherisch seine Verachtung zu bezeugen. Wir hatten nicht bemerkt, daß in unserm Rücken ein Reiter sich näherte. Kaum aber war mein Nebenmann wieder zu Roß, als der Commandeur auf seinem schlanken flüchtigen Araber uns gegenüber hielt und Erkundigung über das plötzliche Verschwinden des einen Kopfes der Doppelvedette einforderte.

Eine andere Vedetten-Nacht schwebt mir nicht minder lebhaft vor. Die Vedette war in der Nähe der besagten Furth über die Sorge ausgestellt, deren Vorhandensein und Wichtigkeit wir erst durch die Landleute erfahren hatten. Wenigstens drei oder vier Mal legte

das Pferd meines Nebenmannes aus Erschöpfung sich nieder; der Reiter, ein langer und überaus gutmüthiger Mensch, stand dann mit gesperrten Beinen über seinem armen müden Thier und philosophirte über die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge und über das traurige Loos, das einer sonst so lebendigen und tapfern Kreatur, wie sein kleines Pferd, durch einen schindermäßigen Vorpostendienst zufallen müßte. Streifte dann plötzlich irgend ein nahes oder fernes Geräusch an unser stets lauschendes Ohr, so brachten einige, sicher mit großem Mitleid, aber nicht desto minder kräftig gegebene Sporenstöße das Pferd mit seinem Reiter wieder in die normale Höhe eines schleswig-holsteinischen Kavalleristen und wir harrten, allerdings vergeblich, auf den großen Moment, auf den wir rechneten, den Allarm, das Zeichen zu einem Ueberfall. In der Morgendämmerung überraschte uns ein Bauer oder vielmehr ein armer kleiner Käthner von jenseit, mit einer Kaffeekanne in der einen und der Tasse in der andern Hand, der trotz der mit Eggen und andern spitzen Werkzeugen durch uns schwer zugänglich gemachte Furth, dieselbe überschritten hatte, und niemals in meinem Leben ist mir eine Labung unerwarteter und erfreulicher gewesen, als die uns der arme Käthner damals reichte. Die ganze Nacht hatten wir das Licht in der Hinterstube seiner Kathe brennen sehen, ohne zu wissen, daß es brannte um uns damit anzudeuten, er wache und spionire noch für uns und mit uns. Ich drücke dir dafür nochmals die Hand, braver Mann, und wünsche, daß dir diese Tasse Kaffee, die du uns, den mit weißem Reif bedeckten, wie in Stein gehauenen Reitern darbotest, Segen bringen und eine

dein kaltes Alter erwärmende Erinnrung sein werde. — Endlich abgelöst und heimgekehrt nach Sorgbrück, war man eben im Begriff die Feldwache zu beziehen, wozu auch wir vom Wachtmeister kommandirt wurden. Mich beschwerend über die unregelmäßige Ablösung, bestand ich darauf, erst eine kurze Zeit mich zu warmen und einen frühstücklichen Imbiß zu nehmen. Dies war die zweite Insuberdination, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen; erst kürzlich wurde ich scherzend an dieselbe wieder erinnert.

Eines Morgens kamen ein paar Husarenoffiziere von Rendsburg her gegen Sorgbrück angesprengt. Es war der Herzog von Braunschweig und sein Adjutant. Es steckt oder rumort in diesen Braunschweigern doch der gleichsam zum letzten Male umgehende Geist ihrer welfischen Ahnen, wenn auch masquinirt, sie haben etwas von ihrem Wesen, ihrer Phantasie, ihrem abenteuernden Sinn. Der Herzog hatte sich, wie ich später aus guter Quelle erfahren, sehr angelegentlich unsrer Sache und dem in Aussicht stehenden Kriege zugewendet. Anfangs war oder schien bekanntlich der alte hannoversche, aus dem Krieg in Spanien rühmlich bekannte General Halkett die Bestimmung des Oberkommandos über die deutsche Hülfsmacht zu haben. Die Erscheinung des Herzogs von Braunschweig auf dem Kriegstheater, lenkte die Blicke auf diesen Fürsten, der, gleich Wellington, Feldmarschallsrang bei den hannoverschen Truppen bekleidet. Wrangels plötzliche Ankunft in Rendsburg schnitt diesen Faden durch. Friedrich Wilhelm hatte anfangs, wie ich höre, dem in Folge der Märztage nach England ausgewanderten Prinzen von Preußen das Oberkom-

mande zugedacht. Daher die Zögerung, welche der Zeit so viel Auffälliges hatte und für die Stellung unsrer Vortruppen so verderblich werden sollte. Dem Herzog von Braunschweig wurde das Commando nicht angeboten. Ohne Zweifel würde sein persönlicher Antheil an unsrer Sache und sein kriegerisches Feuer dem vorjährigen Feldzuge eine andere Wendung gegeben haben; auch hätte man einem regierenden deutschen Fürsten, zumal dieses Geschlechtes, doch nicht unbedenklich solche Dinge zumuthen können, wie einem preußischen Unterthanenfeldherrn. Grund genug für den Verlauf dieser Angelegenheit und die Rückreise des Herzogs.

Der Herzog bot, wie er so neben uns hielt, eine sehr gefällige, elegante und kräftige Husarenerscheinung. Eine seiner ersten Fragen war, ob man hier die Dänen zu Gesicht bekommen könne. Unser Commandeur machte hierauf einen Spazierritt mit ihm, bis in die nächste Nähe der dänischen Vorposten, die derzeitig am vorgeschobensten waren und, nach dänischer Weise, alle Nase lang hinter den Knicken lauerten. Dort hat er Dänen gesehen, und wo ich recht berichtet bin, hätte seine Neugier beinahe unangenehme Folgen haben können, hätte er nicht, gleich dem Commandeur, ein, der Nachsetzung durch gemeine Reiterthiere spottendes Racepferd zwischen seinen Schenkeln gehabt.

Gegen die letzte Zeit unseres Vorpostendienstes waren die Dänen ersichtlich weiter und in stärkerer Anzahl vorgedrungen. Auch in dem Kirchdorfe Kropp hatten sie sich festgesetzt. Wir bestürmten daher unsern Commandirenden mit dem Gesuche, uns einen Ueberfall zu gestatten. Persönlich, wie wol nur einer von uns zu

einem Handſtreiche dieſer Art geneigt, war er jedoch vorläufig darauf beſchränkt, die Erlaubniß der ſchleswig-holſteiniſchen Generalcommandos dazu einzuholen. Dieſe erfolgte nicht und wir wurden einige Tage darauf von unſerm Poſten abberufen, ohne die Genugthuung, mit dem Feinde ins Handgemenge gekommen zu ſein.

Jeder Kriegsverſtändige wird das Urtheil fällen, daß von unſerer kleinen Truppe, jung, ungeübt und numeriſch ſchwach wie ſie war, damals das Möglichſte in Hinſicht auf Pferde- und Menſchenkraft, in dieſer zwar kurzen, aber den Krieg und ſeine Beſchwerden und Anſtrengungen ſummariſch zuſammendrängenden Feldzugsperiode, zugemuthet worden iſt; er wird namentlich berückſichtigen, daß der Anfang dieſes Feldzugs ein faſt winterlicher war, daß wir mit unſerm ſchwachen Corps ohne Rückverbindung irgend einer Art, meilenweit allein ſtanden, die Hauptmacht des Feindes vor uns, und daß es uns endlich bei dem durchſchnittlich beſten Willen der Pflichterfüllung, vielfach an der erleichternden Mechanik und Kunde des Dienſtes gebrach, daß die meiſt ungewohnten Beſchäftigungen uns ſaurer wurden, als lange geübten Soldaten, die pſychiſchen Aufregungen dahingegen gleichſam mehr Kraft conſumirten, zumal ſie bei der Art dieſes Vorpoſtendienſtes anſcheinend nutzlos ſich in einem ewigen Wechſel von An- und Abſpannung umhertrieben, wie denn auch die Ungewißheit, ob augenblicklich Waffenſtillſtand oder offener Krieg war, bei fortlaufender Dienſtſtrenge und Wachſamkeit zu den größten Peinlichkeiten jenes damaligen Zuſtandes gehörte.

An einem der letzten Tage, wo nicht am vorletzten, war unſre Abtheilung mit der der Eiderſtädter, in dem

obenerwähnten Dorfe, Lohe, wenn ich nicht irre, versammelt. Der Commandeur ließ einen Kreis schließen und las uns, nachträglich, die Kriegsgesetze vor. Ich weiß nicht wo sie her waren, aber sie hatten die gehörige und wohlbekannte drakonische Fassung. Bei einem Satze wie: Der Offizier hat das Recht, in den und den Fällen von Widersetzlichkeit einen Mann auf der Stelle niederzustechen, kann man nicht umhin, an den Griff seines eigenen Säbels zu fassen; ich dachte zufällig daran, daß ich bereits zweimal ein Kind des Todes hätte sein können, das erste Mal, weil ich auf das fernere Vergnügen der Striegelung meines Pferdes hatte Verzicht leisten, das andere Mal, weil ich, unter den berichteten Umständen hatte mich wärmen und frühstücken wollen. Im übrigen sicher nicht nachzuahmende Widersetzlichkeiten und Eigenmächtigkeiten, wie denn auch bei der heutigen Militairzucht nicht leicht Jemand dergleichen einfallen wird. Noch vor kurzem sah ich eine Mutter, die für ihren zu sechsjährigem Festungsarrest verurtheilten Sohn um Gnade flehte. Bald nach der Schlacht von Kolding, erzählte sie, wurde er einmal durch einen halb angerissenen und später auch verabschiedeten Offizier grob und stürmisch aus einem jütschen Wirthshause ausgewiesen und brach, dem blanken auf seine Brust gesetzten Degen gegenüber, an den seinigen fassend, in die Worte aus: Bedenken Sie, daß ich auch ein Seitengewehr trage. — Andrer disciplinarischer und mehr in die Politik eingreifendern schleswig-holsteinischen Exempel nicht zu gedenken, auf deren Beurtheilung ich wol gelegentlich kommen werde. Jedenfalls bin ich selber von der Nothwendigkeit strenger militairischer Subordi-

nation in jedem gegebenen Dienſtfall durch Erfahrung überzeugt worden, was jedoch keineswegs bei meiner Anſchauungsweiſe zur Beeinträchtigung eines edeln, lebendigen, freiſinnigen Geſammtgeiſtes im Kriegerſtande führt, mindeſtens nicht führen ſoll.

Die Verleſung der Kriegsartikel ſchien uns wenigſtens die Ausſicht zu bieten, daß das Corps auch fernerhin im Feldzuge die ernſtlichſte Verwendung finden würde. An die Verleſung war die Anzeige geknüpft, daß gegenwärtig jeder noch, der es wünſche, aus dem Corps austreten dürfe, die Bleibenden ſich aber für die Dauer des Feldzuges verpflichteten. Zu unſerem nicht geringen Erſtaunen legte hierauf der Führer der Ciderſtädter Verwahrung dagegen ein, daß man ſie, die ſich nur als perſönliche Garde des Prinzen-General zur Verfügung geſtellt hätten, zum Felddienſte und nun gar in der beſchwerlichſten und angreifendſten Weiſe wie bisher verwende. Der Commandeur, ſelber überraſcht, gab ihnen mit einigen treffenden Worten zu bedenken, daß wir alle Urſache hätten, darauf ſtolz zu ſein, eine ſo ehrenvolle Stellung an der Spitze der Armee einzunehmen. Waren die Mitglieder unſers Corps, und noch im höheren Grade ihre Pferde, allerdings bedeutend fatiguirt durch den bisherigen Dienſt und wäre ihnen eine Ablöſung auch nichts weniger als unerwünſcht geweſen, ſo hatte ſich doch ſelbſt der Gedanke an eine andre Beſtimmung des Corps als eine kämpfende ſchwerlich bei irgend einem eingeſtellt. Raſch und ehe ich es bemeiſtern konnte, kam mir daher ein ziemlich herbes und derbes Scherzwort auf die Lippe, das auf der einen Seite herzlich belacht und als Eigenthum aufgenommen, auf der andern Seite und zwar mit Recht, wie ich

gerne hinzufügen will, als unverdiente Kränkung aufgenommen wurde. Die Eiderstädter hatten bisher mit noch geringerer Mannschaft als wir mit uns den Dienst gewechselt, und da sie sämmtlich ihre eignen Pferde ritten, die sie eben so gut wie die unsrigen zu Grunde zu reiten die Aussicht hatten, da sie ferner in der That noch andre Ansprüche auf eine schonendere Verwendung besaßen, als auf welche unser Corps sich hätte stützen können, indem sie sich ursprünglich nur als Ehrengarde und Ordonanzcorps des Prinzen verpflichtet hatten, lag, wie ich bekenne, in der freimüthigen und offenen Erklärung ihres Häuptlings nichts andres Tadelnswerthes, als daß sie uns nicht gefiel. Ich bin überzeugt, daß die augenblickliche Verstimmung beiderseits über das richtige Maas hinausging. Die wackern Eiderstädter gedachten sich ohne Zweifel der Betheiligung an einem Feldienste nicht zu entziehen, wie solche uns bei der bald eintretenden Fortbewegung der Armee hätte zufallen können. Munkelte und murrte es doch auch in unserm Corps, daß wir vor der Zeit aufgerieben werden würden und daß eine oder ein paar Schwadronen unsrer breitnackigen Dragoner, die in guter Ruhe hinter uns lagen, füglich zur Abwechselung in unsre Stelle rücken könnten. Indeß fiel die Erklärung des abgesonderten und in seiner Eigenartigkeit sich abschließenden, eine gewisse Eifersucht erregenden friesischen Corps in eine Richtung, welche nicht allein unsern Unwillen, sondern auch unsern bereiten Spott erregte und die Ungerechtigkeit, welche das Corps, in mancher Hinsicht entschieden tüchtiger als das unsrige, sich selbst anthat, noch greller reflectiren half.

Ich weiß nicht, ob dieser Vorfall bestimmenden Ein-

fluß auf die neue und rasch folgende Entwicklung übte. Unsre Ablösung erfolgte durch eine Schwadron Dragoner. Das ganze vorher wieder vereinigte Corps ritt nach Rendsburg zurück. In der Dunkelheit langten wir vor der Festung an und mußten wol an anderthalb Stunden, bis Hin- und Hermeldung geschah, vor ihren Thoren halten bleiben. Endlich eingelassen ward uns in dem weitläufigen, doch für unsre Aufnahme wenig vorbereiteten Raum eines Magazingebäudes Nachtquartier. Es war eine der wüstesten Nächte, die ich im Kriege durchlebt habe. Ich verbrachte sie auf dem nackten Stein am Hinterhufe meines Pferdes.

Werfe ich noch gleich einen Rückblick auf den Posten, von dem wir abbefehligt worden waren. Am andern Morgen ritt eine dänische Dragonerabtheilung die Höhe von Kropp herunter gegen die nunmehr von unsern Dragonern besetzte Feldwache zu. Plötzlich machte die Cavalcade auf beiden Seiten Raum und demaskirte eine bisher von ihr verdeckte Kanone, welche ihre Kugel die lange Landstraße herabsandte. Es war ein starkes dänisches Recognoscirungscorps, bestehend aus mehreren Waffengattungen, ausgezogen aus der Stadt Schleswig, wie ich später an Ort und Stelle erfuhr, mit dem mächtigen Vorsatze, den Rebellen eine bedeutende Schlappe beizubringen. Diese großartigen Anstalten waren gegen das Häuflein der freiwilligen Reiter gerichtet, das nicht einmal die Ehre ihres Empfangs genießen sollte. Einer unsrer Dragoner wurde das Opfer der ferntreffenden List, ich sah den jungen hübschen Mann andern Tags auf einem Leiterwagen in Rendsburg einbringen, der erste von den Wallyren hingerafften, mit Blut bedeckte Todte, doch nicht der letzte, den mein Auge erblicken

sollte. Uebrigens hatte der Feind seinen Triumphzug nicht mal bis zu dem Sorgbrücker Wirthshause, unserem früheren Hauptquartier, fortgesetzt, sondern war nach Schleswig zurückgekehrt mit der Versicherung, daß die flüchtigen Rebellen nicht einzuholen gewesen. Bis Sorgbrück ist der Däne nicht gekommen.

Im Laufe des Tages wurde das Schicksal der freiwilligen Reiterei entschieden. Der Commandeur machte uns die überraschende Anzeige, es habe das Generalcommando die Auflösung des Corps verfügt, und dasselbe sei hiemit aufgelöst. Jedoch solle eine Reorganisation des Corps stattfinden und zu diesem Behufe seien sämmtlichen Mitglieder aufgefordert, einen Ausschuß aus sich zu erwählen, durch welchen die tüchtigsten oder welch ein Ausdruck gewählt wurde, Mitglieder des Corps bis zur Zahl von dreißig bis vierzig bezeichnet werden sollten, um aus ihnen das neue Corps zu bilden. Immerhin behalte sich aber das Commando eine eigene freie Verfügung hinsichtlich der auf- und nicht aufzunehmenden Mitglieder bevor.

Unser Corps enthielt allerdings Bestandtheile, deren Beseitigung nur in den Wünschen der Besseren lag. In Ordnung konnte man es aber nicht finden, daß ein jüngst erst auf die Kriegsgesetze und den Dienst während des Feldzugs verpflichtetes Corps so stegreiflich aufgelöst wurde, und bedenklich mußte es scheinen, daß die Neubildung in einem so sehr verjüngten Maaßstabe ausfallen sollte. Das ganze Corps hätte gegen die Auflösung in dieser Weise protestiren und demgemäß auch die Weigerung, die angemutheten Wahlen vorzunehmen, aussprechen sollen. Die Auflösung hatte sehr den Geschmack der Willkür, und sie konnte überdies als ein

formloſes Strafurtheil oder als ein Mißtrauensvotum für ein Corps erſcheinen, das ſich in der Mehrzahl ſeiner Mitglieder guter und redlicher Dienſte bewußt und eher auf Anerkennung als auf das Gegentheil gefaßt ſein durfte. Aehnliche Gedanken und Worte flogen auch wol im Kreiſe umher, indeß wurde nicht proteſtirt und die Wahl der ſechs Ausſchußmänner ging, durch Verzeichnung ihrer Namen auf einem Zettel, unweigerlich vor ſich. Auch ich zog es vor, das Ding ſeinen Lauf gehen zu laſſen. Ich war erſtlich noch recht mürbe von der Nacht, und dachte auch, belehrt durch mehrere Erfahrungen, man kann den Geiſt nicht ſchaffen, wo er nicht ſelber herausſchlägt, obgleich ich ſagen muß, daß der Geiſt nicht fehlte und daß wahrſcheinlich in andrer augenblicklichen Stimmung das Bedürfniß in mir mächtiger geweſen wäre, ihn herauszuſchlagen. Durch die meiſte Stimmenzahl, wie ich hörte — und es war mir dieſer Beweis von dem Wohlwollen meiner Kameraden lieber als die verbindlichſte literariſche Kritik und Schmeichelei, die mir je zu theil geworden — in den Ausſchuß erwählt, wohnte ich den von № 1 beginnenden Perſonal-Tarationen, Wiegungen und Erwägungen mit bei. Die dermal von einem Mitglied flüchtig mit Bleifeder in abgekürzten Zeichen beſchickte Nomenklatur und Claſſifikation unſrer dermaligen Reitertreibhauspflanzen iſt mir zufällig erſt vor kurzem wieder zu Geſicht gekommen. In jener Stunde, wenn es ſo lange dauerte, habe ich mir einen Begriff machen können von der Schnelligkeit, obwol nicht immer von der Richtigkeit kriegsrechtlicher Entſcheidungen, denn im Grunde verwalteten wir ein dergleichen, wenn auch weit ausgedehnteres, das ganze geiſtlich-leib-

liche Behaben und Gebaren des Individuums während der verfloſſenen Periode in Betracht ziehendes Amt. Ueber gewiſſe Perſonen war man im Guten und Böſen augenblicklich einverſtanden. Andre erregten kurze Controverſen, wobei, wie ich zu bemerken glaubte, das Schlimme mehr nachzog und Eindruck machte als das Vortheilhafte, das von dieſem oder jenem Anwalt in's Gegengewicht gelegt wurde. Wer den Mann nicht oder nicht genauer kannte und oft war einem der Mann und nicht der Name bekannt, erklärte dies. Namentliche Abſtimmung und Zählung der Stimmen fand nicht ſtatt. Das protokollführende Mitglied machte ſich ſeine Notiz. Fehlte ſie, ſo bedeutete es eine widerſpruchloſe Anerkennung. Einige Beanſtandungen hinſichtlich Perſonen, die ich genau zu kennen glaubte, waren mir auffällig. Ich mußte lachen, als einem Mitgliede, einem der erfahrenſten, keckſten und gewandteſten und in jeder Weiſe brauchbar, vorgeworfen wurde, er ſei dafür bekannt, daß er früher zuweilen einen Schluck über den Durſt genommen. Ein andrer Reiter, ebenfalls brav, ſollte ſein Pferd verabſäumt haben, während ich zufällig gerade das Gegentheil wußte. Gegen ſich ſelbſt, ſobald ihre Namen an die Reihe kamen, beobachteten die Ausſchußmänner, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Galanterie des Stillſchweigens. Mit etwas mehr Form veranſtaltet würde dennoch unſer, eine ganze Schwadron in Stundesfriſt Mann für Mann perluſtrirendes Urtheil, in Bauſch und Bogen betrachtet, dem Inſtitut der Jury, auch in dieſer Dampfform, eben keine Schande gemacht haben. Dieſe Scene fiel in der abgeſonderten Stube eines Wirthshauſes vor. Draußen harrten unterdeß die freiwilligen Reiter ihres Schickſals,

welches jedoch ob der vorbehaltenen freien Verfügung von seiten des Commando's noch ein höheres und geheimeres Fatum über sich haben sollte.

Nach beendigter Ausschußsitzung ging ich in die benachbarte „Harmonie," gierig nach lange entbehrten Zeitungsberichten aus jener in Wetterschein ungeheurer Ereignisse stehenden Periode. Diese Entbehrung ist eine der empfindlichsten für den im Felde liegenden intelligenten Soldaten. Und noch schlimmer, wenn er gegen dieselbe sich abstumpfen lernt. Später werde ich die Gelegenheit haben, anzuerkennen, daß unsre Regierungsbehörde auch dem Soldaten sein Recht auf das geistige Mitleben in der Zeit nicht vorzuenthalten gesonnen war, wenn auch theils in Folge von Umständen und Schwierigkeiten, deren Besiegung nicht in ihrer Hand lagen, wie späterhin durch principielle Mißgriffe in der Wahl der öffentlichen Organe ihre gute Absicht unter der Anerkennung in unsrer schleswig-holsteinischen Armee verbleiben mußte. Ich werde auch in dieser, mir sehr wichtig scheinenden Hinsicht kein Blatt vor den Mund nehmen und das pro und contra nach bestem Ermessen abwägen.

Als ich wieder auf dem Sammelplatze der Unsrigen erschien, kam man mir vielstimmig mit der Nachricht entgegen, daß der Commandeur schon lange lebhaft nach mir gefragt habe. Demselben gegenüber vernahm ich von ihm in freundlich privater Mittheilung, daß die Auflösung und Neubildung des Corps den Zweck habe, die rüstigsten bisherigen Mitglieder in ein Ordonanzcorps zu sammeln. Da er nun voraussetze, daß diese Bestimmung weder meinen Absichten noch meiner Constitution entsprechend sei, so gebe er mir sicher vollstän-

diger Anerkennung meiner bisherigen Dienstleistungen und Dienstbemühungen, die, wie er naiver Weise sich ausdrückte, seine Erwartung übertroffen, mir anheim, ob ich es nicht für besser halten würde, bei dieser Umgestaltung des Corps meinen Austritt zu nehmen. Im Angesicht der ganzen Schwadron sei er mit Vergnügen bereit, obiges Ehrenzeugniß zu wiederholen, wie ich denn ja augenblicklich den ehrenvollsten Beweis der Achtung und Anerkennung von seiten meiner Kameraden durch die fast einstimmige Wahl in den Ausschuß erhalten habe. Ich muß gestehen, daß ich der wohlwollenden Freundlichkeit dieser Worte mißtrauete. Ich konnte damals den Gedanken noch nicht fassen, daß man unsere freiwillige Reiterschaar, eben vom Felde zurückkehrend und nach meiner Meinung nicht unehren- und unverdienstvoll, daß man sie, insbesonders nach einer Säuberung und Sonderung, wie sie ihr so eben mit Bezug auf die Kriegstüchtigkeit in sittlicher, disciplinarischer und körperlicher Hinsicht unterworfen worden war, zu einem Ordonanzcorps, zu einem Corps bewaffneter Postillone — das war damals meine und unsre Ansicht von dergleichen Felddiensten — herabwürdigen wolle. Eine Falle erblickend legte ich also lebhaften und hartnäckigen Protest ein. Zufällig stand unser Doktor, ein sowol in ärztlicher als kriegerischer Hinsicht vom Corps geschätzter junger Mann, der Oberarzt Kallisen, in der Nähe und ich rief ihn herbei, um ihn in Betreff meiner Constitution zur Ablegung seines ärztlichen Gutachtens auf der Stelle aufzufordern. Ich habe schon bemerkt, daß ich den Tag angegriffen und herabgestimmt war, und vermuthlich wird auch mein Aussehen, die Gliederzerschlagenheit und Ueberwachtheit

meiner Perſon nicht unverrathen gelaſſen haben. Trotzdem wuſch der Doktor, von früher mich kennend, ſeine Hände in Unſchuld und ließ ſich keineswegs dazu herbei, auf die vorgefaßten Anſichten des Commandeurs hinſichtlich meiner körperlichen Dienſttüchtigkeit als Reiter einzugehen. Endlich aber brach dieſem die Geduld und er machte mir ferner kein Hehl daraus, daß ihm vom Generalcommando die unbeſchränkte Verfügung über das Corps übertragen ſei und die Entlaſſung eines jeden ihm definitiv und ohne Appell zuſtehe. Nunmehr ſtrich ich die Segel. Noch an demſelben Tage übergab ich, mit Empfindungen, die man ſich vorſtellen kann, doch mit dem feſten Vorſatze, meine Anſprüche weiter zu verfolgen, Pferd und Waffen am bezeichneten Orte gleich den übrigen Kameraden, welche der Ausſchuß ausgeſchoſſen hatte. Zu dieſen wurde durch motu proprio des Commando's noch ein paar andre geſellt, darunter der prachtvollſte und zugleich dienſtunverdroſſenſte Jüngling im ganzen Corps. Ein paar andre waren dagegen trotz der nota censoria rückbeliebt worden.

An die Reorganiſation des Corps knüpfte ſich nun wirklich die vom Commandeur mir mitgetheilte Beſtimmung. Längſt hat ſich bei mir der perſönliche Groll verloren, den ich damals hegte, und konnte ich bald darauf nur Grund haben, jene Wendung für mich perſönlich zu beglückwünſchen. Doch erfaßt mich noch im gegenwärtigen Augenblick eine zornige und bittere Stimmung über die ſchreiende Ungerechtigkeit, welche dem freiwilligen Reitercorps damals widerfahren iſt, über die Ungerechtigkeit, welche alle ſeine Aufopferungen in Nacht und Nebel der Kropper Heide begraben, und, was empfindlicher, ihm die

verdiente Aussicht auf eine fernere, seinem Charakter mehr als der Vorpostendienst entsprechende Verwendung abgeschnitten hat. Es war ein Undank, es war eine Ungerechtigkeit gegen das Heer wie gegen die freiwillige Reiterei in jener plötzlichen Bestimmung. Und damit ich alles sage, ich will nicht vorenthalten, daß ich Grund zu haben glaube, anzunehmen, daß dieselbe das Opfer von nicht günstigen Insinuationen beim Generalcommando und des Mangels an selbstständiger kriegerischer Thatkraft geworden ist, welche voriges Jahr selbst mit dem Wenigen, was wir Schleswig-Holsteiner für uns hatten, keinen oder nur einen bloßstellenden, aufreibenden und unter den günstigsten Umständen, wie bei Hadersleben Ausgang Juni, durch die Cabinettaktik des preußischen Obercommando unterwürfig sich lähmen lassenden Gebrauch machte.

Das neue freiwillige Reitercorps wurde nur noch einmal, bei dem Aufbruche nach Norden, mit einer Kriegsunternehmung beehrt; es nahm dem Grafen Schack von Schackenburg auf dessen Gute in der Nähe von Tondern einige Böller weg, die er sich zur Feier von Geburtstags- und dergleichen Festen angeschafft hatte, es befand sich damals allerdings einsam auf der Westküste auf einem Posten, welchen die Nachbarschaft der dänischen Reiterei hätte zu einem gefährlichen machen können. Allein mit dieser letzten, auch wenig zur Kunde gelangten Kraftäußerung verschwand es als Corps völlig von dem Kriegsschauplatze und erregte nachdem nur im Einzelnen, wo man hin und wieder die fremdartigen blaumützigen Reiter als hin und her jagende Ordonanzen erblickte oder, wie ich öfters in den Fall

kommen ſollte, eine Depeſche von ihnen entgegennahm, die Aufmerkſamkeit und Nachfrage, ohne daß die Wenigſten etwas Beſtimmtes über ihre Herkunft und Stellung anzugeben wußten.

Unmittelbar nach der Auflöſung und indiſchen Metamorphoſe des Corps traten die bisherigen preußiſchen Offiziere aus demſelben aus und als Rittmeiſter und Lieutenant — anfänglich — in unſre regulaire Kavallerie ein. Dem bisherigen Wachtmeiſter Brandenburg wurde das Commando übertragen. Gegenwärtig dienen mehrere alte Mitglieder des Corps als Offiziere, Auditeure, Rechnungsführer u. ſ. w. in unſrer Armee. Andre ſah ich wieder auf dem Freiſchaarenzuge, darunter Müllenhoff, Pfeifer aus Berlin und manche andre, mich an jene Periode kameradſchaftlich erinnernde Geſtalten. Und dauernd, ſo lange ich lebe, wird mir die Begegnung mit einem Geſellen aus jener Zeit, mit einem Reiter von Sorgbruck und der Stenter Mühle, mit einem Genoſſen der „heroiſchen Hundearbeit," wie einer der wärmſten Erinnerungsſtrahlen mein Herz und mein Antlitz, wie abgekältet und düſter auch erhellen.

II.

Sämmtliche Freicorps hätten vielleicht das Schickſal unſers Reitercorps erlitten, nämlich nach kurzen anſtrengenden aufopfernden und gefährlichen Dienſten mit Achſelzucken der Auflöſung und der Vergeſſenheit anheimzufallen, wäre ihnen nicht eben zu rechter Stunde in zwei erleſenen Männern, von Gersdorff und von der Tann ein Zwiegeſtirn aufgegangen, das wie Geiſt und Seele ihrer Bahn voranleuchten ſollte.

Es gab einen Augenblick, nämlich nach dem Ueberfall bei Bau und Kruſau, wo man in Rendsburg weder wußte, wo die Freiſchaaren abgeblieben, noch was man ferner mit ihnen anfangen ſollte.

In jenem kritiſchen Moment traten die Männer auf die Bühne, von denen Göthe in einem ſeiner antiken Fragmente Elpenor ſagen läßt: Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben, den führen ſie zur Stelle, wo man ſein bedarf.

Beide Männer nehmen freilich in den Erinnerungen der Freicorps und der Kriegsfama des Jahrs 1848 bei weitem nicht dieſelbe Stelle ein. Die Leiſtungen des Einen und des Andern ſind weder in gleichem Grade bekannt noch gewürdigt. Selbſt verkannt iſt bis auf den heutigen Tag die mit der Organiſation und dem Oberbefehl der Freicorps vertraut geweſene Perſon des Erſt-

genannten in mancher Weise und von manchen, zuweilen sich schnurstracks entgegenlaufenden Richtungen her. Vielleicht werden diese Erinnerungsblätter dazu beitragen, den Schleier der Wahrheit hin und wieder zu lüften. Von gleicher Liebe und Verehrung für die beiden genannten Männer beseelt, möchte ich eher dulden, daß man mich gegen beide der Zuvoreingenommenheit im liebenden als gegen einen im gehässigen Sinn beschuldigen würde. Sollte meine Darstellung manches Vorurtheil zerstreuen, manches Urtheil festsetzen und vornämlich einer gewissen Einseitigkeit der Popularität, welche bekanntlich alle ihre Kränze nur auf ein Haupt zu werfen liebt, entgegentreten, so wird man meiner unbefangenen, und hin und wieder durch die Gunst der Umstände, durch nächsten Umgang, amtliche Stellung, freundliche Mittheilungen, deren ich gewürdigt wurde, vielleicht vorzugsweise unterrichteten Zeder dafür nur Dank wissen. Im Uebrigen sind beide Männer stets durch die aufrichtigste gegenseitige Achtung und Freundschaft mit einander verbunden gewesen und geblieben, sowol in der Zeit, als sie sich einander stützten und trugen, als später, wo ihre Bahnen sich trennten, stets den innigsten Antheil einer an des andern Kriegsglück und Kriegsgeschick nehmend.

Biege ich nach dieser Bevorwortung, die mir nicht unangebracht zu sein schien, zunächst wieder in die Spur meiner eigenen kleinen Angelegenheiten ein. Ich war empört, gerade in der Zeit, wo man den Aufbruch unsres und des preußischen Heeres nahe bevorstehend glaubte, durch die Laune eines Offiziers, wie ich annahm, mich aus dem Sattel gehoben zu sehen.

Ein paar hastig niedergeschriebene Zeilen an den dermaligen Chef des schleswig-holsteinischen Generalstabes, Oberst Fabricius, zur Zeit in Sehestedt, setzten den Sachverhalt kurz auseinander und drangen auf Gerechtigkeit. Noch in der Nacht langte ein gefälliges Rückschreiben des Obersten an, welches mir, die unsrem bisherigen Commandeur gegebene Vollmacht bestätigend, keine Aussicht auf die Rehabilisation in dem Reitercorps bieten zu können besagte, jedoch auf die Ankunft des Prinzen-General am nächsten Morgen in Rendsburg hinwies. Unter den an jenem Morgen, den 20. April, bei dem Prinzen-General aufwartenden Personen befand sich auch die meinige. Die Generale Bonin, Fürst Radziwil und andre hohe Offiziere kamen und gingen; das dienstthuende Personal bestand aus Preußen, indem unsre Truppen bereits vollständig in das Feld hinausgerückt waren. Eine Gelegenheit wahrnehmend, mich nochmals melden zu lassen, erhielt ich den Bescheid, in der ersten Nachmittagsstunde mich wieder einzustellen. Auf dem Wege zu diesem, von mir in mehr als einer Hinsicht erwünschten Rendezvous mit dem Prinzen-General begegnete mir der Civil-Adjutant Sammer. Er kam vom Prinzen, sprach sein Bedauern aus, daß meinem Verlangen in das freiwillige Reitercorps wieder einzutreten, das schon vom Obersten Fabricius bemerkte Hinderniß entgegenstehe, machte mir aber zugleich die Anzeige, daß der Prinz-General mir das Patent eines Adjutanten bei dem Commandeur der Freicorps anbiete, welches ich sogleich in Empfang zu nehmen habe. In dem Augenblicke, läugne ich nicht, war mir dieses huldreiche Anerbieten nicht genehm. Ich verlangte mein Recht, ich

verlangte, ein fernerer Mitglied des freiwilligen Reitercorps bleiben zu dürfen, nichts weiter. Indeß konnte ich mir nicht verbergen, daß ein starres Bestehen auf diesen Punkt durchaus unglos sein würde, und stellte mich demnächst, mehr verdrießlich als durch die mir zugedachte Ehre versöhnt, auf dem Kriegsbureau ein, wo ich, ohne die Ehre zu haben, den Prinzen persönlich zu sehen, meine erwähnte Bestallung entgegennahm. Daß der Prinz um 3 Uhr nach Zweibrücken aufbrechen würde und meine Begleitung wünsche, hatte ich bereits vorher durch Saumer erfahren.

Indeß war es ein Ding der Unmöglichkeit für mich, dem letzteren Winke nachzukommen. Zwar führte ich die Anweisung an jegliche Behörde in der Tasche, mir alsobald Pferd, Waffen und sonstige Erfordernisse zu stellen, allein von 1 bis 3 Uhr ist ein sehr gemessener Zeitraum für ein solches, wenn auch nur Freicorpsadjutanten-Ausstirungsgeschäft und der Prinz war lange weg, ehe ich, magazinenmäßig bemäntelt und bewaffnet, zur Bestergung meines Rosses kam. Nichts hat mich damals mehr verdrossen, als daß ich das wackere Thier, das ich so munter und wohlgepflegt aus dem Sorgbrücker Vorpostendienste zurückgebracht hatte, Tags zuvor hatte abliefern müssen; es wurde gleich als Artilleriepferd in Beschlag genommen und später habe ich es im Feldzug in dieser Dienstleistung wiedergesehen. Im Neudsburger Remonte-Cavalleriestall auf Neuwerk fand ich einige fünfzehn bis zwanzig nachgebliebene und aufgeschossene Pferde vor. Die endlich, unter Vermittlung des dortigen Remonte-Rittmeisters getroffene Wahl brachte unglücklicherweise wo nicht das schlechteste, doch das störrischste von

allen Gaulen in meinen Beſitz. Am ſpäten Nachmittag fand ich mich endlich ſo weit hergerüſtet, um mit meinem Patent in der Taſche, aus dem Norderthor Rendsburgs auszureiten. Das war die allgemeinſte Richtung, die mir vorſchwebte; von Harzhoff, dahin war ich dirigirt, hatte ich nur die unbeſtimmte Vorſtellung, daß es im Nordoſten von Rendsburg lage. Dahin ſteuerte ich denn auch meinen Gaul, unterwegs mich erkundigend, ob ich mich auf der rechten Straße befände. Dies abſcheuliche Thier, das weder in ordentlichen Trott, noch Galopp zu ſetzen war, überall ſcheuete, bäumte oder rückwärts ging und wenn es mal losgehen zu wollen Anſtalt machte, niederträchtig ſtieß, hätte mich unterwegs bald veranlaßt, daſſelbe nach Rendsburg zurückzuführen und den Tauſch eines andern zu verſuchen. Mittlerweile kamen die frühen Schatten des Abends und ein feiner Regen machte ſie noch ſchleiervoller und trüber. Und wie ich ſo in ziemlich ärgerlicher Stimmung in einem von dunkeln Hecken ungebenen Wege dahin ritt, ſcholl mir plötzlich das: Halt! Werda! einer Schildwache entgegen. Es war eine preußiſche, von einem in dem Dorfe Borgſtedt, meine ich, belegenen Commando, ein am Ausgange des Dorfes, wo der Weg von Rendsburg nach Eckernförde nordwärts abbiegt, ausgeſtellter Doppelpoſten. Der Commandeur der Abtheilung, Hauptmann oder Major — der Name iſt mir leider entfallen — empfing mich, nachdem die verſuchte Verſtändigung mit dem Poſten nicht ausgereicht hatte, mit kameradlicher Herzlichkeit. Es koſtete ihn wenig Mühe mich zu bereden, die Nacht bei ihm zu bleiben und erſt den andern Morgen in der Frühe meinen Weg fortzuſetzen. Aus der vier-

ten Morgenſtunde wurde aber die fünfte oder ſechste, ehe wir geweckt wurden. Aus dem Dorfe reitend hörte ich davon ſprechen, daß in der Frühe Kanonenſchüſſe gefallen ſeien, von der Seeſeite her.

Es waren die Schuſſe des däniſchen Kanonenbootes, welches früh Morgens, wenn auch wirkungslos, in das Gefecht von Altenheff eingriff, in das Gefecht dieſes Tages.

In dem Dorfe Sehestedt, in welches ich hineingerieth, fand ich die Truppen alarmirt. Ohne mich jedoch mit Erkundigungen aufzuhalten, trieb ich meinen Gaul in der gefragten Richtung nach Harzhoff vorwärts, inſoweit er ſich durch die Abwechſelung von Spornſtößen, Hieben und Schmeicheleien meinem Willen zu unterwerfen für gut befand. Anlangend bei dem nächſten Dorfe, Holtſee, fand ich in und am Ausgange deſſelben Freiſchaaren aufgeſtellt. Nach dem Hauptmann von Gersdorff, Commandeur des Freicorps, fragend, wurde ich an einen Reiter verwieſen, der ſein Pferd eben in dem Augenblick von der Höhe eines Seitenweges herablenkte. Es war eine hohe, ernſte Geſtalt, der ein ſchwarzer, zottiger Pelz, dieſer den Freicorps ſo bekannte ſteife Tſcherkeſſenmantel, um die Schulter hing. Kaum hatte ich mich vorgeſtellt, als ich den Befehl erhielt, die vor dem Dorfe auf dem Wege haltende Colonne zu begleiten und in bezeichneten Fällen Rapport zu erſtatten. Dieſe Abtheilung beſtand aus dem von Wadmerſchen Corps, im Dorfe befand ſich als Soutien das Ranzauiſche. Als ich durch die Reihen ritt, wurde ich von manchem Bekannten, wie Vahre aus Oldesloe, Magnuſſon und Ingwerſen aus Altona, herzlich begrüßt; es lachte und

fand mein Blick sogleich die Altonaer Scharfschützen, unter denen ich einen mir lieben Neffen wußte. Ich sah den jungen muth- und talentvollen Zeise, mit seinen feurig intelligenten Augen, deren erloschenem Stern ich ein Jahr später, nach der Schlacht von Kolding, den letzten Liebeshauch seines Vaterlandes und seiner Familie spenden sollte. Ich sah andere Jünglinge aus meiner Vaterstadt, nur nicht den, den ich suchte. Wo ist Wilken Wienbarg, fragte ich zögernd. Ich erfuhr, daß er seit einer Attake bei Harzhoff mit mehreren andern vermißt worden. Niemand wollte ihn fallen gesehen haben und man gab mir die Hoffnung, er sei am Leben, gefangen vielleicht, oder versprengt. Ich begleitete den Commandeur dieses Corps, Hauptmann von Waemer, einen älteren, in unsrer Armee gedienten Offizier, nebst dem Corps, das sich in der besagten Stellung befand, in der Richtung nach Altenhoff. Nachrichten vom rechten Flügel der Freischaaren, von Altenhoff, schienen damals noch nicht eingelaufen zu sein. Das Corps plänkelte bis an die Hügel und Thäler, welche den Eckernförder Meerbusen begrenzen. Vom Feinde wurde nichts mehr gesehen und gehört. Unterdeß kam die sehr befriedigende Nachricht von dem Ausgange des Gefechts, welches der rechte Flügel bei Altenhoff bestanden hatte. Auf der Rückkehr wurde in Harzhoff ein kleiner, zum Frühstück angewendeter Aufenthalt genommen. Doch vermogen weder die comfortable Eleganz und der gastfreundlich gereichte Portwein in dem kurz vorher von den Dänen heimgesuchten Schlosse, noch die belebten Erquickungsscenen unsrer Krieger auf dem Hofe zwischen den Wirthschaftsgebäu-

den, in meinem Herzen das bittre und peinliche Gefühl des persönlich Erlebten zu verscheuchen.

Am Nachmittag wurde ich nach Sebestedt beordert, um die Absendung einiger, den Freicorps gehöriger Pulverkarren zu beschleunigen. Unterwegs kam mir der Prinz-General mit Gefolge entgegen geritten. Er hielt mich an und ich berichtete was ich wußte.

Abends kam eine Deputation Altonaer Burger mit mancherlei Erfrischungen für die Altonaer Freischärler Darunter der Vater des jungen Mannes, der vermißt wurde. Er hatte das Herz gehabt, einige nach Sebestedt gebrachte Opfer des Gefechts bei der Durchfahrt, mit eigenen Augen anzusehen. Die stumme verhaltene Pein jenes Abends und jener Nacht, verlebt mit meinem, demungeachtet an der Austheilung der mitgebrachten Gegenstände, in Gesellschaft des Herrn Zeise, sen., sich betheiligenden Bruder, kann ich nicht und möchte ich nicht schildern. Beiläufig sei bemerkt, daß der junge Mann, wie sich später herausstellte, nicht gefallen, sondern mit andern Kameraden in Gefangenschaft gerathen war, und später das traurige Loos unsrer Gefangenen auf der Dronning Maria theilte.

Ueber die Vorgänge des Gefechts bei Altenhoff und Harzhoff wurde ich damals auf der Stelle nicht klar. Später habe ich darüber die genauesten und detaillirtesten Nachrichten einziehen können. Das Gefecht bei Altenhoff, geleitet durch von der Tann und zuletzt brillant entschieden durch die Verwendung des in derselben Nacht noch eingetroffenen Berliner Musketier-Freicorps unter Reichenbachs Befehl in Verbindung mit dem Hamburger Freicorps,

iſt bereits der Gegenſtand ſo mancher lebhaften Darſtellungen geweſen, daß ich mich eines weiteren Eingehens auf daſſelbe enthalte und nur den oft von unſern Leuten gehörten Refrain erwähne: Die Dänen liefen zuletzt wie die Pferde. Die Vorkommniſſe bei Harzhoff ſind dagegen in einem gewiſſen Dunkel geblieben, ſie ſind, um es zu ſagen, gedrückt von einer Schuld, welche der eine auf den andern warf und die man am Ende gemeinſchaftlich auf den commandirenden Chef abzuladen nicht übel Luſt zu haben ſchien.

Oefter habe ich ſeit jenem Tage von Gersdorff und andre jene Vorgänge erzählen hören und werde einen getreuen Abriß davon liefern. Es möchte aber wol nicht unintereſſant und werthlos erſcheinen, wenn ich etwas weiter ausholte und die Freicorps und ihren damaligen Commandeur noch vor dem Tage des Gefechtes in den Bereich dieſer Mittheilungen ziehe.

Um ſo weniger man gewohnt iſt, das organiſirende Talent von Gersdorffs als den Mittelpunkt der Freiſchaarenſammlung von Eckernförde zu erblicken, um ſo mehr fühle ich, im Beſitze der einſchlagenden Documente aus jener Zeit, und mit den damaligen Verhältniſſen durch die handelnden Perſonen ſelbſt vertraut geworden, zu einer kurzen Erwähnung jener Periode mich veranlaßt.

Die erſte Erſcheinung des genannten Offiziers, Hauptmann im Garde-Schützenbataillon, auf dem ſchleswiger Kriegsſchauplatze, war mit dem Rückzuge unſrer Armee von Flensburg zuſammengetroffen. Anfänglich hatte der

Prinz-General die Absicht gehabt, das Dorf Jastedt zu halten und unter diesem Schutze die Trümmer der Avantgarde in die Stellung von Wedelspang zu bringen. Wäre dies in Ausführung gekommen, so erschien es möglich, da der Feind die Preußen in Rendsburg wußte und immerhin an die Möglichkeit eines preußischen Ausrückens glauben konnte, Schleswig vorläufig zu behaupten und die weitern Chancen der feindlichen Energie, die man bis dahin in der Verfolgung übrigens nicht gespürt hatte, zu versuchen. Herr von Gersdorff wurde zu diesem Behuf nach Rendsburg gesandt, um den derzeit das preußische Commando führenden Oberst v. Bonin zu veranlassen, preußischerseits auf geeignete Weise in den Plan einzugehen, ferner zehn preußische Offiziere nach Missunde zu beordern, um durch dieselben dem empfindlichen Mangel an Offizieren in unserer Armee etwas abzuhelfen. Oberst von Bonin, in der Folge General unsrer Armee, zeigte sich zu Allem freundlich erbötig. Andern Tags war aber die Stellung von Jastedt aufgegeben worden. Sämmtliche im Kriegsrathe versammelte Commandeure sollen erklärt haben, der Flankenabzug nach Angeln, sowie die Deckung dieses Marsches durch die Position bei Jastedt, sei bei dem Zustande der Truppen nicht möglich. Es wurde jenseit Schleswig noch eine kurze Aufstellung genommen und dann der weitere Rückzug nach Wittensee angetreten.

Am andern Morgen erhielt der Hauptmann von Gersdorff den Auftrag, sich in Person nach Cappeln zu verfügen, wohin bekanntlich das Freicorps von Wachmer sich zurückgezogen haben sollte, um dort alles, was er von den Freicorps vorfinden würde, zu sammeln, um

mit ihnen als Partisane in Angeln aufzutreten. Er traf das von Wasmersche Corps bald hinter Eckernförde. Bekanntlich war das Studenten- und Turnercorps allein im Gefecht gewesen, aber auch vollständig durch Tödtung, Gefangennehmung, Versprengung aufgelöst worden, so daß die Reste sich später andern Freicorps anschlossen. Die übrigen damaligen Corps hatten nach Südwest und Südost von Flensburg ihren Rückzug bewerkstelligt; namentlich von den ersteren fehlte jede Nachricht. Das von Wasmersche Corps fand von Gersdorf durch den Marsch sehr ermüdet. Indeß sandte er die Wagen zurück, welche schon bestellt waren, um dasselbe nach der Eider zu fahren und bezog mit diesem Corps Cantonnirungen auf den Gütern Wilhelmsthal und Marienthal. Während des Marsches von Eckernförde in das nächste Cantonnement begab er sich nach Missunde, ging persönlich über die Schlei und ließ die etwa noch vorhandenen Uebergangsmittel zerstören, eine Fähre aber, zum Versenken vorbereitend, an das diesseitige Ufer legen. Mit der Absicht, am nächsten Morgen das Corps nach Angeln überzuführen, ritt er über Rosel, Windebye nach Marienthal zurück. In der Nacht erschien eine dänische Kolonne vor Eckernförde und die Nachricht lief ein, daß Missunde von Geschütz und Infanterie besetzt sei. Er ließ also vorläufig das Corps in seiner Stellung und begab sich persönlich nach Wetterf und nach Schestedt. Dort traf er überall auf Patrouillen der schleswig holsteinischen Truppen. Jede einzelne Abtheilung hatte für sich zahlreiche Vorposten ausgestellt, so daß sogar mehrere dergleichen Vorpostenlinien hintereinander standen. Dem in Rendsburg verweilenden Prinzen

General seine eigene Stellung und was er von unsern Truppen gesehen mittheilend, empfing er den Auftrag, mit sämmtlichen seinem Befehl zuzuweisenden Freicorps, von dem sogenannten Sandkruge an der Bucht von Eckernforde, nach dem Dorfe Gr. Wittensee eine Vorpostenlinie zu ziehen, damit die dahinter liegenden Truppen ihrer Organisation und tactischen Ausbildung leben könnten.

Um diese Zeit bestand das Wasmersche Corps aus etwa 400 Mann, das Graf Ranzauische, nach einem weiten Umzug durch die Heide, über die Eider gegangen und wohlbehalten nach Rendsburg zurückgelangt, aus etwa 500 Mann, das von Krogsche aus ungefähr 160 und ein Anfang des von der Tannschen aus 150 bis 200 Mann.

Der Freischaarencommandeur ordnete nunmehr an, daß Graf Ranzau in dem Dorfe Holtsee die Reserve der allgemeinen Vorposten bilden solle, von Wasmer in Harzhoff das Repli der Vorposten im Centrum, während die Feldwachen in Hoffnungsthal und Lehmsiek standen. Der bairische Major von der Tann übernahm den rechten Flügel, Repli Altenhoff, Vorposten in der Gegend des Sandkruges, das Corps von Krogh den linken Flügel, Repli Habye, Vorposten in dem davor liegenden coupirten Terrain am Wittensee. Im Laufe der nächsten Tage wies von Gersdorff sämmtliche aus Deutschland neu ankommenden, von dem Generalcommando ihm zugewiesenen Freiwilligen nach Altenhoff, an von der Tann, der eben dieser seine persönliche Bedeutung für die Freicorps auf der Stelle anerkennenden Vermittlung sein aus den lebendigsten und feurigsten Elementen,

aus den Reichsfreischärlern bestehendes Corps verdankte und Dank wußte. Von der Tann hatte mit seinem Corps eine günstige Stellung im Besitz, rechts durch den Meerbusen, in der Fronte durch einen See, dann durch eine Waldlisiere mit Knicken geschützt. Dagegen lagen die von der Tannschen dem Feinde von der Seeseite her, seinen Dampfschiffen und Kanonenböten zunächst gegenüber. Der linke Flügel hatte besonders seine Aufmerksamkeit zu richten auf die vorausgesetzte und auch wirklich vorhandene feindliche Avantgarde. Für geübte Truppen war das Terrain sehr günstig; einem feindlichen Angriff aber boten sich ebenfalls unter den verhandenen Umständen manche Wechselfälle dar, indem sich gegen nicht systematisch organisirte Truppen ein geschlossener Angriff des Feindes eben durch das coupirte Terrain leicht in die diesseitige Stellung einschleichen konnte.

Es begannen jetzt Recognoscirungen und Neckereien vom rechten Flügel und dem Centrum aus gegen Eckernförde, vom ersteren namentlich gegen die Kanonenböte, vom linken gegen die Vorposten der feindlichen Avantgarde. Noch ehe diese kriegerischen Präludien statisanden, war, auf von Bredorffs Befehl das von Krogsche Corps durch etwa die Hälfte des von Ranzauischen, unter dem bairischen Artillerie-Lieutenant Aldoffer, ebenfalls ein in seinen besondern Anlagen dem Blick des Commandeurs nicht entgangener, später so renommirter Kriegscharakter, in dem Dorfe Habye abgelöst worden, während von Krogh, ein aus Nordschleswig vertriebener Beamte, ein älterer Mann mit jugendlichem Feuer, mit seinem Corps zur Reserve in Holtsee hieß. Der holsteinische Graf Ranzau war beurlaubt und nicht

anwesend. In seiner Stelle kommandirte der Graf Bothmer, ebenfalls bairischer Offizier. In dieser Zeit führte Aldosser einen Ueberfall auf eine feindliche Cavallericabtheilung in Aschessel aus und nahm durch Muth und List etwa zwanzig Pferde und sechszehn Mann gefangen, das erste Lebenszeichen von unsrer Armee, die erste Waffenthat nach dem Unfall von Bau, die erste von den Freischärlern gebrochene Blume auf dem blutigen Felde, auf dem sie im Laufe des Jahres auch die schönste pflucken sollten.

Am grünen Donnerstag concentrirten sich zwei feindliche geschlossene Bataillone in Eckernförde. Von Fleckeby und Hummelfeld wurden ebenfalls feindliche Bewegungen gemeldet.

Am Morgen des Charfreitags wurde Major von der Tann, von Eckernforde her, durch ein starkes Bataillon angegriffen, von der Seeseite her gleichzeitig durch ein Kanonenboot. Eine Jägercompagnie unterstützte diesen Angriff. Major von der Tann befand sich an der Spitze eines erst in den letzten Tagen angewachsenen Freicorps. Noch in der Nacht waren Berliner zu ihm gestoßen. Der Angriff des Feindes wurde glänzend und mit starkem Verlust desselben, wenn auch mit eigenem harten, zurückgeworfen.

Im Centrum rückte ein feindliches Bataillon auf der Straße von Eckernforde auf Gr. Wittensee vor und wandte sich dann links auf Lehmsiek. Die dortige Feldwache zeigte sich umgewandt, die Feldwache von Hoffnungsthal ging auf die Replis zurück. Die Hälfte des Replis von Harzhoff hatte eine Bewegung nach rechts gegen den feindlichen Angriff am Sandkruge gemacht,

kehrte aber bei der Bewegung des Feindes gegen das Centrum, Richtung Harzhoff, zurück. In Harzhoff war eine Stellung genommen worden, der Feind aber ging, ohne dies zu berücksichtigen, zwischen Habye und Harzhoff nach Holtsee. Von dem Gute Harzhoff führt anfänglich ein durch hohe Knicke eingeschlossener Weg. Die von der beabsichtigten Unterstützung des rechten Flügels zurückkehrende Abtheilung warf sich dorthin, um das feindliche Vordringen von dort aus zu verhindern. Das Soutien des Wasmerschen Corps auf Harzhoff stellte sich dahinter auf. Als der Hauptmann von Gersdorff das Debouchiren des Feindes aus einem Walde auf eine Koppel sah, noch ehe die Abtheilung rechts her die Stellung genommen hatte, ritt er mit vier Dragoner-Ordonnanzen durch ein Heckthor auf die Koppel und commandirte laut: Escadron marsch! während ein bei ihm befindlicher Trompeter das Signal Trab blies. Dies brachte ein augenblickliches Stutzen hervor und ließ den Unsrigen Zeit heranzukommen.

Der Feind gewann aber dennoch den Weg von Harzhoff nach Holtsee und hatte ihn senkrecht besetzt. Von unsrer Seite gingen ihm sowol im Wege als rechts vom Wege die Abtheilungen der ersten Compagnie dreist entgegen, während Wasmer sich links davon sammelte. Die Tirailleurs kamen sich bis zu 10 Mann nahe und weder Freund noch Feind begann das Feuer.

Hauptmann von Gersdorff befand sich auf dem Wege zu Pferde mit den genannten Dragoner-Ordonanzen und konnte rechts und links über die Hecken sehen. Er schrie Feuer! Feuer! aber unsere Leute befanden sich in dem Wahne, es seien diesseitige holsteinische Jäger, welche

mit den dänischen gleich uniformirt waren. Er mochte commandiren was er wollte — seine Stimme war in der That, zufolge der gemachten Anstrengung, noch mehrere Tage hinterher heiser — man folgte ihm nicht, die eigenen Unterführer riefen ihren Leuten zu: feuert nicht, es sind unsre Brüder! Deutsche Kokarden, wie man sagt, doch diese Büberei scheint mir bei widersprechenden Angaben, noch der Bestätigung zu bedürfen, jedenfalls deutsche Ansprachen und Aufforderungen, nicht zu feuern, denn sie seien ja unsere Brüder, ferner der Umstand, daß auch der Feind nicht schoß, veranlaßten den Irrthum unsrer Leute. Die Ueberzeugung, daß von Eckernförde her keine diesseitige Jäger erscheinen könnten, vermogte der Commandeure auf unsere Jäger nicht zu übertragen und so geschah es, daß er Zeuge von einer Scene wurde, wie sie sonst wol nur bei Manövre-Unordnungen, wo Feind und Freund sich zu nahe kommen, gesehen wird. Einige der Unsrigen haben sich mit dem Feinde die Hände gereicht.

Jetzt rief der Commandeur den Nahestehenden zu, links über den Knick zu steigen und von da aus den Weg hinter dem zweiten Knick zu gewinnen um dies Hinderniß zwischen den Unsrigen und dem Feinde zu bringen. Indem dies in Ausführung kam, ohne daß es vom Feinde gehindert wurde, der ungefähr auf seiner Seite dasselbe that, alles in einer Nähe, daß man sich die Hände reichen konnte, verstärkte sich der Feind bis zur Zahl von mehreren Compagnien, während der Hauptmann von Wasmer eine Stellung mit dem Rücken nach Harzhoff nahm und unsre Leute raillirte. Eine kleine Abtheilung, welche dieser Bewegung nicht gefolgt war,

darunter mein Neffe, ward von Uebermacht umzingelt und gefangen genommen. Gersdorff für seine Person ritt durch ein Knickthor bei Harzhoff mit den bei sich habenden Ordonnanzen, die Leute vereinigten sich um eine aufgesteckte Fahne und nun erst begann das Feuer gegen den beinahe ebenso wie die Unsrigen verfahrenden Feind. Dieser hatte sich ebenfalls raillirt und griff mit drei Compagnie-Colonnen an. Das von unsrer Seite kräftig erwiderte Feuer brachte ihn zum Stutzen.

In diesem Augenblick traf die Reserve unter Graf Bothmer und von Krogh von links her ein. Das von Krogsche Corps stieß auf den rechten feindlichen Flügel und merkwürdiger Weise ereignete sich ungefähr dasselbe, was zuvor bei dem Wacmerschen eingetreten war: Freund und Feind parlamentirten mit einander, ob sie Feinde oder Freunde seien und erst spät begann das Feuer, worauf der Feind sich eilig zurückzog. Es ist wol nicht möglich, daß sich ein Soldat zweimal in seinem Leben in einer ähnlichen Lage befinden kann. Nur die entschiedenste Bravour, eine gänzliche Unerfahrenheit sowie der Mangel an Führern in den kleinen Abtheilungen kann es erklärlich machen. Wie aber ein vollständig formirtes und geübtes Jägerbataillon sich in solche Lage versetzen kann, ist nicht wohl zu begreifen. Von dänischer Seite war es Absicht.

Das Corps Wasmer, vor Holtser Position nehmend, wurde sodann von hier gegen Altenhoff geschickt, von wo noch keine Kunde der Verhältnisse eingetroffen war. Aldosser, von Habye bei der Reserve Ranzau in Holtsee eingetroffen, rückte dem Feinde nach.

In dem Rapport des dänischen Höchstcommandiren-

den, General Hedemann, heißt es nach vorgängiger Erwähnung, daß Eckernförde am 20. vom 2. Jägercorps und 9 Infanteriebataillon unter Major Scheplern besetzt worden: von da brachen dieselben (am 25., 3½ Uhr Morgens) auf und gingen, nachdem sie die Landzunge beim Sandkruge mit drei Compagnien besetzt hatten, vorwärts über Gosefeld und Lehmsiek gegen Harzhoff, welches von Insurgenten besetzt war. Während dieser der Major selbst angriff, hatte zugleich das Detaschement beim Sandkruge ein heftiges Gefecht mit dem Feinde gehabt; das Resultat beider Affairen war, so weit ich es jetzt schon angeben kann, 5 Todte und 20 Verwundete auf unsrer Seite. Der Feind wurde gänzlich geworfen, ohne Zweifel mit großem Verluste, an Gefangenen verlor er 58 Mann, außerdem zwei Fahnen, 61 Gewehre sammt einer großen Menge anderer Waffen. Die Gefangenen wurden auf der Galathea eingeschifft, welche die Verwundeten nach Sonderburg brachte.

Einem ausführlicheren dänischen Berichte zufolge, befanden sich sowol beim Sandkruge, als bei Harzhoff nur je 3 feindliche Compagnien im Gefecht; als Major Scheplern das lebhafte Feuern vom Sandkruge her vernahm, richtete er von Harzhoff seine gesammten Truppen dorthin, fand aber bei seiner Ankunft das Gefecht — bereits beendigt.

Der Verlust des Feindes muß nach Allem bedeutender gewesen sein. Zwei feindliche Officiere, in den letzten Berichten als hiesige bezeichnet, Capitain von Worrishöfer und Lieutenant von Fugl, wurden beim Ausmarsch aus Eckernförde „wegen ihrer Kenntniß der Gegend" (und

der deutschen Sprache) mit der gewöhnlichen Besatzungscompagnie von Eckernförde an die Spitze gestellt.

Die Angabe der Todten dänischerseits ist sicher etwas unter der Wahrheit geblieben. Unser Verlust war weniger stark an Todten, als an Verwundeten und namentlich Gefangenen, letztere von Harzhoff.

Mit Genauigkeit die Stärke der Freicorps an jenem Tage vor Eckernförde anzugeben, wird Niemand im Stande sein. Am 16. April betrug sie nach dienstlichen Angaben 1117 Mann, nämlich von Krogh 112, Graf Ranzau 180, von Wachmeister 395 und die Hamburger, der erste Stock des von der Tannschen Corps, 130 Mann. Das letztere mag am Morgen des 25. mit den Hamburgern, Kielern und Altonaern, Kölnern und Berlinern bereits über 400 Köpfe gezählt haben. Der Anwuchs war so rasch, daß am 29. April, als die Freicorps sich in Tondern befanden, der Bestand der Freicorps vom 16. April in der Zahl von 1117 Mann auf 2084 sich gestellt, also in diesem Zwischenraum, theils bei Eckernförde, und hauptsächlich auf dem Marsche, während des Vorwärtsrückens, um 937 Köpfe sich vermehrt hatte. Diese Verstärkung ist fast ausschließlich dem von der Tannschen Corps zugeflossen. Höher als 1550 Mann möchte ich die Zahl der in jenem weiten Bogen gegen Eckernförde aufgestellten Freicorps nicht anschlagen. Sowol im Total als auf den gewählten Angriffspunkten war der Feind den Unsrigen numerisch überlegen.

Das in meinen Händen befindliche Archiv des Freicorpsstabes setzt mich in den Stand, aus der dem Gefecht voraufgehenden Periode manche Mittheilungen zu machen, die vermuthlich ihr Interesse noch über den

engern Kreis der damaligen Kämpfer ausdehnen möchten. Dergleichen Aktenstücke pflegt man der historischen Darstellung als pièces justificatives hinten am Schluß des Bandes anzuleimen. In meinen Händen aber wurden sie verloren geben und für die Geschichte so gut wie nicht vorhanden sein, wenn ich Anstand nehmen würde, ihnen ihre Stelle unmittelbar in der lebendigen Erzählung einzuräumen.

Diese Anführungen sollen sich auf die Constituirung der Freicorps als Vorpostenkette, auf die Ausübung dieser Function und auf einzelne Vorkommnisse beziehen.

Der erwähnte Auftrag an von Gerdorff lautete:

Generalcommando-Befehl.

Der Hauptmann von Gersdorff wird beauftragt, als Stabsoffizier du jour die Vorpostenkette vom Kanal bis an den Wittensee und von dort bis nach Eckernförde zu reguliren und täglich zu revidiren, damit dadurch den zurückliegenden Truppen die gehörige Ruhe gewährt werden könne.

Rendsburg, den 13. April 1848.

Prinz von Holstein.

An den General-Major von Krohn,
Commandeur der 1sten Brigade
in Gr. Nordsee.

Ein Beweisstück der Anordnungen, welche der damals noch als Offizier du jour der Freicorps bezeichnete Commandeur nahm, mag hier unmittelbar folgen:

Instruction für die Vorposten des schleswig-holsteinischen Truppencorps am 14. April 1848:

Die Vorposten nehmen die Linie von Rendsburg an

der Kieler Straße nach Gr. Wittensee und die Linie von Bunsdorf nach Schirnau an der Eider ein.

Die erste Linie nimmt vom rechten Flügel her ein

1) das Kölner Freicorps in Altenhoff vom Meer bis zum Südufer des Goesee.

2) Das von Wadmersche Freicorps 3 Compagnien in Harzhoff, Feldwache in Hoffnungsthal und Schestedt; die 4. Compagnie zur Reserve der Vorposten in Holtsee.

3) Das Bracklowsche Freicorps in Habye, Vorposten von dem linken Flügel des Centrums bis Gr. Wittensee.

1) Reserve der Vorposten des Freicorps des Grafen Ranzau in Holtsee.

Die Feldwachen treten von den beiden Flügeln mit dem Centrum in Verbindung. Die Feldwachen setzen Doppelposten auf den zu ihrer Front führenden Wegen, und, wo es nöthig ist, zur Verbindung zwischen ihnen, ich bitte dies Wort Verbindung im weiten Sinn zu verstehen. Bei Nacht Patrouillen von 2 Mann, welche von einem Posten zum andern die Feldwache entlang patrouilliren.

Von Zeit zu Zeit gehen Patrouillen von 3 Mann auf den Wegen 500 - 1000 Schritt jenseit der Vedetten vor, sonst finden keine Vorbewegungen ohne speciellen weitern Befehl statt.

Feindlichen Angriffen wird mit Ernst entgegengetreten. Sollte auf einer Stelle ein Rückgehen nothwendig werden, greifen Nachbarn in die Flanken des Feindes ein. Die Reserve handelt und befiehlt im Ganzen dann nach Umständen.

Allgemeines. Die Feldwachen numeriren sich vom rechten Flügel einer jeden Abtheilung in sich; so

1ste Feldwache des Centrums, 2te des Centrums (links neben ersterer); oder 1ste Feldwache des rechten Flügels ꝛc.

Die Vedetten der Feldwachen unter sich numeriren wieder vom rechten nach dem linken Flügel.

Es wird nicht eher geschossen, als bis ein Feind zu treffen ist, sobald aber ein Feind auf weite Distance zu sehen, meldet ein Mann des Postens der Feldwache.

Bei Tage findet in Bezug auf Passage der Einwohner jede mögliche Rücksicht statt; bei Dunkelwerden hört dieselbe im Allgemeinen auf. jedes dringende Verlangen, zu passiren, kann nur von dem Führer der Feldwache bewilligt werden.

Fällt ein Schuß, so tritt die Wache in's Gewehr und erkundigt sich nach der Ursache, die Repli's treten erst bei allgemeinem Gefecht in's Gewehr und endlich die Reserve.

Die Feldwachen werden mit Sonnenaufgang abgelöst.

Abends 6 Uhr schickt jede Flanke und das Centrum einen Offizier nach meinem Quartier Harzhoff, um Parole und Feldgeschrei zu empfangen.

Die Abtheilungen in sich haben täglich einen Officier au jour zu ernennen.

Im hohen Auftrage
v. Gersdorff, Hauptmann, als
Stabsoffizier du jour der Vorposten.

Man ersieht aus dieser durch ein Schreiben des Obercommando's genehmigten Gersdorffschen Instruction, welche Rücksicht auf die große Unerfahrenheit der Freicorps genommen werden mußte; der Felddienst war zugleich ihre erste Schule.

Ein „Befehl für die Vorposten," am folgenden Tage erlassen, lautet:

Die Verbindung unter den Flügeln und dem Centrum scheint heut Nacht noch nicht lebhaft eingetreten zu sein, die Feldwache № 2 des Centrums muß links noch einen Posten stellen. Den Patrouillen der Feldwachen innerhalb der Kette ist ein dritter Mann, ein Gefreiter, mitzugeben, welcher dafur zu stehen hat, daß die Patrouille bis an die Nachbardoppelposten der Nebenfeldwachen geht.

Die Form im Gebrauch der Losung und Feldgeschrei muß in den Vorposten eine gleiche sein. Der Posten ruft: „Halt, werda!" Antwort: „Ein Mann vor;" dieser gibt das erste Wort oder das erste Zeichen der Losung, der Posten das zweite und sagt: „Näher heran," worauf der Examinirte leise das Feldgeschrei gibt. Innerhalb der Leute von derselben Wache sind auf der Wache verabredete Zeichen sehr praktisch.

Bei den Unterhaltungen im Feldwachdienste werden die Vorgesetzten jeder Art ersucht, die Aufmerksamkeit der Leute immer auf das ihnen im gegenwärtigen Dienst gunstige Terrain zu lenken. Die Kniffs müssen immer und immer wieder benützt und deren Nutzen besprochen werden. Das Corps Graf Ranzau steht 500 Mann stark in Heltsee als allgemeine Reserve.

Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit des Soutiens der Feldwachen auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, die Vorkommnisse auf den Feldwachen durch einen eigenen Doppelposten beobachten zu lassen.

Wir wollen uns bemühen, jeden Tag mehr Einheit in unsern Dienst zu bringen; nach den Umständen und Mitteln war der Anfang zur Einheit gestern sehr anerkennens- und dankenswerth.

Harzhoff, den 15. April

Die Befehle des Generalcommando's aus jener Zeit beziehen sich hauptsächlich auf das, den Freicorps allerdings habituelle und später schwer zu bekämpfende willkürliche Abfeuern der Gewehre, um sie von ihren alten Schüssen zu befreien, oder auch mal einen Vogel oder ein Wild zu treffen. Ferner wird auf möglichste Beschleunigung der Einsendung der Stärkelisten und erwarteter Vorschläge über die Verschmelzung der verschiedenen Freicorps gedrungen, unter dem Gesichtspunkte, dadurch den Geschäftsgang zu vereinfachen. Auf das Freicorps von Wachmer und von Ranzau sei in dieser Hinsicht keine Rücksicht zu nehmen, dieselben seien bereits den Brigaden zugetheilt, nämlich das Corps von Ranzau der ersten, das Wachmersche Corps der zweiten Brigade. So lange die genannten Corps jedoch aus dem Bereiche der Brigaden zu den Vorposten detaschirt seien, sollten alle Eingaben und Meldungen durch den Hauptmann von Gersdorff dem Generalcommando zukommen. Dieser Befehl ist vom 16. Man hatte also damals noch die Absicht, die Freicorps der regulairen Armee zuzutheilen. Demnach sollte sich die dahin gehende Verschmelzung auf das Hamburg-Kölner und was von Deutschland zufloß, das Prectzer, zum Theil aus den Resten der Turner, und endlich das hauptsächlich aus dem Wandsbecker Contingent bestehende von Krogsche Corps erstrecken. Das Prectzer Freicorps wurde durch Tagsbefehl als gesonderte Halbcompagnie der vierten Compagnie des von der Tannschen Corps später annectirt. Das von Krogsche Corps, blieb in seinem Bestande. Die übrigen Elemente wurden durch von Gersdorff in dem von der Tannschen Corps zusammengeschlagen,

während die dritte Ranzausche Compagnie unter Aldosser eine durch das Partisan-Genie ihres Führers gesonderte Stellung erhielt und im ganzen Feldzuge bewahrte. Das Generalcommando bezeigte mit den getroffenen Anordnungen seine Zufriedenheit.

Ein häufig wiederkehrender Gegenstand in den Documenten jener Periode ist die Verpflegung und Bekleidung der Freicorps.

Es läßt sich nachweisen, daß zuweilen wirklich großer Mangel, vulgo Hunger vorhanden war, trotz der Commissarien und des Halbdutzend adeliger Güter, in deren Umkreise sich die Freicorps befanden. Auch haperte es gewaltig mit der Herbeischaffung der nothwendigsten Schutzmittel der Bekleidung gegen die rauhe Witterung.

Aus dem Cantonnement vor Osterade schreibt der Führer des Preetzer Freicorps, Major von Jensen-Tusch, später Commandeur des von Krogschen Freicorps:

Zugleich melde ich, wie die Mannschaft der Mäntel um so mehr entbehrt, als dieselbe mit der ganzen Stärke alle Nächte patrouillirt und Posten gestanden hat, und die eingetretene Kälte das Strohlager (ohne Mantel) sehr bedenklich für die Gesundheit macht.

Nur einmal nach dem 9. ist dem Corps Brod für zwei Tage geliefert worden, während für Geld fast nichts mehr zu bekommen ist.

Am 16. April wird dem Generalcommando gemeldet:

In Betreff der erbetenen Decken für das 3. (von Wasmersche) Freicorps habe ich bereits vor 2 Tagen in Rendsburg requirirt, wie gestern schon gehorsamst

angedeutet wurde; bis jetzt habe ich selbige nicht erhalten. Es ist sowol für die Gesundheit, als den Geist des Corps durchaus erforderlich, daß diesem Bedürfnisse baldmöglichst abgeholfen werde.

Ein Schreiben vom folgenden Tage an den Generalkriegscommissair Brakel in Rendsburg, wurde von einem Gefreiten und zwei Mann, um die besagten Mäntel und Decken für das durchweg damit nicht versehene Corps zu requiriren, begleitet.

Daß die Bekleidung und Verpflegung bei den andern Corps, namentlich bei dem Corps auf Altenhoff, nicht minder zu wünschen übrig ließ, erhellt mir aus andern Mittheilungen; wie wir bereits geraume Zeit auf dem Marsche waren, konnte sich erst manche Schulter eine wärmende Hülle für die Nacht geben.

Unter den Vorkommnissen erwähne ich Folgendes:

Auf Harzhoff lief am 13. April die Nachricht ein, das Hamburger Freicorps habe einen Angriff auf die Dänen in Eckernförde gemacht und sei zurückgeschlagen worden, werde vermuthlich verfolgt und dergleichen. Es stellte sich jedoch alsobald heraus, daß das Hamburger Freicorps nicht von den Dänen, sondern durch eine Abtheilung seiner eigenen, nach Eckernförde gesandten Leute beschossen worden war. Es gab Todte und Verwundete.

Laut Befehl des Generalcommandos, datirt Georgenthal den 15. April, sollten vom 16. Mittags bis zum 18. Mittags keine Feindseligkeiten gegen die Dänen unternommen werden, es sei denn, daß dänischer Seits ein Angriff vorgenommen werden würde.

Auf diesen Befehl bezieht sich vermuthlich der nach-

stehende datumlose Bericht des Major von der Tann an den Commandeur der Freicorps, Hauptmann von Gersdorff.

Verehrtester Herr Kamerad!

Während der Recognoscirung des Hauptmanns von Haake von der Kieler Compagnie gegen Aschau, worüber derselbe bereits berichtete, ging ich mit der Hamburger Compagnie bis auf die Höhe von Eckernförde und ließ die feindlichen Vorposten, 4 dicht aneinander stehende Doppelposten, durch einige Schüsse auf ihre rückwärts stehende Feldwache zurückjagen, was vielen Stoff zum Lachen gab.

Die weit vorgerückte Zeit bestimmte mich bald zum Abzug, um nicht in den Waffenstillstand hineinzupläukeln. In Eckernförde sollen nur 200 Mann stehen, welche heute frühe ausgerückt waren. Die Barrikaden sind unbedeutend. Die Kölner (Berlin-Kölner unter Reichenbach), sind noch nicht eingerückt.

Altenhoff 12½ Uhr. Ihr ganz ergebenster

Freiherr von der Tann, Major.

Von der Tann gab dem lebendigen Geiste seines täglich und nächtlich wachsenden Corps fortwährende Beschäftigung, unterstützt durch die Oertlichkeit seines Cantonnements am Ufer des Meeres. Er bethätigte von vorn herein den richtigen Grundsatz, daß die Leute in guter Laune erhalten werden, ihren Spaß von der Sache haben müßten, welche Stimmung eben in dem furchterlichen Ernst und bei den Beschwerden des Krieges sicher nicht genug zu schätzen. Die von der Tannschen beabsichtigten eine Seebatterie mit Kanonen aus Baumstämmen anzulegen, die auch zu stande kam.

Auf diese und die damit verknüpften Absichten bezieht sich vielleicht die nachstehende Depesche des Freischaarencommandeurs:

„Wenn auf dem rechten Flügel eine Jalousie auf Eckernförde in der Art gegeben wird, daß die Stadt (die Garnison) einen Angriff fürchtet und die Schiffe an die Möglichkeit eines Versuchs der Enterung glauben, so wird dies erwünscht sein. In der That werden aber die zu treffenden Maßregeln nicht über die Beunruhigung der feindlichen Vorposten hinausgehen. Die Truppe selbst ist dabei nicht zu ermüden."

Der Tagesbefehl des Generalcommandos erwähnt die Aschefflier Ueberrumpelung, welche den Namen Aldosser gleich anfangs auf die Tafeln der Kriegsereignisse verzeichnete, mit folgenden Worten:

Mit besondrer Zufriedenheit bringt das Generalcommando der Armee zur Kenntniß, daß ein Detaschement des Rauzauschen Freicorps, unter Befehl des Hauptmanns von Aldosser, in der Stellung von Aschefsel, eine Abtheilung dänischer Dragoner nach einigem Widerstande genommen und entwaffnet hat. Bei dieser Gelegenheit wurden unsrerseits der Unteroffizier Jürgens und auf feindlicher Seite 2 Mann verwundet, von denen einer bereits gestorben ist. Die Führer Sperling, Rabe, Stellfeldt, so wie der Schütze Sonnenkalb, werden wegen ihres, bei dieser Gelegenheit gezeigten ausgezeichneten Betragens hiemit belobt, wie denn überhaupt der Muth und die Ausdauer, welche das Detaschement bewiesen hat, lobend anerkannt wird.

Ein Ereigniß, das schon am 16. April stattfand, rief folgendes Circulair des Befehlshabers der

Freicorps an die Posten von Holtsee, Habye und Gr. Wittsee hervor:

„Zur Kenntnißnahme unsrer Verhältnisse. Heute Morgen haben vielleicht 500 Dänen den Posten vom Sandkruge forcirt. Gleichzeitig scheint bei Nör eine Landung gemacht worden zu sein, welches durch jenes Manöver protegirt wurde.

Der Sandkrug ist wieder besetzt, ebenso jede anderweitige bisherige Stellung. Das Graf Ranzausche Corps hält sich fortan ganz eng in den Häusern im Ausgange von Holtsee."

Die erste von Harzhoff ausgegebene Losung, am 15. April, war: Schlag an die Lende! Schlag an den Kolben! Das Feldgeschrei: Deutschland.

Am 20. Abends war die Losung pikant genug: Vorwärts! Feldgeschrei: Flensburg.

In der That war der 21. April zum Aufbruch bestimmt; das Vorpostencommando hatte Befehl erhalten, den 21. Abends mit sämmtlichen Corps in Gr. Wittensee einzutreffen.

In der Nacht vom 20. auf den 21. richtete das Vorpostencommando nachstehendes Schreiben (auszüglich) an das Generalcommando:

— — Der Feind hat in Eckernförde 2 Bataillone vereinigt, unter ihnen Major Schepeler mit den Castelljägern.

Zwischen dem Windebyer Holze und Missunde scheint der Feind eine Vorpostenstellung genommen zu haben.

Der Feind in Eckernförde scheint sich einzurichten, um heute in der Frühe irgend aufzubrechen und eine

Nachricht (durch Abraham) spricht dabei von der Richtung nach dem Walde von Altenhoff.

Wenn nicht der Himmel einfällt, so stehe ich um 6 heute Abend bei Gr. Wittensee.

Es ist aber in dem hohen Befehl gar nichts g. sagt von der Ankunft einer Jägercompagnie, welche die Stellung bei Altenhoff und Marienthal übernehmen könnte, wie früher verabredet. (Es wird hier die aus Berliner Musketiren und Kölner Schützen bestehende Compagnie verstanden sein, welche die Nacht noch eintraf.)

Harzhoff, den 21. April, Nachts 2½ Uhr.

v. Gersdorff.

Eine Morgens 7 Uhr von Rendsburg durch den Prinzen General expedirte Depesche besagt, daß in der Nacht eingegangene Berichte mit der Meldung über die Verstärkung der Dänen übereinstimmten. Auch solle die Strecke von Eckernförde stark mit Posten besetzt sein. Es werde daher an einen heimlichen Marsch nicht zu denken sein, was aber die Bestimmung nur so weit abändere, daß die Freicorps in Gemeinschaft mit von Zastrow morgen bei Tage den Angriff auf die feindliche Linie machen und die Dänen über Missunde zurückdrängen würden, von Zastrow sie festhalte und die Freicorps in der Nacht die Schlei passirten. Es sei richtig, daß die Fischerböte an der Schlei versteckt lägen und nicht vom Feinde genommen worden.

Es war nämlich anfangs bestimmt, daß die Freicorps bereits Abends den 21. von Gr. Wittensee aufbrechen und noch in der Nacht über die Schlei gehen sollten. Nachmittags hätten sie dann, nach den ferneren Anordnungen, in einer gesicherten Stellung sich auszuruhen,

Nachmittags, wenn gehört würde, daß von Zastrow Missunde angreife, den Umständen nach ihm zu Hülfe kommen. Könne Missunde am Sonnabend nicht forcirt werden, so werde derselbe in der Nacht vom 22.—23. bei Stubbe übergehen, wo ihn der Uebergang zu decken und alle Böte in Bereitschaft zu halten seien.

Eine von Georgenthal den 21. datirte Depesche des Generalcommandos an den Commandeur der Vorposten hat folgende Fassung:

Zweck der Detaschirung des von Zastrowschen Commandos und des von Gerdorffschen Corps ist theils den linken Flügel der Dänen zu bedrohen und besonders zu alarmiren, theils durch das Erscheinen in Angeln die Bevölkerung zu erheben und den Dänen, im Fall eines Rückzugs, allen möglichen Abbruch zu thun, ihn auch zu verhindern, nach Holnis sich zurückziehen zu können. Die vereinigten preußischen holsteinischen Truppen gehen Sonntag von Rendsburg vor und greifen Montag Schleswig an. Es muß daher die Passage bei Wedelspang ihnen möglichst erschwert werden, falls sie den Rückzug hieruber versuchen sollten, und der fernere Rückmarsch durch Angeln beständig durch Seitenangriffe beunruhigt werden. Sollten die Dänen, was anzunehmen, den Rückmarsch auf der Chaussee nach Flensburg machen (dies war bekanntlich der Fall), so bieten Schmedebye und Oversee sehr vortheilhafte Stellen zur Beunruhigung dar. Am Kanonenfeuer werden die Commandeure die Bewegung der Truppen beurtheilen. (Dies war nicht der Fall.) Bestimmte Mittheilungen können nicht

versprochen werden. (Letzere sind uns auf dem Marsche nach Flensburg auch nicht zugekommen.)

Auf Befehl

v. Katzeler,

Hauptmann im Generalstabe.

Von der befohlenen Concentration des Freicorps in Gr. Wittensee war nur das Bracklowsche, damals Hellmundsche Corps ausgenommen. Dies treffliche Corps hatte sich bereits vorher in einer schwankenden Stellung zwischen der Armee und dem Freischaarencommando befunden.

Zufolge einer Depesche des Generalcommando's vom 18. April, in welcher die von v. Gerdorff vorgeschlagene Verschmelzung des Freicorps von Hamburg, Kiel, Altona, Kölln und von Krogh (letzteres Arrangement wurde zurückgenommen) zu einem Corps von 4 Compagnien unter dem Major von der Tann als zweckmäßig erkannt und genehmigt wurde, blieben damals noch zur Disposition die Compagnie Bracklow und das Preetzer Freicorps, und erwartete das Generalcommando über die Organisation dieser Corps einen geeigneten Vorschlag.

Von der hinsichtlich des Preetzer Corps getroffenen Bestimmung ist oben die Rede gewesen. Hinsichtlich des Bracklower Corps fehlen die Aktenstücke, doch glaubte ich annehmen zu dürfen, daß es nicht an dem Freischaarencommando lag, ein so ausgezeichnetes, freiwilliges Scharfschützencorps in seinem Bereiche zu erhalten.

Die Unbestimmtheit des Verhältnisses prägt sich in folgendem Schreiben von Seiten des Commandeurs dieses Freicorps an den Vorpostencommandanten deutlich genug aus:

Nachdem heute das Bracklowsche Scharfschützencorps das Cantonnement Steinrade bezogen hat, erbitte ich mir nunmehr bestimmte Verhaltungsmaaßregeln im Fall eines Vorrückens aus; und bemerke gehorsamst über die vorläufig getroffene Anordnung, daß ich die Detaschirung von 1 Lieutn. 3 Oberj. und 50 Scharfsch. nach Schirnau nöthig gefunden habe, um den Terrainabschnitt zwischen dem Uebergang der in die Eider fließenden Aue und dem linken Flügel der bei Bünstorff aufgestellten Postenkette observiren zu können. Es sind zu dem Ende 4 Doppelposten nöthig gewesen und wird in der Nacht am Uebergange selbst ein besonderes Piquet aufgestellt werden. Der in Steinrade befindliche Rest von 1 Hauptmann, 2 Lieutenants und 67 Mann (mit den nöthig ausgesetzten Posten) würde demnach einstweilen als Soutien angesehen werden müssen.

Cantonnement Steinrade, d. 18. April 1848.

Hellmundt,

Chef des Bracklowschen Freischützencorps.

Das Bracklowsche Corps war damals über Cluvensiek nach Bünstorff gerückt, von wo es, laut Befehl des Generalcommando's, die Landstraße nach Rendsburg und Eckernförde beobachten sollte. In dieser Stellung, in der es einen Theil unsrer Armee und die Vorpostenkette vor sich hatte, wurde ihm noch eine Compagnie des ersten schleswig-holsteinischen Jägercorps beigegeben. Beide Umstände lassen vermuthen, daß man die Bracklower vorläufig von dem engeren Verbande mit den übrigen Freicorps zurückzuhalten und für sie eine besondere Verwendung frei zu lassen gedachte. Wie denn auch eine solche unmittelbar nach dem Aufbruche unsres

Heers für sie erfolgte, indem sie mit unsrer auf Schleswig dirigirten Armee vereinigt wurden.

Dem Schluß dieser nach mehreren Seiten hin ihre Schlaglichter verbreitenden urkundlichen Mittheilungen füge ich noch hinzu, daß in allen, vom Generalcommando ausgegangenen Depeschen, der Ostermontag, der 24. April als der Tag des Angriffs gegen die dänische Hauptmacht in Schleswig bezeichnet wird. Die dänische Armee hat bekanntlich dem Himmel, dem General Wrangel und vielleicht am meisten sich selbst den Umstand zu danken, daß der Angriff schon am Ostersonntage erfolgte. Bei einem etwas lebhafteren und vorbereiteren Widerstandsversuche auf der Schleswiger Außenlinie hätte allerdings eine einfache Recognoscirung preußischer Truppen, wie sie in officieller Absicht lag, nicht wohl in eine Schlacht übergehen können, welche nur das geringste Resultat, die Werfung des Feindes, anstatt nach dem mit dem Commando des 10. deutschen Bundescorps auf den 24. April verabredeten combinirten Manöver, die Vernichtung oder Gefangennehmung der gesammten dänischen Landmacht, zur Folge hatte.

III.

Am Abend und in der Nacht vom 21—22. April befand sich das von der Tannsche Corps in Gr. Wittensee; das Hauptquartier in Habye. Abends noch ritt ich mit einer Mission an von der Tann den zur rechten Hand von Gehölz, zur Linken von dem Wittensee begrenzten Weg von Habye nach dem erstgenannten Dorfe. Der Zufall versagte mir an jenem Abend die erste Bekanntschaft mit dem Achilles des schleswig-holsteinischen Freischaaren-Epos. Er machte einen Recognoscirungsritt. Ich traf Hauptmann von Reichenbach, den wackern Degen, noch lebhaft angeregt von den Ereignissen der Frühe. Bei meiner Anwesenheit versprengte sich plötzlich das Gerücht, es seien dänische Dragoner im Anzuge, Signale ertönten, und es wurde mit Berliner Gewandheit eine Barrikade wie im Fluge errichtet. Indeß stellte der Feind sich nicht ein. Er war allerdings, wie es hieß, in der Stärke von mehreren tausend Mann in dem benachbarten Dorfe Bistensee gewesen, hatte sich aber von dort zurückgezogen.

Die am Morgen des 22. April aufbrechende Colonne bestand aus dem fünften schleswig-holsteinischen Bataillon und einer halben Batterie von 4 Kanonen unter Anführung des Major von Zastrow, aus sämmtlichen Freicorps und einer Abtheilung unsers zweiten Dragonerregiments, in der Stärke von 21 Mann, befehligt von

dem bairiſchen Kavallerielieutenant von Bouteville, der mit ſeiner kleinen Truppe am 17. April in Holtſee angekommen war. Warum ſchickte man nicht das freiwillige Reitercorps!

Die Nacht vom 22. auf den 23. wurde vor dem Ausgange des Dorfes Oſterbye bivouakirt. Es war eine dunkle regneriſche Nacht. Gegen Abend loderten jedoch die Wachtfeuer auf dem weiten Kamp und beleuchteten eine der intereſſanteſten Kriegsſcenen von 1848, das nächtliche Bei- und Durcheinander ſämmtlicher Freicorps. Eine große Anzahl hatte ſich auch im Dorfe Oſterbye verbreitet. Eier! Eier! war das Feldgeſchrei aller derjenigen, welchen die ewige Erbſenſuppe und der Speck zu hoch in die Kehle geſtiegen war. Für Eier und überhaupt für etwas Ungewöhnliches, was nicht Erbſenſuppe und Speck war, konnte gefordert werden, was da wollte, indeſſ waren die Oſterbyer Wirthe beſcheiden. Ebenfalls dieſen Oppoſitionsgelüſten des Magens nachgehend, ſaß ich beim Dunkelwerden in einer Bauernſtube, als der Bauer mit den Zeichen der höchſten Angſt hereinſtürzte und ausrief: die Dänen ſind da, die Dänen ſind im Dorfe! Gleichzeitig nahm er das in der Wiege liegende Kind auf den Arm und flüchtete ſich mit ſeiner Familie nach dem Hinterhofe und in den Garten. Der Alarm war wirklich ein allgemeiner. Man hatte am andern Ausgange des Dorfes, wo unſre Vorpoſten ſtanden, eine Reihe von Schüſſen gehört. Als ich bei unſrer Biwacht eintraf, fand ich die Feuer erloſchen, die Corps waren auf den Beinen, jeder wußte oder ſuchte die Stelle, wo er hingehörte. Unſre im Dorfe befindliche Reiterei ſprengte vorüber zu den hinter uns haltenden

Geschützen, die zunächst ihrer Obhut übergeben waren. Ich rief laut nach unserm Commandeur, den ich in der Dunkelheit nicht auffinden konnte; erst das hier! seiner kräftigen, etwas heiseren Stimme brachte mich wieder in seine Nähe. Bald stellte sich heraus, daß nur eine dänische Reiterpatrouille sich unsern Posten jenseit des Dorfes genähert hatte und sofort zurückjagend von den Unsrigen mit einer überflüssigen Menge von Kugeln verfolgt worden war.

Der vom Commandeur ausgegangene Befehl, die Feuer auszulöschen, hatte die ganze frühere unbeschreiblich pittoreske Scenerie in die finsterste Nacht begraben und wurde später aus Gründen der Aesthetik, des körperlichen Wohlbehagens und sogar der Taktik, mißliebig von unsern Leuten beurtheilt. v. Gerödorff war in dem tscherkessischen Kriege, den er als eine interessante und straffe soldatische Bildungsschule mitgemacht hatte, an die Auslöschung der Wachtfeuer bei nächtlichen Ueberfällen gewöhnt; und was kann verständiger sein, als eine Beleuchtung zu entfernen, welche dem Feinde alle Vortheile verschafft, die angegriffene Truppe wird von dem Feinde deutlich ihrer Zahl und Stellung nach erblickt, während der Feind selber sich durch den Schild der Dunkelheit den Augen entzieht.

In der Zelthütte des Commandeurs wurde die regnerische, pechfinstere Nacht ziemlich erträglich; sie war durch die Sorgfalt der Freischärler in der Schnelligkeit bei weitem besser hergestellt als die meisten Obdächer dieser Art. Mehrere Führer, die sie benutzten, lagen dicht aneinander gepackt; den zu Eingang Gelagerten, wie meiner Person, entging jedoch nicht die Annehm-

lichkeit einer von oben und unten kommenden Durchnäſſung.

In der Morgenfrühe wurde über Coſel nach der Schlei aufgebrochen. Sich zurückziehende feindliche Truppen waren ſtets in der Nähe, theilweiſe im Angeſicht. Die Marſchcolonne unſrer den rechten Flügel der vorrückenden Armee bildenden Truppen war beſtändig zum Angriff und zur Vertheidigung bereit. Es gewährte einen hübſchen Anblick, ſie in dieſer Schlachtordnung von den Höhen herab und auf die Höhen hinauf hinziehen zu ſehen.

Auf der Höhe vor dem Dorfe Coſel angelangt, ließ von Zaſtrow eine Kanone vorfahren, welche dreimal ihre Ladung in das Dorf entſandte, wo däniſche Truppen lagen. Dies donnernde Programm unſrer Ankunft hatte zwar die Folge, daß die Feinde in der haſtigſten Flucht ſich davonmachten, aber auch die, daß wir keinen Mann von ihnen ergriffen. Die Beute beſtand in einigen zurückgelaſſenen Torniſtern und Mantelſäcken; ich eignete mir die Feldmütze des Rittmeiſters von Flindt zu und überließ den übrigen Inhalt ſeines Mantelſacks den anweſenden Freiſchärlern. In keinem Orte, den wir ſpäter durchzogen, habe ich die Freude über unſre Ankunft lebendiger und rührender gefunden als in dem Dorfe Coſel. Die däniſchen Offiziere hatten dort die Nacht im Wirthshauſe bis an den anbrechenden Morgen verzecht und zuguterletzt ihren gezwungenen Gaſtgebern recht trotzig mitgeſpielt. Die braven Wirthsleute konnten ſich bei unſrer, leider durch die beſagten Kanonenſchüſſe, einer war neben dem Kirchthurm weggegangen, vorausgekündigten Erſcheinung des lebhafteſten Ausdrucks ihrer

Freude und Entzückung nicht enthalten; in Cosel habe ich Thränen der Freude fließen sehen, die früher außer der Familie nur in meinem poetischen Wortregister standen. Von den noch selteneren Thränen der Wuth war ich schon mal Augenzeuge. Diese Thränen der Freude, wirkliche helle, den Augen entperlende Tropfen, fielen warm und wohlthuend auf mein Herz; nun erkannte ich tiefer als je die Sympathie der deutschen Bruderschaft in Schleswig.

Mit größtem Vergnügen denke ich an die Verauf-plänkelung der unsern Zug anfangs begleitenden Bracklowschen Jäger zurück. Sie ging auf beiden Seiten der Landstraße über Gräben und Hecken hinüber, so feurig von statt, daß ich, viel Antheil an diesem Schauspiel nehmend, nur in kleinem Trab ihr folgen konnte. Die Bracklower wurden indeß unterwegs abberufen, um ihren bekannten rühmlichen Antheil am Schlachttage von Schleswig bei der Annettenhöhe zu nehmen, wo ihr Führer Hellmundt seinen Arm einbüßen sollte.

Die Ankunft der Freicorps, mit Ausnahme der damals die Arrière bildenden von Taunschen, auf dem Gute Stubbe eben dieseit des Schleiufers wird stets ein Glanzmoment in ihrer Erinnerung bleiben. Schon in der verbergebenden Nacht war Aldoffer mit seinem fliegenden Corps, mit der dritten Ranzauischen Compagnie, die er in dem Grad veraldofferte, daß sie niemals etwas von einer Unterordnung unter ein andres Corps und einen andern Führer wissen wollte, über Stubbe die Schlei passirt und hatte daselbst die freudigste und liebenswürdigste Gastfreundschaftlichkeit genossen. Unsrem Hauptcorps wurde derselbe Empfang zu theil. Jeder Mann sah sich entweder durch den Eigenthümer des

Gutes, Herrn Hagemann und ſeine Familie perſönlich oder durch die Knechte und Mägde in einer Art und Weiſe nach dem anſtrengenden Marſche und dicht bevor der Ueberſchreitung einer wichtigen militairiſchen Grenze empfangen und erquickt, daß nur eine Stimme der Befriedigung ſich darüber hören ließ.

Der Uebergang über die Schlei bot ein prächtiges, maleriſches Schauſpiel dar. Die Fiſcher von Arnis waren mit ihren vor dem Feinde verſteckt gehaltenen Böten in einer Zahl angekommen, daß ſie tauſend Mann und drüber auf einmal an das jenſeitige Ufer befördern konnten. An beiden Ufern dieſſeit in Cappeln und jenſeit in Angeln begrüßte uns eine jauchzende ländliche Bevölkerung, vornämlich von älteren Männern, Frauen und Jungfrauen. Mit ſtolzen und freudigen Gefühlen nahmen die braven Fiſcher das bunte Gewimmel der Freiſchärler in ihre luſtig flaggenden Böte auf, welche ein friſcher in die Segel greifender Wind dem Ufer des alten Stammlandes der in Gemeinſchaft mit den Sachſen und Friſen der Vorzeit von Holſtein und Schleswig nach Britannien übergeſchifften Mitgründer Englands und Pathen ſeines glorreichen Namens. Das Werk der Ein- und Ausſchiffung dauerte, faſt zu flüchtig dem Auge und der Seele, nur eine Viertelſtunde.

Kaum hatten die Freicorps jenſeit, auf dem Boden Angelns, ſich zum Weitermarſche aufgeſtellt, als ich von dem Commandeur Befehl erhielt, mich mit einem Auftrage an von Zaſtrow nach Miſſunde zu begeben und demnächſt auf der Rückkehr das nach dem Dorfe Siſebye marſchirende von der Tannſche Corps noch den Abend oder die Nacht über die Schlei zu führen.

Während der Ueberfahrt an das diesseitige Ufer stellte sich Regen und stärkerer Wind ein. Auf dem Gute Stubbe fand ich Gelegenheit, die liebenswürdige Familie des Eigenthümers in ihrer dem Sturm des Freischaarenempfangs nachfolgenden, wenn auch noch aufgeregten und gestörten Häuslichkeit kennen zu lernen, wenn eine Viertelstunde Unterhaltung mit gemüth- und geistreichen Damen sich eine derartige Bezeichnung erlauben darf. Der Gutsherr war so freundlich, mir seine eigene Equipage zu der Fahrt nach Missunde anspannen zu lassen und, in seinen Mantel eingehüllt — den meinigen hatte ich, des plötzlichen bösen Wetters nicht gewärtig, drüben zurückgelassen — erreichte ich den westwärts nach Schleswig zugelegenen Fährort Missunde spät Nachmittags. Die Kanonade hatte bereits aufgehört und der Feind sich zurückgezogen. Mein Auftrag ging dahin, den Major von Zastrow zu benachrichtigen, daß Fischerböte in hinlänglicher Anzahl jeden Augenblick zu seiner Verfügung ständen.

Herr von Zastrow war mit dem eben erwähnten Bataillon und vier Kanonen — zwei andre erwartete blieben zurück und scheinen irrthümlich ihre Bestimmung verfehlt zu haben — Morgens auf dem kürzesten Weg an das Ufer der Schlei nach dem Dorfe Missunde marschirt, wo eine Fähre den Uebergang über eine der schmalsten Stellen dieses in das Herz von Schleswig eindringenden, flußartig gewundenen Meerbusens der Ostsee in ein paar Minuten bewerkstelligt.

An dem anglischen Ufer befand sich derzeitig eine Abtheilung dänischer Infanterie mit drei Kanonen, die eine weiter zurück, die jenseitigen Hügel hinauf postirt;

und nur eine Zeitlang feuernd. An dem Tage hatte ein siebenstündiges lärmendes Gefecht stattgefunden. Die Kanonen donnerten gegen einander und die Infanterie sendete sich ihre Grüße zu. Die Unsrigen verdankten der Vorsicht des Commandeurs eine Aufstellung, welche es möglich machte, daß nur ein Mann das Opfer des Gefechts wurde. Eine unsrer Kanonenkugeln flog gerade in die Mündung einer der feindlichen Kanonen hinein und sprengte diese auseinander; das zerschmetterte Rad der andern mahnte die Dänen an den Rückzug, den sie, nach Verlust mehrer Todten und Verwundeten, zuletzt eilig bewerkstelligten; jedoch nicht ohne vorher die Fähre mitzunehmen. Bei meiner Ankunft befand sich v. Zastrow im vollständigen Besitze des südlichen Ufers, und am jenseitigen war der Feind im Rückzug.

Zum erstenmal kam ich mit einem der beliebtesten und, wenn man so sagen darf, soldatisch populärsten Oberführer unsrer Armee näher zusammen, sogleich den Eindruck fühlend, welchen, zumal auf dem Schlachtfelde, der kundige, eifrige und doch mit vollendeter militairischer Ruhe ausgerüstete Führer auf jeden machen wird. Herr von Zastrow äußerte seine Zufriedenheit mit dem Laufe und Ausgange des Gefechts und namentlich lobte er seine jungen schleswig-holsteinischen Kanoniere, welche ihre maiden-speach den Tag gar vortrefflich gehalten hätten. Auch dem Patriotismus der Bewohner, deren Ortskunde ihm zu statten gekommen, zollte er die verdiente Anerkennung.

Im Fährhause, dicht am Ufer der Schlei, hatte Major von Zastrow sein Hauptquartier aufgeschlagen. In der Hinterstube, die ihm zur Verfügung stand, lag

in dem Bett ein tödtlich verwundeter Mann. Eine Flintenkugel war ihm links durch die Schläfe gegangen. Ein schaudervolles Mitleid ergriff mich bei dem Anblick dieses Leidens. Das Leben und das Bewußtsein waren noch nicht entflohen. Aus Weißwein und Waſſer bereitete ich ihm einen Trank, wol den letzten, den seine Lippen schlurften. — Eine ähnliche Kugel traf vor Fridericia unsern **Delius** und er lebte noch mehrere Tage.

Major von Zastrow hatte bei Missunde mit denselben feindlichen Truppen zu thun gehabt, die wir unterwegs gesehen und aus Rosel verjagt hatten.

In dem Berichte des dänischen General Hedemann über die Schlacht von Schleswig, von der wir weder an dem Tage, noch Tags darauf, noch überhaupt früher als bei unsrem Einrücken in Flensburg etwas Genaueres wußten, finden sich die folgenden Data:

Einen besondern Abschnitt in dem Bericht über die Schlacht bei Schleswig bildet die Affaire des Oberstlieutenant von Harthausen bei Missunde. Dieser Punkt wurde vom fünften Bataillon, dem Dragonerdetaschement des Rittmeisters Flindt und einer Granatenkanonenabtheilung (2 Piecen Lieutenant Jürgensen *) unter Commando des Oberstlieutenant von Harthausen besetzt gehalten.

Den 23. 7½ Uhr Morgens wurde das Verrücken des Feindes bemerkt, mit einem aus allen Waffen zusammengesetzten Corps, zum größten Theil Infanterie, mit 6 Kanonen.** Um 8½ Uhr etwa begann der Feind die

* Die dritte Kanone ist also vergessen.

** 4 Kanonen.

Stellung bei Missunde heftig zu beschießen, welches durch unsre Geschütze und einige Gewehrschusse erwidert wurde. Das Feuer des Feindes wurde mit Heftigkeit bis gegen 1 Uhr unterhalten, von welcher Zeit bis gegen 4 Uhr die feindliche Artillerie aufhörte zu feuern. Aber von 4 Uhr an begann die Artillerie ihr Feuer mit erneuerter Kraft und setzte dasselbe bis 8 Uhr fort.

Eine Kugel, welche den Kopf eines unsrer Geschütze traf, spaltete es bis zum Halsband, während des Ladens und von der andern wurde das Rad beschädigt, so daß nach Mittag das Feuer des Feindes von unsrer Seite nur mit einzelnen Kanonenschüssen erwidert werden konnte.

Später wurde gemeldet, daß einige Wagen mit dem Proviant des Bataillons, welcher bei Brodersby stand, vom Feinde genommen seien. Als die Patrouillen berichteten, daß nichts Feindliches mehr in der Nähe sei, beschloß Oberstlieutenant Harthausen, eine Diversion gegen Brodersby zu machen, da aber die neue Meldung einlief, daß er abgeschnitten wäre, sofern er den Rückzug nicht beeile, so ließ er die Ziehleine auf der Fähre durchhauen, befahl den 2 Geschützen auf Gehl unter Kapitän Nielsens Bedeckung sich zurückzuziehen, dirigirte darauf seinen eigenen Marsch auf Brodersby, welches vom Feinde verlassen gefunden wurde, und ging darauf über Tolk nach Flensburg, welchen Marsch er unausgesetzt und ohne Hinderniß fortsetzte.

Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß die dänische Abtheilung bei Missunde durch die Nachricht von dem bereits bewirkten Uebergang der Freicorps über die Schlei und des Ueberfalls bei dem nur in geringer

Entfernung von Miſſunde neben der Straße nach Norden belegenen Dorfe Brodersby zum eiligen Rückzuge bewogen wurde.

Es mag hier der beſte Ort ſein, einige Ereigniſſe dieſer von den Dänen gefürchteten Umgebung einzuflechten. Aldoffer überrumpelte Abends ein Detaſchement feindlicher Dragoner bei Brodersby und machte auf die Nachricht, daß eine ſtarke feindliche Abtheilung ſich in Miſſunde befände, mit einem Dutzend Gefangenen, 20 erbeuteten Pferden und mehreren Wagen wieder Kehrt. Unterdeß war ihm und auch dem Hauptquartier die Nachricht zugekommen, daß neben der Kirche des Dorfes Tolk zehn Wagen mit Proviant und Waffen den Bauern von Tolk und der Umgegend in der Nacht weggenommen, unter Bedeckung von höchſtens 20 Mann däniſcher Infanterie mit einem Unteroffizier ſich befänden. Aldoffer warf ſich ſogleich mit einem Dutzend ſeiner Leute auf einen Wagen und jagte nach Tolk. Der Coup gelang über Erwarten. Einige Dänen wurden noch vom Wagen herab niedergeſtreckt, die andern gefangen genommen und auf einem der Wagen eine Kriegskaſſe von 1500 Thalern gefunden. Die genommenen Waffen beſtanden aus Heugabeln, Piken und ſonſtigen dem Angler Landſturm abgenommenen Landſturmlichkeiten.

Nach Erwähnung dieſer raſchen und kühnen Waffenthaten der Aldoffierianer möchte ich denn auch noch einen letzten Blick auf die Bracklower werfen, welche am Morgen dieſes Tags ſo plötzlichen Abſchied von uns nahmen, um nie wieder mit uns vereinigt werden zu ſollen.

Der offizielle Rapport über den Antheil, den das

Scharfschützencorps Bracklow an dem Gefechte bei Schleswig genommen, lautet, ausgestellt von den drei Lieutenants und dem Feldwebel des Corps:

Nachdem auf höhere Ordre das Corps aus dem Cantonnement zu Osterbye zum Marsche nach Missunde aufgebrochen, traf die Contreordre ein, daß dasselbe sich schleunigst zur weiteren Verfügung nach Cropp zu begeben habe. Zu Aschessel wurden zur Beschleunigung des Marsches Wagen requirirt, so daß es möglich wurde, daß das Corps 12 Uhr bei Cropp anlangen konnte. Auf persönlichen Befehl seiner Durchlaucht des Prinzen Friedrich stellte sich das Corps bei Mielberg auf, um zur Geschützdeckung verwandt zu werden.

Eine Contreordre gab Befehl zum Vorrucken, und bald darauf erfolgte die Anweisung, daß das Corps zur Unterstützung einer Flankenbewegung des Generals Möllendorf sich um den See beim Schlosse Gottorf hinzuziehen und den Feind aus dem sog. Thiergarten zu werfen habe, welches im Verein mit dem Pommerschen Füselierbataillon und einer Abtheilung des vierten schleswigschen Jägercorps nach einem vierstündigen, heißen Kampfe vollkommen gelang.

Außer mehreren abgelieferten Gefangenen niederen Ranges hat der Lieutenant Hilliger, Civilingenieur aus Itzehoe, den Premierlieutenant von Mathiesen vom ersten Bataillon zum Gefangenen gemacht und im Prinzenhofe abliefern lassen.

Außerdem fühlen die gehorsamst Unterzeichneten sich gedrungen zu bemerken, daß das Corps die auf sie gestellten Erwartungen durch bewiesene Bravour und prompte Ausführung der ihm gewordenen Befehle befriedigt hat.

welches auch die Offiziere des Pommerschen Regiments ausgesprochen haben.

Flensburg, d. 23. April 1848.

(gez.) Hilliger, erwählter Lieutenant.
A. v. Bilow, Lieutenant.
C. v. Reinecke, Lieutenant.
Möller, Feldwebel.

Von dem Verluste ist im obigen Aktenstück nicht die Rede, selbst der des Hauptmanns wird nicht angeführt. Alle Augenzeugen sind einig, daß die Pommern und die Bracklower die heißeste Arbeit an dem Schlachttage hatten und der Feind nirgends einen so hartnäckigen und tapfern Widerstand leistete als ihnen gegenüber.

Hinsichtlich der Anzahl der feindlichen Truppen in Angeln lauteten die Angaben damals sehr verschieden. Nachmittags eingehenden Berichten zufolge sollte der Feind stärker sein als man geglaubt. Major von Zastrow empfahl demnach auch dem Commandeur der Freicorps mit Vorsicht zu verfahren; übrigens werde er seinen Uebergang über die Schlei noch zu bewerkstelligen wissen. Major von Zastrow ging später mit seiner Infanterie und Artillerie auf der herbeigeholten Fähre (nicht auf einer Schiffbrücke) über die Schlei.

Ueber Stubbe rückkehrend kam ich, obwol die Pferde hin und her sich tüchtig gerührt hatten, erst gegen die Nacht in dem Dorfe Sieseby an, von wo das von der Tannsche Corps seinen Uebergang machen sollte. Dasselbe war erst frisch eingetroffen, nach einem höchst ermüdenden Marsche, welchen ein unabsichtlich gewählter Umweg verlängert hatte. Lange mußte ich auf den finstern, holperigen und durch den anhaltenden Regen mit Lachen ge-

füllten Gassen dieses am abschüssigen Ufer liegenden Dorfes umhertappen, ehe es mir und zwar durch einen Zufall gelang, den Major von der Tann aufzufinden. Man muß von der Tann an jenem Abend gesehen haben, um zu begreifen, wie er in jeder Weise der Liebling, ja der Abgott seiner Leute werden mußte. Das Dorf war überfüllt, und nicht von einer Truppe, die, wenn sie nach einem vollen Tagmarsche Quartier bezieht, nach rascher Hungerstillung sich auf die Streu legt, sondern von der aufgeregtesten und geistreichsten Kriegsbande, die wol je ein Führer die seinige nannte. Das dachte nicht an's Schlafen, das wollte sich erst nach den Mühseligkeiten des Tags in eine behagliche Stimmung versetzen, das lachte, sang, raisonnirte, stritt und machte Ansprüche an die Bewirthung, die freilich für gewöhnliche Zeiten bescheiden genug war, jedoch von den bereitwilligsten Einwohnern nicht immer in der Lage und bei dem Zugreifen so vieler Hände sich befriedigen ließen. Von der Tann, persönlich den Abend erschöpft, gönnte sich nicht die geringste Ruhe oder Erquickung, sondern wandelte im Dorfe umher, um bald hier bald dort durch seine Erscheinung alles in Zug und Ordnung und bei guter Laune zu erhalten. Sein durchaus verständiges und klares Behaben, seine kairische Gemüthlichkeit, ohne das Dialektische derselben, seine edle Einfachheit, in Blick und Wort, sein in jeder Bewegung einen seltenen Verein weltmännischer Bildung und reiner Natur verrathendes Wesen, alles das was von der Tann ist noch außer seiner Stellung, noch außer seinem Talent und Rufe als Krieger, und damals hatte schon das Gefecht von Altenhoff sich als Relief um ihn und seine gewiß nicht leicht

traitable Schaar gelegt, mußte ihm zur Herzenseroberung derselben verhelfen und ein Verhältniß schaffen, das in seiner freischärlichen Besonderheit wol kaum seines Gleichen hatte und für welches nicht leicht viele andre Persönlichkeiten zum Mittelpunkte gedient haben würden.

Ich gewann diese Anschauung noch an demselben Abend. Vor allem bewunderte ich die Geduld von der Tanns, der von allen Seiten angeholt und theilweise mit Beschwerden bestürmt, sich immer bereitwillig finden ließ, auf jedes Detail einzugehen und erforderlichenfalls den Thatbestand in Augenschein zu nehmen. Dieser hatte das, jener das. „Herr Major, nicht mal Schinken und Eier können wir bekommen in diesem Nest, nicht mal einen Pfannkuchen sich backen lassen"! „Herr Major, es ist unmöglich, daß all die Leute in diesem Hause unterkommen"! Oder was es sonst war. Unterdeß hatte ich von der Tann meinen Auftrag angebracht. Die augenblickliche nächtliche Ueberfahrt über die Schlei war schon wegen der Nichtanwesenheit der hieher beorderten Flotille nicht möglich. Außerdem hatte das Corps der Ruhe bedurft, die es freilich nicht eben suchte. Von der Tann entschloß sich aber sogleich, persönlich sich nach dem Hauptquartier der Freicorps zu begeben und Rücksprache mit dem Commandeur zu nehmen. Es dauerte wol eine Stunde und darüber, daß er sich von den häuslichen Angelegenheiten seines Corps losreißen konnte und es war gegen Mitternacht, als wir an's Ufer hinabstiegen. Mit genauer Noth war der Fährmann zur Ueberfahrt in dieser Stunde und bei diesem Wetter bewogen worden. Es regnete und stürmte und die Nacht war pechschwarz. Nicht ungewohnt mit dem Wasser und dem Sturm, der

darüber hingeht, fühlte ich dennoch ein leidliches Fröſteln in meinen, von keiner Mantelhülle mehr geſchützten Gliedern.

Am andern Ufer warteten wir in einem kleinen Bauerhauſe die Beförderung durch einen Wagen ab. Der Wirth, mit Frau und Knecht aus dem Schlafe geſtört, war die Gaſtfreundſchaft ſelbſt, tiſchte auf, was er hatte und weigerte ſich ſpäter, einen Schilling dafür zu nehmen. Von der Tann war hungrig, aber noch mehr ſchlummerbedürftig und im letzteren mit ihm ſympathiſirend, legten wir zuletzt die müden Köpfe auf den Tiſch und dämmerten bis uns angezeigt wurde, daß Wagen und Pferde vor der Thüre ſtänden. Es war ein mit Stroh gefüllter Leiterwagen, in den wir uns mit größtem Behagen hineinlegten, überdeckten und mit intervalliſchen Zwiegeſprächen unſern Schlummer fortſetzten. Im Hauptquartier Bohren, einem angliſchen Kirchdorfe, angelangt, pflog von der Tann noch eine Conferenz mit Gersdorff, ging die Nacht über die Schlei zurück und führte am andern Morgen früh ſein Corps hinüber.

Wenn es mir nicht erlaubt ſein ſollte, gewiſſe, nur meine Perſon betreffende kleinen Erlebniſſe in dieſe Darſtellung zu verweben, ſo würde meine Erinnerung in ihrem natürlichen, lebendig dahinſtrömenden Fahrwaſſer zu oft unterbrochen werden, um mich mit Luſt und naiver Hingebung in demſelben zu erhalten. Ich will es daher nicht unerwähnt laſſen, daß mir andern Morgens der Verluſt meines Reitermantels, den ich einem Packwagen anvertraut hatte, eine ſehr ärgerliche Stimmung bereitete. Auf der Vordiele des Paſtorats, wo wir logirten,

fand ich ein Dutzend grobe, ziemlich kurze blaue Mäntel liegen, wie sie, glaub ich, die dänischen Stückknechte tragen; ich warf mir einen davon um und er hat mich den ganzen Feldzug hindurch begleitet und mich hinlänglich vor Wind und Wetter geschützt.

IV.

Am Oſtermontag früh brachen die Freicorps gegen Flensburg auf. Den größeren Theil des Tages über war gut Wetter und Sonnenſchein. Angelns Land und Volk ſtellte ſich in der beſten Beleuchtung dar. Die Bevölkerung war auf den Beinen, im Feſtſchmuck ſelbſt die Landſtürmer, die theils vor ihren Gehöften ſchilderten, theils in kleineren Abtheilungen die Wege durchſtrichen. Ueberall jubelnder Empfang. Eine gewiſſe Weichheit, ein unverkennliches Gepräge wohlthätigen umfriedeten Daſeins ſchien ſich mir in der geſunden und blühenden Bevölkerung zu verrathen. Angeln iſt ein Ländchen für ſich, wie wir in Schleswig-Holſtein dergleichen kleiner Ländchen und Bevölkerungen ſo manche zählen. Die Urzuſtände dieſer ſo dicht, auf einer ſchmalen von zwei Meeren des verſchiedenſten Charakters beiſammenhauſenden germaniſchen Völker, der Sachſen, Friſen, Angeln, Jüten und Dänen wachſen noch triebkräftig und leicht erkennlich in den heutigen Tag hinein. Im Allgemeinen bilden Weſtſeemann und Oſtſeemann den merklichſten Gegenſatz, trotzdem daß namentlich zwiſchen den Friſen und Angeln noch einige Adern der alten Verbindungung hinzulaufen ſcheinen. An der Weſtküſte hat das kleine Dithmarſchen durch die uralte Vermiſchung ſächſiſcher Geſchlechter mit friſiſchen die eigenthümlichſte und in hiſtoriſcher Hinſicht einſt die großartigſte Geſtalt angenommen.

Im Südwesten und den mittleren Landestheilen herrscht tief in Schleswig hinein der alte Sachse vor, vertheilt in Amtsbezirke, von denen der Rendsburger und was von ihm im Norden und Süden liegt, ungeachtet der großen Heideflächen, mir das kernigste schönste Gewächs des alten Stammes darzubieten scheinen, mit Absehen von den sporadischen Verkrüppelungen, welche die ehemalige Leibeigenschaft auf den in diesen Bezirken verstreuten Gütern zurückgelassen hat, wie denn die Gutsdörfer und Amtsdörfer einen Vergleich mit einander nicht aushalten. Nach der Ostsee hin beginnt im Holsteinischen die sogenannte Adelsgasse. In jenem Landestheil wurde früher der Slave und das Heidenthum nach den blutigsten Kämpfen durch den holsteinischen Adel unterjocht und fiel, vollkommen vernichtet, diesem und der Kirche zu. Die alten Bewohner und die neuen Ansiedler verfielen, mit wenigen Amts- und städtischen Ausnahmen, leibeigenschaftlicher Verthierung, aus der sich, auch nach halbjahrhundertlicher Abschaffung der Leibeigenschaft, bei leider fortdauernden Verhältnissen des Drucks und der Eigenthumlosigkeit, erst allmählig das freiere und stolzere Menschenantlitz mit seinen von Ideen und allgemeineren, über das nächste Bedürfniß hinausgehenden Interesse angefachten Ausdruck erheben soll. An Schleswigs Ostküste hat sich jedoch, mit Ausnahme der zwischen Kiel und Eckernförde sich hinstreckenden Halbinsel, dänischer Wald (Wohld auf gut sächsisch) genannt, entschieden ein freieres Gemeindewesen fortgepflanzt, das von dem Eckernförderer Meerbusen bis zur Koldingau, von Kappeln bis nach Jütland eine auf fruchtbaren, anmuthigen, ostseebuchtigen Terrain blühende, ihres Fleißes genießende, abwechselnd Ackerbau,

Fischerei, Schiffahrt, Handel, Fabrikation treibende, durchschnittlich begüterte und namentlich auch in den untern Schichten sich, was so selten, behaglich fühlende Bevölkerung allenthalben mit seltener Befriedigung dem Auge vorfährt. Unsre Marschen an der Elbe, Eider und Nordsee sind allerdings bei weitem fetter und reicher als diese Ostseegegenden, doch weder wird die Anmuth der Natur, noch die wohlthätige und wohlthuende Vertheilung der Glücksguter und des, wenn auch bescheidenen Lebensgenusses in allen Klassen der Bevölkerung hierorts zu einer eifersüchtigen Vergleichung führen. Angelns Bewohner genießen nun wol unter allen übrigen dieses schönen Küstenstrichs, wenn auch nicht den Reiz der Gegend — das Land schlägt nur unbeträchtliche Hügelwellen und die Aussicht ist fast überall, auf Schritt und Tritt, durch hohe Walle und noch höhere Haselnuß- und und Dornenbuschhecken gesperrt, mit den gewundenen Wegen eine schleswig-holsteinische Vendee zum Volkskrieg und zur Vertheidigung, wie selbst die französische Vendee sie nicht darbieten soll — doch die noch höhere geschichtliche Begünstigung eines altfreien germanischen Volksstammes, der, freilich sehr in die Fabelzeit unsrer Geschichte verduftende, nur durch patriotische Schulmeister und Pfarrer repräsentirte Erinnerungen früherer Großthaten, noch mehr aber eine undenkliche Vergangenheit sich fortpflanzender Rechte und Geschlechter hinter sich hat und einen in Jedes Bewußtsein lebenden äußerlich und innerlichen markirten, nach Süden und Norden begrenzten Typus darstellt. Der Angler ist wohllebiger, üppiger und fleischlich aufgegangener als sein Gegenküsteler, der den germanischen Stamm am reinsten und schärfsten in

der Form darstellt; doch theilt er mit dem Friesen die Vorsicht, die Zurückhaltung, mehr als mit dem Sachsen, der allerdings die herausschlagendste und poetischste Natur unter den norddeutschen Stämmen sein mag, doch seiner ursprünglichen Derbheit und Rohheit noch bis auf den heutigen Tag nicht Meister geworden ist.

Ich sehe, ich habe da wieder mein Pferd, die Grundanlagen der Stämme, diese unverwüstlichen Corporationsträger der Individuen, unwillkührlich laufen lassen, während man mich nur auf meinem Rendsburger Adjutantenpferde in Begleitung der Freicorps auf ihrem Marsche gegen Flensburg zu erblicken, allen Grund hatte. Indeß muß ich den Leser auch in dieser Voraussetzung täuschen, indem ich noch an demselben Morgen mein Pferd gegen eins von den eingefangenen dänischen Dragonerpferden vertauschte.

Diese Pferde boten einen kläglichen Anblick dar; sie waren im hohen Grade abgetrieben und verkümmert, die meisten lahm oder wundgescheuert. Gegen diese dänischen Dragonerpferde, sämmtlich gemarkt mit dem Zeichen ihres Regiments und ihrer Schwadron, waren die der freiwilligen Reiterei bei ihrer Heimkehr aus dem Feldzuge in unvergleichlich besserm Zustande. Das wohlerhaltendste und am schlanksten gebaute nahm ich heraus, da ich um jeden Preis mein störrisches, immer bis zum steilsten pyramidalischen Bäumen, nahe dem Umschlagen bereites Thier — das wirkliche, furchtbar anzuschauende Umschlagen eines sich mit seinem Reiter bäumenden Rosses sah ich auf der Feldwache vor Cropp — loswerden wollte. Lieutenant Bouteville, der Anführer unsers kleinen Dragonerdetaschements, war frei-

lich abrathender Meinung, weil das kleine Pferd, überall das beste, und einer Pony-Gattung angehörend, zu schwach sei, doch war ich ostermontägig vergnügt, auf diesem hübschen, willigen und, wie sich bald fand, im Trab allen unsern Dragonerpferden voraufkommenden Rößlein mich niedergelassen zu haben.

Das Glockengeläute des Osterfestes in Angeln war damals ein Sturmgeläute; es verkündigte unsern Ohren die Auferstehung des deutschen Volkes und was wir von den ziemlich unzulänglichen und zuweilen Spott erregenden Erscheinungen dieser Art auf unserm Wege erblickten, verwandelte sich in eine, weit darüber hinausgehende Phantasie von allem Volk in dem ganzen großen Deutschland, dessen Geist hier mitten unter uns war, dessen Söhne und Vollstrecker wir zu sein uns rühmen durften. Ich hörte diese Sturm-Osterglocken und glaubte an sie. Das Herz war ausgespannt, hoffnungsreich und glücklich. O du schöne schöne Zeit der starken und freudigen Herzschläge, wie gedenke ich deiner in dieser Minute, wo der Blick auf Deutschland meinen Puls erstarren macht.

Das von der Tannsche Corps nahm diesen Tag die Spitze unsers Zuges ein. Wir marschirten in der beständigen Hoffnung, daß uns dänische Truppen in den Weg kommen würden. Gegenwärtig darf man es wol als eine ausgemachte Thatsache anerkennen, daß die Erscheinung der Freicorps am Ostersonntage diesseit und jenseit der Schlei, namentlich die von Zastrowsche Kanonade von Missunde her, in den Verlauf der Schlacht von Schleswig eingegriffen hat. Zwei dänische Bataillone waren bereits bei Schleswig auf's neue in's Feuer beor-

dert als Oberſt Juel, das Schloß Gottorff vertheidigend, die Nachricht erhielt, daß die Dänen oſtwärts von Schleswig her bereits umgangen ſeien. In Folge dieſes Gerüchts wurden die beiden Bataillone wieder zurückgezogen und die feſte Stellung bei dem Schloß plötzlich geräumt. Von unſerm rechten Flugel her glaubte ſich alſo damals der Däne bedroht, während ihm nicht allein die Bedrohung, ſondern die Niederlage und Vernichtung vom linken Flügel zugedacht war. Freilich nicht die Schuld des letzteren.

Nach Zurücklegung eines anfänglich durch die Schlangenwege Angelns bedeutend aufgehaltenen, dann in einer nach Flensburg ausmundenden Nebenſtraße fortgeſetztem Marſche wurde die Spitze unſeres Zugs auf Wagen geſetzt, um dem im Rückzuge vermutheten Feind möglichen Abbruch zu thun.

Der bairiſche Oberlieutenant von Bouteville ritt an der Spitze ſeines Detaſchements voraus. Er gewahrte eine auf dem Wege haltende däniſche Dragonerpatrouille von etwa 6 Mann, und verfolgte dieſelbe auf ihrer Flucht ſeitwärts, rechts von der Landſtraße. Hauptmann von Gersdorff ließ ſogleich, eine Falle und wenigſtens ein Abenteuer vermuthend, eine Abtheilung der zunächſt auf Wagen eingetroffenen Freiſchärler in derſelben Richtung nachrücken und begleitete dieſelbe eine Strecke.

Unterdeß hatte ich Auftrag von ihm bekommen, das Heranrücken der Corps und zunächſt der mit Fuhrwerk bedienten zu beſchleunigen. Wir ſtanden in jenem Augenblick ungefähr anderthalb Meilen von Flensburg; indeß waren die letzten Freicorps wol noch auf eine Stunde zurück und unſere Spitze, die ſich ziemlich ſeitwärts der

Landstraße formirte, wol noch äußerst schwach. Mit Hülfe meines kleinen Dänenrosses legte ich den Raum zu der Arriere und zurück zu der Spitze rasch genug um nicht zu sagen, mit Windes Eile, zurück. Von diesem Ritt ist mir folgende Scene in lebhafter Erinnerung geblieben. Ein mit Freischärlern beladener Wagen bewegte sich in allergemüthlichster Langsamkeit. Ich trieb an und sprengte vorüber. Rückkehrend traf ich denselben Wagen noch in derselben gemüthlichen Fortbewegung, die Pferde trottirend wie die Wochenwagenpferde bei unsern Landstationen. Unwillig wiederholte ich die Ordre des Raschersahrens und erhielt von dem Kutscher, der eben ein Freischärler war, die Antwort: Warum? Wer sind Sie? Da die Raschheit der Verständigung ausblieb, zog ich einfach meinen Säbel, um mit der flachen Klinge bei den Pferden Peitschendienste zu verrichten. Mittlerweile kam der Wagen in Gang und nahm die von mir gewünschte Schnelligkeit an. Ein paar Tage darauf sagte mir von der Tann: Sie wären auf ein Haar erschossen worden; ein paar Leute meines Corps und ein Offizier darunter, fanden sich durch Ihr brüskes Auftreten höchst beleidigt und es fehlte nicht viel, daß Einer nicht auf Sie angelegt hätte.

Bei meiner Rückkehr an die Spitze der Colonne fand ich unsere Dragoner-Abtheilung und die ihr nachgerückten Schützen noch nicht wieder zur Stelle. In Ermangelung irgend eines Vorkommnisses jagte ich den Weg nach Flensburg hinauf, wahrscheinlich der erste Deutsche! Ich legte eine ziemliche Strecke gegen Flensburg hin zurück. Feindliches ließ sich nicht blicken. Die Straße war leer und einsam. Den Landleuten, die aus der

Thüre ſaben, mag die Erſcheinung des hin und herjagenden Reiters zu nicht geringer Ueberraſchung gedient haben. Ob der Hannibal ante portas, das in Flensburg plötzlich verſprengte Gerücht: Die Preußen ſind da! mit jenem Reiter in Verbindung ſtand? Das wurde der bekannten, übereilten und burlesken Flucht der Dänen aus jener Stadt, noch etwas mehr Komik hinzufügen. Leider iſt anzunehmen, daß die Attravirung und Werfung der däniſchen Arrièregarde durch die mobile Diviſion des zehnten deutſchen Armeecorps bei Overſee, welche Nachricht um 5 Uhr in Flensburg eintraf, das Beſte gethan haben wird.

Mittlerweile hatte der Führer unſers Dragonerdetaſchements das abſonderlichſte Kriegsabenteuer erlebt. Der Prinz-General macht in ſeinem Armeeberichte, datirt Beile den 6. Mai 1848, davon folgende Erwähnung:

Der Oberlieutenant von Bouteville griff mit zehn Dragonern eine feindliche Escadron an, die ſich höchſt nachtheilig in einem Dorfe poſtirt hatte. Nachdem einige Piſtolenſchuſſe gewechſelt waren, zog ſich von Bouteville zurück, da er zu ſchwach zu einem Angriff mit blanker Waffe war. Wäre er ſtärker, oder durch Infanterie unterſtützt geweſen, ſo hätte er eine glänzende Waffenthat ausführen können, jedenfalls iſt ſeine dabei bewieſene Entſchloſſenheit anzuerkennen.

Lieutenant Bouteville iſt ohne Zweifel der heiterkühnſte Cavallericoffizier, den nur eine Armee beſitzen kann, und er legte dieſe Eigenſchaft auch bei dem erwähnten Vorfalle an den Tag, auf eine Weiſe und unter Umſtänden, deren nähere Angabe nicht erforderlich ſein möchte, um dieſen, wenn auch höchſt entſchloſſenen, doch

nicht minder verſtändigen jungen Offizier, nicht einem falſchen Lichte auszuſetzen, wozu die obige kurze Faſſung ſeines Abenteuers wol Veranlaſſung geben könnte.

Vouteville war, wie geſagt, auf der Verfolgung einer feindlichen Dragonerpatrouille begriffen. Dieſe jagt im wildeſten Galopp, die Pferde mit den Säbeln antreibend, vor ihm auf. Auf dieſer Jagd kam er mit ſeinen 21 Dragonern in die Nähe eines Gehöftes. Ein gutgeſinnter Bauer ruft ihm über den Zaun angſtvoll zu: Um Gottes Willen, reiten Sie nicht weiter, auf meinem Hofe hält eine ganze däniſche Schwadron! Um deſto beſſer! erwiederte Vouteville und ſieht beim Umbiegen um die Ecke die beſagte Schwadron vor ſich, im engen Raum, mit dem Rücken gegen ihn aufgeſtellt. Die Gunſt des Augenblicks ergreifend ruft er mit lauter und ſcharfer Stimme: Wollt ihr Pardon haben? und wiederholt dieſe Aufforderung zu mehreren Malen. Die däniſchen Dragoner, dicht an einander gedrängt mit ihren Pferden, bleiben unbeweglich und ſchweigend halten, Vouteville ſieht ewig nur ihren Rücken, Niemand dreht auch nur den Kopf herum. Der Rittmeiſter commandirt: Säbel heraus! kein Arm folgt dieſem Befehl. Ich kann mir dieſe Scene lebhaft denken. Dieſe geduckten Dragoner, die ihr Schickſal erwarten mit ihrem breiten Rücken, und all den Pferdeſchwänzen und dem aufgebrachten bärtigen Rittmeiſter gegenüber die jugendliche Geſtalt Vouteville's (er war 20 oder 21 Jahre alt) den mit dem Säbel bewaffneten Arm drohend aus dem weißen Reitermantel herausgeſtreckt und hinter ihm — ja hinter ihm war eine Veränderung vorgegangen; denn als er ſich umſah, befanden ſich von ſeiner Abthei-

lung nur höchstens ein halb Dutzend Mann, darunter sein bairischer Bediente; die andern waren ausgerissen, wie sie denn bald darauf bei der nachgesandten Abtheilung der Freicorps ankamen mit dem Lärm, daß der Lieutenant gefangen genommen sei. An ihnen lag es mindestens nicht, daß der Fall nicht wirklich eintrat. Der Rittmeister, in Wuth über die Erstarrung seiner Leute und über die Keckheit seines Gegners, feuerte ein oder zweimal eine Pistole gegen ihn ab. Bouteville, den Schuß erwiedernd, wandte kaltblütig sein Pferd, einen hohen Braunen, herum und ritt, so lange er in Schußweite war, Schritt vor Schritt, darauf im schlanken Trabe, unverfolgt, mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen des Wegs zurück, wo ihm unsre Infanterie-Abtheilung, die in Folge obiger Nachricht ihren Schritt beschleunigt hatte, mit von Gersdorff selbst entgegenkam.

Es mochten wol anderthalb Stunden und darüber seit dem Beginn dieses Abenteuers, das zu einer der glänzendsten Waffenthaten des Feldzuges hätte führen können, verflossen sein. An eine Verfolgung war nicht zu denken (o meine freiwillige Reiterei!); die Corps hielten, allmählig gesammelt, auf der großen Landstraße und der Commandeur beeilte sich, wieder zu ihnen zu stoßen und den Marsch fortzusetzen.

Gegen Abend wurde Kriegsrath gehalten, ob man stehenden Fußes auf Flensburg losmarschiren, oder diesseitig Cantonnements für die Nacht beziehen solle. Hauptmann von Gersdorff trat der Ansicht von der Tann und sämmtlicher Führer bei, das letztere zu wählen. Es kam in Betracht, die Ungewißheit der kriegerischen Vorfälle, die Voraussetzung, daß auf der directen Straße

von Schleswig nach Flensburg, ſich wenigſtens noch die däniſche Arrière befinde, das rauhe und regneriſche Wetter, womit der Abend den Tag abgelöſt hatte, vor allem die Ermüdung der Freicorps, welche einen angeſtrengten Marſch von früh Morgens an hinter ſich hatten. In der That war es ein ganzes Stück Arbeit, die nur einer Abtheilung und auf kurze Strecke durch Wagentransport erleichtert wurde. Und auch an dieſem Tag, wie früher und ſpäter oft, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß unter denen, welche nachſchleppten, nicht ſowol die zarteren Organiſationen ſich befanden, als häufig die vierſchrötigſten.

Hätten wir noch den Abend unſern Weg nach Flensburg fortgeſetzt, die herrlichſte Kriegsbeute, ein Dutzend Kanonen, eine Fülle von Waffen und Bagage, von den Dänen im paniſchen Schreck zurückgelaſſen und in der Nacht, ja theilweiſe noch in den frühen Morgenſtunden abgeholt, wäre uns heimgefallen. Aber derartiges war nicht vorauszuſehen und iſt auch wol ſelten erlebt worden. So ärgerlich die Geſchichte war, pflegte v. Gersdorff ſpäter zu ſagen, ich würde dennoch unter den Umſtänden im Wiederholungsfalle daſſelbe Verfahren innehalten.

Die Freicorps lagen die Nacht auf verſchiedenen Dörfern, ungefähr anderthalb Stunden dieſſeit Flensburg.

Andern Morgens war Lieutenant Bouteville der Erſte, der mit ſeinen Dragonern in Flensburg einzog. Dann kamen die Freicorps, ernſt und lautlos, trotz der in vielen Gemüthern herrſchenden Erbitterung gegen einen Theil der Flensburger Bevölkerung, die gegen unſere Truppen bei dem Rückzuge von Kruſau die feind-

feligſte Geſinnung offenbart haben ſollte, worüber ſehr böſe Anekdoten im Umlaufe waren. Man hatte den Flensburgern, wie ich wußte, Rache geſchworen. In Folge einer Ermahnung jedoch, welche von dem Commandeur Morgens vor dem Abmarſche an die Freicorps gerichtet wurde, fand ſich die durch Verſtand und Edelmuth geleitete Selbſtbeherrſchung ein. Die Start wurde in ſtrenger kriegeriſcher Ordnung durchzogen. Auf den Ruf: Fahnen heraus! boten die Gaſſen rechts und links eine ſchwarz-roth-goldene Decoration dar, wie denn auch die Richtung, welche die Freicorps einſchlugen, durch eins der wohlgeſinnteſten Stadtviertel dieſes faſt großſtädtiſch lebhaften, in dem Kern ſeiner Bevölkerung deutſch und deutſcher, als viele Städte inmitten Deutſchlands geſinnten Handelsplatzes, nämlich vom Schleswiger Thor auf die Straße nach Bau hinausführte und die nordöſtlichen Stadttheile, die auch nur am Strande und ihren Endpunkten mit den Dänen oder vielmehr mit ihrem Seevolke ſympathiſiren, bei Seite liegen ließ.

Bald hinterher trafen die Truppen des zehnten Armeecorps und die Preußen ein, und ich will nicht dafür ſtehen, daß ſich hin und wieder Erſtaunen, vielleicht mit Aerger gemiſcht, kundgegeben haben mag, unſre Banden, die man ſich weit zurück auf ihrem Marſchbogen durch Angeln dachte, bereits jenſeit Flensburgs zu wiſſen.

Die aus Hannoveranern, Mecklenburgern und Braunſchweigern zuſammengeſetzte mobile Diviſion des zehnten deutſchen Armeecorps, unter Befehl des General Halkett, hatte am vorigen Tage die unverſchuldete Nichttheilnahme an der Schleswiger Schlacht, durch einen der angeſtrengteſten Märſche wieder gut zu machen geſucht, war den

Preußen vorausgeeilt, und obwol von deren quer defilirendem Truppencorps zwei Stunden lang im Marsche aufgehalten, noch glücklich die feindliche Nachhut bei Oversee und der Bilschauer Mühle erreicht und der Erfolg dieses letzten hartnäckigen Widerstandes der Dänen läßt sich wol am schlagendsten durch die Hinweisung auf die vollständig militaircommentwidrige außer Rand- und Bandgerathung der dänischen Armee Abends in Flensburg charakterisiren. Denn mag von dem rechten Flügel her Lieutenant Bouteville, oder wer sonst, den letzten Schrecken wie einen Brander in diese, bis dahin im Einzelnen sich tapfer herumbeißende und im Ganzen nicht allzusehr geschwächte Armee geworfen haben; es kann nur eine, nicht unmittelbar durch das Gefecht bei Schleswig sich ergebende, erst durch spätere Impulse erfolgte Demoralisation der dänischen Armee stattgefunden haben, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich den freudig nachsetzenden und ungestüm angreifenden Truppen des General Halkett die Ehre dieser vollständigen moralischen Niederlage des Feindes definitiv zuschreibe.

Eine schätzbare, besonders aber die Affairen des zehnten Armeecorps berücksichtigende compilatorische Darstellung des Kriegs in Schleswig 1848, kürzlich herausgegeben von Herrn von Alten, der freilich nicht Theilnehmer und Augenzeuge dieses Krieges gewesen zu sein beverredet, läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Ermüdet von dem anstrengenden, fast 5 Meilen betragenden Marsche, streckten die Truppen ihre müden Glieder im Bivouak hin, und bald deckte tiefe Stille die Wahlstatt.

Die ganze Armee bivouakirte in der Nacht vom 24.

auf den 25., Vorposten gegen Flensburg vorschiebend, in der Gegend von Billschau, Sankelmark, Oversee und Frörup, wo das Gros der mobilen Division erst nach beendigtem Gefechte eintraf. — — Die Freischaaren waren an diesem Tage durch Angeln gegangen bis nach Hirup, ein Theil soll jedoch bis auf eine halbe Meile von Flensburg vorgedrungen sein, wo derselbe in der Nacht einem dänischen Bataillon gegenübergestanden haben will. — — Die deutsche Armee brach am 25. etwa um 6 Uhr Morgens aus ihren verschiedenen Bivouks auf, und marschirte, die oldenburgischen Bataillone an der Tete, gegen Flensburg. Dort waren bereits einige Freischaaren und Major Zastrow eingerückt, welcher unter dem Feuer der feindlichen Schiffe noch ein Magazin von 200,000 Patronen erbeutete. Diese Kanonade wurde Veranlassung, daß ein Theil der Armee auf den Höhen von Flensburg aufmarschirte, während die linke Colonne ihren Marsch auf dem s. g. Ochsenwege fortsetzte; bald klärte sich indeß die Ursache der Kanonade auf und nun rückten die Colonnen Morgens 9 Uhr theils durch, theils um Flensburg unaufhaltsam vorwärts. — Um die feindlichen Schiffe in Respekt zu halten, nahm die hannoversche 9pfünder Batterie Position auf dem Schloßberge, während die braunschweigsche (6pfünder) sich am Strande aufstellte. Das vereinigte Feuer veranlaßte die noch im Hafen befindlichen Schiffe bald, sich außer Schußweite zu legen. — — Die Verfolgung des Feindes wurde bis 2 Meilen nördlich von Flensburg in der Richtung auf Gravenstein fortgesetzt, ohne daß es, trotz aller Anstrengung gelungen wäre, denselben zu erreichen, da die feindliche Armee bereits einen ganzen

Tagemarsch Vorsprung gewonnen, und sich schon am 25. zum größten Theil nach Alsen eingeschifft hatte. — Die mobile Division blieb in der Gegend von Holebüll, wo sich Halketts Hauptquartier befand. Die preußische und holsteinische Cavallerie cantonnirte westlich von Flensburg. Die preußische und holsteinische Infanterie lag in Flensburg, die Freicorps bei Bau und nächster Umgebung. Die Brigade Möllendorf war in der Gegend von Glücksburg, kehrte jedoch am 27. nach Flensburg zurück, in Glücksburg eine Besatzung von Kaiser-Alexanderregiment lassend. Das Hauptquartier befand sich in Flensburg, wo für den 26. nicht weniger als 15 Bataillone und 2 Batterien standen. Nachdem am 26. ein Theil der mobilen Division sich bereits auf dem Rendezvous-Platze bei Holebüll eingefunden hatte, wurde ein Ruhetag befohlen, da man mit Sicherheit wußte, daß man den Feind doch nicht mehr erreichen würde. —

Es erfüllte sich also gleich am Morgen des Ehrentags der Freicorps, ihres Einzugs in Flensburg am 25. April 1848, ihre Generalcommando-Bestimmung, nunmehr überflügelt und demnächst in die Heiden von Schleswig und Jütland hineingestoßen zu werden, während die preußischen Garden ihren Triumphzug durch die Städte der Ostküste antraten und die flinke und tapfere mobile Colonne des zehnten Armeecorps vor Alsen in Stillstand gesetzt werden sollte.

Lasse ich jedoch erst den bisherigen Abschnitt mit allen seinen Erinnerungen zu Ende laufen, ehe ich in meinem andern die Freicorps auf ihren Irrzügen durch die Heide, nach der Westküste und endlich an und über die Königsau begleite.

Major von Zastrow und die Freicorps bezogen am 25., nach einem Marsche, der noch einigermaßen belebt war durch den Gedanken an einen feindlichen Widerstand bei den Schanzen von Bau zu treffen, Quartier in dem letztgenannten Dorfe und der östlichen Umgegend; in Bau befand sich von Zastrows, in N. Schmedebye Gerstorffs Hauptquartier. Beide Abtheilungen waren unter dem Namen einer schleswig-holsteinischen Avantgarde von Zastrows Befehl untergeben, wenn auch die Verbindung zu neu und zu kurz war, um eine durchweg militairisch geregelte herzustellen, und fortwährend directe Depeschen zwischen dem schleswig-holsteinischen Generalcommando und den beiden Führern gewechselt wurden.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war sicher geeignet, dem Gefühle einen ernsten und bittern Grundton zu geben, doch herrschte die Befriedigung des gerächten Blutes unsrer, auf diesem Boden heldenmüthig gegen die Uebermacht des Feindes ankämpfenden, ihm eine Ueberlistung, Verbindung unter sich, Stützung und Hülfe vom Rücken her, preisgegebenen Jünglinge, in den meisten Gemüthern vor. Mein Gefühl anlangend, so darf ich wol sagen, daß die Berichte einfacher und glaubwürdiger Augenzeugen aus der Gegend über die Mißhandlungen, die unsere Gefangenen von dem Feinde erlitten und die mir bis dahin in diesen grellen und ruchlosen Einzelheiten nicht bekannt waren, damals mich mit dem Gefühl eines persönlichen Dänenhasses bekannt machten, einer nicht blos schleswig-holsteinischen Feindschaft gegenüber der dänischen Feindschaft, sondern ein moralisches Haß- und Empörungsgefühl, das eine

ganze Nation ob solchem Heldenmuthes gegen wehrlose Gefangene verantwortlich macht.

Auch noch am folgenden Tage in dieser Gegend zu rasten bestimmt, sahen die Freicorps in dieser unfreiwilligen Dorfruhe nur die Verbannung aus Flensburg und hoben dieselbe einzeln und in ganzen Schaaren, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen nach Flensburg pilgernd, wenn auch nicht eigenmächtig, doch in Folge dringend gesuchter und ohne viele Einwendung ertheilter Urlaubsgesuche auf. Ein so starker und lebhafter Verkehr der Freicorps mit Flensburg, von den Garde- und übrigen Truppencorps ohnehin überfullt, erregte jedoch in den Führern und höchsten Commando-Regionen Mißlieben. Ihr Benehmen gab zwar zu keinem Tadel Veranlassung, indem sie auf die harmloseste Weise dort meist unter sich verkehrten. Aber die Pferde, auf denen sie angeritten kamen, die Wagen, mit denen sie die Thorwachen passirten, diese, ohne Zweifel nicht von Seiten des Freicorpscommando's requirirten stolzen Vehikel ihrer Gastreisen, diese waren denn allerdings nicht in der Ordnung und der nur den Tag stattfindende Luxus hatte die dauernde Folge, daß es unaufhörlich Requisitions-Verordnungen und Anklagen dieser Art über die Freicorps regnete, in einer Zeit, wo manches Corps auch nicht mal mit den nothdürftigsten und nach dem Reglement zustehenden Fuhren auf dem Marsche ausgerüstet war, während den regulairen Armeen, namentlich der preußischen, ein Heer von Wagen zu Gebote stand.

Jene Rasttage hinter Flensburg bildeten die erste Wurzel einer verdrießlichen Stimmung unter den Freicorps, welche auf dem ferneren Marsche sich noch stei-

gern und in den jütſchen Cantonnements den Culminationspunkt erhalten ſollte. Fernere Beſchwerden und Entbehrungen, fernere Fahrläſſigkeiten der Adminiſtration in ihrer Hinſicht, Regen und Kälte, angeſtrengte Märſche, nichts dergleichen hätte ſie der Luſt am Feldzuge berauben können. Aber die Beiſeiteſchickung und der Zweifel, ob ſie den Feind je wieder erreichen, überhaupt noch nützen und als nützlich betrachtet würden, brachte eine mißmuthige, gereizte, zwiſchen Bleiben und Heimkehren ſchwankende Stimmung unter ihnen hervor. Ihr Commandeur, ſtets aufmerkſam auf die geiſtigen Symptome in ſeiner doch eben hauptſächlich durch Geiſt charakteriſirten und geiſtig aufzufaſſenden Truppe, ſcheint derzeitig dem Prinzen-General ſeine Beobachtungen in dieſer Hinſicht mitgetheilt zu haben. Am 26. wurde folgender Tagesbefehl des ſchleswig-holſteiniſchen Generalcommando's erlaſſen:

An die Freicorps.

Es iſt mir heute zur großen Freude berichtet worden, wie ſich die verſchiedenen Freicorps, ſeit ich ſie in Habye verließ, auf dem Zug nach Flensburg, durch Eifer, Muth und Ausdauer als tüchtig bewieſen haben. Ich ſage den Führern wie der geſammten Mannſchaft dafür meinen Dank. Ich erkenne daraus aber auch von Neuem den Nutzen der Freicorps und halte mich überzeugt, daß ſie uns weſentliche Dienſte leiſten werden, ſobald wir den Feind wieder vor uns haben. Wenn dieß auch vielleicht in den erſten Tagen nicht der Fall ſein ſollte, ſo glaube ich doch, daß die Zeit nicht fern ſein wird, wo wir die Waffen gebrauchen werden, und dann werden meine Frei-

corps nach der nöthigen Ruhe ihre Tüchtigkeit auf's Neue bewähren.

Flensburg, d. 26. April 1848.

Prinz von Holstein.

Man wird nicht anstehen, obigen Tagsbefehl in verbindlicher und ermunternder Sprache abgefaßt zu finden. Auch brachte er den besten Eindruck hervor. Lag die Feldzugs-Disposition überhaupt nicht in den Händen unsers schleswig-holsteinischen Generalcommando's, war dasselbe vom General bis zum Tambour dem preußischen Oberbefehlshaber unterworfen, war es namentlich an den in Kolding und sonst den Freicorps widerfahrenden Beleidigungen unschuldig, und waren die Freicorps in allen diesen Hinsichten in keiner Täuschung befangen, so wäre, wie ich nicht zweifle, eine gelegentliche Fortsetzung derartiger, auf die Stimmung der Freicorps Rücksicht nehmenden Ansprachen, in Verbindung mit einer irgend sonst sichtbar und thatsächlich an den Tag gelegten Theilnahme für dieselben, ein persönliches Erscheinen, eine Vertretung ihrer Ehre gegen Verletzungen, ein persönliches Zeichen der Herzlichkeit und der Berücksichtigung für sie von Seiten des Obercommandirenden von den wohlthätigsten Folgen gewesen sein und sicher verhindert haben, daß zwischen den Freicorps und dem schleswig-holsteinischen Generalcommando je ein brouillirtes Verhältniß eingetreten wäre.

Von den Vorkommnissen in unserm Cantonnement möchte ich noch einige erwähnen, welche in mir eine mehr heitere Stimmung erregten, als wozu großentheils die oben berührten Motive im Stande waren.

Zunächst erfreute mich die Ankunft einer Altonaer Deputation, welche es sich wiederum nicht hatte verdrießen

laſſen, den Altonaer Freiwilligen Erfriſchungen und diesmal auch ſchmerzlich entbehrte Nothwendigkeiten, unter andern ſtarkes commißmäßiges Zuſzeug — ein Gegenſtand, auf den die Freiſchärler am wenigſten Rückſicht genommen und deſſen Mangel am dauerhafteſten und ſchmerzlichſten gefühlt wurde — direct und perſönlich zuzuführen. Und wahrlich, wären die Berge von Ausſteuern jeder Art für die Freicorps und die Armee, welche das Land von allen Enden und Kanten nach Rendsburg geliefert hat, durch ſolche perſönliche Thätigkeit von Communen und Diſtrictsrepräſentanten, einzeln und direct bei den Truppen angekommen, ſo würden dieſe eher von der Hülle und Fülle der Annehmlichkeiten und Nothwendigkeitsſachen gleichſam erdrückt worden ſein, als daß einer geſchweige viele Hunderte unter ihnen in dieſem Feldzuge Unentbehrliches wurde entbehrt haben, von den kleinen Erquickungen und Behaglichkeiten nicht zu ſprechen. Mit Vergnügen ſah ich die überaus behäbige, heitere und derbe Figur meines alten Schulkameraden aus den zehner Jahren dieſes Jahrhunderts, des Schlachteramtmeiſter Rennſtiehl aus Altona anweſend und das Vertheilungsgeſchäft, wie eben einer zulangte, mit freben Blicken, muntern Worten, mancherlei Grußbeſtellungen von Eltern, Geſchwiſtern und Freunden der Vaterſtadt verrichten. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Austheilungen materiellen Neid bei den übrigen, ſolcher Gegenſtände freilich eben ſo ſehr und oft noch mehr bedürftigen Freiſchärler erregt hätten. Nein, ſie waren erbauet und gefreuet von dieſer Scene, und wenn ſie — es befanden ſich nur Leute des Waasnerſchen Corps in dem Dorfe, faſt durchgängig aus Schleswig-Holſtein — Neid gefühlt haben, ſo war es in dem

Augenblick nur der Neid, nicht Altonaer zu ſein. Auch ich wollte eine Gabe aus Altona haben und nahm mir ein paar derbe Schuhe, die ich nächſtertage Gelegenheit hatte, einem ſo gut wie Unbeſchuheten abzuſtehen.

Abends war fidele Wirthſchaft im Hauptquartier, nämlich in der an von Gersdorffs und von Waesmers Gemächer angrenzenden Wirthsſtube. Eine Abtheilung neuer Zuzügler, Mecklenburger, wo ich nicht irre, kernhafte, weidmänniſch-kriegeriſch ausgerüſtete Jünglinge, Abends erſt angelangt, brachte eine dem Waesmerſchen Corps nur ſelten zugedachte von Außenbelebung in die vorhandene Geſellſchaft hinein. Kriegs- und Freiheitslieder aus jungen frühlingsſchmetternden Kehlen erfreueten mein Herz, während ich in einem Winkel mit dem Hauptmann Babe, meinem Univerſitätsfreunde, alte Kieler Burſchenſchaftszeiten, alte Liebes- und Kampferinnerungen in den uns umſprudelnden Wellen der deutſchen Jugend von 1848 erneuerte.

Aber ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ſpäter den jubelnden, bei der Punſchbowle ſitzenden Freiſchärlern den Rath ertheilte, zu Bett zu gehen, weil wir andern Morgens in der Frühe marſchiren ſollten. Ein ſo kameradſchaftlich gegebener als aufgenommener Rath, der mir indeß von Seiten des gerade eintretenden alten von Waesmer eine Spitze zuzog.

V.

Die dänische Kavallerie hatte sich größtentheils im Westen, über die Heide, in der Richtung nach der Königsau zurückgezogen. Das war bekannt. Unterwegs trafen wir vielfach ihre Spuren, bald war sie eine oder ein paar Nächte vor unsrer Ankunft in einem Orte aufgebrochen, bald wurden Abtheilungen in nicht geringer Entfernung gemeldet. Auch Infanterieabtheilungen wurden vorausgesetzt.

Am 27. April Morgens 6 Uhr aufbrechend schlugen v. Zastrow und die Freicorps die Richtung nach Tondern an der Westküste Schleswigs ein. Herr v. Zastrow hatte verfügt, daß das von Wasmersche Freicorps in seiner Begleitung über Kraulund nach Haistrup, die übrigen Corps über Vaistrup nach Tinglev marschiren sollten, um Abends an den beiden genannten Endpunkten mit Patrouillenverbindung für die Nacht Cantonnements zu beziehen.

Diese Züge über die Heiden der Halbinsel waren nicht so uninteressant, wie man sie sich vorstellen mag. Mit einem Blick überflog man die ganze kriegerische Karawane, die auf den dürren, mit Sümpfen und Mooren abwechselnden, nur in der Nähe der Dörfer und Gehöfte kultivirten schleswigschen Heidehochlande, in den mannigfaltigsten und buntesten Gruppen dahinzog. Der Horizont

war gewöhnlich weit wie die See; je höher man indeß nach Norden kommt auf dieser vom Skagerack in Nordjütland durch die Mitte der cimbrischen Halbinsel sich erstreckenden und durch Hannover und Westfalen, als Lüneburger und Westfälische Heide, an den Ostgrenzen Hollands und Belgiens durch das nördliche Frankreich bis gegen Paris sich erstreckenden Heide, desto hügeliger, pittoreser, denkmalreicher und wegen der die Thäler durchrieselnden Bäche stellenweise fruchtbarer wird sie, auf welche meiner Beobachtung auf dem Marsche nach Jütland und in Jütland nicht entgangene Thatsache, ich noch später zurückkommen werde.

Nicht gebunden an ein einzelnes Corps, kam mir die freie Bewegung zu statten, um in mancher Hinsicht meinen Genuß an dieser durch uns belebten Oede zu erhöhen. Bekanntschaften und Beobachtungen, die ich theilweise schon früher, aber einzeln und zerstreut gemacht, concentrirten sich bei dieser übersichtlichen gemeinsamen Fortbewegung: es gab keine angelsche Hecken, überdieß keine dringende Dienstpflichten und keine besondre, die ganze Seele in Anspruch nehmende kriegerische Spannung, wenn es auch, nach den eingängigen Bemerkungen, an einer gewissen erwartungsreichen Belebtheit nicht fehlte.

Die Commandeurs des Corps waren häufig in Gesellschaft mit einander, sämmtlich beritten bis auf den alten Herrn von Kregh, der durch kein Zureden zu bewegen war, ein Pferd zu besteigen und seinen Vorsatz, zu Fuß zu marschiren gleich seinen Leuten, hartnäckig durchführte. Er war mir schon in Rendsburg, als er an sein vor der Hauptwache in Neuwerk aufgestelltes und zum Abmarsche bereites Corps eine Anrede hielt,

durch die kurze, energische, wenn auch etwas zerstückelte Weise desselben aufgefallen; eine kleine gebrechlich scheinende und doch, wie sich erwies, dauersame, vornehme Gestalt, in Civilkleidung, einen kleinen, breitgeränderten, schwarzen Hut auf dem Kopf

Von der Tann und von Gersdorff waren selten getrennt. Beide Figuren machten in ihrer äußeren Erscheinung einen auffälligen Abstich von einander; doch fühlte man, daß es eben die beiden Männer auf dem Platze waren.

Von der Tann, eine schmächtig schlanke Gestalt in hellblauer bairischer Uniform, jung an Jahren, gereift im Ausdruck des mehr blassen Antlitzes, freundlich heraueschauend aus seinen ruhigen, klaren, verständigen, schnell und sicher sich figirenden, wenn auch nicht, zufolge einer Notiz der freischärlichen Belletristik, großen, blauen Augen: eine gleich gefallende und anmuthende, so zierlich als feste, so weltmännisch als natürlich sich darstellende Erscheinung, mit jenem Hauch der bairischen Gemüthlichkeit um sich, der uns Schleswig-Holsteinern an allen seinen Landsleuten ein so vorzugsweises Interesse eingeflößt hat. Es wird auffallend sein, wenn ich anführe, daß ich zwischen von der Tann und dem bairischen General Tilli, dem Schrecken Norddeutschlands im dreißigjährigen Kriege, eine Gesichtsähnlichkeit, sei es auch nur die entfernteste, habe entdecken wollen. Aber die Wahrheit zu sagen, ist sie mir eingefallen, wenn auch nicht gerade aufgefallen. Wir Norddeutsche und Lutherische haben allerdings eine Ueberlieferung von Tilli, Magdeburger Brand- und Blutangedenkens und unter dem nach Jütland vordringenden Wallenstein auch in den

Herzogthümern in der Sage der Bevölkerung unvergessen, welches von dem von der Tannschen und jeder uns bekannt und werthgewordenen Physiognomie seiner Landsleute, unsrer Vorstellung nach sich unterscheiden muß, wie der böse, kalt grausame, Verderben bringende Dämon von dem wohlthätigen, sein flammendes Schwert nur zum Schutze der gerechten Sache und der Unterdrückten schwingenden Himmelsboten. Man mache jedoch eine kleine Abrechnung mit der Phantasie und selbst mit der Geschichte, welche Tilli zu sehr angeschwärzt hat, und man wird eine physiognomische Beziehung zwischen Tilli und Tann sich schon gefallen lassen. Von der Tann schien mir die Humanität selber, doch in keiner vagen Nebelform, sondern in ganz positiver Gestaltung als Deutscher, Baier, Soldat und Mann der Verhältnisse, die in seinen Lebensgang eingriffen und ihm seine Stellung verschafften. Ein so humaner, edler, als bestimmt figurirter Charakter, eine persönliche Bestimmtheit, die ihn wieder für jeden klar und faßlich machte oder zu machen schien, für Niemand etwas Verletzendes darbot — es sei denn für den Feind — und auf den ersten Blick in einer höheren Region wurzelnd, äußerlich mit einfacher Noblesse sich bewegend und von den ordinairen positiven Naturen in himmelweiter Ferne abstehend, hinter sich, in Baiern, ein für seine Jugend als Militair bevorzugtes, durch sein persönliches Verhältniß zu dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Baiern, so zu sagen, poetisirtes Loos, als Sieger von Altenhoff in der Mitte der Freicorps, bei welchen er mit der Büchse auf dem Nacken erschienen war, fesselte ein lebhaftes, wohlwollendes Interesse an seine Person, das sich natürlich unter den Mitgliedern

des von ihm vertretenen Corps nur steigerte und eine corporative Form annahm.

Imponirender aber auch fremdartiger, dem ersten Blick verschlossener war die Erscheinung des Mannes, der das Commando der Freicorps führte.

Ein die Freicorps commandirender preußischer Gardehauptmann hatte von vorn herein, seitens des tonangebenden Bestandtheils derselben, einen Berg, oder um es pikanter auszudrücken, eine Barrikade von Vorurtheilen gegen sich. Und wenn er nun auch zufällig an dem Berliner Volks- und Gardenkampfe keinen Antheil genommen — das Scharfschützencorps war in der Kaserne consignirt — wenn vor allen Dingen seine selbsteigene Persönlichkeit ihn aus jeder allgemeinen Kategorie hätte hervorheben sollen, so trug wieder seine imponirende, ernste, wenn auch nicht unfreundliche, doch in preußisch soldatische Formen gehüllte Individualität, die aber beständig durch diese Form hindurchschlug und sie nur zur Folie hatte, dazu bei, daß er den Freicorps lange Zeit in mißtrauischer Entfernung blieb und sein Herz und sein Verdienst um dieselbe erst vielleicht durch diese meine Schrift ihnen selbst besser enthüllt werden durfte. Hab ich aber von der Tann den Achill der schleswig-holsteinischen Freischaaren genannt, so möchte ich von Gersdorff als ihren Agamemnon bezeichnen. Das Gleichniß hinkt allerdings auf beiden Füßen. Denn von der Tann ist nicht der Mann des Grollens und der tiefen Leidenschaft wie Achill und von Gersdorff war eben nur Freischaarencommandeur unter dem schleswig-holsteinischen Generalcommando, das wieder dem preußischen Obercommando auf Schritt und Tritt unterwürfig.

Ich könnte den braunen Heidegrund benutzen, um eine ganze Gallerie der Helden der Freicorps und diese selbst in ihrem unterschiedlichen Charakter auszumalen, jedoch ziehe ich es vor, derartige Schilderungen für die Momente aufzusparen, in welchem der besondre Charakter mit dem besondre Handeln zusammenfällt.

Anderntags ging es von dem Heiderucken hinab in die fruchtbaren Marschniederungen der Küste, für Viele ein nie gesehener Anblick; flaches Wiesen- und Kornland, von Gräben kreuz und quer durchschnitten, mit zerstreuten, eigenartig gebauten, sehr saubern und durch lebhafte Farben in's Auge fallenden Gehöften, die Wege Dämme. Ein langes rothangestrichenes Pfahlwerk in der Nähe von Tondern ließ sich auf den ersten Blick aus der Ferne für eine Aufstellung dänischer Rothröcke halten. Die Aufklärung machte viel Spaß.

In Tondern wurde uns ein freudiger herzlicher Empfang. Tondern ist die letzte deutsche Stadt der Westküste. Die dänische Sprache und dänische Enklaven ragen in ihr Gebiet. Desto muthiger, treuer und fester hält die friesisch-deutsche Bevölkerung zusammen, desto verhaßter war sie aber auch stets den Dänen und desto empfindlicher muß sie gegenwärtig die Rache der dänischen Landesverwaltung an sich spüren — zu der die Truppen der deutschen Befreier, zu der der preußische Soldat, bei zwei bis zwölf Mann zur Execution in jedes Haus gelegt, Hand und Magen bieten müssen — es gehört ein Magen dazu.

Die innere Organisation, bei dem von Eckernförde her ununterbrochenen Zufluß neuer Freiwilligen, war nicht aufzuschieben. Was bis dahin bei Tage und in

der Nacht zu den Freicorps gestoßen war — jeder Einzelne oder jede Abtheilung langte mit einer einfachen Ueberweisung an den Commandeur von Rendsburg der an — stellte eine Zahl von 9.17 Köpfen heraus. Außer dieser sich auf das von der Tannsche Corps sich beziehenden Angelegenheit nahm ein unter den Offizieren desselben zu haltendes Ehrengericht die Zeit in Anspruch. Major von Zastrows Hauptquartier befand sich in Hoyer, das des Generalcommando's an der Ostseite in Rubbel. Die Marschordnung war so getroffen, daß der Prinz-General mit dem Gros der schleswig-holsteinischen Armee im Osten des Herzogthums sich gegen die Königsau bewegte, von Zastrow mit seiner Abtheilung und dem Wasmerschen Corps im Westen als Avantgarde, von Gerdorff mit den übrigen Freicorps in der Mitte, die Verbindung zwischen von Zastrow und dem Prinzen unterhaltend.

Ehe wir Tondern verließen, ward mir der Anblick eines ziemlich tumultuarisch in das Hauptquartier eingebrachten dänischen Spions oder was man dafür hielt. Es war eine hinlängliche Galgenphysiognomie, im dreißigjährigen Kriege wäre der Kerl auch sicher auf der Stelle durch ein kaltes: hangt die Bestie! befördert worden sein. Es war ein störrischer Gesell, mit verkniffenen falschen Augen, zwischen Trotz und Angst schwebend. Man hatte ihn auf dem Kirchhofe arretirt, wo er trunkenen Muths in einem Streit mit dortigen Leuten geäußert hatte, er diene unter den dänischen Dragonern. Seiner Aussage nach conditionirte er als Backergesell in dem Dorfe Bredebro und wollte Abends zuvor nach Tondern gekommen sein, um seine Mutter zu besuchen. Dem

Wirthe war er als ein Taugenichts, ſeine Mutter als eine achtbare Frau bekannt. In Abweſenheit von Geisdorffs ließ ich ihn nach dem Stadthauſe in Verwahrſam bringen, um das weitere der Tonderſchen Polizei zu überlaſſen.

Am 30. April nahmen wir von Tondern Abſchied; keine Stadt in beiden Herzogthümern wird den Freicorps eine ſo heitere, wohlthuende, herzerhebende Rückſchau, das Angedenken ſo begeiſterter und wahrhaft überfließender Gaſtfreundſchaftlichkeit von dem kleinſten Bürgerhauſe bis zur ſtattlichen Senatorwohnung hinterlaſſen haben. O ihr Männer von Tondern und ihr Frauen- und Mädchenzierden der Stadt, ihr habt allen den deutſchen Freikriegern, die das Glück hatten, die paar Tage in euren Mauren zu verweilen, und damit ſo vielen hundert Jünglingen aus allen Gauen Deutſchlands, eine der ſchönſten rothen Roſen der Erinnerung in ihren aus Lorbern und Dornen geflochtenen Kranz verwebt.

Es wurde in möglichſt geſchloſſenen Colonnen marſchirt, ſowol weil man noch feindliche Reiterei vorausſetzen durfte, als zur Gewöhnung. Nachzügler kamen ſeltener vor. Die Freicorps marſchirten gewöhnlich raſcher, als die andern Truppen. Ein launiger Quartiermeiſter pflegte zu ſagen: Es iſt zum Verzweifeln mit den Kerls; kaum bin ich auf meinem Wagen in dem Dorfe angekommen und weiß noch nicht wohin mit ihnen, ſo ſitzen ſie mir ſchon auf dem Hals. Sie laufen wie die Teufel, zumal die letzte Meile, wenn es ins Quartier geht. Iſt es denn ein Wunder, daß die Kerls ſich die Füße wund und die Sohlen ablaufen und keiner einen heilen Stiefel anhat! Letzterer Umſtand kam der Wahrheit

ziemlich nahe. Auf dem Marsche nach Tondern und später in Jutland hinein konnte man die deplorabelsten Erscheinungen in dieser Hinsicht gewahr werden. Ich habe genug Leute gesehen, denen das Blut aus den zerrissenen Sohlen quell und die dennoch nicht zu den Nachzüglern gehörten. Die Offiziere machten hierin keine Ausnahme. Bei den anhaltenden Märschen und den ewigen Dorfcantonnements war an die Herstellung des Zeuges nicht zu denken. Die Stadt Tondern war auf dem ganzen Marsche das einzigste Stadtecantonnement und die dort gehaltene Rast bildet auch in dieser Hinsicht eine Epoche oder einen neuen Absatz in der Geschichte freischärlicher Leiden und Freuden.

Gegen Mittag hielten wir unsern Einzug in das große Kirchdorf oder den Flecken Lygumkloster. Auf dem dortigen Amthause, wo der Stab und die Commandeure ein kleines Frühstück einnahmen, einem alten wüsten an die Klosterkirche stoßenden Gebäude, trat uns der Krieg mit seinen in einer bisher noch ungewohnten, ergreifenden und empörenden Gestalt vor Augen, in der Gattin des Beamten, den der Feind trotz seiner Unbescholtenheit und seines ruhig gesetzmäßigen Verhaltens mit sich fortgeschleppt hatte und der, wie man später erfuhr, gleich dem Dr. Marcus aus Hadersleben, den infamsten Insultirungen preisgegeben war.

Lygumkloster bildet mit seiner nächsten freundlichen Umgebung eine Oase in der Wüste, die wir seit unserm Ausmarsch aus Tondern, wo nicht allein das Deutschthum, sondern auch die fette Marsch aufhört und dem Sand und der Heide bis nach der Nordspitze der Halbinsel hinauf die Herrschaft einräumt, wieder betreten

hatten. Auch hier bestätigte sich die allgemeine Erfahrung, daß das altkatholische Mönchthum die irdische Heimath bei der Predigt über die himmlische nicht vergaß und ihre Niederlassung an Plätzen wählte, welche den Ruf: Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! gar wol rechtfertigen.

Die alte Klosterkirche dieses alten Ortes, ist im Innern eins der einfach schönsten Denkmäler gothischer Baukunst, die ich je gesehen; und ich glaube nicht, daß blos die Ueberraschung, mitten auf der schleswigschen Heide und im Kriegsgetummel in einen Raum zu treten, der mir die abgestorbene Welt mittelalterlicher Kunst und Andacht in einsamlicher Stille verführte, mein Urtheil so günstig stimmet. Das Kirchengebäude ist nur schmal, doch die schlank emporstrebenden Säulen und die von der Höhe elegant sich herabsenkenden Kreuzgewölbe schienen mir in vollkommener Harmonie mit der Räumlichkeit zu stehen und ein geschlossenes, in sich befriedigtes Kunstwerk darzustellen.

Einem der Prediger des Ortes, dänischer Gesinnung und Umtriebereі dringend verdächtig, machte ich einen officiellen Besuch, der nicht seiner Person, sondern seiner Landkartenmappe galt. Der Commandeur der Freicorps war nämlich in augenblicklicher Verlegenheit um eine Karte von Schleswig und Jütland. Er war bis dahin im Besitz einer Section jener trefflichen Karte der Kopenhagener Akademie gewesen, ausgeliehen von einem Herrn Moritzen, wurde indeß durch das schleswig-holsteinische Generalcommando aufgefordert, diese beneideten Blätter dem Stab des Hauptquartiers des General Wrangel, Grafen Oriola, schleunigst zu übermachen,

da, wie die vor mir liegende Depesche des damaligen Chefs des Generalstabes, Hauptmann Lee, sich ausdrückt, der Herr von Gersdorff der Karte nicht so dringend bedürfe bei der Richtung, die er erhalten.

Der besagte Prediger, dessen Haus übrigens in demselben Augenblick die gemüthlichste, gern oder ungern gesehene Freischaarenbegastung darbot, verwandte in meiner Anwesenheit reichlich eine Viertelstunde, um in seiner Mappe die gewünschte Karte aufzusuchen; sie wollte sich aber nicht finden und er verwies mich auf den oder den Beamten, welchem er noch kürzlich aus Hamburg ein derartiges Exemplar verschrieben habe. — Durch einen glücklichen Zufall, oder vielmehr durch die Gefälligkeit eines Einwohners, kam noch vor Ueberschreitung der Königsau Hauptmann von Gersdorff in Besitz der trefflichen Amtskarten von Jütland. Auch Holstein könnte eine ähnliche und noch weit wissenschaftlichere Sammlung von Karten aufbieten, wenn die Schumacherschen Vermessungsarbeiten nicht in den Kopenhagener Archiven schlummerten.

Lygumklosters Einwohner waren um so mehr über unsre Ankunft erfreut, als sie stündlich einen Besuch von den nordwärts in Arrild befindlichen dänischen Dragonern befürchtet hatten.

Abends befand sich das Hauptquartier der Freicorps in einem aus wenigen Gehöften bestehenden Dorfe, ich glaube Tofslund. Wir hatten bereits hinter Lygumkloster einen von der Ripener Straße, auf welcher von Jastrow vorging, rechts abbiegenden Heideweg eingeschlagen und an einem Nebenweg dieses Wegs lag mitten in der einsamsten Heide das Dorf, wo wir übernachteten.

Verachtet mir nicht die Heiden, namentlich die nordschleswigschen und südjütischen. Hier lebt eine spärliche, doch rüstige und freie Bevölkerung, die in ihrem weiten Landbesitze niemals die Concurrenz und, was gleichbedeutend, die Unterdrückung von Seiten der christlich-germanischen Wappenthiere erlitten hat.

Das Bauernhaus, in welchem das Hauptquartier sich niederließ, gab keinen üblen Begriff von dem verhältnißmäßigen Wohlstande, in welchen sich die nordschleswigschen Heidebewohner und ihre erblichen Dorfpatriarchen sich zu versetzen vermögen. Die dänische Bauart, die gleich der dänischen Sprache nördlich von Tondern, wenn auch mit gewissen schleswigschen Eigenartigkeiten, ihre Herrschaft beginnt, unterscheidet sich bekanntlich von der altsächsischen durch eine größere architektonische Trennung der Bestandtheile einer Bauernwirthschaft. Das Eigenthümliche der sächsischen Bauerhäuser besteht in dem einen hohen Dache, worunter Mensch und Vieh und sämmtliche Produkte und Werkzeuge ihrer Thätigkeit ihr gemeinsames Obdach finden. Die dänische Bauart trennt dagegen unter verschiedenen, ein Viereck bildenden Dächern Haus- und Stallwirthschaft, Feldfrucht und Geräthe. Gemüthlicher und großmächtiger in seiner Naturreinfalt ist das sächsische Haus; aber auch das dänische hat seine Vorzüge; es gewährt mehr Wohnlichkeiten, ist frei von Rauch und animalischen Dünsten — beides muß man in dem sächsischen Hause mit in den Kauf nehmen und der Liebhaber wird es sogar, nebst dem Heugeruche vom Boden her, nicht mal vermissen wollen — kann reinlicher gehalten werden, obwol die Reinlichkeit mit nichten zu Gunsten der dänischen Bauern-

häuser auffällt, und stellt in seiner rings im Viereck abgeschlossenen niedrigen, gewöhnlich weiß gekalkten und ebenfalls mit Strohdach versehenen Baulichkeiten, zu denen ein Hofthor den Zugang eröffnet, eine nicht ungefällige, nach Behagen und Schutz aussehende Landwohnung dar. Freilich muß man sich unter dem innern Hofraum keinen Burghof vorstellen. Hier wird der Dünger gesammelt und hier erprobt sich die Erfindung der Holzschube, welche gewissermaßen kleine Schiffe durch die Jauche der meisten dänischen Binnenhöfe darstellen. Und da die Wohnstuben meist an der Hofseite sich befinden, so gehört allerdings alltägliche Gewöhnung, oder ein sehr standhaftes, tapferes, nichts an sich kommen lassendes Nationalgefühl dazu, auch diese partie honteuse der dänischen Bauerwohnungen in Schutz zu nehmen.

Das Haus des Bauern, des Sögnevogtes oder Schulzen des nordschleswigschen Dorfes, von dem ich spreche, bot eine sehr geräumige, in verschiedene Zimmer abgetheilte Wohnlichkeit dar, in welcher die Küche und Wirthschafterei den Mittelpunkt bildeten, die Zimmer- und Kuchendecken waren von altem braunen, geschnitzten Holzgetäfel, und namentlich gemahnte mich die etwas dämmerige Küche mit den blanken Kesseln an der Wand, ihrem mächtigen Heerde, ihrer unregelmäßigen Bauart mit vorspringenden Winkeln, die der Beleuchtung am Abend Rembrandsche Contraste verliehen, an altholländische Bilder, wie ich sie seit meiner ersten Bekanntschaft mit Teniers, Dau, Rembrand nicht wieder gesehen, nicht so lebendig vergegenwärtigt hatte. Statt der niederländischen Bauern waren nun die Kreischärler, manche darunter nicht unähnlich den Chevaliers von Wouvermann, mit

breitkrämpigen Federbuschhuten, die neuen Figuren der Scene, während die aufwartenden, ruhrigen und festfleischigen Mägde wie aus den alten Bildern herausgeschnitten zu sein schienen.

Man war überrascht, in diesen einsamen nordschleswigschen Heidedörfern ein solches Comfort von Wohlhäbigkeit aus alten und neuen Zeiten zu finden. Die Staatsstube, unser Schlafzimmer, enthielt ein Sopha, Polsterstuhle und Kupferstiche an der Wand. Erfreulich war auch die Stimmung der Hausbewohner; diese Gegend schien noch nicht durch die dänische Propaganda bearbeitet und gegen das eigene gute Recht und seine Vertheidiger aufgestachelt zu sein; die Leute zeigten sich unbefangen und natürlich und gaben auf jede Weise ihren gastfreundlichen guten Willen zu erkennen.

In dem nächsten Cantonnement gab sich bereits eine ganz andere Stimmung kund. Etliche Meilen diesseit der Königsau war die Bevölkerung dänischerseits zu einer, der von Angeln gleichenden Waffenerhebung gegen ihre Befreier angereizt worden. Diese nördlichste schleswigsche Bevölkerung war seiner Zeit höchst befangen und unsicher, wie sie wahrscheinlich noch gegenwärtig und mehr als je sein wird. Die Deutschen haben am wenigsten Recht, ihr darüber Vorwürfe zu machen. Die dänisch redende Bevölkerung Nordschleswigs fühlt sich mit Deutschland nur in entfernterer, durch die Schulbildung und durch die nach Süden gehenden Handelswege vermittelten Verbindung; dagegen ist er Schleswig-Holsteiner und Anti-Däne, wie es nur einer sein kann, sobald es die Abbrechung des uralten Verhältnisses zwischen Schleswig und Holstein, Dänemark gegenüber,

gilt. Das ist der Punkt, auf dem sich jeder, ehrliche Schleswiger, er mag dänisch oder deutsch sprechen, zusammenfindet.

Dies Nachtquartier war das letzte gastfreundliche Cantonnement des Freicorps. Den Tag nachher kamen wir durch Orte, wo unsre Erscheinung nur Furcht und Schrecken einflößte. Da waren durch dänische Prediger und Schulmeister, in den letzten Jahren, Werkzeuge der Kopenhagener Propaganda, Stimmungen und zuletzt sogar Rüstungen vorbereitet worden, welche wir, die Vertheidiger der schleswig-holsteinischen Landesrechte, nur höchst bedauersam und die Rüstungen betreffend, lächerlich finden konnten.

Ich denke, es war in Ordrup, wo das Hauptquartier mit einem Theil der Freicorps 1848 seinen ersten Mai feierte. Mit dem westwärts cantonnirenden von Zastrowschen Corps und rechts über Jels mit dem Hauptcorps des Prinzen-General, wurde Nachts Verbindung gehalten. Unser der jütischen Grenze nahes Cantonnement war beinahe oder geradezu als ein im feindlichen Lande befindliches zu betrachten. Nicht daß die Mehrheit der Bevölkerung Partei genommen hätte für die Dänen, vielmehr weil sie, aus ihrer politischen grenzlichen Indifferenz durch die dänische Propaganda aufgescheucht, in dem Wahn standen, daß es sich nicht um das uralte Recht und das Zusammenbleiben Schleswig-Holsteins, sondern um die Abwehr gegen deutsche Eroberungsgelüste und die elenden räuberischen Organe derselben, die Freischärler, handle.

Der gewöhnliche Verstärkert der Landsturmwaffen war das Moor; einzelne wurden auch in den Kirchen und

Häusern gefunden. Manche Sögnevögte ließen sich lange bedräuen, ehe sie nur überhaupt zugaben, von dergleichen Dingen etwas zu wissen. Herr von Krogh, früher Amtsverwalter in dem Amte Hadersleben, welches das ganze nördliche Schleswig mit Ausnahme der dänischen Enklaven umfaßt, bearbeitete mal eins der hartnäckigsten und wie es schien, bösartigsten Exemplare dieser Art. Die Drohung, ihn nach Rendsburg zu transportiren, schien am meisten zu fruchten. Er war der Aufregung der Bauern im weiten Umkreise überwiesen und eins der thätigsten Werkzeuge der dänischen Propaganda, die in dieser Gegend, in Rödding ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Seine Verdienste waren ihm mit dem Dannebrog belohnt worden. Er mußte einen Revers ausstellen worin er sich verpflichtete, ferner sich ruhig und still zu verhalten.

Eine Abtheilung des von Kroghschen Corps wurde zurückbeordert, um die noch übrigen Waffen in der Gegend wegzunehmen. Es waren meist sehr tüchtige Instrumente und ich machte dem Schmied, der die Sensen gerichtet hatte, darüber mein Compliment; selbigen Tags führte mich eine Mission wieder des Wegs zurück, an seiner Schmiede vorbei, aber der närrische Kerl hatte sie, vermuthlich aus Angst, verlassen. Keinem Einwohner, weder hier noch in Jütland, ist von den Freischaaren ein Haar gekrümmt worden. Keine Wegführungen, geschweige persönliche Verletzungen selbst der verrufensten und feindseligsten Amtspersonen, haben stattgefunden. Mit dem Pfarrer in Drenvad, Jörgensen, welcher den eingefleischtesten Fanatismus der dänischen Partei vorstellte, wurde lange capitulirt, ehe er sich zur

Ausstellung eines Reverses obiger Art entschloß. Der Mann hatte die Dannebrogfahne mit auf die Kanzel genommen und sie in einer fanatischen Kreuzpredigt gegen die Deutschen, hin und her geschwungen, seine friedlichen Bauern in Landstürmer verwandelt und, wie man sagt, persönlich ihre Exercitien geleitet. Vielleicht ist es nur ein boshafter Witz, daß er bei einer solchen Gelegenheit, auf der Kirchenmauer stehend und seine Bauern mit den Worten zum Sturm commandirend: Stellt euch vor, daß hier die Deutschen sind und nun geht darauf los! persönlich von seinen all zu eifrigen Pfarrkindern niedergerannt wurde und unter ihre schweren Holzschuhe gerieth. Die Mehrzahl der den Bauern abgenommenen Waffen waren, wie bemerkt, allerdings sehr böser gewichtiger Art; doch gab es auch einige höchst komische, worunter ein alter verrosteteter Pariser Courdegen, der große Heiterkeit verbreitete.

Die Nacht vor dem Uebergange der Freicorps über die Königsau, befand sich das Hauptquartier in Skodburg, einem großen Kirchdorfe, das, obwol hart an der jütschen Grenze liegend, sich der Bearbeitung durch die dänische Propaganda zwar nicht zu entziehen gewußt hatte, doch minder feindlich gesinnt zu sein schien und in seiner Umgebung mehrere begüterte deutsche Familien zählte. Ein Förster, welcher das diesseitige Terrain der Königsau genau kannte und dasselbe zu Anfang der Erhebung der Herzogthümer durchstreifte, hat mir die Versicherung gegeben, daß gerade dieser äußerste Grenzstrich, der Jütland täglich vor Augen hat, die geringsten dänischen Sympathien hegt und daß ferner die geringste bewaffnete Macht, ein Detaschement Dragoner, zu An-

fang in den Norden Schleswigs gesandt, den ganzen Spuk der Helden von Rödding unterdrückt haben würde.

Ein paar Tage vorher hatten dänische Offiziere sich an die Tafel gesetzt, wo wir Platz nahmen und diese Tafel, duftend von Speisen, und garnirt mit gutem Bordeaux, wurde nur ein Phantom für sie, indem das plötzliche Gerücht „die Deutschen sind da", sie zum hastigsten Aufbruche und Eilmarsche hinter die Königsau veranlaßte.

Da nun auch die Gegend von Ripen und die westliche Grenze der Königsau, wo von Zastrow herrschte, vom Feinde völlig frei war, hatte der Prinz-General die Concentration der Corps am folgenden Tage, den 3. Mai, auf jutischem Boden, bei Skodborghuus, befohlen, während er selber ostwärts die Königsau auf der Straße nach Veile überschreiten wollte.

Morgens ging von Zastrow von Foldingbro, wir von Skodburg über die Königsau und nicht lange darauf fand die befohlene Vereinigung statt. Unsre Leute machten sich den Spaß, unter Rasseln und Schmettern des Sturmmarsches die über die Königsau führende Brücke zu überschreiten. Ich selber wollte mir das Vergnügen machen, mein Pferd aus der Au saufen zu lassen, was mir jedoch wegen des morastigen Ufers nicht gelang.

Unterwegs kamen uns mehrere Freischärler des von Wasmerschen Corps entgegen, welche nur noch das Ueberschreiten der Königsau hatten mitmachen wollen, um sich dann nach Hause zu begeben.

Die Vereinigung der Corps auf der Heide bei Skod-

berghuus war eine der letzten militairiſchen Freuden und Glanzmomente des Freicorps.

Auf Skodberghuus, einem däniſchen Zollamt, wehte die däniſche Flagge und man ließ ſie wehen. Von Seiten des Generalcommandos war ausdrücklich befohlen worden, die däniſche Flagge und Fahnen in jeder Weiſe zu reſpectiren.

Darſtellungen

aus den

ſchleswig-holſteiniſchen Feldzügen.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Zweites Bändchen.

Kiel.

Verlag von Carl Schröder & Comp.

1851.

VI.

„In Jütland ſind wir eingerückt und die Feſte Friedericia iſt unſer — dort webt jetzt die deutſche Fahne, und ſo lange dieſe aufgepflanzt iſt, ſoll kein Schiff mehr bei der Durchfahrt durch den kleinen Belt einen Zoll entrichten.

Nach dieſen Erfolgen will ich euch jetzt Ruhe geben, um neue Kräfte zu neuen Siegen zu ſammeln. Denn nicht eher darf der Krieg enden, als bis die Rechte unſers gemeinſamen Vaterlandes vollkommen geſichert ſind und jeder durch denſelben entſtandene Schaden erſetzt iſt. Bis dahin bleiben wir beiſammen.“

So lautete die zweite Hälfte des Tagsbefehls, den General Wrangel am 3ten Mai 1848 an die Soldaten der Bundesarmee erließ.

Mit Umgehung der ſchönen Verheißungen darin halte ich mich an den Text: in Jütland ſind wir eingerückt. Doch eine Bemerkung zuvor.

In der erſten Zeit unſrer Erhebung lag der Gedanke an eine Occupation Jütlands in weiter nebelgrauer Ferne. Meine Erinnerung iſt in dieſer Hinſicht fixirt. Am Tage des Ausmarſches des Graf Ranzauſchen Corps aus Rendsburg traf ich daſelbſt mit einem Oberoffizier zuſammen, der den Prinzen General ſo eben verlaſſen hatte. Auf einer Karte der Halbinſel hatte der Prinz ihm ſeine Gedanken über den bevorſtehenden Feldzug erläutert. Mit dem Zeigefinger an die Königsau angelangt, machte er ſinnend einen Augenblick halt.

„Und dann" — sagte er, rasch mit der Hand hinüberfahrend — „dann gehen wir nach Jütland hinein!" Das klang mir damals wie der Pfeilschuß von einem straffgespannten Bogen, der über meinen damaligen Gesichtskreis noch hinausflog. Es war mir ein auffälliges kühnes Wort, ein Wort militairischer und politischer Zuversicht. Als wir nun wirklich über die Konigsau zogen, schien mir das kühne Wort allerdings nichts weniger als eine kühne That zu sein. Das Hinterher hatte das Vorher vergessen gemacht. Das nächste Ziel, die Säuberung Schleswigs, mindestens des schleswigschen Festlandes, von der dänischen Invasion, war erreicht und durch das Endziel überflügelt worden, den geflüchteten Feind zu einem „die Rechte unsers gemeinsamen Vaterlandes vollkommen sichernden" Frieden zu zwingen. Das einzige Mittel dazu war allerdings die Besetzung Jütlands! Ob General Wrangel, als er dieselbe einleitete, im Auftrage oder nur mit Bestimmung seines Kabinets verfuhr, möchte jedoch sehr zweifelhaft sein.

Bei Sterburghuus nahmen die Freicorps ihre letzte gemeinsame Aufstellung. Am 3ten Mai Abends bezogen sie ihre letzten nachbarlichen Cantonnements in und bei Hartbe. Auf Befehl des Generalcommando's sollte das v. Wasmersche Corps am 4ten Morgens in dem Dorfe Brandrup stehen, um mit Major von Zastrow nach Veile zu marschiren. Da dies Corps durch die Hin- und Hermärsche in Nordschleswig angegriffener war als die übrigen, beorderte v. Gersdorff das Graf Rantzausche an dessen Stelle.

Von Gersdorff, von der Tann und Lieutenant Bouteville mit seiner kleinen Dragonerabtheilung bezogen den

Pfarrhof von Paabye. Oberſtlieutenant Roch, der von hier zurückging, und Advokat Hedde, Tanns Adjutant, und andre Stabsoffiziere vermehrten die Lebhaftigkeit der Geſellſchaft.

Die jutſchen Pfarrer ſind wol ausnahmlos zugleich Landwirthe. Ihre geiſtliche Stellung zu der Gemeinde mag ſich mit der der ruſſiſchen Popen meſſen, ihr weltlicher Einfluß iſt noch bedeutender. Die Herren Pfarrer, ſoweit ich ſie kennen gelernt habe, tragen den Kopenhagener theologiſchen Univerſitätsſtempel an ſich: man kann ihre Gelehrſamkeit, ihre Bildung mit der Elle meſſen, ſoviel Zoll und Linien mehr oder weniger, entſprechend dem gelehrten Krämerkram, der in Kopenhagen, zum unſäglichen Nachtheil freier geiſtiger Bildung, mit der Wiſſenſchaft getrieben wird. Ein Hauptgrund, daß die däniſche Nation, trotz ihrer guten Naturanlage, noch auf einer ſo untergeordneten Bildungsſtufe ſich befindet.

Die geiſtlichen Individuen meiner Bekanntſchaft waren der deutſchen Sprache mehr oder minder mächtig. Ihrem äußeren Benehmen, ſowie überhaupt dem Benehmen der gebildeten Juten gegen uns als Feinde, wird man das Lob einer freundlichen, doch zurückhaltenden, würdigen Gemeſſenheit nicht verſagen können. Dieſer Zug hatte in meinen Augen ſelbſt an den älteren, und wie man zu ſagen pflegt, verbauerten Landpfarrern etwas, was ſie mit Achtung umgab. Und wie überall die Frauen die Vermittlungsrolle ſpielen und die Pſyche der Begaſtung ſind für Feind und Freund, ſo auch namentlich in dieſen jutſchen Pfarrhöfen. Manche ſchlanke Taille, manch roſiger Mund, manch ſchönes blaue Auge nordiſchen reinen Glanzes zaubert Anmuth in die jutſchen Pfarrwohnungen.

Häufig sind es geborene Kopenhagenerinnen, welche mit cäsarischem Ehrgeize das Loos, die Erste, die Königin eines Dorfes zu sein, der wer weiß wievielsten Rangstufe in der dänischen Residenz vorzieben.

Die Gegend um Harthe nach Kelding und Veile zu, obwol Heide, wenn auch grossentheils cultivirt, ist mir wegen ihrer Hügel, Thäler, Schluchten und Hölzungen gar nicht unromantisch vorgekommen. Zum Pfarrhofe gehört ein Park, in dem ich einige verwitterte statuarische Verzierungen bemerkte. Am Ausgange des Thalgrundes der Koldingau erblickt man die Ruinen des Schlosses von Kelding.

Die Nachbarschaft der Cantonnements der Freicorps bei der Stadt Kelding veranlaßte dieselben zu ähnlichen Gastteuren dortbin, wie aus ihren früheren Dorfcantonnements nach Flensburg. Die Folgen sollten jedoch noch entscheidender für die Stimmung und das Loos der Freicorps werden.

Uebereinstimmende Berichte aus jener Zeit bezeugen, daß die Kelding besuchenden Freischärler nicht nur von den dortigen Einwohnern, sondern von den daselbst cantonnirenden preußischen Garden feindlich und gehässig aufgenommen worden sind. Die Einwohner spuckten vor ihnen aus. Die Soldaten schleppten sie in die Wache oder wehrten ihnen den Eingang in's Thor. Eine Untersuchung hat nicht stattgefunden, über einzelne Vorkommnisse enthalte ich mich daher des Urtheils, doch glaube ich versichern zu dürfen, daß der Skandal nicht in dem Benehmen der Freicorps seinen Grund hatte.

Meine eigenen Erfahrungen sind freilich nicht so boser Art. Oberstlieutenant Koch, anfänglich Führer

ſämmtlicher Freicorps, und ich fuhren nach Kolding und verweilten dort ein paar Stunden, ohne daß uns eine derartige Scene vor Augen trat. Nichtsdeſtoweniger ſind die erwähnten Beleidigungen vorgefallen; und wir ſelber verdankten vielleicht nur der Angabe unſers militairiſchen Charakters bei der Thorwache die Erlaubniß, in Kolding einzupaſſiren.

Sogleich auf die Kunde der Vorfälle in Kolding richtete der Freiſchaarencommandeur eine Anfrage an die dortige Commandantur, in Folge deren ihm die Antwort wurde, daß auf einen Befehl Sr. Excellenz des commandirenden Generals Niemand von ſeinem Truppentheile beurlaubt werden ſolle und in dieſer Beziehung die dieſſeitigen Maaßregeln getroffen worden ſeien.

Dabei konnte die Sache nicht beruhen, und je rückſichtvoller die durch die Koldinger Behandlung tief verletzten Freicorps ſich gegen ihren Commandeur, ſelbſt Mitglied der preußiſchen Garde, bei den vorhabenden Schritten benahmen, deſto lebhafter fühlte dieſer die Verpflichtung, für dieſe aus den edelſten Elementen deutſcher Bildung beſtehende Jugend ſowol in ihrer politiſchen Bedeutung als Ausdruck deutſcher Sympathien für Schleswig-Holſtein, als rückſichtlich ihrer an den Tag gelegten militairiſchen Application höheren Orts die richtigen Begriffe und für ihre Beſchwerden den Geiſt der Verſöhnung zu wecken.

Die lebhafte Vertretung der Freicorps durch ihren Commandeur in jener Zeit und ſpäter, ſowol mündlich als in Depeſchen, iſt den Freicorps ſo gut wie unbekannt geblieben, doch darf ich behaupten, daß die einzige Satisfaktion, die ihnen zu Theil wurde, nicht die Folge ihrer eigenen Eingaben bei dem ſchleswig-holſtei-

nischen Generalcommando, sondern der eben erwähnten v. Gerdorffschen Bemühungen war.

Die Freicorps werden sich erinnern, daß bei ihrem Rückmarsche aus Jütland General Wrangel mit seinem Stabe ihnen vor Kolding entgegenritt und ihnen durch die Stadt das Geleite gab. Soviel oder wenig sie auf diese militairische Ehrenbezeugung geben mochten, sie war eine in den Augen und der Absicht des Generals.

Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, in dieser Beziehung einen charakteristischen Zug von dem alten Reitergeneral anzuführen: ich will es jedoch wie mit manchen andern Mittheilungen privater Quelle darauf wagen und bevorworte hier wie überall: honny soit qui mal y pense! Der Freischaarencommandeur berührte in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Obergeneral die Beschwerden der Freicorps und gestattete sich bei dieser Gelegenheit ein weiteres Eingehen auf die Bedeutung dieser durch die patriotische Begeisterung der Zeit freiwillig zu den Waffen geeilten deutschen Jugend. Der alte General folgte seiner Auseinandersetzung mit Wohlwollen und steigendem Interesse. Dann sagte er, den Sachvater der Jugend an seine Brust drückend: ich bin ein alter Soldat. Von dieser Seite habe ich die Sache bis jetzt nicht aufgefaßt. Sie haben mir da einen neuen Horizont aufgeschlossen. Ich danke Ihnen.

Charakteristisch nenn ich diesen Zug im bessern Sinn, als es die meisten über den greisen Generalissimus im Feldzuge von 1848, späteren Befehlshaber der Marken und Berliner Kriegspolizeidictator in Umlauf gesetzten sind. General Wrangel ist altpreußischer Soldat, Mann des alten Regime, mit dem verwachsen er an den letzten

Wendepunkt ſeines und des ehemaligen Staatslebens angelangt iſt. Ich wenigſtens habe immer geglaubt, daß Wrangel mit dem beſten Willen auf unſerm Kriegsſchauplatze anlangte und daß ihm erſt hinterher, Schritt vor Schritt die Hände gebunden wurden. Sein für die Kampfſache ſo verderblicher Rückzug aus Jütland war die Folge einer Depeſche aus Berlin; den Abend, als er dieſelbe erhielt — es iſt dies eine andre Anekdote aus ſeiner nächſten Umgebung — ſprach er, finſter im Zimmer auf und abgehend, kein Wort mehr. Der beſte Beweis für die Unfreiwilligkeit ſeines Rückzugs iſt aber der offenkundige: ſein Contributionsausſchreiben an die Juten. Ein General kann im feindlichen Lande ſolche Schreckſchüſſe — wie man hinterher geſagt hat, loslaſſen, ohne die ernſtliche Abſicht der Ausführung zu hegen. Nimmermehr wird er aber ſein Wort dabei einſetzen. Eine andre Frage iſt es allerdings, ob der vom Berliner Cabinet in Folge einer angeblichen ruſſiſchen Drohnote befohlene Rückzug nicht auch ſtrategiſche Gründe für ſich hatte. General Halkett müßte es am beſten ſagen können, ob er mit dem zehnten Bundescorps, das heißt mit dem beſcheidenen Theil deſſelben, welchen die norddeutſchen Regierungen damals in's Feld geſchickt hatten, der auf Alſen ſich häufenden, einer Revanche nur zu ſehr bedürftigen däniſchen Geſammtmacht bei wiederholten Angriffen hätte die Spitze bieten können. Ich will es nicht bezweifeln. Für unumſtößlich halte ich es aber, daß 4 Wochen oder nur 14 Tage längeres Verweilen Wrangels in Jütland, geſchweige ein herzhaftes Vorrücken bis an den Limfiord, Dänemark den Frieden dictirt hätte. Statt der fruchtloſen Blutvergießungen

im Sundewitt hätte man es getroſt darauf ankommen laſſen können, ob das tapfre, kampfbegierige, zehnte Bundescorps, ſich ſelbſt überlaſſen, als Sieger oder Beſiegter aus ſolchem Kampfe mit einem numeriſch überlegenen Feinde hervorgegangen wäre; ſelbſt im letzteren Fall würde ihm die Vereinigung mit den übrigen Truppen im Norden unabgeſchnitten geblieben ſein und ſelbſt die Niederlage hätte mehr Kriegs- und Friedensfrucht in ſich getragen, als jene zweideutigen, zielloſen, ſundewittſchen Kämpfe, bei denen der Däne die See, ſeinen Brückenkopf nach Alſen, ſeine Schiffe und ſeine Poſitionsbatterien hinter ſich, immer, um mich eines populären Ausdrucks zu bedienen, den dickſten Strang zog und zuletzt lachte. Läßt man jedoch auch die vielberedeten ſtrategiſchen Motive des Rückzugs aus Jütland vollſtändig gelten, das Nichtverfolgen des Feindes und das Nichtwiedereinrücken in Jütland Ende Juni und ſpäter nach Verſtärkung der Bundesarmee durch Theile faſt ſämmtlicher deutſchen Contingente, hat ſelbſt in den Augen eines Laien keine militairiſche Bemäntelung für ſich, wie denn auch der Malmöer Waffenſtillſtand dieſen preußiſchen Cabinetsthaten die Krone aufſetzte. Und doch darf man nicht vergeſſen, daß ſtatt des Malmöer Vertrags noch ſchlechtere von Bellevue zu Stande gekommen wäre, ohne die ehrenhaften Bedenken, welche General Wrangel an ſeiner Unterzeichnung fand.

Ich bin abgeſchweift, nicht etwa hingeriſſen von dem Vergnügen, die goldene Haubenſpitze „der einzig unerſchütterten Grundſäule der preußiſchen Monarchie," der preußiſchen Garden Oberhaupt zu vertheidigen, ſondern geleitet durch den ſtets gehegten Gedanken, daß Wrangel,

menſchlich betrachtet, über oder unter dem ungeheuren Haſſe ſteht, der ihm aus Schleswig-Holſtein folgte und an der Grenze, wie ich vernahm, ſelbſt ſein Leben in Gefahr ſetzte. In Schleswig-Holſtein war er nur der Kreuzträger ſeines Cabinets und hinter ſeinem Triumphatorwagen in Berlin ſtand fortwährend der boſeſte Berliner Gaſſenwitz und rächte ſich an der Belagerungstraveſtie des deutſchen Arublingsliedes mit den in dem Laufe rollenden Kugeln und den in der Scheide hüpfenden Schwertern durch die unverſchämteſten Bosheiten, die er ihm in's Ohr raunte.

Die Beſchwerden der Corps über die, Einzelnen ihrer Mitglieder in Kolding erlittenen Unbilden gelangten bald darauf ſowol durch Deputationen als durch Promemoria's an den Prinzen General. Das von der Tannſche Corps übergab eine ſolche in's Detail gehende Beſchwerdeſchrift, Unterſuchung und Beſtrafung der Schuldigen fordernd, ſeinem Führer, dem Major von der Tann. Dieſer nahm keinen Anſtand, ſie in der urſprünglichen, ſehr lebhaften Faſſung nebſt einem im würdigſten Ton abgefaßten Begleitſchreiben dem Freiſchaarencommandeur zur Weiterbeförderung an den Prinzen General zu überreichen. Dieſer ſandte ſie an Wrangel.

Von dem nächſten Cantonnement, Egtved, aus beſorgte der Commandeur die Eingaben an das Generalcommando. Er ſelber bezeichnete den Geiſt, welcher dem Freicorps in Kolding entgegengetreten, als unbillig und ungerecht. Das von der Tannſche Corps, in ſeiner überwiegenden Mehrheit von Gemeingeiſt beſeelt, angeführt von einem Offizier des reinſten Charakters, habe die vorurtheilsvolle Verachtung nicht verdient, welche ihm

durch Worte und Maaßregeln zu Theil geworden. „Ich bin weit entfernt, die Abfassung der in den Beilagen enthaltenen Klagen zu billigen, wurde auch gerechten Anstand nehmen, sie Ew. Durchlaucht unter andern Umständen zu unterbreiten. Wir leben aber in einer Neuzeit, die Freicorps sind ein Gewächs derselben, der ihnen innewohnende Geist muß den hohen Vorgesetzten bekannt werden, damit er zum Guten gewendet und vom Bösen abgehalten werden kann. Dies ist auch die Ansicht des Herrn Major von der Tann, sonst würde er die Klagepunkte herausgehoben und jedes dabei Unnöthige, jedes der Klage Nachtheilige daraus entfernt haben. Mag man die Freicorps aus jedem beliebigen Gesichtspunkte betrachten, so wird man doch immer zugeben müssen, daß sie ein Product der jetzt in Deutschland herrschenden Meinung sind und diese öffentliche Meinung hat die Regierungen zur Unterstützung Schleswig-Holsteins getrieben. — Ich erlaube mir unterthänigst auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß das von der Tannsche Corps in Kolding in denselben Mauern mit unsern preußischen Garden liegen wird (diese anfängliche Bestimmung für den Rückmarsch der Freicorps ward abgeändert) und bitte unterthänigst Dero geneigte Vermittlung, damit dem Freicorps dort ein versöhnender Geist entgegenkomme. Ich selbst bin preußischer Gardeoffizier und kann versichern, daß die Leute der Freicorps keine vorgefaßte Meinung haben. Sie haben meine Stellung so anständig berücksichtigt, daß ich von ihrem Gefühl tiefer Verletztheit nur durch Herrn Major von der Tann unterrichtet bin . . . Verzeihen Ew. Durchlaucht diese Weitläufigkeit über einen nicht angenehmen Gegenstand;

ich halte es aber für meine Pflicht, ebenso für eine militairische als eine politische. Mit tiefstem Respekt ꝛc."

Eine etwas später in Hadersleben seitens des von der Tannschen Corps oder vielmehr einer Anzahl Mitglieder desselben in Abwesenheit von der Tanns abgefaßte Beschwerdeschrift kam, obwol derzeit mitgetheilt in einer Hamburger Zeitung, nicht zur Einreichung. Auch wurde schwerlich weder von der Tann noch von Gersdorff die Besorgung dieses Aktenstückes übernommen haben. Es trug denn doch allzusehr das Gepräge der Ueberreiztheit in sich und war mehr darauf berechnet, sich Genugthuung zu nehmen als zu veranlassen.

Ein Beispiel übrigens des Auftretens der „Sieger bei Schleswig" will sagen, einzelner preußischen Garden gegen einzelne Freischärler mag denn doch hier seinen Platz finden.

Bereits nach dem angetretenen Rückmarsche aus Jütland erhielt der Freischaarencommandeur aus Apenrade folgende Zusendungen:

Das Commando des 3ten Freicorps sieht sich leider gezwungen, Ew. Hochwohlgeboren wiederum eine Mittheilung über neue Insulten zu machen, die Offizieren unserer Corps durch Soldaten der preußischen Garde zugefügt sein sollen. — Das unterzeichnete Commando übersendet zu dem Ende die vorliegende Meldung und hofft, daß Ew. Hochwohlgeboren sich auch jetzt noch unseres Corps mit aller Kraft annehmen und eine strenge

Unterſuchung und Beſtrafung der Schuldigen, ſoweit es in Ihrer Macht ſteht, veranlaſſen werden.

Apenrade, den 13. Mai 1848.

Mit großter Hochachtung
ganz ergebenſt
der Commandeur des v. d. Tannſchen
Freicorps
v. Hack,
Hauptmann.

Dieſem in Abweſenheit von der Tanns von dem interimiſtiſch commandirenden Hauptmann, jetzigen Major und Bataillonscommandeur v. Hack an den Commandeur der Freicorps gerichteten Schreiben war das folgende beigegeben:

Ite Compagnie des
v. d. Tannſchen Freicorps.

Meldung.

Als das 3te Freicorps auf ſeinem Marſche von Heimdrup und Bulling nach Kolding den 10ten Mai hinter Kolding halt machte, um Quartierbillete zu empfangen, und ſich zu beiden Seiten der Chauſſee gelagert hatte, während von jeder Compagnie ein Unteroffizier und einige Mann beordert waren, in einem an der Chauſſee gelegenen Hauſe Waſſer zu holen, ging eine Patrouille von der 1ſten Compagnie des Alexander-Garderegiments, geführt von dem Gefreiten Falkenhagen, dicht an den am Chauſſeewall ruhenden Offizieren Naatz und Schmied von Schwarzenhorn von der 1ten Compagnie vorbei, und ohne daß die genannten Offiziere eine Veranlaſſung zu einer Demonſtration gegeben oder bemerkt hatten, ſetzte die Patrouille wenige Schritte von

ihnen Kupferhutchen auf, wobei der Gefreite, zu den Offizieren gewandt, ausrief: „Nun haltet die Schnauzen, ihr Hunde!“

Dies bezeugen die Herren Raaz und Schwarzenhorn der Wahrheit gemäß und berufen sich, falls ihr Zeugniß nicht hinlänglich befunden werden sollte, auf dasjenige vieler Freiwilligen der 1ten Compagnie, die zugegen waren.

Das Benehmen vieler königl. preußischen Gardisten in Kolding gegen Leute der 1ten Compagnie, welches nicht nur unkameradschaftlich, sondern vielmehr eines Soldaten und Deutschen unwürdig zu nennen ist, zwingt den Unterzeichneten, von diesem Vorfall Meldung zu machen und ein hochlöbliches Bataillonscommando zu bitten auf strenge Untersuchung der Sache zu dringen, um so mehr, als der Unterzeichnete naher Zeuge war, wie dieselbe Patrouille auf eine rohe und unwürdige Weise die in dem Hause an der Chaussee befindlichen Freiwilligen, welche Trinkgefäße zu erhalten suchten, anfuhr.“

Der Bericht ist unterzeichnet von Szczepanski, Hauptmann und Compagniefuhrer, demselben Braven, dem als Hauptmann unsers 9ten Bataillons in der Schlacht von Kolding durch eine Kanonenkugel der Arm zerschmettert wurde.

Das feindselige Betragen der preußischen Garden gegen die Freicorps ging sowol aus soldatesken Uebermuthe als namentlich aus dem Haß und der Erbitterung des Berliner Barrikadenkampfes hervor. Die Erbitterung war natürlich; der Berliner Pöbel hatte sie noch bei ihrem Abzuge aus der Hauptstadt beschimpft und ange-

spieen und sie durften sich nicht rächen, sie waren die Martyrer der Loyalität und Royalität, dessen königlicher Repräsentant sie „in jener Nacht" nach dem dritten Hahnekraben fallen ließ und vorzog, den Schutz seiner Person, die Rettung seines Thrones eher seinem herrlichen Berliner Bürgerthum, als seinem „herrlichen Kriegsheere" zu verdanken. Das die Freicorps vereinigende Band, die Sympathie deutscher Begeisterung jener Zeit, konnte sich unmöglich auch um jene Soldaten schlingen, welche in der großen deutschen Erhebung nur den Schimpf von Berlin sahen und fühlten. Will man gerecht sein, und dazu gehört freilich mehr als der bloße Wille, dazu ist die nähere Kenntniß der historischen Charaktere, Zustände und Ereignisse erforderlich, so muß man überhaupt das Eingeständniß machen, daß es mit den Berliner Demokraten und Soldaten eine eigene Geschichte ist, an die wir Schleswig-Holsteiner zum Beispiel den eigenen Maaßstab nicht anlegen können. Friedrich der Große würde noch in jetziger Zeit ganz Berlin in seinen Stiefel stecken, wie eine Reitgerte, um damit das Pferd seines politisch kriegerischen Ehrgeizes in Galop zu setzen, er würde die Demokratie, die heute wegen seines Absolutismus schreit, morgen überzeugen, daß Preußen ein Soldatenstaat sei und, um nicht unterzugehen, noch fernerhin eines politischen und Kriegs-Genies an der Spitze seiner Angelegenheiten mit unbeschränkter schicksalvoller Freiheit des Handelns bedürfe. Sowol in dem regierenden Könige als in allen altpreußischen Herzen lebt das Gefühl, daß Preußen sich noch vorläufig auf den absoluten Regierungswillen und das Schwerdt stützen müsse, die Verlegenheit oder die Verzweiflung ist nur

der Mangel des besagten Genies, dessen Odem Niemand in und außer sich spürt und der sich leider durch die schönsten politischen und kriegsherrlichen Redensarten nicht ersetzen läßt. Man wird aber dem Könige ebensowenig einen Vorwurf daraus machen können, daß er nicht das Genie seines Ahnen hat, als dem preußischen und resp. Berliner Volke, daß es ihm bis jetzt an einer haltbaren demokratischen Basis fehlt, um auf derselben einen revolutionirten preußischen Staat aufzuführen. Das alte Militair-Preußen und das neueste demokratische stehen noch auf lange Zeit nicht in einigem Verhältniß der Mittel und Kräfte; das erstere hat eine alte tiefe Wurzel, das letztere schwimmt noch wie eine Wasserpflanze auf den Zeitwogen. Um so unverständiger handelte die Berliner Demokratie, als sie das Militair, auf dem doch bis dahin, cum grano salis gesagt, das heißt mit Berücksichtigung des Verstandes und theilweise Genies der preußischen Regenten, Preußens wachsende Kraft und Glorie beruhete, fortwährend zur Zielscheibe höhnender Angriffe nahm oder auf eine ehrverletzende Weise cajolirte, so daß Tausende, die vielleicht bereit gewesen wären, der Sache der Demokratie sich anzuschließen, sich verletzt und scheu zurückzogen und in der Masse der specifisch-preußische Soldatengeist um so schneidender und erbitterter gegen den Zeitgeist sich kehrte, als die nächste Berliner Provocation und Revolution, wie schon gesagt, ein Stück Berliner Geschichte bildet, das man nicht von Außen ohne die genaue Kenntniß des Schauplatzes und der Schauspieler gehörig würdigen kann.

Die Unbilden, ausgeübt gegen die Freicorps in und bei Kolding, waren der erste Anfang der Rache und der

Reaktion, welche das überrumpelte Soldatenthum gegen den Frühlingsgeist des Jahres 1848 auszuüben sich erlaubte. Die ruhmreiche Schlacht bei Schleswig ist in doppelter Beziehung eine wahrhaft fatale zu nennen. Einmal in strategischer, die habe ich schon berührt. Dann in politischer. Nachdem die preußischen Garden, um mich eines studentischen Ausdrucks zu bedienen, bei Schleswig sich aus dem Verrufe gepauckt hatten, was bekanntlich mehr eine Formalität ist, bei der ein „Fuchs" als Gegner figurirt, war nicht mehr der König von Dänemark, sondern die deutsche Demokratie ihr Feind.

Das meist aus Holsteinern bestehende v. Wasmersche Corps, ebenfalls in einigen Mitgliedern beleidigt, faßte den naheliegenden Beschluß, jene Vorfälle nur zu benutzen, um eine auch aus andern Gründen gewünschte offene Erklärung seitens des schleswig-holsteinischen Generalcommando zu veranlassen darüber, ob dasselbe die fernere Bethätigung des Corps am Feldzuge für nützlich und wünschenswerth erachte: in welchem Fall das Corps gern verbleiben und ausharren würde unter der Bedingung, daß die vorhandenen Beschwerden Berücksichtigung finden und die Freicorps auf gleichen Fuß mit den übrigen Truppen gestellt würden. Andernfalls sei der Wunsch, in die Heimath entlassen zu werden. Mit Erlaubniß des Commandeurs von Wasmer stellte sich eine Deputation dieses Corps in dem Freischaaren-Hauptquartiere ein mit der Bitte, sich mit Vorstellungen obiger Art an den Prinzen General wenden zu dürfen, wobei die Offiziere Ingwersen und Magnussen das Wort führten. v. Gerdorff erklärte sich auf der Stelle bereit, ihr Verhaben zu vermitteln. In Erwiederung seines Schreibens

verfügte das Generalcommando, daß die Deputation am 3ten Mai sich in Veile einzufinden habe. Den ferneren mit der Auflösung der Freicorps endigenden Verlauf dieser Angelegenheit werde ich demnächst berichten.

Am 4ten Mai Abends hatten die Freicorps die Linie der Veiler Au besetzt und es war ihnen aufgegeben, links und rechts fortlaufende Verbindung mit den holsteinischen und preußischen Truppen zu halten, zwischen denen sie das in die jütsche Heide hinausgeschobene Mittelglied bildeten. Wrangels Hauptquartier firirte sich in Kolding, von wo man nur eines Schrittes bedarf, um wieder den schleswigschen Boden zu betreten. Der Prinz General nahm sein Hauptquartier nördlich in Veile: die Avantgarde rückte etwas über diese Stadt hinaus. In Friedericia bekleidete der preußische Oberst Fiedler von der Artillerie die Commandantur.

Die Einnahme der Festung am Abend des 2ten Mai 1848 — es war, wie von Alten bemerkt, das zweite Mal, daß ein Wrangel in diese Stadt zog; 1657 entriß ein Wrangel die Festung den Dänen mit stürmender Hand — war durch eine Patrouille des preußischen Avantgardegenerals Bonin beschickt worden. Andern Tags wurde auf dem See-Fort die deutsche Fahne aufgezogen und mit 101 Kanonenschüssen begrüßt, den Dänen zu solchem Aergerniß, daß sie eine Woche später ihre eigene freiwillig verlassene Festung von der Seeseite bombardirten, etliche ihrer Landsleute tödteten und das Schloß ihres Königs übel zurichteten. Wrangel ließ darauf das Dorf Strüb und die Stadt Mittelfahrt am jenseitigen fudnischen Ufer bombardiren. Diese Vorfälle hatten eine Correspondenz zwischen dem Befehlshaber der dänischen

Seemacht, Admiral Steen Bille und General Wrangel zur Folge, welche eine der merkwürdigsten des ganzen Kriegs ist und dem Nachdruck der Wrangelschen Feder, oder wer sie damals führte, alle Ehre machte. Friedericia, antwortete er, steht unter deutschem Schutze. Uebrigens werde ich für jedes Haus, das ihr an der Ostseeküste in Brand schießt, ein Dorf in Jütland brennen lassen.

In dem Dorfe Egtved hatte sich das Hauptquartier der Freicorps nebst von Wasmer und eine Abtheilung des von Krogbschen Corps niedergelassen. Der Pfarrhof war überfüllt gleich den wenigen Bauerstellen dieses nur kleinen Dorfes. Indeß verhinderte die regelmäßig und reichlich von Veile aus beschickte Verpflegung, daß wir, bei unsrer mehrtägigen Anwesenheit daselbst, unsern Wirthen übermäßig zur Last fielen.

In dieser Hinsicht sahen sich die Freicorps damals wirklich auf denselben großen Fuß gestellt, auf welchem die Preußen in Jütland sich eingerichtet hatten. Der Kuchenzettel war freilich nicht so lecker als der der deutschen Hofküchen, welchen Herr Heckscher auf der Frankfurter Nationaltribune nachschnalzte. Doch wird jeder Feldsoldat, und wol vor allen der uckermärkische, unter allen Umständen dem nachstehenden

Magazin-Verpflegungstarif für das deutsche Bundesheer in Jütland

seine Billigung nicht versagen:

Für jeden Offizier, Beamten, Unteroffizier und Gemeinen:

Täglich 1 Pfund Rindfleisch.
1 Portion Gemüse,
2 Loth Salz,
1 Loth Butter oder Schmalz oder ¼ Pfund Speck,
¼ Flasche Branntwein,
2 Pfund Brod.

Außerdem:
für jeden Offizier und Beamten
täglich ½ Flasche Wein,
3 Stück feine Cigarren;
wöchentlich 1 Pfund Zucker.
Für jeden Unteroffizier und Gemeinen
wöchentlich 1 Pfund Rauchtaback oder 25 Stück Cigarren.

Rationen:
täglich 7 Kannen Hafer (4 Metzen),
5 Pfund Heu,
6 Pfund Stroh.

Hauptquartier Friedericia, den 4ten Mai 1848.

Der Oberbefehlshaber der Armee
v. Wrangel.

Die Lebensmittel waren gut; minder die Qualität der Luxusartikel. Scherzhalber führe ich an, daß ich wegen einer jütschen Cigarrenlieferung, welche uns denn doch eine zu starke Ironie auf das Prädikat fein zu duften schien, bei Rücksendung derselben mit meinem alten Freunde, dem Generalintendanten Boisen in einen amtlichen Briefwechsel gerieth; die Cigarren wurden an die Mittelbehörde, das Veiler Polizeiamt, zurückgeschickt und seit der Zeit haben wir weder eine gute noch schlechte mehr gesehen. Unter den dänischen Ersatzforderungen für die Prästationen in Jütland werden sie

ohne Zweifel als Kraut von Havannah figuriren und mit dem gelieferten Krätzerwein an Preishaltigkeit wetteifern.

In der geraumigen, reinlichen und heiter wohnlichen Pfarre von Egtved konnte man sich's schon gefallen lassen, vielen unsrer Kameraden wird aber die Erinnerung an die Cantonnements in den jütschen Heidedörfern weniger Behagen einflößen. Gar manche benutzten die schönen Mainächte, um ihr Lager im Freien aufzuschlagen. Leider sind Schmutz und Ungeziefer dem jütschen Dorfleben anhaftend. Die Selbstachtung, die dem Jüten fehlt, wird erst erwachen, wenn er gewisse Dinge an sich und um sich nicht länger dulden will. Von ihren eigenen inseldänischen Landleuten werden sie ihre Befreiung in dieser und andrer Hinsicht nicht erwarten. Was die Inseldänen haben und bringen, ist schon im Ueberflusse in Jütland vorhanden. Aufgeklärte Jüten stellen überhaupt nicht in Abrede, daß Land und Volk durch die provinzielle Verbindung mit Dänemark in keiner Weise gefördert, vielmehr vielfach beeinträchtigt werde. Schon früher habe ich mal gesagt: „die große Provinz Jütland, die mit dem Herzogthum Schleswig dieselben Naturverhältnisse, denselben Handels- und Geschäftszug nach dem Süden theilt, vormals bewohnt von einem starken und unabhängigen Geschlecht, deß Name früher an Englands Küsten erscholl als der dänische und noch gegenwärtig in manchen Landestheilen die alte Stammverschiedenheit von den Inseldänen unverkennlich verrathend, eine terra incognita in Europa, ein Land, welches die überall Geist und Leben tödtende dänische Regierung und Verwaltung, so zu sagen, in Schmutz

und Dummheit verkommen ließ, das sie als territorialen Ballast in ihrem Staatsschiffe und als ihre in Stallfutterung stehende Milchkuh ansah, die Provinz Jutland hat sich in neuerer Zeit, in Folge der ständischen Einrichtung zu etwas mehr Selbstgefühl erhoben. Bei der Besetzung durch unsre Truppen erinnerte sie sich, daß sie stets das Opfer des kriegerischen Delirismus des dänischen Ehrgeizes gewesen, daß sie stets dem Feinde als preisgegebene Beute in die Hände gefallen, während die Inseldänen nach erlittener Niederlage und zuweilen auch vor derselben auf die Schiffe flüchteten und die Fluth des Beltes zwischen sich und dem Feinde strömen ließen. —

Unfehlbar werden solche Aeußerungen in Dänemark als Belege deutscher Eroberungsgelüste ausgedeutet und ausgebeutet werden. Ich möchte aber den Dänen rathen, diese Lüge von deutschen Eroberungsgelüsten in Bezug auf Jutland nicht so gestissentlich in ihrer Journalistik und Diplomatie zu verbreiten. Für das Recht Holsteins auf Schleswig erhob sich der Kampf. Schleswig sollte gegen die dänischen Eroberungsgelüste in Schutz genommen, in seiner staatsrechtlichen Verbindung mit Holstein bewahrt werden, wozu Deutschland das begründetste Recht wie die heiligste Verpflichtung hatte. War auch von dem Anschlusse Schleswigs an den deutschen Bund unzeitig die Rede, ich sage unzeitig, denn der Gegenstand gehörte in das Gebiet der Friedensunterhandlungen nach erfolgreich geführtem Kriege, so wurde deutscherseits damit nur das sicherste Mittel bezeichnet, das Verhältniß zwischen Deutschland und Dänemark dauernd zu ordnen und die tausendjährige Quelle der durch die Lage der

Herzogthümer hervorgerufenen Streitigkeiten zu verstopfen. Möge es Dänemark begreifen lernen — und das ist ein wohlgemeinter Wunsch für die alte, unterwühlte, nur auf ein paar schwachen Thronsäulen ruhende Monarchie — daß ein gutes Einvernehmen mit Deutschland und die politische Stärke Deutschlands als seines einzigen wahrhaften Bundesgenossen, ihm die einzige Aussicht gewährt, eine wenn auch nur relative, jedenfalls durch die innere Entfaltung seiner Kräfte bedingte politische Selbständigkeit zwischen dem hohen Norden und dem Süden zu behaupten. Doch wird es augenblicklich vergeblich sein, „Rath, Weisheit, Mäßigung und Verstand" dem tragisch „scheuen Blick" der Dänen zu offenbaren.

Die lieblichsten Erinnerungen dieses ersten Aufenthalts in Jutland gehören der erwachenden Natur, der Frühlingssonne, den Nachtigalen und der aufsprießenden Heide an. Diese jutische Heiden-Idylle drang sich meinen Gefühlen und Sinnen um so schmeichelnder auf, als sie die wüste Kreyver Heide mit ihren sonnelosen, windigen Tagen, ihren schauernden Nächten zum nächsten Hintergrund hatte. Der Pfarrhof von Egtved liegt auf dem Vorsprung eines Heidehügels. Von dem terrassenförmigen Garten schaut man in eine weite, zum Theil bebauete und bewaldete Gegend. Hier war mein und mancher Kameraden Lieblingsplatz in den Frühstunden. Wir streckten uns in's Gras und ließen uns durchsonnen. Ich dachte öfters an die spanischen Soldaten in meiner Kindheit; man traf sie beständig in einem gewissen sonnigen Winkel der Kirchenmauer, ihre durchfrosteten Glieder behaglich dehnend, die Beine übereinandergeschlagen, eine Cigarrito in der Hand, wir Knaben hatten

diesen Winkel „die warmen Länder" getauft. Diese Erinnerung verknüpfte sich mit der, daß die Spanier nach der Insel Aubnen, ein paar Meilen einwärts von unserm Cantonnement, geschleppt wurden, weil Napoleon ihnen nicht traunte. Die spanischen Soldaten haben meinem Kinderherzen die erste Ahnung eines Widerstandes des menschlichen Willens gegen das Schicksal oder vielmehr die herrschende Gewalt eingeflößt. Unter den Eindrücken von Napoleons unwiderstehlicher Macht und Größe verlief meine erste Kindheit; ich sah diese Macht täglich vor Augen in den verschiedenen Gestalten und Trachten der fremden Krieger, die sein Gebot ihrer Heimath entrissen hatte. Napoleon schien mir ein Gott, seine Herrschaft eine unantastbare, unzerstörliche zu sein. Doch die spanischen Soldaten erkannten sie nicht an, sie ertrugen ihr Joch nur mit unverhehltem Unwillen. Das spanische Nationalgefühl, das damals, mir unbewußt, zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die Franzosenherrschaft entflammt war und derselben die erste tiefe fortströmende Wunde beibrachte, es war das heilige Feuer, das sie mit sich in die kalte Fremde getragen hatten und das nach Wiedervereinigung mit der Mutterflamme zuckte. Ihres Generals, des edlen Romana, Schicksal ist bekannt. Ihr Aufenthalt auf Aubnen, ihr Treiben daselbst, ihre Flucht von dort sind den Bewohnern dieser Insel unvergessen und ich habe früher auf einem gewissen Schlosse am Rattegat mir die seltsamlichsten spanischen Abenteuer erzählen lassen. Welchen andern Gedanken und Träumen mein Geist in den „warmen Ländern" von Eztoed nachhing, mag hier unerwähnt bleiben. Es versteht sich, daß das neugeborene,

zu Ruhm und Ehren gebrachte Deutschland und der nie gesehene Völkerfrühling den Hauptinhalt bildeten.

Das Lied, worauf ich anspiele, habe ich zuerst aus den kräftigen Kehlen der Aldoffschen Schaar gehört. Ein Bruder des Dichters aus der Stadt Braunschweig, Mitglied dieses Corps, hat dies schöne Lied, seitdem Volkslied und Leibstück unsrer siegreichen Bataillone zuerst, so viel ich weiß nach dem Norden gebracht. Es ist ein wahrhaftes deutsches Frühlingslied von 1813, so unschuldvoll, gläubig schwärmerisch, selig, wie es der Liebende singt, wenn ihm plötzlich die Sehnsucht seines Herzens, der Traum seiner Jugend verkörpert wird. Der Frühling, die Freiheit, das einige große Deutschland, das sind dem Dichter Thatsachen, so klar wie die Sonne. Es ist ein seliges Ereigniß, das ihm Verse und Melodie einflößt. Die Freiheit, sie ist da! Gegenwärtig wissen wir, daß es eine Täuschung war. Doch das Jugendgefühl deutscher Nation war keine Täuschung und doch lebe der Frühling von 1813 mit dem Glanze und Blüthenschmelze seiner Begeisterung, denn schwerlich wird die Welt wieder einen ähnlichen sehen. Es war der letzte dichterisch schwärmende Frühling Deutschlands. Wenn der neue kommt, wird wol keine Nachtigall in ihn hineinschlagen, keine Lerche über ihm jubeln, kein deutsches Herz sentimental werden — denn die deutsche Sentimentalität hat sich schon jetzt mit vier Fuß Erde bedeckt — werden die ihn verkündigenden Aequinoctialstürme zweifelhaft machen, ob es in den Frühling oder in den Herbst hineingeht. Kein Dichter wird singen: die Freiheit, sie ist da! Es wird ein rauher, unpoetischer, geschäftlich ernster Frühling sein.

Das von der Tauenſche Corps cantonnirte in dem Dorfe Pylling. Aldoffer mit den Seinigen in Nymühl, in einem verſteckten, ärmlich reizenden Mühlgrunde an der Veiler Au, die zwiſchen hohen Heidehügeln ſich durchſchlängelt und dem Veiler Fjord ihr klares kaltes Waſſer zuführt. Den Weg von Egtved nach Nymühl bin ich am öfterſten und liebſten geritten, bald allein, bald in Geſellſchaft von Gersdorffs, der ebenfalls eine Liebhaberei für Nymühl gefaßt hatte. Folgt man dem Höhenzuge, ſo hat man ein Oſſianſches Theater um ſich, doch ſind unſerm Ohr dieſe geiſterhaften Harfenklänge einer untergegangenen Heldenwelt, die unſre jungen Väter und Großväter gegen die Zeit der franzöſiſchen Revolution bezauberten, nicht mehr zugängig: auch wir haben Nebel vor den Augen und nebelhafte Heldengeſtalten dämmern in unſerm Geſichtskreiſe, doch der Nebel und die Helden gehören nicht der Vergangenheit, ſondern der Zukunft an, die elegiſche Phantaſie verſchwundener Größe, mit der unſre Väter eigentlich nur an dem Aſchenhaufen ihres eigenen Lebens, bei den Gräbern der verbrannten und unterdrückten Gefühle und Gedanken ihres unſterblichen Gottmenſchen klagten und ſeufzten, ſie iſt geweihen vor der Sehnſucht und dem Willen, das Ewige und Beſte der Menſchheit zu retten aus den alten zerbröckelten Formen und ein neues Heldenzeitalter der Vernunft und der Humanität herbeizuführen.

Statt der Oſſianſchen Phantome ſah man vor ſich auf den Höhen die Poſten der Freiſchärler, die leibhaften Söhne der Zeit und der Zukunft, die ihnen und der nachwachſenden Jugend zufallen wird, nicht als ein Erbe,

das sie antritt, sondern auf dem Wege der Eroberung und neuen Schöpfung. Das eigenthümlich Malerische in der Tracht, Haltung und Umgebung dieser Posten hatte ein junger Künstler in der Schaar trefflich aufgefaßt und in der Gestalt zweier schlanken blühenden Jünglinge, Studenten aus Jena und Bruder, in seinem Portefeuille skizzirt.

Kam man den Mühlengrund herunter, so hatte man den Anblick einer sich krümmenden Thalschlucht, in der die Ufer eines großen Teiches und die Umgebungen einer Wassermühle von starkem Gefalle durch die mancherlei Scherz und Muthwillen treibende Aldoffersche Truppe und die mitlachenden jütischen Mühlen-Einsiedler belebt waren. Aldoffer und seine Leute standen sich gut mit ihrem Wirthe und der ganzen Familie. So viel Schreck und Besorgniß diese auch anfangs bei dem plötzlichen Einbruche der Freischärler in ihr stilles und selbst für die jütische Welt entlegen und einsam zu nennendes Asyl gefühlt haben mochten, bald sahen sie sich von ihrer Angst, ihren Verurtheilen und Schreckbildern geheilt und selber in den Kreis dieser Jugend gebannt und verzaubert.

Mit Wehmuth blickten sie diesen „Wilden" nach, als sie wieder hinter ihren Bergen verschwanden. Und fragt sie noch heute, fragt andre jütische Wirthe, ob sie das Einlager einer Compagnie von hauptsächlich zahmen tapferen Landsoldaten dem der Freicorps, und ich füge hinzu, unsrer muntern schleswig-holsteinischen Burschen vorziehen.

Aldoffer fand man persönlich in Gesellschaft seiner Offiziere — Sperling, Hagen und Alberti waren die

Zugführer — und einiger Mitglieder seines Corps. Dieser originelle, treffliche Partisan hatte zuvor in München als Oberlieutenant der Artillerie in der bairischen Armee ein stilles, zurückgezogenes, den Studien seines Faches gewidmetes Leben geführt. Seine bairischen Kameraden konnten sich nicht genug wundern über die Umwandlung, die mit ihm vorgegangen. Man hatte ihn nur nicht darauf angesehen. Sein ursprüngliches Naturell trat auch in diesem soldatischen Stillleben in Nymphl deutlich genug hervor. Aldosser ist von kleinem aber schlanken und festen Bau. In seinem bräunlichen Gesicht macht sich eine eigenthümliche Beweglichkeit der ziemlich starken Lippen und der etwas schrage geschnittenen, fast unstät funkelnden Augen bemerklich. Alle seine Bewegungen sind kurz und rasch wie seine Sprache, die stark baiert. Trotz dieser äußern und auch innern Beweglichkeit ist er doch mehr eine starre, einsame verschlossene Natur, die nur zuweilen hervorbricht und dann mit feurigem Ungestüm sich auf ihren Gegenstand wirft. Der Guerillakrieg zeigte sich als sein Element. In dem Lauernden, Springenden, verwegene Coups Ausführenden des Kleinkrieges trat bei ihm das Dämonische hervor, das seine Leute an ihn fesselte und ihm die vollkommenste Gewalt über sie gab. In keinen Führer war die Mannschaft gleichsam so aufgegangen wie in Aldosser; von keinem hat sie sich mehr gefallen lassen, denn er konnte sehr heftig werden; keiner vertrat sie aber auch so eifrig und war so fraternisirt und identificirt mit derselben als er. Anfangs war das Verhältniß ein wenig wogend und trat nicht selten über seine Ufer. Bei einem Zechgelag in Flens-

burg, wo Aldeffer, der nüchternste Mensch, sich mitten unter den Seinigen befand, wuchs die gegenseitige Lebhaftigkeit zu einer solchen Höhe, daß er, sich vergessend, aufsprang und seinem Gegner eine Ohrfeige austheilte. Gleich darauf fiel er ihm um den Hals und rief mit Thränen: verzeihe mir, lieber Bruder! Doch weder in jener Zeit noch später, wo das Verhältniß sich allerdings mehr soldatisch ordnete, dennoch einen für einen Wachtparadenbengst gränelvolle Cordialität zwischen dem Haupte und den Gliedern beibehielt, wurde sein Ansehen auch nur um einen Strohhalm geschmälert: vielmehr möchte es sehr wohl stehen mit jeder Truppe, wenn ihrem Commandeur solch unbedingter, freudiger Gehorsam geleistet wird. Im Dienstlichen herrschte kein Widerspruch. Man kann sagen, mit den Kriegern hatte es sein eigenes Bewandtniß, sie zählten so viel Gebildete in ihren Reihen, welche den Unterschied zwischen Dienst und Außerdienst zu würdigen wußten, daß ein Vorgesetzter sich schon auf einen vertrauteren Fuß mit ihnen stellen durfte. Ich antworte: Aldeffer und seine Schaar ist freilich nicht zu vergleichen mit alltäglichen Menschen und Zuständen. Es lag hier in mancher Beziehung ein Ausnahmefall vor, der nicht zur Richtschnur dienen kann. Nicht jedem und zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse steht Jedes. Auch von der Tann trat seinen Leuten kameradlich oder, besser zu sagen menschlich nahe und ließ sie sich nahe kommen; doch seine schöne, klare, gleichgestimmte Natur blieb immer in gemessenem Takte. Zwischen ihm und seiner Schaar kam es nirgends und mit Niemand zu engerer Vertraulichkeit. Und wie der Vorgesetzte zu seinen Untergebenen sich auch stellen mag,

die Hauptsache wird ja immer die sein, daß er ihnen Achtung und Vertrauen einflößt. Nur dem Vorurtheil sei Hohn gesprochen, daß der Offizier, um geachtet oder, wie man mit einem Nebengriffe auf die äußere Achtung sagt, respektirt zu werden, sich in eine sprode, stolze, kastenmäßige Form hüllen müsse. Ist es nicht, wie häufig, der leere Hochmuth, der traurige Rest der alten Feudalherrschaft, der es verschmäht, in jedem Verhältnisse ein Mensch unter Menschen zu sein, so ist es geistige Armseligkeit, innere Blöße, Schwäche und Unsicherheit des Charakters, welche sich ein Zwangsbetragen auferlegt und ein solches von den Soldaten fordert, aus Furcht, daß das Mißverhältniß zwischen dem äußeren Rang und der innern Bedeutung entdeckt und dem persönlichen wie auch militairischen Ansehen gefährlich werden möchte. Ohne Zweifel gibt es für ein Verhältniß, das so eigenartig wie das militairische, auch eigenartige Formen, denen ihre Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Ohne Disciplin namentlich ist das Militair nur eine wüste Horde; selbst eine Räuberbande kann nicht ohne sie bestehen. Es fragt sich nur, in welchem Geiste sie aufgefaßt und ausgeübt wird. Im Kriege, wo alles auf das Wesentliche geht, geschehen darin weniger Mißgriffe als in Friedenszeiten, wo das Unwesentliche das Wesentliche leicht überwuchert und die kaum ausgetriebene Gliederpuppenwirthschaft ihr altes Spiel wieder beginnt. Bei einem politisch mündigen Volke und einem Heer, das aus ihm hervorgeht, wird jedoch das alte Unkraut keine Wurzel fassen; da wird die Gesetzgebung und mehr noch der die Offiziere und Soldaten belebende Geist verhindern, daß der Mensch und der

Bürger unter dem Soldatenrock sich eklipsire und daß der Beruf der Vaterlandsvertheidigung, in welchem sich die höchste Energie der Staatsbürger darstellen soll, auf welche Energie sich alle jene strengeren Formen und Ordnungen beziehen, automatischer Entwürdigung anheimfalle. Seid Menschen, werdet Bürger und euer Soldat wird nicht Ursache haben, sein Loos zu beklagen! Uebrigens will ich gerne einräumen, daß das Bureaukratenthum der alten Monarchien innerhalb seiner hierarchischen Kreise und Unterordnungen noch entwürdigender und seelentödtender sei als ihr Soldatenthum. Ihr Soldat wird äußerlich zugestutzt, zugeschossen und verarbeitet. In's Innere seiner Natur dringt kein erschaffener Corporalgeist, außer etwa mit der unschädlichen Divination, daß der stumme, steife Kerl dennoch „inwendig raisonnire." Den Kern seiner Natur, seinen Charakter, wenn er einen hat, kann der Soldat sich wahren, und er wahrt ihn gegen die strengste Zucht gewöhnlich am Hartnäckigsten. Die Disciplin legt sich oft wie ein Stahl um einen tüchtigen Mann, unter dem sein Herz mit ungebrochenem Stolze klopft; die Disciplin bildet, wo auch allein keine Krieger, doch auch keine Kriecher; auch wenn sie die Leute zu Boden drückt oder gar schlägt. Charakterverschleißender ist das Büreaukratenthum. Der Büreaukrat, der mit dem Soldaten sich in die Herrschaft des alten Staates theilte, wurde noch mehr Sklave der großen, an die Stufen des Thrones befestigten Kette. Der alte Büreaukrat zeigt äußerlich keine Verletzung wie der alte, abgeprügelte und zerbläuete Soldat. Er hat eine heile, glatte Haut, aber inwendig ist er meist zu Staub vermahlen. Die Regeneration des Staates wird die Herr-

ſchaft der Soldaten und der Schreiber brechen und dafür ſie ſelbſt befreien. Aus Werkzeugen des Despotismus werden und müſſen ſie die aufgeklärten Organe der Freiheit werden.

In Aldoffers Umgebung zu Nymühl traf ich auch den geiſtreichen Verfaſſer der „Bilder aus der Paulskirche“ und mancher Skizzen aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Freiſchaarenzuge. Eine ſeiner aus den „Grenzboten“ in das Feuilleton der „Norddeutſchen freien Preſſe“ übergegangenen Schilderungen iſt der Geſellſchaft in Aldoffers kleiner Stube zu Nymühl gewidmet. Außer von Gersdorff geborte auch von der Tann und Bonteville ein paarmal zu ihr. Die Converſation war lebhaft, ſie flog über Gegenwart und Zukunft hin und jeder ſprach ohne Rückhalt, doch erinnere ich nicht, daß es eigentliche Dicta waren und jedenfalls tritt Herr Hamm der Wahrheit und der von der Tannſchen Beſcheidenheit zu nahe, wenn er dieſe Geſpräche derartig charakteriſirt, als ob von der Tann durch die Ueberlegenheit ſeiner Ruhe den Sieg über ſeine leidenſchaftlichen Gegner, worunter denn auch von Gersdorff, davongetragen. Man weiß zwar, daß die freiſchärliche Belletriſtik es überall nicht ſo genau mit den Noten nimmt; doch mag es nicht übel angebracht ſein, dies bei gewiſſen Gelegenheiten ausdrücklich zu beſtätigen. Einer der Geſprächsſtoffe war, wie ich erinnere, was jeder in einem gegebenen Fall thun würde. Und da ſprachen ſich wol der feurige von Bonteville und Aldoffer am entſchiedenſten aus, von der Tann mit pietätvollen, perſönlichen Rückſichten, von Gersdorff mit Bedingniſſen für den Fall ſelbſt, wann er und wie er einträte. Mir

schweben, wie gesagt, nur derartige Unterhaltungen und keine Disputationen vor, welche letztere ja auch selten stattfinden, wo die Geister im Ganzen und Großen eins sind und der Reiz der Unterhaltung nur in den verschiedenen persönlichen Strahlenbrechungen derselben Idee besteht.

Die letzte und schönste Erinnerung an Nymühl bot ein abendliches Fest im Freien, die Nacht vor dem Abmarsche aus Jütland. Am obern Rande der Thalschlucht brannte ein hohes pyramidalisches Feuer aus zusammengeschichteten Baumstämmen und Aesten. Von Gersdorff und die Gäste — von der Tann war leider ausgeblieben — hatten ihren aus Rasen gebildeten Ehrensitz, an dessen Eingang eine den Verdiensten des Freischaarencommandeurs huldigende Inschrift leuchtete. Eine höher stehende Abtheilung eröffnete das Fest durch einige Salven, welche donnernd durch das Tal hinhallten und wiederhallten. Dann folgten sich Hochs, Reden und Gesänge. Der kecke Spion der Schaar, ein Jude, den die Dänen schon einmal, in Angeln, aufgefangen, gemißhandelt und zum Tode bestimmt, seine Kameraden aber befreiet hatten, machte den heitern unermüdlichen Ganymed und sah mit seiner weißen Schürze höchst possirlich aus. Im Halbkreise um das lodernde Feuer stand oder lagerte die Truppe und die herrlichsten deutschen Lieder entströmten ihrer vollen jugendlichen Brust. Deutschland, das damalige, und die Freiheit, die damalige, sie haben keine reineren Opfer der Jugend empfangen als in dieser jütschen Heideschlucht. Die Begeisterung für das deutsche Vaterland, die Verehrung für den Chef der Freicorps, dem die Aldosserianer allerdings ihre Selbstständigkeit verdankten, die Liebe, die fast schwärmerische und sicher

todtgetreue Liebe zu ihrem Führer, sie bildeten den harmonischen Dreiklang in jener schönen Nacht, der auch später, wo alles sich um die Gefeierten herumdrängte, nicht durch den leisesten Mißton gestört wurde. Hieher ihr Fürsten und Minister Deutschlands, hieher hätte ich euch versetzen mögen, um durch eine Einschau in das Gewoge damaliger deutscher Jugend euch zum Eintauchen und Gesunden in diesem sprudelnden, doch bis auf den Grund klaren und reinen Gewässer zu bewegen. Wer hat diesen herrlichen Strom gestauet, wer hat ihn getrübt und die Schlangen in ihn hinabgeworfen? Der möge sich versehen, daß er morgen oder übermorgen nicht in ihn hinabstürze.

Eine Festvereinigung des von der Tannschen Corps war bereits der obigen vorausgegangen. Strahlend von innerer Befriedigung über die geistreiche, anstandvolle Heiterkeit, welche bei diesem Feste geherrscht hatte, kehrte von Gersdorff spät Abends von ihm zurück. In einem benachbarten Buchenwalde hatten verschiedene Künstler, deren das Corps eine Reihe zählte, eine geschmackvolle Naturbühne improvisirt, der alle Reize des schönen Gehölzes und des jungen Laubes zu Hülfe kamen. Hier wurden Lustspiele aufgeführt, zum Theil von Mitgliedern, welche die „weltbedeutenden Bretter" schon unter ihren Füßen gehabt hatten und doch vermuthlich den nackten jütschen Erdboden noch welt- und jedenfalls persönlich bedeutender fanden. Reden, Gesänge, Unterhaltungen füllten den übrigen Theil der Zeit. Erfrischungen konnten wegen der Stärke der Corps nicht verabreicht werden, auch ohne Naß und Trocken unterhielt sich in ihrem eigenen Elemente die allgemeine Lust und Lebendigkeit.

Tage darauf empfing das schleswig holsteinische Generalcommando eine, die Angelegenheiten der Freicorps betreffende Depesche seitens ihres Commandeurs, in deren Eingang, wenn ich mich so ausdrucken darf, die frischbelaubten Zweige des Waldes von Phönixburg hineinbiegen. In der ehrenden, obgleich sehr eigenthümlichen und einen Mann seines Charakters erfordernden Stellung, welche der Prinz General ihm angewiesen hatte und die er demselben aufrichtig dankte, glaubte er seinen Dank nicht besser abtragen zu können, als indem er der Wahrheit Zeugniß ablegte, ohne sich über den möglichen ironischen Eindruck solcher Depeschenwidrigkeiten zu täuschen. Man muß alle Verhältnisse kennen, um die Großherzigkeit eines Gefühls und einer Handlung zu beurtheilen.

Alle Führer der Freicorps werden darin übereinstimmen, daß, nicht zu reden von ihrer kriegerischen Brauchbarkeit, die sich später so glänzend bewährte, ihr Kern ein edler, sittlicher war. Die aus ihrer Zusammensetzung hervorgehenden Mängel charakterisirte v. Gersdorff treffend durch die Aeußerung, daß, wenn sie einzeln ständen, wenn nicht jeder durch den in ihrem Ensemble vorherrschenden Geist geleitet werden könne, allerdings in der Minderheit nicht zu billigende Handlungen hervorträten, selten wahre Gemeinheiten, was jedoch keiner Truppe das Recht gebe, verächtlich auf sie herabzusehen.

Das die Freicorps verknüpfende Band war der Geist der freien Sittlichkeit, ein höheres Band als nur die Disciplin, die Landsmannschaft, ererbte Kriegsehre, aber ein zarteres, das manche noch ungesittete Natur außer dem

überwältigenden Geiste des Zusammenseins nicht gehörig fesselte.

Dennoch hege ich die Ueberzeugung, daß das aufgemachte Sündenregister des Freicorps, verglichen mit dem jeder andern deutschen Truppe im Feldzuge von 1848 mit nichten eine Ueberbalance für die erstgenannten bilden wurde. In der Stellung, worin ich mich befand, sind mir die meisten Fälle, wo Klagen gegen die Freischarler einliefen, bekannt geworden: ungesetzliche Requisitionen von Pferden, Wagen und Lebensmitteln waren der Hauptton der Klagelieder. Erstere Ungesetzlichkeit kam nach dem Einmarsche in Jütland nur höchst selten vor; letztere hörte mit der eingetretenen regelmäßigen Verpflegung auf. Bis dahin hatten Einzelne und ganze Truppe sich zuweilen im wahren Nothstande befunden und zugegriffen, wo die Bauern nicht freiwillig hergeben wollten, am derbsten, wo aller Speisestoff geläugnet wurde und nachfolgende Untersuchung verborgene Reichthümer an Schinken, Speckseiten, Würsten und Eiern ergab. Es wird bei solchen Gelegenheiten auch nicht selten die Familie Hinkel Gockel und Gackelaja ein Nothgeschrei ausgestoßen haben, unterweilen auch ein Schöps oder ein Kalb das Opfer des freischärlichen Hungers geworden sein. Sind bei der preußischen Armee solche Attentate auf Lebensmittel nicht vorgekommen — ich lasse das dahingestellt sein — so mag sie denn doch diesen Umstand weniger der Loyalität und Disciplin ihres Magens, der doch einmal ein Rebell von Natur ist, als der reichlichen und regelmäßigen Versorgung durch die Brod- und Fleischmassen zuschreiben, welche ihrem Zuge von Rendsburg nach Friedericia durch den ohnehin

bevölkertsten und wohlhabendsten Strich der Halbinsel nachfolgten. Ueberdies wurde dieser Armee, im Gegensatze zu den Freicorps, deren erster Empfang weiter im Norden überall ein vorurtheilsvoller und feindlicher war, überall ein freundlicher und gastlicher und selbst in Jütland ein solcher Empfang zu Theil, welcher dem Imponirenden in ihrer glänzenden, militairischen Erscheinung unter den staunenden Juten entsprach. Endlich aber pflegte alles und jedes, was die Freicorps in dieser oder andrer Hinsicht gesündigt hatten oder haben sollten, an die große Glocke gehängt zu werden.

Während unsers Aufenthaltes in Jütland kamen bei dem Kreisbaarencommando, so viel ich weiß, nur zwei Beschwerdeführungen der beredeten Art vor, und zwar in den ersten Tagen, als die regelmäßige Verproviantirung aus Veile noch nicht eingetreten war. Freund Altvater auf Arnumbl — das war der eine Fall — hatte auf Requisitionszettel einem Bauer eine Starke nehmen und dieselbe für seine des Fleisches entbehrenden Leute schlachten lassen. Später befriedigte er den Mann durch Bezahlung. Die andre Geschichte war die von einem Hammel, welchen Freischärler, ich weiß nicht von welchem Corps, geschlachtet und verzehrt hatten. Der Geist dieses unglücklichen Hammels spukte schon früh Morgens im Hauptquartier. Gegen Mittag wurde der leidtragende Eigenthümer mit seiner Beschwerde durch den würdigen Pfarrer von Egtved, unsern Hausherrn, eingeführt. Abends kam ein preußischer Kavallerieoffizier in den Hof gesprengt, der unterwegs, an einem Zaun der großen Landstraße, horribile dictu, das noch blutige Hammelfell aufgehängt gesehen zu haben betheuerte.

General Wrangel hatte der Jüten Leben und Eigenthum für heilig erklärt, und die Frechheit der Freicorps war so weit gegangen, ein paar Tage vor der Ausschreibung der zwei Millionen Spezies-Steuer an die vortrefflichen Jüten, einen jutschen Hammel zu schlachten! Holberg würde in einem Lustspiel diesen jutschen Hammel unsterblich gemacht haben.

In Betreff gemeiner Verbrechen, wie des Raubes und Diebstahls von Geld und Effekten, kann ich wahrheitgemäß bezeugen, daß während des Aufenthalts der Freicorps in Jütland ihrem Commando kein derartiger, constatirter Fall bekannt geworden ist. Nach unserm Abmarsche von Paabye kam uns zu Ohren, daß in der Dienstenstube des dortigen Pfarrhofes Geld- und Kleidungsstücke aus der Truhe eines Dienstmädchens verschwunden seien, und daß man die Freischärler in Verdacht halte. Im Auftrage von Gerdorffs richtete ich sogleich an den Pfarrer das Gesuch, er möge, obwol es unwahrscheinlich, daß der Diebstahl von einem Mitgliede der Freicorps begangen, den Werth behufs Wiederersattung in Geld gefälligst angeben. Bei einem spätern Besuche in Paabye vernahm ich von der Frau Pfarrerin, daß das erwähnte, einem Bauer übergebene Schreiben nicht bestellt worden, der Verdacht übrigens eine andre Richtung genommen habe und sie, die Frau Pfarrerin, die Freischärler für unschuldig halte.

Das andre Mal sollte ein Freischärler in der einsam liegenden Wohnung einer Wittwe einen Schrank erbrochen und mehrere hundert Thaler daraus geraubt haben. Die Sache machte grosses Aufsehen und obwol der Ort oder das Gehöfte nicht im Rayon der freischär-

lichen, sondern der preußischen Cantonnements lag, so konnte und mußte der Thäter doch nur ein Freischärler sein. Als darauf die Untersuchung, wie es hieß, ein andres unerwartetes Resultat herausstellte, fiel mit einmal der ganze Lärm zu Boden und man sprach nicht weiter von der bösen Geschichte. Ausschuß gab es auch unter den Freicorps, ja in der ersten Zeit kein unbeträchtliches Gesindel, mit dem sie aber selber aufräumten. Von einer Garantie für die Einzelnen konnte namentlich in dem von der Tannschen Corps nicht die Rede sein, sie waren aus allen Weltgegenden und Klassen, keiner kannte den andern, der Führer hatte manchmal ganze Trupps, mit denen er des Morgens fechten oder marschiren sollte, Tags zuvor nicht mal mit Augen gesehen. Bei den übrigen, größtentheils aus Holsteinern bestehenden Corps war eine gewisse landsmännische und bürgerliche Deckung vorhanden. So war das Ranzausche aus einem Kern der Grafschaft Breitenburg erwachsen: das von Kregbsche und von Wasmersche durch ländliche und besondere städtische Contingente gebildet, theilweise mit Vorgesetzten aus demselben Orte. Doch konnten auch in diesen Corps die Führer von vorn herein nur für den geringsten Theil ihrer Leute einstehen und es darf geradezu gesagt werden, daß es auch bei ihnen, als sie zuerst ausmarschirten, an bedenklichen Schichten nicht fehlte. Um so ehrenvoller für die sittliche Kraft und den herrschenden Geist dieser kriegerischen Jugend muß aber das mit der Wahrheit übereinstimmende Zeugniß erscheinen, das ihr Commandeur, wie erwähnt, von ihr ablegte. Das Schlechte und Gemeine kam nicht in ihr auf. Und auch jetzt noch, jetzt, wo der Freicorps,

mit Liebe und Ehre zu gedenken für Manchen eine bedenkliche Sache wäre und Vielen auch gar nicht mehr einfällt, spreche ich meine Ueberzeugung aus, daß trotz der Schattenseiten und der schwer zu besiegenden Mängel, welche das militairisch abnorme Institut der Freicorps darbot, doch eine Lichtseite, Tugenden und Wirksamkeiten in ihm hervortraten, welche man von der bloßen militairischen Disciplin vergeblich fordern würde, eine Lichtseite, von der ich glaube, daß sie mit der flüchtigen Blüthe der Freicorps selbst nicht völlig erlöschen, vielmehr aus dem Herzen deutscher Jugend fortstrahlen wird, bis sie auch die Pickelhauben unsers regulairen Militairs umspielt.

Endige ich diese Bemerkungen mit der thatsächlichen, daß Mißhandlungen der Einwohner, Gewaltthätigkeiten an Frauen, Profanationen und alle die Wüstheiten, womit feindliche Gerüchte die Freicorps bereitwillig ausrüsteten, eben nur in diesen wüsten Gerüchten existirt haben. Meine Kunde von all der Teufelei erstreckt sich auch nicht mal auf einzelne Fälle. Was ich weiß, ist, daß bei einigen Gelegenheiten, zum Beispiel in freischärlichen Quartieren, bei nicht befriedigten, gesetzlichen oder ungesetzlichen Anforderungen Drohungen gegen die Wirthe ausgestoßen worden sind, auch wurden noch in Jütland ein paar Klagen eingebracht gegen Freischärler, welche ihren Wirthen gegenüber mit Säbel und Pistolen gedrohet und herumflankirt hatten. Wäre das letztbezeichnete Benehmen mehr als der Uebermuth und die Schlingelei Einzelner, wäre sie eine charakteristische, freischärliche Liebhaberei gewesen, sie hätte, um nur Eins anzuführen, sich schwerlich die Nahrung versagt, welche

ihr der Wrangelsche Armeebefehl hinsichtlich der vorzunehmenden Wegnahme der in den jütschen Dörfern versteckt gehaltenen Waffen, zum Feindspielen, Chikaniren, Bramarbasiren, Terrorisiren in Jutland darbot. Die Execution dieses Befehls wurde jedoch, wenn auch amtlich von dem Commando verfügt, theils gar nicht, theils nur lässig versucht und vorgenommen. Vielleicht war es hin und wieder mehr eine wohl verwahrte und in Sicherheit gebrachte Wurst, derentwegen ein jütscher Bauer beunruhigt wurde, als ein verrostetes Gewehr oder gerad gerichtete Sense.

Die einzige von einem Mitgliede der Freicorps begangene, empörende That, von der ich zu berichten weiß, ist nicht gegen Menschen, sondern gegen ein Thier verübt worden. Mit dem Frevel und dem Frevler verhält es sich wie folgt. Eines Nachmittags wurden vier bis fünf auf einem Bauerwagen dahinrollende Freischärler durch die Feldwache unsers Egtvedschen Cantonnements angehalten und als der Equipagenpresse verdächtig in's Hauptquartier gebracht. Der Bauer, der sie gefahren, erklärte denn auch, daß sie ihn drohweise dazu gezwungen. Einer der Freischärler nahm einen Species aus der Tasche und fragte den Bauer, ob sie ihm nicht das Stück Geld als Fuhrlohn geboten hätten. Der Mann stellte das nicht in Abrede, allein er habe nun einmal auch für Geld nicht fahren wollen und sie hätten ihn dazu gezwungen. Während dieser Verhandlungen kam eine Frau in den Hof gelaufen und klagte unter Thränen, ein Soldat habe ihrem am Wege grasenden Schaafe muthwillig einen Hieb über den Schädel versetzt; das arme Thier, das noch ein Lämmchen säuge, habe einen

blutenden offenen Kopf und werde wohl daran sterben. Sie sei eine arme Frau und das sei ja auch schimpflich und unmenschlich. Und der ist es! rief sie aus und zeigte auf einen der eingebrachten Leute. Es war ein junger Mensch von ungefähr neunzehn Jahren, wohlgekleidet, mit einem Hirschfanger an der Seite. Erst jetzt bemerkte ich — v. Gersdorff war zufällig abwesend — die Bleichheit seines Gesichts und sein auffallendes Wesen; er wollte Bonner Student sein, was jedoch nach seinem Aussehen, Sprechen und Benehmen eine starke Unwahrscheinlichkeit gegen sich hatte, wiewol die Trunkenheit, denn in diesem Zustande befand sich der junge Mensch, gar mancher, nur durch den Gemeingeist des deutschen Studentenlebens nothdürftig gehobenen, oder auch nur äußerlich und formell durch denselben markirten und ausstaffirten Persönlichkeit die letzten Spuren dieses Gepräges abzuwischen vermag. Er war ein Rheinländer, doch nicht Student aus Bonn; das ergab sich später. Seinem anfänglichen frechen Abläugnen der wider ihn erhobenen Beschuldigung machte ich dadurch ein Ende, daß ich ihm den Hirschfinger auszog und ihm, zu meinem eigenen Schaamerröthen, die trunkene Unthat an der blutigen Stahlspitze vor Augen hielt. Seine Begleiter sagten nunmehr aus, daß sie nach einer weitläufigen Jagdstreiferei, die sie ermüdet, eines Wagens bedurftig gewesen wären, um Abends rechtzeitig in ihr Cantonnement Rymühl zurückzukehren. Namentlich weil ihr Begleiter, der ihnen nicht näher bekannt und erst seit ein paar Tagen bei dem Corps sich befinde, sich im Trinken übernommen hätte. Diesseit des Vogelsangs — ein Dorf und Gehölz in der Nähe von Egtved — sei

er wie wahnsinnig vom Wagen gesprungen und den Weg voraufgelaufen mit gezogenem Hirschfänger, womit er rechts und links um sich gehauen und so auch dem am Wege angepflockten Schaafe einen Hieb versetzt habe. Ich ließ die Gesellschaft mit Wache und Meldung in ihr Cantonnement zurückführen. Die Frau bekam Ersatz. Den jungen Menschen traf ein hartes Loos. Aldosser versammelte seine Leute, setzte ihnen den Fall auseinander und fragte: was soll mit dem Taugenichts geschehen? Er soll ausgeschlossen werden! war die allgemeine Antwort. Nur durch fußfälliges Bitten erlangte der Unglückliche eine Aenderung dieses Beschlusses dahin, daß ihm gestattet wurde, bis an die jutsche Grenze dem Corps folgen zu dürfen. Auf dem Rückmarsche sah ich ihn einsam und gemieden hinter dem Zuge hergehen.

Ich wiederhole, das und so beschaffen war die einzige frevelhafte Handlung eines Freischärlers, von der ich zu berichten weiß. Soll ich ihr andre zur Seite stellen, so müßte ich erst wissen, ob die Unthaten gegen manche junge Bäumchen an der großen Landstraße von Kolding nach Veile, welche wir auf dem Rückmarsch zu bemerken die traurige Gelegenheit hatten, durch freischärliche Hände begangen worden.

Mit und nach einer kurzen Einschau in unser Cantonnementsleben zu Egtved werde ich nun die letzten Fäden unsers Aufenthalts in Jütland abspinnen. Auch im Pfarrhause von Egtved ging es ziemlich lebendig her. Die Gesellschaft bestand aus den Offizieren des von Wasmerschen Corps, vereinigt zu Frühstück, Mittagstisch, Abendessen und Strohlager. Ein heitrer Festabend, an dem auch die Pfarrerfamilie Antheil nahm, verlief

in dieſem Kreiſe. Eine Feſtvereinigung des ganzen Corps im Freien fand nicht ſtatt. Der Grund war nicht Mangel an Anhänglichkeit des tüchtigen und ziemlich militairiſch geſchulten Corps an ſeinen alten Führer, ſondern mehr Mangel an Arrangements. Der zeitweilige Commandeur des von Kroghſchen Corps, Führer des mit demſelben verbundenen Preetzer, Major von Jenſen-Tuſch, befand ſich leidend im Schulhauſe, ein Theil ſeiner Mannſchaft in der Schulſtube; der Dorfjugend werden die Ferien nicht übel geſchmeckt haben, ſowie den Kindern des Pfarrers, deren Lehrer, ein Candidat, bei unſrer Ankunft ſich aus dem Staube gemacht hatte. Er war befliſſen geweſen, ſeine Cleven in die Gerechtigkeit der däniſchen Sache einzuweihen. Es machte mir viel Vergnügen, mit dem älteſten Knaben, einem offenen Kopf, über dieſen Gegenſtand zu disputiren. Eine Abtheilung des v. Kroghſchen Corps lag im benachbarten Vogelſang und gab zuweilen Gelegenheit, das Verbot wegen willkührlichen Abknallens der Gewehre einzuſchärfen. Einmal wurde eine Dragonerpatrouille abgeſandt, um jeden in flagranti Betroffenen ſogleich zu verhaften. Im Tannſchen Corps war es vorgefallen, daß einem arglos im Graben ſitzenden Tannianer der obere Rand der Mütze durch eine Büchſenkugel weggeſtreift wurde. Im Uebrigen konnte es keine fügſamere, unter allen Umſtänden brauchbarere Schaar geben als die, an Kopfzahl zwar nur geringe, von Kroghſche, ungeachtet ſie an ihrer Zerſplitterung, dem Wechſel ihrer Führer und den prätendentſchaftlichen und ſonſtigen Streitigkeiten ihrer Offiziere, zu leiden hatte.

Unſre Verbindung mit Welt und Heimath vermit-

teilte eine Feldpoſt, die jedoch nur Brief- und Frachtzettel in das Hauptquartier expedirte, Geld- und andere Packete erſt nachträglich dem Vorzeiger des Frachtzettels aushandigte. Dieſer Umſtand hat zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben; namentlich da Kolding, der Sitz der Feldpoſt, den Freicorps geſperrt worden war. Ich darf wol ſagen, daß ich mir wahrend des ganzen Feldzugs viele, doch oft vergebliche Mühe mit der Beſorgung der freiſcharlichen Correſpondenz gegeben habe. Einen anſehnlichen Haufen unbeſtellbarer Briefe ſandte ich bei unſerem Rückmarſche aus Jutland an die Feldpoſt zurück, davon die Liſte im Archiv. Mancher Brief iſt wol überdies den Zufälligkeiten der Beſorgung unter den Corps unterlegen.

Am 6ten Mai ſtellte ſich die Deputation des v. Wasmerſchen Corps dem Prinzen in Veile vor. Unter demſelben Datum erhielt der Hauptmann von Gersdorff folgendes Schreiben des Prinzen General:

„Ich erſuche Sie, Ihren Corps bekannt zu machen, daß, da der Krieg jetzt zu einem Abſchnitte gekommen iſt, welcher vorausſehen läßt, daß ſobald keine kriegeriſchen Operationen wieder beginnen werden, der Zweck der Freicorps der Hauptſache nach erfüllt iſt, und daß ich daher gerne erbötig bin, alle diejenigen Freiwilligen zu entlaſſen, welche in ihre Heimath zurückkehren wollen, indem ich allen Corps im Namen des Vaterlandes meinen beſten Dank für die geleiſteten Dienſte ausſpreche. Sie haben daher eine Liſte der zu Entlaſſenden von allen verſchiedenen Corps einzureichen, worauf ich beſtimmen werde, wann und in welcher Art dieſelben in ihre Heimath zurückkehren ſollen . . . . . .“

Eine Depesche vom folgenden Tage, den 7ten Mai, sprach dagegen gerade die Entlassung sämmtlicher Freicorps aus:

„Die Freicorps sind entlassen. Die beiliegenden Abschiede sind den bezüglichen Corps am Morgen des Abmarsches mit angemessener Feierlichkeit zu verlesen. Diejenigen Individuen, welche Offizierstellen bekleidet haben, sind ungesäumt von Ihnen noch im Laufe des heutigen Tags einzugeben. Sie werden Patente und Abschiede von mir unterzeichnet erhalten. Den Mannschaften werden Bescheinigungen in Rendsburg zugefertigt werden." — Hiernach folgen Anordnungen über den Rückmarsch, der in acht Tagen mit Ruhetagen, über Rolding, Hadersleben, Apenrade, Flensburg, Schleswig nach Rendsburg beschickt werden sollte. Nochmals wurde auf's Strengste die Requisition von Wagen außer der gestatteten Zahl untersagt und überhaupt erwartet, daß das Benehmen der Freicorps auf dem Marsche und in den Quartieren der Art sei, daß denselben ein gutes Andenken gesichert bleibe. Unter keinen Umständen dürfe von der vorgeschriebenen Route abgewichen werden. Ueber die Belohnungsangelegenheit — Lohnung und Reisegeld, sofern solches beansprucht werde — hätten die Commandeure sofort in Rendsburg mit dem Advokaten Sammet in Verbindung zu treten; derselbe habe auch die Abnahme der Waffen zu veranlassen.

Bei der unter den Freicorps herrschenden und dem Prinzen General nicht verhehlten Stimmung war es allerdings, falls man nicht in der Laune war, oder, in Bezug auf die koldinger Unbilden gesprochen, nicht die Macht besaß, eine Umstimmung unter ihnen zu bewirken,

das Beste, sie in ihre Heimath zu entlassen. Der Wendepunkt des Kriegs sollte sich allerdings etwas anders gestalten, als der Prinz von Noer sich damals vorstellen mochte. Der Rest der Freischaaren hat sich auch später, denk ich, noch als sehr zweckdienlich erwiesen; nicht allein als Küstenwache zwischen Hadersleben und Apenrade und Theilnehmer an dem Gefechte im Sundewitt am 3ten Juni (ersten Freicorps), zu Ehren Sr. Majestät des Königs von Hannover durch General Wrangel veranstaltet, sondern den Morgen darauf als Dämpfer des Uebermuths, der den Dänen, durch den Anblick der trotz aller bewiesenen Tapferkeit zuletzt zur Flucht gezwungenen preußischen Gardeabtheilungen, welche den Rückzug deckten, stark angewachsen war.

Ein beträchtlicher Theil des von der Tannschen Corps äußerte schon damals den Wunsch, in das siebente schleswig-holsteinische Heer einzutreten. Es lag aber nicht in der Absicht des Generalcommando's, darauf einzugehen.

Ein andrer Wunsch des genannten Corps ging dahin, auf dem Rückmarsche für die bei Eckernförde gefallenen Kameraden eine Todtenfeier auf dem Altenhofer Schlachtfelde abhalten zu dürfen. Dies Vorhaben collidirte mit dem Befehle, daß unter keinen Umständen von der vorgeschriebenen Marschroute abgewichen werden solle. Die Antwort des Prinzen General lautete daher auch verneinend. Er bedauerte, daß er auf von Gerodorffs Vorstellung — derselbe hatte das Anliegen persönlich bevorwortet — nicht eingehen könne, stellte indeß anheim, die beabsichtigte schöne Feierlichkeit durch eine Deputation

von vier Offizieren, vier Unteroffizieren und acht Gemeinen veranstalten zu lassen.

Das in Vehle cantonnirende Ranzausche Freicorps erhielt seinen Ruckmarschbefehl unmittelbar durch das Generalcommando. Graf Ranzau verband mit der Meldung, daß ihm befohlen, sein Corps zurückzuführen, folgende Abschiedsworte: „Indem ich mir des Auftrages meiner Herren Offiziere und Mannschaft mich zu entledigen erlaube, Ihnen, verehrter Herr Commandeur unserer Freischaaren, den wärmsten Dank für die uns gewidmete Fuhrung, Sorgfalt und Nachsicht auszudrücken, füge ich Namens meines Corps die Bitte hinzu, uns auch in der Ferne ein freundliches Andenken bewahren zu wollen. — Persönlich habe ich noch ganz insbesondere meine aufrichtige Verehrung auszudrücken, mit welcher zeichnet u. s. w.

Kuno, Graf zu Ranzau.

Vehle, den 7ten Mai 1813.

Hinsichtlich der übrigen Corps bestimmte der Prinzen General, daß von Gersdorff dieselben persönlich bis Hadersleben zu geleiten und daselbst während des Ruhetages allen Collisionen vorzubeugen habe. Dem Corps Alvensleben, anfänglich beordert, mit dem Ranzauschen als dritter Compagnie desselben, am 8ten Mai in Vinf zusammenzustoßen, wurde in Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse, sowie des Umstandes, daß dasselbe in Verbindung mit einem Zuge Kölner beständig die Avantgarde der Freicorps gebildet hatte, gestattet, mit dem ohnehin schwachen von Kroghschen Corps zu einer Marschcolonne sich zu vereinigen.

Der Anordnung des Generalcommando's gemäß hatte das Wasmerſche Corps am 9ten, das Tannſche am 10ten, das Kroghſche am 11ten Mai aus den jutſchen Cantonnements aufzubrechen.

Aus mehreren Anzeichen ſtellte es ſich heraus, daß die jutſche Bevölkerung den unerwarteten Rückzug der Freicorps als den Anfang der Räumung Jütlands von den deutſchen Truppen und zwar einer nicht freiwilligen Räumung zu betrachten ſchien. Die reſignirte Stimmung, die wir bei unſerm Einzuge in Jutland vorgefunden hatten, bekam ersichtlich Luft bei dem Anblick dieſer ſo bald und ſo plötzlich wieder verſchwindenden Scharen, welche der deutſche Frühling, gleich Zugvögeln, nach dem Norden getrieben hatte. Inſtinktmäßig fühlten die Juten, daß der warmere Hauch der deutſchen Begeiſterung mit dieſen keken und fröhlichen Geſellen Abſchied von ihnen nahm und eine kaltere politiſche Strömung, den ruſſiſchen Sympathien günſtiger, ihr Gebiet zu überziehen und zu ſchlagen begann.

Ich will ein paar Fälle anführen, welche den Umſchlag der Stimmung in den bisherigen jutſchen Cantonnements eben vor und bei dem Abzuge der Freiſcharen bekunden.

In der Nachbarſchaft von Apenrade hatte ſich vor Jahren ein Deutſcher niedergelaſſen und lebte mit Familie redlich, wenn auch ärmlich, in der jutiſchen Einſamkeit. Die Freude über die Boten des auferſtandenen Deutſchlands war vielleicht nicht gleichen Schritt gegangen mit der Klugheit und Vorſicht, womit er ſich in Betracht ſeiner Lage hätte benehmen ſollen. Als die Kunde von dem Abmarſche der Freicorps ſich verbreitete, kamen

ihm Drohungen zu, die ihm so ernstlich gemeint dünkten, daß er mit den Freischaaren nach Deutschland zurückzuwandern beschloß. Aldosser nahm es auf sich, einen von den Bauern, die unserm armen Landsmann Rache geschworen hatten, zur Stellung eines Fuhrwerkes zu verurtheilen und durch ihn persönlich Familie und Habe bis nach Hadersleben kutschiren zu lassen.

Am Tage vor dem Abmarsche ergötzten sich einige Freischärler mit der Jagd in einem benachbarten Gehölze. Einer unter ihnen, der sich von den übrigen verirrt hatte, wurde plötzlich von Männern, die aus dem Dickicht sprangen, angefallen und zu Boden geworfen. Durch körperliche Stärke und Gewandtheit und mit Hülfe des Kolbens seiner Büchse gelang es ihm, ihren Fäusten sich zu entreißen. Zusammentreffend mit seinen wieder aufgefundenen Kameraden konnte er ihnen nur die Stelle des Anfalls bezeichnen; die Kerle waren entsprungen, eine in der Nähe belegene Hütte fand man bei der Durchsuchung von ihren Bewohnern verlassen.

Einen dritten Beweis von der veränderten, dreist und aufsässig gewordenen Stimmung der Jüten kann ich aus eigener Erfahrung anführen. Bis dahin hatten die Einwohner die vom Commando requirirten Wagen flugs und unweigerlich gestellt. Am Morgen des Aufbruches des letzten, v. Krogbschen Corps fehlten indeß von den sechs zu liefernden Wagen zwei für den Transport der Bagage und der in Nordschleswig eingesammelten Waffen. Die Zeit drängte, man konnte den Abmarsch nicht länger verzögern. Ich übernahm es, nebst einer Dragoner-Ordonnanz, die beiden Wagen herbeizuschaffen und nachzusenden. Auf die Versicherung

des Pfarrers, daß in Egtved Pferde und Wagen nicht mehr zu bekommen — sein letztes eigenes Gespann kam aus gastlichen Rücksichten nicht in Betracht — ritt ich in's nächste größere Dorf und beauftragte den Bauervogt mit der benothigten Lieferung. Dieser machte ein unbeschreiblich hämisches oder fuhnisches Gesicht, ging und kehrte mit der Antwort zurück: alle Pferde seien auf dem Felde bei der Arbeit, auch wollten die Bauern nicht fahren. Ich begab mich hierauf in mehrere Gehöfte und untersuchte die Ställe; ich fand die Geschirre und im Hofraum finster und drohend schauende Knechte, doch keine Pferde. Nunmehr erklärte ich dem Sognevogt, daß wenn nicht binnen einer halben Stunde die beiden Wagen auf dem Platze ständen, ich sogleich dem Generalcommando eine Anzeige davon machen und die Folge der offenen Widersetzlichkeit gegen die Militairbehörden die sein würde, daß anderntags ein Bataillon schleswig-holsteinischer Truppen in das Dorf einrückte. Diese mit gehörigem Nachdruck vorgetragene Drohung verfehlte denn auch ihre Wirkung nicht. Der Vogt wurde so schmiegsam als er störrisch gewesen, und während seine Frau begütigende Worte an mich richtete, begab er sich auf's Neue zu den Bauern; ich sah Knaben über das Feld rennen, um die im Holze versteckten Pferde herbeizuholen. In weniger als einer halben Stunde waren die zwei Spannwerke zu meiner Verfügung und ich hätte nunmehr deren sechs haben können.

Die später durch ihr tragisches Geschick und den Sieg der Schleswig-Holsteiner so bekannt gewordene jutsche Grenzstadt Kolding durchzogen die Freicorps in bester militairischer Haltung, scheidend mit dem ersten

Laube und dem Gesange des Frühlings von 1848. General Wrangel ritt voraus. Die Kolbinger Frauenschaft trieb ihren Patriotismus und ihren Abscheu vor den deutschen Freiwilligen so weit, daß man nur zuweilen ihre Schatten und verstohlenen Blicke hinter den Gardinen zu sehen bekam. Daß „Spott und Hohn" der preußischen Garden unsern Durchzug durch die Stadt begleitet habe, stelle ich, so gut ich davon berichten kann, entschieden in Abrede. Nicht gleich armen Sündern, sondern in männlich stolzer Haltung, vielleicht hin und wieder Blicke und Zeichen des Hohns und der Erbitterung mit den preußischen Garden wechselnd, zogen die Freicorps durch die langgestreckte Stadt.

Die Nachtquartiere wurden auf schleswigschem Grund und Boden in dem Dorfe Dalby bezogen.

VII.

Von den Freicorps waren es nur die von Wasmerschen und von der Tannschen, welche damals ihren Weg nach Rendsburg fortsetzten. Erstere, welche es von vorn herein mit der Entlassung wol am ernstesten gemeint hatten, eilten größtentheils dem heimathlichen Heerde zu. Letztere wurden der Stamm einer neuen Umbildung, über welche sich die provisorische Regierung unmittelbar mit von der Tann verständigte.

Die übrigen Corps, nämlich das Graf Rantzausche, von Kregbsche und Aldossers blieben in Nordschleswig, um auf General Wrangels Gesuch die Küstenbewachung zwischen Hadersleben und Apenrade wiederum unter von Gersdorffs Commando zu übernehmen. In den Augen des schleswig-holsteinischen Generalcommando waren und blieben jedoch die Freicorps entlassen und es fand fernerhin keine Beziehung zwischen beiden statt.

Die innern Momente dieser neuen Organisationsverhältnisse der Freicorps sind, wie ich bemerkt habe, Wenigen und auch solchen kaum, welche den Prozeß mit erlebt haben, gehörig klar. Ihre zum Theil delikate Natur hält mich nicht ab, diesen letzten, den Freicorps gewidmeten Abschnitt mit den mir zu Gebot stehenden Aufschlüssen darüber zu bereichern.

Graf Rantzau war so eben mit seiner Schaar von Veile über Kolding in Hadersleben angelangt, als nachstehendes Schreiben des Oberbefehlshabers der Armee, General Wrangel, ihn erreichte:

Kolding, den 10. Mai 1848.

An
Seine Hochgeb. den Herrn Grafen Rantzau,
Commandeur des 1sten (2ten) Freicorps zu
Hadersleben.

Bei meiner gestrigen Anwesenheit in Hadersleben wurde mir von der dortigen Bürgerschaft die Bitte vorgetragen, sie durch Infanterie gegen die Angriffe der Dänen zu schützen, welche vielfach in Böten in dortiger Gegend landen und treugesinnte Bewohner fortführen. Gegenwärtig außer Stande, von den mir untergebenen regulairen Truppen ein angemessen starkes Detaschement dorthin zu senden, wende ich mich an Ew. Hochgeboren mit der Frage, ob Dieselben mit dem Ihnen untergebenen 1sten (2ten) Freicorps vielleicht geneigt wären, hier noch ferner der deutschen Sache Ihre Kräfte zu widmen und auf diese Weise sich eine neue Anerkennung Ihrer guten Dienste zu erwerben. Im bejahenden Fall würde ich Sie ersuchen, mit dem größten Theil des Corps in Hadersleben zu verbleiben, einen kleinen aber sogleich nach Apenrade und Aaroesund zu detaschiren, in welchem letzteren Orte die Communication der Dänen mit den nicht treuen Bewohnern des Festlandes vorzugsweise betrieben werden soll, sowie ich Ihnen auch überlasse, nach den sich ergebenden Verhältnissen noch andre

Detaschements vorzunehmen. Die Detaschements in Hadersleben und Apenrade treten unter die Befehle der dort angestellten Commandanten, denen dieses Schreiben dienstlich mitzutheilen ist, damit sogleich von diesen das Erforderliche wegen Ihres längeren Verbleibens in den genannten Orten verfügt werden kann.

Einer gefälligen Antwort sehe ich ganz ergebenst und baldigst entgegen.

Der Oberbefehlshaber der Armee,
Wrangel.

Dies Schreiben thut dar, daß General Wrangel die Ansicht des schleswig-holsteinischen Generalcommando über die Entbehrlichkeit der Freicorps nicht theilte, daß er sich außer Stande glaubte, die nordschleswigsche Küste durch eigene Truppen zu decken und daß er einen Freicorpsführer im Namen des deutschen Vaterlandes dazu aufforderte. Die Einwohner von Hadersleben und der Umgegend hatten Anfangs die preußischen Garden zu ihrem Schutze begehrt. Ich kann versichern, daß sie später den Tausch nicht bereut haben. Die Wahl selber war ohne Zweifel nicht zufällig: General Wrangel gab einem inländischen Freicorps vor der Reichsarmee der von der Tannschen Freiwilligen den Vorzug. Was die dunkle Anordnung betrifft, daß die Detaschements in Hadersleben und Apenrade unter die Befehle der dortigen Commandanten zu treten, so muß ich glauben, ohne es durch das in meinen Händen nicht befindliche Antwortschreiben des Grafen Ranzau nachweisen zu können, daß derselbe eine nähere Erklarung darüber vorausgefordert hat.

Andern Tags erließ General Wrangel an v. Gerdorff folgendes Schreiben:

Armeecommando. Kolding, den 11. Mai 1848.

An
den Herrn Major von Gersdorff,
Commandeur sämmtlicher Freicorps,
Hochwohlgeboren.

Es ist mir von der Bürgerschaft in Hadersleben die Bitte vorgetragen, ihr zum Schutz gegen die Dänen, welche an der Ostseekuste häufig landen sollen, eine Infantericabtheilung als Garnison zu geben. Da keine regulaire Truppen hiezu disponibel, so habe ich den Herrn Grafen von Rantzau aufgefordert, ob er vielleicht geneigt wäre, mit seinem Corps den Auftrag, die östliche Küste bei Hadersleben und Apenrade sicher zu stellen, zu übernehmen.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren hiervon ergebenst in Kenntniß setze, ersuche ich Sie ebenmäßig um baldige Auskunft, ob Sie vielleicht dieses Commando übernehmen und noch einige Freischaaren des Kroghschen Corps hiezu engagiren wollen. Im bejahenden Fall würden Wohldieselben mir über die zweckmäßigsten Sicherungsmaaßregeln der Kuste Vorschläge gefälligst machen und sich mit dem Commandanten in Hadersleben und Apenrade dieserhalb in Verbindung setzen; auch dem Grafen von Rantzau hiervon Mittheilung machen. Verpflegung ist aus Hadersleben und aus Apenrade zu beziehen.

Der Oberbefehlshaber der Armee,
v. Wrangel.

Diese Depesche traf Herrn v. Gersdorff, wo ich nicht irre, auf dem Marsche nach Hadersleben, wohin er laut Auftrag die Freicorps geleiten und alsdann nach dem Hauptquartier des Prinzen General zu fernerer angemessener

Verwendung sich begeben sollte. In einer Zusammenkunft mit dem Obergeneral erklärte er sich bereit, die ihm übertragene Stellung zu übernehmen und erhielt freie Hand, die betreffende Organisation auf die zweckgemäßeste Weise vorzunehmen.

Es war seine Ansicht — und er sprach dieselbe umgehend auch schriftlich gegen den Oberbefehlshaber aus — daß der Zweck der Sicherung der Ostküste von Hadersleben nach Apenrade am besten dadurch erreicht werden könne, daß der feindlichen Marine und deren Landungen ein wirklicher Verlust, sei er groß oder klein, zugefügt werde. Ein bloßes Besetzen der Küste, ohnehin dem lebhaften Charakter der Freicorps und ihren durch die in Jütland erlittene Langeweile erhöheten Thätigkeitswünschen weniger entsprechend, reiche vielleicht hin, feindliche Anschläge an Ort und Stelle zu hintertreiben, werde aber dem Feinde gegenüber keine moralische Wirkung thun.

Nun hatte der Oberbefehlshaber in der erwähnten mündlichen Unterredung dem bisherigen, mit allen innern Verhältnissen vertrauten Freischaarencommandeur gestattet, diejenigen Personen und Kräfte vorläufig freiwillig zurückzuhalten, welche ihm für den gestellten Zweck am geeignetsten scheinen würden.

Ehe es sich zeigte, daß diese Vollmacht jedoch nur beschränkt und an gewisse Kreise gebannt verstanden werden sollte, entfaltete von Gersdorff im Geiste derselben, das heißt in seinem Geiste die ihm eigene und durch die Umstände gebotene, rasche, offene und nicht an allerhand Rücksichtnahmen hinkende Thätigkeit.

Ich muß gestehen, daß ich voraussah, es werde ihm sein Eifer für die Sache, der ihn mit den Chefs und

Offizieren damals stündlich in Conferenz brachte, von keiner Seite recht gedankt werden, weder von dem Prinzen General, der überhaupt nichts mehr mit den Freicorps zu schaffen haben wollte, noch von dem Oberbefehlshaber, der nur dem Skandal einzelner räuberischer Ueberfälle an den Küsten und dem Geschrei der Hadersleboner ein Ende zu machen gedachte, und für diesen Zweck nur den Rest der inländischen Freicorps berücksichtigte, noch endlich von einem Theil der Freicorps selbst, aus Gründen, welche aus der Darstellung, die ich folgen lasse, hervorgehen werden.

Es befanden sich derzeit in Hadersleben selbst: 1) das Corps des Grafen Rantzau, durch vorgängige Entlassungen beträchtlich geschwächt, noch etwa 260 Mann, Offiziere und Unteroffiziere mit eingerechnet, stark; 2) die Abtheilung Aldosser, etwa 125 Mann; 3) das Corps von Krogh, reichlich 160 Mann.

In Apenrade stand noch am 13. Mai Hauptmann von Reichenbach mit einer Compagnie des von der Tannschen Corps und hielt dort seinen für Flensburg bestimmten Rasttag.

Gersdorff wünschte für den Zweck, wie er ihn aufgefaßt hatte, solchen kühnen, unternehmenden Partisanen, wie Reichenbach, Aldosser, freien Spielraum zu verschaffen und sie nach ihrer Bedeutung in der neuen Freischaarenbildung geltend zu machen. In letzterer Hinsicht ging er von dem Gesichtspunkte aus, daß die Freicorps nach ihrer Auflösung als solche nicht mehr existirten und eine neue freiwillige Erklärung jedes früheren Mitgliedes erforderlich sei, ob er, ohne Rücksicht auf den bisherigen Bestand, der bezweckten Reorganisation sich anzuschließen Lust fühle.

Er wollte aus den vorhandenen Kräften und Elementen etwas Neues schaffen, das ihm und Allen Ehre und Vergnügen machen wurde. Die Verhältnisse der Corps schienen ihm dabei zu Hülfe zu kommen. Der bisherige Commandeur des v. Krogh'schen Corps, Kammerjunker von Krogh, war ein Mann von 60 Jahren und hatte bisher seinem Vaterlande durch Führung seiner Truppe die größten Opfer gebracht; damals hatte er sich nach Rendsburg zur provisorischen Regierung begeben, um für das nördliche Schleswig ein eingreifenderes Verfahren zu beantragen. Es stand entweder zu erwarten, daß das Corps unter seinem Nachfolger, Major von Jensen-Tusch eine Bestimmung in Nordschleswig als mobile Colonne erhalten würde, zu Militairexecutionen, Schutz und Wiedereinsetzung diesseitiger Beamten; oder auch sich entschließen würde, in die neue Organisation der Freicorps aufzugehen, welcher Absicht der ebenfalls betagte und dazu kränkliche Führer kein persönliches Hinderniß in den Weg gelegt haben würde. Der Graf zu Rantzau, Führer des Corps, dem er den Glanz seines alten Geschlechtsnamens geliehen, wußte zwar vollkommen den ehrenvollen Auftrag zu schätzen, welchen ihm der Oberbefehlshaber ertheilt hatte, doch mochte er, erst kürzlich in den Besitz der großen Herrschaft Breitenburg gelangt und von mancherlei Geschäften gerufen, an und für sich den Wunsch der Rückkehr in die Heimath hegen, am liebsten vielleicht an der Spitze seines Corps. Doch äußerte er mündlich, wo ich nicht irre, in einer Gesellschaft bei Herrn von Krogh, dessen Wohnsitz und Familie in Hadersleben, daß er für seine Person Entsagung genug besäße, auch auf diesen Wunsch zu verzichten.

Von der Tann war damals in Eile nach Frankfurt und München gereist. Es hing von dem Erfolg seiner Reise ab, ob er sein ehemaliges Corps und was sich demselben anschließen würde, den Herzogthümern entführen und einer neuen wichtigen Mission zuführen würde. Es handelte sich um nichts Geringeres, als einen Anfang mit einem freiwilligen Truppenkern zur Verfügung des deutschen Parlaments zu machen. Ein lockender Ruf; ein großer, wenn auch gefährlicher; er ging jedoch nur von einigen norddeutschen Mitgliedern der Linken aus, welche auf ihre eigene Hand die Vorfragen an verschiedene Corpsführer der schlesw.-holst. Freiwilligen hatten ergehen lassen. Das Parlament in seiner großen Majorität war zu tief eingehüllt in den Mantel seiner moralischen Erhabenheit, welcher Mantel allerdings viel demokratische Windbeutelei, viel steifes, doctrinäres Fischbein und etliche verborgene jesuitische Schlangenwellungen verrieth und in seinen aufgeblähten Falten gar manche Staatsbämerrboidarien und ordinaire Diätenschlucker verbarg, um das Gefühl seiner wirklichen Blöße und das Bedürfniß eines äußeren Schutzes gegen oben und unten zu hegen. Diese nackte deutsche Unschuld machte später, aber zu spät, große Augen, wie sie, im Doppelbilde gesprochen, durch die Schwerdter der preußischen Gardeengel aus dem rednerischen Paradiese der Paulskirche getrieben wurde. Und zuletzt möchte ich auch nicht dafür eingestanden haben, ob nicht die deutsche Jugend auch unter den sinnigsten und tüchtigsten Führern eine erdrückende Rüstung für die Brustschwäche der deutschen Parlamentsmajorität geworden sein würde. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß jene Vorfragen und Aufforderungen an Ort und Stelle sich ohne allen soliden Rückhalt erwiesen.

Auch ein Offizier des v. Kroghschen Corps, der in Jütland ein Abtheilungscommando führte, hatte in Folge des an den Commandeur dieses Corps gerichteten und von ihm erbrochenen Frankfurter Schreibens die Reise nach Frankfurt gemacht. Die ganze Sache war anfangs nur den Führern bekannt, wurde aber bald ein öffentliches Geheimniß.

Gerdorff legte dem Oberbefehlshaber die Sachlage, seine augenblicklich getroffenen Anordnungen und Vorschläge in Bezug auf die noch zu treffenden dar.

Zunächst fragte er an, ob die Compagnie Reichenbach mit ihrem rühmlichst bekannten Führer unter gewissen von ihm gestellten Bedingungen in und bei Apenrade verwendet werden solle.

Dieser v. Reichenbach war eine der originellsten Gestalten des Freischaarenzuges. Preußischer Landwehroffizier und Ingenieurbeamte an einer rheinischen Eisenbahn, führte ihn sein Glücksstern mit seinem kleinen mit Musqueten und Büchsen bewaffneten Corps gerade in der Nacht nach Altenhoff, an dessen grauenden Morgen das Gefecht begann, das sein Eintreffen und sein mit Hurrah ausgeführter Bajonettangriff entschied. Auf dem Marsche lag er beständig mit seiner Compagnie in Streit; bald war sie ihm bis auf einige Mann abtrünnig geworden, bald stand er wieder an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft, die in ihm den kräftigen Führer und den Vorgänger jeder Art von Strapazen und Entbehrungen achtete und sich seinen wechselnden Einrichtungen und seiner alles am Band und Schnürchen haben wollenden Eigensinnigkeit unterwarf. Im Marschiren war er der vorderste und in Regen oder wirbelndem Staub und drückender Hitze der unermüdlichste seiner Leute. Mußten sie unter einem

elenden, winddurchzogenen Scheunenbach ihr Nachtquartier halten, ſo lag von Reichenbach ſicher an der offenſten Stelle. Und ſo in Allem. Auch äußerlich war er von ſeinen Leuten nur durch eine Schärpe, um einen braunen Hausrock geſchlungen und durch eine ſchwarze Sturmhaube unterſchieden, welche ſein markiges, etwas vom Löwen, etwas vom Widder und viel Entetement zeigendes Geſicht beſchattete. Damals zierten es noch nicht die Schmarren, welche ihm ſpäter bei der Gefangennehmung durch die Dänen erwuchſen. Ich muß lachen, wenn ich an die Prophezeihung denke, die ich machte, als ich erfuhr, daß er nach dem Gefecht von Hoptrup ein Beutepferd ritt, ſtatt wie vorher zu Fuß zu gehen. Richtig wurde er auf einem Recognoscirungsritt, wobei er ſich in die feindliche Linie gewagt hatte, nach langem Widerſtande durch eine große Uebermacht gefangen genommen. Ein däniſcher Dichter hat dem Unteroffizier, der ihn zuerſt faßte, ein Heldendrama gewidmet. Reichenbach war der einzige deutſche Gefangene in Kopenhagen, der es wagen durfte, mit der ſchwarzrothgoldenen Kokarde ſich öffentlich zu zeigen, für ihn hatte das Volk keine Inſulten, nur Achtungsbezeugungen. Später trat er in unſern regulären Dienſt ein, nahm plötzlich wieder ſeinen Abſchied und ging, durch die Vorauszahlung ſeiner Penſion auf mehrere Jahre begünſtigt, nach Nordamerika. Für die Behörden, das muß ich hinzufügen, war er vielfach eine Plage, namentlich als ein in allgemeinen und eigenen Angelegenheiten unermüdlichen Projektmacher.

Reichenbach ſchrieb damals von Apenrade aus folgenden Brief an Herrn v. Beresdorff:

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre zu melden,

daß ich auch jetzt noch entschlossen bin, mit meiner ganzen Compagnie hier zu bleiben, sowie die Antwort Seiner Excellenz den ausgesprochenen Wünschen nachkommt. Ich werde, da noch kein Bescheid angekommen, morgen hier Ruhetag halten und weitere Befehle von Ew. Hochwohlgeboren abwarten. Ich habe mich sogleich auf der Commandantur gemeldet und wird der Herr Commandant sich morgen Mittag des Weiteren mit mir benehmen. Sehr erwünscht wäre es mir, wenn ich von Ihnen bis dahin weitere Mittheilungen erhalten könnte, oder Sie in eigener Person herüberkämen. Die andern Compagnien marschiren nach Rendsburg, mit Ausnahme von etwa 2 oder 3 Mann. Ich habe mich natürlich jedes Einflusses enthalten, der denjenigen der Herren Compagniechefs neutralisiren könnte, doch weiß ich, daß der tüchtigere Theil der Mannschaft in Rendsburg unter günstigeren Verhältnissen gerne wieder in Dienst treten wird. Der hiesige Commandant wünscht dringend einige hundert Mann Schützen, doch scheint er augenblicklich sehr stark auf eine durchaus unabhängige Verfügung über dieselben zu rechnen.

Mit der größten Hochachtung und persönlicher Ergebenheit

H. v. Reichenbach, Hauptmann.

Apenrade, den 13. Mai 1848.

(Bersdorffs Antrag in Bezug auf Reichenbach und seine Compagnie muß keine Genehmigung gefunden haben; das Archiv und meine Erinnerung lassen mich hier im Stich. Reichenbach setzte seinen Rückmarsch nach Rendsburg fort, wo er sich später mit den übrigen Hauptleuten unter Tann zu einem neuen Freicorps vereinigte.

Aber auch der ganze, sich auf eine neue Organisation der Freicorps beziehende Plan des Herrn v. Gerdorff fand in Kolding keinen Beifall; vielmehr hieß es in einem Rückschreiben des Oberbefehlshabers vom 13. Mai, das jedoch wie meist alles, was nicht durch Ordonnanz, sondern mit der Feldpost expedirt wurde, sich verzauderte:

„Es ist mein bestimmter Wille, daß die beiden freiwillig im vaterländischen Dienst verbleibenden Freicorps des Grafen Rantzau und des Herrn Krogh unverändert in ihrer bisherigen Formation verbleiben und Ew. Hochwohlgeboren nur das Obercommando über beide übernehmen, um Einheit in deren Unternehmungen zu bringen. Wenn es die örtlichen Verhältnisse nicht durchaus anders bedingen, so bleibt das Rantzausche Freicorps in den Stellungen, die es jetzt inne hat (in Hadersleben und Gegend), wogegen das Krogbsche Corps jedenfalls Apenrade und die dortige Küste zu besetzen hat."

Während nun die beabsichtigte Organisation selber bis dahin fortgeschritten war, daß Listen mit zahlreichen Namen von Freiwilligen, unterzeichnet von den Compagniechefs (eine derselben unterzeichnet von dem Hauptmann Köbler aus Altona befindet sich noch im Archiv), eingereicht wurden, äußerte gleichzeitig mit dem Datum der eben erwähnten Depesche aus Kolding, der Graf Rantzau seinerseits brieflich nachstehende Bedenken:

Meinen Abmarsch von hier, mit dem Rest meines Freicorps betreffend, sowie das Aufgeben der Stellung, welche ich zum Schutz der hiesigen Küste und Bevölkerung habe einnehmen müssen, habe ich zu bemerken, daß ich auf persönlichen und schriftlichen Wunsch des commandirenden Generals von Wrangel mich hier befinde und

den mir vom Generalcommando der holsteinischen Truppen anbefohlenen Rückmarsch unterbrochen habe. — In meiner jetzigen Stellung und Lage würde ich also nur dann mich befugt halten, meine Stellung und Aufgabe zu verlassen und den Rückmarsch nach Rendsburg mit meinem Corps fortzusetzen, wenn mir von dem Armeecommando dazu der Befehl ertheilt und zugleich aufgegeben würde: diejenige freiwillige Mannschaft, welche in das neu combinirte Corps einzutreten wünscht, schon hier zu entlassen.

Letzteres würde wohl deßhalb nöthig werden, weil von Veile aus das Verzeichniß derjenigen Mannschaft nach Rendsburg gesandt wurde, welche ich dort hinführen soll und auch dort ihre Entlassung genommen hat.

Ew. Hochwohlgeboren werden meine Bedenken in dieser Beziehung anzuerkennen wissen und mir nicht verargen, daß ich darauf bestehen muß, eine Ordre vorerst zu empfangen, welche mich zu weiteren Handlungen autorisirt.

Ergebener
Graf v. Rantzau.

Hadersleben, den 13. Mai 1848.

Dem Freischaarencommandeur gereichte obiges Schreiben zu einiger Ueberraschung. Er gab mir den Auftrag, in persönlicher Rücksprache mit dem Herrn Grafen, denselben an seine mündlichen Aeußerungen hinsichtlich des neuen Arrangements zu erinnern. Der Graf hatte die Güte, mir die eben mitgetheilte schriftliche Aufforderung des Oberbefehlshabers an ihn zur Uebernahme des Commando an der Küste zu zeigen und auf meinen Wunsch mir eine Abschrift davon besorgen zu lassen. Er äußerte ferner, daß ein freiwilliges Abtreten ihm doch nicht wohl

vereinbar ſcheine mit ſeiner Ehre und dem ſeitens des Armeecommando ihm und ſeinem Corps erwieſenen Vertrauen. Sein Entſchluß war gefaßt und meinerſeits fand ich, dem edeln Grafen gegenüber, in dieſer Hinſicht nichts zu ſagen und zu bedauern, als daß ein fatales Mißverſtändniß ſtattgefunden habe.

Die an ſich achtbaren Bedenken des Grafen waren indeß, wie ich glaube, keine plötzliche, ſondern bereits vor dem Augenblicke, wo Herr v. Gersdorff ſie durch mündliche Uebereinkunft über das unter den Umſtänden zweckmäßig Erſcheinende beſeitigt glaubte, durch letzteren in einer Eingabe an das Obercommando berückſichtigt. Darin ward unter Bezugnahme obwaltender Verhältniſſe anheimgeſtellt, ob dem Grafen Rantzau perſönlich nicht eine hohe Ordre zugehen könne, welche ihn des vor einigen Tagen gewordenen Auftrags mit entſprechendem Danke enthebe.

Die ganze Sache fand, wie auch die Antwort ſich ausdrückte, in der vorausgehenden Verfügung des Obercommando, die endlich eintraf, ihre Erledigung.

Gleich zu Anfang hatte Herr v. Gersdorff dem Prinzen General von dem Auftrage Nachricht gegeben, welcher ihm ſeitens des Oberbefehlshabers zugekommen war.

Der Prinz ſchrieb:

Ew. Hochwohlgeboren erwiedere ich auf Ihre beiden Schreiben vom 12ten dieſes, daß ich in Folge der Erlaubniß Sr. Excellenz des Generals von Wrangel die Freicorps entlaſſen und ſolches der proviſoriſchen Regierung in Rendsburg angezeigt habe. Wenn alſo ein directer Befehl Sr. Excellenz des Herrn Generals Sie zurückgehalten hat, ſo werden Ihnen wohl auch weitere Befehle und die Erledigung ihrer Vorſchläge unmittelbar

von Sr. Excellenz zugeben, da ich mich außer Stande sehe, über die Freicorps zu bestimmen.

Beile, den 13. Mai 1848.

Der commandirende General
der schleswig-holst. Truppen,
Prinz von Holstein.

Mittlerweile hatte v. Gersdorff ein Schreiben vom Generalcommando, Kolding, den 14. Mai 1848, erhalten, lautend:

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 12. d. Mts. ist mir erst heute zugegangen, inzwischen werden Sie das meinige vom gestrigen Tage erhalten haben, wodurch das Wesentliche Ihres Schreibens seine Erledigung bereits gefunden hat. Der Bedarf an Kleidungsstücken ist Ihrerseits der provisorischen Regierung einzureichen, welche gewiß dafür sorgen wird, daß die Freicorps auf keine Weise einem Mangel ausgesetzt werden. Ein Duplikat dieser Eingabe ist mir zuzuschicken, so wie mir auch die Entscheidung der hohen provisorischen Regierung mitzutheilen ist. Der baldigen Einreichung eines Rapportes beider jetzt unter Ihrem Befehl stehenden Corps mit einer namentlichen Liste der Offiziere sehe ich baldigst entgegen.

Ein gleicher Rapport ist Seiner Durchlaucht dem Prinzen von Holstein einzuschicken, da die beiden Freicorps einen integrirenden Theil der schleswig-holsteinischen Corps nach wie vor ausmachen.

Der Oberbefehlshaber der Armee,
Wrangel.

Diesem folgte aber unmittelbar eine andere Depesche des Inhalts:

In Folge eines Schreibens Seiner Durchlaucht des Prinzen Friedrich von Holstein, nach welchem dieser die

beiden im vaterländischen Dienst verbleibenden Freicorps nicht mehr als zu seinem Corps gehörend betrachtet, haben Sie demselben keinen weiteren Rapport mehr zu machen; Sie stehen ferner unmittelbar unter meinen Befehlen.

Der Oberbefehlshaber der Armee,
Wrangel.

Das Resultat aller Bestrebungen, welchen sich der Freischaarencommandeur in dieser Sache hingab, war, daß dieser zu der Fruchtlosigkeit derselben noch eine mehrseitige Verkennung der ihn leitenden Motive hinzutreten sah. Während von früher her aus dem v. Wasmerschen Corps geheime Zweifellichter wegen der bis dahin unaufgeklärten Affaire bei Harzhof auf ihn fielen, und noch bei der Rückkehr, in Rendsburg, wie ich weiß, auch später verbreitet wurden, so folgte ihm jetzt zum Lohn der erwähnten Bemühungen theils von oben her, theils aus dem Schooße der übrigen Freicorps selbst das Gerede von Intriguen, die sein Ehrgeiz in Hadersleben angesponnen. Das ist eine Thatsache, die ich nicht verhehlen darf noch will. Ihrenthalben und weil es mir an sich nicht ohne Interesse zu sein schien, mit ihr einen neuen Beleg zu der Wahrheit zu liefern, daß das offenste, redlichste, seine Uneigennützigkeit wie seine Zweckmäßigkeit Jedem, der nur gute Augen und guten Willen hat, unverkennlich offenbarende Handeln sich im Streit der Interessen und je nach dem Glück des Erfolges der Verkennung aussetzen kann, habe ich der Darstellung dieses ersten verunglückten Organisationsprozesses der entlassenen Freischaaren eine größere Breite gegeben, als ihr wegen ihrer äußerlichen Wichtigkeit zukommt.

Unser Quartier in Hadersleben bei dem Zuckerfabrikanten Herrn Tofft theilten die erste Nacht Aldosser und mehrere freischärliche Offiziere, die ganze Zeit unsers Aufenthalts Lieutenant von Bouteville, seines bisherigen Commando über unser kleines Dragonerdetaschement bei Entlassung der Freischaaren enthoben. In dem Hause des jungen, noch unverehelichten Wirthes fanden beide Feldzüge hindurch unzählige deutsche Krieger, Generale, Offiziere und Soldaten die gastlichste Aufnahme, und in Küche und Keller, so zu sagen, ein Klein-Hamburg, was namentlich der aus Jutland Zurückkehrende zu schätzen wußte. Das besonders auf den Absatz nach Jutland berechnete Geschäft lag übrigens still, die Jüten hielten die Zahlungen zurück und der Eigenthümer selbst sah sich später, gleich so vielen deutschgesinnten Einwohnern des schleswigschen Nordens, wiederholt in den Nothfall versetzt, erwiesene Gastfreundschaft und Gesinnung mit der Flucht vor dem Grimm der Dänen zu büßen. Der an die östliche Fortsetzung des Meerbusens von Hadersleben stoßende Garten des Hauses bietet eine anmuthige Aussicht dar.

Graf Rantzau nahm sein Hauptquartier in der gleich gastlichen und durch eine liebenswürdige Familie beseelten Pfarrwohnung von Hoptrup, ruhmreichen Andenkens; sein Corps war in verschiedenen, der Küste benachbarten Dörfern vertheilt. Das Corps von Krogh lag in und nordlich von Apenrade. Aldosser besetzte in der Folge den Fährort Aarosund. Gleich zu Anfang hatte er den Plan gefaßt, ein zuweilen nur in geringer Entfernung vom Ufer ankerndes dänisches Kriegsschiff, einen Kutter, zu überfallen; er traf Maßregeln, Seeleute und Enter-

werkzeuge herbeizuschaffen und fand bei dem beabsichtigten Unternehmen in jeder Weise Unterstützung bei dem Commandeur. Auch General Wrangel stimmte beifällig, wie man aus folgenden Zeilen einer Depesche ersieht:

. . . „Im Uebrigen bin ich mit Ihren getroffenen taktischen Anordnungen und namentlich mit dem beabsichtigten Angriff eines dänischen Schiffs einverstanden."

Jedoch wurde das Geheimniß, das anfangs die Sache umhüllte, bald zum Marktgespräch. Als die Ausführung sich näherte, war es in Jedermanns Mund, und daß es auch dem Feinde nicht verborgen geblieben, zeigte sich durch das Weiterhinauslegen des Schiffes, durch die Vorkehrungen gegen das Entern und die Annäherung andrer Kriegsschiffe. Unter diesen Umständen wurde selbst der Versuch räthlicherweise unterlassen. Diese gescheiterte Seeunternehmung der Freischaaren hatte von ihrem Seitenstück, dem Kieler, nur voraus, daß sie weniger lächerlich und ungleich weniger kostspielig wurde. Gehörte das Geheimhalten bei einer Unternehmung solcher Art unter allen Umständen fast zu den Dingen der Unmöglichkeit, so namentlich unter den Freischaaren. Von der Tann hat später, als er seinen Coup gegen Hoptrup unternahm, auch nicht einen einzigen Mann, weder Offizier noch Gemeinen, vorher in seine Absicht eingeweiht: die Mannschaft erfuhr die beabsichtigte Umgebung und Ueberrumpelung der Dänen durch sie beinahe erst, als sie die Thatsache vor sich sah und zu den Waffen griff.

Um die Dänen sicher zu machen, hatte Geredorff anfangs alle ostensiblen Wachen an der Küste eingezogen, während Aldoffer, durch 60 Mann Rantzauer verstärkt, im Hinterhalte lag. Darauf machte dieser von Hadersleben

aus die Einleitung eines Marsches nach Apenrade, wandte sich östlich und — sah die Unmöglichkeit vor Augen, das Unternehmen auszuführen. Von da an blieb er in Aarosund.

Die Vorkommnisse hier und an andern Küstenpunkten bestanden in hin und hersegelnden Schiffen, Kanonaden, kleinen heimlichen Landungen, Verkehr dänischgesinnter Landleute mit dem Feinde und dergleichen.

Um dem Leser einen kleinen Begriff oder ein Bild von diesen Tagtäglichkeiten und von der Wachsamkeit der Freischärler zu geben, lasse ich zunächst einige Berichte der Führer an das Commando sprechen:

Ew. Hochwohlgeboren zeigen wir hiemit dienstgemäß an, daß wir gestern Nachmittag zweier Personen habhaft geworden sind, welche im hohen Grade den Verdacht gegen sich haben, eine verbotene Verbindung mit den feindlichen Schiffen zu unterhalten. Beide Personen sind aus dem Dorfe Baremark, der eine heißt Sören Marcussen und der andre Sören Neelsen. Die Art und Weise, wie diese verdächtigen Individuen gefangen worden sind, ist folgende: Bei der rühmenswerthen Aufmerksamkeit, welche unsre aufgestellten Vedetten nach allen Richtungen hin beweisen, konnte es denselben nicht entgehen, daß um die nördliche Spitze der Insel Barsöe ein ansehnliches Kanonenboot gesegelt kam und nicht weit von der Nordspitze anlegte. Kurze Zeit kamen von der Insel viele Personen beiderlei Geschlechts, welche anscheinend bepackt waren. Auch fuhr ein zweispänniger Wagen an das Ufer, welcher ebenfalls belastet war. Es fand ein lebhafter Verkehr zwischen den Bewohnern der Insel und der Mannschaft auf dem Schiffe statt.

Nachdem das Kanonenboot seine Ladung aufgenommen, segelte es nach der Insel Alsen zu. Unmittelbar nach Abfahrt des Schiffes kam vom jenseitigen Ufer ein Fischerkahn, mit 5 Personen besetzt, über die Meerenge gefahren, welches bis dahin wahrscheinlich hinter dem Kanonenboote gelegen hatte. Drei von diesen Personen stiegen an das diesseitige Ufer, die übrigen zwei ruderten wieder nach Barsöe zurück. Eine abgesandte Patrouille gebot den drei gelandeten Personen zu halten, diese flohen jedoch und erst, als die Patrouille Feuer gab, blieben zwei von ihnen stehen. Der dritte, auf welchen übrigens jetzt gefahndet wird, entfloh. Die beiden Gefangenen wurden in's Hauptquartier gebracht und sogleich einzeln verhört. Sie gaben sich für Dachdecker aus, welche auf der Insel Barsöe schon eine Woche lang und zwar seit Montag in Arbeit ständen. Im Laufe des Verhörs gestanden sie jedoch, bereits am Freitag Abend von Barsöe nach Barsmark herübergefahren und am Sonnabend früh von einem Kahne zu einer verabredeten Stunde wieder abgeholt zu sein. Sie gaben vor, auf der Insel Barsöe keinen dänischen Soldaten und überhaupt noch nie ein dänisches Kanonenboot gesehen zu haben; einen Verkehr mit feindlichen Schiffen unterhalten zu haben, läugneten sie hartnäckig.

Alle diese im höchsten Grade verdächtigen Aussagen, sowie der Umstand, daß der eine der Gefangenen, Sören Marcussen, sich erbot, falls man ihn freilasse, wolle er nach Barsoe fahren und von der Stellung der feindlichen Truppen Kundschaft bringen, veranlaßte uns, beide Individuen zu Apenrade abzuliefern und verfehlen wir nicht,

das Weitere zu hochgeneigter Verfügung dienstgemäß zu überlassen.

Das obige Schreiben ist datirt aus dem Cantonnement Barsmark bei Apenrade, den 21. Mai 1848, und unterzeichnet von dem dermaligen Commandeur des 1sten Freicorps, Hauptmann C. H. Voß.

Eine Depesche des Freicorpscommando an das Generalcommando lautet:

Heute gegen Mittag hat ein Dampfboot, von Norden kommend, in dem Gjennerfiord angelegt und auf der Insel Kaloe eine Chaluppe gelandet, und sich nach den Verhältnissen an der Küste erkundigt; ist aber nach Süden weiter gesegelt. Im Hafen von Apenrade soll ebenfalls ein Dampfschiff gelegen haben. Der Kutter bei Aaroe hatte gestern Aaroesund verlassen, heute aber wieder Anker geworfen. Eine Patrouille des Krogbschen Corps ist heute auf der Insel Kaloe gelandet, um sich zu erkundigen, was das Dampfboot dort gewollt hat . . . .

Eine andre:

Heute Morgen gegen 11 Uhr erschien ein Dampfboot von Süd nach Nord in der Meerenge von Aaroe, so daß die in Aaroesund liegende Wache von 25 Mann von einer guten Deckung auf dasselbe schoß. Zu gleicher Zeit erschien nördlich um die Insel fahrend ein Kanonenboot. Diese beiden Schiffe und der Kutter fingen ein Feuer aus verschiedenem Kaliber an, Bomben, Kartätschen und Paßkugeln. Das Aldosserſche Detaschement wurde von Deby herangezogen und ist seitdem in Aaroesund geblieben. Gegen Mittag war das Feuer ohne diesseitigen Verlust zu Ende.

Heute Nachmittag 6½ Uhr erschien von Norden her ein Schooner; der Hafen von Aaree wurde mit 30 Mann besetzt und jetzt begann der Kutter ein Kanonenfeuer aus schwachem Kaliber, dem nur mit einigen Büchsenkugeln und dem Gesang „Schleswig-Holstein" geantwortet wurde. Nach einer Stunde segelte der Schooner wieder nach Norden hin ab.

Der Kutter liegt der Küste so nahe und zwar schon seit vielen Tagen stationirt, daß er von 2 Haubitzen, deren Stellung sehr gut und vortheilhaft sein könnte, vielleicht in Grund geschossen werden könnte.

Eine Compagnie Rantzau ist heute nach Halk gerückt. Sonst nichts Neues."

Graf Rantzau berichtet unter dem 23. Mai über Posten und Stellungen seines Corps:

„Es ist mir durch die 1te Compagnie angezeigt worden, daß das Krogbsche Corps aus seiner bisherigen Stellung auf die rechte Seite des Meerbusens von Apenrade durch Befehl Sr. Excellenz des Grafen Halkett diese Nacht verlegt worden ist. Um eine Verbindung der Posten meines rechten Flügels wo möglich mit denen der Besatzung in Apenrade wieder herzustellen, begebe ich mich heute Nachmittag dorthin, um mit der Commandantschaft deßhalb Rücksprache zu nehmen.

Auf meinem linken Flügel haben Ew. Hochwohlgeboren 30 Mann der 2ten Compagnie nach Wonsbeck commandirt, so daß dieselbe morgen wieder in ihre vorigen Standquartiere einrücken wird. Würde von Ihrer Seite nicht anders befohlen, so scheint mir die jetzige Aufstellung zur Bewachung des Strandes, um die Communication mit dem Feinde zu verhindern, zweckmäßig und erlaube

ich mir, die Stellung anzuzeigen: die 2te Compagnie in Halk und Kjestrup; die 3te Compagnie in Wilstrup, eine Vorwache im Holze am Strande und ein Detaschement von 12 Mann beim Stab in Hoptrup. — In dieser Stellung wünschte ich eine Veränderung vorzunehmen, wenn die 2te Compagnie am Hadersleb'ener Fjord nicht mehr zur Verwendung nöthig wäre, um von derselben die eben erwähnte Feldwache der 3ten Compagnie oder die gleiche Mannschaft zu einem Detaschement nach Tjernäs verwenden zu können, dessen Höhe einen wichtigen Punkt bei Tage darbietet und bei Nacht durch die von dort an die Schleuse zu sendende Patrouille den übrigen Patrouillen sehr erleichtern würde. Die erste Compagnie liegt in Süderballig und hat eine Vorwache in's Holz am Strande vorgeschoben. Die 1te Compagnie habe ich von Norrby auch in die Nähe des Strandes um die Gjenner Bucht verlegt, so daß die runde Mühle, die Schleifmühle und die einzelnen Höfe daselbst besetzt sind.

Kenner des Terrains zwischen Hadersleben und Apenrade ersehen aus diesen und den andern Angaben über die Stellungen der Freischaaren, daß sich längs der ganzen holz- und buchtenreichen Küste nichts von Wichtigkeit regen und ereignen konnte, ohne daß es schleunigst zur Kunde der Führer kam. Allenthalben auf den Küstenhügeln aufgestellte Wachtposten und Patrouillen, ihren Dienst Tag und Nacht verrichtend, gewährten in dieser Beziehung die vollkommenste Sicherheit. Ein Schleichverkehr zwischen hüben und drüben war demungeachtet nicht zu verhindern. Hat man ein an einsamer, von Büschen und Uferwindungen verdeckten Stelle liegendes

Boot bereit, ſo kann man unter dem Schleier der Nacht hier wie überall bei ähnlichen Naturverhältniſſen der Wachſamkeit ſogar einer zehnfach ſtärkeren Mannſchaft als die freiſchärliche damals war, Trotz bieten, zumal aber, wenn die Einwohnerſchaft dergleichen Heimlichkeiten Vorſchub leiſtet oder mindeſtens nicht zum Verräther an ihnen werden mag.

Einem umlaufenden Gerüchte zufolge war zum Beiſpiel einer der thätigſten, keckſten oder frechſten däniſchen Umtriebler Laurig Skau, von Jühnen her gelandet und trieb ſich in der Gegend umher. Dieſer junge Bauer, der damals bei dem Könige in hohen Gnaden ſtand, mit ihm tafelte und an ſeiner Seite ritt, wurde uns, als wir bei dem Zuge durch die Mitte Nordſchleswigs auch in ſeinem elterlichen Wohnhauſe einkehrten, von ſeinem eigenen alten Vater als ein Taugenichts bezeichnet. Schon als Kronprinz pflog der König mit dergleichen Perſonen Umgang und Verbindung, was ſowohl ſeinen urſprünglichen Neigungen als ſeiner durchaus däniſchen, gegen das Deutſchthum in den Herzogthümern und namentlich in Schleswig eingenommenen Geſinnung entſprach. In erſterer Beziehung kann man ſagen, daß in dieſem Fürſten die tiefe Sinnlichkeit, welche ſo manche ſeiner Oldenburger Ahnen auf dem däniſchen Throne beherrſchte, eine ſehr demokratiſche oder, wenn man will, plebejiſche Richtung genommen, worin er vielleicht mit ſeinem Ahn Chriſtian dem Zweiten zu vergleichen ſein dürfte. Eines Tags ſah ich ihn als Kronprinzen in einer Gemäldeausſtellung zu Altona dieſes ſeines Ahns aufgehängtes Bild betrachten und ausrufen: das war ein beſſerer Fürſt als man von ihm hält! Die geiſtige Verwandtſchaft möchte freilich im

Guten und Bösen nicht sehr weit gehen. Das Dämonische in dem zweiten Christian erlebte in der Reihenfolge seiner königlichen Erben in Christian dem Vierten die heiterste, doch hinter der Genialität zurückbleibende Entfaltung. In Christian dem Siebenten wurde es irrsinnig. In Friedrich dem Sechsten faßte es sich unter seltenen furchtbaren Umständen zu einer doch nur dürftigen Energie zusammen. Unter Christian dem Achten breitete es sich wieder in moderner Geistreichigkeit aus und wußte seine Naturlücken geschickt mit Witz und Watte zu verstopfen. In dem siebenten Friedrich ist es in die ordinaire und doch unzulängliche sinnliche Potenz herabgesunken und geht mit ihm und dem Mannsstamm seiner Linie zu Grabe. Seine Erziehung kam seinen Neigungen zu Hülfe, um ihn zum Schicksalsmann des dänischen Volks oder, was dasselbe, zum Werkzeuge der dänischen Volkspartei zu machen. Seine Sympathie mit dem Volke und der ungeheure Contrast zwischen seinen mehr seemännischen als staatsmännischen Anlagen einerseits und der ihm von seinen Vätern vererbten Alleingewaltskrone andrerseits, sie haben der dänischen Nation die Geburt einer Verfassung erleichtert, von der einer seiner früheren demokratischen Minister, der jetzige Amtmann Orla Lehmann, bekennt, daß sie der herrschenden Volksbildung noch vorausgeeilt sei, und diese ihr erst zugezogen werden müsse. Aus demselben Grunde mußte er aber auserlesen sein, den Bruch Dänemarks mit den Herzogthümern vollkommen zu machen und eine noch auf sich warten lassende Entscheidung herbeizuführen.

Auf Laurig Skau — ich bitte die Leser und Seine Majestät von Dänemark wegen des obigen abschweifenden

Apropo um Entſchuldigung — wurde jedoch vergeblich gefahndet, wiewohl ich ſpäter erfuhr, daß er wirklich, doch nur auf kurze Zeit ſich der Gefahr einer Verhaftung ausgeſetzt hatte, um an einem dritten Ort eine Zuſammenkunft mit ſeiner Frau zu veranlaſſen.

Das Vertrauen der Einwohnerſchaft in die Wachſamkeit der Freiſchaaren ſtieg mit der Erfahrung, daß die Dänen keine gewaffnete Landungsverſuche mehr wagten. Die große Mehrzahl der Bevölkerung dieſes geſegneten Küſtenſtrichs fanden wir durchaus nicht fanatiſirt. Im Herzen dankte ſie den Freiſchaaren die Abſtellung des von den Dänen bisher getriebenen Seeräuberunfugs und es kamen Fälle vor, wo verlegte Abtheilungen von den Dorfbewohnern, ihren früheren Hauswirthen, inſtändig zurückverlangt wurden. Auch fehlte es den aus den Dörfern abziehenden Freiſchärlern ſelten an weiblichem Trauergeleite.

Die Beſuche an verſchiedenen Küſtenpunkten dieſes ſchönen und fruchtbaren Landſtrichs, meiſt in v. Gersdorffs Geſellſchaft, bildeten die Abwechſelung des monotonen Lebens, das uns das Küſtenbewachungsgeſchäft auferlegte. An einigen Stellen ragen mächtige Heidehügel von dem Rücken Schleswigs her ziemlich tief in die gewellte, blühende Küſtenfläche hinein; eine Gegend dieſer Art zwiſchen Hoptrup und der Gjenner Bucht erhöhet dieſen intereſſanten Gegenſatz von Wildheit und Kultur noch durch einen beträchtlichen Landſee und eine einſame Waſſermühle, die damals, gleich der von Nymühl in Jütland, auch ihre freiſchärliche Gäſte beherbergte. Die reizendſte Gegend von allen ſchien mir aber die Gjenner Bucht zu ſein. Unfern des hohen Ufers befindet ſich ein

ländliches Eigenthum, mit einer für die häufigen Besucher aus Hadersleben eingerichteten Wirthschaft. Dem Strande gegenüber wird die kleine Insel Kaloe von den Ostseefluthen eingefaßt, weiterhin, am Ausgange der Bucht die größere, Barsoe. Nach Norden springt eine von hohen Buchen gekrönte Landspitze vor: gegen Süden schweift der Blick an gleichfalls bewaldeten Hügeln nach Alsen hin. Es waren die schönsten Augenblicke jener Periode, wenn wir die an's Ufer führende Schlucht hinabstiegen und dann ein Seebad nahmen. Die Begegnung mit einem wahrhaft reizenden barfüßigen Fischermädchen gehörte zu den anmuthigen Abenteuern eines solchen Besuches. Eben vor der Ankunft der Freischaaren in diesen Gegenden hatten die Dänen ihren Vater mit seinem großen Boote weggeschleppt, sie wußte nicht wohin. Indeß hatte ihr gebräuntes Gesicht die natürliche offene Heiterkeit nicht verloren und sie nahm das Compliment: „Die dummen Teufel! und Dich lassen sie hier!“ keineswegs übel.

Der Besuch in dem großen Dorfe Barsmark, unweit von Apenrade, war mir interessant durch die Bemerkung, wie sich in diesem Küstenstriche Land- und Seeleben, Pflug und Schiff in die Thätigkeit der Menschen theilen und sowohl ihren Wohlstand als ihre Bildung erhöhen. In dem von Hauptmann Voß bewohnten Quartier fand ich in einer holländisch saubern Stube unter andern ein Astrolabium aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Mannes der Hauswirthin; er hatte als Schiffscapitain weite Seereisen gemacht; auch der Sohn fuhr zur See. Die gesprächige und recht gut plattdeutsch sich ausdrückende Wittwe bewirthete uns mit gutem Kaffee, wobei den kleinen chinesischen Porzellantassen die Silberlöffel nicht

fehlten. Die plattdeutsche Sprache ist weit hinauf an der Küste bekannt, wird von Vielen gesprochen und von den Meisten verstanden.

Am häufigsten wurde das Roß nach Aaroesund gelenkt, meist im scharfen Trabe, weil der von dort herschallende Kanonendonner die gewöhnliche Veranlassung zu den Besuchen dorthin gab. Diese Fährstelle ist das Eigenthum eines reichen Dänen, der sein daneben gebauetes hübsches Landhaus verlassen und sich nach Kopenhagen begeben hatte. Einige Aldosserianer benutzten die Bibliothek der Tochter wie einen entdeckten heimlichen Schatz; es fanden sich deutsche Klassiker darin vor. Der Eine ließ bei dem Abmarsche ein sehr artiges Billet zurück, worin er dem Fräulein seinen Dank für die aus ihrer Bibliothek gutwillig oder nicht gewährte Unterhaltung abstattete.

Abwärts des Fahrhauses ragt ein alter steinerner Leuchtthurm empor, der damals die Dienste eines Wartthurms leistete; am Fuße desselben steht das Wächterhäuschen.

Aaroesund ist der Ueberfahrtsort nach der Stadt Assens auf Fühnen. Ein langer Steindamm, vom Ufer in's Meer hinausgehend, bezeichnet die Aus- und Einschiffungsstelle; denn von dem Einen und Andern war damals allerdings nur der Damm als Zeuge vorhanden, alle Bote hatten die Dänen mitgenommen.

Im Fährhause selbst lag die Wachtmannschaft und Aldosser mit seinen Offizieren; das Herrenhaus wurde nicht benutzt: der Schlüssel befand sich in den Händen der erwähnten Bibliothekfreunde. Der Fährpächter hätte sich vielleicht über den Wegfall seines eigentlichen Geschäfts durch die Bewirthung all dieser lustigen baar-

zahlenden Gäste trösten können, wäre ihm nicht das harte Loos zu Theil geworden, seine brave Frau, eine stets freundliche und stets geschäftige Wirthin, bei einem Bombardement von den dänischen Schiffen her zu verlieren.

Anfangs hielt Aldosser diesen armen Mann für einen dänischen Spion. Bei dem geringsten verdächtigen Zeichen, das er den dänischen Schiffen gibt, rief der hitzige Baier aus, werde ich ihn an den nächsten Baum aufknupfen lassen. Bei den Dänen war er dagegen als Deutschfreund verrufen; gerne hätten sie ihm sein Fährhaus und das Herrenhaus dazu in Grund und Boden geschossen, wäre, wie bemerkt, der Eigenthümer (Brunn aus Kopenhagen) nicht ein Däne und noch dazu ein enragirter gewesen. Unglaublicherweise fiel zuletzt der Verdacht geheimen Einverständnisses mit dem Feinde auf ein Mitglied des Aldosserschen Corps selbst. Man hatte ihn morgens früh bei Sonnenaufgang nackt am Strande mit den Armen telegraphirend gesehen. Er wurde festgenommen, doch weiß ich nicht zu sagen, was aus ihm geworden ist. Obgleich der Mensch mir unbekannt war, konnte ich doch an einen solchen Verrath nicht glauben. Wenn es indeß schon unter den Aposteln, an Zahl nur zwölf, einen Judas gab, so mochte auch eine aus Hunderten bestehende deutsche Freischaar solchen Verräther in ihrer Mitte bergen.

Es wird selten vorkommen, daß man kriegerische Scenen auf einem so eigenthümlichen Theater und mit so eigenthümlicher Staffage sich wiederholen sieht, als denen wir in Aaroesund beiwohnten. Eines Tags lockte uns eine heftige Kanonade aus dieser Richtung her nach

Aarocsund. Bomben und Kartätschen flogen von den danischen Kriegsschiffen an's Ufer. An dem äußersten Ende des erwähnten, aus Felssteinen errichteten Hafendammes hatten die Freischärler die deutsche Flagge statt der bisher dort wehenden Danebrogsflagge aufgehißt. Wie Stiere wüthend werden durch einen rothen Lappen, schossen auch die dänischen Schiffe auf die deutsche Flagge los. Am Steindamm entlang wimmelte es von Freischaaren, die ihre Büchse auf die Schiffsmannschaft abknallten, in dem Augenblicke, wo sie den Blitz der feindlichen Geschütze gewahrten, sich unter die Felssteine des Molo duckend, um sogleich wieder mit Hurrah und Hohngelächter über die meist verfehlten Schüsse und in fast ununtergebrochenem Gesange ihre unterdeß beschickte Ladung abzugeben. Am Ufer entlang wurden groteske Tänze aufgeführt und die Verwegenheit der Einzelnen ging so weit, daß zum Beispiel der mehrerwähnte Jude Abraham den Flaggenstock der schwarzrothgoldnen Fahne, das Ziel der dänischen Schüsse, mit dem Arm umschlungen hielt und die Wuth der dänischen Schiffsbesatzung, gute Leute, aber schlechte Kanoniere, noch mehr zu entflammen suchte. Sobald die Dänen merkten, daß eine Gruppe von Offizieren in der vom Fahrhause nach dem Ufer herablaufenden Allee von uralten, dichtbelaubten Buchen sich sammelte, richteten sie ihre Geschütze auf diesen Fleck, und zufällig mit mehr Glück oder Genauigkeit, da die über unsern Köpfen zerschossenen Aeste auf und niederfielen. Ob einige und wie viele Dänen an Bord ihrer Schiffe an diesem Nachmittag durch unsere Büchsen erreicht wurden, weiß ich nicht anzugeben. Einem von unsern Leuten wurde aber, in Folge des erbärmlichen

feindlichen Schießens, ein Fuß zerschmettert. Es war ein junger Mann aus Sachsen, einziger Sohn einer wohlhabenden Wittwe. Er stand Posten oben auf dem Hügel und die für das niedrige Ufer bestimmte Kugel rollte über das Plateau hin und nahm ihm den Fuß. Noch besaß er die Kraft, sich zu einem Graben an dem nächsten Fahrwege hinzuschleppen, zweimal sein Gewehr zu laden und abzufeuern, um seinen Kameraden ein Zeichen zu geben. Stark verblutet kam er in die Hände eines Arztes, der wol lieber selbst schießen mochte, als vorbereitet schien, die Geschossenen zu behandeln, was, beiläufig bemerkt, bei den Bataillonsärzten der Freischaaren keine Seltenheit war. Ein preußischer Hospitalarzt aus Hadersleben wurde herbeigerufen. Doch holte der kräftige Jüngling, trotz des mehrstündigen Blutverlustes und des nach dem Absägen nicht gehörig mit Haut bedeckt gebliebenen Schienbeins unter guter ärztlicher Behandlung und Hospitalpflege in Hadersleben das Stück durch und blieb am Leben.

Um die Leute zu beschäftigen und die Dänen zu foppen, ließ Aldosser regelrechte Verschanzungen am Ufer anlegen. Als sie fertig, wurde mit Hurrah und großem Zusammenlaufe der Mannschaft ein auf Räder gelegter, ausgehöhlter und schwarz angestrichener Baumstrunk, aus der Ferne ziemlich täuschend eine Kanone vorstellend, in die Verschanzung gefahren. Einige zogen an Stricken, andre schoben nach und gebärdeten sich dabei, als ob sie die schwerste Last fortzubewegen hätten. Alle diese Anstalten und Vorgänge wurden von dem dänischen Kutter aus bemerkt, der zwischen der Fährstelle und der gegenüberliegenden kleinen Insel Aaroe stationirt war. Die

Erſcheinung mehrerer däniſchen Kriegsſchiffe in der Aaroeſunder Meerenge ließ nicht lange auf ſich warten. Das war ein Feſt für die Freiſchaaren. Die Dänen verſchoſſen ein ſchmähliches Geld, um unſere Kanone zu demontiren. Dieſe hatte die Tücke, ſtumm zu bleiben, wahrſcheinlich weil ſie den beſten Schuß abwarten wollte. Das hartnäckige Schweigen, das ihre bösartigen Abſichten verhüllte, erbitterte die Dänen nur noch mehr, doch war ihren leidenſchaftlich alterirten Kugeln unmöglich, dieſen die Geſtalt eines Mars lügenden Feldgott auch nur im entfernteſten in ſeiner Unverſchämtheit zu beſtrafen. Unſre hölzerne Kanone blieb drohend vorgeſtreckt, keine däniſche Kugel hat ſie berührt; hinter ihr aber erſcholl ein Gelächter, das an die „unauslöſchlichen" des alten homeriſchen Olymps erinnerte.

Es wäre, wie ſchon in einer oben angeführten Depeſche von Gersdorffs an den Obergeneral hervorgehoben, ſehr leicht geweſen, mit ein paar Kanonen den ganzen Aaroeſund zu ſäubern und jedem feindlichen Schiffe die Wiederkehr in dieſen Gewäſſern zu verleiden. Aldoſſer war ein Artillerieoffizier, dem man wohl mehr als dergleichen Bagatellen anvertrauen konnte. Erſt ſpäter, bei der letzten Reorganiſation der Reſte der Freicorps unter von der Tann wurden ein paar Geſchütze an's Ufer gebracht, welche ſogleich ein kleines däniſches Dampfſchiff in den Grund verſenkten.

An der Seeſeite des Fährhauſes war es gefährlich zu frühſtücken. Einem Freiſchärler, der ſich behaglich dort niedergelaſſen, wurde das Glas Milch, das er zum Munde hob, durch eine Kartätſchenkugel zerſplittert. Wäre nicht die brave Frau des Fährpächters ſpäterhin

ein so beklagenswerthes Opfer der dänischen Kanonaden geworden, so würde außer dem erwähnten Unfall nichts gegen die Verschwendung von Pulver und Blei Seiner Majestät des Königs von Dänemark zu erinnern gewesen sein. Die dänische Artillerie, so zu Land als zur See, hat sich in beiden bisherigen Feldzügen nur das Prädikat des Kopenhagener Examens „zulässig" für den Gegner erworben.

In Apenrade und Hadersleben lagen Abtheilungen des zehnten Armeecorps; an letzterem Orte eine Schwadron vom 1sten hannoverschen Dragonerregiment. Unnöthigerweise hielt Tag und Nacht eine Vedette mit gespanntem Hahn an der Brücke des Süderthors. Die Leute hatten bei ihrem Patrouillendienst und den zeitweiligen Alarmirungen noch weniger Spaß von der Sache als die Freicorps. Kehrte von Gersdorff nach einer lebhaften Kanonade, welche das Gerücht in der Regel zu einem blutigen Landungsgefecht erhob, Abends nach Hadersleben zurück, so verfehlte der an der Brücke wohnende alte Rittmeister nicht zu fragen, ob er seine Leute absatteln und sich selbst ruhig zu Bett legen könne.

Indeß gereichte auch den Freicorps die Monotonie und das mehr Polizeiliche als Kriegerische des Küstenbewachungsgeschäfts allmählig zur Langeweile, und als es für Jedermann immer deutlicher wurde, daß die Diplomatie den Krieg lähmte und Waffenstillstands- und Friedensgerüchte diesem Glauben Nahrung gaben, regte sich auf's Neue der Wunsch, des thatenlosen Kriegerthums enthoben zu werden und in die Heimath zurückzukehren. Andrerseits bedurfte es nur irgend einer neuen äußern Anregung, einer Erfrischung der Ansicht, es sei mit dem

Kriege noch nicht vorbei, um die Ungeduld wieder im Zaum zu halten. So reichte z. B. das von Krogbsche Corps einmal seine Entlassung ein, entschied sich aber dann wieder zum Bleiben, wie aus nachstehender Depesche des Oberbefehlshabers der Armee an Hr. v. Gersdorff zu ersehen:

Bald nach Eingang Ew. Hochwohlgeboren Schreibens vom 19. d. Mts., mit welchem wir das Entlassungsgesuch des Krogbschen Freicorps übersandten, erhielt ich von diesem ein directes Schreiben, worin dasselbe dieses Gesuch zurückgenommen hat, ich will es daher im Dienst behalten und thue dies um so lieber, als der Generallieutenant Halkett bei mir darauf angetragen hat, die Küste bei Warnitz durch ein Freicorps decken zu lassen. Ich habe hierauf dem Commandeur des Krogbschen Corps, Hauptmann Voß, direct aufgegeben, sich jener Aufgabe zu unterziehen und sich deshalb bei dem genannten General in Hadersleben zu melden, um seine näheren Instructionen zu empfangen. Unter diesen Umständen habe ich auch sein Verhältniß zu Ew. Hochwohlgeboren aufgelöst und ihn unter die unmittelbaren Befehle des Generallieutenants Halkett gestellt. — Die Deckung der Küstenstrecke von Apenrade bis Hadersleben werden Ew. Hochwohlgeboren mit dem Rantzauschen Corps nunmehr allein bewirken und von der Ausführung hieher berichten. In Betreff Ihrer Mittheilung über den Wunsch des Rantzauschen Corps, entlassen zu werden, bemerke ich, wie ich nur dann auf denselben eingehen kann, wenn er mir schriftlich von dem Commandeur selbst mitgetheilt wird.

Der Oberfehlshaber der Armee,

Wrangel.

Herr von Gersdorff hat nunmehr persönlich um die Enthebung von seinem Commando. So befriedigend ihm das Verhältniß zu den Freicorps früher gewesen, so ward es gegenwärtig unhaltbar. Dem Gesuche wurde gewillfahrt.

Armeecommando. H.Q. Kolding, den 23. Mai 1848.

An
den Hauptmann von Gersdorff,
Commandeur der Freicorps, Hochwohlgeboren
in
Hadersleben.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich auf Ihr Schreiben vom 22sten zu erwiedern, daß ich auf Ihren Wunsch, die von Ihnen nachgesuchte Entbindung von Ihrem gegenwärtigen Commando genehmige. Indem ich Ihnen meinen Dank für die bisher geleisteten Dienste abstatte, ersuche ich Sie, mir anzuzeigen, wann Sie Ihr Commando abgeben werden.

Der Oberbefehlshaber der Armee,
Wrangel.

Die Einwohner von Hadersleben hatten das nächste Jahr Gelegenheit, den Mann noch richtiger zu messen, der ihnen schon damals an der Spitze der Freischaaren Vertrauen und Sicherheit einflößte. Selbst der das Feld räumende damalige Oberbeamte dieses schönen großen, die Nordgrenze Schleswigs umfassenden Districts, der alte, dänisch gesinnte Amtmann Johannsen, gegenwärtig unter der Herrschaft der berüchtigten Verwaltungscommission wieder in Amt und Würde eingesetzt, wird seiner Humanität Rechnung tragen. Dieser alte Herr hatte in

wiederholten Conferenzen mit seinen ihn um Rath fragenden Unterbeamten geradezu erklärt, er für seine Person erkenne die schleswig-holsteinische provisorische Regierung nicht an. Das war seine eigene Aussage; die Denuntiation hatte ihn aber beschuldigt, die auf das Amthaus geladenen Hardes- und Bauervögte zur Widersetzlichkeit gegen die provisorische Regierung — die denn allerdings für Nordschleswig von Anfang an so gut wie nicht vorhanden war, wenigstens nur schwach gespürt wurde — aufzumuntern. Für jeden Fall war ich der Meinung, man dürfe von einer solchen Aufführung eines schleswig-holsteinischen Beamten keinen Umgang nehmen, wenn auch, wie vorliegend, kein bedenklicher moralischer und amtlicher Einfluß in Rede komme. Die Meldung war unumgänglich. Doch machte Herr Johannsen durch folgende Zeilen allen unangenehmen Weiterungen ein Ende:

Auf Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrtes Schreiben von heutigem Dato, wodurch mir auf Befehl des Generalcommando zu erkennen gegeben wird, daß ich mich bei Vermeidung unangenehmer Folgen jeder Beziehung ernstlich zu enthalten habe, welche irgendwie auf die Stimmung der hiesigen Einwohner influiren könnte (es sind hier die Bauern und Bauervögte von Nordschleswig verstanden), gebe ich mir die Ehre, hiemittelst zu erwiedern, daß ich zur Beseitigung der solchergestalt wider mich ausgesprochenen Besorgniß etwaigen nachtheiligen Einflusses auf die hiesigen Verhältnisse mich genöthigt finde, meinen einstweiligen Aufenthalt außerhalb des Herzog-

thums Schleswig zu nehmen und mich zu dem Ende morgen auf eine Reise begeben werde.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

H. Johannsen.

Hadersleben, den 19. Mai 1848.

Sein Schwiegersohn, Herr Bruhn, übernahm das Amt, um bald darauf mit vielen andern deutschgesinnten, die dänische Rache fürchtenden Einwohner dem Rückzugsheere Wrangels nach dem Süden zu folgen. Das Rantzausche Freicorps blieb bis zum 30. Mai; nach seinem Abzuge besetzten mehre tausend Dänen unter Oberst Juel die Stadt. Am 31. bereits hatte sich der Feind von Alsen aus in die Stadt Apenrade geworfen. Jene erstgenannte dänische Abtheilung unter Oberst Juel war es, welche nach dem Gefechte von Hoptrup im panischen Schreck nach Jütland zurückeilte. Wieder vordringend wurden sie zum zweiten Mal durch das erste schleswig-holsteinische Jägercorps, unter von Gersdorff die Spitze unsrer Avantgarde bildend, zu nächtlicher Flucht veranlaßt. Das Rantzausche Corps ging nach Rendsburg, um dort aufgelöst zu werden.

Manche Mitglieder ließen sich der Neubildung unter von der Tann einreihen. Aldosser und Bouteville unterstützten ihren Freund und Landsmann. Ein herzlich bedauertes Opfer des Gefechts von Hoptrup war der baierische Lieutenant und Compagnieführer Corneli. Dieser sehr gesetzte junge Mann, dessen schlanke Gestalt und bräunliches Antlitz in schöner Mannheit strahlte, war einer der Bravsten der Braven, welche Baiern uns zusandte.

Meine eigene Stellung war persönlich geknüpft an die von Gersdorffs; nachdem derselbe das Commando der Freischaaren niedergelegt, hielt ich unter den obwaltenden Umständen eine fernere Betheiligung meiner Person an dem sich verschleppenden und durch diplomatische Fäden nicht im geringsten für wünschenswerth; vielmehr glaubte ich, meinen Eifer für die Sache der Herzogthümer auf einem andern Terrain, am Sitze der deutschen Nationalversammlung selbst, vielleicht fruchtbarer machen zu können.

Der Abschied von den Freicorps und von dem Führer derselben wiederholt sich in meiner Erinnerung. Eines Morgens stand von Gersdorffs Gespann nach dem Norden, das meinige nach dem Süden gerichtet vor der Thüre unsers Hauswirthes. Zwischen dem Wiedersehen lag eine geraume und für Beide sehr bedeutungsvolle Zeit.

Von der Tann und Aldosser, doch nicht von Bouteville habe ich im vorigjährigen Feldzuge wiedergetroffen. Wäre der kecke Pardongeber bei Flensburg an unsern Dienst gefesselt worden, so müßte der Teufel oder seine Großmutter die Hand im Spiel gehabt haben, wenn er nicht gegenwärtig trotz seiner Jugend an der Spitze einer unsrer Schwadronen stände. Sein Haderslebener Schneider überreichte ihm eine Rechnung an Herrn Lieutenant Bouteilleville oder Bouteigneville; dies von uns vielbelachte Quiproquo gab ihm Gelegenheit, mir ein darauf bezügliches, leider nicht augenblicklich mir zur Hand befindliches freundliches Stammbuchblättchen auszufertigen. In Hadersleben schoß er sich mit einem kolossalen Böhmen, der uns eine deutsch-böhmische Frei-

schaar zugeführt hatte. Als dieser freischärliche Häuptling, dessen adliger Name mir entfallen, inmitten der von der Tannschen Schaar durch Kolding zog, forderte Bouteville vorbereitend in bester und leicht erklärlicher Absicht zu einem rechtgeschlossenen Marschiren auf. Der Böhme nahm's übel und sagte ihm unter Anderm, ehe Sie noch Hosen trugen, hab ich schon commandirt. Wie nun das Tannsche Corps seinen Rasttag in Hadersleben hielt, verlangte Bouteville Genugthuung auf Pistolen. Der Böhme wollte sich aber nur auf krumme Säbel einlassen, weil, seiner allerdings naiven Aeußerung zufolge, seine Person und sein Leben für den nächstausbrechenden deutsch-slavischen Kampf in Böhmen ihm wichtiger scheine, als die Ausmachung einer persönlichen Empfindlichkeitssache bei den schleswig-holsteinischen Freicorps. Eine persönlich unmittelbare Verständigung, die er hinsichtlich dieser delikaten Auseinandersetzung und resp. Rechtfertigung auf unserm Zimmer herbeiführen wollte, mußte denn allerdings scheitern an den herkömmlichen und nicht ohne Takt und Verstand für dergleichen Fälle festgesetzten Formen, führte sogar zu wiederholten Beleidigungen. Der Böhme beschloß zuletzt, das Pistolenduell anzunehmen. Nach einem Wechsel von ein paar ernstlich gemeinten, doch glücklicherweise fehltreffenden Kugeln ließ von Bouteville ihn fragen, ob er nunmehr Lust habe, sich mit ihm auf krummen Säbel zu schlagen. Worauf indeß der Böhme, der ihn, dem Ansehen nach, mit einem Schlage hätte zu Boden strecken können, nicht weiter einging.

In Gesellschaft des Herrn Norenberg, bisherigen Sekretairs des Commandeurs, trat ich am Morgen des 25. Mai die Rückreise nach Rendsburg an. Von einem

Giebel des Vordertheils von Flensburg wehete eine deutsche Flagge, vielleicht die einzige in diesem schifferdänischgesinnten Stadttheile. Vorüberfahrend lüftete ich die Mütze. Der Zufall wollte, daß wir für die Nacht gerade in diesem Hause, einem jungen wohlhabenden Kaufmann angehörig, der mit Mutter und Schwester zusammenwohnte, unser Quartier bezogen.

In Rendsburg fand ich das von der Tannsche Freicorps in großer Gährung und Spannung. Es wurden Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung gepflogen, welche demnächst von der Tann zum Abschluß brachte. Vor den Feind geführt zu werden, war die erste Bedingung. Der Prinz-General und Kriegsminister nahm, soviel ich weiß, keinen Antheil an diesen Vorgängen; das auf Rechnung und für die Sache Schleswig-Holsteins neugebildete Corps wurde nicht dem schleswig-holsteinischen Generalcommando untergeordnet, sondern trat, wie die Freicorps bei Hadersleben, in ein unmittelbares Verhältniß zu dem deutschen Obercommando. — Mein eigener Aufenthalt wurde noch abgekürzt durch ein persönlich mir nahe gehendes erschütterndes Ereigniß. In Altona, der Stadt meiner Geburt und meiner Familie, gönnte ich mir nur einen Tag, und reiste, getrieben von Ungeduld und Erwartung, dem Centralort der glorreichen deutschen Erhebung von 1848 zu.

VIII.

Wäre meine Reise nach Frankfurt und mein dortiger mehrmonatlicher Aufenthalt nicht so innig verflochten gewesen mit meinen Gedanken und Bestrebungen für Schleswig-Holstein, so daß ich auch gegenwärtig diesen Zeitraum fast nur und jedenfalls am lebendigsten in dieser Richtung mir zurückrufe, wäre ferner nicht thatsächlich die Behandlung und Entscheidung der schleswig-holsteinischen Sache in der Paulskirche mit den Lebens- und Sterbensmomenten der deutschen Nationalversammlung und des ganzen Deutschlands von 1848 zusammengeflossen, so würde ich weniger unbedenklich, wie ich jetzt thue, die Leser von dem Kriegstheater an der Ostsee an das Mainufer versetzen und meinen Erinnerungen diese allerdings dem Titel „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen" nicht sehr wörtlich entsprechende Episode, gestatten. Dies Eine zum Vorwort.

Schon eben jenseit der Elbe, in Harburg, war mir Schleswig-Holstein in der Person eines seiner ältesten und wackersten Kämpen auf der Ferse, denselben Weg nach Frankfurt einschlagend. Ich sah bei ungewissem Lichterschein eine überaus mächtige, breite, doch etwas vornübergebogene Gestalt in die Thüre des Gastzimmers treten und dachte sogleich, das muß Banditz sein. Und siehe

da, es war der Advokat aus Rendsburg, die alte Hanbitze die schon zu seines Freundes Jens Uve Lornsens Zeiten Kampf dröhnte für das gute Recht der Herzogthümer, wohlbekannt auch in den Landen, wo der Rheinwein und der Steinwein wächst, vom großen Würzburger Sängerfeste her, dem er als Abgeordneter, Redner und Pokalschwinger für Rendsburg beiwohnte. Auch jetzt wollte er wieder den Rhein hinauf, doch nicht im Geleite einer fröhlichen Sängerschaar, sondern in der Absicht, den tiefbedrückten, heimathflüchtigen Bewohnern der nordschleswigschen Städte, welche sich gleichzeitig auf dem Wege nach Frankfurt befanden, nöthigenfalls ein Fürsprach und Sachwalter zu sein.

Gegenseitig erfreut über das unverhoffte Zusammentreffen fuhren wir andern Morgens in der Frühe auf der Eisenbahn nach Hannover und von dort weiter dem Haupte der deutschen Rheinstädte zu. In Dortmund mußte übernachtet werden. Ein Mitreisender, der russische Staatsrath von Struve aus Petersburg, theilte den Abendtisch mit uns. Seine Reise ging in die Bäder von Nassau. Von außerordentlichen Rüstungen Rußlands wollte er nichts wissen. Ueberhaupt stellte er in Abrede, daß Rußland willens sei, in die Zerwürfnisse zwischen Dänemark und den Herzogthümern gewaltthätig einzugreifen. Diese deutsch-russischen Staatsleute tragen vielleicht am meisten den Stempel des diplomatischen Unisheel, sie haben Welt und Geist, lassen sich scheinbar natürlich gehen und treten so ungezwungen nobel auf, daß man sie ordentlich für Menschen, für gleichgestimmte, aus freiem Geiste handelnde und redende Menschen hält, während sie alle mehr oder weniger nur die Sklaven

des gebietenden Willens, oder in Bezug auf das, was noch größer und allmächtiger ist in Rußland, als der Kaiser-Oberpope, nur die willenlosen Atome in dem seine Kreise stets erweiternden Schicksalsrade dieses europäisch-asiatischen Reiches sind, dessen Zusammenschwung mit der noch ungleich ungestümer rollenden Civilisation stoßweise bis zu einem erschütternden Endresultate Europa oder Asien, der geistigen Freiheit oder der Naturgebundenheit den — nicht zweifelhaften — Sieg geben wird. Ein untergeordneter russischer Staatsmann leckt, die Gabel in der Hand, mehr Gedanken aus seinem Gesicht als ein preußischer Ministerpräsident im Fauteil. Herr von Struve äußerte unter Anderm, die russische Flotte liege noch in Kronstadt vor Anker. Zufällig wußte ich daß, einige zwanzig russische Linienschiffe und Fregatten mit, wie es hieß, nicht unbeträchtlichen Landungstruppen an Bord sich bereits in den Ostseegewässern gezeigt hatten. Herr von Struve überhörte indeß meine Nachfrage in dieser Hinsicht. Welch verschiedene Charaktere und Lebensläufe in denselben Familien heutigentags bei den Zerklüftungen des öffentlichen und privaten Lebens zum Vorschein kommen. Der russische Staatsmann war der Vetter des badenschen Demagogen und mein alter Baudiß, der grunddeutsche Schleswig-Holsteiner der Bruder des an der Spitze der dänischen Artillerie stehenden tapperdänischen Generals gleichen Namens.

Auf dem Kölner Dampfboote trafen wir andern Morgens mit einem Theil der nordschleswigschen Deputirten zusammen. Angeschlossen hatte sich der reisige und rüstige Roogbesitzer Tiedemann, der wackre schleswig

holsteinische Rechenmeister in der Prägravations-Frage und Klage der Herzogthümer. Die Rheinfahrt, begünstigt durch die goldenste Sonne führte uns am ersten Tag bis Koblenz, den zweiten nach Mainz. „Schleswig-Holstein meerumschlungen," die Knaben sangen's hie und dort am Ufer. Die alten Burgruinen schienen mir seit der Zeit, daß ich sie zuletzt gesehen, noch um ein paar Jahrhunderte älter und verwitterter geworden zu sein. Der Vater Rhein aber rollte stolzer, prachtvoller und schöner als zuvor in seiner ewigen Jugend dahin. Ich selber blickte schon mit einigem Hochmuth auf ein holländisches Dampfschiff und verkündigte die Zeit, wo die deutsche Unionsflagge über der niederländischen wehen würde. Ich vergaß den Schimpf, den uns noch denselben Augenblick die dänische Flagge zur See anthat; ich vergaß die Flüchtlinge von Hadersleben und Apenrade, die wir an Bord hatten. Blickend durch das grüne, von heißen Sonnenstrahlen durchschimmerte Glas, gefüllt mit perlendem Wein, sah ich den Schatz der Nibelungen am Fuße des Drachenfels, wo er so lange lange vergraben, wieder an's Licht gefördert, um über ein neu erstandenes deutsches Heldengeschlecht nicht, wie ehemals, seinen Fluch, sondern seinen Segen auszuschütten. Den Fels hinan kletterten Jünglinge und Mädchen und der alte Bandit stand, unter Weinlaub beinahe verhüllt, auf der Tonne und redete zu allem Volk, so oft ihn die Küsse der rheinischen Mädchen nicht daran hinderten. Die Wahrheit ist, daß der Alte wirklich eben gestanden und geredet in solcher bachischen Jubelumgebung. Die Fabel ist leider der Nibelungsche Hort, an dessen felsigem

Versteck noch heutigentags die Rheinwellen vorüberrauschen, ohne das Geheimniß zu verrathen.

Soll ich es ausdrücklich erwähnen, daß ich auf diesem dreimal gesegneten zauberischen Strom, dem die ganze Erde keinen ähnlichen an Natur- und Geschichteromantik entgegenzustellen hat, unterweilen und gar oft die Politik, Deutschland, Dänemark, Schleswig-Holstein und die ganze Gegenwart vergaß und die nackte Sylphe meines innern poetischen Menschen, so lange nicht ausgeflogen aus der kämpfenden und mit der Kampfrüstung des Lebens beschwerten Brust, frei herumflattern ließ an den Schauplätzen alter Erinnerungen, die der Rhein mit meinem Leben verflochten hat! Der liebenswürdige Dichter Freiligrath wurde an diesen Ufern, in einer reizenden Mondnacht, in der sich sein Glas und sein Wort mit dem von Hoffmann von Fallersleben kreuzte, aus einem zahmen deutsch-orientalischen Phantastiker zum wenn auch nicht minder phantastischen Politiker und Demokraten der Gegenwart oder der nächstverflossenen Vergangenheit. Mir gab der Rhein, ach nur zu flüchtig, das Leben der Dichtung und die Dichtung des Lebens zurück, die Dichtung meines eigenen Lebens, von der Zeit an, wo ich in Bonn über Plato und Aristoteles grübelte und aus dem Himmel der platonischen Ideen in Skandalen mit der Westphalia gestürzt wurde, der Zeit, wo mich zuerst, mitten im rheinischen Paradiese, die kummerlose Jugend verließ und die Rebengewinde am Ufer meinen ersten tiefen Lebensschmerz verbargen; und wieder von der andern Zeit, als ich mit einem von der deutschen Jugend gefeierten Namen das Rheinthal hinaufpilgerte, nach Frankfurt zu, wo Freunde mich erwarteten und die

Aussicht auf die Gründung eines die edelsten geistigen Triebkräfte der Nation vereinigenden literarischen Centralorgans winkte, bis zu einer ihr bald nachfolgenden Epoche, wo der bundestägliche Bannstrahl auf das sogenannte junge Deutschland niederfuhr, der Zeit der Aechtung nicht allein meiner Schriften, sondern selbst meiner Person, gehegt und verfolgt allenthalben, wo ich mich niederließ, in Mainz, in Ingelheim, in Hanau, in Kassel, durch brutale Polizeiwillkühr — dort, jene mächtigen Ruinen des alten Kaiserplatzes zu Ingelheim, sie hatten die Laute meiner Erbitterung gehört, aber auch mein Gelübde, fortan einem rauheren als nur ideal ästhetischen Berufe mich zu widmen, für immer zu brechen wie mit der deutschen Philisterei, so nicht minder mit der deutschen Phantasterei und Geistmacherei, denen sie als fäulige Unterlage dient; die Kränze der Poesie nicht in die leere blaue Luft zu werfen, um sie einen Augenblick bewundert und den nächsten Augenblick unter die Füße der dem Leben und der Schönheit feindlichen Gewalten treten zu sehen; vielmehr entsagungsvoll, wie ein gemeiner Arbeiter, zu wirken und zu schaffen und den Unterbau einer neuen Ordnung der Dinge fördern zu helfen. Und wie ich am Fuße des Siebengebirges Abschied genommen von der ersten Jugend, so gedachte ich, wie ich im Angesicht des schönen, in der Fülle der Naturgaben triefenden Rheinganes stolz mich aufgerichtet und weggewendet von der Nektarschale der Götter, die auch mir, auch mir einige himmlische Tropfen, einige selig schwärmende, unsterbliche Augenblicke vergönnte, um fernerhin Brod und Wein des gemeinen Erdenlebens zu theilen oder zu hungern und zu dürsten mit meinen

Brüdern, bis dem Leben sein Recht geschehe, bis dem Menschen und Bürger, bis dem fast zu Traum und Schaum gewordenen, nur in der Trunkenheit flüchtiger Begeisterung aufflackernden Dasein unsers großen Volkes, sein Bestand, seine Würde, sein Machtgepräge zutheil werde. Alle diese Erinnerungen und was mir Liebes und gastlich Großmüthiges widerfahren am Rhein, es fuhr mit mir nun wieder das Thal hinauf, es entstieg den Fluthen, die ich so manchmal und so mancherorts im Nachen durchschnitten, es wanderte mit mir am Gestade, es bot mir das verklärte Geisterleben eines inhaltreichen Theils meiner Vergangenheit dar, abgelöst von meiner Person wie ein Schatten, auf den ich liebend hinblickte, der wieder sein dunkles Auge auf mich richtete, und mich zu fragen schien: wie ist es Dir ergangen, Du schweifendes Menschenkind! bist Du glücklich oder unglücklich? hast Du wahr gemacht, was Du verhießen? Es lag eine heilige Trauer in diesem Wiedersehen. Ich habe mich selbst noch! das eine erhabene Gefühl ließ mich's ertragen.

Schreib ich mal mein Leben — und ich würde es mehr in Rousseau'scher als in Göthe'scher Weise thun, — so werden die Rhein- und Maingegenden nicht die undenkwürdigsten Blätter füllen. Dort hab' ich das Volk lieben, die Soldaten- und Polizeiwirthschaft der deutschen Regierungen hassen lernen. In den kleinen Fürstenthümern, rund um den Sitz des Bundestages herum, stand damals das schlechte und feige Regierungswesen der Nach-Napoleonischen Zeit in voller Blüthe. Aus jener Periode her kannte ich den aufgeregten, erbitterten Geist der fränkischen Bevölkerung, der jeder

Umschwung eine Erlösung aus schandseligen Zuständen dünken mußte. Die kleinen Gewalthaber in Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Nassau u. s. w. befliſſen sich auf das Angelegentlichſte der Nachahmung ihrer großen Muſter in der unmoraliſchen, büttelhaften Politik, wozu ihnen namentlich das Frankfurter Attentat andauernden Stoff und Vorwand lieh. Daſſelbe konnte allerdings der ſo übermüthigen als furchtſamen deutſchen Tirannis von böſer Vorbedeutung erſcheinen. Es ſetzte einen bedenklichen Umſchwung in der Gemüthswelt der deutſchen Jugend voraus. Die früheren mit Kerker und Verfolgungen beſtraften Umtriebe der deutſchen Burſchenſchaft waren dagegen von der harmloſeſten Art. Erſt in Frankfurt ſah man Verſchworene, erſt in Frankfurt plumpte die deutſche Ideenwelt in das Gebiet des revolutionairen Handelns herab. Ich kenne Burſchenſchafter von 1817, die Sand's heroiſche That gar wohl begriffen, ja in Sand's Seele bin die ſittliche Verantwortlichkeit derſelben zu übernehmen ſich nicht geſcheut hätten; was aber in Frankfurt geſchah, das blinde Niedermachen unſchuldiger Wachtpoſten, das war ihnen ein pſychologiſches Räthſel, ein furchtbares, zu welchem ſie in ihrer eigenen Geſinnung und in der ihrer früheren Genoſſen den Schlüſſel nicht fanden. Bekanntlich war das tolle Unternehmen berechnet auf den Antheil, welchen die revolutionszündrige Bevölkerung der benachbarten Kleinſtaaten an der Entwicklung deſſelben nehmen würde. Der Plan hatte auf den erſten Blick etwas Großartiges. Wäre der Putſch aber auch nicht gleich in der Geburt erſtickt worden, von Erfolg hätte er nicht ſein können. Eben die verführeriſche

Leichtigkeit, die Revolutionsfahne in der alten Kaiserkrönungsstadt aufpflanzen zu können, bedingte wieder die Leichtigkeit, daß sie durch die Macht der größeren nicht revolutionirten Staaten wieder zu Boden geworfen wurde. Im Jahre 1848 schienen die Umstände politisch günstiger, während sie jedenfalls militairisch noch ungünstiger waren; das heißt eine von hier ausgehende zweite Revolution hätte sich bedingungsweise, durch Zwingung oder Sprengung des unfähigen Parlaments, Errichtung einer Diktatur, unberechenbare Chancen versprechen können, wäre der erste Kampf gegen die gesammelte und vorbereitete Militairmacht durchzuführen gewesen. In Wahrheit fehlte es aber nicht allein an den äußeren, sondern auch an den inneren Bedingungen des Erfolgs, wie ich später, als Augenzeuge jener Ereignisse, näher ausführen werde. Trotz der einzelnen Verbrechen, die das Volk im Zustande fürchterlicher Aufregung begangen hat, würde ich behaupten, daß seine Gereiztheit, sein Revolutions-Sinn und Leichtsinn von jeher einen tiefen sittlichen Grund hatte, und daß ich nimmermehr die fortdauernde Empörung seines offenen tapfern Herzens gegen eine unmoralische, kleinliche und feige Regiererei verdammen kann, wenn ich auch bedauern muß, daß eine so gutgeartete, lebensfrohe und für alle Bildung empfängliche Bevölkerung wie diese in den Rhein-, Main- und Neckargegenden mehr und mehr der Verwilderung entgegengeht. Aus und durch sich selbst und durch ihre Demagogen wird sie sich schwerlich dem Jammer ihrer kleinlichen Staatsexistenzen entreißen: alle Umtriebe und Revolutionen auf ihrem heimathlichen Boden werden sie nicht befreien, geschweige Deutschlands Befreiung und

Einigung nach sich ziehen. Welche Stellung könnte und würde aber dies geistreiche und lebendige Volk, politisch geschult und in einen mächtigeren Kreis der Bewegung gedrängt, bei der dereinstigen Wiedergeburt Deutschlands einnehmen?

Auf der Eisenbahnfahrt von Mainz nach Frankfurt trat mir bei dem Anblick des lieblichen Hochheim eine der theuersten Erinnerungen jener früheren Tage lebendig vor die Seele. Nachdem der hochedle Frankfurter Senat mir Luft und Boden der freien Reichsstadt untersagt und meine Protestation mit einem geschärften Ausweisungsbefehl beantwortet hatte, war ich an einem herbstkalten regnerischen Nachmittag aus dem Thor gewandert, den Weg nach Mainz zu. Abends traf ich in Hochheim, in dem Gasthause wo ich übernachten wollte, eine Gesellschaft von Ortsgästen, mit denen ich bald in freundliche Unterhaltung gerieth. Der Gasthalter, ein alter Mann, mit silbernem Hauptschmuck, legte mir sein Fremdenbuch vor, mit dem Gesuche, meinen Namen einzuzeichnen. Kaum war diese Herkömmlichkeit abgemacht, als Einer nach dem Andern sich aus dem Zimmer entfernte. Vielleicht entdeckte der Wirth ein Zeichen der Befremdung darüber auf meinem Gesicht, denn er kam auf mich zu und sagte mit herzlichem Händedruck: nehmen Sie ihnen das nicht übel, Herr Dokter! Es sind junge Beamte, die ihre Carrière zu machen haben, und alleweile geht es bei uns in Nassau derartig her, daß die geringste Verdächtigung und die grundloseste Angabe sie unglücklich machen kann. Wir erleben alle Tage, daß Leute wegen eines im Wirthshause gesprochenen Wortes

Nachts aus dem Bette geholt und eingesteckt worden sind. Keiner traut mehr dem Andern. Es ist eine niederträchtige Wirthschaft, die jeden Redlichen erbittern muß. — Als ich andern Morgens meine Zeche forderte, nahm mich mein guter alter Wirth bei Seite und sagte: Lieber Herr Doktor, ich weiß, Sie sind verfolgt und flüchtig, ich weiß Alles, ich hab' es aus der Zeitung gelesen. Mein Haus bietet Ihnen eine sichere Zufluchtsstätte dar, Nehmen Sie mein Anerbieten an, so werde ich Sie in einem Zimmer des Hintergebäudes verstecken, wo Niemand ihren Aufenthalt erfahren soll. Dann bleiben Sie bei mir so lange Sie wollen. Und damit Sie nicht glauben, daß ich aus Eigennutz handle, so sag ich Ihnen, daß von Geld nicht die Rede ist und daß Sie mich bezahlen können, wenn Sie später mal in glücklicheren Umständen sind. Mit freudiger Rührung dankte ich dem trefflichen Manne für sein großmüthiges Anerbieten und versprach ihm, sollte meine Lage mal so bedrängt werden, wie er dieselbe sich für den Augenblick übertrieben vorstelle, von seinem Asyl Gebrauch machen zu wollen! Späterhin hatte ich, wie gesagt, wiederholte Gelegenheit Polizeistaatserfahrungen zu machen, aber auch Gelegenheit, ähnliche schöne und erhebende Züge aus der Volkswelt ihnen entgegenzusetzen.

Am schönsten Frühlingsabende fuhr ich in Frankfurts Bockenheimer Thor, baumstarken Glaubens an die unbesiegliche Macht der deutschen Erhebung von 1848 und mit entsprechenden Erwartungen von der ersten deutschen Nationalversammlung.

Welche bittre Enttäuschungen erwarteten mich! Soll ich die Ehrfurcht schildern, mit der ich zum erstenmal

die Paulskirche betrat? Es war die religiöse Feier eines langersehnten Augenblicks; ich glaubte an der Wiege des wiedergeborenen Vaterlandes zu stehen.

Einige Tage und ich begann von meinem Galerieplatze unruhige Blicke in den geweiheten Raum hinabzuwerfen, nach Männern und Beschlüssen, einer so erhabenen Versammlung würdig, mich umzusehen.

Einige Wochen und meine Hoffnungen flatterten immer tiefer am Boden, bis sie der Malmöer Waffenstillstandsbeschluß völlig niederschmetterte.

Von der Zeit an gab es keine Nationalversammlung mehr für mich und ich mied die Paulskirche, die anfangs mir so heilige, wie die Marktschreierbude eines Volksbetrügers.

Das harte Wort mag mein damaliges Gefühl bezeugen. Seitdem freilich haben Zeit und Nachdenken ein schonenderes milderes Urtheil über den verfehlten Zweck der Nationalversammlung und diese selbst in mir gereift.

Das gescheiterte erste deutsche Parlament — es wird nicht das letzte sein — theilte die politische Unreife seiner Wähler. Es litt an all den deutschen Gebrechen, für welche der gute Wille und der Enthusiasmus keine Entschädigung bieten. Es führte zu viele erdige, zu viele partikulair egoistische, zu viele doktrinair versessene, mit der Politik, der Revolution und ihren augenblicklichen höchsten Bedürfnissen nicht lebendig verschweißte Theile in sich, um seiner erhabenen Aufgabe zu entsprechen. Wer aber trug die Schuld? Die Nation selber, die trotz ihrer Erhebung zu einem neuen Deutschland doch noch recht eigentlich in dem alten Deutschland sitzen blieb.

Der Ausfall der Parlamentswahlen war mir bis dahin unbekannt geblieben. Als ich in Frankfurt, bald nach meiner Ankunft, einen Blick in die Liste der eingetroffenen Abgeordneten warf, bekam ich einen leisen Schreck über die Menge der Staats- und geheimen Räthe, der hoch und niedrig chargirten Personen, der Beamten und Professoren. Es erfaßte mich die böse Ahnung, daß des guten alten bureaukratischen, gelehrten und adligen Deutschlands, des alten faulen Klitter-Splitter-Zwitter-Ritter und Redeklitter Deutschlands Repräsentation hier vorherrschend sei. Ich erstaunte. Waren doch die Wahlen allgemein und frei gewesen. Was war daraus zu schließen? Entweder hatte die Revolutionsgesinnung in Deutschland nur ein sporadisches Dasein, es fehlten den Leuten die Ideen, die treibenden bestimmenden Tendenzen der Zeit. Oder es fehlten den Ideen die Leute, die bekannten und passend erscheinenden Vertreter. Ich denke, beide Voraussetzungen waren in der Wirklichkeit begründet. Die allgemeinste und stärkste Triebfeder für die Bewegungen von 1848 war das nationale Bedürfniß der Centralisation, das Verlangen nach dem einigen und starken Deutschland. Das haben die deutschen Völker gewollt. Aber die Mehrzahl der Wähler begriff damals noch nicht, daß ein einiges und starkes Deutschland, im Jahre 1848 bekanntlich auch die Parole der Spezifischen, der Heuler und Revolutionsfeinde, nur aus der Freiheit geboren werden und nur durch die entschiedensten Männer der Freiheit ins Leben einzuführen sei. Andrerseits darf nicht übersehen werden, daß auch in dieser Richtung die wahrhaft gediegenen politischen Charaktere noch große Seltenheiten in Deutschland waren

und gegenwärtig sind, wie denn die bisherige konstitutionelle Schule mehr Mittelmäßigkeiten gehoben als Größen erzeugt hat und die französisch-demokratischen Einflüsse mehr zur Verdrehung als zur Richtung guter deutscher Köpfe beigetragen haben. Dieser allgemeine Mangel an politischen Charakteren höherer Fassung spiegelte sich auch in der Frankfurter Versammlung ab, und war ihr schmerzlichstes weil hoffnungslosestes Gebrechen.

Von der Ueberzahl der Beamten und Gelehrten besorgte ich nicht sowol ein Untermaaß der zu gewährenden staatsbürgerlichen Freiheiten, denn ich verließ mich in dieser Hinsicht auf die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und den zwingenden Geist der Zeit, dem sich nur einige ganz Verstockte entziehen konnten; auch hat die Erfahrung mich nicht betrogen und die Deutschen könnten mit ihren „Grundrechten" gar wohl zufrieden sein, wenn sie nicht Frankfurter Reichstags-Makulatur wären. Aber ich muß die Makulatur gewittert haben; denn, was ich besorgte, war, daß diese vielen gelehrten und staatlichen Dignitäten, diese Akten- und Kathedermänner Deutschlands durchschnittlich nicht die Männer der That und der Geschichte, der einen großen Geschichtsthat: der Grundsteinlegung deutscher Einheitsmacht sein würden. Das vor der Hand Nothwendigste und Unerläßlichste, nämlich das Beherrschen der Zeitumstände, die politische Entwicklung der moralischen Macht, welche die Nationalversammlung als derzeit einzige und höchste Gewalt in Deutschland umfloß, die Wahrung dieses Zaubers, das schien mir von vorn herein dieser Herren Sache nicht zu sein.

Deutschland eine Verfassung zu geben, dazu war

die Nationalversammlung zusammengetreten, und zwar unter Umständen, welche ihr zugleich die Vertretung der höchsten Gewalt in Deutschland faktisch zuwiesen und moralisch wie politisch zur Pflicht machten. Die an Vernichtung streifende Ohnmacht der deutschen Regierungen lag am Tage, alles Vertrauen und alle Macht war bei der Nationalversammlung, der neuen Größe, wie es in dem fuchsschwänzigen Bewillkommnungsschreiben der alten ausgelöschten Größe, der Bundesversammlung hieß. Die Aufgabe war also nicht allein eine theoretische, sondern noch weit mehr eine praktische. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, womit sie umringt war, konnten voraussichtlich nur durch hohes Selbstvertrauen, Kühnheit und Geschick des Handelns und Machtentfaltens besiegt werden. Es war, wie der Alterspräsident Lang bei Eröffnung der Versammlung sich treffend ausdrückte, ihr Beruf, ein bedeutendes Stück der Weltgeschichte zu machen! Hätte der alte Mann vorausgesehen, daß diese Versammlung, für die er die Stärkung des Himmels erflehete, nur bestimmt war, ein kümmerliches Stück Weltgeschichte an sich zu erleben und für Deutschland herbeizuführen!

Auf die Geschichte und Kritik der Parteiungen der Nationalversammlung werde ich mich nur gelegentlich, bei den Debatten über den deutsch-dänischen Krieg einlassen. Die Sonderung des ersten Chaos war nothwendig, doch geschah sie leider nicht unter den Händen eines genialen Schöpfers, sondern war eitel Pfuscherei.

Da die erste Zusammensetzung en bloc nicht viel taugte, war es freilich auch mit der Auseinandersetzung ein mißlich Ding. Doch der Geist kann Wunder wirken.

und ein Heros, ein Genius, hätte vielleicht die Nationalversammlung über sich selbst und ihre Parteiungen erheben und auf die Höhe ihres Berufes versetzen können.

Das war aber unter allen Mißgeschicken der Erhebung von 1848 das größte, daß kein wahrhaft großer oder nur geschichtlich bedeutender Mann ihr Träger war. Das war das Siegel auf die Impotenz der Nationalversammlung, daß ihr hervorragendster und einflußreichster Mann, der Gott der Centren, eine falsche Größe war.

Die Versammlung, ganz Deutschland hatte Heinrich von Gagern zugejubelt, als er vom Präsidentenstuhle die Souverainität der Nation proklamirte und aus dieser Quelle die Vollmacht der Versammlung ableitete.

Das dritte Wort war indeß die Mitwirkung der Regierungen, welche zu erwirken mit zu dem Berufe der Versammlung gehören sollte.

An diesem unglücklichen falschen ja widersinnigen Prinzip der Verständigung mit den Regierungen und deren nachzusuchender Mitwirkung glitt bei eigener fortdauernder Unwirksamkeit und Nichtverständigung im eigenen Hause von Gagern mit der Versammlung Tag für Tag, Stufe um Stufe herab von der angewiesenen majestätischen Stellung, herab bis zur jammervollsten Nullität, bis zum öffentlichen Skandal.

Man muß es sagen, Gagern hat bei dem redlichsten Willen, viel geschadet, unendlich viel mehr, als das turbulenteste widerhaarigste Mitglied der Seite der Versammlung, gegen die er vorzugsweise seine „Jupiterbrauen" zu falten pflegte. Er genoß das unbedingte Vertrauen der Majorität und verdiente es politisch nicht. Seine äußere Würde und sein transparenter Charakter täuschten

über seine Unzulänglichkeit. Niemals sah man einen frommen Jenenser Helden aus den Wartburgs Zeiten in so männlicher Gestalt, mit so staatsmännischem Schliffe, mit solchen auf Genie deutenden Anflügen von Kindlichkeit und Erhabenheit. Und niemals ist der deutsche Michel, der den Atlas der Bewegung in ihm sah und bewunderte, durch sein eigenes, nur geschmeicheltes, veradligtes Ebenbild mehr hintergangen worden. Heinrich von Gagern trug nichts als den Himmel seiner Gemüthswelt und seiner chevalereskeu Kaiserideen. Die Stärke der neuen Zeit war nicht die seinige. Sein dämmeriger, pietätvoller Geist gestattete ihm nicht den freien, scharfen, unerbittlichen Blick in die Sachlage, die erste Bedingung zum erfolgreichen Eingreifen en chef. Vielfach unterwürfig noch der alten Zeit und allzugeschmeidig mit ihr abrechnend, ließ er sich und die Nationalversammlung geduldig umringeln von der alten bösen, plötzlich so kirre gewordenen Hyder der deutschen Zwietracht, statt ihr, wie ein Held der Revolution, den Fuß auf den Kopf oder vielmehr auf die Köpfe zu setzen. Ein einiges und mächtiges Deutschland wollte er so eifrig und redlich wie nur Einer. Doch das Mittel zum Ziel und zwar das einzige Mittel zum Ziel, Benutzung des Zwanges der Umstände gegen die bestehenden souverainen Einzelgewalten für die zu schaffende und provisorisch der Versammlung zustehende Centralgewalt, das gab er aus den Händen, weil es ihm an Einsicht und Willen dazu gebrach, weil der Vermittlungs- und Vertrauensnebel sein Auge trübte, weil er die Durchführung der Revolution für eine zweite Revolution hielt und das Volk fürchtete, mehr als die Fürsten.

Gagern war nicht der Mann der Revolution, war nicht der Mann des Spruches:

Du mußt steigen oder sinken!
Ambos oder Hammer sein!

Aber, wo war der Gewaltige, der den schicksalvollen Hammer hätte schwingen können? Einen solchen Gewaltigen, einen Mann der Begeisterung, wo nicht der flammenden des Herzens, doch der leuchtenden des Gedankens, eine magische Gewalt für Verstand und Willen der Versammlung, eine Masse durchzuckende, bewegende und leitende Energie, eine solche Geschichtsgröße gab es in der Nationalversammlung nicht. Redner genug und etliche talentvolle Parteiführer, nichts weiter, nichts höher. Und das mogte wol das sichre Merkmal sein, daß die Zeiten noch nicht erfüllt waren für die messianischen Hoffnungen unseres armen, von unsern Feinden jetzt nur spottweise groß genannten Vaterlandes.

Ironie des Schicksals! General Radowitz war das einzige Mitglied der Versammlung, der den Eindruck des Eminenten auf mich machte. Es schien mir immer, er brauche nur zu wollen und er wäre der Gebieter des Augenblicks, der Herrscher in der Versammlung, der Bahnbrecher für die Schritte und Maaßregeln, welche die Versammlung zu ihrem Verderben unterließ. Es lag etwas Hohes, etwas Ueberlegenes in seiner Erscheinung, gleichsam etwas Monumentales für die verbundene Anschauung eines Kriegers und Staatsmannes, eine unalterirte Einheit des Gedankens und der Ausführung, in so würdiger, ruhig schöner, ernst mächtiger Form, wie ich sie mir nur bei bedeutenden Leuten vorstellen kann. Auch durfte er nur die Tribüne besteigen, um,

ſei es auch im wildeſten Sturm der Debatte oder der außerparlamentariſchen Hahnenkämpfe, ſei's bei völliger Erſchlaffung des Parlaments die ungetheilte Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon und ſeine wie aus Erzguß beſtehenden Worte zu richten. Viel von dieſem Intereſſe kam allerdings auf das Geheimnißvolle ſeiner Perſon und ſeiner Antecedentien, auf ſeine offenkundigen hohen Verbindungen und die Sage von ſeinen geheimen Vertrauter Rathgeber und Unterhändler der Fürſten ſollte er zugleich Eingeweiheter jenes Ordens ſein, dem die Untergrabung der Throne und der Fürſtenmord nicht mehr Gewiſſen macht als die Vernichtung der Volksfreiheiten, je nachdem ſein Ziel, die Herrſchaft der Welt, durch das Eine oder das Andere ihm gefördert ſcheint. An dieſem Gerüchte mochte kein wahres Wort ſein, aber es war bedeutungsvoll für die Anſicht, die ſeinem verſchloſſenen Weſen, ſeinem Ehrgeize, ſeiner berechnenden Kälte Alles zutraute. Auch mir kam es endlich vor, als lägen ſeine Fähigkeiten unter dem Bann der Unfreiheit oder als wohnte keine Seele, keine Leidenſchaft in ihm, ähnlich dem mephiſtopheliſchen Detmold, in deſſen Meerkatzengeſtalt ſich aber doch wenigſtens die Leidenſchaft des Sarkasmus verkündigte.

Nun denn, mit dem was ihm an einer großen Anlage fehlte und dem Ehrgeize ein Volkstribun oder Diktator zu ſein, würde ein Mann wie Radowitz — das iſt noch immer meine Meinung — ein Mann der gleich ihm die deutſchen Cabinette von Innen und Außen kannte, der ſonder Zweifel über die völlige Schattenhaftigkeit des Parlaments ohne materielle Unterlage ſich keine Täuſchung machte, der mit einer deutſchen Be-

geisterungs- und Vertrauens-Allmacht ohne Geld und Bajonette von vorn herein fertig war, der würde nicht vertraut, unterhandelt und debattirt, der würde gehandelt haben, wurde nach sofortiger Auflösung des Bundestags eine provisorische Regierungsbehörde geschaffen, jede andre legislatorische Thätigkeit wie die der sog. preußischen Nationalversammlung untersagt, über Geld und Truppen der deutschen Staaten ganz ohne weiteres verfügt haben. Das durfte, das sollte, das konnte damals die deutsche Nationalversammlung und wehe der deutschen Dynastie, welche sich ihren Anordnungen widersetzt hätte.

Das Alles haben wir gewollt! wird die Frankfurter Linke rufen. Ja wohl! Theorienstreitigkeiten und emphatische Reden, auch boshafte, die habt ihr genug geführt, unter manchem Verkehrten habt ihr auch sonnenklare Wahrheiten gesagt und Zukünftiges so richtig prophezeit wie Odins Raben. Doch von alle dem soll hier nicht die Rede sein, nur davon: wer unter euch hatte die persönliche Macht der Wahrheit für sich? das will sagen: wer das Vertrauen in Einsicht, Charakter, Talent der Durchführung?

In jeder Sitzung drängte sich mir der Gedanke auf, daß es zugleich einer politischen und militairischen Ueberlegenheit bedürfe, um persönlich bedeutend in die großen Krisen unsrer Geschichte einzugreifen; daß jede Hand, die dazu berufen, anders als mit Gagernschen kühnen Griffen trostlosen Andenkens zu wirken, den Feldherrnstab so gut wie das Staatsruder zu führen verstehen müsse. Ist es nicht noch die Frage, ob das heldenmüthige Ungarn unterlegen wäre, falls der Riese seiner

Tribüne, ſein Koſſuth, nicht ein Kind, ein Idiot in militairiſchen Dingen geweſen, unfähig die Pläne und Manöver der Generale zu beurtheilen, Vertrauensbeute eines Görgey? Und was lehrt uns Frankreichs Geſchichte? Ein abenteuernder Napoleonide, faſt auf einer Stufe mit den Künſtlern des Circus gymnasticus, die ſeinen Ohm zu Pferde produciren, von den mittelmäßigſten Geiſtesgaben, wird Präſident der Republik, weil, und ich ſage nochmals weil er ein wenig Soldat war, weil, außer ſeiner Abkunft, ſein militairiſches Exterieur hier die nie ſchlummernde ehrgeizige Phantaſie der Franzoſen, dort in noch höherem Grade Begriffe der Ordnung, der Feſtigkeit, des Schutzes erweckte. Wird der Kampf zwiſchen Freiheit und Abſolutismus, wie vorauszuſehen, aber und aber in der nächſten Zukunft entbrennen, werden keine Erfahrungen, keine Vernunftgründe, wird kein Friedenspfeifenſchmauchen in der Paulskirche im Stande ſein, den Trotz der unvernünftigen Gewalt zu brechen, wird es, ſag' ich, Krieg, einen letzten vielleicht nahen Entſcheidungskampf geben in Europa zwiſchen der Freiheit und dem was ihr beharrlich widerſteht, ja was ihr Luft und Boden rauben möchte, ſo hat Jedermann, ſo hat namentlich die grundſätzliche, ihrer Zwecke und Mittel ſich bewußte Demokratie, die Aufgabe, ſich mit dem Unerläßlichſten von Allem, mit der Aneignung militairiſcher Bildung zu beſchäftigen. Barrikadenkämpfe, Volksemeuten, Freiſchaarenzüge werden ſehr untergeordnete Momente in den künftigen Freiheitskriegen ſein. Soldat, im vollen ſtrengen Sinn des Wortes muß die Demokratie werden, wenn ſie mit dem Soldaten des Thrones ſich meſſen.

oder Einfluß auf ihn gewinnen will. Mit dem Hochmuth gegen das Soldatenthum und seinen unbedingten Gehorsam, mit der Bürgerwehrkomödie und den Volksbewaffnungs-Phrasen, mit der zerfahrenen, lottrigen Freischärlerei des Südens wird die Demokratie nicht auskommen. Volk muß Heer, Heer muß Volk werden, wie annäherungsweise in Preußen, wo jedoch die Verbindung und höhere Vereinigung beider Elemente im Staate noch viel zu wünschen übrig läßt.

Ich fand das Frankfurter Parlament und zwar die entschiedene Freiheitspartei in demselben unglaublich unerfahren und taktlos hinsichtlich dieser wichtigsten Angelegenheit. Wer die Debatte über die Militairfrage mit erlebt hat, kann sagen, daß er dem ersten von der Versammlung über sich selbst ausgestellten Ohnmachtszeugnisse beiwohnte. Es war eine ominöse Einleitung in die Verhandlungen über Schleswig-Holstein.

In der zwölften Sitzung, sage erst in der zwölften Sitzung der Nationalversammlung, es war am 5. Juni 1848, stand die Heerfrage auf der Tagesordnung und wahrscheinlich hätte sie ohne die Aufregung, welche die schmachvollen Vorgänge in Jütland und Schleswig verursachten, noch länger auf sich warten lassen. Für die zu schaffende deutsche Marine war bereits seit länger ein Ausschuß erwählt. Die Marine war das Schooßkind dieser Versammlung. Nichts als Himmel und Wasser, keine Staats- und Mauthgrenzen, kein historischer Boden, kein schwimmendes Preußen oder Lichtenstein, keine vor den Kopf zu stoßende Dreizacksherrschaft, keine widerspenstige Matrosesska und See-Soldatesska, eine

Schöpfung aus Nichts, gefährlich und anstößig für Niemand, fast ohne Widerspruch in der Versammlung, gar beliebt bei der äußersten Rechten, vielleicht weil sie den deutschen Flottenjubel als die harmloseste Ableitung des Michelschen Enthusiasmus betrachten mochte. Das Landheer dagegen, die wirkliche, dastehende Waffenmacht, den Donnerkeil der deutschen Olympier, hatte man bisher kaum mit einem Worte zu berühren gewagt. Aber es mußte geschehen, und am vorbereitetsten darauf war die Rechte mit ihren Militairs, am wenigsten die Linke mit ihren militairisch unwissenden, gegen die Armee feindlichen und an ihrer Beherrschung von vorn herein verzweifelnden Führern. Wenn ich die Hauptzüge dieser Debatte mittheile, so darf ich wol nicht besorgen, daß man eine zu große Abschweifung von dem Gegenstande dieser meiner Frankfurter Episode darin finden werde.

In der Sitzung vom 5. Juni erhielt zuerst der Abgeordnete Kerst aus Birnbaum das Wort. Sein Antrag lautete auf sofortige Niedersetzung einer Commission zur Organisirung des deutschen Landheeres, sowie zur Erwägung und möglichst schleunigen Berichterstattung, wie dieses Heer von dem Willen der Territorialregierungen unabhängig gemacht werden könne. Er verwies in der Begründung seines Antrags auf den dänischen Krieg, Wrangels Rückzug, Rußlands Drohungen. „Wenn Rußland," sagte er, „einem Volke von 40 Millionen droht, so weiß es durch seine Diplomaten, daß es drohen darf. Dieser Thatsache gegenüber kann die Versammlung nicht gleichgültig bleiben; sie kann keinen Augenblick die Gefahren verkennen, die Deutschland drohen, wenn es

in einen Krieg mit einer auswärtigen Macht verwickelt würde, und wenn es dann den Territorialregierungen einfallen sollte, mit einer solchen Lauheit, wie Hannover und Oldenburg gethan haben, zur Bekämpfung des äußern Feindes mitzuwirken, oder wenn es sogar Einzelnen einfallen sollte, ihre Mitwirkung ganz zu versagen. Die Nationalversammlung wird also die Mittel und Wege ergreifen, dem vorzubeugen und dem Auslande die Ueberzeugung beizubringen, daß fortan das deutsche Volk in allen europäischen Fragen ein Wort, und zwar ein gewichtiges Wort, wie es einer so großen und hochgebildeten Nation gebührt, mitreden darf und muß.

Dringender als diesen Antrag fand der General Auerswald den seinigen: es möge ein Ausschuß, wo möglich ein reiner Militairausschuß, gebildet werden, um den gegenwärtigen Stand der deutschen Wehrhaftigkeit zu prüfen, event. Vorschläge für Veränderungen einzureichen. Binnen vier Wochen, motivirte der Redner seinen Antrag, könne man einen großen europäischen Krieg vor sich haben, einen Krieg, der vielleicht in letzter Instanz verlange, daß in Deutschland Alles zur Waffe greife. Der Entsetzlichkeit eines solchen allgemeinen Volkskrieges müsse vorgebeugt werden. Man möge ihm auf's Wort glauben, daß der gegenwärtige Zustand der deutschen Wehrhaftigkeit einer Prüfung bedürfe, wobei die Mittel anzugeben, die vielleicht nöthig, um Deutschland in eine dem gegenwärtigen Zustande angemessenere Lage zu versetzen. In letzterer verhüllter Andeutung konnte man beliebig etwas ähnliches erblicken wie den zweiten Antrag von Kerst.

Ein dritter Antragsteller, Reden von Berlin, hatte

so ganz im Allgemeinen die Vorbereitung zu einem Gesetze für allgemeine Volksbewaffnung und Landesvertheidigung im Auge.

Professor Vischer aus Tübingen beantragte eine sofort niederzusetzende Commission, nicht bloß zur Berathung der Organisation einer wahren, mit dem stehenden Heere in Verbindung zu setzenden Volkswehr, sondern auch der alsbaldigen Gründung einer Vollzugsbehörde. Der Redner hatte sich offenbar mit dem Gegenstande näher bekannt gemacht und trug ganz gesunde Ansichten vor: „Soll von einer Bürgerwehr die Rede sein, so muß sie streng militairisch organisirt werden, denn alsdann wird auch der Augenblick der Reife kommen, wo sie mit dem stehenden Heer ein Ganzes bilden kann. Aber was erhielten wir? Wir erhielten lahme Polizeientwürfe, welche dieses herrliche Institut von Anfang an als ein todtgeborenes Kind hinsetzten, das neben dem stehenden Heer eine verlachte Stadt- und Bürgermiliz zum Schutz der innern Ordnung und Sicherheit, als ein Corps von Krahwinklersoldaten figuriren sollte. Die Volkswehr neben dem stehenden Heer ist stets zur Lächerlichkeit und zum Schlendrian verdammt. Darum lieber keine Volkswehr als eine solche." Warum Professor Vischer demungeachtet seine Volkswehr von dem stehenden Heer getrennt und eine doppelte Behörde, ein doppeltes Obercommando eingeführt wissen wollte, dafür blieb er die Begründung schuldig. Man mußte glauben, daß er selber einen Gegensatz zwischen der vorhandenen Heerkraft und der zu schaffenden, zwischen Fürstenheer und Parlamentsheer anerkenne oder diesen Gegensatz

vorläufig für unvermittelbar halte, womit er denn freilich die ganze große, auf den Beinen stehende, geübte Kriegsmacht Deutschlands, trotz seiner zu schaffenden Vollzugsbehörde, voraussetzlich den Fürsten preisgab und obenein ein feindliches Verhältniß zwischen ihr und der jungen ungeübten Parlamentsmacht herbeizuführen droh'e.

Der wackre Ruder von Oldenburg stimmte dem Antrage Vischers bei. Der Vorschlag des Herrn von Auerswald führe zu weit vom Ziele; das laufe auf statistische Nachforschungen in Bezug auf die deutsche Wehrhaftigkeit hinaus.

Präsident Gagern äußerte jedoch, daß nach Auerswalds Vorschlag auch Maaßregeln für die Sicherheit Deutschlands nach Außen einzuleiten seien.

Auch der Major Teichert von Berlin trat auf Auerswalds Seite. Folgende Aeußerungen von ihm waren aller Beachtung werth: „Als sorgfältiger Beobachter des immer noch guten preußischen Heeres habe ich die Bemerkung gemacht, daß auch wir Soldaten uns dringend nach der Einheit, die ganz Deutschland verlangt, sehnen, die in einer Einheit des deutschen Heeres erst wirklich ihre Verkörperung findet. Der Soldat will an allen Freiheiten theilnehmen, die allen andern Ständen verheißen sind. Uns bindet noch der heilige Eid, den wir dem Könige geleistet, dem Sie uns unter allen Umständen treu gesehen haben. Das sei Ihnen Bürge, daß wir auch dem Eide treu sein werden, den wir nun allenfalls einer andern hohen Behörde auf Ihre Anordnung leisten werden. Meine Herren! Die großen Ereig-

nisse der letzten Monate haben das Innere dieser guten Heerverfassung ebenfalls gewaltig erschüttert. Die Grundpfeiler der Disciplin und des Gehorsams wanken. Es ist hohe Zeit, daß die Versammlung kräftig einschreite. Gesetze müssen zunächst die Schranken fallen machen, die überall noch zwischen Bürger und Heer existiren. Bürgerwehr, Volkswehr und Soldaten müssen einander nicht mehr mißtrauisch, ich möchte sagen feindlich gegenuberstehen wie jetzt. Die Institutionen des Heeres müssen volksthümlich werden." Aufrichtig scheinende, vortreffliche Worte eines preußischen Soldaten, voll leitender Ideen für die Versammlung: Vereidigung der Heere auf eine Soldat und Bürger verschweißende Gesammtverfassung, vorläufige Gesetze und Maaßregeln in dieser Hinsicht, unmittelbares kräftiges Einschreiten in die Heerverfassung schon aus Gründen der Disciplin. Nur lag das Alles dem Auerswaldschen Antrage ziemlich fern.

Mit Vergnügen wollte zwar das bekannte Mitglied der Linken, Roßler von Oels, in dem Antrage des Herrn von Auerswald einen Schritt bemerkt haben, der das Parlament der Ergreifung der executiven Gewalt sehr nahe bringe, doch wünschte er nicht, daß der zu gründenden Centralgewalt vorgegriffen und ihr eins der bedeutendsten Felder der Wirksamkeit entzogen werde. Indeß unterstütze er den Antrag von Vischer.

Volksbewaffnung verlangte der Abgeordnete Hentges von Heilbronn, besonders zum Schutze der Völker gegen fürstliche Willkühr.

Die österreichischen Militairs von Möring und von Mayern unterstützten den Antrag Auerswalds; letzterer wünschte überdies Berücksichtigung der übrigen Anträge in Betreff der Volksbewaffnung. Es werde eine für die zu ernennende Centralgewalt wichtige Vorarbeit abgeben.

Fürst Lichnowsky wehrte ab, daß in Auerswalds Antrage von einer executiven Gewalt die Rede sei; es handle sich nur um eine Berichterstattung. Auerswald habe Recht, daß er besonders auf militairische Mitglieder der Commission dringe. Wenn vorzugsweise über Volksbewaffnung zu berichten wäre — fügte er ohne Zweifel etwas boshaft hinzu — so würde er der Ansicht sein, daß auf diesen Unterschied (militairische Fachkenntnisse oder nicht) hier nichts zu geben. Ich glaube aber, daß in dem, was von Auerswald beantragt, nichts Anderes liegt, als daß wir uns einer großen Kriegsgefahr gegenüber befinden, daß zwar große Armeen noch in Deutschland unterhalten werden, diese aber noch partikularistische Interessen verfolgen, die in diesem Augenblick die Disposition über die Heere unmöglich machen.

Der Abgeordnete Jeßler von Briren warf hierauf seine Tiroler Schützencompagnien in die Debatte, die schon mehrmals durch den ungeduldigen Ruf nach Schluß und Abstimmung unterbrochen worden war. Mit genauer Noth brachte Simon von Trier noch einige Bemerkungen vor. Das Nächste sei allerdings, sich über die Wehrhaftigkeit der Heere zu unterrichten. Doch wünsche er, daß die Volksbewaffnung ausdrücklich mit eingeschlossen werde. Der Schutz nach Innen sei so nöthig als der nach Außen.

Nach allerlei Zwischenreden, bei denen die Unruhe und das Geschrei nach Abstimmung immer stärker wurde, stellte der Präsident zunächst die allgemeine Frage: ob wegen Dringlichkeit der Sache zur Begutachtung der Wehrhaftigkeit unsers Vaterlandes und zur Prüfung aller Fragen, die mit der Volksbewaffnung im Zusammenhange stehen, sofort ein Ausschuß zu erwählen.

Nach Bejahung dieser Frage vereinigte der Präsident alle Anträge, wie er sagte, in folgender Competenzfrage: Will die Nationalversammlung dem Ausschusse den Auftrag geben, Untersuchungen über die Wehrhaftigkeit und die Verbesserungen derselben anzustellen, den Zustand der Sicherheit Deutschlands nach Außen zu erwägen, die Organisation der Volkswehr und die stets mögliche Verwendung derselben in Berathung zu ziehen und über alles dies der Nationalversammlung baldmöglichst Vorschläge zu machen.

Gegen diese Fragstellung bemerkte Vischer zwar, sein Antrag gehe auch darauf, daß die Commission zugleich über die Bildung einer Vollziehungsbehörde zu berathen habe; allein der Präsident bemerkte ihm, auf eine solche Berathung sei nicht einzugehen: auch erscholl auf des Präsidenten Frage an die Versammlung, ob Vischers Antrag unterstützt werde, ein vielfaches Nein!

Für die Competenzfrage selbst erhob sich die große Mehrheit der Versammlung, worauf die vorgeschlagene Wahl von 15 Mitgliedern aus den Abtheilungen und die Zuziehung von Zeugen und Sachverständigen erfolgte.

Zuguterletzt schob aber noch die Taktik der Rechten durch Herrn von Arnim einen Keil zwischen die verschiedenen Aufgaben, welche dem Ausschusse übertragen

worden. Das Feld sei so weit, daß der Bericht zu lange ausbleiben würde, wenn nicht über die beiden ersten wichtigsten Punkte, nämlich über den Zustand der augenblicklichen Wehrhaftigkeit und über den Zustand der Sicherheit Deutschlands nach Außen, abgesonderte Berichte zu erstatten.

Auf gehaltene Anfrage seitens des Präsidenten gab die Versammlung, mit nicht sehr reichlichen Ausnahmen, ihre Zustimmung zu diesem Manöver, durch welches die beiden andern Theile des Auftrags, in Ansehung der Volkswehr (ausschließlich der innern Sicherheit Deutschlands) und der über alles dies zu machenden Vorschläge (event. auf eine Vollzugsbehörde hinausgehend) vorläufig abgeschnitten und auf die lange Bank geschoben wurden.

Solchen Verlauf, solches Ende — denn es war ein für allemal das Ende — nahm die wichtigste und folgenschwerste Angelegenheit, welche die Nationalversammlung nur beschäftigen konnte. Sämmtliche auf die deutsche Heerkraft bezügliche Anträge, außer dem von Auerswald, tauchten vereinzelt auf. Die Linke fast ohne Sprache, scheinbar gleichgültig, das Centrum unruhig und zerstreut, nur die Rechte, in etlichen Mitgliedern von Fach, auf dem fast unbestrittenen Kampfplatze. Man möchte sagen, die Linke habe sich nur in dem Unvermögen geeinigt, den Gegenstand positiv bei den Hörnern anzufassen. Mit ihren verkehrten Begriffen über Volksbewaffnung konnte sie freilich eine Frage wie diese nicht beherrschen. Die militairischen Redner waren entschieden im Vorzug. Was sie über die äußern Gefahren Deutschlands, wenn auch als absichtlich übertrieben, was sie über die mangel-

hafte Organisation der deutschen Heerkraft, über das Bedürfniß ihrer Verbesserung, Einigung, sowol in sich als (Major Teichert) mit dem Volke und seinen neuen Gewalten vorbrachten, das hatte Grund, das hätte die Linke sich gesagt sein lassen, dem hätte sie beistimmen, darauf hätte sie ihre eigenen Vorschläge gründen sollen. Kerst's Antrag, von dem gar nicht weiter die Rede, war ohne Zweifel der beste. Organisirung der deutschen Heerkraft und Unterwerfung derselben unter den Willen der Nationalversammlung. Organisirung der deutschen Heerkraft schlechtweg. Das befaßte sowol die nach Außen wie die nach Innen zu verwendende Macht, sowol die bestehende als die durch Aufgebot oder Aufruf an Freiwillige zu schaffende, das befaßte nach Belieben auch die Bildung einer alten und jungen Parlamentsgarde, aus dem Kern gedienter Truppen verschiedenen Staaten und einer freiwillig zu den Fahnen eilenden Jugend, für die man die nöthigen Exerciermeister in Ueberfluß herbeischaffen konnte; es befaßte alle Maaßregeln, die geeignet schienen, von den deutschen Heeren im Interesse der Macht, Ehre und Wohlfahrt des wiedergeborenen Deutschlands den besten Gebrauch zu machen.

Die Linke darf sich, wie der Abgeordnete Vogt später mal gethan hat, über die Perfidie der Rechten in dieser Debatte nicht sehr beschweren. Sie selber hat die Sache fallen lassen oder vielmehr gar nicht ordentlich auf die Bahn gebracht. Ihre Vorurtheile, ihr schlechtverhehltes Mißtrauen gegen das Heer war nichts anderes als Mangel an Vertrauen in sich selbst und in die Versammlung. Ich wiederhole, daß sie den größten Fehler damit gemacht hat, den Allarmruf der Rechten ob der

Gefahr des Vaterlands nicht aufzunehmen. Niemand konnte auch die Gefahr läugnen. Ein Führer und Redner des Parlaments, wie ich ihn mir denke, hätte noch lauter gerufen: ja, das Vaterland ist in Gefahr! in doppelter Gefahr! Vor äußeren Feinden, wenn wir sind, was wir sein sollen. Vor innern, wenn wir das nicht sind. Eine starke, parlamentsgetreue Heerkraft ist Deutschlands erstes Bedürfniß. Mit solchem Worte hätte er der Versammlung die Pforte zu der Bahn nothwendiger Maaßregeln eröffnet, ihr Soldaten und Geld verschafft. Auf eine so kühne als praktische Wendung der Sache war aber Niemand gefaßt. Statt Verstärkung der Heere hätte man wol lieber Verminderung oder gar Abschaffung derselben gesehen. Manche ließen ihrem Haß gegen die „Söldner", zumal die preußischen, freien Lauf. Ueberhaupt war die großartigste Verachtung der gemeinen Staatsregierungsmittel an der Tagesordnung. Wir sind die Majestät der Nation, unserm Willen kann Nichts und Niemand widerstehen! Das war das Wiegenlied einer Versammlung, die sich niemals zu einem Willen vereiniger konnte. Aber die zu schaffende Centralgewalt, die sollte so gewaltig werden wie möglich! so glaubt die Schwäche immer noch heroisch zu handeln, wenn sie Andern das Mandat zur Stärke gibt.

Ich breche diese leider vergeblichen, wenn auch vielleicht für die Zukunft nicht fruchtlosen Klagen nur ab, um sie sogleich wieder an einen andern Gegenstand, an die Kampfsache von Schleswig-Holstein anzuknüpfen. Es war das der Nerv, an dem ich die Zeit fühlte, der Maaßstab, an dem ich die Versammlung maaß. Wie tief fand ich sie unter demselben!

Keine günstigere Gelegenheit konnte für die Nationalversammlung sich darbieten, Würde zu entfalten, Macht zu gewinnen und zu zeigen, die Executive zu ergreifen, als der deutsch-dänische Krieg. Dieser Krieg wies ihr wie mit Gewalt die ihr gebührende Stellung an, mahnte sie wie mit Flammenzungen an ihre Pflicht: Deutschland nach Außen wie nach Innen zu vertreten. Nicht wie in Italien und Ungarn kämpften Deutsche gegen eine empörte fremde Nation, die ihr Joch nicht länger ertragen wollte, vielmehr waren es deutsche Stamm- und Bundesgenossen, die sich der Unterdrückung durch eine fremde Nation mit den Waffen in der Hand erwehrten. Ein herabgekommener kleiner Staat hatte den Krieg entzündet, im Verlaß auf Deutschlands Zerklüftungsschwäche und der guten Dienste, welche er sich von den europäischen Mächten versprach. Das deutsche Vorparlament hatte Schleswigs Aufnahme in den deutschen Bund ausgesprochen, die Bundesversammlung die Vereinigung mit Deutschland als bestes Mittel, Holsteins Recht auf Schleswig zu wahren, bezeichnet und Preußen mit Führung des Kriegs und der Unterhandlungen beauftragt. Auf den Bänken der Paulskirche hatten die zur Nationalversammlung berufenen Schleswiger Abgeordneten Platz genommen. Das Blut der Deutschen und der fliehenden Feinde hatte ihren wieder befreiten Boden gefärbt. Unser General, in Jütland eingerückt, war nahe daran, den Frieden zu dictiren, als das Unerwartete geschah. Dunkle Gerüchte begleiteten den Rückzug des Generals. Jedermann begriff, daß es sich nunmehr nicht bloß um Deutschlands Recht, sondern auch um Deutschlands Ehre handle. Von der Nationalversamm-

lung aber, von ihr allein, von ihr ſicher, erwartete man, ſie werde an den Tag legen, daß das auferſtandene Deutſchland kein leeres Phantom ſei. Und wer war entfernter, als wir Schleswig-Holſteiner, zu beſorgen, daß ſie, die Nationalverſammlung, nicht den Verſtand und das Herz haben werde, hier einzugreifen, ihr ganzes Anſehen, alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel auf die ehrenvolle Durchführung und Beendigung des däniſchen Krieges zu verwenden! Wer konnte erwarten, daß Deutſchland, der neue Völkerjüngling, ſchwärmend für die Sache ſeiner Brüder an der Eider, ſich in ſeiner erſten Nationalverſammlung, bei ſeinem erſten Schritt in die großpolitiſche Welt, ſo ſtark blamiren werde.

Nun aber war es Thatſache, daß die deutſche Nationalverſammlung bis zu dem Rückzuge Wrangels und den böſen Gerüchten, welche dem Abſchluß des Malmöer Waffenſtillſtandes vorausgingen, ſich ſo gut wie gar nicht um den däniſchen Krieg bekümmert hatte. Erſt als die Flüchtlinge aus Nordſchleswig in der Verſammlung erſchienen als ſtumme Ankläger der Kriegführung, deren Opfer ſie geworden, als Schaam erregende Boten der Schmach, welche nunmehr die deutſche Kriegsehre erlitten, und der größeren, von der Deutſchlands Staatsehre betrübet wurde, da erſt lenkten ſich die Blicke der Verſammlung nach dem nordiſchen Kriegsſchauplatze hin. Bis dahin hatten der Mainzer Krawall, Limburg, Luxemburg, Böhmen und andere innere Angelegenheiten den Stoff in ſich zerfließender, redſeliger Debatten abgegeben. Jetzt kam Schleswig-Holſtein und die auswärtige Politik an die Reihe.

Die Aufregung in und außerhalb der Verſammlung

war jener Tage groß. Gesteigert wurde sie noch durch die Nachrichten von den Sundewitschen Unfällen, von denen man das Böseste noch nicht mal wußte, daß sie nämlich durch das schlechte Zusammenwirken der preußischen und der Bundestruppen und zwar aus Schuld der ersteren unter Bonin's Befehl veranlaßt worden waren. Dazu kamen Gerüchte von Drohungen Rußlands und einem in Aussicht stehenden ungünstigen Waffenstillstande.

Die weiten Gallerien der Paulskirche waren in den Tagen der Verhandlung überfüllt, die gespannteste Aufmerksamkeit herrschte; man konnte sich überzeugen, daß die Sache selbst es war, die hier von dem gemischtesten Publikum in ihrer ganzen zentnerschweren Bedeutung empfunden wurde.

Auf Antrag der schleswig-holsteinischen Abgeordneten hatte der Ausschuß für völkerrechtliche und internationale Verhältnisse folgenden Antrag gestellt:

„Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig-Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde. Auch spricht die deutsche Nationalversammlung die zuversichtliche Erwartung aus, daß in der Voraussetzung, daß der Rückzug der deutschen Bundestruppen nach dem Süden Schleswigs strategischen Gründen beizumessen sei, für die erforderliche Verstärkung des Bundesheeres in Schleswig-Holstein, sowie für die Sicherstellung des durch den erwähnten Rückzug den feindlichen Einfällen etwa bloß

gestellten nördlichen Schleswigs schleunige und wirksame Fürsorge getroffen werde."

In der vierzehnten Sitzung am Dienstag, den 8. Juni, empfahl Advokat Heckscher aus Hamburg, als Berichterstatter in dieser Frage, die Annahme des obigen nichtenützigen Antrages. Der Erwählte der Hamburger Börse, politisch charakterlos wie diese, referirte kalt wie über ein objectum litis zwischen der Partei Dänemark und Schleswig-Holstein. Nicht übel war der historische Abriß der Verhältnisse zwischen Dänemark und den Herzogthümern. Auch die nächsten Ursachen des Kampfes ließ er klar hervortreten; in diesem allem zeigte sich sein darstellendes Talent im besten Lichte und mit einer gewissen staatsmännischen Eleganz. — Von dem Briefe des Königs von Preußen an den Herzog von Augustenburg äußerte er, daß er, in Beziehung auf seine Zeitgemäßheit, verschieden beurtheilt worden. Von der glorreichen Eroberung der Danevirke durch die preußischen Truppen wollte er schweigen, da er nach dem begeisterten Zurufe Venedey's darüber nichts zu sagen habe. Das waren so kleine Züge seiner Bosheit, von der er auch späterhin recht meisterhafte Belege lieferte. Hinsichtlich des plötzlichen und unerklärlichen Rückzugs, der eine so gewaltige Aufregung und Entrüstung hervorgerufen, trat er der Ansicht bei, daß Jütland aus politischen, Schleswig (das nördliche) dagegen nur aus strategischen Rücksichten geräumt sei. Den argen Verstoß gegen die militairische Logik, der in dieser Ansicht lag, wies Stavenhagen später nach. Das war ihm zu verzeihen. Einen ärgeren Verstoß gegen die staatsrechtliche Logik machte Herr Heckscher jedoch durch die Behauptung: unzweifelhaft sei zwar das

Recht der Herzogthümer auf ihre Privilegien, ihre unauflösliche Verbindung und die agnatische Erbfolge. Ob aber Deutschland ein unbedingtes, unzweifelhaftes Recht habe, zu verlangen, daß ganz Schleswig zum deutschen Bunde gehören solle, das sei eine bestrittene und zweifelhafte Frage. Er wolle auf diese Controverse nicht eingehen, man werde aber die Gründe seiner Zurückhaltung zu würdigen wissen, setzte er geheimnißvoll hinzu. Vielleicht sollte das eine Hindeutung auf den überwiegend dänischen Charakter der nordschleswigschen Bevölkerung und den damals von England beliebten Theilungsplan nach der Sprachgrenze sein. Als Rechtscontroverse hingestellt war die Sache natürlich brennender Unsinn. Die Versammlung, die Herrn Heckscher damals noch nicht kannte und daher nicht wußte, daß er an der bösen Manette mancher Menschen von sonst scharfem Verstande litt, durch die eine oder die andre willkührliche und ungereimte Behauptung Widerspruch zu erregen, sich darin zu verbeißen und dieselbe bis zum Wahnsinn zu vertheidigen, die Versammlung schien ein unverdientes Gewicht auf diese Absurdität zu legen, namentlich denn auch die schleswigschen Abgeordneten, obwol sie überdies am besten wissen mußten, daß Dänemark auf den Theilungsplan überhaupt nicht eingehen werde, sowie auf kein Zugeständniß, ohne Zwang des Krieges, um den allein es sich hätte handeln sollen. In dieser letzteren Hinsicht beruhigte indeß Herr Heckscher die Versammlung durch die Verlesung eines Auszugs aus einem Protokoll der Bundesversammlung vom 5. Juni 1848. Man erfuhr, daß in Folge eines Berichtes des Generals von Wrangel über die Zurückziehung der deutschen Truppen

aus Jütland und einen Theil von Schleswig und einer Mittheilung des Gesandten von Holstein über das verzögerte Eintreffen der vollen Bundescontingente die Bundesversammlung sogleich beschlossen habe, durch abzusendende Mitglieder der Militaircommissien, die Vervollständigung der Contingente des 10. Armeecorps so schnell wie möglich zu bewirken. Und da der General die von seiner Armee genommene Stellung angezeigt und um weitere Instruktionen gebeten, so sei beschlossen worden, ihm zu erwiedern, daß der Bundesversammlung keine politischen Gründe vorlägen, welche der Wiederbesetzung der geräumten Landestheile entgegenständen und der General von Wrangel die Befreiung des von den dänischen Truppen neuerlich besetzten Theils von Schleswig zu bewirken wissen werde. Wie genugthuend, wie beruhigend! Auch verfehlte der Berichterstatter nicht zu bemerken, daß durch diese Anordnungen der Bundesversammlung der zweite, die Wiederbesetzung Schleswigs betreffende Theil, bereits erledigt zu sein scheine. Indeß, meinte er, könne er stehen bleiben. Dringend empfahl er dagegen die Annahme des ersten Theils, nachdem er andre, stärkere, aber minder taktvolle Anträge zu miscreditiren gesucht hatte. Damit aber wegen der Erklärung der Nationalversammlung, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereiche ihrer Wirksamkeit gehöre, kein Zweifel obwalte, als sei damit gemeint, die Nationalversammlung wolle nun gleich selbst die schleswigsche Sache in die Hand nehmen, benachrichtigte der Redner die Nationalversammlung auf eine in der That naive und nach Selbstironie schmeckende

Weise, das hinzugefügte Verlangen, daß bei dem Friedensschlusse das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt werde, könne keine andre Adresse haben als entweder die Bundesversammlung oder die bevorstehende Exekutivgewalt; an eine andre könne es nicht gerichtet sein. Ein vielstimmiges, mir ganz unselig und hoffnungsloses klingendes Brave begleitete den basso sprechenden, schwarzbärtigen, blaßgelben Redner von der Tribune. Er war als wenig Bekannter, als Advokat Heckscher aus Hamburg, hinaufgetreten und stieg, beladen mit dem Fluche solcher Brave's, als würdiger künftiger Reichsminister und Bravourrollenspieler der Schmerling'schen Politik, deren Intriguant Herr Detmold, von der Tribune herab.

Heckscher hatte den Antrag empfohlen, weil er ungenügend, praktisch leer war, er hatte ihn dringend empfohlen, damit nicht andre Anträge angenommen würden.

Professor Dahlmann, der nach ihm zuerst das Wort ergriff, empfahl den Antrag als das Wenigste, was die Versammlung für eine so schwer gekränkte Sache thun könne: dieser Antrag ach! er sei ganz in dem Sinn alter deutscher Bescheidenheit gestellt, überschreite wahrlich nicht das Maaß der Sachlage, erreicht nicht einmal die Grenze der gerechten Hoffnungen der Schleswiger. Und derselbe Dahlmann war der Redakteur des allzubescheidenen Antrags, dem Heckscher nach dessen eigener Aeußerung, ohne Dahlmann's Wissen, noch das unbescheidene verlangt als Kraftscheinwort hinzugefügt hatte! Er empfahl ihn indeß nicht weil, sondern obgleich. Die Rede dieses alten ehemaligen Hüters der schleswig-holsteinischen Landesprivilegien war durch ihren tiefen Ernst, ihren sitt-

lich patriotischen Pathos sehr geeignet, die Versammlung würdig zu stimmen und verfehlte auch diesen, von dem Heckscher'schen Vortrage so verschiedenen Eindruck nicht. Die starren Formen seines geschichtsmumienhaften Wesens schien bei dem Namen Schleswig-Holstein etwas wie Jugendfeuer zu durchbrechen; man fühlte die Wahrheit, daß er die besten Kräfte seiner Jugend, die Treue eines Menschenalters der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet habe. Er sprach von der Ehre Deutschlands und was sie bedeute in dieser Sache. Die männliche und seelenvolle Betonung des Wortes und der erhaben klingenden Aufforderung, Deutschlands Ehre zu wahren, ließ beinahe vergessen, daß mit der Annahme des Antrages für die Wahrung der Ehre Deutschlands und der Rechte der Herzogthümer so gut wie nichts geschehen sein würde. Uebrigens beging er gleich zu Eingang ein qui pro quo in dieser Hinsicht. Er sagte: meine Herren, wir Antragsteller haben Sie gebeten, Sie möchten wahren die Ehre von Deutschland. Nach dem Antrag und Heckscher's Erläuterung war die Adresse solcher Bitte oder solches Verlangens die Bundesversammlung oder die künftige Centralgewalt. Dahlmann's Worte, so ernst genommen wie sie gesprochen, gingen weit über den Antrag hinaus. Sein herrlicher Aufruf am Schlusse: „Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird damit auf der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen. Sie werden thun, was die Ehre Deutschlands fordert, und mögen die Pläne aller derjenigen zu Schanden werden, welche ihre Rechnung stellen auf die Unsterblichkeit der Schwäche und Versunkenheit unsers deutschen Vaterlands, dieser Aufruf

wäre des kühnsten oder eines wahrhaft praktischen Antrages an die Versammlung würdig gewesen, für den vorgebrachten war er eine bedauernswerthe Verschwendung.

Auch Franke von Schleswig rieth, obwol der Antrag nicht minder bescheiden sei, wie der Wunsch der Schleswiger, nämlich daß ganz Schleswig in derselben Lage bleibe wie Holstein und beide mit Deutschland ein Schicksal theilten, dennoch zur Annahme. Der völkerrechtliche Ausschuß werde darüber wachen, daß der Krieg mit aller erforderlichen Energie fortgesetzt werde; so auch, daß der Friede, wenn er komme, der Ehre Deutschlands entspreche. Das war nun mindestens eine und zwar die erste Andeutung, auf welche Weise und mit welcher Handhabe die Nationalversammlung gedenke, die schleswigsche Sache in den Bereich ihrer Wirksamkeit zu ziehen. Indeß mußte jeder, der wußte, daß die Vollmacht und vorgeschriebene Thatigkeit des internationalen und völkerrechtlichen Ausschusses nur auf Prüfung und Begutachtung der in ihr Gebiet einschlagenden Fragen gerichtet war, die Unzulänglichkeit dieser Auskunft auch nur für die bescheidensten Ansprüche auf fortlaufende und definitive Wahrung der schleswig-holsteinischen oder vielmehr deutschen Sache in Schleswig-Holstein sich eingestehen. Von einer erweiterten Vollmacht und näheren Beauftragung in Bezug auf den deutsch-dänischen Krieg und die etwaigen Friedensunterhandlungen war nicht die Rede. Hinsichtlich der angeblichen Räumung auch Schleswigs von den deutschen Truppen beruhigte der Redner durch Mittheilung brieflicher Nachrichten, wonach unsre Truppen wieder vorwärts gingen und bedeutende Verstärkungen von Deutsch-

land ankämen. In diesem Augenblick käme es darauf an zu erwägen, ob mehr geschehen könne als vorbereitet. Vollendet sei der Krieg bei weitem nicht. Es sei durchaus keine Frage von Waffenstillstand, der Krieg lodre in hellen Flammen fort und die deutschen Truppen würden denselben in Verbindung mit den schleswig-holsteinischen zu beendigen haben. Gegenwärtig über die einzelnen Bedingungen des Friedens zu sprechen, oder Beschlüsse darüber zu fassen, sei noch zu früh. Jetzt denke Niemand an Frieden. (Nur Dänemark dachte nicht daran.) „Es ist noch Krieg und Krieg müssen wir führen."

Wäre dem allen so gewesen! Leider war jedoch die einzige Wahrheit, daß der Krieg noch lange nicht vollendet und daß Krieg geführt werden müsse. Zur selben Zeit, als der Abgeordnete aus Schleswig so zuversichtlich vom Kriege und so kriegerisch von der Zukunft sprach, wurde nach wie vor unterhandelt, wurde ein Waffenstillstand und die Räumung Schleswigs vorbereitet, wurde nur Scheinkrieg mehr geführt. An eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, an eine Wiederbesetzung Jütlands wurde vollends nicht gedacht. Das alles wissen wir jetzt. Ja auf dem Kriegsschauplatze machte man sich schon damals keine Täuschung darüber.

Nunmehr trat der Präsident der Bundesversammlung, Herr von Schmerling, auf; that erst ganz entrüstet über den schlechten Streich, welchen die frühere Bundesversammlung Dahlmann und der holsteinischen Ritterschaft mit gewissen 1000 Exemplaren einer Eingabe gespielt hatte und wie strafbar sie sich in dieser Angelegenheit benommen — von Dahlmann war nämlich die alte

Klaggeſchichte wieder vorgebracht werden, um zu beweiſen, daß der Rechtsweg längſt betreten, aber Schleswig-Holſtein abgeſchnitten worden. Er aber ſage ſich feierlich von einer ſolchen Handlungsweiſe los. Die Zeit der zweideutigen Diplomatie ſei hoffentlich für immer verſchwunden. Er kenne nur eine Pflicht der Regierungen, die Pflicht, die wohlverſtandenen Intereſſen der Völker mit aller Kraft zu vertheidigen. Auf der Höhe dieſes Standpunktes oder dieſer von Beifall umrauſchten Verſicherungen nahm nunmehr der Präſident der Bundesverſammlung den Antrag der Commiſſion als an dieſelbe gerichtet, herzhaft und freudig entgegen. Aber die Bundesverſammlung hatte ſchon und wie tüchtig! gearbeitet in dieſer Angelegenheit, ſchon vor längerer Zeit einen eigenen Geſandten nach London geſchickt, an die Regierung jenes großen freien Landes, die ſich zur Vermittlung angeboten und von der vorauszuſetzen, daß ſie die Rechte eines Volkes zu wahren wiſſen werde (!). Und das Entſcheidenſte, die Bundesverſammlung hatte anerkannt, als Grundbedingung jedes Friedensſchluſſes mit Dänemark, daß ganz Schleswig Deutſchland verbleibe, daß kein Theil, wenigſtens nicht ohne den Willen der Bevölkerung, von Deutſchland getrennt werden dürfe! Das war nun der offen dargelegte diplomatiſche Theil der Angelegenheit. Aber in dem militairiſchen war man auch nicht läſſig geweſen. Mit Bedauern hatte die Bundesverſammlung Wrangels Rückzug aus Jütland vernommen. Der kam daher, weil das ſonſt ſo armſelige Dänemark eine Flotte beſitzt und überall Landungen machen kann, Wrangel war nicht ſtark genug, handelte aus ſtrategiſchen Rückſichten. Nun aber

hatte die Bundesverſammlung auf's entſchiedenſte darauf hingewirkt, daß die möglichſt größte Truppenzahl dem General Wrangel zur Verfügung geſtellt werde. Augenblicklich, glaube von Schmerling, ſei Wrangel ſtark genug, nicht allein den Dänen, ſondern auch den Schweden die Spitze zu bieten. Er habe den Auftrag erhalten, das von den Dänen beſetzte Schleswig wieder zu beſetzen. Was die Wiederbeſetzung auch Jütlands betreffe, ſo werde ein General wie Wrangel, ein Heer wie das ſeinige, alle Gründe in der Vaterlandsliebe finden, ſo weit wie möglich vorzurücken (und alle Gründe in Kabinetsordern, dies nicht zu thun). General Wrangel ſei ein zu erfahrener Feldherr, um nicht zu wiſſen, daß derjenige, der angriffsweiſe vorgehe, immer in der öffentlichen Meinung den vollſtändigſten, entſchiedenſten Sieg gewinnen werde; allein in Frankfurt ſei man nicht in der Lage, über die Verhältniſſe abzuſprechen und man dürfe nicht in den Fehler des vorigen Jahrhunderts verfallen, wo man 50 Stunden vom Kriegsſchauplatze in einem Rathe an einem grünen Tiſche die Kriegsoperationen leitete. Es genüge dem General Wrangel angedeutet zu haben, daß gar kein Grund dem Vorrücken in Jütland entgegenſtehe. (Das war nicht geſchehen oder wenigſtens nur zweideutig geſchehen. ſ. o.) Herr von Schmerling ſchloß mit den Worten: „ich habe mir erlaubt zu zeigen, daß wir alle Maaßregeln für die Wahrung Schleswigs ſowol auf diplomatiſchem Wege als auch durch die Gewalt des Heeres, vorgekehrt haben. Sprach's und hüpfte von der Tribüne.

Die Genugthuung ſchien groß zu ſein, welche dieſe

glatten und geschmeidigen Worte bei einem großen Theil der Versammlung hervorriefen. Unter dem Vielen, worüber die Versammlung später sich nachzuschämen hatte, gehörte auch diese Genugthuung. Nur ein kleinerer Theil und das Publikum der Gallerien fühlte instinktmäßig die Frivolität des Mannes. Auf mich machte er von Anfang an den Eindruck des gewandten politischen Roturiers, der unter Umständen jeder Sache keck und rüstig dienen wird.

Jordan von Berlin war der erste, der damals der Versammlung die Wahrheit sagte. Jetzt wisse man, fuhr er los, warum die Verhandlung über Schleswig-Holstein von einem Tag zum andern aufgeschoben worden. Deshalb damit der Bundestag der Versammlung sagen könne, es sei Alles (!) geschehen, was in der Sache zu thun. Der Antrag des Ausschusses fuße allein auf dem Aktenstaub der Archive, nicht in der lebendigen Gegenwart. Was es sonst bedeuten solle, wenn die Nationalversammlung erst erkläre, die schleswigsche Sache sei eine Angelegenheit der deutschen Nation. Als ob jemand auftreten und feierlich erklären und beweisen wolle, daß sein Kopf sein Kopf sei. Und was es heißen solle, wenn der Ausschuß verlange, es solle bei dem Abschluß des Friedens mit Dänemark das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt werden. Führe man Krieg um die Schande Deutschlands zu erobern? Und in Betreff des zweiten Theils: welche Vorstellung man sich denn von der Versammlung mache, wenn man sie verurtheilen wolle zu der Rolle einer bloßen Zuschauerin bei Begebenheiten, wobei die Integrität Deutschlands auf dem Spiele stände; wenn man ihr

zumuthe, die Erwartung auszusprechen, es werde Fürsorge getroffen werden für dies und jenes; wenn man ihr zumuthe, es einem allerhöchsten und allergnädigsten Belieben anheim zu stellen, was in der Sache geschehen solle. Der Berichterstatter habe beliebt, die Fassung dieses zweiten Theils eine beinahe verwegene zu nennen. Er gestehe, er finde das extremste Gegentheil von Verwegenheit darin (welchen Ausdruck er als gleichbedeutend mit Feigheit, wie Einer aus der Versammlung schrie, auf die Aufforderung des Präsidenten zurücknahm). Nicht aus strategischen Gründen, sondern in Folge eines Rathes von England und russischer Drohungen habe General Wrangel Jütland räumen müssen. Die fremden Mächte ertheilten den freundschaftlichen Rath, es werde sich alles am besten machen und am glattesten der Friede zu erlangen sein, wenn den Dänen hübsch alles zuvor herausgegeben würde. Und die Deutschen seien gutmüthig genug, darauf einzugehen und sofort Schleswig preiszugeben. Der Redner beantragte sodann, daß nach Wegfall des ersten Theils, der zweite folgendermaßen gefaßt werde: „die Nationalversammlung verlangt Rechenschaft über die Gründe, welche den Rückzug des deutschen Heeres aus Jütland und Nordschleswig und die Erlassung der den Jüten auferlegten Contribution veranlaßt haben."

Der Redner sprach mit mehrseitigem lauten Beifall und würde solchen bei einer etwas gediegneren Würdigung der Frage noch mehr verdient haben. Sein Amendement wurde nach einer, die Verhältnisse der europäischen Mächte zu der schleswig-holsteinischen Frage beleuchtenden Zwischenrede des Professors Wurm, von Gabriel

Rieſſer, Namens einer Anzahl Gleichgeſinnter, als erſter Theil in folgendem Verbeſſerungsantrage aufgenommen:

Die Nationalverſammlung beſchließt, daß von der Bundesverſammlung Aufſchluß zu fordern ſei über die bisherigen Vorgänge im Krieg mit Dänemark, insbeſondere über die Veranlaſſung des auffallenden Rückzugs der Bundestruppen aus Jütland und Nordſchleswig; 2) daß ſofort energiſche Maaßregeln zu treffen, um die Kriegsoperationen in einer die Ehre der deutſchen Truppen wahrenden Weiſe wieder aufzunehmen und die Dänen vom deutſchen Boden zu vertreiben: 3) daß die Genehmigung des abzuſchließenden Friedensvertrags der Nationalverſammlung vorbehalten ſei."

Der Antragſteller begründete hauptſächlich den erſten Theil, den er jedoch ſpäter im ferneren Verlauf der Debatte, fallen ließ. Den zweiten Theil nannte er im Weſentlichen übereinſtimmend mit dem erſten des Ausſchuſſes, nur daß es nicht darauf ankommen ſolle, theoretiſch auszuſprechen, daß dieſe Sache eine Sache Deutſchlands und der Verſammlung, ſondern daß man daraus eine praktiſche Folge ziehe. Hätte der geiſtreiche, gemüthvolle und der Rede ſonſt ſo mächtige Mann nur mit ein paar Worten dieſe praktiſche Seite ſich und der Verſammlung auseinanderſetzen mögen. Hätte er, ſtatt darüber wegzuſchlüpfen, nur ein wenig bei der praktiſchen Seite verweilt, nur ſo lange, um einzuſehen, oder einſehen zu laſſen, daß der Beſchluß der Verſammlung, energiſche Maaßregeln zur Fortſetzung der Kriegsoperationen zu treffen, an ſich ſelbſt und ohne einen neuen beſonderen Antrag hinſichtlich der Ausführung

dieſes Beſchluſſes, vollkommen ſo unpraktiſch ſei als der erſte Antrag des Ausſchuſſes.

Auch der Böhme Giskra, ausführlicher und mit mehr Friſche und Aufwand von Kraftworten das vorige Amendement begründend, ließ das Wie der Ausführung unberührt. Er ſagte unter andern: „Weithin in Deutſchland ſpricht man: die Herren zu Frankfurt ſitzen nun ſchon lange in Frankfurt, reden, debattiren und discutiren, beſchließen aber nichts, was für die deutſche Sache weſentlich iſt!“ Die Nationalverſammlung hat Mancherlei beſchloſſen. Allein Beſchließen und Ausführen war auch hier zweierlei!

Nun kam ein diplomatiſches Intermezzo, aufgeführt von dem alten Herrn Raumer aus Berlin, nach Mittheilungen, die er für vollkommen glaubwürdig halten zu müſſen verſicherte. Hatte von Schmerling die Bundesgroßthaten geſchildert und Profeſſor Wurm den Ausbruch einer kriegeriſchen Verwicklung mit England und Rußland wegen Schleswig aus verſchiedenen Gründen beſtritten und ſeinen Vortrag, wie denn gewöhnlich, mit einem oratoriſchen Knall geſchloſſen, indem er ausrief: Was denn ſchließlich einen ruſſiſchen Krieg anlangt, ich, meine Herren! ich wünſche ihn nicht, aber ich fürchte ihn noch viel weniger! ſo berichtete nun Herr von Raumer preußiſcherſeits über den Lauf und augenblicklichen Stand der Unterhandlungen, nämlich Englands Waffenſtillſtandsvorſchlag, demzufolge die beiderſeitigen Truppen die Herzogthümer räumen ſollten und Preußens bedingungsweiſes Eingehen darauf und bisheriges Allesnurmöglichegethanhaben in dieſer Angelegenheit, ferner über die von Lord Palmerſton in Kopenhagen empfohlenen

eigentlich von Preußen aufgestellten Friedensvorschläge, wonach 1) die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Holstein anerkannt und die mit Dänemark sich nur auf die Herrschaft des Mannesstammes der Oldenburger beziehen würde, 2) Trennung des Heers, der Finanzen, der Flotte und der Schulden zwischen Dänemark und den Herzogthümern und 3) Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund eintreten würde; wies dann, Schmerlings perfiden österreichischen und Wurms, des quecksilbrigen Schwaben-Hamburgers, Kriegsrademontaden gegenüber, auf des verkämpfenden Preußens sehr bedenkliche und gefährliche geographisch-politische Lage hin. „Alles, was möglich ist, wird gewiß von Preußen für die deutsche Sache geschehen; aber muthen Sie Preußen nicht das Unmögliche, muthen Sie Preußen nicht einen Selbstmord zu." Die Gefahren eines Krieges mit Rußland, fuhr Herr Raumer fort, habe noch kürzlich ein sehr unterrichteter Offizier geschildert. Den Schatten Napoleons beschwor er, um die Versammlung vor Rußlands Polyphems-Höhle zu warnen. Von Rußland sei nämlich eine für Deutschland ungünstige Erklärung in London eingelaufen. Ferner habe Rußland (in Berlin) erklärt, daß wenn die deutschen Truppen über eine gewisse Linie (die Königsau) hinausgingen, der russische Gesandte Berlin verlassen und der Krieg beginnen solle. Man möge also Preußens Lage bedenken. Im Kriegsfall müsse Preußen zur Selbstvertheidigung seine Truppen aus Schleswig-Holstein zurück und nach seiner gefährdeten Ostgrenze hinbeordern, damit nicht, ehe die deutsche Nation gerüstet, Ost- und Westpreußen von Russen überschwemmt würden. Was

es heiße, Russen als Fremde im Lande zu haben, habe die Versammlung (Süddeutschland), Gott sei Dank, noch nicht erfahren. Die nächste Folge werde aber sein, daß Schleswig-Holstein, entblößt von deutschen Truppen, der dänischen Invasion ausgesetzt sein würde. Die schleswig-holsteinische Frage begeistere nicht alle Deutsche wie im Jahre 1813 die französische. Indeß wollte Herr v. Raumer nicht die jämmerliche, die niederträchtige Ansicht vertheidigen, daß die Deutschen jemals ihre Ehre aus Furcht opfern müßten. Aber nöthig sei, daß alle deutschen Stämme, mit Vergessung aller früheren Verdächtigungen und Anschuldigungen, zu dem Werke der Eintracht sich brüderlich die Hände reichten.

Die Aufklärungen des Herrn Raumer verbreiteten ein neues Licht über die Sache. Es war aber kein Licht, das der Versammlung zu einer ihrer würdigen Beschlußnahme voranleuchtete, sondern es erhellte nur beiläufig den Abgrund ihrer Schwäche und Unfähigkeit. Mochte man von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Rußland denken, was man wollte, gefaßt und vorbereitet mußte man auf denselben sein. Es war die Wehrfähigkeit Deutschlands, die hier, bei einem concreten dringenden Fall, in Frage kam und preußischerseits, wie bereits aus der früheren Debatte über diesen Gegenstand erhellt, sehr in Frage gestellt wurde. Mit dem vollkommensten Recht, wie ich für Verständige und Kundige kaum zu bemerken brauche. Dem für Freiheit und Einheit begeisterten Deutschland das Gewehr in die Hand geben, um es sich zu schützen zu lassen vor den Feinden ringsum, denen seine Erhebung ein Dorn im Auge, das war die erste und leider am schlechtesten begriffene Aufgabe der

Nationalverſammlung. Preußen, dem nicht allein zuerſt der Kampf mit dem aſiatiſchen Koloß auf den Hals gefallen wäre, ſondern das auch zuletzt einzig und allein den unglücklichen Ausgang zu büßen gehabt hätte, Preußen war beinahe entſchuldigt, war bei dem bewußten Mangel einer ſeine Geſchicke leitenden, geſcheuten und energiſchen Perſönlichkeit entſchuldigt, auf dieſen Kampf ſich nicht allein und mit der unſicheren Hülfe des alten, in den letzten Zügen liegenden deutſchen Bundes noch auch der revolutionairen, doctrinairen und burſchenſchaftlichen, in summa unfähigen Nationalrepräſentation des neuen Deutſchlands einlaſſen zu wollen. Die jetzige Debatte war ein neues, noch viel heftigeres Anklopfen an die politiſche Verſtandesthür der Verſammlung. Aber Niemand, ſage Niemand, rief: herein!

Von den nächſtfolgenden Vorträgen dieſer Sitzung will ich völlig Umgang nehmen und nur bemerken, daß die ſchleswigſchen Deputirten, wie oben ſchon erwähnt, auf das Einlegen der Lanzen für Nordſchleswig ſich beſchränkten.

Der treffliche Jakob Grimm verſicherte, daß auch die Jüten von germaniſchem Stamm. Er wollte energiſche Fortſetzung des Kriegs und daß die Einmiſchung fremder Mächte nicht zu dulden.

Profeſſor Vogt von Gießen ſtimmte für das Amendement des damals noch zur Linken gehörigen Jordan, weil man Auskunft haben müſſe, in welcher Weiſe die deutſchen Regierungen Deutſchlands Ehre begriffen, und ob man zu dieſem Begriffe zuſtimmen könne oder nicht. Die vorgeſchlagenen Friedensbedingungen ſeien rein dynaſtiſche. Die Herzogthümer bleiben zuſammen, Per-

ſonalunion, Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund. Aber von Aufhebung des Sundzolls, Theilung der Flotte u. ſ. w. ſei nicht die Rede. Wohl glaube er, daß Gefahr vor einem Kriege mit Rußland vorhanden. Aber dann frage er auch, warum die Regierungen immer noch am Rheine armirten und ihre Truppen noch in Baden hielten? Warum in der Provinz Rheinheſſen Einlagerung angeſagt ſei von Sachſen und Kurheſſen? Warum gegen ein Volk rüſten, welches Deutſchland die befreundete Rechte dargeboten, an deſſen Spitze Männer wie Lamartine und Arago? Warum nicht gegen Oſten rüſten, wo, wie man verſichre, die Gefahr wirklich vorhanden ſei. Es ſei klar, daß über die deutſche Ehre verſchiedene Begriffe obwalteten. Preußen, das den Rückzugsbefehl in Folge einer ruſſiſchen Note gegeben, begreife ſie in andrer Weiſe als er und ſeine Freunde.

Profeſſor Waitz aus Göttingen, geborener und deputirter Schleswiger, vertheidigte das Verhalten der preußiſchen Regierung auch namentlich in Bezug auf Nordſchleswig, ſprach von dem ſich vorbereitenden ſkandinaviſchen Bunde, Englands wachſenden Sympathien für die deutſche Sache und kam endlich auf den Commiſſionsantrag, von dem er äußerte, daß er von den ſchleswigholſteiniſchen Abgeordneten ausgegangen ſei, daß ſie die Schwachen und Verzagten geweſen, die aus Beſcheidenheit, und um nicht verwegen in die Verſammlung einzutreten, den von Einigen der Faſſung des Antrages gemachten Vorwurf verdienten. Sie hätten gefühlt, daß noch andre große Fragen Deutſchland und die Verſammlung beſchäftigten, hätten ſich nicht verdrängen wollen. Jetzt, wo ſich ringsumher Stimmen dafür aus-

gesprochen, könnten auch sie einen Schritt weiter gehen, und er erlaube sich daher als Mitantragsteller eine veränderte Redaktion vorzulegen. Diese lautete:

Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereiche ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maaßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen, daß aber bei dem Abschluß des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt und der Friede der Nationalversammlung zur Genehmigung vorgelegt werde.

Im Grunde aber sei das Resultat dasselbe, versicherte der Redner, und hatte nicht Unrecht.

Raveaux' Worte für das Rieffer'sche Amendement wurden danach um so überflüssiger, als auch er den ersten Theil fallen ließ.

In seiner Schlußrede hatte der Berichterstatter die Dreistigkeit, alle auf Schleswig bezüglichen Beschlüsse des deutschen Bundes und des Vorparlaments als Einseitigkeiten einer Partei hinzustellen. Daß nun die auswärtigen Mächte in einer bestrittenen Sache ein Wort mitzureden hätten, das könne man ihnen nicht versagen, und, wenn man's versuchen wollte, so würden sie sich es nehmen. Deutschlands Ehre und Würde bestehe nicht darin, sich ein bestrittenes Recht (nämlich auf das ganze Schleswig) unbedingt und gewaltsam zuzueignen. Alle vorgeschlagenen Amendements seien verderblich. Man möge, im Namen der Eintracht, keine Auskunft, keine Mittheilungen und Vorlagen über den Rückzug u. s. w. begehren. Er selber scheue einen Skandal nicht, aber

wo er ſchädlich, mache er ihn nicht. Die Auskunft würde vielleicht hin und wieder einen beklagenswerthen Beleg über die Zerriſſenheit in der Verwaltung der inneren und militairiſchen Angelegenheiten Deutſchlands geben, die werde man dem Feinde nicht zeigen wollen, darüber werde man hinweggehen, weil es nicht nöthig und ſchädlich. Auch die Ratification des Friedens möge die Verſammlung ſich nicht vorbehalten. England habe noch nicht den Sinn für die rieſenmäßige Größe, zu welcher das Verlangen nach deutſcher Einheit angeſchwollen (im Munde eines Heckſcher klang's wie Spott); die Verſammlung werde ſie ihm ſchon beibringen. Aber heute könnte ſie es noch nicht, höchſtens mit Worten, aber nicht mit Thaten! Wenn England höre, daß die für revolutionair von ihm gehaltene Verſammlung ſich die Ratification vorbehalten, werde es die Friedensvermittlung aufgeben und die Folgen davon ſeien unberechenbar!

Tiefer konnte kein Redner die Nationalverſammlung herabwürdigen. Und doch! was that er anders, als der That- und Rathloſigkeit der Verſammlung — den Spiegel hinhalten?

Aus der nun folgenden Debatte über die Fragſtellung will ich nur ein Wort von Vogt anführen. Seine Anſicht, daß über den erſten und zweiten Satz des Commiſſionsantrages abgeſondert abzuſtimmen ſei, vertheidigte er durch folgenden Witz: Man kann für die Ehre Deutſchlands ſtimmen und braucht doch nicht für die ſtrategiſchen Maaßregeln eingenommen zu ſein!

Bei der Abſtimmung erhoben ſich für den Antrag des Ausſchuſſes nur Wenige, dagegen der umgemodelte

von Waitz, ohne ſeinen Schlußſatz, mit großer Mehrheit angenommen wurde. Ueber letzteren: die Nationalverſammlung erklärt, daß die Genehmigung des abzuſchließenden Friedensvertrages ihr vorbehalten ſei, wurde beſonders und auf Venedey's Antrag namentlich abgeſtimmt. Er wurde mit 275 Stimmen gegen 200, verworfen.

Es war erklärlich, daß der öffentliche Unwille ſich hauptſächlich auf das Reſultat der letzteren Abſtimmung warf. Ich mußte mir jedoch geſtehen, daß der Antrag mit innerer Conſequenz verworfen worden war. Wie konnte ſich eine Verſammlung, die nur Zuſchauerin der Ereigniſſe blieb und weder an den Friedensverhandlungen noch an der Kriegführung durch ein geeignetes Organ Antheil nahm, wie konnte ſie ſich herausnehmen, die Ratification des künftigen Friedens ſich vorbehalten zu wollen?

Das Schickſal hat gefügt, daß die Verſammlung, welche damals darüber debattirte, ob ſie ſich die Ratification des Friedens in Betreff der Herzogthümer, ihrer Rechte und Deutſchlands Ehre feierlich vorbehalten wolle oder nicht, längſt geſprengt und vernichtet werden ſollte, während Schleswig-Holſtein einſam noch beſteht und fortkämpft und Preußen und die übrigen deutſchen Mächte ihren „inexpreſſibeln" Collectiv-Frieden mit dem Feinde abgeſchloſſen haben.

Nur hinſichtlich des Malmöer Waffenſtillſtandes ſollte ſie bald genug auf die Probe geſtellt werden, und der Ausfall bewies denn auch, daß ſie gegen ſich ſelbſt Recht behielt, und daß ihr Haupt, über das ſie ſelbſt ſchon den Stab gebrochen, trotz alles Zurufens von Dahlmann, der Geſchichte verfallen war.

Dies war nun die zweite große Debatte, die mein Vertrauen in die Versammlung erschütterte, bis die des Malmöer Waffenstillstandes es völlig vernichtete. Je weniger man an der aufrichtigen Theilnahme der großen Mehrheit der Versammlung an Schleswig-Holstein zu zweifeln Grund hatte, je tieferen Nachhall Dahlmann's angeführte Worte: Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird damit auch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen, meinem Gefühl nach, in jeder Seele haben mußten, desto unheilvoller schien mir das Gemisch von Verblendung und Ohnmacht zu sein, welches das Resultat oder vielmehr die Resultatlosigkeit dieser Debatte bestimmte. Auch diesmal war übrigens die Linke dem Kampfplatze fern geblieben. Jordan aus Berlin debütirte nur für sich selbst. Vogt unterstützte zwar das auf Vorlage der Unterhandlungen und sonstige Aufschlüsse gebenden Amendement, allein sein Antrag war nicht ernsthaft auf die Sache selbst und am wenigsten auf den Krieg gerichtet, dessen Ernst und Bedeutung er nicht zu kennen schien. Später kam mir seine Rede noch anstößiger und frivoler vor als damals, da ich sie von ihm hörte, und wie immer durch das Gefallen an seinem Schlagwörtertalent, seiner sprudelnden Witzader, seiner naturfrischen und mit gutmüthigem Lachen die gefährlichsten Pfeile auf seine Gegner abschießenden Person, beherrscht wurde. Vogt war der Politiker der Linken und ihre hervorragendste Welt- und gelehrte Bildung, freilich in der saloppesten und ungeschliffensten Kathederform. Vogt und seiner Freunde Ansicht von der dynastischen Seite des Kampfes in und um Schleswig-Holstein war nicht geradezu unwahr;

aber sie war bis zum Verbrechen einseitig, sah nur auf das Aeußere, nicht auf das Innere, nur auf den Körper, nicht auf die Seele des Kampfes, welcher durch die Begeisterung des deutschen Volkes weit richtiger verstanden wurde. Eben damit der Krieg nicht in einen bloßen Fürstenkrieg umschlage, eben dafür sollte die deutsche Nationalversammlung auftreten. Was Vogt sagte, hörte sich aber so an: was scheert uns der Krieg und was daraus hervorgehen kann, der Krieg mit Rußland. Mögen die Preußen dafür aufkommen. Die Nationalversammlung bekümmert sich nur um den Friedensschluß; aber da läßt sie auch nicht mit sich spaßen, sie wird sich nur den brillantesten, vortheilhaftesten und ehrenvollsten gefallen lassen.

Ich werde noch mit der Linken abrechnen, desto strenger, je schmerzlicher mir die Erfahrung in ihrem Betreff gewesen ist. Ich kann die Ueberzeugung nicht zurückhalten, daß sie in Bezug auf den schleswig-holsteinischen Krieg weder eine kluge noch eine heroische, noch überhaupt eine ehrliche Stellung eingenommen hat, daß sie nicht Waffen gegen den auswärtigen Feind, vielmehr Waffen gegen die inländischen Regierungen, namentlich gegen Preußen in dem schleswig-holsteinischen Nationalkriege gesucht hat, daß sie theilweise aus Unvermögen die stets nur halbgebliebene deutsche Märzrevolution von 1848 von der erhabenen Stelle der Nationalversammlung aus durchzuführen, in dem schleswig-holsteinischen Kriege nur den Zunder einer zweiten deutschen Revolution erblickte, zu deren Beherrschung sie, freilich eitler und nichtigerweise, mehr Kraft sich zutraute.

Leider mußte ich mir bekennen, daß die Frankfurter

Linke wegen ihrer Auffassung des schleswig-holsteinischen Kampfes eine, den Schleswig-Holsteiner demüthigende Entschuldigung für sich hatte. Der Anschein sprach wider uns, ja es war mehr als Anschein, es war Thatsache, daß die revolutionäre Regierung von Schleswig-Holstein, im Vertrauen auf die preußische und deutsche Hülfe, sowie aus Grundsätzen, von denen ein großer Theil der schleswig-holsteinischen Abgeordneten die lebendigen Träger in der Paulskirche waren, den revolutionären Aufschwung des Volkes mehr niederhielt als beförderte und namentlich auch den Stand der Bewaffnung weit unter dem hielt, was durch die Umstände geboten, vom Volke und seinen Vertretern gewünscht und für das selbständigere Auftreten der Herzogthümer, für ihr Vertrauen und Bauen auf eigene Kraft erforderlich war. Diese Zustände der Heimath waren in Frankfurt nicht unbekannt und drückten, mehr verborgen, als daß es zur Sprache kam, die Theilnahme an dem Volke wie an der Sache der Herzogthümer. Bei den Radikalen war die letztere überdies ihrer dynastischen Verklammerung wegen in Verdacht. Soll ich eine Parallele ziehen zwischen Frankfurt und Rendsburg, zwischen der provisorischen Regierung nebst der constituirenden Versammlung der Herzogthümer und der deutschen Nationalversammlung, so möchte ich sagen, in Frankfurt wiederholte sich im Großen und für ganz Deutschland, was in Rendsburg im Kleinen und für die Herzogthümer geschah und gefehlt wurde. Die Majoritätspartei Gagern schadete hier wie dort, sich selbst, dem Vaterlande und sogar diesem Preußen, dem sie sich blindlings in die Arme geworfen, weil sie die unermeßliche Revolutionskraft weder im Interesse der

Revolution, noch im Intereſſe Preußens zu lenken und auszubeuten verſtand und ihr ganzes Beſtreben nur dahin gerichtet war, ſie der Linken ſtreitig zu machen. Die Partei Gagern arbeitete mit der bewußteren äußerſten Rechten gegen die Revolution und ließ ſie unbenutzt verrauchen, ſpäter gewaltſam erſticken; ſie wollte die Einheit und ſchuf eine größere Zerriſſenheit als ſie je vorher beſtanden. Die Partei Blum und Vogt wirthſchaftete gegen die alte Staatsmacht und hatte weder die Einſicht noch die Kraft, ſich zum Herrn der überkommenen Staats- und Kriegsmittel zu machen und ſie der Revolution zur Verfügung zu ſtellen. Ich weiß wol, daß dieſes Gleichniß zwiſchen Frankfurt und Rendsburg etwas hinkt, zumal auf dem linken Bein, da von einer Linken bei uns zu Hauſe, ſchon aus numeriſcher Schwäche, damals kaum zu reden. Aber in der Mitte trifft es ziemlich zu, und was die Rechte betrifft, ſo hatten auch wir unſre kleinen Lichnowsky's, Radovitz, Döllinger in und hinter den Mauern der Verſammlung. Und wer gehörte überdies in Frankfurt zu den ausgezeichnetſten Talenten und Rednern der Gotha-Gagernſchen Partei. Eben die Schleswig-Holſteiner und die zu ihnen und ihrem Lande von früher her die intimſten Beziehungen hatten. Aber wem und wozu ſage ich das zur Zeit, wo das Haupt der betrogenen Partei ſich in dem Waffenlager unſers kleinen Volkes befindet, um Deutſchlands Sache in Schleswig-Holſtein, wo nicht ſiegen, doch mit Ehre fallen zu ſehen.

Berichte ich zunächſt von dem Erfolg des erwähnten Beſchluſſes der Nationalverſammlung, daß der Krieg in Schleswig-Holſtein *energiſch* fortzuſetzen ſei.

In derselben Sitzung hatte der Bundestagspräsident die Ueberzeugung ausgesprochen, daß zur Stunde der General Wrangel im Besitze eines Heeres sich befinde, zahlreich genug, um nicht allein den Dänen, sondern auch ihren nordischen Bundesgenossen mit Erfolg die Spitze zu bieten, eine Versicherung, welche die Versammlung mit großer Befriedigung entgegennahm.

Laut dem veröffentlichten Protokoll der Bundesversammlung vom 16. Juni empfing indeß die Bundesversammlung spätere Berichte von General Wrangel, worin die Nothwendigkeit weiterer Verstärkung, um gegen die dänische Kriegsmacht mit Nachdruck operiren zu können, dargelegt wurde. Diese Berichte wurden dem Militairausschusse zur Begutachtung übergeben.

In dem Augenblick also, wo Herr von Schmerling oben erwähnte Ueberzeugung aussprach, waren Briefe des commandirenden Generals unterwegs, welche das Gegentheil bezeugten.

Und die Nationalversammlung? In einem ganzen Monat kam sie nicht wieder auf den dänischen Krieg zurück, wiegte sich ferner, eingehüllt in das Bewußtsein ihres energischen Beschlusses, in dem allerschönsten Sicherheitsgefühl, bis sie, durch die Nachricht von der preußischen Ratification des Malmöer Waffenstillstandes wie durch einen Donnerschlag daraus geweckt wurde.

Werfe ich zuvor einen Blick auf Krieg und Unterhandlungen bis zu jener Periode. Seit dem Gefecht bei Düppel am 5. Juni und den am Morgen des 7. durch von der Tann mit so viel Glück als Tapferkeit ausgeführten Ueberfall bei Hoptrup, hatte nur noch die schleswig-holsteinische Avantgarde unter von Zastrow und

zunächſt das erſte Jägercorps unter von Gersdorff, vor und hinter Hadersleben ernſtliche Gefechte mit den Dänen, in deren Folge dieſe in größter Eile über die Königsau ſich zurückzogen. Seit der Zeit kamen nur kleine Scharmützel mehr vor. Zweimal beſetzte General Wrangel den Norden Schleswigs, wo bis zum Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes die Preußen fortwährenden Neckereien und Ueberfällen von Seiten des Feindes ausgeſetzt blieben, während ſie ſelbſt die Königsau nicht überſchreiten durften. Die Räumung Jütlands war, wie man jetzt weiß, bereits am Tage des Einzuges der Preußen in Jütland durch einen ruſſiſchen Agenten, Herrn von Cvers, dem commandirenden General abgefordert, jedoch von demſelben abgelehnt, es ſei denn, daß die Dänen Alſen räumten, die gekaperten Schiffe herausgäben und die Blokaden aufhöben. In Berlin forderten England, Schweden, Rußland daſſelbe, letzteres ſogar in einer Proteſtnote vom 5. Mai. Auf die Drohung Schwedens, es werde Truppen nach Jühnen ſenden, erwiederte Preußen, es werde in dieſem Fall ſich veranlaßt ſehen, die Armee bedeutend zu verſtärken. Unſtreitig zog Wrangel auf Befehl aus Jütland zurück, doch wird von allen Kriegskundigen, die ich darüber geſprochen, verſichert, daß der in Anbetracht des Terrains, des Mangels an Schiffen und ſchweren Geſchützen mit einer Armee von nur 28,000 Mann, über die er damals zu commandiren hatte und die er in zwei von einander entfernte Armeecorps theilen mußte, Jütland nicht füglich habe behaupten oder dieſe Stellung verantworten können. Er ſelber hatte ſich wiederholt nach Berlin, Frankfurt und an die Regierungen des 10. Armeecorps um Ver-

ſtärkung gewendet, die Bataillone des letzteren, ſo weit ſie eingetroffen, waren nicht mal auf die Kriegsſtärke gebracht worden.

Während dieſer ganzen Zeit dauerten die Waffenſtillſtandsunterhandlungen, bald angeknüpft, bald wieder abgebrochen fort. Auf Friedenspräliminarien wollten die Dänen ſchlauerweiſe ſich nur einlaſſen nach abgeſchloſſenem Waffenſtillſtande. Mitte Juni war Wrangel auf dem Hofe Bellevue bei Kolding mit ſolchen zugleich kriegverderblichen und friedenhemmenden Unterhandlungen beſchäftigt, welche ſich jedoch bekanntlich zerſchlugen.

Unterdeß vergingen, wie ein militairiſcher Schriftſteller ſagt, den Soldaten in Einförmigkeit die Tage. Die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen wurden nach dem Süden Schleswigs zurückgeſchickt, die Freicorps im Juli zum zweiten- und letztenmal aufgelöſt und theilweiſe als 9. ſchleswig-holſteiniſches Bataillon reorganiſirt.

So ging es in den Auguſt hinein, dem endlichen Abſchluſſe des Malmöer Waffenſtillſtandes zu.

Was die Frankfurter Verſammlung in der Zeit nicht gethan, habe ich ſchon geſagt. Es bleibt mir aber noch übrig, hinzuzufügen, daß ſie ſich allerdings mit einem großen Werke, mit der Einſetzung der proviſoriſchen Centralgewalt beſchäftigte, mit der Centralgewalt, die alles das thun ſollte, was die Verſammlung bisher nicht gethan und wozu der Bundestag, den ſie täglich für eine Leiche erklärte und dennoch fortregieren ließ, auch bei dem beſten Willen Lebenszeichen von ſich zu geben, zu anbrüchig und ohnmächtig war.

Ich ſchwitze noch in der Erinnerung an die langen Gluthſtunden der Sommertage und der Parteierhitzung,

die ich als Zuhörer der genannten Riesendebatte, in der Kopf an Kopf gedrängten Paulskirche zugebracht habe. Die Versammlung war fürchterlich in ihrem Element, in dem des Theorienkampfes. Republikanische oder monarchische Spitze, das war die Losung. Zum erstenmal traten die beiden Gegensätze unverhüllter gegen sich in die Schranken; was dazwischenlag und redete, hatte wenig Bedeutung; darüber erhob sich Niemand, außer zuletzt der Mann des kühnen Griffes. Der Löwe der Volkssouverainität und der Löwe der Wappenschilde standen allein auf dem Kampfplatze sich gegenüber, jener mit der tiefen Kesselpaukenstimme Blums, mit dem brennenden Auge Simons von Trier, mit Vogts wallender Mähne, Zitz'schen Kraftsprungen und Ruge's Keulenschweife; tiefer mit fast unhörbarer, klangloser, trocken schluckender Dahlmanns Stimme, mit beständig in dem durchlöcherten Rechtsboden sich verfangenden Winke-Tatzen, mit den Mathy-Bassermann'schen wohlgekämmten, nach Staatsfett gleißenden Haaren, mit dem edel erhobenen taktschlagenden Schwanze des von Radowitz, welcher im Gegensatze zu dem plumpen revolutionairen Rugeschen, nur auf Evolutionen Anspruch machte. Provisorischer Vollziehungsausschuß, gewählt durch die Versammlung und aus der Versammlung. Verantwortliche, von den deutschen Regierungen zu ernennende oder zu bezeichnende Centralbehörde. Das waren die klaffenden Gegensätze. Bis zu diesem großen Augenblick hatte die Linke mit ihrer Kraft an sich gehalten, hatte sich gleichsam zur Unthätigkeit verdammt, indem sie alle wichtigen vorkommenden Fragen, die Bewaffnung, den schleswig-holsteinischen Krieg, die auf praktischem Wege, ohne allen Theorien-

ſtreit, zur Ergreifung der Executive einluden, an die künftige Centralgewalt verwies. Nun war endlich die Entſcheidung da, nach welcher Theorie geherrſcht, welches Prinzip durch die neue proviſoriſche Einheitsmacht vertreten werden ſolle. Die Gegner hatten bald das Schreckliche heraus, was ſich hinter dem Vollziehungsausſchuſſe verbarg. Vergebens, rief ſie, verhüllt ihr uns durch dies unſcheinbare Wort die ungeheure Tragweite des Entwurfes. Natürlich drang ihr Prinzip nicht durch; aber auch nicht völlig das entgegengeſetzte. Zuerſt ſuchten mehrere verſtändige, nicht zu den Ultra's der Theorie gehörige Mitglieder dadurch eine Vermittlung herbeizuführen, daß ſie wenigſtens ein paar praktiſche Seiten aus den Anträgen der Linken, zumal die Verpflichtung der Centralbehörde, die Beſchlüſſe der Verſammlung auszuführen, durchzubringen ſuchten. Es waren viele Männer in der Verſammlung, die auf dem linken Centrum zumal, welche die Monarchie, auch die conſtitutionelle, keineswegs für den alleinſeligmachenden Glauben hielten und unter Umſtänden gar nicht ungeneigt waren, ſich die Republik gefallen zu laſſen. In einer der aus- und eindruckvollſten Reden, unter den zahlloſen, welche bei dieſer Gelegenheit in der Paulskirche gehalten wurden, betonte mein Freund und Landsmann, der Dithmarſche Clauſſen, die zwingende Macht der Verhältniſſe, die ungeheure Gewalt der Weltgeſchichte, durch welche Männer, die ihr Lebenlang entgegengeſetzten Grundſätzen, der conſtitutionellen Monarchie gehuldigt, im Drange der Umſtände und der Nothwendigkeit ſich zur Republik bekennten. Denn republikaniſch ſei auch der Vorſchlag Dahlmanns (des Ausſchußantrages) mit den drei Bundes-

direktoren. Es sei, meinte er, nicht gut, die Wahl nur auf die Fürsten zu beschränken. Herr von Vinke habe von der großen Liebe der Deutschen zu ihren Fürsten gesprochen. Das sei Geschmackssache. Er seinestheils bekenne — er sei Schleswig-Holsteiner — er liebe seinen Fursten Friedrich VI. ganz und gar nicht. — „Wir haben uns auch die Freiheit genommen, ihn seiner Regierungsrechte zu entsetzen, und wir sind theilweise noch immer in derselben Illusion befangen, daß wir noch an der constitutionellen Monarchie hängen; es sind auch bei uns, wenn auch die Anhänger der Republik an Zahl und Einsicht wachsen, doch noch immer viele für die constitutionelle Monarchie, und man kann ihnen sagen: ihr habt ja nun doch die Republik und doch keinen Communismus, keine Anarchie; die Gesetzlichkeit herrscht nach wie vor und das Regiment geht viel besser von statten als früher."

Der beregte Hauptpunkt des Amendements Schoders und seiner Freunde ging bekanntlich nicht durch, obgleich er mehrfach und zuletzt noch von dem vortrefflichen Raveaux, dem Mann des gesunden Verstandes und des Mutterwitzes, der fast immer den Nagel auf den Kopf traf und der auch den glänzendsten Redner der Versammlung nicht zu beneiden gehabt hätte, es sei denn um eine gesunde starke Lunge, mit großem Beifall vertheidigt wurde. Auf des Präsidenten von Gagerns Antrag machte dagegen die constitutionelle Majorität der Versammlung der Linken eine andre Concession, daß nämlich die Centralgewalt, der „Reichsverweser", frei von der Versammlung zu erwählen sei. Indeß auch nur mit wenig Stimmen begab sich die Versammlung des Rechtes, ihre Beschlusse

durch die neue Centralgewalt ausgeführt zu sehen. Bei der allgemeinen Abstimmung über das Ganze des Gesetzes stimmte der größte Theil der Rechten und Linken dagegen; doch bemerkte man einen Lichnowsky, das legitime Seitenstück zu dem Hamburger Republikaner Heckscher, in der Reihe der ungeheuren Majorität der Bejahenden.

So stand denn der von der Nationalversammlung zu erwählende unverantwortliche, aber mit verantwortlichen Ministern umringte Reichsverweser als provisorisches Bundesstaatsoberhaupt Deutschlands da, Erbe des Bundestags, ausgerüstet mit der vollziehenden Gewalt in allen, die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffenden Angelegenheiten, betrauet mit der Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht, deren Oberbefehlshaber von ihm zu ernennen; desgleichen mit der völkerrechtlichen und handelspolitischen Vertretung Deutschlands und der Ernennung von Gesandten und Consuln, vorläufig als Gesetzesbeschluß und Anweisung auf seine noch unbekannte künftige Person vor Deutschlands Augen da.

Nicht lange darauf und sie hieß Johann von Oesterreich.

In dieser Zeit und noch vor Ankunft des „Nur immer langsam voran, damit das österreichische Kaiserhaus auch nachkommen kann" richtete ich einen Aufruf an die deutsche Nationalversammlung, aus welchem ich folgende Stellen mir anzuführen erlaube:

Meine Herren der konstituirenden deutschen Nationalversammlung. Sie wissen, die neueren Gesetzgebungen entstehen nicht, wie die alten, in der tiefen Einsamkeit des Nachdenkens, auf den hohen stillen Götterbergen,

in dem Hain der Nymphe Egeria: sie entstehen gleichsam im Getümmel des Marktes, im Wogendrange des Lebens und der Ereignisse, oft im Geräusche der Waffen, unter fallenden Menschen und zertrümmerten Systemen, unter dem Krachen niederstürzender Säulen und Balken tausendjähriger Staatsgebäude.

Meine Herren, auch Ihre schwere Aufgabe muß unter solchen modernen Umständen gelöst werden. Es kann keineswegs Ihre Absicht bei der Schöpfung einer provisorischen Centralgewalt gewesen sein, sich nach vollbrachter That in die stille Abgezogenheit legislatorischer Berathungen zurückzuziehen; es gibt keine solche Abgezogenheit für Sie, jede Minute wird sie aufstören, jeder Augenblick wird zu Ihnen sprechen: ich kann nicht warten! Und mit der Verfassung, mit dem letzten Stein, kann es doch noch warten: ob Sie ihn legen werden? Vielleicht daß Deutschland keine geschriebene, sondern eine gehandelte Verfassung bekommen soll.

Vor Jahren sprach der Geist, der heilige der Weltgeschichte, zu den inspirationsfähigen Deutschen: nimm die Feder und schreib! Jetzt, dünkt mich, ruft er ihr zu: handle! gürte deine Lenden! greif zum Schwerte!

Das erwartete Niederschreiben einer deutschen Reichsverfassung verwandelt sich vielleicht in ein Erleben der Verfassung, in ein lebendiges Drama, dessen Auftritte und Aufzüge zugleich von uns gedichtet und gespielt werden.

Haben wir nicht — darf ich meinen Gedanken und Worten einen Augenblick den Zügel schließen lassen? — das vielköpfige, aus Professoren, Ministern, alten und jungen Demagogen zusammengesetzte constituirende Na-

tionalindividuum mit Erstaunen und geheimen Schauder sich selbst betrachten, jeder Kopf jeden andern, mit ihm nicht stimmenden, für eine Verzerrung seines hohen Selbst, einen unberechtigten Auswuchs, einen wildfremden Theil seines constituirenden National-Ich halten? Ist uns nicht zum Leidwesen klar und offenbar geworden, daß kein als Amtsassessor, Geheimrath, Advokat, Soldat verkleideter Genius vorhanden, mit der himmlischen Gewalt, alle widerstrebenden Elemente mit sich fortzureißen, zum erhabenen Zweck zu vereinigen, begeisterte und begeisternde Gesammtströmung hervorzubringen, ein junges Schöpfungsleben, von dem sich poetischer Guß, eine gewaltige, ernste, keusche, feurige Verfassungshymne deutscher Freiheit, freudig zu singen von allen Millionen deutscher Zunge, gläubig hätte erwarten lassen? Und trat da nicht schon in diesen ersten, die gehegte, wol überschwengliche Erwartung herabspannenden, Besorgniß vor leidiger Fortsetzung der guten alten deutschen zerrissenen Denk- und Lebenspraxis erregenden Momenten, plötzlich von Außen und Innen her, ein drohender verhüllter Geist an die Versammlung heran, das Bedrängniß, das Schicksal, die Nothwendigkeit oder wie man das nennen soll, was sie fortan nicht in Ruhe constituiren ließ, was sie aus deliberirenden, theoretisirenden, debattirenden und, um Verzeihung, skandalisirenden Wesen zu handelnden stempelte, was ihr mit einem Wort das Bedürfniß einer aus eigener Machtvollkommenheit zu improvisirenden Centralgewalt fühlbar machte?

Was ist nun aber diese provisorische Centralgewalt, die Sie geschaffen haben? Sie selbst, oder ein Thon ohne Seele. Ein Geschöpf, das von

Ihnen Leben fordert. Eine Löwenmacht durch Ihren moralischen Einfluß — einen weiteren haben Sie sich kaum vorbehalten — ein Schatten, ein Nichts ohne denselben.

Müssen Sie ihr nicht gleich beim Antritte ein großes Wort in den Mund, oder lieber eine große That in die Hand legen? Wird es nicht nöthig sein, bei dieser feierlichen Gelegenheit, dem harrenden Volke ein paar Paragraphen der künftigen Gesetzgebung zu verkündigen? Wird des Reichsverwesers erste Handlung eine neue Steuererhebung sein dürfen für das deutsche Volk?

Bei der Weltlage, in die sich Deutschland bei seiner Wiedergeburt gestellt sieht, ist eine große Nationalrüstung das dringend Erforderliche. Ich verstehe darunter vor Allem das Aufgebot an die Jugend zu freiwilligem Dienste, ihre rasche Einübung in den Waffen, sowol in dem Fuß-, Roß- als Geschützdienste und daß nach gewissem Maaß ein altgedientes Militair ihren Reihen beigesellt wird. Indem ich diesen Gedanken hinwerfe, will ich nur dartun, daß ich die gewöhnliche Bürgerbewaffnung für unzulänglich halte; und ferner, daß es nicht meine Meinung, im Drang der Umstände, nur der brutalen, maschinenhaften und bisher vieler Orten so volksfeindlichen Militairmacht neuen Vorschub zu leisten. Das Militair bedarf einer Umbildung, welche dasselbe durch den nationalen Geist der Centralverfassung, am erfolgreichsten durch die Anschauung eines schöneren freieren und nicht weniger durch Ordnung und Waffengeschick sich auszeichnenden Kriegswesens erhalten wird.

Doch die Rüſtung iſt nothwendig, ſo nothwendig, daß ohne ihre Nothwendigkeit die proviſoriſche Centralgewalt es nicht wäre.

Deutſchland iſt in Gefahr! Nicht in Gefahr innerer Stürme. Mögen Sie daherrauſchen, es ſind die Fittige des Gedankens der neuen Welt, der Zukunft; mit ihnen wollen wir uns emporſchwingen. Gegen uns ſelbſt bedürfen wir keiner Soldaten. Armſelige Furcht, die mit ſcheuem Blick die Bewegungen der Jugend verfolgt. Sie hat keinen Antheil an der Freude und Kraft dieſer Jugend, welche die Welt beherrſchen wird. Ja, es gibt in unſrer Zeit entweder gar keinen Hochverrath oder nur einen: den Hochverrath an Deutſchlands ſittlicher, ſich frei aus ſich ſelbſt wiedergebärender Kraft. Und wer in dieſer Stunde hoher Kämpfe auch nur eine Faſer deutſcher Kraft zur Unterdrückung einer andern verwendet, iſt, wenn irgend wer, ein Hochverräther.

Nur in Bezug auf die Welt außer uns und auf unſre nach Außen gehenden und ſtrebenden Bezüge rufe ich, Deutſchland iſt in Gefahr! Deutſchland muß nach Oſten ſich Luft ſchaffen, im Oſten müſſen doch einmal die Würfel fallen. Da kein Metternich mehr iſt und kein Preußen und kein Oeſterreich, ſondern ein centraliſirtes Deutſchland, ſo iſt es unmöglich, daß, wenn daſſelbe auf die politiſche Bühne tritt, das bisherige ſchlechte Stück fortgeſpielt wird. Deutſchland muß durch ſeine Bewaffnung zunächſt dem feindlich geſinnten Oſten und Norden, es muß dem eiferſüchtigen Europa, es muß, möchte ich ſagen, ſich ſelbſt imponiren, es muß ſich ſelbſt, das ſo lange verphiliſterte und geknechtete, verhöfete und verſoldatete, im Reich-

thum seiner jugendlichen Volkskraft, seinem köstlichsten Besitze in aller Welt, freudig wiederfinden.

Ich würde nichts dagegen haben, ja meine Seele würde jauchzen, wenn ganz Deutschland sich auf einige Wochen in einen grünen Lagerplatz verwandelte, wo Weib und Kind, Greis und Jungfrau, den stolzen, heitern Waffenspielen jugendlicher Freiheit zuschaueten. Und glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich es Ihnen verargen würde, wenn Sie unter die Zuschauer sich mischten, oder wenn Sie, gleich den Ungarn, nie ohne Säbel und Sporn in Ihre friedliche Versammlung treten würden. Ja, die Zeit ist eine kriegerische, und auch die Kämpfer mit dem Schwerte des Geistes mögen wohlthun, den irdischen Gehülfen nicht zu verachten. Seit Jahrtausenden steht die Tyrannei durch die plumpe Wucht der Schwerter; sie ist gefallen, aber nur halb, durch freie.

In dem erwähnten Promemoria hatte ich mich bemüht, die Voraussetzung, als ob wir ohne die entschiedenste Kriegführung gegen Dänemark zu einem ehrenvollen und ersprießlichen Frieden mit dieser Macht gelangen könnten, als grundfalsch und verderblich darzulegen. Sie haben, sagte ich der Nationalversammlung, bei der Constituirung der provisorischen Centralgewalt, sich ausdrücklich vorbehalten, über Krieg und Frieden ein Wort mitzureden. Ohne Zweifel werden Sie, ausdrücklich oder nicht, dasselbe Befugniß hinsichtlich der Kriegführung und der Friedensunterhandlungen sich vorbehalten haben. Wie letztere sowol den Krieg als den Frieden verderben können, davon haben wir das Beispiel an dem dänischen Kriege vor uns. Sie haben die

energiſche Kriegführung beſchloſſen und man hat unterhandelt. Dies geſchah während der Zeit, wo die wichtigen Berathungen über die Centralgewalt ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Jetzt iſt es an Ihnen, dieſen, wo nicht der bisherigen Führung, doch dem Urſprung und den Motiven nach nationalen Krieg, durch den Krieg ſelbſt, einem ehrenhaften Frieden zuzuführen.

Ich hatte in dieſer kleinen, auf Thatſachen und Anſchauungen gegründeten Schrift die kecken Verſicherungen des Herr von Schmerling hinſichtlich der ausreichenden Wirkſamkeit des deutſchen Bundes, auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt. Namentlich hatte ich auf die numeriſche Schwäche der von Wrangel befehligten Truppen hingewieſen und die Nationalverſammlung gefragt, ob etwa das zehnte Armeecorps, das zum Theil ſo läſſig auf dem Kampfplatz erſchienen war, die größtmöglichſte Truppenzahl beſaſſe, welche das auferſtandene Deutſchland in dieſem ſeinem erſten aus der Volksbegeiſterung entſprungenen Kriege aufwenden könne. Warum nicht andre oder Abtheilungen andrer deutſcher Armeecorps nach dem Norden geſchickt? hatte ich eine Verſammlung gefragt, welche, trotz alles eiteln Geredes über ihre Machtvollkommenheit, den Gedanken nicht faſſen zu können ſchien, daß auf einen Wink von ihr ſämmtliche deutſche Armeecorps hierhin und dorthin marſchiren mußten. Bekanntlich erhielten die Herzogthümer von dem Monat Juli an bis gegen den Abſchluß des Malmöer Waffenſtillſtandes neue beträchtliche Truppenverſtärkungen, aus allen deutſchen Armeecorps, mit Ausnahme der Oeſterreicher, welche letztere auch nicht den

Befehl dazu erhalten hatten. Diese überraschenden Truppensendungen waren das Werk Schmerlings als Bundestags- und Reichsminister. Hätte ich auch gewisse Gründe anzunehmen, daß meine Veröffentlichung, die einiges Aufsehen machte, nicht ohne Einfluß auf diese Maaßregel geblieben, ich wäre weit entfernt, mir daraus ein Verdienst abzuleiten. Denn ebenso bekanntlich halfen die neuen Truppen den alten nur im Nichtsthun. Auch war die ganze Maaßregel nicht der Art, um politisch in's Gewicht zu fallen und Preußen, mit oder wider Willen, auf eine andre Bahn zu lenken.

Ich stehe jetzt vor der in einander verschlungenen Katastrophe sowol der Geschichte der deutschen Nationalversammlung als des deutsch-dänischen Krieges und der deutschen Erhebung von 1848 überhaupt. Dahlmanns Worte an die Nationalversammlung: „Versäumen Sie in der schleswig-holsteinischen Sache, was gut und recht ist, so wird auch damit der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen" — meine eigenen Worte von damals: „Dulden Sie, daß dieser National- und Rechtskrieg, der im Gesange jedes Kindes lebt von dem Meer bis zu den Alpen, die letzte Schmach erleidet und wie ein ehemaliger Fürstenkrieg in diplomatischen Feilschereien sein Ende findet, so helfen Sie der deutschen Nation eine Wunde schlagen, gegen deren fortbrennenden Schmerz kein neu erwachendes Jugendgefühl, keine neue Werdelust der Freiheit und Einheit so leicht wird aufkommen können", — diese Worte sollten leider nur zu sehr zu einer Allen fühl- und sichtbaren Wahrheit werden.

Die Genehmigung des Malmöer Waffenstillstandes war der weltrichtige, politisch-moralische Bankerot der

deutschen Nationalversammlung. Daß sie später den Wienern nicht zu Hülfe kam, daß sie den Untergang des deutschen Oesterreichs nicht zu hindern suchte, das konnte jener Zeit gar keine Verwunderung mehr erregen. Die deutsche Nationalversammlung war gefallen, ehe Wien fiel. In dem Ansehen der Welt; denn in Wahrheit hatte sie niemals den Stand und die Haltung eines politischen Körpers eingenommen, wie ihn die großen, die außerordentlichen Umstände damals verlangten.

Dem ersten entscheidenden Moment, der nicht bloß Worte, der Thaten verlangte, mußte sie verfallen. Diese Entscheidung lag in dem deutsch-dänischen Kriege.

Ich werde in folgenden nur übersichtlich den Verlauf angeben, von den Debatten nur die Spitzen abheben, die zum Theil ebenso viele Sottisen der Versammlung auf sich selbst waren.

Am 10. Juli brachte Claussen die damals erneuten Waffenstillstandsgerüchte auf die Tribune. Ich denke mit Vergnügen an den Augenblick zurück, wo ein Schleswig-Holsteiner mal wahr und derb von der Leber wegsprach. Von seinem Standpunkte aus, der freilich nicht der officielle in Schleswig-Holstein und, mit Ausnahme Engels, auch nicht der der übrigen schleswig-holsteinischer Abgeordneter war, mußte natürlich als das Hauptverbrechen eines solchen Waffenstillstandes oder vorläufigen Friedens mit Dänemark die Anerkennung der verwirkten Herrscherrechte des Königs-Herzogs und die Anbahnung zur Wiedererlangung derselben erscheinen. Der Redner beschwor die Versammlung, wenn sie zwei Herzogthümer, die Günstlinge zweier Meere, mit den besten Häfen in der Welt für Deutschland erhalten wolle,

zu bedenken, daß dies nur durch das Aufhören der dänischen Herrschaft daselbst geschehen könne: denn entweder müßten die Herzogthümer aus Deutschland heraus, oder die dänische Herrschaft aus den Herzogthümern. Eine dritte Entscheidung gebe es nicht. Indeß nahm Clauſſen, weil bemerkt wurde, daß die Ankunft des Reichsverwesers am nächsten Tage bevorstehe, seinen Antrag zurück und die Versammlung ging zur Tagesordnung über. Der gutmüthige Eisenmann sagte: die Sache ist reif und kann dem Reichsverweser in die Hände gegeben werden.

Eine Woche später interpellirte Karl Franke aus Rendsburg den nunmehrigen Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Schmerling, über den angeblich abgeschlossenen Waffenstillstand.

Eine Woche später war der Reichsminister in den Stand gesetzt, darauf zu erwidern, daß ein Waffenstillstand bis jetzt nicht abgeschlossen. An General Wrangel sei die Aufforderung ergangen, sofort anzuzeigen, welche Heeresmacht er bedürfe, um, falls der Waffenstillstand nicht nach Wunsch und wie es die Ehre Deutschlands fordre, abgeschlossen werden könne, mit Einem Schlage den Krieg zu Ende zu bringen. Große Befriedigung!

Wieder eine Woche später machte der Reichsminister von Schmerling die Anzeige, daß die Unterhandlungen Wrangels sich zerschlagen. Dänemark verweigere unter Andern geradezu, die Ratifikation durch die deutsche Centralgewalt eintreten zu lassen, worüber der General sich mit gerechter Entrüstung ausspreche. Der Krieg werde also neuerdings beginnen. Komme es zur Entscheidung durch die Waffen, so wiederhole er seine Ueber-

zeugung, daß der Krieg nur sehr kurze Zeit dauern werde. Sämmtliche Heere Deutschlands — ein laut ausgesprochener Wunsch — würden nunmehr an diesem Kriege, in dem das preußische Heer so ehrenvoll vorausgegangen, theilnehmen. Der Kriegsminister von Peucker benachrichtigte sodann die Versammlung, daß Bundestruppen Oesterreichs (!), wie des 7., 8. und 9. deutsche Armeecorps „dem Feinde die eindringliche Lehre geben würden, daß das einige Deutschland nicht ungestraft sich verhöhnen lasse." Unermeßlicher Jubel.

Am letzten Tage desselben Monats beehrte sich der Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Heckscher (von Schmerling, Minister des Innern) die Anzeige zu machen, daß am 26. August ein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Dänemark abgeschlossen worden; die Nachricht sei auf telegraphischem Wege aus Berlin eingelaufen.

Die Mittheilung des officiellen Actenstückes an die Versammlung erfolgte am 1. September; so lange hatte das preußische Ministerium dasselbe zurückgehalten. Daran schloß sich die Verlesung eines Briefes von dem preußischen Minister Camphausen, worin derselbe dem Vorwurfe, daß die preußische Regierung den Abschluß des Waffenstillstandes die ihr von der Centralgewalt übertragene Vollmacht überschritten habe, zu begegnen suchte. In Bezug auf die Ausdehnung des Waffenstillstandes von 3 Monaten auf 7 (vom 1. September bis 1. April) äußerte Herr Camphausen: „Wäre Deutschland das Loos beschieden, nach Ablauf des Waffenstillstandes den Krieg erneuern zu müssen, so würde derselbe nach der dermaligen Weltlage eine Natur annehmen müssen,

zu welcher, um den Kampf erfolgreich zu bestehen, Deutschland einer mehr als dreimonatlichen Vorbereitung bedarf.

Die Versammlung, das Publikum war eine Woge der Aufregung. Mit ungeheurem Beifall rief Dahlmann der Versammlung in's Gedächtniß, daß vor nicht drei Monaten in der Paulskirche beschlossen worden, in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands zu wahren — die Ehre Deutschlands!

Die obigen Mittheilungen waren von dem Reichsminister Heckscher dahin bevorwortet worden, daß bei den nicht unwesentlichen Abweichungen des Waffenstillstandes von dem Inhalt der von der Centralgewalt gemachten Bedingungen, diese allerdings die Berechtigung habe, die definitive Genehmigung des Waffenstillstandes zu ertheilen oder zu verweigern. Aus demselben Grunde und weil der Waffenstillstand kein rein militairischer, müsse die Centralgewalt hier in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung handeln. Man möge aber die Discussion bis auf die Vorlage sämmtlicher, die Geschichte der Unterhandlungen betreffender Aktenstücke verschieben, welche letztere gedruckt würden, namentlich auch kein vorschnelles Urtheil über sein eigenes Verfahren fällen.

Am folgenden Tage erstattete Dahlmann den Ausschußbericht. Der geschichtliche Theil konnte nur mangelhaft sein und ich übergehe ihn. Worauf Dahlmann Gewicht legte, war: Ein Waffenstillstand auf sieben Monate, der also Deutschland der Vortheile eines Winterfeldzugs gegen Dänemark beraube; Auflösung der von der Bundesversammlung, der Krone Preußen und der Centralgewalt wiederholt anerkannten provisorischen

Regierung, kraft welcher Anerkennung die schleswig-holsteinischen Abgeordneten in der Nationalversammlung saßen, ungesetzlich dann und ungesetzlich auch er, der Berichterstatter; ein Karl Moltke an der Spitze der neuen interimistischen Regierung; Trennung der schleswigschen Truppen von den holsteinischen; wodurch offenbar schon thatsächlich eine Trennung der beiden Herzogthümer angebahnt werde! Zwar habe der Reichsminister des Auswärtigen, wiewol er gefunden, daß viel Trauriges in den Ueberschreitungen der Vollmachtsbedingungen der Centralgewalt liege, nicht eigentlich Entehrendes in dem Waffenstillstande gefunden, auch wegen der drohenden Gefahr eines europäischen Krieges die Genehmigung angerathen. Demungeachtet sei die Majorität des Ausschusses zu dem Beschluß gekommen, den Antrag auf Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen Maaßregeln zu stellen. Für die Hauptfrage, die noch nachbleibe, nämlich die der Genehmigung, habe sie einen Ausschuß von drei Mitgliedern ernannt. Warum der Ausschuß jene erste folgenschwere Entscheidung getroffen? Das sei zunächst das Schicksal der Lande Schleswig-Holstein, welche die Ausführung eines Waffenstillstandes wie dieser, der die heiligsten Versicherungen verletze, nicht allein in die gefürchtete Knechtschaft der Dänen, sondern, was noch mehr, in eine sichere Anarchie stürze. Diese Anarchie werde für ganz Deutschland folgenreich sein. Wenn Schleswig-Holstein den heldenmüthigen Entschluß fasse, zu widerstehen, ob dann nicht die Freischaaren aus allen Theilen Deutschlands dorthin strömen würden, um diesen Helden des Vaterlandes Beistand zu leisten! Aber nicht die

isolirte schleswigsche Frage sei es allein, welche so viele Gegenstrebungen der fremden Mächte veranlasse. Es sei die Einheit Deutschlands. Unterwerfen wir uns, rief der Redner in herzerschütterndem Weissagerton aus, unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, die uns droht, den Mächten des Auslandes gegenüber, dann, meine Herren, werden Sie ihr ehemals so stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an meine Worte, nie!"

Von dem Sturm des Beifalls kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Es war der Hohepunkt der ganzen Debatte. Die Redner der Rechten bezeichneten den Vortrag später als leidenschaftlich und übertrieben, was sie am wenigsten von Herrn Dahlmann erwartet hätten. Der Vorwurf war beziehungsweise nicht ungerecht. Die Rede hätte stärker im Ganzen, dem ganzen Waffenstillstand gegenüber, sein sollen; im Einzelnen war sie zu „aufgetragen."

Ein Sprecher der Minorität des Ausschusses, Schubert aus Königsberg, führte an, daß Preußen den Waffenstillstand bereits ratificirt habe. Preußen könne nicht zurück. Fasse man den Beschluß der Sistirung, so könne man anscheinend einige hunderttausend Deutsche für die deutsche Einheit erhalten, aber möglicherweise auch 16 Millionen aus dem Bunde gleichzeitig entfernen.

Der Kriegsminister von Peuker, bekanntlich ein preußischer Offizier, meinte, die Sistirung sei nicht dringend, und präjudicire eine Frage, von der die Einheit Deutschlands und der europäische Friede abhange.

Hierauf machte von Schmerling, Namens des Reichsministeriums folgende Mittheilung: das Ministerium habe nach langen und umfassenden Berathungen ein-

stimmig den Beschluß gefaßt, aus unabweislichen Gründen der Nothwendigkeit, nicht auf die Verwerfung des Waffenstillstandes anzutragen. Preußen habe allerdings seine Stellung zur Centralgewalt verkannt und diese sehe sich aufgefordert, von der preußischen und jeder deutschen Regierung die bestimmte und ausdrückliche Anerkennung des Gesetzes vom 28. Juni zu fordern.

Die für den Antrag auftretenden Redner fast sämmtlich der Linken angehörig, sprachen von der Ehre Deutschlands und der Versammlung, welche durch die Genehmigung des Waffenstillstandes preisgegeben werde. Daß ein europäischer Krieg und ein Bruch mit Preußen die Folge der Nichtgenehmigung sein werde, stellten sie alle ziemlich entschieden in Abrede. Vielleicht einen Bruch mit dem preußischen Ministerium, aber nicht mit dem Volke und der Vertretung Preußens. Im Uebrigen dürfe, wo die Ehre Deutschlands auf dem Spiele stehe, keiner Rücksicht Raum gegeben werden.

Von einzelnen Aeußerungen führe ich folgende an: Heinrich Simon aus Breslau: „Wenn man uns fragt, warum wird in dieser Angelegenheit nicht energisch gehandelt, so hört man in demselben Athem zwei Antworten: Wir haben Rücksicht zu nehmen auf Oesterreich und Preußen. Ich aber antworte, wir haben keine Rücksicht zu nehmen als auf die Ehre Deutschlands. Möge es Rußland, möge es Frankreich, möge es England wagen, uns hineinzureden in unsre gerechte Sache! wir wollen ihnen antworten mit anderthalb Millionen bewaffneter Männer." Zimmermann von Stuttgart: „Es wird vorerst keinen Krieg, nämlich keinen europäischen Krieg geben. Wenn aber dennoch, so werden wir ihn

zu führen wissen. Ich habe allerdings im Augenblick die Streitkräfte nicht überschlagen, die uns zu Gebote stehen. Wenn man mich aber fragen wollte, mit was wollt ihr denn Krieg führen, wie viel Soldaten und andre Hülfsmittel werdet ihr haben? so antworte ich einfach (!): genug, um jeden Feind zu schlagen." Wesendonk von Düsseldorf: „Ich behaupte, wer einem solch schmachvollen Waffenstillstande seine Zustimmung ertheilen kann, wird auch nicht anstehen, später einen schmachvollen Frieden zu schließen; man wird sich auch dann auf das fait accompli stützen. — Das Ministerium hat uns eben die beruhigende Zusicherung gemacht, daß es nunmehr von allen deutschen Staaten die Anerkennung der Centralgewalt verlangen wolle. In diesem Augenblick, wo es sich um Thaten handelt, will man uns mit einem Stück Papier trösten. Lassen Sie uns handeln. Lassen Sie uns hüten, daß nicht auch dieser Nationalversammlung zugerufen werde: zu spät! zu spät!" Engel von Pinneberg: „Sie werden nicht wollen, daß die Herzogthümer preisgegeben werden den Danen, preisgegeben der Anarchie, denn schon geht uns von allen Seiten die Kunde zu, daß das Volk der Herzogthümer überall in Masse aufgestanden ist, sich erhoben hat gegen den schmachvollen Waffenstillstand, daß von allen Seiten Mißtrauensvota eingehen gegen den Minister Heckscher. In allen Orten manifestirt sich diese Volksstimmung. Es ist soweit gegangen, daß das Volk, sich verlassen, verrathen, verhöhnt haltend, nun zum letzten gegriffen hat, nämlich sich selbst zu helfen, man hat schon angefangen, an mehreren Orten die Republik zu proklamiren." (Der Redner wußte freilich nicht, daß letzteres

nur eine ganz vereinzelte Farce war.) Blum von Leipzig: „Jetzt sollen wir einen Waffenstillstand genehmigen, den man uns früher unter weit milderen Bedingungen (in den Punktuationen von Bellevue) zu genehmigen nicht mal zugemuthet hat. Allerdings ist die Kriegsfurcht jetzt gewaltig rege geworden und während man vor wenig Wochen aus demselben Grunde hörte, daß, wenn man die Armee um 340,000 Mann vermehrte, man im Stande sein werde, der ganzen Welt Trotz zu bieten, fürchtet man sich jetzt vor Rußland, vor Schweden, vor Frankreich und Gott weiß vor wem noch. — Bassermann hat Ihnen „ohne Begeisterung" gesagt, wer es wol wagen möchte, die zusammengetretene (schleew.-holsteinische) Versammlung aufzuheben? Nun, ich antworte, wenn die Schleswig-Holsteiner Männer sind, vermag dies Niemand. Die Versammlung wird sich gegen den Waffenstillstand erheben, das Volk aufrufen, jeden, der Waffen tragen kann, bewaffnen zur Vertheidigung des Vaterlands; wer ein Herz hat in Deutschland wird diesem Rufe folgen, es werden sich neue Freischaaren bilden und nach Schleswig-Holstein ziehen; sie werden, wenn sie das Land nicht retten können, wenigstens einen ehrenvollen Tod finden. Sonst ist man von dieser Seite (der rechten) gar zu sehr geneigt, den Schlund der Revolution zu schließen, und hier, wo man es nicht vermag, das Geschehene auch nur durch ein Wort zu vertheidigen, beruft man sich auf die Revolution als auf etwas, was dann noch retten würde, wenn die Versammlung nicht den Muth hätte zu retten. — Es ist ein Erfahrungssatz, so alt wie die Welt, daß der Mensch und der Staat so viel gilt als er Muth hat, und wäre über die deutsche

Nation durch die Verhältnisse, wie sie vorliegen, in der ersten Zeit ihres Emporstrebens das Verhängniß der Vernichtung ausgesprochen — es wäre unendlich schmerzlich — aber ertragen möchte ich es noch lieber als mit Schmach und durch schmachvolle Nachgiebigkeit fortzuleben. Sie mag am Völkergrabe das Bewußtsein sich eintauschen, daß die Nachwelt sage, sie sei zu Grunde gegangen, aber mit Ehre." — Simon von Trier: „Vorab hat Herr von Beckerath gefragt, was denn eigentlich zu machen sei, wenn der Waffenstillstand bis zu unsrer Genehmigung sistirt werde. Es kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, was uns Graf Schwerin in der Limburger Frage gesagt hat, indem er gleichzeitig von Renommisterei sprach. Wenn wir hier beschließen, daß der Waffenstillstand ohne unsre Genehmigung nicht vollzogen werden soll, dann wird der Krieg fortgesetzt. Die Vollziehungsmaaßregeln gehen uns nichts an, dafür haben wir das Ministerium, und wenn ein Ministerium nicht mehr die Kraft fühlt, so wird es wissen, was es zu thun hat."

Gegen den Antrag, nach in der Paulskirche gebräuchlicher Abwechselung der Redner für und gegen, Schlag um Schlag: Degenkolb von Eulenburg (von diesem ominösen Eulenburg): Auf dieser Tribüne alle Mächte in die Schranken zu rufen, dazu gehört weder Muth noch Kuhnheit. Bedenken Sie, in welche Lage der General gesetzt wird, wenn hier der Beschluß gefaßt wird, er solle aufhalten mit der Zurückziehung seiner Truppen. Entweder muß er den Gehorsam seinem König oder der Reichsgewalt versagen. (Unruhe in der Versammlung.) Erlauben Sie, meine Herren, so ist es,

ich bin nicht zweifelhaft über den Entschluß, welchen der commandirende General fassen wird, aber, wie er sich auch entscheiden mag, die Folgen sind nicht zu berechnen. — Haben wir aber alles geprüft, haben wir gefunden, das Reichsministerium hat die Ehre Deutschlands aufrecht erhalten, aber sie ist gefährdet durch den Waffenstillstand, dann bleibt uns freilich nichts anders, als an das Volk zu appelliren, an die Macht des Volkes, auch davor trete ich nicht zurück." Bassermann von Mannheim: „Hier gilt es, kalt und besonnen die Folgen abzuwägen, in die Zukunft zu schauen und das künftige Geschick des Vaterlands im Auge zu behalten (Ruf von der Linken, und die Ehre!) und die Ehre, meine Herren, und ich weiß nicht, ob diese Stunde die rechte ist, darüber abzuurtheilen, wo und auf welcher Seite die Ehre liegt, und ob nicht vielleicht ein Erfolg eintritt, der uns sagt, die Ehre Deutschlands wäre besser gewahrt gewesen, hätten wir jenem Antrag (der Minorität) gefolgt. — Ich frage Sie, wen Sie anrufen wollen bei der Weiterführung des Krieges und welche Stellung Sie gegenüber Preußen haben? — Radowitz, nachdem er einen europäischen Krieg in Aussicht gestellt: „Ich kann und darf hier nicht die Mittel abwägen, die bei einem europäischen Kriege unter solchen Umständen einander gegenüber treten würden und ich will nicht das Bild der Ereignisse ausmalen, deren Schauplatz dann Deutschland sein würde. Und das ist nur die eine Seite der Sache. Preußen hat den Waffenstillstand in seinem und im Namen des deutschen Bundes abgeschlossen; er ist ratificirt und Dänemark erfüllt bereits die ihm auferlegten Bedingungen. Wenn die Centralgewalt ihn nicht

gut hieße, so würde er wenigstens für Preußen fortbestehen; es muß ihn aufrecht erhalten und würde es unter der freudigsten Zustimmung derjenigen Theile seines Landes, die unter den bisherigen Zuständen so schwer litten. Der Neubau des deutschen Reiches läge in Trümmern, nachdem er sich erst aus seinem Fundament zu erheben beginnt." Reichsminister von Beckerath: „Es wäre zu erwarten gewesen, daß die Redner gegen den Waffenstillstand die Maaßregeln angegeben hätten, welche alsdann im Interesse Deutschlands sofort zu treffen. Herr Dahlmann, in engster Uebereinstimmung mit Blum, nimmt an, daß von allen Seiten Deutschlands Freischaaren nach Schleswig geben würden. Ein andrer Redner, Simon, setzt voraus, daß durch die sodann eintretende Bewegung, wenn auch nach blutigen Zuckungen 31 Throne umgeworfen, oder wie der Redner gesagt, aufgerollt werden würden. (Die Worte Simon's von Breslau bezogen sich nur auf die Möglichkeit.) M. H., ich denke, wir haben darüber zu berathen, wie wir die Angelegenheiten Deutschlands führen, wie wir regieren sollen. Ich frage Sie, sind das Regierungsmaaßregeln? Würde das Cabinet, das nach dem unsrigen folgen würde — denn wir würden abtreten, wenn der von der Majorität gestellte Antrag durchgeht — würde, sag ich, das neue Cabinet von diesen Andeutungen irgend Gebrauch machen können?" Fürst Lichnowsky: „Ich wünschte, daß der letzte Redner (Simon von Trier) hier säße an der Stelle eines Kabinets, welches, wie ich bewiesen habe, ich nicht geneigt bin in allen seinen Handlungen zu vertheidigen. Ich wünschte, daß er recht klar — wissen Sie, was die Engländer uns vorwerfen, daß wir

nicht praktisch sind — recht klar und praktisch beweise, was er thun will, ob er mit der Brandfackel durch die Länder herumgehen, ob er die einzelnen Populationen gegen die Andern jagen und aufregen würde, und was aus diesem allgemeinen Conflikt (starke Bewegung auf der Linken) dem Europa nicht ruhig zusehen könnte, hervorgehen würde, ob er dadurch das Gebäude der deutschen Einheit gründen würde. — Meine Herren, die einzige Gefahr für uns liegt in der Meinung unsrer eigenen Omnipotenz und darin, daß uns der Schwindel derselben nicht ergreife."

In die Waagschaale des Für und Gegen warf Herr von Schmerling zuguterlezt die Erklärung, daß das Ministerium sofort zurücktreten würde, wenn gegen das Minoritätsgutachten die Entscheidung ausfalle. Mit dem bittersten Gefuhle sei das Ministerium zu diesem Entschluß gekommen. Gelänge es Männern aus der Nationalversammlung, nach innigster Ueberzeugung, nach Prüfung aller Verhältnisse, zu einem andren Beschluß zu kommen, dann habe Deutschland das Recht zu fordern, daß diese Männer die Leitung der Geschäfte übernähmen und ihren Beschlussen Geltung verschafften. Würde man diesem Rufe in kürzester Zeit nicht entsprechen, dann müsse er bedauern, zu bemerken, daß es leichter sei, eine Maaßregel zu tadeln als selbst eine entsprechendere durchzuführen.

„Das war gestern von der Majorität des Ausschusses nicht vorauszusehen!" sagte Professor Wurm, als er nachher für den Berichterstatter Dahlmann das Wort ergriff. Aber, fügte er hinzu, das kann unsre Ueberzeugung nicht ändern, die Sache nicht afficiren.

Mit einer Majorität von 17 Stimmen — 238 gegen 221 — beschloß die Nationalversammlung die Sistirung. Trotz des geringen Mehr war der Jubel groß, größer noch die Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Im Beginn der Sitzung des folgenden Tags verlas der Präsident ein Schreiben des Ministerpräsidenten, Fursten von Leiningen, mit der Anzeige, daß das gesammte Reichsministerium in Folge des Beschlusses der Nationalversammlung noch am gestrigen Abend bei dem Reichsverweser um seine Entlassung eingekommen und dieselbe erhalten. Nur die laufenden Geschäfte, mit welchen keine politische Verantwortlichkeit verbunden, wurde das Ministerium bis weiter fortführen.

Durch ein andres Schreiben desselben wurde der Versammlung mitgetheilt, daß noch am vorigen Abend der Abgeordnete Friedrich Dahlmann von dem Reichsverweser mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden.

Die von einigen Seiten dem abgetretenen Ministerium gemachte Anmuthung, als sei es seine Pflicht, sich dennoch mit der Ausführung des Sistirungs-Beschlusses zu befassen, wenigstens die einleitenden Schritte zu machen, wiesen von Schmerling und Mohl, außerdem aber auch selbst Mitglieder der Linken zurück. Ersterer sprach und gerirte sich mit affroser Heiterkeit. Er kannte die Verhältnisse, den Reichsverweser, die Versammlung und die Männer; er wußte im voraus, daß kein Ministerium zu Stande gebracht, der Beschluß nicht ausgeführt werden würde.

Ohne schleunigen Vollzug hatte der Beschluß keinen Sinn. Auf die Erklärung Dahlmanns, daß noch kein Ministerium gebildet, folgten mehrere Anträge. Nach

dem einen ſollte der Reichsverweſer aufgefordert werden, aus der geſtrigen Majorität ein Miniſterium, wenn auch nur auf 6 Stunden, zu ernennen, um die Ausführung zu übernehmen. Der Antragſteller, Eiſenmann, erklärte ſeine perſönliche Bereitwilligkeit dazu. Von andrer Seite wurde beantragt, dem Abgeordneten Dahlmann die Vollmacht zu ertheilen, die erſten Schritte zur Ausführung zu thun und die Notifikation des Beſchluſſes an die preußiſche Regierung und General Wrangel zu veranlaſſen. Weſendonk forderte die Verſammlung auf, entweder dieſe Anträge zu genehmigen, oder ſeinen eigenen Antrag, wenn ſie ihn zu revolutionair fände, ſo werfe er die Verantwortlichkeit auf ſie ſelbſt zurück. Sein Antrag ging dahin, es möge die Verſammlung als Vertreter des deutſchen Volkes, als Vertreter der Volksſouverainität, den Beſchluß faſſen, aus ihrer eigenen Mitte durch Stimmenmehrheit eine Vollziehungs-Commiſſion zu ernennen.

Wäre letzterer Antrag in vollem heiligen Ernſt gemacht und unterſtützt worden, ſo hätte er, der der einzig rettende war, einen großen Augenblick in der Geſchichte der Verſammlung bezeichnet. Doch ſchon in der Art, wie er vorgetragen wurde, lag ſein Urtheil. Er bewirkte allerdings mächtige Bravo's auf der Linken und den Gallerien, vielleicht einen kleinen vorübergehenden Schrecken auf der rechten Seite; doch Niemand trat für ihn in die Schranken, und der Reichsminiſter Robert Mohl fertigte ihn mit den Worten ab: was endlich den vom Herrn Weſendonk eventuell in Ausſicht geſtellten Vollziehungs-Ausſchuß anbelangt, — nun, meine Herren, da ſtehen wir auf zwei verſchiedenen Standpunkten.

Versuchen Sie es, ob sie damit über Deutschland regieren können!"

Dahlmann war in der peinlichsten Lage. Er sollte, er mußte Rath und That schaffen, zunächst entweder selber der Mann sein, der die Sistirung veranlaßte, oder Männer dazu herbeischaffen. Unbedenklich und ohne Aufschub. Das verlangte die Majorität der Versammlung, und dies Verlangen fanden selbst die abgetretenen Reichsminister ganz in der Ordnung. „Ich gebe zu, sagte von Schmerling, daß Sie fordern können, daß der gefaßte Beschluß zur Ausführung komme, ich wünsche es, es ist die Ehre des Parlaments, möchte ich sagen, verpfandet." „Wenn Gefahr im Vollzug ist — bemerkte Robert Mohl — da gab es ein sehr einfaches Mittel: der Mann, der mit der Bildung eines neuen Kabinets vertraut war, konnte im nämlichen Augenblick Einem oder Einigen ein Ministerium, wenn auch nur auf Stunden, übertragen. Der Reichsverweser war dazu bereit."

Dahlmanns Auftreten war nichts weniger als beruhigend. Mit bewegter Stimme bat, beschwor er die Versammlung, über die gestellten Anträge nicht abzustimmen, er bat die Antragsteller, namentlich Wesendonk, ihre Anträge zurückzunehmen. Keine Macht der Welt sei im Stande, ihn zu zwingen, einen nach seinem Dafürhalten ganz gesetzwidrigen Auftrag zu übernehmen. Das Parlament stehe in einer höchst gefahrvollen Stunde, wenn Muth noth sei für die Lage, so ebensosehr Mäßigung und Besonnenheit. — Ach, die Versammlung wußte schon genug, eine lärmende Unruhe ließ den Redner kaum vollenden, indeß hörte man noch, daß er den ab-

getretenen Miniſtern das Zeugniß ausſtellte, ſie hätten als von ihrer Pflicht erfullte Männer, als Ehrenmänner gehandelt und verdienten dieſe Anerkennung von Seiten der Verſammlung.

Mittermaier von Heidelberg machte darauf das unfreiwillige Pasquill: Meine Herren, der Beſchluß muß vollzogen werden. Er wird es. Die Männer, die für dieſen Beſchluß ſtimmten, haben nicht wie Kinder mit dem Feuer geſpielt. Wir wußten, was wir thaten.

Nein! rief eine Stimme aus der Verſammlung. Es war die des alten ſchlohweißen Parlaments-Eſels Jahn. Der Präſident rief ihn darüber zur Ordnung. Aber Recht hatte er diesmal doch.

Für die von Mittermaier verkündigte Ausführung des Beſchluſſes war der rechte, der entſcheidende Augenblick ſchon verſtrichen. Die abgetretenen Miniſter hatten bereits auf ihn hingewieſen, daſſelbe thaten noch Vogt und von ſeinem Standpunkte aus Fürſt Lichnowsky. Letzterer hielt ſeine Ueberzeugung nicht zurück, daß die augenblickliche Majorität ſehr bald wieder die Minorität ſein würde. Simon von Trier wünſchte, was zu wünſchen allenfalls übrig blieb: daß der unverantwortliche Reichsminiſter in Perſon ſofort für die Ernennung verantwortlicher Miniſter Sorge tragen möge: die Anhänger des conſtitutionellen Syſtems müßten bei dieſer Gelegenheit doch einſehen, daß ſolche Verzögerungen und Complicirungen keineswegs dazu geeignet ſeien, das Volk für das conſtitutionelle Princip zu begeiſtern. Das war die zweite bittre Wahrheit, die der Verſammlung geſagt wurde, und die ihr, wenn auch unnütz, zur Selbſter-

kenntniß und zur richtigen Beurtheilung des von ihr eingeführten und am wenigsten für ihre außerordentliche Lage geeigneten constitutionellen Princips verhelfen konnte.

Nach Dahlmanns Wunsch nahmen die Antragsteller ihre Anträge zurück.

Auf eine Anfrage am folgenden Tage, wie weit es mit dem Reichsministerium gediehen, erwiederte Dahlmann: es liege wol in der Natur der Sache, daß auf so gestellte Anfrage, so eigentlich streng genommen, nicht geantwortet werden könne. Er glaube, es werde genügen, wenn er erkläre, daß Unterhandlungen angeknüpft worden und daß sie thätig verfolgt worden, und daß es auf keiner Seite an Eifer mangle. Er dürfe noch außerdem hinzufügen, daß es [illegible] noch zu keinem Abschluß gekommen. Er bezweifle aber, daß ein weiteres Eingehen der Nationalversammlung dem Gelingen der obschwebenden Combination förderlich sein würde, eher das Gegentheil.

Ich bin in dieser Anführung mit Absicht so ausführlich und wortgetreu. Ich frage, ob das noch dieselbe Sprache eines schwer gepreßten, tief beängstigten Gewissens war? und sage dann: was vermögen nicht vier und zwanzig Stunden, in diplomatischen Ver- und Unterhandlungen zugebracht!

Das war am Freitag, den 8. September. Die Sonnabends-Sitzung wurde erwartungsvoll ausgesetzt. Am Montag Morgen verlas der Präsident das Schreiben des Abgeordneten Dahlmann: der von ihm beabsichtigten Combination zur Bildung eines neuen Reichsministeriums hätten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt,

demzufolge er gestern sein Mandat in die Hände des Reichsverwesers niedergelegt habe.

In Folge davon hatte der Reichsverweser den Abgeordneten von Hermann aus München, damals zweiter Vicepräsident der Versammlung, zu sich berufen.

Robert Blum stellte den Antrag, da die Gefahren in Schleswig-Holstein täglich wüchsen und die Truppen, wider die Versicherung des Reichskriegsministers, in Eilmärschen aus dem Lande gezogen würden, möchte die Versammlung, damit ihr Beschluß nicht völlig wirkungslos bleibe, sofort durch eine Deputation von 15 Mitgliedern dem Reichsverweser die schleunigste Beendigung der Ministerkrisis empfehlen.

Der Antrag wurde mit 219 Stimmen gegen 208 abgelehnt.

Von der beschlossenen Sistirung konnte ja auch nicht mehr die Rede sein. Die Majorität des Ausschusses über den Waffenstillstand von Malmoe hatte auch diese Klippe umschifft, indem sie mit dem Antrage auf Nicht-Genehmigung des Waffenstillstandes den Antrag verband, die zur Fortsetzung des Kriegs erforderlichen Maaßregeln zu ergreifen, sofern sich die dänische Regierung nicht bereitwillig finden sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt des deutschen Bundesstaates zu eröffnen.

Die Minorität desselben Ausschusses (10 gegen 12), die später sogar in Majorität sich verwandelte, hatte beantragt, daß der Waffenstillstand nicht länger beanstandet werden, dagegen die Friedensunterhandlungen mit Dänemark direct und unverzüglich eröffnet werden sollten.

Am Donnerstag den 14. September begann die dreitägige Debatte, welche die Zukunft der Nationalversammlung unwiderbringlich entschied.

Eine außerordentlich große Menge von Adressen aus allen Theilen Deutschlands war mittlerweile eingelaufen, welche auf Verwerfung des Waffenstillstandes und Fortsetzung des Krieges mit Dänemark antrugen. Ueber die Stimmung in Deutschland konnte man sich nicht täuschen. Hatte sie auch nicht überall den fibrischen Höhegrad wie in und um Frankfurt erreicht, doch verlangte sie gebieterisch die Verwerfung des preußischen Waffenstillstandes und Kampf bis zum ehrenvollen Frieden. Niemals habe ich tiefer empfunden als in jener von Grund aus aufgewühlten, sich bäumenden Zeit, wo mich das Vorgefühl, ja ich möchte sagen, die Gewißheit von dem Untergange der Erhebung von 1848 erfaßte, daß Volkes Stimme Gottes Stimme sei. Die Nation verabscheute den Malmöer Waffenstillstand nicht deswegen, weil sie diesen und jenen Artikel desselben für nicht ehrenvoll hielt, weil ihr der Herr Graf Karl Moltke ein eben so großes landverderbliches Ungeheuer war, wie dem Herrn Dahlmann: nein, sie verabscheute den Malmöer Waffenstillstand als Waffenstillstand überhaupt, als feigen schleichenden Verräther der deutschen Sache in Schleswig-Holstein, als urkundliches Siegel auf die angstvolle, durch diplomatische Noten des Auslandes gehemmte Kriegführung, auf den Schimpf des Rückzugs aus Jütland, der Niederlagen in Sundewit, als einen Faustschlag in's Gesicht der deutschen Begeisterung, welche am wenigsten von dieser Seite her ihre erste, ihre unersetzliche, mit nichts wieder gut zu machende Niederlage,

Angeſichts der Völker Europa's, erwartet hätte. Weg mit dem Waffenſtillſtand! kein Waffenſtillſtand! Ehrlichen Frieden oder Krieg! das war der gebieteriſche, der gerechte Ruf des deutſchen Volkes in allen ſeinen Schichten. Selbſt in den vielberufenen und verrufenen Adreſſen der Krämerſchaft der Oſtſeeſtädte wurde nur proteſtirt gegen einen Krieg, der kein Krieg war und dennoch alle Nachtheile eines Kriegs im Gefolge hatte. Ueberdies konnte nur ein Friede, kein Waffenſtillſtand, auch nicht von ſiebenmonatlicher Dauer, den Handelsintereſſen der Oſtſeeländer aufhelfen, wie das auch ein ſachkundiger preußiſcher Abgeordneter auf die ſchlagendſte Weiſe der Verſammlung damals nachwies und die Zukunft es beſtätigt hat.

Wenn die während der Miniſterkriſis einſtrömenden Adreſſen und andre Zeichen der Zeit geeignet waren, die Gegner des Malmöer Waffenſtillſtandes in der Nationalverſammlung zur Standhaftigkeit aufzufordern, erwuchſen auf der andern Seite auch der reichsminiſteriellen, von Gagern'ſchen und preußiſchen Partei mancherlei Vortheile durch den traurigen Zeitgewinn. Erſtens ſowol die thatſächliche Scheiterung als die Ausführung verſchiedener Waffenſtillſtandsartikel. Der Graf Karl Moltke hatte unterdeß in Folge einer in Holſtein gemachten perſönlichen Erfahrung Verzicht geleiſtet auf die ihm zugedachte Ehre. Die Beſeitigung dieſes Abadonna der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft machte namentlich einen ſehr verſöhnenden Eindruck auf das in Frankfurt vertretene Schleswig-Holſtein, deſſen Urtheil und Anſicht in der Sache begreiflich von bedeutendem Einfluß auf die Verſammlung ſein mußte. Ferner war die ſtipulirte

Absonderung der schleswigschen Truppen von den holsteinischen aufgegeben und die gesammte revolutionaire Kriegsmacht unter den Befehl des Generals der preußischen Waffenstillstandstruppen gestellt worden. War auch die Ausscheidung der Schleswiger numerisch von keinem großen Belang, da die damals 13,000 Mann starke schleswig-holsteinische Armee etwa nur 1500 Mann Schleswiger zählte — ein Verhältniß, das auch später bei der beträchtlichen Verstärkung dieser Armee nicht sehr alterirt worden ist — so war die Veränderung für das Princip und die praktischen Folgen ungleich günstiger zu nennen. Dazu kam die glaubwürdige und auch in der nächsten Folgezeit sich bestätigende Versicherung, daß es mit der gleichfalls stipulirten Aufhebung der von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze und des neuen Grundgesetzes überhaupt nicht so ernst gemeint sei, freilich, wie auch ein Redner der Linken bemerkte, ein unwürdiges Spiel mit dem Gesetzheiligthum eines Volkes. Auch hatte die preußische Regierung durch Herr Camphausen der Versammlung melden lassen, der dänische Bevollmächtigte, Herr von Reedz, habe erklärt, es werde der König von Dänemark bereit sein zu Modifikationen und Concessionen, welche für die Ruhe der Herzogthümer wünschenswerth erschienen. Endlich aber kam der Umstand hinzu, daß die Ausführung einiger für Dänemark verbindlicher Artikel dänischerseits bereits vor sich gegangen sein sollte, so die Auslieferung der Gefangenen, die Herausgabe der Schiffe. Genehmigen wir nicht, lassen wir es wieder zum Kriege kommen, hieß es von dieser Seite, dann fordert es die belobte deutsche Recht-

lichkeit und Treue, daß wir die Gefangenen und die Schiffe den Dänen wieder in die Hände liefern.

Dann die fortdauernde Miniſterkriſis! Vier Tage hatte Dahlmann, ebenſoviel ſein Nachfolger von Hermann mit Verſtändigungs- und Combinationsverſuchen nutz- und erfolglos zugebracht. Des letztgenannten Abgeordneten Rede am erſten Tage der großen Debatte machte einen ſehr verſchiedenartigen Eindruck. Ihn zu hören, handelte es ſich nur um Formalitäten. Anſcheinend unbedeutende Urſachen ſeien die Schuld der großen Verwicklung geworden. Die erſte und eigentliche Urſache ſei die vom Reichsverweſer, ohne Vorbehalt der Genehmigung des Reichsverweſers und der Nationalverſammlung an Preußen ausgeſtellte Vollmacht. Die Reichsminiſter würden vielleicht am beſten gethan haben, wenn ſie die harmloſen Punkte, um die es ſich gehandelt, zuvor der Verſammlung vorgelegt hätten. Den abgeſchloſſenen Vertrag, in welchem der Vollmachtgeber nicht mal genannt worden, habe der Reichsminiſter des Auswärtigen ſich gar nicht einhändigen laſſen müſſen. Ihn ſogleich zurückzugeben und von der preußiſchen Regierung die Nennung des Reichsverweſers als Paciscenten zu fordern, das ſei ſeine Pflicht und der Würde der Reichsgewalt angemeſſen geweſen. Von der preußiſchen Regierung ſei das leicht zu erlangen geweſen, das könne er beweiſen. Bei dieſer rein formalen Auffaſſung der Sache ſeitens des Herr von Hermann, konnte es freilich nicht Wunder nehmen, daß er die Zeit bisher verwandt hatte, um eine nachträgliche Erledigung in der angegebenen Weiſe zu verſuchen. Mit großer Offenheit berichtete er über ſeine Verhandlungen mit Herr Camp-

hausen. Er habe den Herrn Staatsminister in wichtigen Stücken willfährig gefunden. Am schwierigsten sei die Forderung gewesen, daß der Reichsverweser fortan den Frieden zu unterhandeln und zu ratificiren habe, denn der Reichsverweser sei eben von Dänemark nicht anerkannt, nicht im Vertrage genannt. Herr von Hermann nannte diese Schwierigkeit zwar eine große und bei der ihm nicht gleich ein Ausweg zu Gebot gestanden. Dennoch hatte der gewandte Mann ihn später gefunden und ihn verschiedenen Fraktionen des Hauses vorgelegt. Derselbe habe indeß ihre Zustimmung nicht erlangt — und daher trete er jetzt auf seinen anfänglichen Standpunkt zurück und erkläre sich für die Nichtgenehmigung des Waffenstillstandes.

Also Bruch mit Preußen! Krieg mit Dänemark! Bewahre! Wer denkt gleich an solche äußerste Dinge. Wurde die Genehmigung verweigert, so gebe es in Preußen eine Ministerkrisis; die Minister würden fallen, und er glaube, sie seien schon gefallen. Er glaube an keinen Krieg deutscher Stämme untereinander. Die Abgeordneten repräsentirten alle deutsche Stämme und ob sie denn solche Feindschaft gegeneinander im Leibe hätten? Sollte aber Jemand Krieg um Sondergelüste willen anfangen, dem könne die Centralgewalt einen starken Bundesgenossen entgegenstellen — er meine nicht Baiern, denn die bairische Regierung wolle nicht kriegerisch, nur vermittelnd auftreten — die Herzen aller derer, welche die Einheit des Vaterlandes wollten, die feurigen Geister, welche die Freiheit schützten, diese würden für sie kämpfen — in den Lagern der Feinde selbst. Niemand drohe indeß mit Krieg. Der Waffenstillstand sei auf unge-

ſchickte Weiſe abgeſchloſſen, er ſei jetzt auf geſchickte Weiſe abzuſchließen. Wolle das kleine Dänemark Krieg, ſo möge auch Deutſchland den Krieg nicht fürchten. Man ſpreche auch von einem europäiſchen Kriege; das möge ein Andrer glauben. Indeß möge man wohlgerüſtet ſein. Er würde einen größeren Krieg nicht mal für einen abſoluten Nachtheil für Deutſchland halten. Das ganze Volk würde durch alle Gauen zu ernſter Bewaffnung aufgerufen werden und er könne dieſe Kampfesrüſtung für nicht zu theuer erachten, ſie würde für die Entwicklung des Nationalbewußtſeins ſehr heilſam ſein. Die kriegsgerüſtete Nation habe dann den Frieden gewiſſer, als wenn ſie den Krieg fürchte. Und wenn Deutſchland zu einem Lager geworden, ſo würde er auch rathen, es nicht an Schiffen fehlen zu laſſen. — Man möge daher in dieſer Sache einen feſten Gang gehen, damit es nicht dahin komme, daß ganz Europa, nach eines großen Dichters Worten, rufe: „Ihr Deutſche ſeid ein Kinderſpott!“

Dieſe Rede, der ein endloſer Beifall folgte, war ſicher das Merkwürdigſte und Ueberraſchendſte, was die ganze drei'tägige Debatte hervorbrachte. Die ſchwere Angelegenheit, die einen Dahlmann ganz und gar erdrückte, ſie hatte jetzt ihren Meiſter gefunden. Im entſcheidenden Augenblick war der deus ex machina, der überlegene Geiſt erſchienen, der eine unentwirrbar ſcheinende, gegenſeitiges Verderben drohende Verwicklung ſpielend auflöſt. Reden im ähnlichen Sinn waren zwar bereits gehalten worden, aber nur von einfachen Abgeordneten und Parteimännern. Hier aber ſprach der mit der Bildung des neuen Reichsminiſteriums betraute

Mann, voraussichtlich auch der künftige Leiter desselben, ein Mann, der bereits in seiner Heimath (Baiern) einen Ministerposten einnahm. Das war von anderm Gewicht. In dem Sturm, der in, über und außer der Versammlung tobte, sahen Manche das rettende Ufer, oder glaubte es gar schon mit dem künftigen Minister zu betreten. Leider war der gute Eindruck nicht von langer Dauer; fast genügte eine bissige Antwort Schmerlings, ihn zu paralysiren. Die Leichtigkeit und Versatilität des Minister-Candidaten schien ernsteren Leuten denn doch mit dem festen Gang seiner künftigen Politik nicht sehr im Einklang zu stehen. Und wo war das Ministerium, das er herbeischaffen sollte? Daran hing ja die Frage. Um so schlimmer, da auch in den folgenden Tagen sein Ministerium nicht zum Vorschein kam. Da lag es sehr nahe, ebenfalls die Worte eines großen Dichters auf ihn und seinen vielversprechenden Vortrag anzuwenden, die:

Man dächte, hört man sie reden so laut:
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Die Ministerkrisis war das offene Zeichen der Krankheit der Versammlung, ihre eigene Krisis. Der alte E. M. Arndt hielt die fortdauernde Ministerlosigkeit für ein so großes Uebel, für eine so gefahrdrohende Sache, daß er erklärte, um nur da herauszukommen, trete er aus der Reihe der Majoritätsantragsteller in die der Minorität über und genehmige. Aber das Uebel lag weit tiefer. Voraussichtlich war ihm weder durch dies oder jenes Ministerium, nicht durch diesen noch jenen Beschluß der Versammlung abzuhelfen. Das Uebel war der Fluch der bisherigen Thatlosigkeit, war die durch

politiſchen Unverſtand der Parteien bis zur Agonie geſteigerte innere Lähmung des Parlaments. Des Abgeordneten von Hermann Rede war inſofern lehrreich und zur Selbſterkenntniß der Verſammlung dienend, als ſie eigentlich nur ſagte: wenn die Unterlaſſung gewiſſer Formalien und die Ueberſchreitung gewiſſer Vollmachten in formeller Hinſicht, wenn das, wovon ihr ſo viel Lärm macht, wirklich den Knoten in dieſer Sache bildet, ſo werde ich ſchon auf die eine oder die andre Weiſe Rath ſchaffen; denn was der Mann ſpäter von Krieg und großen Anſtalten redete, das konnte doch, bei ſolcher Anſchauung der Sache, nicht Stich halten, kaum ernſtlich gemeint ſein. Dagegen war es die Wahrheit, daß das Reichsminiſterium ſowol wie die Verſammlung alles, alles Weſentliche unterlaſſen hatte, alles was dazu gehörte, um ſich nach dieſer und jeder andern Seite hin als wirkliche Reichsmacht nicht blos den prahlenden Worten, ſondern der That nach zu erweiſen. Man weiß, daß ich Preußen nicht in Schutz nehme. Durch kleinliches Mißtrauen hatte es damals ſchon ſich ſelbſt und Deutſchland compromittirt. Aber man muß ſagen, alles, was in der Nationalverſammlung ihm befreundet oder befeindet war, alſo nahezu die ganze Verſammlung, arbeitete gleichſam im Verein für eben und daſſelbe traurige Reſultat: die Verlotterung der neuen, unerhörten Macht, welche die deutſche Freiheitsbegeiſterung von 1848 ihr — in potentia — anvertrauete, Hand in Hand mit der Schwächung der einen und damals einzig verwendbaren Großmacht Deutſchlands, die zwar — ich rede von der damaligen Weltlage, die auch noch die jetzige und nächſtkünftige iſt — ohne Deutſchland nicht beſtehen, ohne die

aber auch Deutschland nicht bestehen kann. Freilich war all dies Arbeiten nur Maulwerk in Frankfurt; was eben das Unglück, hätten die Preußen gesiegt, so wäre doch etwas dabei herausgekommen, ebenso umgekehrt. Die großentheils schwarzweiße Rechte war die Todfeindin aller schwungreichen Bewegung, welche die Seele der Versammlung und der von ihr geschaffenen Centralgewalt hätte sein sollen; die großentheils antipreußische Linke wußte sich, dem Bestehenden und vor allem der preußischen Macht im Angesicht, über ein ohnmächtiges Hassen, und Hadern nicht zu erheben. Beide Parteien machten sich ein gemeinsames Handeln unmöglich, beide trugen zu der Niederlage Deutschlands von 1848 und nicht minder zu der Niederlage Preußens das Ihrige bei, Deutschlands, weil inmitten dieses Zankes und Streites, dieser Verdächtigungen und Uebertreibungen, dieser zweckvergessenen, nichtsnützigen Wortgefechte und Intriguen, an die Gestaltung des revolutionairen Deutschlands, an ein Zusammenraffen, Binden und Bewegen der deutschen Kräfte nicht zu denken war; Preußens, weil es vereinsamt, mit Deutschland gespannter als je zuvor, dennoch als Vorkämpfer Deutschlands in dem deutsch-dänischen Kriege durch eine Ligue der auswärtigen Großmächte bedrohet, keinen irgend verlässigen Rückhalt an Deutschland hatte. Eben die Folge jener inneren Zwietracht war denn auch die Wahl eines provisorischen Reichsoberhauptes, die gleichbedeutend war mit der todten Neutralisation, das heißt mit dem Untergang beider Parteien in der Sphäre der Centralgewalt, aber etwas sehr verschiedenes von dem Aufgange eines neuen Gestirnes für Deutschland; der Griff aus dem

Hause Habsburg heraus, dem Erbfeinde des Hauses Hohenzollern, nach einem alten Mann, von dem sich nichts Thatkräftiges für die Gegenwart, nur Hinhaltendes für die Zukunft erwarten ließ; das Auskunftsmittel Gagerns und seiner sonst so preußenfreundlichen, den Bruch mit Preußen scheuenden Partei, dessen unselige Folgen schon gleich in der brennenden Frage der Gegenwart, in dem deutsch-dänischen Kriege sichtbar wurde. War das preußische Cabinet, trotz der großathmenden Tiraden des Königs, noch nicht mißtrauisch und nicht engherzig preußisch genug gewesen, von dem Augenblick an war die künftige Richtung entschieden. Der erste Schritt Preußens bei dem eben erwählten Reichsverweser war das Verlangen einer unbedingten Vollmacht für Preußen, einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen, auf die Grundlage de. Artikel von Bellevue, eine Forderung, welcher der Erzherzog Johann in einer am 7. August, ohne ministerielle Gegenzeichnung, ausgestellten Vollmacht, unter drei, auf den Inhalt des Waffenstillstand bezüglichen Bestimmungen entsprach, und ich füge hinzu, wol nicht mehr als gern entsprach. Wenigstens war es eine Gefälligkeit, die man nicht gut ablehnen konnte, wenn man den Krieg in Schleswig nicht selbst in die Hand nehmen, wenn man Deutschlands thatsächliche Vertretung gegen Dänemark und die Mächte des Auslandes, durch Unterhandlungen und mit den Waffen zu übernehmen sich nicht getrauete. Das war's, und so blieb denn des Frankfurter Deutschlands Verhältniß zu dem dänischen Kriege nach der Wahl des Reichsverwesers ganz dasselbe, wie vor der Wahl: das eines Zuschauers, eines Unmündigen, nur mit der Ver-

änderung, daß durch die im Voraus ertheilte Sanktion eines durch die Furcht vor dem Auslande diktirten Waffenstillstandes seitens der jungen Centralgewalt, die Sache noch trostloser, der voraussichtliche Schimpf noch eklatanter und sicherer geworden war. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, und er war unbedingt der des Volkes, hätte es auch ganz und gar nichts verschlagen, wenn der Malmöer Waffenstillstand mit Einhaltung der reichsverweserlichen Bedingungen und mit Vorbehalt der Ratifikation durch die Reichsgewalt und die Nationalversammlung abgeschlossen worden wäre. Denn da eigentlich die ganze Nationalversammlung der Mitschuldige oder Hauptschuldige war, auch in der Entscheidungsstunde sich weder im Stande, noch ernstlich Willens fühlte, die Folgen der Verwerfung auf sich zu nehmen und zunächst den Krieg fortzusetzen, so wäre diese Mitschuld nur um so nackter vor allem Volk an den Tag getreten, so hätte, um noch mehr zu sagen, der Linken der schönste Anlaß gemangelt, sich auf die Höhe einer leidenschaftlichen, patriotischen und antipreußischen Beredsamkeit zu erheben, der Rechten und vielen andern guten Leuten, ihren Patriotismus durch scheinbar gezwungene Mäßigung, Abscheu vor Spaltung und Brüderblut und dergleichen geltend zu machen. Darin wird man mit mir übereinstimmen, wenn man anders meine ganze Auffassung theilt.

Ich habe das Bisherige gesagt, nicht um mich jetzt auf der großen stürmischen Debatte der drei Tage einzuschiffen, vielmehr um dieses traurigen Vergnügens überhoben zu sein. Die neuen Motive, die für und gegen in die Debatte hineingezogen wurden, habe ich

oben erwähnt. An der Debatte betheiligten ſich im Ganzen dieſelben Hauptredner.

Dahlmann ſchwieg. Heckſcher plädirte zweimal, ſtundenlang, hauptſächlich für ſich ſelbſt, mit ſteigender Heftigkeit, die zuletzt den wildeſten Tumult hervorrief, und eine faſt grauenhafte und gleichſam finſter ominöſe Scene, wo der Redner, wegen ungehöriger perſönlicher Ausfälle gegen die Linke, die ihn freilich auch ſehr ſtark provocirt hatte, vergebens vom Präſidenten zur Ruhe ermahnt und zur Ordnung gerufen, unter betäubendem Lärm und dem Geſchrei: Herunter von der Tribüne! leichenblaß doch trotzig an dieſe ſich feſtklammerte und — ich weiß es nicht anders zu ſagen — wie ein gehetztes wildes Thier rechts und links um ſich biß. Eben vorher hatte noch einer der Redner, einer von dem man's am wenigſten erwartete, dringende Verſöhnungsworte an die Parteien gerichtet, mit einem Klang des Ernſtes und der Wehmuth, der bei ihm noch ungewohnter war: Fürſt Lichnowsky, der damals ſeine letzten Worte an die Verſammlung richten ſollte. Die Schleswig-Holſteiner, Waitz und Franke, der erſtere in ſeiner ruhigen Weiſe des Pragmatiſirens (ein Ausdruck, deſſen Lichnowsky ſich von ſeiner Rede bediente) doch mit einiger Schärfe gegen das preußiſche Miniſterium, beide ſprachen wider den Waffenſtillſtand, für die Annahme deſſelben, inſoweit nämlich derſelbe ſich noch nicht thatſächlich ſelbſt gerichtet. Von dem bedenklichen Eindruck, welchen die Hermannſche Rede machte, habe ich ſchon geſprochen. Der Böhme Giskra war der einzige feurige und wol auch aufrichtige Kriegsredner. Das Ende des längſten gegen den Waffenſtillſtand gehaltenen Vortrags, von Silveſter Jordan

(Jordan aus Berlin hatte bereits als plötzlicher Seekundiger und in spe Marinerath seine Segel umgesetzt), ging dahin, es sei nicht an der Versammlung, jetzt in die Kriegstrompete zu stoßen, jetzt noch an Rüstungen, an Kampf zu denken, vielmehr an directe Unterhandlungen. Die Linke, mit wenigen Ausnahmen, dachte eigentlich ebenso. Ihr größtes politisches und rednerisches Talent und, möchte ich hinzufugen, ihre einzige saftige Natur, der Springborn des Humors in einer exterischen Wüste, Professor Vogt war sogar so aufrichtig, die geringen Sympathien der Linken fur die schleswig-holsteinische „Revolution" offen auszusprechen, indem er diese in eine Reihe mit jenen legalen und loyalen Widerständen, jenen Oppositionen auf dem Rechtsgrunde stellte, deren Charakter die Jämmerlichkeit sei. Er war ferner so aufrichtig, zu sagen, daß, wenn die Centralgewalt den Waffenstillstand abgeschlossen, er vielleicht fur die Genehmigung stimmen wurde, während er jetzt, da Preußen ihn gegen die Instruktion der Centralgewalt abgeschlossen, unbedingt gegen ihn stimme: dies Preußen, das mal den Traum getraumt habe, es sei eine Großmacht. Und darum wolle er nicht an die Ruhe und Mäßigung appelliren, sondern an die Leidenschaften; jene drehten die Krämerduten, diese nur erzeugten Großes. Einen von Jordan vorgeschlagenen Ausweg, nämlich den, der preußischen Regierung zu gestatten, den Waffenstillstand, an den sie sich einmal gebunden, einseitig für sich selbst auszufuhren, warf der Redner weit weg. Indeß war er der einzige Ausweg, der die Centralgewalt und die Versammlung hätte aus dem Labyrinth fuhren konnen, der auch die Möglichkeit eines Ministeriums

mit Majorität für sich hatte. Vogt letztes Wort: der Convent nur kann so Großes! bedeutete denn nur eben so viel als: wir aber, wir können es nicht! Der ausgezeichnete Simon von Trier, ein jugendlicher Marquis Posa, mit Anlagen für einen Staatsmann künftiger Zeit, scharf logisch, auf der Höhe der modernen dialektischen Bildung und doch von schönem, starken demokratischen Eifer durchglüht, dieser, mein Held und Liebling unter Allen, stach zwar mit jedem zückenden Worte dem preußischen Waffenstillstandsungethum in den faulen Wanst — ich kann mich nicht enthalten, wenigstens aus seiner Rede anzuführen: „Die Zärtlichkeit gegen dynastische Interessen ist so groß, daß man lieber deutsche Brüder preisgibt, als selbst einen auswärtigen Dynasten zurechtweist. Es wurde in Posen und in Italien *gegen* die Revolution gekämpft, und trotz aller Einsprachen, trotz aller Interventionsgefahren der Kampf hartnäckig zum Siege geführt. Einen einzigen Krieg, m. H., führen wir *mit* der Revolution, im Norden. Und diesen Krieg führen wir nicht zu Ende, wir verweigern dessen Fortsetzung aus Rücksicht auf Dynasten, aus Zärtlichkeit für den König von Dänemark, aus Ehrerbietung gegen Rußland und stecken das Schwerdt in die Scheide, das wir für unsre Brüder gezogen haben. Ich appellire nicht einmal an Ihre Humanität, indem ich von Ihnen verlange, daß Sie auf Grundlage der Volkssouverainität sich entscheiden sollen. Ich appellire an Ihre Klugheit und Ihren guten Geschmack. Schieben Sie den Halt- und Gewaltpunkt so weit *rechts*, als Sie wollen, damit begründen Sie blos ein *thatsächliches* Verhältniß, welches ohne grundsätzliche Unterlage, sich jeden Tag

verändern kann, und wenn Ihr Bau dereinst in Trümmer geht, so werden Sie denselben immer auf dem Boden der Volkssouverainität wieder zusammenraffen." — Simon von Trier rief der Versammlung zwar Muth zu, machte ihr aber keinen, weil er auf die wiederkehrende unisone Frage der Genehmigungsredner: welche Mittel habt Ihr für die Fortsetzung des Krieges? nur mit: Preußen wird nachgeben, oder: Aufruf an das Volk! „ein paar Dekrete!" antwortete.

Aus der Rede Robert Blum's, dieses klugen und mächtigen Hauptes seiner Partei, Blum's, der als Redner besonders in dem Herausgreifen aller schlagender Thatsachen und in deren handfester Application an die Köpfe der Gegner groß war, doch noch weniger aus seiner Rede als aus den paar, nahe vor der Abstimmung von ihm gesprochenen Worten ging deutlich genug derselbe weite Abstand hervor, in welcher die Nichtgenehmigung des Waffenstillstandes und die Frage, was dann? die Kriegsfrage, bei der Linken stand.

Von links her wurde nämlich der Antrag gestellt, die beiden Sätze des Majoritäts-Gutachtens des Ausschusses getrennt zur Abstimmung zu bringen. Die Trennung wurde jedoch verworfen. Bei dieser Gelegenheit donnerte Blum: „Warum dringen Sie uns die Mitentscheidung über Krieg und Frieden auf bei der Lösung der Frage, ob wir ratificiren sollen oder nicht!"

Das Majoritäts-Gutachten, welches 1) die Nichtratifikation und 2) die Fortsetzung des Krieges beantragte, sofern die dänische Regierung sich nicht bereitwillig finden würde, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt sogleich zu eröffnen, wurde denn endlich mit 258 gegen

237 verworfen. Die überwiegende Mehrzahl der Preußen war natürlich auf Seiten der Verwerfenden, die der Oesterreicher und Baiern auf der andern Seite, jedoch mit Ausnahme der Ultramontanen, wie später gesagt wurde, in Folge eines Paktes, der ihnen dafür Unterstützung in der Kirchen- und Schulfrage zusicherte.

Dagegen erhielt der von schleswig-holsteinischen Abgeordneten selbst, nämlich von Franke, Droysen, Neergaard, Michelsen, formulirte Antrag:

1) die Vollziehung des Waffenstillstandes, soweit er nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar, nicht länger zu hindern (Preußen hatte sich ohnehin nicht daran gekehrt);

2) die Centralgewalt aufzufordern, die geeigneten Schritte zu thun, damit auf der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Modificationen des Vertrags baldigst eine Verständigung eintrete;

3) die Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von (direkten?) Friedensunterhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen;

dieser Antrag, sag ich, erhielt mit 257 gegen 236 Stimmen, also mit dem geringen Mehr von 21 Stimmen, den — allerdings unbeneidenswerthen — Sieg.

Zwar ist es meine Ueberzeugung, daß die Annahme des auf Nichtgenehmigung und eventuell Fortsetzung des Krieges laufenden Antrages eben so wenig Folge gehabt haben würde, wie der Beschluß der Sistirung. Die Blamage wäre freilich dann noch etwas größer geworden. Doch bin ich nicht so vermessen, um für jenen Fall die Möglichkeit einer anderen, einer günstigeren

Wendung der Dinge in Abrede zu stellen. Am wenigsten werde ich läugnen, daß damals eine rasche Krisis, selbst mit dem Untergang der Nationalversammlung nicht zu theuer erkauft werden wäre.

Doch hinweg mit den Möglichkeiten. Das Wirkliche, das Erlebte nach dem einmal gefaßten Beschlusse war: die Zerstörung des Nimbus, der bis dahin noch die Nationalversammlung umgeben hatte, war ein durch Deutschland gehender Schrei des Unmuths, dem eine tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit in allen patriotischen Herzen folgte; war schon an demselben Abend des Beschlusses der Tumult in Frankfurt, der am nächstfolgenden unglückseligen Montag den Epochentag für das offene siegreiche Hervortreten der Reaktion in ganz Deutschland herbeiführte.

Zu den bösen Geschicken, deren die deutsche Erhebung von 1848 und das Werk der Nationalversammlung allerdings gar manche zählte — ich nenne nur die Niederlagen der Freiheit in Frankreich und in Italien — zähle ich eben an die verfehlte Wahl des Centralortes. Die deutsche Nationalversammlung in Berlin oder Wien, und wir hätten eine andre Geschichte gehabt, eine größere, sei's im Halten, sei's im Brechen; so elend hätte die Bewegung nicht verlaufen können. Frankfurt war allenfalls ein passender Ort für das Vorparlament, aber nicht für die Nationalversammlung. Ging man aus von der Furcht, den Süden und Norden zu spalten durch die Wahl eines der beiden großen Staatenmittelpunkte Deutschlands, so hätte man lieber an dem kleinsten und einsamsten Orte, meinetwegen auf dem Blocksberge, sich niederlassen sollen, lieber als in Frankfurt, als in diesem

rein örtlichen und geschäftlichen, politisch indifferenten und ohnmächtigen, nichts bewegenden und nichts steuernden Haupt- und Mittelpunkte rings aufgeregten Kleinstaatsbevölkerungen.

Wie nachtheilig diese Lage in die Geschichte der Nationalversammlung eingegriffen, wie ergiebig dieser Boden für die Saat der Zwietracht und der Verdächtigungen geworden, davon habe ich mich während der langen Dauer meines dortigen Aufenthalts aus vielfacher eigener Anschauung überzeugen können. Auch in den Metropolen Preußens und Oesterreichs, daran ist nicht zu zweifeln, hätte die Zwietracht in der Versammlung ihr Haupt erhoben. Wahrscheinlich wäre sogar der innere Kampf noch weit gewaltiger geworden, vielleicht auch von tragischem Ausgang gewesen. Die kämpfenden Helden hätten gleichsam ihre geschichtlichen Chöre dicht hinter sich gehabt, hätten über ihre Hulfsmittel gleich im Großen verfügen können, oder wollend oder nicht den Zwang der großen Umgebungen erleiden müssen. Alles und das Schlimmste hätte daraus entstehen mögen; es wäre dennoch besser gewesen und geworden als in Frankfurt.

Oft, wenn den Rednern der Linken die rauschenden Bravo's von den Gallerien der Paulskirche zu Theil wurden, habe ich bei mir gedacht: wie verführerisch und doch wie nichtig ist dieser Beifall! Wer ist dies Volk? was läßt sich von ihm hoffen und fürchten? Dort der wohlgenährte Frankfurter Reichsstadtphilister, dort der arme Winzer aus einem der Dörfer des Duodezstaatenreichen Nachbargebietes, dort der Demokrat aus der preußisch-österreichischen Festung Mainz, dort ein Handels-, dort ein Revolutions-Reisender — die Masse ist

wahrlich nicht schlechter als anderswo, sie ist so andächtig, so lebendig, wie man's nur wünschen kann, ich will sie gern als eine Repräsentation des Volks gelten lassen, des deutschen Volkes, jenes zerrissenen deutschen Volkes aber, das von euch, von euch allein, von eurer Klugheit und Energie sein Heil erwartet, dem ihr die Hülfe bringen sollt, das sich auf euch verläßt, das namentlich in dem Bruchtheil, den ihr vor euch sehet, und in dem ganzen Südwestwinkel Deutschlands zwar mit am aufgeregtesten, aber auch am rath- und hülflosesten dasteht.

Eine leere Aufregung dieses Volkes, ich sage eine leere Aufregung, fordern zu helfen, hielt ich für mehr als Unverstand. Leider waren schon die großen, rein theoretischen Parlamentsgefechte, als da waren über Volkssouverainität, Verantwortlichkeit und Unverantwortlichkeit, und was war und blieb am Ende nicht Zungengefecht bei dieser Versammlung, leider war ihr ganzes, oft leidenschaftliches, stets fruchtloses Hin- und Hergerede nur zu sehr geeignet, das, was man den Hohlgang der öffentlichen Stimmung nennen kann, hervorzubringen und zu nähren. Aber dabei blieb es nicht einmal. Auch außerhalb der Versammlung ward aufgeregt, durch eine formliche Plakatenliteratur an den Straßenecken, durch Zusammenkünfte in Wirthschaftssälen, zu denen das Publikum zugelassen wurde und wo der vielfach in der Paulskirche verhaltene Redestoff wie Fontainenwasser umherspritzte. Man konnte glauben, am Vorabend einer Revolution in einer großen, die Entscheidung in sich bullenden Hauptstadt zu sein — und nicht in der Wechslerstadt am Main. Wohin mußten solche Täuschungen führen?

Wohin sie zunächst im Schooße der Versammlung

führten, war bald zu merken. Zur Beängstigung des Centrums und zu Verdächtigungen von der Seite, wo die blassen kalten Bassermänner saßen und wo man leicht des Beifalls des Volkes der Gallerien und der Gassen entbehren, sein Zischen verachten konnte, in dem Gedanken an die Gnade daheim, und an die Kanonen und Soldaten daheim und — — im Nothfall — zur Stelle.

Was hier die Hätscheleі mit dem Volke, dort die Angst vor dem Volke noch nicht verdarb, das that die zur Schau getragene Verachtung des Volkes im Munde mancher großen Herren der Rechten, das thaten solche unpolitische Maaßregeln, wie die plötzlich von dem Bureau der Versammlung vorgenommene Absperrung der Gallerien um zwei Drittel ihres Raumes, kurz vor der Waffenstillstands-Debatte: eine Maaßregel, welche an und für sich gehässig und erbitternd war, dann auch die natürliche Folge hatte, daß fernerhin auf dem einen übrig gebliebenen Zugange, auf der Treppe und schon vor der Thüre der Kirche ein stetes tumultuarisches, gar nicht zu beherrschendes Gedränge stattfand. Daß das Publikum der Gallerien durch Unlenksamkeit und Zügellosigkeit jene Maaßregel sich selbst zugezogen, ist allerdings behauptet worden; doch kann ich versichern, ohne Grund. Ich habe gar oft die „Haltung" dieses Publikums gegenüber der Haltung der Versammlung bewundert. Entstand viel Unruhe auf der Gallerie, so war es stets die Folge der größeren, welche in der Versammlung ausgebrochen war, nur das schwache Echo des Lärms von unten, nur der von unten aufsprizende Schaum der Sturmwogen, die bekanntlich regelmäßig das Präsidium des umgekehrten Wetterfrosches, des

zweiten Präsidenten, Herrn von Soiron, zu begleiten pflegten.

Man hat in den der Entscheidungsstunde nachfolgenden Unruhen und Gewaltthätigkeiten das vorbereitete Werk von nach Blut und Umsturz dürstenden Revolutionairs gesehen. Soviel ich weiß, geschah indeß alles was geschah, zumal auch der Bau und die Vertheidigung der Barrikaden, trotz der angeblichen Leiter jener beklagenswerthen Scenen, und soviel ich weiß bestand die einzige That jener in der Abhaltung einer großen Volksversammlung auf der sogenannten Pfingstweide, in fulminanten Reden, worin aus Leibern Barrikaden gebaut wurden, Entwerfung einer blutrothen Adresse an die Nationalsammlung, in welcher die Majorität derselben den Titel Vaterlandsverräther erhielt und Absendung einer Deputation zur Verabreichung dieser Adresse. Was diese Leute haben thun wollen, was sie alles im Schilde geführt, welche Mittel und Kräfte sie für ihre Pläne in Bereitschaft gehalten haben, die ganze Reihe der kriminalistischen Fragen des bekannten quis, quid, ubi, quibus auxilus, cur, quomodo, quando? wird ohne Zweifel in den Aktenstößen der Frankfurter Untersuchung ihre Beantwortung finden und man wird es erfahren, wenn sie dereinst das Licht sehen werden. Auffallend genug, daß sie nach dieser Enthüllung, zu Nutz und Frommen des deutschen Vaterlandes, nicht sehr begierig zu sein scheinen. Bis dahin glaube ich nur an ein Minimum in dieser Hinsicht, obwol es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn in dem Kopfe eines Germain Metternich, ehemaligen Schreibers bei dem Mainzer Advokaten und Abgeordneten Zitz, und in andern revolutionseifrigen Köpfen,

von der Art, wie man sie damals, ganz Bart, Hut und reihe Hahnenfeder, auf den Gassen und in den Apfelweinkneipen Frankfurts schauen konnte, wenn in diesen Köpfen die hochfliegendsten Pläne, und eine ganz vollständige und schauerliche Revolutionskomödie oder Revolutionsnarrethei gespukt hätte. Mit dem ersten Anfang, mit Sprengung des Parlaments, sollen sie allerdings gedrohet haben. Alle wirklich bedeutende Männer der Linken, denen sie mit solchen Anmuthungen auf den Leib rückten, verbaten sich den Spaß. Dafür wären sie mitgesprengt, die Blum, Vogt, Simon und Consorten mit den Binke's und Consorten, die Linke mit der Rechten, und nur Wenige, wie etwa Zitz, Schlöffel u. s. w. hätten vielleicht Gnade gefunden. Indeß fand die Sprengung der Paulskirche nicht statt, und was man als einen derartigen Versuch bezeichnet hat, war nur das Anrücken obgedachter Deputation, die in einem Augenblick, wo bereits vier Bataillone aus Mainz die Paulskirche umstellt hatten, wol am wenigsten an den günstigen Erfolg eines „Handstreiches" gegen eine aus mehreren Hunderten bestehende Versammlung hätten denken können. Ueberdies wurde dieser „Angriff" durch zwei bis drei Abgeordnete vereitelt, welche rechtzeitig die Thüre so lange zuhielten bis die nahe Soldateska dem Skandal ein Ende machte und den Paulsplatz vollständig säuberte.

Nicht unbekannt mit den verschiedenen Schichten des Volkes und ihrer Stimmung, sowie als Augenzeuge der traurigen Ereignisse wiederhole ich meine Ueberzeugung, daß wahre Antheilnahme an dem Loose Schleswig-Holsteins und an der Ehre der deutschen Waffen wie der deutschen Nationalvertretung die Gemüther des

Volkes erfüllte und daß die allgemeine hohe Erbitterung aus dieser ursprünglich edeln Quelle floß. Dasselbe Volk würde Frankfurts Gassen mit Jubel erfüllt haben auf die Kunde, daß das Parlament den Malmöer Waffenstillstand verworfen, würde in diesem Jubel nur seiner Verkämpfer und Lieblinge gedacht, nicht aber derjenigen, die es für seine persönlichen Widersacher und die der Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes hielt. Ich überlasse es Jedem, mir in dieser Ueberzeugung zu widersprechen und baue ruhig darauf den Schluß: eine solche Gesinntheit beschäftigt sich nicht im Voraus mit Aufständen und Verbrechen. Das wäre nur die Sache derer gewesen, welche die Nichtgenehmigung des Waffenstillstandes lieber sahen als die Genehmigung.

Trotz seiner Erbitterung gegen einzelne Mitglieder sühnte das Volk nichts Arges gegen die Versammlung im Schilde. Jene Erbitterung war allerdings so stark, daß sie in ihren Ausbrüchen gleich am Abend Verwerflichkeiten und am Tage des Barrikadenkampfes Abscheulichkeiten, den Mord des Generals Auerswald und des Fürsten Lichnowsky, zur Folge hatte. Wenn Einige besonders das tragisch Fatalistische der That in Bezug auf den letztgenannten feurigen und ritterlichen Parteigänger der Legitimität hervorgehoben, Andre nur das Unmenschliche, Gräßliche, Verworfene, häufig zur Ausbeutung im Parteigeiste, zur Vermehrung des wohlthätigen antirevolutionairen Schreckens in den deutschen Familienkreisen darin gesehen; so möchte ich lieber auf die Motive des Unmenschlichen oder auf das Menschliche in dem Unmenschlichen, nicht zur Entschuldigung, doch zur Erklärung, verweisen. Dazu hat ein Augenzeuge der Ermordung

des unglücklichen Fürſten, ein Arzt aus Bornheim, der ihn vergebens zu retten ſuchte, bald nachher in der Augsburger Zeitung einen wichtigen Beitrag geliefert. Am meiſten ſcheint aber das erſte und wie es ſcheint mehrmalige Zuſammentreffen des Generals und des Fürſten, die unvorſichtig aus dem Thor geritten waren, mit den Zuzüglern von außen einer weiteren Aufklärung zu bedürfen. Es ſcheint, daß die Reiter eine von auswärts anrückende Artillerieabtheilung erwartet haben, die ſpäter auch eintraf. Es ſoll nach den Hin- und Herreitenden mit Steinen geworfen ſein, worauf der Fürſt in die Worte ausgebrochen: Wartet nur, Kanaille, bald wird es aus ſein mit euch! Dann erſt ſoll die Verfolgung eingetreten ſein. So wurde in Frankfurt erzählt. Ob es in einen öffentlichen Bericht übergegangen, weiß ich nicht. Doch genug von dieſen beiden Opfern der Rechten der Nationalverſammlung. Ihre Köpfe hat die Linke ſpäter theuer genug mit Blum's und Trütſchler's Köpfen zurückgezahlt.

Als ich am Montag Morgen nach der Paulskirche ging, ſah ich zu meiner Ueberraſchung öſterreichiſche und preußiſche Truppen in ihrer Nähe aufgeſtellt. Die in den engen Zugängen aufgeſtauete Volksmenge beſtand augenſcheinlich aus dem gewöhnlichen bunten Publikum der Gallerien. Ueberhaupt zeigte ſich den ganzen Tag über keine gleichartige Bande, keine von den vielen rüſtigen Turnerſchaaren der Umgegenden; einzelne ſpäte Zuzüge fanden die Thore beſetzt und zerſtreuten ſich; nur die Sachſenhäuſener waren auf den Lärm herübergekommen und hielten ſich in den Maingaſſen auf. Ohne die Anweſenheit der preußiſchen Soldaten wäre

es schwerlich auch mal zum Krawall gekommen. Weg mit den Preußen! Die Preußen sollen heraus! das war das Geschrei, das sich allenthalben hören ließ. Steinwürfe folgten. Das Gerücht, daß Jemand durch einen Bajonetstich getödtet sei, brachte die Gährung auf ihren höchsten Gipfel. Der Barrikadenbau begann, erst kindisch und wie zum Spiel. Bei den Anfängen waren die Soldaten, Gewehr im Arm, Zuschauer. Zugleich entstand ein Laufen nach Waffen und Munition. Die Zahl der Barrikaden, in deren Bau die gedankenlose Wuth Beschäftigung zu finden schien, war sehr ansehnlich, die Besatzung dagegen schwach, die Bewaffnung schlecht. Der Abgeordnete Rösler von Oels, der persönlich großen Gefahren trotzte, um die bethörten Leute zur Besinnung zu bringen, gab später in der Nationalversammlung die ganze Zahl der Barrikadenkämpfer auf vielleicht 400 an; davon höchstens 250 mit Schießgewehren bewaffnet, wovon auch noch circa hundert alte verrostete Gewehre abgezogen werden müßten. Ich kann diese Angaben nur bestätigen und sie scheinen mir noch zu hoch zu sein. Wie an Gewehren, so fehlte es an Pulver und Blei; erstere nahm man von den Trödlern, die Munition aus den Kramladen. Mit ein wenig Herzhaftigkeit hätten die Frankfurter Bürger im Hausrock dem beginnenden Unwesen vor ihren Thüren selber steuern können. Von Vorbereitung, Leitung und Zusammenhang des Ganzen keine Spur. Kein Germain Metternich und wie sie alle heißen ließ sich blicken. Bei einer der Hauptbarrikaden sah ich einen Frankfurter Bürgerwehrmann in Uniform, der das Commando zu führen schien, an Zweck und Ziel kein Gedanke. Den Soldaten zu trotzen, ihnen zu zeigen,

daß man sie nicht fürchte, das war Alles. Als endlich das Militair Befehl erhielt, gegen die nächsten Barrikaden vorzurücken, gab es einen hartnäckigen mörderischen Kampf. Eine um Mittag durch Verwendung einiger Abgeordneten der Linken eingetretene Waffenruhe hatte nicht den verhofften Erfolg. Das Anerbieten freien Abzugs wurde beantwortet durch die Forderung, daß die Truppen sich aus der Stadt zurückziehen sollten. Die erwähnten Deputirten hatten sich vergebliche Mühe gegeben, den erhitzten Köpfen das Zweck- und Hoffnungslose ihres Beginnens auseinanderzusetzen. Ich selber machte die Erfahrung, daß alle Gründe und verständige Zureden bei ihnen wie Wasser auf einen heißen Stein fielen. Bei dem wiederbeginnenden Kampfe gaben von Darmstadt herbeibeorderte Truppen den Ausschlag, indem sie von der Mainbrücke her den Hauptbarrikaden in den Rücken fielen. Um diese Zeit führte mich mein Weg quer über die nach dem Hanauer Thore führende Gasse, einer der größten Barrikaden am Eingange in die Zeil unfern vorüber. Ich sah nur etwa zehn oder fünfzehn bewaffnete Männer. Bei diesem Posten ging es so still her, daß ich den wohlgemeinten Zuruf: Donnerwetter! gehen Sie auf die Seite, Sie werden eine Kugel kriegen! schon in ziemlicher Entfernung hörte. Die vor der Barrikade nach der Zeil zu stehenden Häuser waren mit Preußen besetzt, die bereits aus den Fenstern geschossen hatten. Ich vergalt den guten Rath mit dem andern, daß sie die Barrikade verlassen möchten, da bereits die benachbarten von den Darmstädter Scharfschützen in den Rücken genommen und erobert seien.

Die Sonne des 18. September 1848 neigte ſich zum Untergange, als ich auf dem um Frankfurt laufenden ſchönen Baumwege nach Hauſe kehrte, in düſtrer Aufregung, voll von der unſeligen Bedeutung des Tags und ſeinen wahrſcheinlichen Folgen. Aus dem Innern der Stadt hörte ich das Kartätſchenfeuer, das gegen die letztgenannte Barrikade gerichtet war. Da ſchlug ein lautes Geſpräch und ein herzliches Lachen an mein Ohr: es waren ein paar Abgeordnete der Nationalverſammlung.

Das

Geheimniß des Wortes.

Ein Beitrag

von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Verlag von Karl Aue in Hamburg.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aus einem Briefe statt Vorwort.

Freund, ich werde nächstens ein Buch herausgeben, das ich Deiner Beachtung empfehle. Freilich wird es sich auf der großen Karavanenstraße von und nach dem sächsischen Bagdad unter den Scheichs und Kameelen der Unterhaltungslesesrei und den Elephanten und Mauleseln der Gelehrsamkeit gar fremd und seltsamlich ausnehmen. Es ist so etwas von einer Sphinx, von jenem fabelhaften Thier mit Jungfrauenantlitz, Löwenleib und Adlerflügeln; aber meine Sphinx ruht nicht schweigend auf ihrem Geheimniß wie die alte vor den Tempelthüren; sie ist seit Monden mein Begleiter in Wald und Feld, mein Stubenkamerad und so ganz modernisirt, daß sie sich über sich selbst klug zu machen sucht.

Ich hatte mich die letzte Zeit in die tiefste Einsamkeit vergraben; mich schmerzten alle Glieder und das Herz zumeist. Ich suchte lethesches Vergessen und fand es theilweise in einem Studium, das stets eine gewisse Faszination auf mich ausgeübt hat, im etymologischen. Rümpfe nicht die Nase, als hätte nicht sogar ein Julius Cäsar daran Geschmack gefunden. Übrigens verstehe ich etwas anders darunter als Du meinst. Mich blendeten nie die Jahrmarkts-Ausstellungen von Wörtern und

Wurzeln aus allen Sprachen; mir war es nie genug zu sagen, so lautet und das bedeutet das Wort im Sanskrit. O nein, ich fragte auch, wie deute ich's? Dazu wurde ich mal vor Jahren zuerst angeregt durch ein altes im Bibliotheksstaube ruhendes, längst vergessenes und vielleicht nie verstandenes Werk*), dürr wie der Stock einer Rebe und doch eine Traubenmutter, wenn man ihm Erde und Sonne gibt. Darin wird die deutsche Sprache und eigentlich jede Menschensprache auf einige hundert Wurzellaute zurückgeführt und deren zunächst sinnlicher Begriff aus den Organlauten, vorzugsweise den Konsonanten, nachgewiesen. Versteht sich, mit Forschungen, wie Grimm's, Bopp's, Humbold's, die uns den alten Wunderbau der Sprachen aufgeschlossen, muß man schon über ein Sprachwerk des achtzehnten Jahrhunderts hinauskommen und diesem gehörte der scharfsinnige und gelehrte Fulda auch insofern an, als er sich eine zu mechanische Theorie von der Entstehung der Sprache gebildet hatte, und diese älteste, geheimnißvollste und mächtigste Macht der Menschengeschichte, die je höher hinauf je organisch vollkommener dastehet, in damals beliebter Methode aus den Lappen und Windeln ihrer Anfänge wickeln wollte**). Seitdem habe ich mich ab und zu, mitunter gar eifrig mit den Elementen des Wortes beschäftigt, dem sylbenhaften Weben, Schweben und Fließen der Buchstabengeister gelauscht, ihre Sippschaften geordnet, ihre bedeutungsvollen Verbindungen in den Urwurzeln angemerkt und

*) Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter von Friedrich Karl Fulda 1776.

**) Hat doch auch J. Grimm sich neuerdings zu einer unvollkommenen Ansprache bekannt. Freilich hat die Sprache, so gut wie die Welt, ihr Chaos, aus dem sie schöpft.

vielfache Vergleiche durch die germaniſchen, romaniſchen, orientaliſchen und altklaſſiſchen Sprachen hindurchgeführt.

Mehr und mehr fand ich: erſtens, daß die Grundwurzeln in allen dieſen Sprachen ſich gleich an Bedeutung, daher eine weit durchdringendere Verwandſchaft zwiſchen ihnen ſtattfinde, als man gewöhnlich annimmt; zweitens, daß der allgemeine Begriff jeder Wurzel ſich unwiderleglich in ihren Organlauten darſtelle; drittens, daß ſolch lebendiges Wurzelbewußtſein ſich jedem Kinde einer Urſprache wie der deutſchen mittheilen laſſe.

In jener Zeit von der ich ſprach kam mir wirklich der Gedanke, meine Studien zu dieſem Behufe zu konzentriren, einen Schlüſſel zum Wurzelverſtändniß deutſcher Wörter auszuarbeiten. Ich ging an's Werk, und nicht lange, als ich den Grundriß entworfen und zur Erörterung einiger Wortfamilien vorſchritt, machte ich eine Entdeckung, die mich veranlaßte, von meinem Plan vorläufig wieder abzuſtehen und aus einem laut Lehrenden erſt wieder ein ſtill Lernender zu werden.

Ich entdeckte, daß ich bisher nur den Vorhof des Tempels betreten und nun auf einmal auf der Schwelle des Innern ſtand.

Ich entdeckte, daß mir im Labyrinth der Wortforſchung doch noch der Faden der Ariadne gefehlt hatte und ſah ihn vor mir liegen.

Seitdem, mein Freund, begreife ich die Magie die mich ſo lange heimlich an das Studium feſſelte. Es war der Drang einer Beſtimmung, das Vorgefühl von etwas Wichtigem, was über das formelle Sprachgebiet hinausreicht.

Wohl hatte ich den tieferen Zuſammenhang des

Wortes mit dem schaffenden Geiste der Weltgeschichte stets geahnt, wohl war mir nicht verborgen geblieben, daß die alte geheimnißreiche Gedankenamme der Völker ganz eigentlich der Gott, der Priester, der Held, das Mährchen und die Weisheit des Alterthums sei, ja, daß noch bis zur Stunde hunderte von den Millionen des Erdballs vor dem überlieferten Wort auf den Knieen liegen — vielleicht, daß die noch unfreie Menschheit nur durch den heiligen Magnetismus des Wortes vor dem atomistischen Verfall, vor dem Loose ein großer Ameisenhaufe zu werden, Schutz findet. Auch war mir nicht unbekannt, was von den verschiedensten Standpunkten über die Bedeutung des Wortes gelehrt, vermuthet, angedeutet, phantasirt werden, sowol von solchen Gelehrten, welche dasselbe als eine unmittelbare Offenbarung betrachten, als von solchen, welche, der heutigen Anschauungsweise angemessener, „eine aus der Einheit des Schöpfers und der Welt auf das Geschöpf übergegangene Schöpfungskraft" in der Sprache erblicken, endlich von solchen, die, wie der Graf Volney, der berühmte Verfasser der in Deutschland noch immerfort neue Auflagen findenden Ruinen, in der vorausgesetzten Unvollkommenheit der Sprachen, in der Zweideutigkeit der Wörter gewissermaßen den Grund der Religionen und Mythen und den Vorschub für eine listige geistknechtende Priesterkaste fanden, nichts desto weniger mit der Ansicht zusammenstimmend, daß eine Analyse der Sprachen bei steter Beobachtung der Verwandschaft und des Unterschiedes der Organlaute und Schriftzeichen das wahre Quellenstudium für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit abgeben würde. Und mehr noch, ich war vertraut mit einem so originellen als scharfsinnigen Werke aus

jüngerer Zeit *) in welchem der Versuch, die (griechischen) Religionsmythen als eine Darstellung der Natur in geschichtlicher Form nachzuweisen, etymologisch unterstützt wird, wobei eine Reihe von Wörtern und Wurzeln als stehende Typen mythischer Begriffe, gleichsam als mythologische Hieroglyphen mit ihrer Erklärung dem Auge sich vorstellt.

Allein was ich finden sollte, mußte ich auf meinem Wege finden und der große Unterschied war, daß ich völlig naiv, ohne vorgefaßte Ansichten, nicht von der Mythologie, sondern von der Wortforschung selbst ausging, fast ungläubig und zweifelnd zuerst, zu Resultaten gelangte, welche, so umfassend und überraschend auch, doch nur aus dem Ei, aus den Wurzeln der Sprache hervorgingen und von diesen unzertrennlich bleiben. Ohne die vorausgehende Beobachtung des eigenartigen Wurzellebens, des wunderbaren regen Wechselns seiner Elemente und der in allen Sprachen wiederkehrenden Bedeutsamkeit derselben, würde ich weder zu jenen Ergebnissen gelangt, noch fähig sein, Anderen sie mitzutheilen.

Du weißt, nach uralter biblischer Sage gab es einst nur ein Volk und eine Sprache, und es flößte den Göttern, den Elohim, die Macht der Einheit und des Einverständnisses der Menschen so eifersüchtige Sorge ein, daß sie ihrem Unterfangen, mit gemeinschaftlicher Kraft einen mit der Spitze in den Himmel dringenden Thurm zu erbauen, die Verwirrung der Sprachen erfolgreich entgegensetzten. Auch die heutige Wissenschaft nimmt für weitentlegene und sehr verschiedene Völkergruppen,

*) Leider noch unvollendet. Ich meine Prof. Forchhammer's Hellenika. 1. Bd. Berlin 1837.

wie zum Beispiel die indo-germanische eine Ursprache an, und bei ausgebreiterer und tieferer Erkenntniß wird sie wol noch weiter gehen und selbst in den Idiomen versprengter und verwilderter Menschenracen die Trümmer einer Urzeit erblicken, in welcher der Gedanke der Menschheit, das ist der Gedanke der Schöpfung, noch ganz Sprache war und der Geist, der freie, selbstbewußte, noch ungeboren in der Eischaale des Wortes lag.

Wie nun dieselben Wurzeln in allen Sprachen denselben natürlichen Verstand haben, für welchen die Organlaute der Schlüssel, so theilen sie auch die mythische Bedeutung mit einander, das will sagen, jene Einheit von Natur und Geist, welche der Sprache ihren ursprünglichen dämonischen Charakter verleiht, das Wort zum Symbol einer Welt im Kleinen macht, ja, nach dem noch jetzt im Orient herrschenden Glauben, mit der Kraft des ersten Schöpferhauches begabt.

Meine ersten Entdeckungen auf diesem Gebiete waren wie zufällig und ich betrachtete sie anfangs auch nur als Spiele des Zufalls. Ich verhielt mich, um es zu sagen, gegen die historische Anwendung der vergleichenden Etymologie mindestens zaghaft, gedenkend der Vorurtheile der jetzigen Sprachgelehrsamkeit gegen die Etymologie überhaupt, welche bekanntlich von ihr mit einem gewissen grammatischen Hochmuth, mit dem Stolze eines wissenschaftlichen Emporkömmlings, jedenfalls mit spröder, fast ängstlicher und um den wissenschaftlichen Ruf besorgter Zurückhaltung ob deren in früherer Zeit begangenen Sünden und Regellosigkeiten behandelt zu werden pflegt. Als mir aber bei fernerer Prüfung, von allen Seiten die unerwartetsten Bestätigungen zuflossen, als meiner gespannteren Aufmerksamkeit die Mythenbilder

aus den Wurzeln des Sprachbaumes entstiegen wie aufgescheuchte Dryaden oder als hätten sie nur auf mich gebarrt um sich befreien zu lassen, als ich endlich nicht bloß einzelne Symbole und Bilder, sondern zusammenhängende Grundzüge des mythischen Alterthums, die Anschauungsweise der Urwelt, so einflußreich, so schicksalbestimmend bis auf den heutigen Tag, auf den Grund der Sprache gewebt, organisch mit ihren Urlauten verbunden sah — da, mein Freund, glaubte ich und zweifelte nicht länger, da wußte ich — und es erfüllte mich mit Freude und fiel wie Gewitterregen auf einen lange dürren und lechzenden Boden — daß mir eine ungeahnt höhere kulturgeschichtliche Aufgabe zugefallen sei.

Ich hätte wohl eher trauren sollen, hätte wol eher Ursache gehabt argwöhnisch zu werden gegen einen Ruf, für den ich die innere Befähigung in gewissem Grade besitzen mag, aber so entschieden nicht das Glück der Umstände. Könnte ich jetzt beginnen, wo ich aufhöre — vielleicht für immer — ich würde die vor mir liegenden Blätter in's Feuer werfen, nach einem Jahr vielleicht noch andere dazu, und dann einmal um die Zeit wo die Ähren schwer und golden werden und ihre Köpfe dem Schnitter beugen, Euch, wie die Sibylle dem König Tarquinius, meine letzten drei Bücher verkaufen.

Natürlich verwandte ich den größten Theil meiner Zeit auf Einzelforschungen, wobei man nur die Feder ansetzt, um das „Journal" zu führen, ein für andre meist so verschlossen wertbloser, für uns selbst so großer erinnerungs- und zukunftreicher Schatz. Das Wenige was ich darstellend ausgearbeitet habe, wird Dir in den Blättern zu Gesicht kommen, welche den Buchnamen: „Das Geheimniß des Wortes" führen sollen. Du wirst

ihn nicht mißverſtehen. Ich bin nicht der Affe oder der Wilde der den Spiegel zerſchlägt, um zu ſehen was dahinter. Ich bin nicht ſo thöricht, die See ablaſſen zu wollen und die Fiſche auf dem Trocknen zu zeigen. Ich kann und will das Geheimniß der Tiefe nicht auf die Oberfläche bringen, das heißt eben nur flach und oberflächlich behandeln. Aber klarer wirſt Du hinabſehen in die tiefe Kriſtallfluth des mythiſchen Weltſtromes, klarer als zuvor und hin und wieder wird es Dir ſcheinen, bis auf den Grund, bis da wo alles Wunder aufhört und von allen Geheimniſſen nur das eine große nachbleibt, in dem wir leben, weben und ſind. Doch, mein Freund, es iſt überall kein Sehen nur mit meinem Auge, wozu ich auffordre, ſondern jeder ſoll ſeine eigene Sehkraft anſtrengen und nur geſammelten Geiſtes hinantreten an das hehe Ufer unter dem die Wogen der Geiſtergeſchichte der Menſchheit, mit oft ſo ſüßem und oft ſo ſchauerlichen Geflüſter langſam dahingleiten. Wer die Anſpannung des Geiſtes ſcheut, wer ſich vor Geiſtern und ſich ſelbſt fürchtet der bleibe fern, der gehe lieber Forellen fiſchen in den heimathlichen Bächen, die ſo traute altbekannte Melodien durch die deutſchen Wald- und Wieſengründe murmeln, wo die aufgeſchürzten Nymfen ihre Füße waſchen, im grünen Graſe Apoll mit den neun Muſen lagert, die freilich nicht mehr genannt und angerufen werden, ſeit Hölderlin zürnend ſang:

Ihr kalten Menſchen, ſprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verſtand, ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Fort iſt die Erde, wer mag ihr danken.

Von den drei Darſtellungen der Schrift, welche eben ſo viele Entwicklungsſtadien für mich bedeuten, wirſt Du

der letzten den Kranz zuerkennen, obwol sie ihre Unvollendung beklagt. Nun, Lieber, hänge Deinen Frühlingsblumenkranz auch über den Torso und gedenke meiner.

Ich wollte hier Abschied von Dir nehmen, doch dünkt mich, nach Überlesung des Geschriebenen, ich hätte Dir noch ein letztes Wort zu sagen. Im Einzelnen mag ich irren, hin und wieder mag ich noch nicht den rechten Fleck getroffen haben; aber im Ganzen wird die Forschung sich bewähren. Weißt Du worin ich ihren höchsten Werth setze, zumal wenn ich sie mir weiter hinausgeführt und noch unmittelbarer auf die heiligen Schriften und das christliche Dogma bezogen denke? Darin, daß sie zwar die begonnene Scheidung des Geistes von seiner alten Hülle, dem Wort, der Mythe und dem Dogma vollziehen helfen, und doch die ewige Psyche schonen; daß sie ringend mit dem Gott oder Dämon der alten Welt nicht ohne Segen von ihm ziehen. Wir wollen den Geist frei machen, den gebundenen; aber wie vermögen wir's, wenn wir nicht bis zu ihm durchdringen? Wie viele Verächter des Wortes, die doch nur geistige Pygmäen gegen seine Rieſenhaftigkeit! Wie viel dem ehemaligen Herrn entlaufene Knechtschaft, die in ewiger Angst und Unruhe lebt oder in nackter Brutalität die Schwelle verunreinigt, wo ihre und der Menschheit Wiege stand. Wie will sich ein neues geistmächtiges (nicht bloß geistmachendes und maschinenmächtiges) Geschlecht erheben und die Bahn eines neuen lichtvolleren Welttages betreten, wenn es nicht aus dem Grund des Geistes wiedergeboren wird, der die Wunder aller Anfänge verrichtet hat. Haben wir diese Macht auch nur in ihrer äußeren Erscheinung begriffen, wenn wir sie durch das Wort Mythe abgefertigt wähnen? Wahrlich,

es verräth eine große Geistesarmuth, das Christenthum oder auch den Mohamedismus dadurch beseitigen zu wollen, daß man ihren Ursprung als mythisch nachweis't. Was uns sonnenklar gewesen, als wir noch mit Kinderaugen in die Bibel blickten, das wird uns als ein Triumpf der neuern Wissenschaft in dicken Büchern lampenhell gemacht. Wir wollen aber endlich wissen, was bedeuten diese Mythen und Symbole? Welchen Sinn haben diese geheimen Zeichen, diese Wundermährchen, von denen selbst die geistigern Offenbarungen der Vorzeit so unzertrennlich scheinen? Und dem ist man schon im vorigen Jahrhundert mehr auf der Spur gewesen als heutzutage, nur, daß man damals das Kind mit dem Bade ausschüttete.

Das Christenthum hat am geistigsten die eine große Idee aufgefaßt, um welche sich alle Mythen und Symbole des Alterthums wie um ihre Sonne — und das Gleichniß ist hier zugleich die Thatsache, daß sie Bilder des Sonnenlaufes sind — bewegen, indem sie die periodische Zerstörung und gänzliche Wiedererneuerung der Dinge von einem ewigen Punkte des Welt- und Lebenskreises aus darstellen. Der Fundamentalartikel der christlichen Lehre ist aber der vom alten und neuen Menschen, von leiblicher Geburt und Tod und von der Wiedergeburt im Geiste.

Abgesehen von der bestimmten aszetisch-mystischen Färbung und von der an die Mittlerperson Christi geknüpften Form der Wiedergeburtslehre, hat nach achtzehnhundert Jahren der sonst nüchternste der Philosophen, unser große Kant, dieselbe Lehre fast nicht minder mystisch ausgesprochen, als den einmalig und doch für die Ewigkeit gefaßten Beschluß des Menschen, unbedingt

frei zu ſein, das iſt, dem inneren Geſetz in ihm zu folgen. Was kann aber, wiederum abgeſehen von jeder poſitiven und hiſtoriſchen Form, nicht minder von dem dunkeln nur aus ſonſtigen Prämiſſen zu verſtehenden, auf der Spitze eines Syſtems ſchwebenden Ausſpruche des Philoſophen, was kann den einzelnen Menſchen und was gar die Menſchheit Größeres überkommen, als der Beſchluß, aus dem Grunde zu leben, das Leben gleichſam in jedem Augenblick zu beginnen und zu gewinnen und unter allen Trümmern der Vergangenheit, der allgemeinen wie der eigenſten, ſich ewige Jugend zu bewahren?

Du mußt denn ſehen, ob meine Forſchungen etwas von dieſem Eindruck in Dir zurücklaſſen; für einen oberflächlichen Blick — der aber nicht der Deinige iſt — bangen ſie wenig damit zuſammen.

L. W.

Dem Lehrling.

Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese,
Doch im Regen träumt der Sporn
Und im Kies des Feuers Riese.

K. Beck.

Elementarer Theil.

Die altorthodoxe Ansicht von der Entstehung der Sprache als einer fertig geoffenbarten und gleichsam eingegossenen, war am Ende nicht minder roh, als diejenige, welche sie aus an sich leeren und willkührlichen Konventionszeichen, höchstens aus Schallnachahmungen, bildet. Die Offenbarungsgläubigen, welche den Gott-Mittler aus jungfräulichem Schooße hervorgehen lassen, den Gott, welcher nach dem Evangelisten Johannes im Anfang das Wort war, sie hätten auch der Sprache wenigstens den Mutterschooß der menschlichen Organe zu ihrer Bildung anweisen sollen.

Und ob auch gegenwärtig noch ein tiefes Mysterium um den Ursprung der Sprache webt, und Niemand entscheiden mag, ob die Sprache „das Ei oder die Henne" des menschlichen Gedankens, darüber sollte man sich eine klare Einsicht verschaffen, daß die Organe der Sprache die Geburtsstätten des Wortes, des Wortes in seiner vollen sinnlich geistigen Naturbedeutung sind, daß also die Organlaute, diese zarten, aus Luft gewobenen Körper, auch die Elementargeister der Sprache und für den sinnlichen Urbegriff aller Wörter bestimmend sind.

Durchaus falsch ist die vulgaire Ansicht, daß die Sprache zunächst aus einer Nachahmung der Schälle und Stimmen der Natur hervorgegangen. Die Nachahmung der Naturlaute

nimmt nur einen bescheidenen Theil an der Sprachbildung. Die Wörter Pferd, Ochs, Esel, Katze werden nicht dafür zeugen, ebensowenig hundert andre, von denen man es vorzugsweise erwarten sollte.

Die Sprache ist ein viel geistigeres Echo der Natur, sie ist der laute Gedanke ihrer stillen Wunder, ihr Redner. Die hebräische Schöpfungsmythe läßt mit ihrer reizenden Naivetät den ersten Sprachakt in der Benennung der Thiere bestehen, welche Gott dem Menschen paarweise vorführte. In der That ist der Begriff der Paarung und Zeugung einer von denjenigen, die man auf dem tiefsten Grunde aller Sprachen eingewebt findet.

Der oberste Grundsatz jeder tieferen, das heißt zunächst auf die Elementarbedeutung der Wörter gerichteten Spracherkenntniß ist nun der, daß **jedes Wort jeder Sprache in seiner sinnlichen oder sinnbildlichen Bedeutung erkannt und verstanden werden kann durch die Organlaute, die seine Wurzel bilden.**

Das Nächste ist also die Erkenntniß der Organlaute. Daran schließt sich die Frage nach der Geltung der Organlaute, je nach ihrer Stellung in den Wurzelwörtern.

Am feinsten zergliedert in dem Alphabet der heiligen Schriftsprache der Hindu's, welche ein halbhundert Lautzeichen (Buchstaben) umfaßt, lassen sich doch die Organlaute, was ihre Hauptbedeutung betrifft, auf die wenigen Organe zurückführen, durch welche sie lauten.

Da unsre Forschung durchaus nur in der deutschen Sprache **wurzelt** und sich vor jedem, der diese nicht ganz schulermäßig kennt, **erweisen** soll, so lege ich auch bei nachstehender Charakteristik nur das deutsche Alphabet zu Grunde. Es stellen die vier ersten Buchstaben der alten Alphabete und dazu l, m, n, und r, s überall das Wesentliche der

Organlaute dar. A als Stellvertreter der Vokale; b der Lippenlaute (v, w, v, f, pf); c der Kehl- und Gaumenlaute (k, g, ch); d der Zungen-Zahnlaute (t, th). Wir haben es also vorzugsweise mit der geringen Zahl von neun Organlauten zu thun.

Hinsichtlich der Geltung der Organlaute, je nach ihrer Stellung in den Wurzelwörtern, mag man sich vorläufig merken, daß der Anfangskonsonant jedes Wurzelwortes auch der Träger der Hauptbedeutung, der herrschende Charakterbuchstab des Wortes ist; darauf beziehen sich die anzuführenden Beispiele.

Ich beginne die kurze

Charakteristik der Organlaute.

das Resultat tausendfältiger Untersuchungen. 1) mit den Kehl- und Gaumenlauten. Die Kehl- und Gaumenlaute, k, h, ch, g, kommen theils als eigentliche Konsonanten, theils als Aspiranten (Haucher) in Betracht.

In ersterer Beziehung bedeuten sie, k voraus, nichts anders als die Höhlung, zunächst die eigenen Hohlorgane: Kehle, Gaumen, Gurgel, Hals. Dann sonstig Hohles: Kelle, Kessel, Kahn u. s. w.*) Aus dieser Grundbedeutung sind die übrigen Bedeutungen, die der Hüllung, Wölbung (Kugel), Deckung und Einbegung (Kapsel, Himmel), Wirbelung (Kamm, Kerf), des natürlichen und sittlichen Schutzes (dies Wort selbst gehört hieher, da ch oder k sein sibilirter Charakterbuchstab ist: s'hut), der Häufung, des Zusammenziehens (Kälte), des Zusammenseins mit etwas

*) Im Ferneren habe ich die Hervorhebung des Anfangskonsonanten unterlassen; der Leser selbst wird sehen, wo er bedeutsam hervortritt.

(lateinisch cum, deutsch ge-), des Ein- und Abschnittes (Kerbe, Kern), der Schaam und des Geschlechts (altdeutsch Kun, lat. genus, griech. kyo erzeugen).

Es ist aber die ursprüngliche Natur der Kehllaute zu hauchen und selbst das k ist nur ein verdickter Hauch. Herrscht diese Eigenschaft vor, so bedeuten die Kehllaute, h voraus, den Athem (Hauch, lat. halare, ausathmen), die Hitze, das Feuer (kochen, Kachelofen), Licht (hell), die Wahrung, die Hast, die Wuth, die Jagd (fr. la chasse) und manche vorzüglich brunstige Jagdthiere (wie Hase, Hirsch). Insbesondere zieht g die Bedeutung der Bewegung, des Gehens an sich. Alle sind auch schallbedeutsam.

Beide Hauptbedeutungen der Kehl- und Gaumenlaute sind nicht so verschieden, wie man auf den ersten Blick glauben sollte. Der Hauch selber ist ja ursprünglich ein Hohlzug und gleichsam die Seele des Höhlenden. Mythisch bedeuten z. B. Kopf und Hals auch das Hauchende, Dunstende.

Zu den Gaumenlauten gehört auch das j, ein gleichsam im Gaumen geschmolzenes i. Dann ist auch das sch im Anfang der Wörter, vornämlich als nur angezischter Gaumenlaut und Hauch zu betrachten. Der Schall ist der Hall, die Schürze hat ihre Wurzel in Kerbe, die Scheere in verber-en, der Scheinstein in Her, d. i. Rauch. Der Norden sagt kasur sk und der Westphale artikulirt noch heute s-ch, S-chinken. Dieser Zischlaut — gar nicht zu rechnen das nur im neuern Hochdeutsch vorkommende sch vor w, m, n, l — ist ohne Zweifel ein slavischer Bastard aus dem Mittelalter. In Oberdeutschland hört man den slavischen Zischlaut auch vor t und p; vor Jahren war sogar auf einer norddeutschen Hochschule den Schauspielern bei Geldstrafe das Sprechen verboten, dagegen das Schsprechen anbefohlen!

Der Zungenlaut l ist die voluble Zunge, alles

Leichtbewegliche und Flüssige der Stimmung und der Elemente, was keinen Widerstand leistet, leicht in sich aufnimmt, nachgibt, abfällt, die Flucht der Linien und Flächen, das Wandelbare der Gestalt, Farbe, Umrisse, Lage. Die abfallende linke Seite, die Leeseite der Schiffersprache, d. i. die Seite unter dem Winde. Bekannter Schallaut vom „Leien“ des Tchien und Löwen bis zum Lallen des Kindes.

3) Der Zungenlaut r ist die zitternde Zunge, mag der Ton runder und heller durch die Zungenspitze oder dunkler wie bei den Nordländern und Orientalen, von der Wurzel und der Kehle her bewirkt werden. Auch die Bedeutung ist dieselbe: Kreisbewegung im Ganzen und in den kleinsten Theilen, Aufsprießen, starker Reiz von Innen und Außen, Regierung und Recht. Als Schallaut rasselnd, rollend u. s. w. und stets gespannt wie in Raunen, Rune, Rede.

Der das r begleitende Kehlhauch wird in den altgermanischen Sprachen häufig durch ein vorangehendes h ausgedrückt; englisch to ring, isländisch hringja, daher das französische harangue, spanisch und portugisisch arengo. Die wichtige Bedeutung des mit r verbundenen Kehllautes begegnet dem Etymologen überall. So ist z. B. der Rabe und das lateinische corv-us, das hebräische koreb ein Wort; isländisch heißt er hrafn, altdeutsch Hraban oder Vram; nicht allein tonnachahmend, sondern auch in der Bedeutung des Raubes und des Umkreisens. Auf dieselbe Weise verband sich der Kehllaut früher häufig mit dem Zungenlaut l: das altdeutsche hlud (laut), berühmt ist das lateinische inclyt-us; oder setzte sich später erst an wie in Glied, niedersächsisch lid und schon gothisch liuhms; gleich niedersächsisch lik; Blick, nordisch lukt. — R geht nicht selten in l über, z. B. wer in wel-ch; der Chinese, der das r nicht aussprechen kann, nennt das Ohr ol und kennert sogar mit lu.

b) Die Zungen-Zahnlaute th, d, t, von der Zungenspitze durch die Zähne gestoßene Hauchlaute, ursprünglich die stärksten von allen, so wie sie auch der Bedeutung nach die herrschsten und gebietendsten Zeugeister sind, verkündigen die Dualität, die Theilung, Trennung, Fixation (da, der, dort), Stoß, Dehnung und Ziehung in allen Richtungen, Dämmung, (Recht,) Ding, gr. Themis und Tike: Macht, Herrschaft, der Thun und der Unter-than, thätige und leidende Gewalt, Stolz und Demuth, Düsternis, Tinte, Feuchtigkeit (Thau, Dunst und Dampf*). Als Zungen- (niederl. tung) und Zahn- (nl. tan, lat. dens) laut: das Artikulirte, die Stimme, der Ton, die Rede (tal, wovon Er-zählung) — der Donner und die Stummheit.

3) Der Zahnlaut s ist der feinste und gleichsam nervösste aller Hauchlaute. Durch die geschlossenen Zähne hervorsäuselnd gleicht er einem durch ein Sieb laufenden oder durch einen Zang aufgehaltenen Wasser. Auch bedeutet er sowol die Sonderung als die dadurch hervorgebrachte Sammlung (Ge-sell-ung, sammt und sonders), das Sieben, die Saat und mancherlei Weisheit, die Seite wie die Seite und das Seits der Abkunft, die Sippe, den Sud des Abgekochten, den Soft, die Seife, Salbe, den Schf, die Senkung, die Sättigung, den Niederschlag, das Süß und Sauer der Pflanzensäfte, scharfe Mittel, Eisen (Säbel, Sense), Feuer (Sieden), Säuren und Salze, durch welche die Ausscheidung bewirkt wird, dazu das Saugen und die Sau als das Thier mit vielen Zitzen — die Sonne, das Silber, die See, die Seele, das Sehen, den Sinn, das Sein, mit einem innern Zusammenhang, der sich kaum an-

* Vgl. die drei Begriffe beisammen in Verbindung mit dem Lippenlaut.

ders als mythisch darlegen läßt. Die Klangbedeutung ist hell und scharf: singen, saufen, u. s. w.

Die Verbindung des s mit dem t als st zu Anfang eines Wortes hat durchweg den Sinn einer fixirten Richtung: s't!

In den auslautenden sch (sk) muß man sich s rein hervorheben, das schon an sich bedeutend. So kommt rasch von rasen (isländisch rasa, sich schnell bewegen), die Wische von Wiese, der Bursch von Burs.

Das reine s hat mit dem ß nichts zu schaffen. Letzteres ist ein aspirirtes t, eine spätere (jedoch schon sehr alte) Form des althochdeutschen z (ts) in der Mitte und auslautend, das weit anders und gelinder geklungen haben muß, als das heutige; etwa wie das englische th *) oder das griechische dheta. **)

*) Obwol dem englischen th im Althochdeutschen auch nur das d und th entspricht; so lautet das weiche this althochdeutsch deser, dheser, theser, Neutr. thiz; das stärker zischende thin: dun, duona.

**) Die Hauptregeln sind: 1) In den wurzelteigeren niederdeutschen (und nordischen) Dialekten entspricht ein t dem althochdeutschen z; so ns. tam, isl. tamr, ahd. zam, unser zahm. 2) In den verwandten Wörtern der lateinischen und griechischen Sprache ist es das d, welches dem althochdeutschen z und dem t des Gothischen und der übrigen Dialekte entspricht, so lat. sed-ere, ahd. sizzan, sitzen, ns. sitten, gothisch sitan, englisch to sit, schwed. sitta, dänisch (mit d) sidde; zähmen lat. domare, gr. doman. Dagegen geht, wie angeführt, nur das niederdeutsche t, nicht aber das d in althochdeutsch und neuhochdeutsch z über. 3) Das s bleibt wechselloos in allen Dialekten; steht es im Niedersächsischen, so findet es sich auch im Alt- und Neuhochdeutschen und so umgekehrt. Es ist nur (freilich allgemeiner) orthographischer Fehler, daß man hochdeutsch aus (niederd. ut), das (dat) bis (bet), was (wat), mit s schreibt, statt mit ß. Indeß findet man schon im Gothischen us und ut für aus und heraus.

Anlautend ließ man das z stehen,*) auslautend wechselte man mit ß und z, geschärft ß und tz.

Ein Wechsel zwischen s und t oder ein Übergang von t in s findet innerhalb der germanischen Sprachen nur selten statt. Dagegen macht die ungemeine Verwandtschaft des s mit den hauchenden Kehllauten sich vielfach geltend.

6) Das n ist der in die Nase steigende Laut der breiten an den Gaum gelegten Zunge; seine nasale Eigenschaft verkündet sich schon durch Wörter, wie Schnabel, (Nab), Nase, (Nüs), Schnauze, (niederl. Snut das ist s'Nut), schnüffeln, (s'nüffeln), schnacken, schnattern, Schnupfen, niesen, schnarchen, schnappen, (niederl. snacken für schwatzen), wobei der Vogelschnabel, der zugleich Nase und Mund vorstellt, mit dem letzteren wechselt. Die Hauptbedeutung ist die der Verneinung, der Neigelei, des an und in etwas Sein. Denn die Verneinung ist immer an der Bejahung, der Neid (niederl. Nid) an dem Et-was, das Nichts an dem Icht. Damit hängt zusammen: die Spitze, (Nadel, Nadel), das Kleine, Niedliche, die unmittelbare Nähe und engste Berührung, Neigung und Näherung, das nun, das neu (ae-nun), die Enge und Angst, die Noth, die Naht, das nur, das Nagen, Naschen, die Nahrung. Ein hübsches Bild des in etwas Seins ist der Nachen, von e (in) und Ache (Achwa, aqua) Wasser; so auch das verwandte lat. navis, gr. ναῦς (Schiff) natare schwimmen und niederl. nat, feucht.

*) Sagte auch z für t, wo das Abdeckt. es nicht kannte, so Zinn, ahd. tuzin, fr. tenon, [illegible] legen, wie allgemein jetzt. Nur z, das ist ds und t im Alba; weshalb es später nur in [illegible] Wörtern, wie Zins (von census, gr. [illegible]), Zettel (von schedula, Schein) vorkommt; selbst für t wie in Zucker (von saccus) wurde. [illegible]

naß. Übrigens iſt das n mit dem m verwandt, wie der Schnabel mit dem Mund.

7) Die Lippenlaute w, b, p, v, f, ph, pf — von m ſoll beſonders die Rede ſein — haben das Allgemeine, daß ſie blaſende, nieder. puhſtende Hauche ſind, den Doppelbau der Lippen und des Mundes, ſo wie phyſiſch und metaphoriſch all und jede Doppelſeitigkeit, die Verdoppelung, den Wachsthum (auch die Höhe), den Wechſel (auch das Geben) vorſtellen. Indem ſie den vollen Hauch durch die Lippen zwängen, gebären, öffnen, bauen und bilden ſie die Welt. Das iſt das Allgemeine. Unter einander wechſeln ſie häufig und es kann nur von vorwiegenden Einzelbedeutungen die Rede ſein.

P, weicher b, thront auf dem Spalt des Lippenovals, er iſt die Pforte, das Emporium, der Bogen und gleichſam auch der Bogenſchütz des Mundes, das Em-por, die Ge-burt, der Wurf (auch Gang, Bein, gr. baino, ſchreiten), der Pfeil, der „Baas" (Herr, gr. basileus König) und Bau-meiſter, dem auch der Boden, ſeine Bebauung und Befruchtung angehört; der Be-thätiger in allen Dingen und Wortern (bebauen, beſtellen, bereiten, bewirken u. ſ. w.) und überall das Beiderlei und Doppelte, das ſtarke Band für alle Gegenſätze.

Das pf der hochdeutſchen Sprache iſt nur das wurzelhafte p der niederſächſiſchen, nach oberdeutſcher Weiſe ſchärfer aſpirirt oder angeblaſen; im Althochdeutſchen oft ph geſchrieben, was wir gegenwärtig nur für die griechiſchen Fremdwörter auf f (phi) Phantaſie, Phiole u. ſ. w. gebrauchen. So wird das niederſächſiſche Pard zum hochdeutſchen Pferd, Pal, lat. palus zum Pfahl, Poot (gr. pous, Gen. pod-os) zur Pfote, Pad (von petten treten, gr. bao, baino gehen) zum Pfad, auslautend Nav zum Napf, Tapven zum Zapfen.

Auch in f wird p verwandelt, nach einem langen Vokal: luyen (Suppe) in laufen, koyen (verwandt mit lat. caupo) in kaufen, oben in offen. Der Unterschied ist für das feinere Sprachgefühl oft nicht unwichtig.

Wenn b und p den vollen Hauch hinter den ganz geschlossenen Lippen erst ballen, ehe sie ihn hinauswerfen, daher das wegwerfende bab! gr. ballein werfen, niederf. ballern, Ball, Pfeil, französisch (d. i. hier und in wie vielen Fällen fränkisch, deutsch), battre schlagen, niederf. Betel Meißel, pensüren, betsen, Bild d. i. Wurf, so bläst f den Hauch streifend durch die etwas geöffneten Lippen, wie das th durch die Zähne. Daher ist und bedeutet f die streifende Bewegung, das Fegen, Fassen, Fangen (Finger, Faust), Fahnden (alle drei von der Wurzel fa), fahren, fallen, fühlen, finden, empfinden (falsch geschrieben für entfinden, abd. antfinden*), feilen u. s. w. meist mit dem Begriff der Wiederholung und des hin und her, wie in fackeln hin und her schwingen, in niederf. faakens manchmal; und wie auch wahrscheinlich die Bedeutung des Wanderns, Fechtens, Findens, des Fittigs und andrer Bewegungswörter auch die der Alternation, das Eins um's Andre in sich faßt. Die zweite Hauptbedeutung des blasenden Lippenlautes ist die der Hitze (uf!), des Feuers (gothisch fon, niederf. Für, gr. pur) und des Leuchtenden (niederf. vessig roth, gr. phos das Licht), des Rauchenden und des Faulenden (weher faul), des siedenden und dunstenden Wassers (Pfütze, goth. fani Koth, angelsächsisch fenn, Finland das Sumpfland, Fendel

*) Wie empfangen für abd. ant- (d. i. an, gegen) fahan. Fühlen und finden bedeuten ursprünglich auch: greifen. Erfinden heißt auf etwas treffen im Gehen, wie lat. in-venire, altdeutsch fandio, der Aufgänger, unser Fant und der fr. Infanterist.

alter Name für den Bauern im Schachspiel, Fusel, das Veil oder Veilchen, feucht niederf. fucht. Die dritte Hauptbedeutung ist die der Zeugung und Ernährung; besonders letzterer. So heißt schwedisch foda erzeugen und gebären und unser futtern (niedersächsisch vo-dern) ist von derselben schillernden Wurzel, welche die Gebärmutter, den Vater und die Nahrung in sich faßte. Man sieht nun wol, wie diese Bedeutung auch mit dem Feurigen und mit dem fa- in fangen, aufnehmen zusammenhängt.

Das Niedersächsische hat statt f immer nur das vollere und weichere v, das im Althochdeutschen oft mit f wechselt, in der jetzigen Schriftsprache aber auf einige wenige Wörter beschränkt ist.

Der Wehelaut der Lippen w verhält sich zu den Lippenlauten, wie j zu den Nehllauten, er ist ihr halbvokalischer Schmelz, ein gekwetschtes u, wie j ein zerlassenes i. Er theilt mit den übrigen Lippenlauten die Bedeutung der Wechselseitigkeit, drückt sie aber nicht stoß- sondern stromweise wallend und webend aus. Er ist der verkörperte Begriff geheimnißvoll lebendiger Relationen, welche die große Frage der Natur an den in ihr weilenden und durch sie eilenden Geist der Schöpfung bilden: das ewige wer? was? wo? wann? warum? Die Seele des Windes von dem man nicht weiß von wannen er kommt und wohin er geht. Die Seele des Wassers, das auf und abwallt und fluthet, sich sammelt und wieder verflüchtigt. Der Witz aller Erscheinungen, der Rückstrahl der Dinge im Witz (d. i. Reflexion, Verstand) — des Lichts im Weißen, des Feuers in der Wärme, der aus Luft gebildete Wahn, die Wonne, der Wein, das Weib, das Wir (gothisch wit wir Beide) der Gesellschaft und der Liebe, Win Geliebte, nord. ven der Geliebte, Freund, die Naturkraft in Wald, Weide, Weizen und vor allem auch die

ſtarke Jugendkraft (in nordiſch swain, goth. swinths ſtark, lat. juventas Jugend) und all dieſer Reichthum und dies Glück nur eine Wetterfahne, es wendet ſich, ſchwindet, geht ſeiner Wege, wandelt ſich in Weh, Wermuth, Wüſte — ein ewiges Wet- und Quitmachen, ein rollendes Queckſilber, eine Libelle, eine Wage, die ſchickſalsgewichtig hin und herſchwankt, ein Waſſer, das dem Geſetz der Schwere (S'wer) zufolge beſtändig die Tiefe ſucht, auf die Tiefe drückt um das Gleichgewicht herzuſtellen (ſo hängt die Wucht, das Gewicht mit weichen, und dies mit dem norddeutſchen und nordiſchen Wik, der Seebucht zuſammen), der Krieg (war, die Waringer, Wal Schlacht, Wahlſtatt, Valkyre*), das Wagen, die Weigerung, die Wehr (Abwehr), die Waffe — der Mann, lateiniſch vir, das iſt der Wehrmann, goth. wair (ſprich Wär), unſer: der Wirth, das iſt urſprünglich der Herr.

Die Klangbedeutung der Lippenlaute iſt eine gedämpfte Stärke, wie der barritus (Bar) das Kriegsgeſchrei der alten Germanen in dem gehöhlten Schild, wie das Rauſchen der Brandung, wie das geheimnißvolle „Wort".

Das ſind nun immer nur die vorherrſchend eigenthümlichen Bedeutungen der einzelnen Lippenlaute, obwol der Sprachgebrauch ſie darin nicht ſtrenge feſſelt, der Schreibgebrauch oftmals geſchwankt hat, und obwol ſie ihre gemeinſame Bedeutung, ihr gemeinſames Organ nicht verläugnen. Die Begriffsbeſtimmung iſt bei w am ſchwierigſten und es will mir ſcheinen, die gegebene habe bereits mythiſche Andeutungen in ſich aufgenommen. Auch äußerlich erſcheint das w in mancherlei Geſtalt. Das Schriftzeichen ſelbſt iſt nur ein doppeltes u (uu), woher es im Engliſchen den

*) Angelſ. Win Krieg und Sieg, davon über-winden, gothiſch wigan kriegen und agitiren. Der Acte wider-wigo Rebellion.

Namen führt*) ſo wie das v (das wie w geſprochene v der Römer) urſprünglich nur einfaches u. Anziehend ſind die Beobachtungen über das Spiel und die Miſchung der Organlaute, die man hier anſtellen kann. Ich habe z. B. im Obigen wet und quit als ein Wort aufgeführt; ebenſo hätte ich bei vir hinzufügen können, daß vir Quir-es, der römiſche Quirit, der Heros, der Herr, der Herman und German, franz. guerre (der Krieg), und die Wehr von einer und derſelben Wurzel ſtammen. Es gab nämlich eine Menge Wörter, in welchen ſich ein ſtarker Kehlhauch mit dem w vermählte. Die lateiniſche Sprache bezeichnete dieſelben durch qu (denn q ſteht niemals ohne u) und die gothiſche nachahmend durch qw, ſowie durch hw; ſo hweila die Weile, was, lat. quis wer**): qwiws lat. viv-us lebendig, qwainon weinen. Dialektiſch und auch ſonſt haben ſich mehrere dieſer Wörter erhalten, wie Qual (wol das tiefſte Wehewort menſchlicher Sprache), Quelle (Welle), Quendel (Wendel, Duft, Lavendel) quetſchen, lat. quatere (man vergleiche bit in beißen, niederſ. bitten, pat in patſchen, bat in hatten ſchlagen, bet in Betel) und andre Wörter. Das Intereſſante iſt nun, daß auch der Kehl- und Gaumenlaut in denſelben Wörtern nicht ſelten für ſich allein auftritt, ſowol in der Ausſprache als in der Schreibart. Der Franzoſe ſpricht ki, ſchreibt aber qui, ſpricht kitter, kit, ſchreibt aber quitter, quitte und wir ſprechen ihr altfränkiſches und unſer altdeutſches

*) Die bekannte eigenthümliche Ausſprache des engliſchen w ſcheint in alter Zeit die allgemeine geweſen zu ſein.

**) Man ſieht, daß die lat. Relativa weſentlich mit den deutſchen zuſammenſtimmen. So iſt auch das lat. viv-us ganz das goth. qiwa-s; das lat. aqua Waſſer das gothiſche ahwa von der Wurzel Va- Waſſer; das lat. quaerere klagen, fragen, forſchen das deutſche wer in We-wehr.

Wort richtig kwit aus, indem wir das wit hörbar machen, das auch in weit, Witwe, lat. vidua, di-vid-ere theilen, wiederkehrt. Und wer weiß, daß das franzöſiſche cinq fünf aus dem lateiniſchen quinque ſtammt, weiß auch, daß cinq und fünf daſſelbe Wort ſind, indem der Lateiner auf die charakteriſtiſchen Lippenlaute einen Kehlhauch geworfen und der Franzoſe denſelben durch c ausgedrückt hat, und ein ſolches quinque wird er ſich leicht durch k'vink've verſtändlich machen. Dieſelbe Zahl heißt griechiſch pente, indiſch pantschan, perſiſch peng, wo wir alſo den einlautenden Lippenbuchſtaben als p wiederfinden, als Endbuchſtaben aber theils den bloßen Gaumlaut g und verſchärft tſch, theils letztere Schärfung ſogar zum t geworden. Ebenſo verhält es ſich mit gothiſch fidwor, aus dem ſich unſer vier verderbt hat, und lat. quatuor — k'vatvor, indiſch tschatur, perſiſch cehar und griechiſch tessar-es. Ein andres ſehr anmuthiges Beiſpiel ſolcher verſchiedenen Lautkeimung iſt das Wörtchen quick, welches wir auch in Queckſilber beſitzen, ein Ausdruck für das ſpringend Lebendige, von der alten geheimnißvollen Wurzel Ej, Egg, das hüpfende Leben, das Ei, griech. oion, lat. ovum. Dieſelbe Lebenswurzel erſcheint nun ſowol mit k als Küchlein, niederſ. Küken, als mit w in gothiſch weg-s die Bewegung, in der wuchernden Lebensthätigkeit der Wicke Quecke und in all denen mit Weg zuſammengeſetzten Namen der Wucherpflanzen, Wegwarte, Weggras u. ſ. w., die mit ihren kriechenden Stengeln bei jedem Gelenk Wurzel faſſen. Wir würden ungläubig zuhören, wenn uns jemand unvorbereitet ſagte: keck, erquicken (gothiſch quijan lebendig machen), wecken, wachen, Küchlein, Queckſilber, Wachholder, Wicht (urſprünglich ein Junges), Vieh (Vich) ſind alle von derſelben Wurzel, aus demſelben Ei gekrochen, als dem Symbol des Urſprungs und des eingehegt hüpfenden Lebenspunktes; doch

werden wir dies nach Obigem nicht bezweifeln, ebensowenig daß auch das lateinische vivere leben mit dem angeführten gothischen quiyan, mit angelsächs. cevic, alles Lebendige, das Vieh — quick verwandt ist und gleich aqua, goth. ahwa Bach, auch in der Form Ach (wie Achen die Stadt von Aquae) das lebendige Wasser auf ovum Ei zurückgeht.

Zuweilen hat der Wohllaut den webenden Lippenlaut im Deutschen völlig verdrängt. Ein merkwürdiges Beispiel dafür ist das gothische qwiman kommen, ga-kwumth das Gekomm, die Zusammenkunft. Das volle Wort ist uns noch erhalten in bequem, lat. conveniens.

Auch t und s verbinden sich zu Anfang mit dem Webelaut. In „zwei", gothisch twai, lat. duo, gr. dúo, pers. dú, indisch doi, ist offenbar das t oder d der überwiegende Laut, er spricht die Theilung aus und dem Lippenlaute gehört, wie wir wissen, nicht sowol die Theilung als die Relation der Theile, die Verdoppelung und Beiderleiheit an. In dem Worte Schweiß, nieders. Swet, ist das w als ein einfaches u zu betrachten: Suet oder vielmehr Sut lateinisch sudor, wobei man an nieders. Sot, (die fette braune Schwärze im Rauchfang) an sieden, Ab-sud, kurz an das im Obigen charakterisirte s zu denken hat. Dahin gehört auch schwarz, nieders. swart und swat, holländ. suert, dänisch sort und dies sort, lateinisch sord-idus (schmutzig) ist das eigentliche Wurzelwort, indem schwarz die Farbe des Soren d. i des Versengten, des Ge-sottenen ist und daher seine Bedeutung erhalten hat. Die Wörter schwarz, Sorte, Sortirung und lat. sortiri ausgehen, sors das Loos, Schicksal, sind also Stamm- und Wurzelgenossen, und ihr gemeinsamer Charakter ist das s der Ausscheidung, der Sonderung, des Ausgehens von etwas (seitens-), mag sich dies auf Kochen und Schmelzen oder jede andere Ausscheidung beziehen. In

Schwert, niederſ. Swert haben wir wol denſelben Fall; es iſt dabei nicht an Wehr und am wenigſtens an die Schwere zu denken, vielmehr an die Wurzel ſer in unverſehrt, oder an das triefen machende Werkzeug, ſchweizeriſch ſuttern rinnen. — Man wird alſo jedesmal Acht geben muſſen, ob t, und ſ vor w nur aspiriren oder Wurzellaute ſind.

8) Es bleibt nun noch der ſtumme, allen Hauch und Ton zwiſchen den Zähnen konſumirende Lippenlaut m zu berückſichtigen. Er iſt zugleich ein ſehr myſtiſcher und ſehr ordinairer Laut: der malmende, mulſchende und, was die Tonbedeutung anlangt, murmelnde Mund. Die Hauptbedeutung aller Lippenlaute, die Doppelſeitigkeit, kommt auch ihm weſentlich zu; aber er iſt vorzugsweiſe der Zermalmer, die zwiſchen zwei Steinen alles in Mehl und Mull verwandelnde Mühle, das alles, auch Dorn und Diſteln freſſende Maulthier, die alles benagende und heimlich entführende Maus, der Magen und der Miſt, die Maſt und das Metſeln, das Meſſer und das Mahl. Auch die übrigen Lippenbuchſtaben, namentlich b und p, indem ſie den Schnabel franz. bec, holländiſch bek, das Piken, der Specht, die Biene mit ihrem Rüſſel*) und das Eröffnen, Spalten, Bohren, Beißen, ſo wie das Feuer, den Brand vorſtellen, haben ihren Antheil an der Bedeutung des Zerſtörens, doch nur nebenher und gleichſam nicht mit der Meiſterſchaft, womit m den alles zermalmenden Miölnir, den Hammer des Gottes Thor ſchwingt. M iſt entweder das Auflöſende (lateiniſch mors, der Tod), die Marter d. i. die Zerquälung, der Marder, der Mord, das Schmelzen und Schmoren d. i. S'melten und S'moren, oder das Aufgelöſ'te und in ſeine Grundtheile zerlegte, die

*) Aber nſ. Imm: Magyariſch Meh, davon Mehſer Bienenel, Meeth, hebräiſch methok, lat. mel Honig.

Materie, namentlich das Feuchte und Mulschige, Mus, Mot, Moder, Mischung, Metall, Moor, Morast, und ähnliche Wörter, worauf das Meer, wovon die Marsch als das Meerische. Es ist leicht zu sehen, wie Wörter, wie matt, mürbe, schmal, schmächtig, Mangel, Milde, Milbe, Malen, Masse, Menge, Mehrheit, lat. multum viel u. s. w., mit dieser Grundbedeutung zusammenhängen. Eine ganz entgegengesetzte und doch innerlich verwandte Bedeutung ist die des Schaffens und Bildens, des „Machens", eine Bedeutung, die sich nur auf mythischem Wege erledigen läßt und von der ich hier nur bemerken will, daß ihr sowol der Begriff der Beiderseitigkeit, des Maaßes und der Form, als der der Weichheit, Mischung und Auflösung in Elementartheile zu Grunde liegt. Für den näheren Begriff des Zweiseitigen, des Verhaltens zwischen zweien sind Wörter wie Mitte, Mittel, Mittler, Maaß, Mod-el, Muster, Matrize, Mütterchen (bei einer Schraube), Marke, Münze (Münt, Wurzel: müt,) niederl. möten, entgegenkommend aufhalten, von unschwer erkennlicher Bedeutsamkeit. Auch das Schmieden (S'mid-en) ist kein bloßes Kneten des Eisens, sondern ein Formen, Prägen; daher das Geschmeide. Groß ist die Zahl der Wörter, welche das Bedürfniß, das Mögen und Müssen, die engere Genossenschaft und Gemeinsamkeit, wie von Arbeit, Tisch und Bett (Mat, Matrosen, Macker, Ge-mal), die Selbheit, die Innerlichkeit, die Heimlichkeit und Verhüllung ausdrücken. Das man*), mir, mich, mein ist in allen Sprachen die Beziehung auf die liebe Person, die bedürfnißvoll die

*) Jemand, Niemand, das Wort „Mann" ursprünglich der Mensch. Angelsächsisch werman der Wehrmann, der Mensch als wir; witman oder wimman, engl. women, der Mensch als Frau; also Mannsmensch und Frauensmensch.

Welt mit sich vereinigt, in sich verarbeitet. Das französische moi-même ich selbst, spricht den Gegensatz zu dem, durch den Trennungs- und Theilungslaut t charakterisirten tu, du, sogar im Nominativ aus. Der Welt bewegende und tummelnde Unterschied von mein und dein macht sich auch dem Ohr vernehmlich. Der Innerlichkeit, dem Denken, der Erinnerung gehören an: das Mahnen, Meinen, die Minne, engl. mind, lat. mens (der Geist), der Muth, das Ge-müth, die Ver-muthung, die griechische Muse, der nordische Mimer und ähnliche Wörter, die ein geistiges Haften, auch scharfe haftende Düfte, wie muffig, die Krausemünze (nieders. Münt), die Melde u. s. w. und das Bleiben und Haften überhaupt wie lat. manere bedeuten. Äußerst toncharakteristisch für den Sinn des Geheimnißvollen, Versteckten, Dunkeln, sind Wörter, wie munkeln, mymern (altsächsischer Ausdruck für phantasiren, verwirrt reden) mit dem Oum der indischen Beter und der „Mystik" von einer Wurzel (um oder mu)*), dann die Maske, die Ver-mummung, der Mummenschanz, das niedersächsische Mum, mum-kiek! (sieh!) ein Spiel mit kleinen Kindern, wobei man sich das Gesicht verhüllt und plötzlich wieder enthüllt. Von mündlich sich fortpflanzender Sage: die Mähr; überhaupt, wie so vieles Mündliche und Mund und Maul selbst; franz. mot das Wort.

Weit weniger ergiebig für die nachzuweisende Elementarbedeutung der Wörter sind die Vokale. Wörter derselben Wurzel und Grundbedeutung steigen die Tonleiter der Vokale auf und ab, zwar nach gegenwärtig wohlbekannten Gesetzen der Lautwandlung, die jedoch immer nur grammatischer Art sind und in keinem inneren Zusammenhang mit

*) Nieders. Mist, holl. mist der Nebel: isländisch Mistur schwarzer Staubregen.

der dadurch ſpezialiſirten Bedeutung zu ſtehen ſcheinen. Berg heißt die Höhe, niederſächſiſch Barg mit langem a, gothiſch bairg(s); deſſelben Stammes ſind das Ge-birg, die Burg, griechiſch pyrgos, der Bürger, niederſ. Borg und Borger, in der Mehrheit Börger, gothiſch baurg(s), die Stadt; und ſo wandelt auch das Zeitwort bergen in birg, geborgen ab. In dieſem Strom des Vokalwechſels halten ſich nur die Konſonanten aufrecht; ſelbſt das engliſche borough Burgflecken und das althochdeutſche puruc Stadt, Burg laſſen ſie nicht verkennen. Die gemeinſchaftliche Urwurzel dieſer Wörter iſt aber ohne Zweifel bar. Bar iſt die Erhebung, charakteriſirt durch das einlautende b, das z. B. auch in Baum, Buche, u. ſ. w. ſpricht; mit dem Begriff der Kreiſung, der ſich durch r andeutet. Das ſinnlich Gemeinſame der Bedeutung jener Wörter iſt die umkreiſete Höhe oder die emporragende Grenze mit dem abgeleiteten Begriff des Schutzes, der Bergung. In dieſem Sinn wird z. B. das Wort bergen gebraucht von Gütern, welche aus einem Schiffbruch an's Land gebracht werden. Derſelbe Begriff erſcheint wieder in isländiſch byrgi ein kleiner umfriedigter Platz für Schaafe, in Berke die Rinde der Bäume, in Pferch, Park, angelſächſiſch pearroc der umzäunte eingeſchloſſene Hain, beſonders wo Thiere gehegt werden. Mit einer geringen Stammveränderung leitet ſich von derſelben Wurzel ab das perſiſche Pbardes, das bibliſche Paradies und das altdeutſche Barſe, Birſe*), die alle einen luſtigen Baumgarten, ein Gehäge für Thiere bedeuten. Was iſt nur das a in der Wurzel bar, das ſich in e, i, o, u verwandelt? Wol nur der muſikaliſche Mittelton, der Vokal als ſolcher. Wie lange hat unſer jetziges „und“ umherſchweifen müſſen, um aus-

*) S. Schilter's Theſaurus.

en, ende, enti, ant, anti, ind, indi, inti endlich und zu werden.

Ueberhaupt ſind die Conſonanten mehr das plaſtiſche, die Vokale das muſikaliſche Element der Sprache. Seelenzuſtände, Leidenſchaften, Stimmungen, das iſt das unendliche, durch keine Note einzufangende, keine Sprachmaſchine nachzuahmende Reich der Vokale. Ihre Seele iſt der Ton, der ſich bald im Donnerwetter, bald lieblich ſäuſelnd in ihnen offenbart, ein Gott, der gleichzeitig durch Blick und Gebärde auch dem Auge ſichtbar wird. Die vokaliſche Offenbarung iſt unmittelbarer als die konſonantiſche, indem ſie überwiegend nur der Kehle und der Reſonanz des Mundes zu ihrer Vermittelung bedarf. Ich ſage überwiegend, denn völlig entrathen kann ſie auch der andern Sprachorgane nicht, welche ſich an der Bildung der Konſonanten betheiligen. Auf dieſem nicht genug beachteten Umſtand beruht auch die einzige Ausſicht, den Vokalen auch über das Gebiet der Interjektionen, der reinen Naturlaute hinaus, einigermaßen beizukommen. Die organiſchen Werkſtätten der drei Hauptvokale liegen in folgender Richtung von der Kehle her:

Die Klangwelle des reinen a vermag in gerader Richtung von ihrem Klangborn, der Kehle, aus durch den weitgeöffneten Mund zu ſtrömen, wogegen der i und u Klang ſich in dem

äußersten oberen und unteren Winkel des Gaumens einfängt. Dadurch wird das i, um von diesem zuerst zu sprechen, völlig nasal, mehr und minder auch das e, das zu ihm aufsteigt oder von ihm abfällt. Von den Konsonanten müßte ihm also das **n** am verwandtesten sein. Und so scheint es sich in der That zu verhalten. Als Interjektion ist es naiv, kindlich ironisch, spitz, verwundernd, nachsinnend. Wichtiger ist aber noch die Bemerkung, daß das i oder vielmehr ein von der Kehle nach der Nase aufschwellender Laut in einer Reihe von Urwörtern übereinstimmend die Bedeutung der Ichheit, Innerlichkeit, Neigung, Liebe und der gesellschaftlichen Bande hat. Das Ich, das Ein, das Ei, das E (ahd. Bund, Gesetz, unser die Ehe), das Innesein und Sein überhaupt sind in vielen Sprachen Zeugen dieser Bedeutung. Auch der Eid (hebr. ed Zeuge) gehört dazu. Überhaupt tragen die Silben et und the, so ew und vi eine geheimnisvolle Lebensbedeutung. Auch scheint i vorzugsweise die Hitze, Gährung und die Spitze, Höhe zu bedeuten, wodurch es sich in seinem Uebergange in das geschmolzene j ankündigt. Dagegen verräth das aus tiefer Brust durch die Kehle sich windende **u** die meiste Verwandtschaft mit den Kehllauten. (Das u, der Ausruf des Grauens, Widerwillens bedeutet das Hohle, Tiefe, Dunkle (kuppster sagt der Süddeutsche), das Ur der Dinge, den Ausgang und das Ende (ut, aus), den Ursprung, das Geschlechtliche, ebenso wie k.) Außerdem ist es die Negation (un, nordisch u). Insofern aber dieser Vokal mit beinahe geschlossenen Lippen gesprochen wird, nähert er sich den Lippenlauten, mit denen er sich auch vorzugsweise gern verbindet; auch vertritt er bekanntlich das w, und nach dieser Seite hin verdient er noch eine nähere Untersuchung.

Der Vokal der Vokale **a**, der offene Mund, ist am unbestimmbarsten, wie er denn auch einer wahren Unendlichkeit

von Schattirungen und Akzenten fähig. Seine Hauptbedeutung scheint das aus sich Herausgehen, die Objektivität und das vollathmende Wohlgefühl, die ununterbrochene, alles tragende Lebenswelle zu sein.) Daher Luft, Wasser, Geist, Kraft, Hebe, Größe. Vorzugsweise gehört ihm sonst die Feldarbeit, der Acker, das Pflügen (aren, lat. arare), der Ertrag, die Erndte und die Ähren; auch das Wort Arbeit galt ursprünglich der Feldbestellung. In diesem Allem liegt vielleicht der Begriff der Eröffnung, der auch sonst wiederkehrt. Besondre Erwähnung verdient, daß a mit b oder p verbunden (ab Abend, Ebbe), die Bewegung von Oben nach Unten; dagegen die umgekehrte (auf, up) bedeutet. Eine besondre Bedeutung für die Innerlichkeit hat der gedehnte schwellende Vokal. — Im Indischen heißt ati jenseit, adhi hinauf und adha hinab.

Das sind eben nur Aperçus. Im Allgemeinen kann man die Vokale wenig in Betracht ziehen. Das a ist zu abstrakt, das All und das dunkle u verwandelt sich in einem Athemzug in das helle i, wie in der Farbenwelt schwarz in roth, welches das Alterthum die feurige Kohle nannte.

Von den Lauten, den Wortkeimen gehe ich jetzt zu den Wurzeln selbst und zu der Geltung der Laute je nach ihrer Stellung in den Wurzelwörtern über.

Deutsche Wurzeln sind in jeder grammatischen Hülle leicht erkennbar durch den Ton der auf sie fällt*). Das Ohr

*) Es gibt Sprachen, wo die stets einsilbige Wurzel nur schwer von der Wortform abzulösen, wie z. B. die hebräische, wo man sich begnügt, die Wurzel auf das Verbum zurückzuführen.

hört sogleich die eine bedeutungsvolle Silbe heraus. Hat die Wurzel einen Nachlaut, so erscheint allemal ein Trochäus, eine lange und kurze Silbe; hat sie einen Vorlaut, ein Jambus, eine kurze und lange Silbe.

Zusammengesetzte Wörter werden in einfache zerlegt. Einfache ihrer etwaigen Verbindung mit Vorschlägen und Anhängseln, überhaupt ihrer bestimmten grammatischen Form entkleidet.

Auf diese Weise erhält man freilich nicht immer die reine Wurzel, aber was man näher darauf ansehen kann. Die beiden Wurzeln des Wortes Schaugepränge sind schau und prang, welches letztere auch den Stamm des Zeitwortes prangen bildet. Allein die Vergleichung mit „Pracht" belehrt, daß das n nur eingeschoben, so daß die Wurzel nunmehr prag lautet und z. B. in dem Zeitworte präg-en wieder erscheint.

Erklärlicherweise sind alle ächten Wurzeln einsilbig.

Reine Vokalwurzeln kommen nur selten vor und verbergen gewöhnlich einen hauchenden oder webenden Laut, wie Aa (Wasser) als Aw und Ak oder Ach; das Ei als Ey, Eg, lat. ovum.

Die einfachste Wurzelform also, die in Betracht kommt, ist die Verbindung von Vokal und Konsonant: eine Urform, welche besonders reich im Sanskrit sich aufweisen läßt, dann im Griechischen; aber auch im Germanischen nicht zu den Seltenheiten gehört.

Der charakteristische Konsonant dieser einfachen Urwurzeln befindet sich entweder vor dem Vokal oder nach demselben. Letztere Stellung beispielweise in Aar, Aug (nf. Tg), Asche (nf. Asch), all, irr, Ot in Kleinod u. s. w. — erstere in Au-b (nf. Ao), Schu-h (nf. Schu), Naa, Sau, See u. s. w.

Die Zahl solcher einfachen Wurzeln ist aber unendlich größer als man sich dieselbe auf den ersten Blick vorstellt. Ich will nur einige Beispiele anführen. Die „Saat" ist schon eine grammatisirte Wurzel, weil das auslautende t sich in sa-en nicht wiederfindet. Die Wurzel ist also Sa, und dieselbe kehrt in Samen (Sa-m-en) wieder. Da aber die Wurzel Sa kein selbständiges Wort bildet (sä-en hat nun die eine bestimmte Bedeutung), so kann sie auch als bloßer Wurzelkeim und am Ende nur als der Laut s betrachtet werden, der die Bedeutung des Zerstreuens hat, wogegen die Wörter Saat, Sam-en, säen gleichsam den aktivirten Wurzelkeim darstellen. Ein andres Beispiel: die Wörter, faben, fangen, Faß, Fach, Falle, Be-fehl haben alle die Bedeutung des Fanges und theilweise die abgeleitete des Betruges; ihre gemeinsame Urwurzel, ihr Wurzelkeim ist Fa, oder F, da der Finger und das niedersächsische Fik (die Tasche) ebenfalls hieher gehört, der einfache Laut f, welcher die streifende Bewegung, das Fangen und Fassen bedeutet. Ein Drittes: das Wort Bier ist entstanden aus ahd. Bi-or oder Bi-er, d. i. durch Ansatz eines r an die Wurzel bi, griechisch pi, die Lippenbewegung beim Trinken, daher gr. pinein, lat. bibere, deutsch pichen für trinken.

Nur muß man eine solche Urwurzel sich nicht getrennt denken von ihrem grammatischen Leben, durch welches sie als Hauptwort, Eigenschaftswort, Zeitwort, Umstandswort sich spezialisirt. Durch die Anhängung eines n erscheint sie als Infinitiv: fa, fa-n; eines Vokals als die erste Person des Präsens: fa-e; eines t als die dritte: fa-t (fabet), woraus zugleich die substantive Form, niedersächsisch Fat das Faß erwächst; eines g als die gemeine adjektivische Form: Fach, gleichsam fa-ig, d. i. was fabet oder fangt; eines l und r

im Sinne der Bewegung und Handlung, des Umſtandes und des Werkzeuges, worin dieſe beiden oft auch verkleinernden Laute ſubſtantive Formen zu bilden pflegen: die Falle, die Gefahr *).

Daſſelbe gilt auch von den einfachen Urwurzeln, die auf einen Konſonanten auslauten. Von der Wurzel „ab,“ die ſich als Partikel erhalten hat, (wie denn in dieſen kleinen Wörtern ein großer Theil der Urwurzeln ſteckt) rührt das alte Zeitwort ab-en (abgeben) her; davon das Particip. der Abend, außerdem die Ebb-e. Die Wurzel Od, ein Landbeſitz, bildet durch Anhängung eines l (el) das Wort Ad-el (mit tiefem a). Od bedeutet aber eigentlich den aus dem Feuchten und Sumpfigen hervortretenden Grund und Boden, indem der Vokal das Element des Waſſers und der Konſonant t die ihm eigene Bedeutung des Ziehens und Aufrichtens vertritt. Daher die Flußnamen Od-er, Add-a, Eid-er, die Ad-er u. ſ. w. So ſtammt ewig (lat. aev-um) von ew, eine Urwurzel, die nicht ſelbſtändig vorkommt, dagegen in Eph-eu, engl. ewy und in der Eib-e wegen ihres Immer-

*) Die Grammatik wird wohl thun, ſich auch einmal nach der Bedeutung ihrer Formen umzuſehen. Warum iſt das s überall Zeichen des Genitivs? Weil s das Seite der Abkunft bedeutet. Warum iſt n Zeichen des Infinitivs? Weil dieſem Laut die Abſtraktion eigen iſt, daher es auch den unbeſtimmten Artikel und ſubſtantive Formen bildet, wie Ber-n von Ber, Mag-en von Mag; außerdem Adjektive, welche den Stoff, das in und von etwas bedeuten, z. B. ſteinern, tuchen. Die gewöhnliche adjektive Form auf g (ig) und ſch (iſch — isk) hat die Bedeutung der Abkunft, des Hervorgehens. Die Verkleinerungsſilben el und er, von denen wir oben geſehen haben, daß ſie ſich ebenfalls als einfache Konſonanten (l und r) unmittelbar an die Wurzel ſetzen, ſind nicht minder in den oben angeführten Bedeutungen nachzuweiſen.

anns wiederkehrt. Die fruchtbarste von allen Wurzeln ist wohl die Wurzel Al (resp. Ul, El, Il, Ol), welche den unendlichen Fluß des Lebens, die Ausdehnung nach allen Richtungen, und besonders mit langem Vokal, die Stärke, Kraft bedeutet. — Häufig findet eine Umkehrung statt, z. B. von al in la (altum hoch, latum breit) an und nah, Im und Mo oder Me (Biene). Ähnliche Umkehrungen auch in andern Vorstlben, wie Ohr und Raunen, von Ru.

So viel von der einfachsten Wurzelform, „der Erstgeburt der Organlaute". Gewöhnlich stellt sich die Wurzel dar als eine Verbindung zweier oder mehrerer Konsonanten durch einen mittleren Vokal.

Beginnt und schließt die Wurzel mit einem Konsonanten, so sehe man sich den vorderen als den ursprünglichen Wurzelkeim und daher als den Hauptträger der Bedeutung an; in den meisten Fällen wird man ihn als solchen bewährt, niemals aber müssig und bedeutungslos finden.

Diese schon aus dem Vorigen fließende Regel beruht auf einer reichen Erfahrung, und man kann sie nicht ohne Wirrwar schwächen und verdrehen. Wenn ich die Wörter Roß, reit-en, renn-en, rück-en, rasch, vor mir sehe und bemerke, daß sie bei verschiedenem Endkonsonanten, trotz ihrer verschiedenen Einzelbedeutung, die allgemeine der Bewegung haben, wie auch das englische to rise sich erheben oder wie die Rundbewegung in Rad, Brief, Ring, so zweifle ich nicht daran, daß der zitternde Zungenlaut der Hauptträger dieser Bedeutung ist, wie es auch mit dem Antheil der übrigen sowol an dem allgemeinen als an dem besondern Verstand der Wörter sich verhalten möge, auch ohne zu wissen, daß es im Sanskrit eine Wurzel ri gibt, die bewegen, fließen heißt, oder auf solche gelehrte Nachweisung

übermäßigen Werth zu legen, die beiläufig jeder Niederſachſe ebenfalls in dem Infinitiv rî'n (reiten) aufführen kann. Ich mag dabei annehmen, daß das Wort Roß von einer der Bewegung angehörigen Wurzel ro ſich ableitet und mich erinnern, wie auch Gau-l auf gau (geſchwind) und Pferd, indiſch paraseh, perſiſch fares, auf indiſch par bewegen, lateiniſch porro, am Ende auf das deutſche fahren, fertig zurückweiſt, das griechiſche hippos (Pferd), mythiſch die Quelle, auf unſer Hüpfen. Ferner, wenn ich die Wörter Gaumen, Geſchel (Schnabel), Gagel (Zahnfleiſch), Kehle (lat. gula), Hals (collum), Gurgel (jugulus, guttur), dieſe Hohlorgane ſämmtlich mit Kehl- und Gaumenlauten beginnen ſehe, ſo werde ich mich der eigenthümlichen Bedeutung dieſer Laute erinnern, und ebenſowenig einen bloßen Zufall darin erblicken, wie in dem Chorführen deſſelben charakteriſtiſchen Lautes in den Benennungen ſo vieler anderer Hohlgefäße, Rufen, Kellen, Neſſeln, Kelchen und wenigſtens zwei Drittel von Schiffsnamen, das Schiff — S'kip eingerechnet. Und ſo werde ich die Sprache von A bis Z durchgehen können und von allen Seiten wird ſich mir die Beſtätigung der obigen Regel aufdrängen.

Zuweilen iſt es, wie ſchon bei den einfachen Wurzeln bemerkt, nur ein leichter Hauch-, Webe- oder Ziſchlaut, der ſich auf die wahre Wurzel wirft: Winkel, lat. angulum, von Eck. Doch iſt meiſt ein eigenthümlicher Zug der lebhaft ſinnlichen und leidenſchaftlichen Ausdrucksweiſe der deutſchen Sprache nicht zu verkennen. Hör-en und Ohr, lat. aur-is, ſind ohne Zweifel dieſelbe Wurzel und der charakteriſtiſche Buchſtab iſt hier (außer dem, wie es ſcheint, bedeutſamen o), das r, das nur angehaucht wird, wie im indiſchen chru hören. Davon auch Her-old und griechiſch geryo, keryx Herold. Der alte Nero überſetzt miraculum Wunder durch untar. Das lat. ajo iſt unſer ſagen. Die Wolle heißt isländiſch

ull, der Wolf ulfr. Doch fragt es sich ob der Wehelaut, der auch in den verwandten Wörtern Welle, Welf wiedererscheint, nicht vielmehr eine bedeutsame Schönheit ist. Eben so bedeutsam scheint es zu sein, wenn der Lateiner den Namen des griechischen Kriegsgottes Ares in Mars umtauschte. So gehören die Wörter Kugel, Kegel, keck, gucken und andre mehr, der Wurzel Cg, Cy, das Ei an; gucken zunächst dem Auge, gleichsam das ge-augen. Das Auge heißt hebraisch Ain (Cg) mit dem stärksten Kehlbauch (zugleich das Lautzeichen dafür, unser k, und seltsamerweise mitunter t) und zugleich die Quelle (das lebendig hüpfende).

Überhaupt darf man die obige Regel nicht dahin mißverstehen, als wäre der Schlußkonsonant nicht weiter beachtenswerth. Wie es sich auch mit der erwähnten schon in den Urwurzeln stattfindenden Grammatikalbildung verhalten mag, so schließt dieselbe keineswegs die Wahl der auch für den Sinn des Wortes bedeutsamen Formen aus. Die Thatsache ist aber die, daß oft die besondre Schattirung, die Modifikation des Wurzelbegriffes sich an den Schlußkonsonanten und die Vokalisation heftet. Darüber ist allerdings schwer zu reden, wenn man über das Gebiet der bloßen Schallnachahmungen hinausgeht. Durch Übung merkt man sich gewisse Verbindungen, die mehr oder minder einen typischen Charakter haben. Einige treten lebhafter hervor als andre. So stellt das Zusammentreffen der Lippenlaute mit den Kehllauten, die sich in ihren Organen diametral gegenüberstehen, gleichsam das Happen und Schnappen des Mundes dar, was man auch in den Wörtern kappen, kippen, kym (von kranken Fischen), Hippe, Hammer, Waffen, Gabel, kavern, Rufe, Rübel, ja, im Sinn des Umfassens auch in Hafen und andern entlegener scheinenden Wörtern wiederfindet. Freilich bezeichnet schon der Kehllaut an sich

das Hohlende und beziehungsweise das Einschneidende, Kerbende und behauptet die letztere Bedeutung vielfach in Verbindung mit andern Organlauten. Demungeachtet wird man jener Verbindung ihre besonders lebhafte organische Bedeutsamkeit nicht wol abstreiten. Und so ähnliches.

Dem Aufmerksamen wird es dann wol nicht entgehen, daß in mehreren Wörtern der eigentliche „Regent", der Träger der Hauptbedeutung, dem „Minister", dem dienenden Konsonanten, die erste Stelle überlassen hat. Dies ist vielleicht in keinem Wort auffälliger, als in „Lippe", (Lefze) lat. lab-ium. Das l ist Symbol der Zunge (der züngelnden), das p der Lippe; der Charakterbuchstab findet sich also hinten und nicht an der zufolge der Regel ihm gebührenden Rangstelle. Allein selbst diese Umkehrung scheint bedeutsam zu sein, indem sie die Lippe nicht als Symbol einer Thätigkeit, z. B. des Wurfes (gr. ballein), sondern als ruhendes, den Mund schließendes Organ mit dem Zeichen des Gespaltenen, Hängenden (l, Schlitze, Litze, Lappen) möglich auch der hinzutretenden Zungenthätigkeit beim Schlürfen (Schlabbern), Laben darstellt. So ist beim „Schlucken" der bedeutsamste Organlaut der der Kehle (gula), doch geht ihm auch in natura die Zungenthätigkeit voraus. Offenbar weniger für sich hat es, wenn das Hochdeutsche den niedersächsischen und französischen Pot (pot) in Topf verwandelt. Top ist (wegen des ziehenden, dehnenden t) das spitze Ende eines Dinges; Pot dagegen ist, wie Bütte, Bude, Faß (nl. Vat) u. a. m. wesentlich durch den bildenden und bauenden Lippenbuchstaben bedingt. Die Patte, Pfote, der Fuß (gr. pus, Gen. pod-os, lat. pes, Gen. ped-is) haben ihren Charakterbuchstaben wo man ihn erwartet; dagegen tappen und nieders. stappen?*)

*) Mit dem Fuß treten heißt freilich niederd. petten. Die neue

Die lateiniſche Sprache gibt unſer ſtumm (ſ'tum, verwandt mit dumm) umgekehrt durch mut-us wieder; läßt aber in stupidus (s'tup — ſtumv, tumpig) die Ordnung beſtehen. Es wäre dabei zu bemerken, daß t in Verbindung mit mehreren beſonders durch u getragenen Organlauten das Nächtige, Träumeriſche, Verzauberte, das Tötſche, Döſige, Ver-duzte, Taum-elnde, Tuhne (Trunkene), Tolle, Thörigte, Dunkle, Düſtre, Taube, Stumme, Stotternde, Stammelnde, Zaudernde, den Dunſt, Dampf, Sturm, die Tiefe, den Dus (Geſpenſt) und obenein den Teufel vorſtellt. Grund genug um auch in „ſtumm" die deutſche Form für die bedeutſamſte zu halten. — Iſt beim Beißen (nſ. bit-en) die Lippe oder der Zahn charakteriſtiſcher? it iſt Eſſen. — Beſonders häufig treten dieſe Umkehrungen, dieſe wurzelhaften Palindrome bei Wörtern mit l ein: Loch und hohl, oder niederſ. Lok und Kul; Lamm und griechiſch mal-on (mälon).

Ich komme zu den Wurzeln, in welchen mehere Konſonanten, ſei's am Anfang oder am Ende, oder zugleich am Anfang und Ende zuſammentreffen.

Die Regel iſt, daß die eingeſchloſſenen, dem Vokal am nächſten ſtehenden Konſonanten die wahre Wurzel, die vorausſtehenden Konſonanten nur Vorlaute, mehr oder minder bedeutſam und emphatiſch, die nachfolgenden aber nur Umſtändlichkeiten und grammatiſche Zeichen ſind. Dieſe Regel muß aber ſo verſtanden werden wie die vorige, nämlich, daß man die Wörter zunächſt darauf anſehen ſoll; die Ausnahmen, beſonders in Betreff der Anfangskonſonanten, werden ſich dann finden.

lichen Wörter bezeichnen die Füße als Tore oder Spitzen der Beine, welche letztere ſcherzhaft Stipere, Hölzer genannt werden.

Wir haben oben das Wort prangen bis auf die Wurzel prag verfolgt, wo wir nicht weiter konnten. Die reinere oder abſtracktere Wurzel würde alſo rag ſein. Wie iſt das nachzuweiſen? Zum Unglück denken wir bei prangen, Pracht, Prunk nur an etwas ganz Allgemeines von Aufwand und ſchimmernder Koſtbarkeit. Es iſt aber die Art der Wurzeln, daß ihr Allgemeines zugleich ein Beſondres und Beſonderſtes iſt. Die obige Wurzel ſtellt ein Gereihetes vor mit Erhabenheiten und Vertiefungen. Das iſt ſo ungefähr die ungeſuchte Definition von „Rechen“, aber auch von der erhabenen Arbeit, vom Prägen bis zum erhabenſten Schneidewerk des Rockes, Fracks und der Braaken, wie man ehemals die Hoſen nannte, und zum durchbrochenen Hauptſchmuck der Perrücken, welche ſchon die älteſten Regenten Aſiens und ſogar Jupiter trugen. Alles Übrige mag man ſich hinzudenken. Und das t, das ſich in Pracht der Wurzel hinten angehängt hat? Es iſt der Wurzel nicht weſentlicher wie das holländiſche Echt für Ehe; die participiale Endung in t mit ſubſtantiver Bedeutung: das Ge-prangete, oder das Prangende.

Die Lippenlaute blaſen die Wurzeln an die mit l und r anfangen. Blitz, Flit (der Bolzen, daher Flitsbogen) und Flitter bekennen ſich zu der gemeinſamen Wurzel lit, welche, gleich allen ihren Genoſſen auf li und l — überhaupt (lin, lör u. ſ. w.) das Bewegliche und Flüchtige, den Lichtſtreif abſpiegelt. Daher auch die Flamme, magyariſch lang: die Flagge, die Flucht, das Licht. — Friſch von riſch, Froſt von dem gerinnenden, überharſchenden r, das ſich auch in Roſt ſymboliſirt.

In vielen Fällen haben die vorgeſetzten Lippenlaute die Bedeutung des be, b'. So wurde das Wort bleiben in älteſter Zeit viliban, ſpäter beleiben geſchrieben; in der

Wurzel leib-en, wovon auch kleben, ſpricht der ſchließende Lippenlaut ſehr bedeutſam mit. Die Wurzel von Pflicht iſt das niederſächſiſche lik, gleich, eben, alſo das Pflegen, die Applikation. Der Pflug hat ſeine Wurzel in Ok, die Spitze, Schärfe (Ecke, Egge, gr. ake die Spitze), wahrſcheinlich alſo die Spitze oder Schärfe, die eröffnend, löſend (l) über den Boden hinfährt (pf). So heißt pflücken mit ſpitzen Fingern etwas ablöſen. — Im jetzigen Hochdeutſchen wird der Lippenlaut w (außer Wrack) dem r nicht vorgeſetzt, dagegen noch im Niederſächſiſchen (wringen für ringen, wricken, wrantig u. ſ. w.) und im Engliſchen. Das angelſächſiſche und engliſche writ ſchreiben ſtammt von rit-en, wovon ritzen, reißen (Reißbrett), von der alten Art des Schreibens auf Stein, Holz, Erz.

Die Kehl- und Gaumenlaute behauchen die mit l, n, r beginnenden Wörter. Der einfache Hauch h ſcheint früher dicker, konſonantiſcher ausgeſprochen zu ſein, weßwegen er auch vor l bemerkt wurde und zuweilen in c und k überging. Hruk iſt Kruke; Hlut lat. in-clyt-us, Hedewig, Chlodewig, Clodewig. Unſer „eher" hieß aher und aker. — Die gewöhnliche Bedeutung des Gaumenlautes an dieſer Stelle iſt das ge- (g') in Genoß, Gemach, Gewühl u. ſ. w. alſo eine kopulative Form, eine Kuppelei, ein Zuſammen, Wiederholen und Bethätigen, ein lat. con, co und wie es der Kehllaut eben charakteriſtiſch ausdrückt. Der Glaube iſt ein Geloben, Gelübde, im Sinn von Bekenntniß, Beifall, Zuverſicht, goth. lubain Hoffnung (was man hofft, glaubt man). Klug iſt ein Gelug von lug in der Bedeutung des Sehens und der Wachſamkeit. Klein, lin, die bekannte Verkleinerungsſilbe. Glucken, Glocke, locken; knapp, niederſ. nau; Glut, ſchwed. glöd, lodern; knicken, nicken; Knödel, Nudel. Kring, Ring. Krieg rigen ringen, Gras, Raſen.

Die Zungen-, Zahnlaute (th, t, d) werfen ihren lispelnden Stoß auf r, und im Hochdeutschen als z (für t) auf w. Die Wörter auf Tr, die Bewegung bedeuten, deuten meist auf die Wurzel ri bewegen, fließen; so treten, Trift, Trieb. Die Trümmer hat ihre Wurzel in indisch ru umrühren, zerstören, davon lat. rumpere brechen, einfacher rui stürzen, ruina die Ruine. Ein wüster Haufe, heißt niederf. Rummel. Struppig und ruppig. Troſt und Ruſt, angelſ. Reſt für Ruhe. Zwingen (twingen) vielleicht von dem alten wik Kampf.

Bei keinen Vorſetzlauten wird indeß die Regel mehr erſchüttert als bei dieſen. Der Fälle wo das t oder z entſchieden überwiegt, ſind ſo viele, daß man eher umgekehrt ſagen möchte: der zitternde Laut der Zunge und der Webelaut begleiten mit mehr oder minder Bedeutſamkeit das herrſchende, wurzelhafte t. Dies iſt namentlich mit Zw (Tw) der Fall. Zwei (twe), Zweifel, Zweig (nf. Telg), Zwilling ſind entſchieden charakteriſirt durch die Theilung; zwiſchen niederf. tüſchen. Das erwähnte „zwingen" erinnert lebhaft an das herrſchende und unterdrückende t, das ſich auch in Droſt der Herr verkündigt. Aber auch das w hat hier überall ſeine Bedeutung, indem es den Begriff des Beiderſeitigen hinzuwebt. Und wie häufig ſcheint der Zitterlaut nur ein Begleiter des t zu ſein. Trampeln und ſtampfen, Trauſe und Tuf (–ſtein) trüb und duff, Trauren und Betauern, dreſchen und niederf. deſchen, niederf. druſeln, drunſeln ein wenig ſchlummern und duſeln, auch Traum, lat. somnium, erinnert an engl. und holl. Stoom, Dampf, an die betäubende Dunſtmacht des Dus (Daus, Deikſel, Dötſcher). Man leſe die Traumerſcheinung der Iſthime am Schluß des vierten Buches der Odyſſee. Trinken wird von ind. ri fließen abgeleitet; näher liegt tunken oder die Vergleichung

mit niederl. trekken ziehen (teben), so daß es „einen Zug thun“ hieße. Thräne ahd. Trahene, Zähre ahd. Zehar und lat. lacrima (alt für lacrima) sind ein Wort, abzuleiten von Tak, reine Wurzel dak, welche Ausbauchen, Verdunsten, Tröpfeln und Auflösung bedeutet und z. B. in niederl. Daak dichter feuchter Nebel, und in Thau, sich wiederfindet *). Es läßt sich denken, daß die mit der Wurzel verwebten r und n oder m die Bedeutung des Fließens und der Auflösung hervorheben. Hat man erst die ächte Wurzel erfaßt, so finden sich auch die weiteren Momente. Oft genug streiten sich freilich die zusammentreffenden Laute um den Vorrang der Bedeutsamkeit. In Trommel und Trompet (belg. Tromp) nimmt r die Röhre, die cylinderförmige Gestalt des Instruments für sich in Anspruch, t aber den gewaltigen Ton, das do do und tam tam des Tambur (alt Tanber) und die Macht der „Tuba“ und des Donners, lat. tonitru, wo freilich auch das r hineinrollt **). Unter den zehn Zahlen ist die drei indisch tri die einzige, die mit Doppelkonsonanten anfängt, nur das dem indo-germanischen Sprachkreise sonst so treue Persische hat si und das entferntere stehende hebräische ebenfalls den Zischlaut. Charakterbuchstab scheint das t oder d in drei nicht zu sein. Wenn das Eins und die Ichheit sich überall durch den hohen Vokal, die Zwei und das Du durch den Laut der Dualität (t, d) sich manifestirt, so sollte man glauben, daß die Drei und die dritte Person, das Band für die Gegensätze, die Rückkehr zur Einheit andeuten wird. Der Laut s ist

*) So bedeutsam sind die achten alten h — im Gegensatz zu dem h als schulmeisterlichem Dehnungszeichen.

**) Man sieht, wie bedeutsam auch die grammatikalischen Endungen sein können.

bekanntlich das Ausgeben, die Sonderung; r der ſchließende Ring, die Reihe und das Ur. Die dritte Perſon lautet in der Sprache der Veda's sah, der Edda sa, ir. lat. is, im Deutſchen er (gothiſch is) Gen. ſeiner, weiblich ſie (ind. sâ, isl. sa *): nur das Neutrum endigt (überall) auf t. In Ermanglung eines andern Schlüſſels für die Drei, kann man ſie auffaſſen als die Drehung (niederſ. drej), worin r der bedeutſamſte Laut, die Reu oder die Umkehr, das zurück (niederſ. to-rück); oder ob ſie mit lat. ter-ere, con-tri-tus, niederſ. ter-en (zehren) mythiſch zuſammenhängt, inſofern ſie als die Gegenſätze vernichtend gedacht wird?

Am häufigſten findet man ein anſäuſelndes ſ als Vorlaut, nämlich vor den Lippenlauten w und p; vor den Gaumlauten h, c, ch, k als ſch; vor t und vor l, m, n. Vor w, l, m, n iſt, wie früher bemerkt, das hochdeutſche ſch nur als reines ſ zu betrachten. Das ſ vor ph iſt undeutſch und nur in griechiſchen Wörtern vorkommend, wie Sphäre, von der im Deutſchen ſich findenden Wurzel Wir (Wirdrath), woraus Wirb-el. Sc und ſk iſt dem deutſchen Mund (mit Ausname der Weſtphälinger) und der deutſchen Schrift fremd geworden, und wir ſchreiben und ſprechen unrichtig Zepter ſtatt S'kepter, und beziſchen durch z die Kither und die Kitrone der Griechen.

Hier ſtößt die Regel auf die wenigſten Ausnamen. Der Specht hat ſeinen Namen vom Schnabel, (holländ. bek, pik) und vom picken, der Sporn vom Purren, Bohren, der Spaß von der Poſſe, ſparen von waren (bewahren), Spiel urſprünglich von Bil Wurf (die Kanonen ſpielen!). Schlaff (ſlaf) ſtammt von laf d. i. hängend, matt; ſchlicht

*) Der, die heißt gothiſch sa, so; ſo nur die iſt noch nicht lange außer Gebrauch, wie Voltz's Roschen „ſo der Mutter Freuden".

von niederf. lik (gleich); ſchlecht von lag. der Wurzel von A-leg-ei und lat. p-lag-a (Schlag). Bei Schmeer (Smeer) Schmalz, Schmutz, ſchmecken, Ge-ſchmack und ähnlichen Wörtern iſt es wol unnöthig auf das zermalmende m als Wurzelbuchſtaben aufmerkſam zu machen. Die Wurzel des Schmierens haben wir bereits in Mit kennen gelernt. Eben ſo deutlich ſprechen Schnabel (Snabel) Schnerfe, Schnappen, Schnaute von dem ſchnabel- und naſenhaften n; die Schnur von der nahen Verbindung ſowol verwandſchaftlicher Art (nurus), wie als gedrehter Faden. Der Schnee iſt gr. niphas, lat. nivis, der Holländer nennt ihn sneuw, der Engländer snow, vom gothiſchen »snaiw's«; er ſcheint mit den Nebeln und der zuſammenziehenden Kälte des Nordens und der Nacht zuſammenzuhängen. In dem Worte ſchnell fügt n dem eilenden el gleichſam die Bedeutung des mit den Fingerſpitzen Fortgeſchnippten, der Haſtigkeit hinzu. Das nf. „Snak", urſprünglich Schlange, dann auch Schnecke erfordert in erſterer, auch im Hebräiſchen vorkommender Bedeutung, ihr Verſtändniß von der Mythe. Am innigſten geſellt ſich das ſ mit dem t als ſt in ſteifender, ſtirnender Bedeutung. Hier iſt das ſ oftmals weſentlich, indem es den Satz, die Senkung, Stillung bedeutet, das St! die Wurzel Sat ſelbſt, die als ſt zuſammengezogen an die Spitze des Wortes tritt; die Stätte gleichſam das Geſetzte, wie Steiß das Gefäß. Wir werden ſpäter ſehen, daß derſelbe Vorgang ſich mit andern Doppelkonſonanten wiederholt. Iſt Stern das Fixirte, wie lat. stella, oder von indiſch. tar leuchten abzuleiten? Solche Fragen bleiben freilich überall nach. Kommt die Zehnzahl von den 10 Zehen oder dieſe von der Zehnzahl? Und ähnliches.

Wegen der natürlichen Verbindung des t mit dem Hauche und Kehlhauch tritt ſ nur als ſch (auch im Niederf.) vor

das r. Schrei iſt Krei, fr. cri; als Schall kommt r in Ruf, rudere, fr. rire (lachen) und andern Wörtern vor. Die Schraube (nl. Schruv), das Schreiben (nl. Schriv.n) ſind ebenfalls durch ein r mit ſtarkem Kehlhauch bezeichnet; letzteres heißt griechiſch graphein, lat. mit vorgeſetztem ſ, scribere. Griffel und Schreiben ſind alſo von derſelben Wurzel, wie auch graben, Grube und wiederum ſchrapen; der Charakter iſt das radirende r (reiben, ritzeln, lat. radere, rumpere brechen); kann aber auch als zuſammengezogene Wurzel Kar (kr, gr), woven kerben, gerben, Karſte, Scharte (Skarte) u. ſ. w., betrachtet werden.

Das den Vokal anziſchende ſch iſt urſprünglich ein Kehlhauch und Laut (h, c, ch, k) mit wurzelhafter Bedeutung, angeſauſelt von einem ſ, woraus ſpäter im Deutſchen (nicht in den verwandten nordiſchen Sprachen) das ziſchende ſch hervorging. Wer Wurzeln erkennen will, muß ſich dieſen Umſtand wohl merken; das ſch hat zur Trübung und Fälſchung des Wurzelbewußtſeins ungemein viel beigetragen. Das Wort Schall (ſchwed. scall Schlag und Schall) hat ſeine Wurzel in Kal, Call, die Stimme, griechiſch kalein rufen; die Skalden. Das Wort Schein wurzelt in ski, d. i. in dem Charakterbuchſtaben ch, k als ein Leuchtendes, Feuriges: Kachel (Ofen), Kien (Holz), ſchier, ſchwediſch skir durchſichtig, rein. Das Wort ſcharf kommt von dem oben erwähnten kar, ſchneiden, theilen, ebenſo die Scheere, die Pflugſchaar, die Schaar, d. i. die Abtheilung, gr. charasso ſchraffiren, die Charte als ein Segment*). Scarabaeus

*) Man konnte hierbei auch die Wurzel sak ſchneiden, wovon Zar das Meſſer, lat. secare, als zuſammengezogen (sk) und mit r zu einer neuen Wurzel gebildet betrachten, aber unnöthig.

und der Käfer, d. i. das eingeschnittene Thier, das Insekt. Unser fabl hängt wol mit der nackten Hirnschale, isländisch skalli der Kahlkopf, englisch scul zusammen. Schädel und Schale sind das Bedeckende, Gewölbte, Hohle, Charakterbuchstab f.

Von dem falschen, irreführenden sch vor w, l, m, n ist mehrmals schon die Rede gewesen; das sw verdient jedoch noch eine besondre Berücksichtigung. Die nahe Verwandtschaft des w mit dem u bringt es mit sich, daß manche Wurzeln auf sw etwas Derivirendes bekommen; doch bleibt die Bedeutsamkeit des Vokallautes nirgends zu verkennen. Die Schwester (Swester) heißt nieders. Syster, isl. systir, holl. suster, engl. sister, lat. soror. Im Gothischen, Althochdeutschen, Indischen ist dagegen das sw erhalten als swistar, suestar und svasar. Bopp erklärt das sanskritische svasar durch svastar (von sva sein und stri Frau, d. h. angehörige Frau). Näher liegt die Erklärung, daß in Schwester und Bruder (lat. soror und frater) der Gegensatz des Weiblichen und Männlichen durch Swe, Ve (eine schillernde Wurzel, nordisch hwen, lat. juven, Venus, Jugend, Anmuth) und Vir oder Ver symbolisirt wird. So ist Witwe (Widu-ve) die Wit-frau, und Witwer der Wit-mann. Ein damit verwandtes Beispiel ist die Schwelle, nieders. Sul, ein Wort, das die Grenze und mythisch noch manches Andre bedeutet; aber auch „der Wall" das feste Land kommt in Betracht und Welle. Weller sollen, nach Fulda, in der Bedeutung Grenze vorkommen; jedenfalls ist der Vokallaut für den Begriff der Erhebung und auch sonst mythisch bedeutsam. Einen ähnlichen Zusammenhang hat es mit Schweiß und süß (vom ausgekochten Saft, wie sauer), schwer und sehr (?) und andre Wörter. Ein Beispiel minder schwankender Art bietet „schwatzen"; engl. quoth, gothisch quithan sprechen, nieders. quesen (eins von den Beweisen der lispelnden

Aussprache des th murrisch sprechen, besonders von alten Leuten. Der Charakterbuchstab ist der Lippenlaut, bald gesäuselt, bald gegurgelt, die Wurzel gothisch w.t-s sagen, (zu wissen thun) der Bote (Verkündiger), franz. mot (Lippenbuchstab m für w oder b), das Wort, — welchem letzteren die Wurzel Wer (z. B. Angelsächsisch answer Antwort) zu Grunde liegt. Eine interessante Zusammenstellung gewährt lat. suad-ere überreden, Suada die Göttin der Überredung, symbolisch die Macht des Wortes, der indische Budh-a, das Fleisch gewordene Wort, sein griechisches Ebenbild, als Mittler zwischen Göttern und Menschen, der Götterbote und Redner Hermes, die Vierzahl [goth. fidwor, lat. quatuor, indisch tschat-ur, hebr. mit umgekehrten Silben orba(t)] Quadrat, Rubus als Anfang der Körperwelt, der Schöpfung entstanden durch das Wort — wenn dies alles nicht schon weit über das gewöhnlich Interessante und tief in das Mythische und Mystische der Sprachschöpfung hineingriebe.

Man bemerke schließlich, daß bei der Ansäuselung die Lippenbuchstaben f und b allemal in p verwandelt werden. Ags. Pfuy! gehen über in Spei. Dem Spuck, Spaak (Gespinnst, Schimmel) liegt eine Wurzel f—k zu Grunde, dem Anspannen die Wurzel b—n in Band, der Speise der Biß, Imbiß. Auch w zuweilen, wie in dem angeführten sparen von wahren; umgekehrt Schwanz, lat. pen-is; Enz ist das altdeutsche Wort, z. B. Zirbelenz, Tannenzapfen.

Wörter mit drei Anfangslauten ändern nichts an der obigen Betrachtungsweise. Sp vor l: Splitter von lit. verletzen (let'e-en). Sp vor r: Sprache, bei Reic (um 720) Rabba d. i. Racha Rede; derselbe altdeutsche Mönch übersetzt fabulis durch rabbam und sprabbon; auch die Ruge gehört hieher. Sch (Sc) vor r, wie das erwähnte schreiben,

und st vor r: niederf. die Streve (Strebe) und holl. rib Sparrn (Rippe); Streit und schwed. rit, wie auch redensartlich: einen Ritt mit Jemand machen. Es versteht sich, daß hier wie überall nur von dem Charakterbuchstaben der Urwurzel die Rede ist und das sonstige Wortleben nicht für bedeutungslos ausgegeben werden soll.

In den mit Doppelkonsonanten endigenden Wörtern ist der vorletzte, dem Vokal unmittelbar nachfolgende Laut als der Wurzellaut zu betrachten.

Die Lippenlaute verrichten gleichsam das Amt der Lippenschließer. Die Schwalbe, holl. swaluwe, verräth ihre Wurzel in dänisch sval, und die Gleichgültigkeit des angehängten Konsonanten bezeugt sein Wechsel mit k in dem niedersächsischen Svaalk; die reine Wurzel ist wal in wallen, ein angewebtes al. Dumpf (dump) und dum, falb und fahl, gelb und niederf. gel; Farbe von far schön oder mit dem Begriff des überziehenden Pigments (f). — Die Endungen np, nf stehen zuweilen für das einfache m; z. B. Kamm (lat. pecten) heißt bei Kero canpo, canap; die An-kunft von kommen; sanft und Sammt; fünf, das in den Gesetzbüchern der salischen Franken femmiha lautet. — Die Endung sp: lispeln, wo s, gleich wie im flüstern, der Grundlaut. Die Aspe oder Espe bezeichnet malerisch die flüsternde Zitterbewegung ihrer tausend kleinen Blattzungen; so pappelt auch die Pappel, lat. populus.

Kehl- und Gaumlaute folgen nach wurzelhaftem l, r, n und s. Kelch, lat. calyx, Wurzel Schaale, nordisch skal äußere Bedeckung Schaale, scal die Trinkschale; Charakterbuchstab k. Das alte Wort March, die Mähre von Mar (Marschall). Durch, niederf. dör; gering von ran, rin; Zink Zinn; Waschen (Was-h-en), angelsächsisch was Wasser; frisch (fris'g) von vres, die Wurzel von Frost, Charakter-

buchstab das schauernde r. Asche (Ask) von As Feuer, die Esse.

Das g, ig, ich am Ende der Wörter hat die Bedeutung einer Eigenschaft: der Käfig (s. oben k—f als Einschließung, Kufe), der Fittich von fid, Feder; manch, mannichfach, bei Kero man-ag viel. Der Kranch, Kranich, etwa von ran schmächtig lang. Milch (goth. milith Honig), was die Eigenschaft des Mil, eines thierischen Fettes, einer organisch bereiteten Flüssigkeit hat, wie auch die kochende Milz. Auch k am Ende hat zum Theil nur diese Bedeutung: der Kalk ist das aus Kal (die Schaale, Muschel) Bereitete. Ebenfalls das sc, s-ch, z. B. Fisch (Fisk, lat. piscis) von zweifelhafter Abkunft, vielleicht zusammenhängend mit angelsächsisch was Wasser, nordisch fos Wasserfall (foskladi rauhwollener Nebel- und Regenmantel), holländ. und niedersf. Posernutze, ein deßgleichen Schifferkleid, und wol gar mit dem griechischen Wassergott Poseidaon, d. i. dem Bewässerer und Bildner (pos) der Erde (da oder ga, gä); in mythisch symbolischen Bildern bedeutet der herabstürzende Fisch die Regenzeit, und in der nordischen Mythe scheint der stromaufwärts gehende Lachs die sommerliche Verdunstung anzuzeigen.

Eine besondre Aufmerksamkeit nehmen die Endungen auf —ng in Anspruch. Oft, ja meist ist hier der Gaumlaut wurzelhaft und das n nur vorgeschoben, um den Gutturallaut zu mildern. Wange und niedersf. Backe sind ein Wort, w—g oder härter b—k ist die Wurzel. Das Blinken und der Blick; trinken und nordisch trika; sinken und sik, seicht; schwanken, wanken, von der Wurzel Wak, Woge; denken, gothisch thagk-jan, denken und dichten; schlingen und Schluck; Winkel von Wik und dies von Eck; eng und die Angst, gothisch Ag-is, altsächs. Agst (woher niedersf. ertern), ebendaher. Der Gang von gehen, gothisch gaggan, indisch khâi und yâ.

Der Zungenbuchstabe l folgt dem wurzelhaften r: die Perle, altdeutsch perala, von Ber, Beere, das al, el oder schlichtweg l in verkleinernder Bedeutung, wie in engl. girl, altenglisch von kleinen Knaben und Mädchen; Karl, Karel, angelsächsisch ceorl und eorl Mann, Held — ein ganzer Kerl. — In den oberdeutschen Dialekten setzt es sich auch nicht hinter g, so daß es nur eine Silbe zu bilden scheint: Vogl. Mehr oder weniger geschieht dies überhaupt mit l und r am Ende.

Nach l und r folgen m und n: Helm von hel, die Hölle, Bedeckung; Holm von hol, griechisch hal die See; malmen von malen zerreiben. — Nach l kann das n nicht aufkommen, das sonst in seiner Bedeutung in, an, von etwas nicht zu verkennen. Dagegen wechselt es mit m hinter r gleichbedeutend in Thurm und Thurn, lat. turris, von tor, tur groß, oder bildet, bei oft gleicher Wurzel, verschiedene Begriffe, z. B. Harn, Harm, holl. Kerm; brennen (alt, für brennen) und Brand, Wärme, Gährung. Das n hebt sich noch mitunter als eigene Silbe hervor: Zweren für Zwern; niederl. geren für gern, weren für wern.

Die Zungen- Zahnlaute t, d und ehemals th, finden sich hinter den Gutwurzelkonsonanten aller Organe. Ihre Eigenschaft, nicht allein Zeichen des Artikels, der, die, das, eigentlich demonstrativ; bei da! ausgedrückt durch th, den feurigen lebhaft auffahrenden Stoßlaut, sondern namentlich des Neutrums (et) der dritten Person, des Zeitworts und des Partizips zu sein, scheint sich formbildend zur Bildung neuer Wortformen beigegeben zu haben. Von Hud, emporheben, up, bildete sich das Haupt, in der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas (Wölfle um das Jahr 360 n. C.) haub-ith, ebenso bei Kero, lat. cap-ut; durch den geschärften Lippenbuchstab entstand Kopf. Der Stift von stip heften, steppen; die Gruft von Grube; das Licht von lich, luk.

lat. luc-s lux), woven das Lugen, sehen; kalt (niedersächs. kold) von kul, kühl. Holz, niedersächs. Holt, verwandt mit griech. Hüle, lat. sylva die Hülle, der Stoff überhaupt, nordisch Hulder, Berg- oder Waldgeister. Wacht von wach, lat. vig-il. Kind von kun, Zeugung, Geschlecht; Sünde von san, die Sonderung. Das Hemd, Himmet (Kamisol, chemise) von Him Deckung. Hurtig von hur! woven umgekehrt das Roß, dän. Hors. Der Ort von Ur, Or Ausgang, so daß erörtern so viel heißt, als vom Ursprung herleiten, lat. deducere. Der Wirth von Wer, lat. vir, Mann, Herr, verwandt mit Bur, hochd. Bauer, das auf dem Lande ebenfalls in der Bedeutung des Herrn von Haus und Hof vorkommt.

Mit dem holländischen oud für alt, old (koud kalt, hout holt, Holz) und dem englischen ood in wood, Wald, Holz, scheint es folgendes Bewandniß zu haben. Es sind alte Wurzeln auf au, ou mit wehendem u: aw, ow, denen sich ein t anfügt. Das holländische oud (spr. aut) alt ist dann keine Verschluckung des l, sondern wurzelt in aw, ew-ig, Kero: ewig, lat. av-us Ahnherr, aev-um goth. aiw, die Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und würde vollständig awet, lat. avitus heißen; vielleicht verhält es sich ebenso mit dem lat. aet-us die Zeit, das Alter; vet-us alt ist wol nur das umgekehrte ew-t. So wäre holl. hout, Holz, von einer Wurzel how, hau abzuleiten, wol identisch mit Heu (d. i. Gras, noch bei Luther) was wol überhaupt den vegetabilischen Wuchs, dann auch, das Üppige, das sich erhebende Pflanzenrohr bedeutet, wie der Lippenkehllaut in Halm, lat. calam-us; die Ableitung von Hauen, Abschlagen, Mähen ist indeß die gewöhnliche. Für stout (stolz) findet sich die Wurzel stow, steif, welches auch die Bedeutung von stolz.

Sämmtlichen Wurzelkonsonanten folgt das adjektivische s am Ende: Sax d. i. Saks das lange Messer, lat. sic-a, Sich-el; Hüls, Hülse von Hülle; Hans (keine Abkürzung von Johannes) von Han (Hahn), der Mann; das Männchen, (gr. aner, Gen. andros), isländisch hann er, hani der Hahn; han sie, haena die Henne; in der Mehrzahl haens Hähne und Hühner, das Neutrum Hahn scheint erst aus der Mehrheit, schwed. hona, höns, niederf. Höner entstanden zu sein; die Bedeutung schwierig und mythisch, an (schwellendes a) and, geistiges und leibliches Gegenüberstehen, der Andere, und Geist, ahnen, ahnden, der Hahn als männliches Prinzip, Tagverkünden, der rothe (in der Gaunersprache) als Rächer, Jo-annes (vermuthlich der Wassermann) als Vorläufer und Apokalyptiker, Kassandra die Zerstörungsahnende u. s. w. u. s. w.; auch die Schallbedeutung can-ere singen, verkünden ist nicht ausgeschlossen.

Das sch am Ende ist von dem einfachen s schwer zu trennen, gewöhnlich ein is, es, as oder 's mit Nachhauch, in eigenschaftlicher Bedeutung: falsch, lat. fals-um. Tow ist die Wurzel von Zauber, Tow's, der Daus, Thus; daher der Tausch, das Täuschen. — Haschen, franz. chasse die Jagd, Dithmarsen, Marsch. Ähnlich ist es mit dem st; wie in Morast holl. Maras und in dem erwähnten goth. Agis, Angst. Das scharfe s, ss, ess diente besonders zur Bezeichnung des Weiblichen (Abtiss-e,) in abstrakter Form; daher das franz. comtesse, baronesse.

Vorgesetzte Vokale sind selten doch stets bedeutungsvoll und wurzelhaft: Eber althochd. a-bär, lat. aper; A-bär, auch Adebär, Oiewär, niederf. für Storch; Eidam; Eiland (Egland, England, nicht von den Angeln) O-land. Die Ableitung kann indeß nur befriedigen, wenn man zugleich auf die mythische Bedeutung eingeht. Im Nordi-

schen dient, wie bereits erwähnt, das einfache u statt un zur Verneinung. Von der weit häufigeren Versetzung der Vokale in fremden Sprachen kann hier nicht die Rede sein. Zuweilen verstecken sie eine bekannte Wurzel, wie lat. amarus bitter von mar, das mit Meer, lat. mare zusammenhängt. Niemals aber scheinen sie bedeutungslos zu sein. Vielmehr wäre es möglich, daß zuweilen in den germanischen Sprachen solche Vokale weggefallen. So könnte astrum vielleicht die wahre Wurzel von „Stern", nämlich as-tar (Astarte) enthalten. So könnte das Wort Kitt, die ungeformte Verbindungsmasse, ursprünglich Echit (ein bekannter Ausruf für das Dottrige, Zidrige) gelautet haben (Icht das unbestimmte Was) und zur Wurzel Ei gehören. Die nachgesetzten Vokale gehören der grammatischen Wortbildung an. Das -ei (y) lat. ia ist ein altes Abstractum, gothisch bleiths mitleidig, bleith-ei das Mitleid, misericordia; daraus scheint -heit -keit entstanden zu sein; persisch godh Gott, godhei die Gottheit. Von dem ganzen früheren Vokalreichthum am Ende der Wörter, a, o, i, u, ia, u. s. w. ist uns leider nur das schwache dünne e übrig geblieben.

Die Einfachheit der mitgetheilten Regeln, die sich kürzlich darin zusammenfassen, daß der Anfangskonsonant der allemal einsilbigen Wurzel den Charakterlaut bildet, von gehäuften Konsonanten aber nur die nächsten am Vokal der reinen Wurzel angehören, diese allerdings wohlbegründete Einfachheit der Regel darf gegen die übrigen Lauttheile eines Wortes nicht gleichgültig machen. Bei solcher Aufmerksamkeit wird man finden, daß die bereits mehr erwähnten Lautver-

setzungen, Umkehrungen, Metathesen, nicht allein zwischen den Wörtern verschiedener Sprachen, sondern innerhalb einer und derselben Sprache ein ziemlich großes und schwieriges Kapitel bildet und nicht selten die Bestimmung des achten Charakterbuchstabens der Wurzel zu einem wahren Oedipus-Räthsel machen. Die Schwierigkeit mindert sich allerdings, je mehr die positive Kunde der einfachen Wurzeln zunimmt, und jemehr man sich gewöhnt die gehäuften Laute eines Wortes in ihrem Zusammenklang aufzufassen, also je mehr man von der nothwendigen und fruchtbaren, aber zuweilen auch einseitigen und mechanischen Abstraktion der Regel, zum lebendigen Vollgefühl der wundersamen Sprachschöpfung durchdringt.

Ich habe schon Gelegenheit gehabt, einige dieser Versetzungen, anzuführen. Das Wort Traum zum Beispiel. Für ein geweckteres Lautbewußtsein bedarf es kaum eines Beweises, daß t hier der wahre Charakterlaut; dennoch ist die Form uralt, obwol auch turm vorkommt. So ist „brennen" die Metathese von dem alten barnen, engl. burn. Charakterbuchstab b, der mit dem verwandten Lippenlaut f die Gährungs- und Feuerbedeutung theilt. Albert, metathetisch Albrecht, Bertha die Glänzende. Das Wort treu, indisch dhru bedeutet fest, dauernd und es könnte scheinen, daß es mit der Wurzel dhu in Dauer (nf. Tur) übereinkommt; die Urwurzel wird aber dennoch Ru (die Ruhe) sein, daher trauen, und im mittelaltrigen Latein treuga, franz. treve das Bundniß und der Waffenstillstand. Unser ver- (versetzen u. s. w.,) heißt nordisch fra, unser vor lat. pro. Hier ist der Charakterbuchstab im Deutschen an der Stelle, wo wir ihn zu finden gewohnt sind und wo er sich auch in der alten überreichen proteusartigen Wurzel Bor, das Empor, der Träger und Verbinder, darstellt; aber die davon

abgeleiteten Wörter wirbeln auch im Deutſchen durcheinander, theils in derſelben Bedeutung (Bruſt, niederſ. Borſt, Born, Brunnen) theils und mehr noch in der verſchiedenſten: Brücke (nord. Bro) Furth, Barre, Burg, früh, Fürſt lat. princeps, fort (lat. porro) Bord, Wehr (wer lat. vir, der Mann) Bär, nord. baru das Rind, die Geburt, die Bahre, die Gebärde, die Braue (die Bro oder Brücke der Augen) baar (die aufgehobene flache Hand, das Nackte, Blanke) der Baur u. dgl. mehr. Es wäre aber möglich, daß auch Wörter, die man zunächſt nicht darauf anſieht, wie Frau, Braut, freien, frei, Freund, die altdeutſche Göttin Freia und der Gott Froh nord. Freyr, ebenfalls nur Verſetzungen derſelben Wurzel ſind, indem ſie ſich hauptſächlich durch den Begriff des Fruchtbaren, lat. fertile, von fer-o tragen (bar) charakteriſiren; ſo heißt die nordiſche Rune f, welche den Freyr bedeutet, Fir; aber die Nachweiſung müßte ſchon auf die mythiſchen Vorſtellungen zurückgehen. Wir begnügen uns daher zu ſagen, daß die Verbindung des Lippenlautes und des r in dieſer Wurzel ſo innig iſt, daß man ſie nicht ungetrennt auffaſſen kann. Sämmtliche Bedeutungen laſſen ſich auf das Empor, das Heraus, das Hindurch (lat. per) (bohren) mit dem Moment einer hergeſtellten Verbindung zurückführen, und man weiß z. B. nicht ob man in einem Wort, wie das isländiſche braut der angelegte Weg, mehr das Räumen und Reuten oder den Bau, die Erhebung, die Furth, die Verbindung an beiden Enden in Betracht ziehen ſoll.

Bilgen iſt der deutſche Name für Lilje, wol von der Wurzel li (le) licht, leuchtend. Gluth, Lohe und Gold, gelb, lat. flav-us, helv-us. Aber auch der Kehlbauch und Laut hat, wie wir wiſſen, die Bedeutung des Feurigen und beziehungsweiſe Glänzenden, Scheinenden. — Kolb-en,

Kulv-er (nf. für Kugel) Kulwangen (nf. für ſtark hervorſtehende Augen) und nf. glupen, gloßen. Gran iſt nur die Metatheſe von arabiſch al-ker-at, Karat und von Korn, Kern; Gram von Harm; von der Wurzel kar iſt ſchon die Rede geweſen. Das bedeutungsvolle Spiel der Wurzeln ſieht man recht deutlich in Garbe, raffen und greifen (niederſ. grapſen): Garbe iſt nämlich eine Handvoll Ähren; der Begriff der Abtheilung liegt in kar, char, reſp. gar (wie in ſcharf, der des Häufens und Faſſens in raf, wo der Lippenbuchſtab f lebhaft genug an ſeine Bedeutung erinnert. In „graben" ſind die beiden Momente: die Wurzel kar einſchneiden, theilen und die Wurzel ab. Greis ſteht in ſeiner griechiſchen Form geros Alter, geron Greis wurzelrechter da, denn die Wurzel iſt wieder kar, Einſchnitt, Jahr, indiſch jar alternd) wovon auch grau und greis, das Runzelige abſtammt.

So gibt aber noch andere und bedeutendere Verſetzungen als die angeführten, wahre Anagramme, wie gr. morfe die Geſtalt ſich in lat. forma, und lat. scarab-us in Käfer (niederſ. eiver, Säver) verwandelt hat, alſo das r der Wurzel in ein grammatiſches Anhängſel.

Ganz verpfuſchte Namen, deren Zahl in der alles Wurzelbewußtſeins mangelnden franzöſiſchen Sprache Legion, gibt es im Deutſchen nur wenige, die zugeſtutzten lat. und gr. Wörter, beſonders der Pflanzen, mit eingerechnet. Denn was bedeutet hier ein Gamander (engl. Germander) für lat. chamaedrus (gr. chamaedrys) oder ein Baldrian für Valeriana oder Kerbel für Cerefolium (gr. chaerefyllon). Gewöhnlich verwandelt ſich das dem fremden Wortſtamm angehängte und eine Silbe mit ihm bildende r in die deutſche Nachſilbe er, wie Ceder von cedrus (gr. kedros). — Den deutſchen Wurzeln, die durch Zuſammenziehung

unkenntlich geworden, erwähne ich: Wispel, altsächsisch wihescheßele, von Wihe (wi) weihen, den heiligen Bann ziehen, woher Weichbild; der Wispel ist also der geaichte Scheffel, von aich, Eh, Gesetz, Bund, die uralte Wurzel, welcher auch die Weihe angehört. — „Beichte" heißt ursprünglich Bi-gicht, das Bekenntniß, von der Wurzel gich, sich sagen, bejahen (ehemals: man gicht man sagt; es gicht nicht, es stimmt nicht überein), das lat. ajo, unser ja und aspirirt: sagen. Ein verdorbenes Wort ist hochd. „Maulwurf" für Mulworm, der Mul (lose Erde) aufwühlende Wurm.

Elementarwurzeln gibt es in jeder Sprache nur eine kleine gemessene Zahl. Es können nicht mehr sein als die Organlaute, einfach vokalisirt oder durch Vokale in Verbindung mit einander gesetzt. Dann kommt der Vorschlag und der Nachklang, verstärkt, modificirt die Wurzel, macht sie mehrsilbig. Zusammensetzungen mit Partikeln und andern Wurzeln gewähren endlich einen kaum zu erschöpfenden Reichthum an möglichen Wortbildungen.

Die Sprache machte es mit ihrem geringfügigen Urwurzelstoff, wie die Natur mit ihren wenigen einfachen Stoffen: sie zeigte ihre Organisationskraft, ihr Künstlergenie hauptsächlich durch das Wie und das Maas der Zusammensetzung. Was sich von ihren Mitteln schwer oder gar nicht theoretisch erfassen, was fast immer bei der Zerlegung todtes Residuum wird, der hauchende Geist, die Betonung, das geheimnißvolle Leben der Vokalisation, das Gewisse, das auch der größte Sprachkenner und Polyglott nur in seiner Muttersprache lebendig durchfühlt, das ist nicht selten das entscheidende Moment für die individuelle Bedeutung

eines Wortes. Diesen inneren Hülfsmitteln der Sprache, welche auch die Ab- und Umlautungen der Vokale und den Konsonantenwechsel in sich begreifen, und zumal auch den erwähnten äußeren Gliederungen der Wurzeln verdanken wir jene unendlich scheinende Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, jene Üppigkeit des Wortschatzes, welche uns die „reiche Armuth“ der Urwurzeln vergessen zu machen pflegt.

Der Regel nach ist jedes Wort in seiner bestimmten Geltung durch dies oder das von allen übrigen Wörtern der Sprache — und die deutsche soll deren über 80000 zählen — bleibend unterschieden; es hat seine bestimmte Vokalisation, seine bestimmten Konsonanten, und nur die hohen oder niederen Dialekte — denn darauf, auf den Unterschied von Berg und Thal, See- und Binnenland läuft alles Dialektische wesentlich hinaus — wechseln zuweilen die verwandten Laute desselben Organs. Und der Zug, durch den es sich von seinen Wurzelverwandten unterscheidet, ist ihm meist so wesentlich geworden, daß man ihm mit demselben auch seinen individuellen Begriff zerstören würde. Diese Positivitäten muß man lernen; dafür gibt es keinen Schlüssel.

Was die Wurzeln selbst betrifft, so dienen ihr namentlich die Konsonanten, wenn auch mit den verwandten Lauten desselben Organs wechselnd, zu feststehenden Wahrzeichen ihrer Bedeutung in allen Jahrhunderten. Nicht allein in der Muttersprache und in der engeren und weiteren Sippe, sondern oft auf die überraschendste Weise in weit entfernten Sprachgebieten, lange verstummter oder noch redender Zungen; wie denn ja auch, nach Fulda's treffender und für jede Theorie der Sprachentstehung wahrer Bemerkung, wegen der Gleichheit der menschlichen Organe jeder Sprache ein angeborenes Recht auf alle wahren Wurzeln mit ihren

Grundbedeutungen zusteht. Von den Wurzelvokalen läßt sich sagen, daß sie, der Regel nach überwiegend, entweder durch die hohen oder die tiefen, flüchtigen oder gedehnten Töne sich gleichmäßig und bleibend charakterisiren.

Je moderner die Sprache, desto gesonderter die Begriffe, welche die Wörter verstellen. Dennoch hat dasselbe Wort auch gegenwärtig noch mancherlei Bedeutungen, deren Zusammenhang nichts weniger als am Tage liegt; z. B. die Acht als Zahl, die Acht als Ächtung, die Acht als Aufmerksamkeit. Der Wolf und „sich einen Wolf reiten". Der Fuchs und „der Fuchs braut." Die Mark als Grenze, als Gewicht und Geld, die Marke das Merkzeichen, das Mark. Solcher nur durch anscheinend geringe Äußerlichkeiten getrennte Wörter gibt es aber die Hülle und Fülle.

Steigt man weiter in das Alterthum der Wurzelwörter hinauf, so mehren sich die Bedeutungen; viele darunter sind ganz verschwunden, andere erhalten sich in den Dialekten und verwandten Sprachstämmen. Manche Wörter enthalten sogar Widersprüche, die man jetzt nicht an ihnen kennt. Schuft hieß ehemals auch der Edle, der Richter: Fron der Herr und der Knecht, wie im persischen Schach den König und den Dieb bezeichnet, Knecht im Deutschen den Diener, knight im Englischen den Herrn. Auch kann man sich diese Widerspruchsbedeutung noch heute in „schlicht und schlechtansehen und erklären.

In den Urwurzeln liegen die Bedeutungen gleichsam in Schichten, noch unentwickelt und indifferent hinsichtlich des Geschlechts, der Zahl, des Aktivums und Passivums, und man möchte hinzufügen, des Guten und Bösen, des Edlen und Gemeinen, für einen höheren umfassenden Überblick oder eine prosetische Anschauung des Inhaltes, gegenständlich und doch ganz abstrakt vor Augen. „Ein Urwort und ein

Bild sagen den völligen Begriff in seinem ganzen Umfang, mit allen Eigenschaften, Beschaffenheiten und Verhältnissen, intuitiv und ungetheilt; da ist kein Unterschied unter dem Gemeinen und der Gattung, dem Begriff und seinem Gegenstand, dem Sittlichen und Natürlichen, der That und dem Gethanen. Die Sache, die Handlung, der Thäter, das Werkzeug — ist alles einerlei. Jetzt kommt ein Philosoph der neuen Welt und findet im Alten irrige Begriffe, Chaos, Pantheismus und was er will." *)

Oft fehlt dem Urbegriff eines Wortes die Wurzel, wenigstens in einer Sprache. In allen germanischen Sprachstämmen gibt es, so viel ich weiß, keine Wurzel für den allgemeinsten Begriff, welche das Wort „Haus", nordisch, gothisch, niedersächsisch Hus, engl. house darstellt. Keine Wurzel Hus, welche, entsprechend der einen Hauptbedeutung ihres Charakterbuchstabens, des Kehl und Gaumlautes, nämlich des Höhlenden und Hüllenden, an sich Bedeckung, Schirm, Schutz, bedeutete. Ähnliche Wortindividuen sind Hose, Hasen (mit tiefem a) d. i. eine Bedeckung für die Schienbeine (Gamaschen, Strümpfe); ihre ideelle Wurzel ist aber nicht aufzuweisen. Man geht indeß in solchen Fällen fast nicht minder sicher. Entweder kann man sich in fremden Sprachen umsehen (die lat. hat z. B. eine freilich nicht reine Wurzel in custos Wächter) oder besser verwandte Wörter und Wurzeln der eigenen zu Rathe ziehen. Denn fast ohne Ausname hat jede deutsche ihre „Nebengabeln", sinnverwandte Wörter desselben Charakterbuchstabens, nur mit einem verschiedenen Hülfskonsonanten am Ende. Letztere geben nicht selten die ganze Reihe der Organlaute hindurch und erschöpfen auf diese Weise gleichsam die

*) Fulda.

möglichen Lautchancen und beziehungsweise Begriffsmodifikationen des ersten Wurzelkonsonanten.*) Von Schutz und Bedeckung reden: Hof, Haft, Haube; Hut, Hütte, Haut (lat. cutis, die Redensart „in seiner Haut stecken" ging eben aus der Sinnlichkeit der Wurzel hervor); das Heim, die Heim-at, engl. at home, zu Hause; Hund, lat. can-is, in der Bedeutung Räderkasten einer Wassermühle, in abgeleiteter Bedeutung „schonen" schwed. skona; Hag, hegen; Hülle, Halle; Hürde, das gothische garda Haus, franz. gard-er, die Garde, die alten Hirdmänner des Nordens, von einer vielfach mythischen Wurzel (Her), der auch das russische gor-od Hof, Stadt, und das alte „Herr" angehören, und deren sinnlicher Begriff, die Ringung, Umschließung, Erhebung hier in der Metapher des Schutzes auftritt. Besäßen wir aber auch nur das eine Wort Hut, so würden wir damit schon eine durch H charakterisirte lebendige Wurzel für den Begriff des Schutzes und der Bedeckung aufzuweisen haben, denn Hut — Obhut, Nachhut, behutsam — ist eben die Wurzel von „Schutz". Hier, wie auch sonst nicht selten, findet sich das Individuelle und das Allgemeine durch einerlei Wort dargestellt; „der Hut" unterscheidet sich durch nichts als durch den Artikel von die „Hut". Aber auch die Urwurzel ist vorhanden, in altschwedisch hus. hyn schützend. — Und der Grundbegriff — die Höhlung.

Je höher man steigt, jemehr Begriffe sind in einander geschachtelt; zuletzt hat man immer nur die wenigen einfachen Organlaute als die Grundkeime aller Wörter vor sich.

*) Hierauf, aber zu künstlich und nicht zum Vortheil der wahrlichen Verwandtsch- -n, hatte Fulda sein tabellarisches System aufgeführt.

Die indischen Mystiker fanden das Urwort in Oum, die ägyptischen in Jao *), die griechischen in Ei — die Überschrift des Tempels von Delfi — und diese Wörter, denen man das urdeutsche Ziu, das lateinische Jov, das griechische Dis hinzufügen kann, sehen sich gar ähnlich, so ähnlich wie ein Ei dem andern, mindestens wie das deutsche Ei dem lateinischen ovum. Da die Mystik von der ganzen Sinnenwelt abstrahirt, so kommt es ihr auf ein Paar menschliche Sprachorgane mehr oder weniger nicht an; sie begnügt sich mit dem Kehlhauch und dem Vokal, dem zuweilen noch der Lippenschließer folgt, ein m oder w, oum, ov, Jup! Auch der würdige Fulda, der nichts weniger als Mystiker war, ja von der Mystik nicht einmal eine Ahnung hatte, gibt dem Ei insoweit die Ehre, daß er es, ganz wider seinen sonstigen Brauch, durch den Laut der Verwunderung Ei! Je! englisch Ay! erklärt und hinzufügt: mirum, animal ex animo, das Wundersame, das Belebte aus dem Unbelebten. In der That ist die Silbe, welche zwischen den indischen Wurzeln jiw leben, sein und çak quick sein, lebendig sein, hin und her oscillirt, bald die Einzahl (hebr. echat, goth. aiks u. s. w.) bald die Ichheit, bald die Ewigkeit und lappisch selbst die Nacht (ejo) vielleicht die nordische Ragnarökr die Götternacht oder Götterdämmerung bedeutend, in der That ist diese Silbe der hüpfende Punkt in einer Unzahl von Wörtern, der Dotter in ihrer Eischale, wie altmythisch die Sonne mit dem Dotter verglichen wird, der in der Eischale des Weltgewölbes schwimmt. Die ursprüngliche Bedeutung scheint das Zusammenstoßen

*) Auch vermutlich der wahre Name Jehova's. Hih sein, Chai das Lebendige, Chai Jehovah heißt Leben Jehova's

zweier Linien in eine Spitze zu sein, in ein Eck, Zick (woher Zickzack das Doppeleck) zu einem Winkel (w-In-kel) lat. angulum. Daher das alte Mysterium der Dreieinigkeit dargestellt als Dreieck, zuweilen mit einem Auge (s. oben Aug, Ei, Insel) in der Mitte. Eine der von der Spitze abgeleiteten Bedeutungen des Eck, des hüpfenden Lebenspunktes, ist der Stachl, griechisch auge.

So streift selbst die elementare Etymologie, wenn sie tiefer geht, überall an mystische Urgründe. Kein Spiel und doch ein Spiel, ein Spiel mit hohem Sinn. Äußerste kritische Strenge fordernd, und doch nur dem verwandten, und dabei leicht beweglichem Geiste sich aufschließend.

In der deutschen Sprache, so wie überhaupt in der germanischen, liegen die Wurzelschätze noch offen zu Tage. In den meisten deutschen Wörtern kann ich mit leichter Mühe auf die Urwurzel zurückgehen, die als solche weder dem Zeitwort, noch dem Hauptwort oder einer andern Wortform angehört, am häufigsten rein sich in der Partikel findet*). Dieser große Vorzug unserer Sprache, die mit logisch-grammatischer Biegungskraft, ein reines frischsprudelndes Wurzelthum verbindet, dieser Vorzug ist wol erkannt und gepriesen: aber es fehlt viel, daß er uns das geworden wäre, was er uns längst hätte sein können. Nach dem Geist unserer Sprache, welche den Wurzeln ihr altes heiliges Recht unverkümmert gelassen, werfen wir stets den Ton auf

*) Jede Urwurzel enthält den Begriff des Lebens, der Bewegung, also ihr zeitwortliches Element; außerdem hat fast jede Wurzel ihr Zeitwort. Daß die Substantive u. s. w., die man von den Ablautungen der sog. starken Conjugationsformen ableitet, theilweise ihre eigene, den Verben entsprechende und ebenso ursprüngliche Formbildung haben, scheint mir wahrscheinlich.

sie, als wollten wir uns aufmerksam machen auf ihre Bedeutung; aber hinter dieselbe sind wir bis jetzt nicht gekommen. Ich meine begriffsmäßig; denn instinktiv fühlen wir manches heraus. Besonders sind es die Dichter, die sich auf den Zauber der Wurzeln verstehen, wenn sie ächte Dichter, wenn sie naiv sind; so wie Göthe diesen Zauber verstand und übte, bis ihm im Alter „mit den Haarwurzeln auch die Wortwurzeln" ausgingen und künstliche Komposita die einfachen Laute überwucherten.

Ein dunkles Gefühl der Urbedeutung der Wörter ist vorhanden; es kann zum Bewußtsein erhoben werden. Wie gewöhnlich ist nicht schon im gemeinen Leben die Frage nach der Bedeutung eines Wortes, eigentlich nur die Frage: wie kommt es zu dieser Bedeutung? wo ist das Verwandte, die leitende Beziehung? Dieser angeborene innere Forschertrieb kann von nun an eine tiefere Bedeutung finden, als ihm bisher zu Theil wurde.

Erweckung des Wurzelbewußtseins, was ist sie anders in ihrer höchsten Bedeutung, als eine neue Jugend, welche die Sprache überkommt und das Gefühl der ewigen Jugend, die sich stets an der Urquelle verjüngt!

Mythologischer Theil.

Es ist wol schon ein Großes und Wichtiges, daß man das sinnliche Gewebe der Sprache kennen lernt, daß man eindringt in die Bedeutung der Organlaute als Elementargeister des Wortes! Doch wird diese Kenntniß noch ungleich fruchtbarer und bedeutender, wenn sie dazu verhilft, in den eigentlich sprachschöpferischen Geist, den mächtigen, die ganze Anschauungs- und Darstellungsweise des Alterthums bestimmenden und noch gegenwärtig auf den höchsten Gebieten so einflußreichen Mythengeist der Sprache einzudringen.

Wir Kinder der occidentalischen Bildung, die vor Jahrtausenden schon durch die Philosophie und den Schönheitssinn des unsterblichen Griechenlands aus der strengen Gebundenheit des überlieferten Wortes sich losriß und dem priesterlichen Autoritätsglauben die freie Forschung gegenüberstellte, wir Occidentalen haben beinahe keine Ahnung mehr von solcher Mythik und Mystik des Wortes, wie der Evangelist Johannes sie im Anfang seines Evangeliums ausspricht; wo wir überhaupt noch Geheimnisse anerkennen, sind wir am entferntesten, sie im Worte zu suchen. Dennoch ist der Orient noch gegenwärtig von der Mystik des Wortes durchdrungen und schreibt ihm, wie unsre Vorväter einst den zaubervollen Runen, geheime Kräfte über die Natur und

ihre Geister zu. Dennoch — und was mehr — ist diese Mystik des Wortes die Quelle aller Religionen des Erdbodens, ja das von ihnen unzertrennliche positive Wesen, dem zufolge der offenbarende Gott und das geoffenbarte Wort zusammenfallen und dem letzteren oder dem Glauben an dasselbe, geheimnißvolle Kräfte, in höchster christlicher Bedeutung, die Kraft der Sündenvergebung und des Seligmachens, innewohnen.

Doch soll hier nicht sowol von der Mystik als von der Mythik des Wortes die Rede sein. Es soll nur nachgewiesen werden, daß Wort und Mythe ursprünglich eins sind.

Bereits in der vorangehenden Elementarlehre habe ich den Leser aufmerksam gemacht, daß die oft so mannigfaltigen und kontrastirenden Bedeutungen der Wurzelwörter durch ein, dem ersten Blick sich entziehendes geheimes Band mit einander verbunden sind, und daß die tiefere Einsicht in das Leben der Urwurzeln von der Kenntniß mythologischer Begriffe abhängig sei. Nun denn, es verhält sich damit, wie mit Körper und Geist, den Untrennbaren. Wie die Natur, das All, gleichsam die Auseinanderlegung, die Geschichte des äußerlich gewordenen Geistes darstellt, so ist auch die Sprache nur die Geschichte oder die Mythe desselben Geistes, der sich in ihrem beseelten lustigen Material menschlich abspiegelt. Daß die Sprache innerlich organisirt ist, daß die Wörter nicht atomistisch auseinanderfallen, daß sie die verwandten verwachsenen Glieder eines großen Körpers bilden, das ist die Folge der mythischen Thätigkeit des Menschengeistes, der sein Vorbild in der Natur, seine Einheit in dem Weltgeiste hatte.

Die Sprache als solche offenbart uns, wie wir sehen werden, die feinste Dialektik der Begriffe und das tiefste Naturverständniß; ja, was mir noch merkwürdiger scheint,

ſie verräth ſogar die Spuren geſchichtlicher Urerlebniſſe der Menſchheit, worauf ich hier nicht weiter eingehen kann. Die Sprache als ſolche trägt den Stempel einer Menſchheit, die noch in der Einheit des Sittlichen und Natürlichen, des Geiſtigen und Sinnenfälligen, des Abſtrakten und Konkreten lebte und dachte, die alſo ganz und gar in den Charakter eingetaucht war, den wir den mythiſchen nennen und zu deſſen unendlich wichtiger und folgenreicher klarer Erkenntniß, durch das Wort und an dem Worte ſelbſt, dieſe Blätter beitragen ſollen.

Im Griechiſchen heißt Mythos ſowol das Wort als die Ueberlieferung, die Mythe. So frei nun auch die griechiſchen Denker von dem Kultus der Überlieferung ſich gemacht hatten — und die größten unter ihnen, wie Pythagoras und Plato, betrachteten ihre Landsleute überdies in dieſer Hinſicht nur als Kinder, im Vergleich zu dem Überlieferungsſchatze der Orientalen, namentlich der Aegypter, deren Schüler ſie wurden — ſo laſſen doch die griechiſchen Dichter, die eigentlichen Pfleger des Volksgeiſtes, weder in den älteren, noch ſelbſt in den jüngeren Zeiten, in ihren Werken verkennen, daß ſie eingeweihet waren in das Geheimniß der Übereinſtimmung der Mythen mit dem Wort, mit dem beſtimmten Worte, das ſeit Alters der Träger ihrer Bedeutung, daß ſie daher nicht willkührlich an bezeichnenden Stellen die Ausdrücke wechſelten, ſondern daſſelbe Wortſymbol beibehielten. Daſſelbe gilt ſogar von den ſpäteren, an der Scheide der klaſſiſchen Mythenwelt lebenden lateiniſchen Dichtern, wie z. B. von den Verwandlungen des Ovid, wo ſich überall die mythiſchen Schlagwörter hervordrängen*). Es gilt aber überhaupt von

*) Man ſehe Beiſpiele in Prof. Forchhammers Hellenika, ein Werk, das für die griech. Mythologie neue Bahn gebrochen.

den mythischen Traditionen, die daher in der Übersetzung ohne das genaueste Anschmiegen an den Wortsinn des Grundtextes ihren wesentlichen Charakter verlieren müssen.

Wer Mythen verstehen lernen will, muß also die Wortwurzeln kennen und verstehen, mit denen sie sich verwebt haben, und wiederum, wer das tiefere Leben einer Wurzel kennen lernen will, muß sie in ihrer mythischen Thätigkeit auffassen. Die Wiedervereinigung der Mythe mit dem Wort und des Wortes mit der Mythe zu vollziehen, das ist die Aufgabe der höheren Sprach- und Mythenforschung, und nur dadurch ermöglicht sich ein wahrhaftes Eindringen in den Geist des Alterthums. Ein solches Zusammensein von Wort und Mythe beherrscht freilich noch unbewußt und unwillkührlich die meisten Gedankenkreise, und es ist nicht die Absicht, noch wird es der Erfolg dieser Blätter sein, dies dunkle Zwielichtsleben, besonders auf den religiösen Gebieten, zu fördern. Das Gewöhnliche ist aber, daß man sich Wort und Mythe in weiter Ferne von einander denkt, die Mythe längst ausgestoßen und abgeschieden von dem Wort, dem nebelgrauen Alterthum angehörig, so daß es dem Schüler schwer fällt, sich in einen Zusammenhang der alten Mythe mit dem lebendig fortrieselnden Wort der Muttersprache hineinzudenken. Ich sage, der Muttersprache; denn, wären's auch hebraische, indische, griechische, altnordische Wurzeln und Mythen, um die es sich handelte, doch kommen sie für uns nur als solche in Betracht, die in unserm reichen deutschen Wurzelschatze ihre Verwandte haben und zu denen wir den allgemeinen, in der Elementarlehre mitgetheilten Schlüssel besitzen.

Zur Erläuterung wähle ich absichtlich eine unscheinbare, dennoch höchst bedeutsame alte Wurzel, um besonders an dieser die eigenthümliche Verwebung von Wort und Mythe

nachzuweiſen. Ich werde dabei Gelegenheit finden, die Leſer mit einigen der wichtigſten mythologiſchen Grundbegriffen vertraut zu machen.

Die Wurzel und die Mythe gehören der Urwelt, der Abſtammung des Menſchen ſelbſt an, und gleich im Eingang werden wir uns verſetzt finden in die Morgenzeit, wo das Himmliſchſte der Erdgebilde aus den Händen der Götter hervorgeht.

Den erſten Menſchen der Bibel erblicken wir an den Ufern eines mächtigen Stromes, der in vier andre ſich theilt. In der Edda iſt das Geſtade des Meeres der Schauplatz ſeiner Erſchaffung. Dort wandeln die drei Götter Odin, Vili und We, gleich wie die Elohim in dem Garten Eden, und bilden aus zwei hervorragenden Steinblöcken das erſte Menſchenpaar, den Aſk den Mann und Embla ſein Weib. Auf gleiche Weiſe macht der hebräiſche Gott, deſſen Name in der moſaiſchen Schöpfungsurkunde nur in der Mehrheit vorkommt *) durch Beſeelung des Erdenſtaubes den Mann und das Weib, oder zufolge des zweiten Kapitels der Geneſis, die Männin, Iſcha, aus der Rippe des Mannes, Iſch.

Auch im Altſchwediſchen heißt Aſk einfach der Mann. Wir haben in dieſer einfachen Wurzel die Urmarke der Abſtammung, der Erd- und Himmelgeburt der Völker und Geſchlechter, namentlich auch der germaniſchen vor uns, aber eine Urmarke, die wir kaum mehr als ſelbſtändige Wurzel

*) Die Grammatiker haben für dieſen Plural den Namen Plural der Majeſtät, erfunden.

kennen, ſondern nur als adjektiviſche Endigungsſilbe, alterthümlich ask, isk, gegenwärtig iſch, in der Bedeutung der Abkunft.

Der „Menſch“ hieß vormals Man-esko, oder Men-isko und noch im Mittelalter reimte ſich Meniske und Tiske (Menſchen und Tiſche). Der Deutſche ſelber iſt der Theot-iske. Und überall wo ſich mythiſche, und hiſtoriſche Namen dieſes Gepräges finden, wird man getroſt ein ziemlich nahes Bundeszeichen darin erblicken dürfen. So in Askanias, den Oskern, Pelasgern u. ſ. w. So hat auch der Römer ſeine Verba auf isko und sko, Inchoativa genannt, weil ſie den Anfang eines Seins oder einer Thätigkeit ausdrücken. Und nasci geboren werden! Der urſprüngliche Sinn iſt aber der mythiſche der erdgeborenen Menſchheit, mit dem wir uns hier beſchäftigen *).

Auch in der perſiſchen Schöpfungsmythe begegnen wir dem Iſch in der Geſtalt des erſten Menſchenpaares, des Meſchia und der Meſchiane. Dieſe entſtanden aus der zeugenden Kraft des vom böſen Ahriman ermordeten Urmenſchen Kajomorts **), der geboren war aus der rechten Schulter des Urſtiers Abudad, deſſen linker Schulter die Stierſeele Goſcherun, das Prinzip des geſammten thieriſchen Lebens entſtammte.

---

*) So zeugt das erſte Urgeſchöpf der nordiſchen Mythe, der Rieſe Ymir, unter den Achſeln, oder Schulterblättern, denen die Achſen oder Achſelhohlen entſprechen, Sohn und Tochter. Das erſte geſchlechtlich zeugende Urweſen iſt der Göttervater Bor. Und Bor iſt der Verbindungsbogen, die Brücke, nord. bro.

**) Dieſe überall ſich wiederholenden Mordgeſchichten bei den Urſprungen der Schöpfung und des Menſchen werden wir mal ſpäter, ſo wie auch die Bedeutung des Rechts und Links der Zeugung, kennen lernen.

In dem Meschia tritt uns der ein- und erdgeborene Mensch, hebräisch enosch, anusch, entgegen. Die Doppelwurzel ist Me-schi; es wird keine Abschweifung sein, wenn wir die erstere vorläufig tiefer zu erfassen suchen.

Die Wurzel Mo oder Mu ist die Mutter der Mutter selbst, welche letztere isländisch Madir, altsächsisch Muoder, angelsächsisch Moder und Meder, griechisch Meter, lateinisch Mater, indisch Madra, Meddra, Mada, altägyptisch Muth, tibetanisch Ma, siamesisch Me, und, mit Übergehung aller andern Völkerzungen, welche den heiligen Mutternamen fast noch einstimmiger aussprechen wie den verwandten des Vaters, in der Sprache der Kinder aller Welt, mit der süßesten und ungelebrtesten Reduplikation: Mama, lautet *). Den Wurzellaut Ma werden wir in mannigfaltigen bedeutenden Ausbildungen, wie in Mann, Mond, Metis, Prometheus u. s. w. umfassender kennen lernen. Es webt um diese Wurzel das Geheimniß des geschlechtlichen Schaffens und Bildens. Ihre Urbedeutung scheint die von feinen, weichen, feuchten Bildungstheilen zu sein, welche von außen her eine Impression empfangen, derzufolge eine Verwandlung mit ihnen vorgeht. — Ma ist die Wurzel des Erhabensten und Niedrigsten, des Lieblichsten und Gemeinsten in der Sprache, denn diese, die Sprache, kennt nicht unsre zärtliche Ästhetik und ihrer paradiesischen Unschuld ist nichts gemein und unrein. Ma ist der belebte Schleim der Made, das gährende Met (Moder, Schmutz); das ordinaire

*) Unter den Resten der gothischen Sprache hat sich nur Aithei (Ette) als Name der Mutter erhalten. — Bemerkenswerth ist der von J. Grimm erwähnte Wechsel der Quantität. Mutter, lat. mater hat ursprünglich einen langen Vokal, Vater, lat. pater einen kurzen. Dies hat sich im Hochdeutschen (nicht im Niederd.) umgekehrt.

Verwandlungsorgan des Magens und der Schooß der Mutter, der Magd, des Mädchens. Ma iſt die ganze Magie der Verwandlungen, die wir die Welt nennen; Ma iſt die ſchöpferiſche Macht, das Mach-en überhaupt, und in der tiefſinnigen Sprache der Weda's iſt Ma, nämlich Maya: die Täuſchung, lateiniſch: die I-mag-ination. Als Brahma *), der oberſte indiſche Gott, der Gott-Schöpfer, ſich ſelbſt im Spiegel der Maya, im Täuſchungsſpiegel der Äußerlichkeit der Dinge anſchaute, entſtand die Welt. Auch wird Maya vorgeſtellt als das erſte Weib, das entſtand als die im Waſſer der Schöpfung ſchwimmende Welt vom Feuer befruchtet wurde. Und Maha-Maja heißt das jungfräuliche indiſche Weib, das in dem Lande Majada, im Mittelreiche Indiens durch den Gott Buddha, eine Inkarnation Wiſchnus, der zweiten Perſon der indiſchen Dreieinigkeit, die zuletzt als Kriſchna auftrat, in Geſtalt eines fünffachen Strahles heimgeſucht, Mutter des Religionsſtifters Buddha wurde — das Vorbild der Gebenedeiten, der Marja oder Maria des neuen Teſtaments, welche den eingeborenen Gott, den Menſchenſohn, den Meſſias, oder Meſchiach empfing **). Dann die griechiſche Maia Mäa oder Maja, die große Göttermutter mater deum, die Kybele der Phrygier und jene geheimnißvolle Maja, deren Verbindung mit dem Äthergott Zeus, der Götterbote Hermes, lat. Merkur (Buddha) ſein Daſein verdankt — allen dieſen Maja's liegt mythologiſch die Vorſtellung der aus den Waſſern der Schöpfung

*) Der Name erinnert an Prometheus, der in der griech. Mythologie gewiſſermaßen als Nebenbuhler des Zeus auftritt. Von der Bedeutung deſſelben ſpäter.

**) Dies Wort wird von hebr. maschuh salben, abgeleitet, auch nicht unrichtig, nur daß der Grundbegriff nicht erklärt wird.

gehobenen maienden Frühlingserde zu Grunde. In dieſem Sinn haben wir auch das Me in Meſchia zu faſſen; Meſchia iſt der Erdgeborene, aber auch der Eingeborene, wegen eines Doppelſinnes, der ſowol in Ma (gr. Ma, eine) als in as, iſch (lat. as das Eins auf Würfeln) zu ſuchen iſt.

Indeß dürfte der Ausdruck der Geburt, angewendet auf die Wurzel ask iſch nicht genau ſein. Die Grundbedeutung iſt die doppelte der Zeugung und des Empfängniſſes, die abgeleitete die des Urſprungs der Abſtammung und der Fruchtbarkeit überhaupt.

Nun ſehe man ſich einmal die folgende bunte Reihe von Bedeutungen an, welche die Wurzel As, die wir als Repräſentanten für die bisher gehörigen Wurzelwörter auf-s und auf-sk (ſ. den elementaren Theil) aufſtellen, in verſchiedenen Sprachen darbietet. Nur ein Gott oder vielmehr die Mythe vermag das Band der Vereinigung um ſie zu ſchlingen:

As iſt das zu Grunde liegende (oder vielmehr das aus dem Grunde ſich erhebende) Sein in indiſch ás ſein, in lat. esse, ens, gr. ousia das Weſen, W-es-en, unſer iſt, niederſ. is. Und unſer Sein, iſt ihm nicht vorne der Vokal entkommen, wie dem lat. sum für esum?

As iſt der Träger und Vermittler von Etwas: niederſ. as für Achſe; isländ. die Stange, der Stift, der Balken (letzterer bekanntlich ein heraldiſches Zeichen), as auch der Rücken einer Höhe, Firſt.

As iſt überhaupt eine Geſtrecktheit und zwar eine ſpitz zulaufende, wie in isl. ask, angelſ. Aesk, ital. askona die Lanze, mag dieſelbe auch zugleich von dem Stoff, aus dem ſie ſeit Uralters verfertigt wurde, von der Eſche benannt ſein und nicht minder mit indiſch us ſchleudern, as

bewegen, ſchleudern verwandt ſein oder auch (ſ. ſpäter) die Verletzung und Abſchälung bedeuten.

As iſt der Zweig in Aſt, was auch zu ind. as befeſtigen, gezogen werden kann.

As hat neben der Bedeutung des Tragens die verwandte des Lüftens, in die Höhe Hebens: isländ. ausa machen daß etwas in die Höhe ſteigt, beſonders flüſſige Körper, daher anfeuchten, austr Waſſer, das in ein Schiff geſtiegen iſt; ſchwediſch osa Waſſer in die Höhe ziehen. Dithmarſiſch öſen, den Brunnen reinigen. Ebenfalls niederſ. aſen, im Feuchten, Schmutzigen arbeiten, Reinigungsarbeiten verrichten. Auch niederſ. löſſen (löſchen) ein Schiff entladen, gehört hieher. Vor allem aber Oſten, Oſtern, nebſt der altdeutſchen Göttin Oſtara, angelſ. Eaſtre, die Göttin der aufſteigenden Frühlingsſäfte, der Fruchtbarkeit. Man hat daran erinnert*), daß das Beſeuchten mit Waſſer bei den alten Skandinaviern, und wahrſcheinlich alſo auch bei den alten Deutſchen, eine heilige Handlung war, durch welche die neugeborenen Kinder geweihet wurden, ferner, daß nach dem Volksglauben das Oſterwaſſer eine reinigende verjüngende Kraft beſitze, endlich, daß in der altchriſtlichen Kirche die Oſterzeit für die Taufe vorgezogen wurde.

As iſt das Haſchen, die Neigung, die Tendenz im Allgemeinen, ſo in dem engliſchen ask, das die geneigte Richtung, das Schiefe, ſeitab gehende, und als Zeitwort ſtreben, verlangen, bitten, fragen bedeutet.

As iſt das Feuer, hebr. esch; indiſch as brennen leuchten; niederſ. Ös, Ösel ein Lichtſchnuppen; isländ. eysa die glühende Aſche, unſer äſchern, Häute beizen, äſchen ein Mark

*) Runenwörterbuch von Dietrich pag. 230.

einbrennen; die Esse, in der das Schmiedefeuer glüht, und das griechische Hestia der Herd, wovon die römische Göttin Vesta als Bewacherin des heiligen Erd- und Heerdfeuers ihren Namen erhielt. Auch Eisen und sogar Es mögen Feuerwörter sein, doch kann man sie auch an die indisch. Wurzel as befestigen oder us durchbohren verweisen. Ohne Zweifel gehört auch der Äther von griech. aith-o leuchten hieher, und es ahnt sich die Nähe von Athem, altsächs. Athom, indisch âtman, holl. aessem und aasmen für hauchen. Feuer, Wind, Hauch, Seele sind bei allen Völkern und in allen Sprachen eines Ursprungs.

As in isländisch Æsir, auch Atsir, ist der Adler, wol der sich Emporschwingende.

As ist der Esel, englisch ass, der vieldeutig mythische, sowol mit der Hebekraft und dem Feuer, als mit der Asung und der schneidenden, verzehrenden Schärfe verwandt; zu letzterer Bedeutung gehört gothisch asans die Erndte, und Wörter wie Rost, Ruse (Backenzahn), Mast, Mus, Schmaus, Maus, das Naschen, die wol nicht unbedeutsam auf s ausgehen und dadurch ihren Charakterbuchstaben verstärken.

As ist der Ochse in nieders. Os, welches jedoch zu den Wörtern mit scharf betontem s gehört, denen im Hochdeutschen ein ch vorausgeht; dieser Gaumenlaut erscheint dann auch als reines wurzelhaftes k, wie in schwed. ok der Zugochs, magyarisch ökör; der gothische Name ist auhsa, der indische ukshan.

As ist die Währung, Verdunstung, in „Aas", im lat. aestus Brandung, und spricht bedeutsam mit in: Gischt, niederl. West, in niederl. Waffen für Werfte (diese kann auch von den langen spitzen Brauen abgeleitet werden), in dem von Helmont so schön gebildeten Worte Gas, Luftentbindung, endlich in Geist — Wörter, in welchen

das s die Bedeutung des anhauchenden Gaumenlautes verstärkt.

Nach der indischen Vorstellung ist as der feinste Geist des Menschen, der auf der Brücke zwischen den Augen, in der Nasenwurzel, seinen Sitz hat.

Dazu noch: isländ. geisa ungestüm sich bewegen, wovon der Geysir, die heiße Springquelle; die auf und abspringende Geis, welche mythisch die Verdünstung und die Rückkehr der Dünste in Regenform vorstellt: Auch schwedisch os, angelt wos, deutsch Wasen, der aufsteigende Wasserdampf. Und wer weiß ob nicht die „Nase" (s. oben) und die gasige „Weisheit" mit ihrer Wurzel wis, die so vielfach redensartlich mit der Nase zusammenhängt.

As ist die Öffnung, das Fassen, Umfassen und beziehungsweise das Einschließen, in lat. os der Mund, in Öse (ein kleines rundes Loch) in Muschel und Auster (Venus!). Ösen heißt in einer alten Handschrift auch verschlingen. Das muschelhaft gewundene Ohr lautet gothisch auso.

Hieher gehören auch gr. askos der Schlauch, isländ. und niederl. ask die Schachtel, die Butte; dann das Haus, die Kasse, die Kiste, welche letztere als cista mystica in Verbindung mit Kies, Kiesel, Küste uns öfters wiederkehren wird. Denn die Küste ist nicht allein die Einfassung des Meeres (Charakterbuchstab K) sondern auch das kiessandige Ufer, und in dem vieldeutigen Kies spricht sich namentlich das Feuer aus.

As ist die Insel, althochdeutsch is-ila, eysel, wel in derselben Beziehung, wie die Kuste auf die runden Steinchen des Seeufers, welche das Feurige und das Eierige bedeuten.

As ist im altdeutschen Enz die Quelle und in Fischenz der Fischteich, der Weiher mit seiner fabelhaften Bedeutung für das Ausbrüten alles Lebendigen aus dem Ei.

As ist, wie wir schon wissen, in isländisch ask der Mann, die Esche und dazu das Seeschiff, woher der Name der Askomanen, der nordischen Abenteurer und Seeräuber. Dasselbe bedeutete aska bei den Franken und æske bei den Sachsen. In Süddeutschland heißt ein Schiff zum Salztransport Asch, ein kleineres dieser Art Hallasch. Das nieders. Esel ist ein Maas für flüssige Dinge.

As, um es zuletzt zu sagen, ist der Gott, und nicht allein in der Sprache der Edda und ihrer in den Norden eingewanderten (oder zurückgekehrten) Asar. Esus hieß der Kriegsgott der Gallier; Usil der Sonnengott der Sabiner; Asdiggans (vermuthlich Gottgezeugte) nannte sich das vornehmste Geschlecht der Vandalen, Anses das Göttergeschlecht, von welchem die Könige der Gothen sich ableiteten. Eie, Eis, Esch, Oß nennt sich der Gott mehrerer Völkerschaften des asiatischen Nordens.

Man nimmt an, daß das As der Götter seinen Namen hat vom Glänzenden, Feurigen (s. oben), wie denn auch die nicht ausdrücklich angeführte Bedeutung der Reinheit sich schon aus dem niedersächsischen Wort unasch, unsauber ergibt. Die Herleitung ist ohne Zweifel begründet, doch nicht vollständig, indem ihr, wie wir sehen werden, der mythische Begriff des Emporziehens fehlt, von dem ich glaube, daß er sich auch namentlich in den Götternamen, griechisch dis, Zeus, lat. deus, altdeutsch Ziu, keltisch dia verkündet.

Allen diesen Gestalten, Linien und Farben, die ich im proteusartigen Wechsel hier vorübergeführt habe, liegt jene Wurzel zu Grunde, welche in der Sprache der Edda, der Zendavesta und der Bibel auch den ersten Menschen, das ist den Mann bezeichnet. Ich habe gesagt, daß wir in Ask und Isch und Meschia ein Symbol der Zeugung und

des Ursprungs überhaupt vor uns haben; es gilt also nun, dies Symbol endlich nachzuweisen und in der Mannigfaltigkeit der angeführten Wurzelbedeutungen, die Einheit eines mythischen Bildes erkennen zu lassen.

Das Bild, das die ganze Welt umfaßt, bietet die nordische Mythe selber in der Esche Yggdrasil (Yggdr-asil). Wurzelnd in drei Reichen dehnt sich der Stamm dieses Welt- oder Lebensbaumes durch die ganze Schöpfung; auf seinem Wipfel sitzt weltweise der König der Vögel; an seinen Wurzeln nagen Schlangen und unter den Wurzeln befindet sich der Palast der Nornen: Urd, Naranda und Skuld. Bei der vollen Erkenntniß dieses erhabenen schönen Bildes möchte es sich ergeben, daß es fast unmöglich ist, die Andeutung der drei Sphären der Lebensthätigkeit, welche die Welt erfüllt, der universellen oder kosmischen, der chemischen und der organischen Sphäre, darin zu verkennen. Hier soll indeß nur von den nächsten Bezügen die Rede sein. Das mythologische Bild des Wassers ist die Schlange. Aus dem Fluthgen ist die Welt entsprungen; es nährt, verzehrt aber auch, oder wird verzehrt. Der vielwissende Adler auf dem Wipfel ist die emporhebende beseelende Windeskraft, jener schöpferische, aus dem Brunnen der Tiefe schöpfende, das Quillen und Steigen der Säfte, die Verdunstung und den Niederschlag, das Aus- und Einathmen bewirkende, von der Erde zum Himmel ziehende Feuerhauch, welchem die Organisation ihr Dasein, ihre Blüthe, ihren Athem, ihre Seele verdankt. Zwischen dieser ätherischen Lebensspitze, welche das Grobe und Unreine verzehrt, befruchtend eindringt und allen Gestaltungen Bahn bricht, zwischen diesem höchsten Lebenspol und seinem Gegensatze in der Tiefe, dem materiellen Ur der Dinge, bildet der Stamm, der schlanke Schaft, der zugleich als das Erzeugniß

und das Werkzeug der Organisation zu betrachten, die fortlaufende Verbindung; vergleichbar der Weltachse, die als Gesetz der Polarisation sich überall, im Großen und Kleinen, wiederholt, oder jenem mysteriösen glatten Schafte, welchen die himmlischen und die irdischen Herrscher zum Zeichen ihrer Herrschaft führen, dem Zepter, gr. skeptron, das mit Schaffen, das ist: die Haut, die Hülle zerstören, einerlei Ursprungs ist. Dann unter den Wurzeln der Esche der geheimnisreiche Palast der drei Jungfrauen, mögen diese bedeuten, was sie wollen — wir werden sie schon kennen lernen — und mag ihr Haus von Gold, Erz, Eis, Eisen oder Stein sein, er gemahnt uns an die mystische Hülle, die cista mystica, in welcher auch anderswo die Ursprunge des Lebens, die befruchteten Keime der Zukunft sich verbergen. Und so ahnen wir, daß in diesem einen majestätischen Bilde sich mehere, wo nicht alle Hauptbezüge der gestaltenreichen Wurzel zusammendrängen, wenn wir auch erst von den ferneren Aufklärungen über gewisse mythische Bilder die vollere und gewissere Einsicht in den Reichthum eines solchen weltumfassenden Urwortes zu erwarten haben.

In einzelne Geschichtsmomente auseinandergelegt sehen wir nun dieselbe Wurzel, mindestens in ihren wesentlichen Bedeutungen, in dem Gemälde von der Erschaffung des ersten Menschen selbst. Die Götter steigen hernieder und machen den ersten Menschen aus einem Klumpen, die Bibel sagt: von Erde, die Edda: von Eis. Das eine wird uns nicht wunderbarer oder geschmacksanstößiger erscheinen als das andere; und jedenfalls muß das wol eine besondere Erde und ein besonderes Eis gewesen sein, aus welchem die Göttergestalt des Menschen sich emporrichtete. Para dieüsche Erde, denk ich, Urerde: die sprachliche Verwandtschaft

von Eis und Erz, und von Erz und Erde (hebräisch erez) kann man als ausgemacht betrachten. Jenes Eis der Edda hat aber sehr vermuthlich ganz den Begriff der Erde Edens, welche gleichsam zum Adel unter den übrigen Erdarten gehört, weil sie das Od — man mag bei dieser Wurzel verläufig an Klein-od denken — das Met, die feuchte samenreiche Weltfrühlingserde darstellt, dieselbe welche als Her in dem Worte Hornung und mit einer leichten Umwandlung in dem Namen der Erd- und Himmelskönigin Here und Hertha wiedererscheint. Der Isch der Genesis bedeutet denn zu allernächst dasselbe was ihr Eden und sag ich hinzu, was ihr Adam, das ist ihre „rothe Erde", ihr Dammerdenmensch bedeutet: die Mischung seiner feuchten eben aus den Wassern hervorgegangenen Bildungstheile, die unter dem warmen schöpferischen Hauche der Mächte des Äthers Leben empfangen, gähren, dünsten, sich entwickeln. Die Schöpfungserde der Bibel, sag ich, und das Schöpfungseis der Edda sind nun wol ganz dasselbe; dem einen wie dem andern liegt das Wasser, mit der Edda gesprochen, das Wasser der Elivagar zu Grunde, das sich vermöge des Prinzips der Kälte ebenso energisch zusammenziehen und binden läßt, als vermöge des Prinzips der Hitze sich entfaltet und verflüchtiget — und daher aller Bildungen und Verwandlungen Mutter ist. Indeß hätte ich nichts dagegen, wenn die Verehrer der Edda an ihren prototypen Eisblocken und Reifsteinen in natura festhalten wollen. Was ist kalter, das ist der Aufnahme von Kälte fähiger, als Salz, Schnee, Eis; und wieder was ist brennender? Und man wird doch wol das Edda-Eis, aus welchem der Isch, ja ursprünglich die ganze Schöpfung entstand, meerischer Natur sein lassen! Ist doch die nordische Schöpfungsscene an das Gestade des Meeres verlegt, des Meeres, das aus Ymirs Blute

entſprang, des gewaltigen Meeres, deſſen unendlicher Reiz, Wunderkräftigkeit und Geſchichtsbedeutung vielleicht von keiner Generation tief poetiſcher und religiöſer erfaßt worden iſt, als von der unſrigen, als von dieſer jungen Generation, die an nichts Feſtes, in Formeln Gebanntes mehr glaubt, keine Ewigkeit kennt als den Wechſel und mit ſeinem Glaubens- und Ahnungsvermögen über den unruhigen Waſſern einer neuen Schöpfung flattert. Jedenfalls werden wir die Eisblöcke, die zu Menſchen werden, lieber ſehen, als die Menſchen, die ſich in Eisblöcke verwandeln. Und würde auch eine moderne Phantaſie, die ſich ſogar an die desperateſten Vergleichungen der disparateſten Dinge gewöhnt hat, etwa vor dem folgenden erläuternden Bilde zurückſchrecken: anfänglich, in der langen Nacht, welche der Schöpfung vorausging, war die Welt und der Menſch wie eine dickgefrorene, eisig bereifte Fenſterſcheibe; als aber am Schöpfungsmorgen der Herr ſich erhob und ſeine ſtrahlende Stirn ihr zuneigte, ſchmolz das rauhe Eis unter ſeinem göttlichen Hauche und das Eis ließ die wunderbaren Kriſtallbilder durchſcheinen, die wir die Schöpfung nennen. Ähnlich ſagen ja auch die Indier, daß ihr Brahma in einem Spiegel ſich beſchauend, die Welt erſchaffen habe.

Doch laſſen wir dieſe willkürlichen Bilder wo wir mitten in den heiligen Bilderkreiſen älteſter Menſchheit wandeln.

Merken wir auf, wie die in dem Bilde der Weltesche gleichſam kompakt zuſammengewachſenen Bedeutungen der Wurzel **As** ſich auf dem Schauplatze der Erſchaffung der erſten Menſchen einzeln auseinanderlegen und in den Hauptzügen des moſaiſchen Gemäldes wiederkehren.

Das zweite Kapitel der Geneſis beginnt mit den vollendeten ſechs Schöpfungstagen und dem Ruhen des Schöpfers am ſiebenten Tage. Auffälligerweiſe erfahren

wir aber in den nächsten Versen, daß ein Hauptstück der Schöpfung noch übrig, daß der Erde ihr Gebieter, der Mensch, und diesem gewissermaßen die Erde, mindestens die nächsten Bedingungen seiner irdischen Existenz, ein Wohnsitz und die gehörige Lufttemperatur noch fehlen. Bald begreifen wir, daß uns ein andrer, von dem des ersten Kapitels verschiedener hebräischer Schöpfungsmythos vorliegt: Himmel und Erde sind vollendet mit sammt dem Heer der Sterne, die Vegetation oder eine bestimmte niedere Art von Vegetation ist vorhanden (5); doch:

Gott der Herr hatte noch nicht regnen lassen auf Erden und war kein Mensch, der das Land bauete.

Da ging ein Nebel auf von der Erden und feuchtete alles Land. — Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenklos, und er blies ihm ein den lebendigen Athem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen den Morgen, und setzte den Menschen darin, den er gemacht hatte. — Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erden allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten, und den Baum des Erkenntnisses Gutes und Boses. — Und es ging aus von Eden ein Strom zu wässern den Garten und theilete sich daselbst in vier Hauptwasser.

Man merke auf, wie der Mensch und die Erde, die fruchtbare, hier von vorn herein in einem sich bedingenden Wechselverhältniß erscheinen. Das ist die mythische Grundanschauung, daß der Mensch so gut natürlich, als die Natur menschlich, oder in Bezug auf die in ihr mit Freiheit handelnden und herrschenden Wesen, göttlich ist. Daher denn auch die Mythe von der Entstehung des ersten Menschen wesentlich mit allem zusammenhängt, was sich auf die

organischen Erdbildungen und die schöpferische Thätigkeit der Gottheit in derselben bezieht.

Von dieser, von der göttlichen Schöpferkraft, berichtet die religiöse Mythe, übereinstimmend mit den Ergebnissen der neuern Forschung, daß sie die Erde nicht auf einmal, sondern stufen- und epochenweise organisirt und ihren zwar von Anfang an auf das Höchste gerichteten Bildungstrieb erst nach und nach realisirt habe. Schwerlich konnten Organisationen der höheren Ordnung sowol im Pflanzen- als im Thierreiche sich entwickeln und gedeihen in einer Periode von der die Bibel sagt, daß Gott der Herr noch nicht hatte regnen lassen. Es war demnach jene durch Hitze und Kälte temperirte, in bestimmter Weise chemisch zersetzte und geklärte, den Einwirkungen der Sonne zugängliche Athmosphäre noch nicht vorhanden, welche den großen Wechselverkehr zwischen Himmel und Erde, das in den Himmel Steigen der Dünste und ihre befruchtende Wiederkehr zur Erde, das Athemholen der Natur mit seinen zweierlei Gnaden: „den Athem einziehen, sich seiner entladen", kurz das Dasein höherer Erdgeschöpfe bedingt. Auch konnte bei dem bleiern dunstschichtigen Zustande, welche den Mangel dieses Prozesses voraussetzt, weder eine merkliche Abwechselung der Jahreszeiten noch eine Reinigung der Luft durch Winde, noch der Erde durch abfließende und versiegende Gewässer stattgefunden haben, indem alle diese Momente erst durch den gemeinsamen großern Prozeß der tellurischen Sekretionen sich für uns begreiflich machen.

Wir sehen also in dem von der Erde aufgehenden Nebel und seiner die Erde feuchtenden Rückkehr das Zeichen, daß eine neue Schöpfungsperiode, die Schöpfung unsres, der menschlichen Welt, begonnen hat. Kein Naturvorgang hat in der That eine reichere, in hundert und aber hundert

Mythen wiederkehrende, so mannigfach in den Begriffs- und Wortgebieten des Rechts, der Heilkunde, der Weissagung, des Opferns, der Fruchtbarkeit, der Macht und Gnade der Götter symbolisch ausgeprägte Bedeutung für die ganze Anschauungsweise des Alterthums gewonnen, als jener zwischen Himmel und Erde vorgehende Prozeß. Selbst wir Neueren finden uns noch häufig in den alten bedeutsamen Bilderkreis (und wie viele andre nicht!) gebannt, ohne viel davon zu wissen und zu verstehen. So bezeichnen wir das unaufhörliche stille Schaffen der Natur aus ihrem ewigen Urborn mit dem bekannten anmuthigen Bilde von den Eimern der Schöpfung, die auf- und niedersteigen, und so nennen wir die Schöpfung selbst eben Schöpfung, ohne zu ahnen, daß schon das Wort eine alte Mythe ist und die Mythe wieder ihre Erklärung in dem Worte findet, in der Wurzel **Skap**, die wol ziemlich in allen von ihr abstammenden Wörtern, wie in Geschöpf, Schöpfen, Schaffen, Schaft, Schaben, schief, Schaufel, Schiff, Schaam, selbst in Chef spanisch Xefe, hebräisch Schofet, deutsch Schöppe (ehemals auch Schuft) ursprünglich Oberhaupt, Mann von Adel, mit den Bedeutungen der Wurzel Ask zusammenstimmt. Die mythische Bedeutung der Wurzel Skap, reiner Sko, ist das Abheben, Aufheben, mit dem Begriff einer voraufgehenden Minderung, Verletzung der Oberfläche, wie sie in Schaben und Schaft, Schälen (daher Beschälen), deutlich hervortritt, aber auch dem Schaffen*) und dem „Schöpfen" zu Grunde liegt. Der gemeinschaftliche Charakterbuchstab ist der feurig hauchende, hohlziehende Gaumenlaut (ch, k), der sich so

*) Schaffen hat außer der Bedeutung des Entstehenmachens, Wirkens, Bereitens, Arbeitens, Befehlens, auch die des Essens, letztere in der niederd. Schiffersprache.

leicht und oft mit dem verwandten s unzertrennlich verbindet; in den Wörtern, die mit sk sich anfangen, waltet es vor; in den darauf endigenden das s, das auch, wie wir aus der Elementarlehre wissen, rein für sich die entsprechende Bedeutung hat.

Nach einem ewigen Naturgesetze sind aber Schöpfung und Zerstörung zwei sich nothwendig bedingende, von einander unzertrennliche Momente. Jede Entstehung einer neuen Welt — dies Wort im größten und kleinsten Umfange genommen — führt den Untergang einer früheren herbei. Das ist ein offenes Geheimniß, das sich auch in der Weltsprache so offenbart als versteckt, wie man eben die Augen dafür hat. Auch die Weltschöpfungsmythen beginnen überall damit, daß sie das früher Verschlossene an und aufbrechen lassen. In der japanischen Mythe — um die entlegenste zu wählen — ist es der Stier (die Sonne), der das Weltei, anfangs auf den Wassern schwimmend, dann auf dem Gipfel einer, durch den Mond aus der Tiefe geholten Steinpiramide, gleich der Arche Noah, festsitzend, mit seinen goldenen Hörnern aufstößt; dann fährt sein schnaubender Athem in Pou (wörtlich Kiubis, doch kennen wir die Silbe als Feuerhauch, Auslassen des Athems) woraus Purang (man denkt an Puri und Por der nordischen Mythe) der erste Mensch entstand. Also mit den Japanern vom Ei der Welt angefangen: niemals und nirgends ein neues Werden ohne voraufgehende Zerstörung. Nicht allein die neuere Wissenschaft, auch die graue Göttermythe kennt mehrere Schöpfungsepochen und eine ihnen voraufgehende völlige Vernichtung der früheren Gebilde. Bei den Griechen, welche diese großen Revolutionen als Thronrevolutionen ihrer Götter-Dynastien behandeln, fällt die Entstehung des Menschen in die Periode der Herrschaft der jüngeren Götter. Die

älteren kosmogonischen Gewalten hatten bereits das Feld räumen müssen, doch erst nach ungeheuren Kämpfen. Auf diese der Schöpfung der Welt gegenüberstehende Seite der Zerstörung beziehe ich mich hier nur andeutungsweise, bemerkend, wie alles und jedes erst in einem größeren, die Welt umfassenden Zusammenhange sein volles Verständniß finden kann. Weder der vorliegende Text der hebräischen Urkunde, wenn er auch in Gedanken tabula rasa aus der ersten Schöpfung zu machen scheint, noch der Zweck dieser Darstellung machen ein näheres Eingehen auf die kosmogonischen Perioden als die Vorläufer und Unterlagen der jetzigen Weltperiode mit ihren Adamskindern nothwendig. Nur Folgendes gehört hieher und fordert Verstand und Phantasie des Lesers auf, sich dahineinzuversetzen, seinen Mythensinn — nur der natur- und poesielosteste hat denselben nicht — daran zu üben.

Das Eintreten des klärenden athmosphärischen Prozesses und die Urbarmachung des aus dem Wasser gehobenen, noch sumpfigen Landes, beide schöpferische Thätigkeiten, zwischen welchen der Mensch als Erzeugtes und Erzeugendes gleichsam mitten inne steht, sind von einer zerstörenden unzertrennlich. Von der Bearbeitung des Bodens durch menschliche Thätigkeit begreift sich dies ohne weiteres. Die hebräische Urkunde macht den Menschen zum Mittelpunkte der Erdschöpfung und zum Ebenbilde Gottes — durch die Thätigkeit. Es war noch kein Mensch, der das Land bauete: so ursprünglich eins mit des Menschen Wesen und Bestimmung, auch abgesehen von dem Sündenfall, war seine Arbeit. Hervorgegangen aus einem befeuchteten Erdenkloße, vergleichbar dem Moseskästchen *), das emporgehoben aus

*) 2. Mos. 2. 10. Die Tochter Pharao hat den Moses, denn

dem Schilfe des ſchlammigen Nil den Meſſias ſeines Volkes verbarg, ſollte er, das Erdgebilde, wiederum die Erde bilden, Deiche aufführen, zu ihrem Schutze gegen Meerfluthen, Kanäle graben, Sümpfe trocknen, den mütterlichen Schooß zerreißen, um nährende Frucht von ihm zu gewinnen, die Wildniß zum Eden machen, reuten, pflanzen, Verbindungen herſtellen, kurz damit beginnen und das ausrichten was dem alten Europa-Menſchen jenſeit des Meeres neue Jugend verleiht und was, in höherer Potenz, dem kampfgereiften Göthe'ſchen Titan den letzten wahren Spielraum darbietet, mit Götterkraft in die Schranken zu treten, und im Großen, für's Ganze wirkend, des Lebens ungeheure Bürde zu ertragen. Schon des Menſchen Name erinnert nicht bloß an den Staub, dem er entnommen und in den er wieder zerfallen ſoll, ſondern an den göttlichen Athem der ihm eingeblaſen; ſchon ſein Name deutet an, daß er das ungeſtüme feurige, durch Zerſtörung zur Schöpfung durchbrechende Verlangen mit den Göttern theilt, wie denn auch in ſeinem Namen gleichſam die Sinnbilder ſeiner kriegeriſchen und friedlichen Thätigkeit durch Lanze, Spaten und Schiff vereinigt ſind. Im myſtiſchen Sinn ſind aber nicht allein die Waffen des Krieges, ſondern auch die des Friedens zerſtörende Zeugungswerkzeuge, und in dieſem Sinn bedeutſam und unſern heutigen Vorſtellungen wenig entſprechend, war der erſte vom Weibe geborene Menſch, der ſeinen Bruder erſchlug, war Kain, der Taufpathe aller Chane

ſie ſprach: ich habe ihn aus dem Waſſer gezogen. Nach Joſephus ſtammt der Name Moſes (*Μωσῆς*) wie ihn die Septuaginta ſchreibt, aus dem ägyptiſchen mo Waſſer (ſ. oben *ma*) und uses: retten. Der hebräiſche Text ſpielt auf das Wort maschah herauszieben an, von dem er Meſchech ableitet.

und Könige *) des Orients und Occidents, ein Ackerbauer.

Was nun das Aufsteigen der Erddünste, das Aufgeben des Nebels von der Erde, also jenen ersten schöpferischen Vorgang betrifft, welcher die Erschaffung des Menschen und die Anpflanzungen in Eden erst bedingte, so vergesse man nicht, daß Jehova Elohim es ist, der den Nebel aufgeben läßt, der ihn, nach dem Sinn der religiösen Mythe und nach den Worten der erhabenen Schöpfungs-Hymne, Psalm 104, 32: „er rühret die Berge an, so rauchen sie", durch Berührung erschließt. Das die Schöpfungserde bedeckende Wasser weicht der Spitze solcher Berührung, dem göttlichen Hauchen und Strahlen, sei es, daß jene Decke betrachtet wird als ein Gewand das zerflattert und niedersinkt, oder geradezu als ein Feindliches das vernichtet werden muß, um die nackte fruchtbare Erde hervortreten zu lassen, Wasser- und Landgebiet zu scheiden. Beide Vorstellungen scheint der erwähnte Psalmist zu vereinigen, wenn er sagt (Psalm 104, 6 u. f. mit berichtigtem Texte der Lutherübersetzung): „Mit dem Meere wie mit einem Gewande deckest du sie (die Erde) und Wasser standen über den Bergen. Aber vor deinem Schelten flohen sie, vor deinem Donner fuhren sie dahin. Die Berge gingen hoch hervor und die Thäler senkten sich zum Orte, den du ihnen gegründet hast". In den Mythenkreisen anderer Völker, wie in den nachsintflutischen der Hebräer selbst, nimmt der die fruchtreiche Erde bedeckende Wasserschwall die Gestalt von

*) Dies soll, wie man später sehen wird, nicht etwa ein bittrer Scherz sein; so wenig wie Eva's Wort, als sie den Kain geboren hatte: „ich habe den Mann, den Herrn".

Ungeheuern, Schlangen und Drachen an (man denke an die geflügelten Amphibialungeheuer der Vorwelt aus den vorletzten Schöpfungsepochen), welche endlich den Flammengeschossen der Götter erliegen. Getödtet hüllen sie den Erdkreis in Dünste, die nicht minder durch die Macht zersprengt, gehoben oder niedergeschlagen werden, welche „auf Fittigen des Windes geht", welche „die Winde zu ihren Boten und flammende Feuer zu ihren Dienern hat". Dann aber folgt der zerstörenden oder reinigenden Thätigkeit die schöpferisch zeugende. Die Verbindung zwischen Himmel und Erde feiert sich wie die Anzündung eines dem Himmel dargebrachten Opfers oder mit einem dem Kultus und der Mythe nicht angehörigen Vergleiche zu sprechen, wie die Arsis und Thesis in jeder rythmischen Lebensbewegung, oder deutlicher wenn auch kühner noch, mit einer der Chemie entnommenen Wendung: wie die polare Gegenthätigkeit des *einen* relativ zwischen Seele und Leib gespaltenen Lebens, bei welchem eine Flüssigkeit das zu Grunde liegende Mittelglied bildet, und das Ganze, mit einem auch der Mythensprache nicht fremden Ausdruck gleichsam eine Säule darstellt und an den Enden, gleich dem Sil oder der Hebe des mythischen Schöpfungseimers, durch einen Bogen mit einander verbunden ist. Denn wie alle Gegensätze innerhalb der Schöpfung, rückwärts und vorwärts, herauf und herab, nur da sind durch ein Fluidum als primitives Glied in der unendlichen Kette, in welcher das vorwärts stets wieder zum rückwärts, das Angeregte zum Anregenden, das Negative zum Positiven wird, so begreift auch die Mythe den höheren und höchsten Lebensprozeß im athmosphärischen Bilde (freilich nicht in diesem allein) durch den Dualismus von Himmel und Erde, Zeugendem und Empfangendem als eine durch das Wasser vermittelte polare Thätigkeit, in welcher die in

luftigen Säulen aufsteigenden, und als goldener Regen niederfallenden Dünste den Verbindungsbogen, die Götterbrücke oder jenen magischen Stab *) der himmlischen Majestäten bilden, dessen auf die Erde gerichtete Spitze ihre Huld und Liebe symbolisirt. Das Aufsteigen oder mythisch. das Aufgezogenwerden des dunstförmigen Wassers in den Äther, Folge der Lichtstrahlen, die er den Nebel durchbrechend, herabsendet, entspricht dann eben so sehr dem Einziehen und Aufholen des Athems in der göttlichen Lebensrythmik, als das Ausathmen den als Himmelsquell zurückkehrenden Dünsten; beides aber dem polarischen Spiel von Hitze und Kälte als ausdehnenden und zusammenziehenden Wirksamkeiten. So spricht Elihu zu seinem Freunde Hiob: „Vom Athem Gottes kommt Frost" — und (im Gegensatze) „große Wasser, wenn er aufthauen läßt" **). Und wie sehr das feuchtende Anathmen Jehovahs mit seiner schöpferischen Thätigkeit überhaupt zusammenfällt, ersehe man aus der Vergleichung folgender erhabener Strophen des 104. Psalms (29 u. 30): „Verbirgest du dein Angesicht, so erschrecken sie (die lebendigen Wesen);

*) Über den Gebrauch des Zepters bei den orientalischen Herrschern unterrichtet das Buch Esther 4, 11: „Es wissen alle — daß wer zum Könige hineingehet, inwendig in den Hof, es sei Mann oder Weib, der nicht gerufen ist, der soll stracks Gebots sterben, es sei denn, daß der König den güldenen Zepter gegen ihn reiche, damit er lebendig bleibe". Und 5, 2: Und da der König sah Esther, die Königin, stehen im Hof, fand sie Gnade vor seinen Augen. Und der König reckte den güldenen Zepter in seiner Hand gegen Esther. Da trat Esther hinzu und rührte die Spitze des Zepters an.

**) Hiob 37, 10.

du nimmſt weg ihren Athem, ſo vergehen ſie und werden wieder zu Staub. Du läſſeſt aus deinen Athem, ſo werden ſie geſchaffen, und verneuerſt die Geſtalt der Erden" — aus der Vergleichung dieſer Strophen, ſag ich, mit Strophe 13: „Du machest das Land voll Früchte die du ſchaffeſt", wo der Regen die Frucht der Werke Jehovah's (Lohri mousech) genannt wird, und mit Hiob 37, 12: „Er kehret die Wolken wo er hin will, daß ſie ſchaffen alles was er ihnen gebeut auf dem Erdboden" — ferner mit den Stellen im alten Teſtament wo Jehova's perſönliche Erſcheinung in Gewitterwolken und leuchtenden Nebelhüllen dargeſtellt wird, mit denen, wo Jehova über dem Himmelswaſſer (Pſalm 104, 3; verglichen mit 1. B. Moſ. 1, 7) oder an einem waſſerreichen, die Erde befruchtenden Brunnen wohnt (Pſalm 46, 5 verglichen mit 64, 10), auch mit Jeſaias 26, 19, wo er die Todten weckt: „Aber deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferſtehen. Wachet auf, die ihr liegt unter der Erde; denn dein Thau iſt ein Thau des grünen Feldes, aber das Land der Todten wirſt du ſtürzen". — Aus allen dieſen Stellen wird es dem Leſer klar werden, daß der heilige Kreis der Thätigkeiten, in welchen ſich die Leben weckende Macht des hebräiſchen Nationalgottes, gleich der des griechiſchen Götterhauptes, des olympiſchen Zeus, weſentlich bewegt, ihren leuchtenden Mittelpunkt in der dem Äther zugeſchriebenen bald als Licht, bald als Feuer, bald als Athem, bald als Wind, bald als Nebel, bald als Thau und Regen erſcheinenden, zeugend zerſtörenden und zerſtörend zeugenden Schöpferkraft habe, und zwar in der Weiſe wie ich dieſelbe, nicht durch das willkührliche Hineintragen heutiger Wiſſenſchaft, ſondern geſtützt auf Mythologie und Sprache, mit dem allgemeinen Geſetze in einandergreifender Polariſation des einen Weltlebens

in Zusammenhang gebracht habe. Jehovah Elohim ist in dieser Beziehung so gut ein Aethergott, ein Ase, wie der olympische Zeus, und ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß die Griechen und Germanen, nicht anders wie die Hebräer, in allen Naturerscheinungen nicht die nackte Gottheit selbst, sondern ihr Bild, ihre Hülle, ihr erscheinendes Handeln, ihre Offenbarung sahen und verehrten.

Fasse ich das Gesagte kurz zusammen, Der Mensch und der Schauplatz seines Auftretens sind mythisch eines Ursprungs. Ihrer Erschaffung ging eine große Revolution voraus, welche die früheren Bildungen als bloße Versuche und Tendenzen zu höheren verschlang. Worin jene Revolution der Sage nach, bestanden, gehört einer genaueren Untersuchung der kosmogenischen Mythen an. Das aus der Fluth gehobene Erdreich ward durch Reinigung der Luft und des Bodens für höhere Zeugungen empfänglich gemacht. Die neue Verbindung zwischen Himmel und Erde bezeugte ein aufsteigender Nebel, der niederfallend die Erde feuchtete. Durch das Anwehen des ewigen Odems ging der Mensch und mit ihm das von Bäumen und Thieren bevölkerte Eden hervor. So wird es uns begreiflich, daß in der zweiten Schöpfungsurkunde, der Mensch nicht das letzt — sondern das Erstererschaffene der höher organisirten Wesen ist, indem er das Prinzip und mit dem Anfang auch das Ziel dieser Schopfungsperiode darstellt.

Ich glaube in Obigen die mythische und sprachliche Einheit der Wurzel As als Symbols der Zeugung, nämlich als eine Axe mit entgegengesetzten Polen, hinlänglich nachgewiesen zu haben. Es wird sich zeigen, daß mehere der wichtigsten Urwurzeln, die Bedeutung eines polaren Verhältnisses haben und daß solche Einsicht ganz allein den Schlüssel zu gar manchen, bisher verborgen gebliebenen Beziehungen

abgibt. Im vorliegenden Fall wird der Leser einen großen Theil der angeführten Wortfamilie in seiner Verkettung mit dem Urbegriff überblickt haben. Eine weitere Ausführung auf diesem Felde liegt nicht in meinem Plan. Doch will ich mir einige kurze Andeutungen gestatten, welche die Übersicht über die mythischen Bestandtheile des Isch noch vervollständigen mögen.

Der Name Isch, zunächst wie das isländische Ask, den Mann, dann erst Mensch bedeutend, ist eine Bezeichnung Adams von sich selbst, im Gegensatz zu und in Verbindung mit der von ihm genommenen Gefährtin: „1. Mos. 2, 23. Isch hat vorzugsweise die Bedeutung des Zeurigen, Männlichen, Zeugenden. Daher steht auch der Name an seinem rechten Ort bei dem Hervorgehen des Weibes aus dem Urmenschen Adam. Mythische Beispiele solcher ungeheuerlichen androgynischen Zeugung habe ich oben schon angeführt und füge ihnen die Erinnerung an die platonische Mythe von der ursprünglichen Einheit der Geschlechter, so wie die etymologische Thatsache hinzu, daß alle geschlechtlichen Urwurzeln das Thätige und Leidende, das Männliche und Weibliche in sich vereinigen. Bekanntlich läßt die Bibel die Trennung des Männlichen und Weiblichen und auch wieder die Verbindung Beider durch Adams Rippe vor sich gehen. Wer wird nun hierin die Hauptbedeutung des Ao, die einer Axe, eines Verbindungsbogens zwischen Feuer und Wasser, Männlichem und Weiblichen verkennen? Im Hebräischen heißt die Rippe tselah. Die Wurzel Si, davon Sel oder Sil und Sin (in sinus) Sinn u. s. w. bedeutet aber in allen Sprachen die feinste nervöse Erregung, auch bebende Bewegung, einen schimmernden Bogen (Sol die Sonne, sabinisch Sül) die Selbheit, Lauterkeit, die athmende, prahlende See, die Seele, magyarisch szel Wind.

das Sein, indisch si, das Göttliche, der Gott in dem altdeutschen Ziu, in Zeus — fällt also mit der Wurzel As wesentlich zusammen *).

Eine andere eben so flüchtige Hindeutung zieht sich scheinbar auf ein noch entfernteres Gebiet. Das Verlangen, Forschen, die Frage nach dem Warum wird als die Ursache von dem Fall der ersten Menschen, die Arbeit des Mannes, der Schmerz des Weibes und beider Tod als Folge und Strafe dafür geschildert. Das Verlangen, die Liebe, das Forschen ist nun aber von vorn herein die Bestimmung des Menschen, eines jeden Neugebornen Zukunft, wie Arbeit, Schmerz und Tod. Diese allgemeine schicksalvolle Lebensascese, welche dem feurigen, thätigen Menschen in noch höherem Grade zufällt als dem Einsiedler, wird sinnbildlich an das Genießen der Frucht von dem Baum der Erkenntniß geknüpft. Das alles ist nun wieder ein andrer höherer Ausdruck für die zusammengreifenden Momente des Zerstörens und Schaffens in der großen Wesenkette. Was einen Anfang hat, endet, indem es wieder der Anfang für etwas Neues wird. Ewig ist in diesem Wechsel, in dem die Minuten, wie die Jahrtausende, die Individuen und die Geschlechter dahinrollen, nur das Eine, das verbindet, die Lebensaxe, die Lebenslinie, oder jener Lebensbaum, welchen die nordische und die hebräische Mythe als Bild der Unsterblichkeit hinpflanzt. Ewig ist nur das Eine, das alle Gegensätze in sich schließt und für das sie nicht mehr sind. Dies durch alle Religionsmythen hindurchgehende dreieinige

*) Die Verwandtschaft zwischen diesen Urwurzeln läßt sich noch viel weiter ausführen. Ich erinnere nur daran, daß Sûl, sk aus wie Ask, die Balkenunterlage, die Schwelle und das Opfern bedeutet. S. Psalm 104, 3 u. oben.

Geheimniß der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, das ist der neuen Schöpfung, es wohnt düster tief unter den Wurzeln der Esche Ygdrasil in der Dreiheit der Nornen, und es bildet in der lachenden Frucht des Erkenntnißbaumes den unwiderstehlichen Verführungsreiz für die Menschen des Paradieses — die urälteste und allerneueste Geschichte der Welt. Dreifach, wie der nordischen Schicksalsgöttinnen Zahl, ist das Leben jedes Erschaffenen, seinem Ursprung, seiner Nahrung, seinem Ende nach, und dies Ende (Skuld *) ist das wohin alles drängt, die so freiwillige als unfreiwillige Zukunft, das Soll, die Schuld eines jeden Wesens, der Zoll, den es der Sterblichkeit, das ist dem Leben entrichtet. Wie's den Baum zum Blühen drängt, um Frucht zu tragen, und wie die Frucht, sein höchstes Lebensziel und dennoch seines schönen Frühlings Tod, schon über sein Lebensziel, seine Bestimmung hinausgeht und figürlich wie wirklich an seinem Sterben schuldet — so ergeht es jedem Wesen, so auch dem Menschen, der sein Verhängniß, sein unwiderstehliges Verlangen, liebend und erkennend des Daseins Frucht zu brechen, mythisch als Schuld, mit dem Verluste des Paradieses und durch Übernahme von Arbeit, Schmerz und Tod büßen muß. Und so wäre seine alte Klage an die Götter:

> Ihr laßt den Armen schuldig werden,
> Und überlaßt ihn dann der Pein!

nicht mehr als gerecht, wären diese Götter nicht selber, sie alle, die je eine menschliche Zunge aussprach, menschliche Phantasie gestaltete, menschliche Andacht verehrte, als

*) Isl. sval die Befriedigung der Geschlechtsliebe. So hängt das engl. I shall (ich soll) mit dem, nur von Thieren gebräuchlichen Beschälen zusammen.

Erscheinungsgötter demselben ehernen Schicksal unterworfen und mußten sie nicht, gleich den andern sterblichen Unsterblichen, in der ihnen prophezeiten Weltzerstörung und Götterdämmerung so untergehen wie neu sich verjüngen. *)

Habe ich nun hiemit die höchste sittliche Bedeutung des sogenannten Sündenfalles, des Essens der verbotenen Frucht von dem Baume der Erkenntniß angedeutet, so darf ich auch wol der Frage nicht ausweichen, auf was denn zunächst, das will sagen, auf welche Sympathien zwischen Mensch, Baum und Schlange oder Mensch und Natur der in der Genesis und andern eben so alten Völkermythen geschilderte idyllisch tragische Vorgang sich beziehe. Nun denn! Schon Volney sah in dem Sündenfall das Bild befruchtender Überschwemmung, den Regenwinter des Orients, und es wird uns, die wir aus den Naturmythen das Schicksal der Menschen nicht willkührlich herausdenken, weder Wunder nehmen, daß die religiöse Mythe so natürlich, noch daß der Naturvorgang so menschlich verstanden werden konne. Doch davon mehr!

*) Nehmen wir Jehovah aus von diesem Schicksal, so werden wir es doch nur thun in dem Sinn, worin auch die skandinavischen und indischen Religionsbücher ihren einheitlichen, aeonlosen Allvater und Brahm davon ausnahmen.

Dem Wanderer

und

künftigem Meister.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln:
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Flutschlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Göthe

Ein Abgrund, ein tiefes wallendes Meer, dann ein Etwas, das aus der Tiefe emporsteigt, über die Tiefe sich ausspannt, ein Damm, eine Brücke, ein brandendes Ufer und Gegenufer, ein Lichtschimmer in tiefer Nacht: das ist der ursprüngliche mythische Schauplatz der Geburt und Zeugung, eins von den Bildern, die auf allem Urgestein der Sprache und Mythe sich wiederfinden.

Ich erinnere zunächst an die Schöpfungsgeschichte der Edda. Sie hebt damit an, daß der ungeheure Abgrund zwischen den polarisch entgegengesetzten Welten sich ausfüllt: das finstre Nifelheim eröffnet seinen Brunnen und die eiskalten Elivagar rauschen in die gähnende Tiefe hinab. Diese Ströme bilden gefrierend gleichsam die Quadern eines Eisgewölbes; darüber hin schießen die warmen goldenen Radien von Muspelheim, und aus dem geschmolzenen Reife und den niederfallenden Tropfen erheben sich die beiden Urgeschöpfe des Weltalls. Aus ihnen entstehen dann wieder Himmel und Erde, verbunden durch die Windbialmsbrücke Bifrost, welche in das himmlische Asgard emporführt, in die unbeschreiblich prächtigen Wohnungen der Götter und der im Kampf gefallenen Helden, während die feigen Seelen (und vermuthlich alles was nicht zum Volksadel gehört) in die nächtige Tiefe der Hel versinkt.

Auf derselben Himmelsbrücke, nur daß sie Tschinewad heißt, gelangen, nach der Lehre der Zendavesta, die reinen dem Lichte zugewandten Seelen in den Himmel, während die unreinen, der Finsterniß ergebenen, von der Brücke in den Abgrund des Tusak hinabstürzen. Ähnlich malt der Koran die Himmel- und Höllenfahrt. Auch ist es ohne Zweifel eine verwandte Vorstellung, wenn das neue Testament den Weg zum Himmel und die Himmelspforte als eng und schmal bezeichnet; daß es damit haarscharf gemeint sei, gibt das Beispiel von dem Kameel und dem Nadelöhr zu erkennen.

Diese Verbindung von Himmel und Erde, oder diese über die Kluft der Gegensätze sich schwingende Brücke, wird in der mosaischen Schöpfungsurkunde durch den „Bogen in den Wolken" symbolisirt: „das ist das Zeichen des Bundes, den ich gemacht habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Thier bei euch hinfort ewiglich. Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Thier, in allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sundfluth komme, die alles Fleisch verderbe."

Die irdische Ewigkeit ist ein Kennzeichen der althebräischen Religion; daher sie auch von Unsterblichkeit, letzten Dingen und jüngstem Gerichte nichts weiß.

Dagegen lehren die indischen, persischen, altnordischen und jüdisch-christlichen Religionsbücher, außer der Schöpfung und Erhaltung der Welt, auch ihre Zerstörung. Die Veda's der Indier fassen die ganze Dauer der Welt in vier Yugs, das ist Weltalter oder Weltverjüngungen. Die drei ersten

Weltalter sind vorüber; ihre Zahl und ihre Dauer stimmt mit den (3) Schöpfungsperioden überein, welche die neuere Wissenschaft der gegenwärtigen jüngsten Weltbildung vorausgeben läßt. Die erste Weltperiode zählt 1,728,000 Jahre, gleich 4 × 432000; die zweite 1,296000, gleich 3 × 432000; die dritte 864000, gleich 2 × 432000. Die vierte, in der wir leben, besteht aus der Grundzahl in obiger Berechnung, aus 432,000 Jahren. Und seltsam! Nach der Edda ziehen, bei dem Anbruch des letzten Vernichtungskampfes, aus jeden der 540 Thore der Walhalla, je 800 Einherier — eine Art Götter-Miliz — in der Breite zum vergeblichen Kampfe heraus, welche Zahlen mit einander multiplizirt die obige Grundzahl 432000 ausmachen *).

Zufolge den genannten Religionsbüchern und, man darf wol hinzufügen, auch den Schlüssen des Verstandes und der Wissenschaft, wird also die Zeit kommen, wo man das Bundeszeichen Jehova's, den Bogen in den Wolken nicht mehr sehen wird. Einst, so lehrt die Edda, wenn die Nifflheimsöhne den Himmel stürmen, wird die Bifroſtbrücke unter den Hufen ihrer feuerflammenden Rosse einbrechen, und das wird das Signal der Weltzerstörung oder der Götterdammerung sein.

Der Bogen, die Brücke, ist also überall das Zeichen der Verbindung der Gegensätze, durch welche die Welt und alle Wesen im Himmel und auf Erden, selbst die Götter, außer dem Einen, Unausgesprochenen zu dem auch die polytheistischen Religionen sich bekennen, erschaffen worden und fortbestehen. Bricht der Bogen so stürzt die Welt in

*) Dies merkwürdige, von dem schwedischen General Lefren entdeckte Verhältniß, ist eine der auffälligsten Spuren des alten Bezuges zwischen der indischen und skandinavischen Mythologie.

den beſtändig zu ihren Füßen gähnenden Abgrund, ausgenommen, was ſich in die alsdann alleinherrſchende Lichtwelt gerettet hat.

In allen dieſen Religionen oder religiöſen Mythologien waltet, außerhalb der regierenden Götterdynaſtie, und theilweiſe im Schooße derſelben, eine titaniſche Macht, welche der herrſchenden Ordnung gleichſam als die rauhe Kehrſeite zu Grunde liegt, ſie trägt und nährt, doch heimlich auch untergräbt und zerſtört. Alles grauenhafte Dunkel des Urſprungs und alle ſchickſalvolle Wendung knüpft ſich an dieſe Macht, und die vielgeſtaltigen Perſonificationen derſelben, die raſtloſen ſchrankenloſen Elementarkräfte, die ſchaffend zerſtören, zerſtörend ſchaffen, aus dem Chaos ſtammend, ſtets in das Chaos zurückſtreben, gebändigt, gedämmt, in Keſſel geſchlagen, in Formel gebannt, nur des Tages und der Stunde der Entfeſſelung harren. Und die Stunden ſind gezählt!

Nun denke man ſich, daß der ganze periodiſche Weltverlauf dasjenige bedeutet was die Griechen unter ihrer Heimarmene verſtanden, das unabänderliche eherne Schickſal, dem ſelbſt ihr Zeus und das herrſchende Göttergeſchlecht unterworfen und einſt zu verfallen beſtimmt war; was die nordiſche Edda in der heiligen Dreizahl der Nornen begreift, welche als Urd, Naranda und Skuld, das will ſagen, als Urſprung, Nahrung, Schuld oder Ende, den ewigen Kreislauf der Dinge ordnen. Mit dieſem Schickſal, das ſich in allem erfüllen muß, mit dieſer Geſetzgebung des Weltalls, die ſich darauf gründet, daß alles Erſchaffene über das Maas ſeines Daſeins hinausgetrieben wird, zeugend ſich ſelbſt zerſtört, ſtehen nun jene titaniſchen Mächte, die erſtgeborenen des Himmels und der Erde, die Enkel der Nacht und des Erebus, auf Schritt und Tritt in der geheimnißvollſten

Verbindung. Im hiſtoriſchen Sinn kosmogoniſche Potenzen, Weltbildner, im profetiſchen Sinn Weltzerſtörer, ahnt man ſie überall als die Exekutoren des grauen Fatums und mehr oder minder als die Mitwiſſenden, als die Erfüller der Weltzeiten, ob im öden Tartarus zuſammen hauſend, oder in einſamem Groll, wie der Okeanus, die nordiſche und indiſche Mitgardſchlange, die Erde umkreiſend, überall den Widerſpruch des Endlichen gegen das Unendliche erhebend und gegen jede andere Souverainität als die des Schickſals und des Einen proteſtirend. Tiefbedeutend iſt die griechiſche Sage, welche auch das Menſchengeſchlecht gleichſam zu ihrem Verbündeten macht, indem ſie demſelben einen in den Tartaros verſtoßenen Titan zum Eltervater und den gottertrotzenden Prometheus zum Schutzherrn gibt. Im nordiſchen Syſtem ſteht ſogar einer der Aſen, Loke, im Bunde mit den Mächten, welche das Göttergeſchlecht bekämpfen und dermaleinſt den raſenden Vernichtungsbrand über Welt und Götter herbeiführen werden.

Freilich konnten auch manche Mitglieder der kronidiſchen Familie die angeſtammte Titanennatur nicht verläugnen. Apollo heißt nicht umſonſt der Verderber. Ares tobt und wüthet in der Schlacht mit dämoniſcher Zerſtörungsluſt. Peleiden baut Mauern und reißt ſie wieder ein. Indeß nehmen ſämmtliche Kroniden ein gemeinſames Intereſſe an der Erhaltung der Welt, deren glückliche Uſurpatoren und Herrſcher ſie ſind, an der Dauer und Unverrücklichkeit der feſten Ordnungen in allem Wirbelſchwung der Dinge, an der regelmäßigen Wiederkehr von Sommer und Winter, Regen und Sonnenſchein, an der Reinigung des Himmels, der Befruchtung der Erde und ihrer Geſchlechter, kurz an der Fortpflanzung der ſüßen Gewohnheit des Daſeins auf allen Gebieten ihrer Herrſchaft. Dem Göttervater liegt

die Heilighaltung der phyſiſch ſittlichen Grundlagen der Welt prinziviell am Herzen. Das erhabene Familienhaupt zürnt mit Olympiern, welche durch Worte oder Handlungen ſich einmal zu der fürſtlichen Verzweiflung des après nous le deluge! bekennen. Zwar weiß er, daß die Götterkataſtrophe, ſo fern ſie auch ſein mag, nicht ausbleiben wird; doch bannt er die Gedanken an ſie weit hinweg. Nie vergißt er ſeine Würde und den Nektar. Er wird es auch dann nicht, wenn die letzte Stunde herannaht, wenn er auf der äußerſten Zinne ſeines Geſchickes ſtehend, den ſeligen, den von Ganimed und Hebe ihm ſo oft kredenzten Becher in die Flammen und Fluthen der Weltzerſtörung hinabſchleudert.

Wann und woher der Feind kommen, wie er ausſehen wird, ob die Götter gegen ihn kämpfen oder leidend in das Unabänderliche ſich begeben werden, darüber ſcheint in den goldenen Sälen des Olympus völliges Dunkel zu herrſchen. Durch die griechiſche Welt geht kein beſtimmtes Dogma, nur die „zitternde Ahnung" des Untergangs. Beunruhigende Weiſſagungen, die dem Zeus unterweilen zu Ohren kommen, zielen nur auf eine Thronrevolution und mit den auf ſolche Weiſe angekündigten Prätendenten weiß er ſich klüglich abzufinden. Dem äußern Anſehen nach iſt ſein Haus in Höhe, Breite, Tiefe wohl beſtellt und geſichert. Wie feſt gegründet die Erde, wie ſpielend tragen Atlas Schultern das eherne Gewölbe des Himmels; dort oben nährt Aſteria, eine zum Dank für ihr Pronunciamento in der kritiſchen Zeit des Kampfes der jungen Götter gegen die alten nicht eingekerkerte Titanide, den feuchten Glanz der Geſtirne oder wie ſie ſonſt an deren Stand, Lauf und Schimmer ſich betheiligen mag, während ihre zaubermächtige Tochter Hekate andre weibliche Geheimniſſe übt und den Mond und den Schooß der Erde ſchwellend mit einander

in die räthselhafteste Verbindung bringt; das große Feuer und Licht am Himmel in sichern Händen, anscheinend sogar in mehreren, wie auch das genannte kleinere Licht der Nacht; zwischen Himmel und Erde den regelmäßigsten Wechselverkehr, geleitet durch die Horen, Grazien und beinahe das sämmtliche Götterpersonal; sämmtliche Funktionen der zeugenden und bildenden Natur, ihre Aktionen und Reaktionen, Streit und Widerstreit vertreten und beaufsichtigt durch Götterbeamte, Brüder, Kinder und Kindeskinder des höchsten Zeus, deren keiner, selbst Poseidon nicht, der Verantwortung vor seinem Throne sich entziehen kann. Und nicht allein die lichte, von den goldenen Pfeilen des Pheibos Apollon durchschwirrte Oberwelt, auch die Unterwelt ist eine Provinz der kronidischen Familie, auch das Reich der Schatten, der Verborgenheit und Abgeschiedenheit ist des Zeus, der sich in dieser geheimnißvollen Beziehung Zeus-Hades nennt. Und so hoch oben der gestirnte dunkelblaue Himmel sich wölbt, so tief unten, unter dem Hades, senkt sich das abgesperrte Titanenverließ, der Tartaros, und wie dick, wie undurchdringlich mögen die Mauern sein, hinter welchen die Unversöhnbaren seit Jahrtausenden ihre Pläne schmieden.

So umsichtig hat sich das Götterthum der geistreichsten und lebensvollsten Sterblichen in der Herrschaft der gebildeten Welt, wenn man diesen Ausdruck auch auf den Hades ausdehnen darf, zu theilen und vor den feindlichen Revolutionsmächten zu sichern gewußt; so instinktmäßig hat die griechische Bildung ihre auf freier Gesetzlichkeit beruhende, von Anmuth und Schönheit durchstrahlte Welt vor dem Eindringen formloser und formzerstörender Gewalten zu schützen gestrebt. So weit ihr möglich war — und sie trieb die dichterische, die menschliche Freiheit alles Gegebene und Ueberlieferte auch den

ungeheuerlichen wenn gleich tiefsinnigen Mythenstoff der Urzeit erst verarbeitet in die Einheit ihrer Anschauung aufzunehmen weit genug, viel weiter als die strengere Symbolik es billigt — doch war es ihr unmöglich, das Hereinragen des Übermächtigen und Übernächtigen in ihre schöne Welt zu verhindern, nicht möglich den zu Grunde liegenden Zusammenhang der drei Akte des gigantischen Drama: der Schöpfung, Erhaltung und — Zerstörung oder des Gerichtes völlig aufzuheben. Kennt sie, die griechische Mythologie, auch nur die beiden ersten Akte, die Motive und die Akteurs des dritten sind vorhanden; der Gang und Schluß des Stückes läßt sich ahnen; auch fehlten, wie gesagt, die Weissagungen nicht, nicht ihr bebender Anklang im Olymp. Alles im Himmel und auf Erden steht in der Götterabhängigkeit und ist dem Zeus verantwortlich, ausgenommen die Justiz, die Gerichte der Nemesis, der Tochter der Nacht und jenes einsamen dunkelmächtigen Okeanos, der, auch gerufen, dem Rath der Olympier ferne bleibt. Hat denn auch ein Volk den in undurchdringliches Dunkel gehüllten Gang der furchtbaren Macht leiser von weitem her belauscht, hat eins die plötzlichen zerschmetternden Schläge des Geschickes erhaben tragischer dargestellt als eben die Griechen und an dem auserwählten Stoff ihrer heroischen Königsfamilien, an den erschütternden Beispielen jener mit dem rothen Mal des Verderbens und des Untergangs gezeichneten Abkömmlinge ihrer Götter? Der Griechen Weltgericht, möchte man sagen, war die Tragödie des Aeschylus und des Sophokles.

Gegenüberstellen den älteren, wie von Tämonenhänden aus Himmel und Hölle zusammengetragenen mythologischen Denkmälern, von denen wir auch wol nun die Ruinen kennen, darf man den bereits das Gepräge der Reflexion

und der Kunſt tragenden griechiſchen Mythos nicht. Dagegen bietet er im Einzelnen einen faſt unerſchöpflichen Reichthum von Beziehungen zu den übrigen Mythenkreiſen dar, demzufolge auch der römiſche, urſprünglich altitaliſch tuskiſche, ſich ſo leicht und völlig mit ihm verſchmelzen konnte, und Griechen und Römer, keineswegs nur aus Unkunde, in den Göttern Germaniens und des Orients die ihrigen wieder zu erblicken glaubten. Selbſt aus den wenigen Trümmerſtücken, welche uns von der deutſchen Mythologie im engern Sinn aufbewahrt ſind, erhellt uns die Richtigkeit ihrer Vergleichungen, welche ſich auf das Gemeinſame der den Göttern beigelegten Attribute gründeten. Verſtändig hielten ſie ſich nicht an die Namen, ſondern an die Sache und wie man ſprichwörtlich den Vogel an ſeinen Federn, ſo erkannten ſie die Götter an ihren Symbolen und Handlungen. Wir Neueren ſind aber in den Stand geſetzt, nicht allein eine weit größere Reihe mythologiſcher Begriffe vergleichend bei allen Völkern zu überſchauen, ſondern vermöge der, den Alten überhaupt verborgenen Kenntniß der Sprachwurzeln zu den Grundfäden aller Mythengeſchichte hindurchzudringen, wenn auch, ich geſteh es, letzterer Vorzug bisher nur in der Möglichkeit beſtanden hat und das Unternehmen, von dem dieſe Blätter das erſte Zeugniß ablegen, als ein einſames Wagniß kühnſter Forſchung ſich erſt Bahn brechen und Anerkennung ſchaffen muß.

Das war die Ouverture oder wie ihr's nennen wollt. Und nun noch eine Zwiſchenrede, ein perſönliches Wort für den Leſer.

Wer du auch seist, der du entschlossen bist, mir auf dies Gebiet zu folgen, ich verhehle dir nicht, daß auch auf dich ein Antheil des Wagnisses kommt, von dem ich so eben gesprochen habe.

Die vorige Abhandlung war im gewissen Sinn nur eine mythologisch-etymologische Vorübung für die gegenwärtige, ohne Zweifel nützlich und ersprießlich, doch nicht ohne einige Pedanterie des Zwanges, den ich mir, der möglichsten Einfachheit wegen auferlegte, um an einer einzigen wenn auch weit und tief reichenden Urwurzel einige wichtige mythologische Vorbegriffe zu entwickeln und ein Beispiel der analytischen Methode zu geben, welche ich, für mich, bei allen Wurzeln befolge und die daher auch allen folgenden Synthesen zu Grunde liegt.

Wenn nun auch schon, wie ich glaube, jene Studie nicht ungeeignet ist, eine Ahnung von der verborgenen Welt anzuregen, von der die Sprachwurzeln die Hieroglyphen sind, etwas von dem mächtigen Reize eines Studiums fühlen zu lassen, das gleichsam schon auf einer einzigen Wortleiter an die „Zinnen der Zeit und aller Geschichte" zu führen vermag; so fehlt ihr doch der mächtigste aller Reize, der diesem Studium inne wohnt, der der freien von innen heraus webenden und gestaltenden Forschung, in welcher die Bezüge der verschiedensten Sprachwurzeln lebendig in einander greifen.

Dies ist nun der Charakter der gegenwärtigen Darstellung. Ihr Grundthema ist zwar dasselbe, nämlich der in den Eingangsworten berührte Schauplatz der Zeugung und Geburt, welcher die zwischen der Schöpfung und Zerstörung und deren Urmächten in der Mitte liegende Welt bedeutet. Aber nun erst werden wir näher hinantreten an den wunderbaren Webstuhl der Sprache und der Mythe um

die ganze Macht des Genius zu empfinden, der im schicksalvollen Dunkel, ein Hermes Trismegistos oder eine gebuckte Norne, von Anbeginn daran arbeitete.

Denn hier beginnt, was ich das Dämonische dieser Forschung nennen möchte. Ist man einmal auf dem richtigen Wege, hat man den rechten, in das Herz der Mythe leitenden Faden in der Hand, so fließen von allen Seiten die goldenen Fäden geisterhaft durch einander, als ob eine fremde unsichtbare Hand an der Ausführung des Gewebes sich betheiligte. Das ist denn freilich nur die Art jener Weberei, von der wir im Göthe'schen Faust lesen, daß ein Schlag tausend Verbindungen schlägt; es ist dies, um es näher zu bezeichnen, der Witz, den die Dinge in sich haben, weil in der großen Wesenkette alles mit jedem und jedes mit allem verwandt ist. Allein nichts kann den oberflächlichen Witz- und Phantasiespielen, die ihr hinlänglich kennt, ferner stehen, als die unsichtbare Macht, die hier die Fäden webt, und als das Gewebe selbst, das an die vier Enden der Welt befestigt, die Schöpfung und die Urgeschichte der Menschheit, gleich den biblischen Geschichten oder den Bildern um den Rand des homerischen Schildes darstellt.

Seht einmal zurück auf die Zeichnung, welche gewissermaßen die Vignette dieser Blätter bilden könnte: ein rollendes Meer hüben und drüben, ein Gestade das brandet, ein dämmernder Lichtschimmer darüber hin. Ich habe gesagt, daß sie sich in allem Urgestein der Sprache und Mythe als der Schauplatz der Generation wiederfindet. Nun denn, um diesem Ausdruck treu zu bleiben und den obigen Gedanken durch ein anderes nicht der Weberei entlehntes Bild zu versinnlichen, so würde ich sagen:

Könnte man jenen „Sand am Meere" von dem die Bibel so häufig das Gleichniß fruchtbarer Vermehrung

entlehnt, konnte man jenen vielbedeutenden mythiſchen Kies-ſand behandeln wie nach Chladni den gemeinen, dem man durch Bogenſtriche am Rande einer geſchliffenen Tafel die ſogenannten Klangfiguren ablockt, er würde im leuchtenden Wirbel durcheinander fahren und unter andern ſeltſamlichen Figuren auch eine, der obigen ähnliche bilden.

Und dergleichen Experiment kann und ſoll der Mytholog eben vornehmen. Die Tafel und der Fidelbogen ſind das Handwerkzeug das er haben muß; der Sand, die Wörter und Wurzeln und ihre fabelhafte Fügung iſt die Magie, welche die Sphären tanzen, die Waſſer rauſchen und die Menſchenſprachen Weltgeheimniſſe reden läßt.

Vor allen Dingen verlangt von dem Mythologen, daß er euch dieſe Magie der Schöpfung gleichſam ſichtbar an den Wurzeln vor Augen legt. Ihr müßt es gleichſam mit anſehen, wenn auf den Klang der Leier des Orpheus Felſen und Bäume aufſpringen, oder wenn Joſua's Poſaunen die Mauern von Jericho umblaſen. Ich will nicht behaupten, daß nicht auch etwas auf die perſönliche Bogenführung ankommt, noch weniger, daß unſre Sprachforſcher, Mythologen und reſpektive Religionserklärer ſchon ſo gute Muſikanten ſind oder ich ſelber mehr als ein Anfänger, der's wagt. Aber den Glauben an die Macht des Wortes ſollten wir wenigſtens alle haben und nicht daran zweifeln, daß Wort und Sache in einem innern Zuſammenhang ſtehen und daß das Wort, das im Anfang die unbewegte Tiefe kreiſen und das Licht in die Finſterniß leuchten ließ, ſeinen Nachhall in der Menſchenſprache hat.

So mit rohen Sinnen und mit rohen Worten oder mit gleißenden Phraſen, wie man ſie in der Schule und auf dem Markte hört, ſteht ihr freilich fern ab von der Berührung der Fibern, welche die Leiber und Geiſter der

Schöpfung in eine gleichartige Schwingung verſetzen. Die meiſten Menſchen ſind ſo altklug, daß ſie nicht mal ahnen, daß die leiſeſte Berührung dieſer Fibern, wie durch ein naives Wort im Munde ihrer Kinder, mehr werth iſt als ihr ganzer Weisheitsplunder. Sie verſtehen ihre eigene Mutterſprache nicht, wie denn die Sprache der Vögel und der Mythen. Wie ſollten ſie nur begreifen, was es heißt, was ein geiſtreicher Mann ſagt: „der Mund des Menſchen iſt nicht bloß ſein Mund, ſondern der Mund der ganzen Schöpfung in welchem Geiſt und Erſcheinung ausmünden.“

Und doch verhält es ſich alſo. Die Menſchenſprache iſt die Sprache aller Dinge und wieder das Menſchenwort nur das dämoniſche Echo des erſten Werberufes.

Man ſagt: wenn die Steine reden könnten! Und ſie reden, nicht allein dem heutigen Geognoſten, ſondern wie lange vor ihm im Mund der Sage, in bemalten Zeichen und Denkmälern, in den Wörtern ſelbſt, die ihr menſchliches Klangſymbol geworden ſind. Gerade in das ſcheinbar Todteſte hat die Mythe ihr geheimes Leben eingeſchloſſen. Wenn zum Beiſpiel der Erzvater Jakob noch als Jüngling, auf ſeiner Brautwerbereiſe, ſich einen Stein zu Häupten legt und einſchlummernd den Himmel offen und die Engel auf- und niederſteigen ſieht, glaubt ihr, daß der Stein, den er erwachend zu dem Grundſtein eines Gotteshauſes, zu einem Maal der Pforte des Himmels weiht, die er an dieſer Stelle geſehen, glaubt ihr, daß der Stein in keinem mythiſchen Zuſammenhange mit ſeinem Traume ſteht? oder wenn derſelbe Erzvater zum Zeichen des Bundes zwiſchen ihm und Laban auf dem Berge Gilead das Jegar Sahadutha aufrichtet, zweifelt ihr daß dieſe Steine eine dem Alterthum verſtändliche Sprache redeten? Oder wenn es im Neuen Teſtamente heißt: Gott vermag dem Abraham

auch aus diesen Steinen Kinder zu erwecken! oder in der altgriechischen Sage Deukalion und Pyrrha nach der Sündflut mit verhülltem Antlitz Steine hinter sich werfen, meint ihr, daß das nur baare Albernheiten sind oder närrisch hyperbolische Redensarten um Gottes Allmacht darzulegen?

In gewissem Sinn kann man sogar behaupten, daß ruhet die Steine mächtiger redeten und sinnvoller als jetzt die Worte. Was sind sie in der Meisten Mund anders als todte Münze, als Scherbchen mit dem Konventionszeichen ihrer Geltung im täglichen Verkehr! Und ich verlange, daß ihr diesen todten Steinen ein inneres Leben abgewinnt, daß ihr die Geister von Licht, Luft, Feuer, Wasser, Erde, von Blumen und Sternen, von Himmel und Hölle darin erblicken sollt!

Gut, werdet ihr sagen, laß uns sie sehen, diese Geister, beschwöre sie herauf; wir sind nüchtern genug, um uns eine kleine Spannung gefallen zu lassen, einen neuen steinernen Gast, der uns am Champagnertische besucht, einen mitternächtigen Nonnentanz wie in Robert dem Teufel, eine mythologische Kreisleriana — aber es muß uns Spaß machen.

Du siehst, Leser, daß ich mich nicht täusche über das Publikum. Ob über dich, das mußt du selber wissen.

Auch für dich, habe ich gesagt, gehört Muth dazu, mir zu folgen: der Muth einzudringen in das geheimnißreiche Mythenmeer, mit dem Proteus am Ufer zu ringen und vor keiner seiner Gestalten zu erschrecken.

Es ist schon ein eigenthümliches Gefühl, eine Wünschelruthe, einen gewöhnlichen zweigezackten Haselzweig, sich magnetisch neigen zu sehen über die Orte, unter welchen bisher unbekannte Quellen sich befinden. Man hat davon gehört, vielleicht daran gezweifelt. Und nun sieht man es,

verſucht es etwa ſelber mit Glück. So iſt es mit der Sprachforſchung, wenn ſie den ungeahnten Mythenquell, den uralten heiligen, in der verborgenen Tiefe des Sprachbewußtſeins, unter der Hülle alltäglicher Worte und Redensarten auffinden läßt. Wer die meiſte Luſt zum Zweifel und beſonders wer die meiſte Fähigkeit zu prüfen mit ſich bringt, ſoll mir am willkommenſten ſein. Dazu gehört im gewiſſen Grade die Vereinigung von Eigenſchaften, von denen man gewöhnlich glaubt, daß ſie weit auseinander liegen und ſich ſelten zuſammen finden; kritiſcher Verſtand, der nie den Zügel aus den Händen läßt, geſunde Vernunft, die nie das Ziel aus den Augen verliert und wiederum Witz, Phantaſie, Ahnungsvermögen, ein vom Morgenthau der Poeſie erfriſchtes Auge und ein geſchärftes inneres Ohr für die gehauchten Körper, welche von der Welt, den Göttern und andern uralten Geſchichten ſo wunderbar reden. Ich vermuthe aber, daß jene Vereinigung nicht ſo ſelten iſt, wie man glaubt; nur mag ſie ſelten auf die Probe geſtellt werden. Und dann noch Eins, und das iſt es hauptſächlich, was ich unter dem Muth des Leſers verſtehe. Die Freiheit der Unterſuchung iſt hier eben ſo ſchrankenlos wie ihr Gegenſtand, und jene, die Unterſuchung, weicht auf ihrem Gange vor Nichts zurück, auch nicht vor den verwegenſten Kombinationen, ſobald ſie in Mythe und Wort begründet ſind, ohne Scheu, hier ein Dogma, dort ein Gefühl zu verletzen, oder gar mit allmähligen Wogenſchlägen ein ganzes Syſtem, einen ganzen Unterbau vorausgeſetzter Meinungen zu untergraben und wegzuſpülen. Wer ſich anfangs nur an dem Witz, an der Phantaſie oder wol auch an dem Scharfſinn der Kombinationen, wie an einem zum Theil „wirklich wunderbaren Spiel“ erfreut, wird ſpäter nachdenklich ihr Syſtem und ihre Tiefe ſuchen. Manche altgewohnte

Verbindungen von Begriffen werden sich lösen, das wage ich vorauszusagen; damit ist aber das Bedürfniß gegeben, sich nach neuen Verbindungen umzusehen, für welche dann freilich diese Blätter selber keine festen Anhaltspunkte gewähren. Es muß also der geistige Reiz größer sein als jede andre Rücksicht, und unter solcher Annahme heiße ich auch den entschlossenen Leser nochmals willkommen.

Ein Bedenken hatt' ich hinsichtlich der Redaktion. Soll ich den Leser gleich in medias res, das heißt, in den wunderbaren Kreisstrom der Mythen versetzen, auf dem wir eine wahrhaft odysseische Irrfahrt durch die alte Erd- und Götterwelt machen werden? oder soll ich ihm, wenigstens theilweise, an meinen vorgängigen Forschungen und so zu sagen, an der ersten Entdeckung dieses Stromes theilnehmen lassen?

Er möge beurtheilen, am Schluß, ob der längere Weg, zu dem ich mich entschieden habe, nicht dennoch der richtigere war.

Die Sache verhält sich so:

Man kann den Fuß nicht in die Mythenwelt setzen, ohne die Macht einer gewissen Strömung zu empfinden: es ist der rollende Ring der Jahreszeiten, in dem alle Mythen, alle Götter und Helden der alten Welt sich bewegen.

Nun, das wußte ich längst, ehe ich überhaupt etymologische Forschungen anstellte; das wußte ich, wie so viele Andre, vor und nach Volney. In neuerer Zeit ist es namentlich das Verdienst des Professors Forchhammer, die Bedeutung der griechischen Mythe für die Ökonomie des griechischen Jahres und Landes nachgewiesen zu haben, wenn er auch Volney's einseitig astronomischer Deutung eine andere Einseitigkeit gegenüberstellt, indem er weder die

Sterne, noch die Geschichte, noch den Urzusammenhang aller Völkermythen in Betracht zieht, und über die rein physische, zumal athmosphärische Erklärung nicht hinausgeht, deren Wichtigkeit ich allerdings nicht verkenne und die ich auch der vorhergehenden Studie zu Grunde gelegt habe.

Es war mir, sag ich, nicht verborgen, daß die Mythen in dem ewigen Kreise von Tag und Nacht, Sommer und Winter und zum Theil in ganzen Jahrescyklen sich bewegen, so daß man, meiner Meinung nach, die Mythologie der Römer und Griechen nicht glücklicher darstellen könnte, als indem man sie, in der Weise von Moritz, in dem Rahmen eines religiösen Festkalenders einfaßt.

Aber es mag zum Beweise dienen, wie selbständig ich die Wurzelforschung trieb und wie wenig ich etwa nur die Bestätigung vorgefaßter mythologischer Ansichten bei ihr suchte, daß ich auf's höchste überrascht wurde, als ich an einer bestimmten Stelle meiner Untersuchungen die erste Spur der Symbolisirung des genannten Kreislaufes der Jahreszeiten in der Sprache entdeckte.

Zwar kannte ich schon früher den allgemeinen Begriff des Kreises und des Kreisens in mehreren auf die schöpferische und erhaltende Naturthätigkeit bezüglichen Urwurzeln, ja, wie man aus dem vorigen Versuche sieht, hatte ich bereits den ihm zu Grunde liegenden Ausdruck der polaren Wirksamkeit in der Sprache aufgefunden und nachgewiesen. Nur war ich weit entfernt, zu ahnen, daß die Sprache auf die bestimmteste Weise sämmtliche bedeutungsvolle Phasen der alten Mythenkreise in sich enthält und gleichsam zum geographischen Wegweiser darin dienen kann. Ich fühlte etwas von dem was dem Flavio Gioja durch's Herz geströmt sein mag, als er die geheimnißvolle Magnetnadel vor sich zittern sah. Doch überließ ich mich diesen, für die

Mythenwelt vielleicht nicht minder wichtigen Entdeckung, nur mit Vorsicht, wobei mir die vorleuchtende Mythe von dem die äußersten Grenzen der Licht- und Nachtwelt der Erde umströmenden Okeanos und die Fahrt des Odysseus wesentlich zu statte kam; so wie mit steter Rücksicht auf das Thema dieser, der Entwickelung der mythischen Begriffe des Geschlechtlichen, der Geburt und Zeugung gewidmeten Blätter. Was von allen Seiten her verlockend mich umringte und was ich dennoch nur benutzte, um gleichsam im Vorbeigehen die Lage und Richtung verschiedener Mythenstriche, zum Beispiel auch mancher biblischen flüchtig zu bestimmen — das alles wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen.

Die so eben erwähnte Untersuchung, die ein so wichtiges Resultat für die Mythenforschung geben sollte, betraf die mythische Natur der Lichterscheinungen und ihr Verhalten als machtvoll aufreizende Lebenspotenzen, wie sie sich auch in dem Begriff aller sprachlichen Lichtwurzeln darstellen. Es wird dem Leser nun vielleicht von doppeltem Interesse, daß ihm diese Untersuchung nicht entzogen wird; und dazu kommt, daß sie auch sonst auf den Grund geht, und mit einer Entwicklung des Ursprünglichen zusammenhängt, die ich später vielfach voraussetze.

Die Urbewegung des Weltalls, das Wirbeln und Kreisen der Elemente, wie aus dem Abgrunde heraus, scheint die Sprache in der Wurzel Aur oder Ur selbst darzustellen. In dieser Wurzel ist sowol das Elementarische, als die Kreisbewegung und damit der Ursprung aller Dinge enthalten.

ſie iſt die einfache Verbindung des Vokalhauches mit dem Buchſtaben **r**, der überall die Kreisbewegung, die Erregung und das Aufſprießende bedeutet.

Elementariſch iſt Aur das Wehen (lateiniſch aura das Lüftchen); die Nebelluft (altdeutſch hor und har); das Licht (hebräiſch aur); das Scharfe, Salze, Brennende (lat. urere) das Gold (aurum); der Schlamm und der Kiesſand am Meere (isländiſch aur); das Erz (engliſch ore) und die Erde. Und ſchon dieſe merkwürdige Zuſammenſtellung zeigt dem Kenner, daß alles Elementariſche und Kosmogoniſche der Mythenwelt in dieſer Wurzel ſich vereinigt.

Für die Bedeutung des Kreiſes und des Kreiſens ſpricht ſchon das Ohr, das muſchelförmig gewundene Organ. Ferner isländiſch aur der Bogen und unſer Ör die Öffnung, der Ring, wie in Nadelör. Es ſtürmt und wirbelt im griechiſchen horman, wovon horma, das Halsband. Auch die ſtürmiſch kreiſende Hexe und die Hertha mit ihrem Hornung und dem Hornen des Hirſches gehört hieher und vermuthlich das Jahr ſelbſt, ſo wie Ar, die Erndte und die Ähre; Aar der hoch in den Lüften kreiſende Vogel und Aar der ſtrömende Fluß. Her iſt in der Sprache ſowol die Luft als die Erde des Frühlings, und es iſt mir wahrſcheinlich, daß auch die Erde, die kreiſende bedeutet, wenn auch nicht von ihrer Kreisbewegung um ſich ſelbſt oder ihrer Ründung, ſondern von der plaſtiſchen Bewegung der noch naſſen ſich koagulirenden Theile, wie ſie noch in jedem neuen Frühling vor ſich geht. Ein bedeutſames Wörtlein iſt hier auch unſer: durtig *).

Und dies elementariſche Kreiſen des Aur fällt zuſammen mit der Bedeutung alles Urſprünglichen und Erſten, alles

*) Siehe früher.

Ur und Er in der Welt der Wesen und der Sprache. Daher heißt die Wurzel (gothisch) aurt; die Entstehung (lat.) ortus; das Wort (isländisch und schwedisch) ord. Daher der Name der kosmogonischen Urwesen Aurgelmir, Gros, Erebos, welche die erste Erregung aus dem Chaos, aus der Tiefe, den feurigen leuchtenden Wirbelschwung der Urstoffe im Weltall darstellen: Gold, Erz, Erden, Samen der Geschöpfe in dunstförmiger leuchtender Kreisung, ein elementarischer Urstrom, dessen Masse sich später zu Weltkörpern verdichtete — wie das ja auch mit der heutigen Theorie übereinstimmt. Alle diese Urgötter faßt der ägyptische Priester Manethe unter dem Namen der sieben Auriten zusammen. Die dicht um die Gä, die noch von der Dunstregion ungeschiedene Erde kreisende und zeugende Macht war der Titanenvater Uranos, dessen Vater, des Chaos Sohn, Erebos mit der Nacht auch den Äther und den Tag erzeugte. Den Uranus stürzte Saturn (Sat-ur) der das Aur setzte, niederschlug, so daß es zum festen Erdofen und Erdrunde sich bildete, über welchem das Himmelsgewölbe sich erhob. Griechisch oros ist die Grenze und der Berg.

Aur ist, nach der hebräischen Vorstellungsweise der Moment der Schöpfung, da Gott gesprochen hatte: es werde Aur! es werde Licht!

Dies Wort umfaßt, kosmogonisch, die Urstoffe und die ersten noch abstrakten Thätigkeiten der Schöpfung, die Schwere oder die Anziehung, und das Licht, die polaren Extreme des universellen Entwicklungsdranges. Das isländische aurar bedeutet geradezu Gewicht, daher Münze; ebenso schwedisch ore; indisch jar sinken, daher auch altera. Auch scheint die Schwere, altdeutsch suer, wörtlich hieher zu gehören. Es begreift dann auch wörtlich die Abstraktionen

von Raum und Zeit, den Ort und die Ordnung; so wie das Jahr, die Horen und lateinisch hora die Stunde.

Der allgemeinste Begriff ist also die Entstehung und zwar durch einen, die Bewegung und den Kreislauf des Lebens veranlassenden Reiz, welchen die hebräische Schöpfungsurkunde als das Schweben oder Kreisen des Geistes Gottes über der Tiefe bezeichnet. So erzeugt nach Sanchuniathon der Wind Kolpia mit seinem Weibe, Baau (der Finsterniß, oder der Tiefe) die ersten Wesen Protogon und Aeon, die wol so ziemlich mit dem Eros und Anteros der griechischen Mythe zusammentreffen.

Die Mythe sagt es, und das Wort bestätigt es, daß sich das Alterthum das Wirken der kosmischen Polaritäten als einen heftigen Zug vorstellte, welcher in kleineren und größeren Kreisen durch die Welt sich fort regte und bewegte — derselbe Zug, welchen wir heutigentages durch die ganze Metamorphose der Welterscheinungen hindurch als die von Innen herausgestaltende polare Thätigkeit und Gegenthätigkeit von Licht und Wärme, Elektrizität und Magnetismus — bis zu den höchsten geistleiblichen Gegensätzen, auf der Spitze der Organisation wissenschaftlich verfolgen.

So hat das Licht als die erste Offenbarung das All, als der erste Drang der Manifestation, durchweg den Charakter einer heftig und hastig rotirenden Bewegung, in allen Licht- und Farbenwörtern der Sprache, die ich einer nähern Untersuchung unterzogen habe. Die heutige Physik kann nicht lebhafter von dem großen Reizmittel des Lichtes reden, als die Sprache es thut, welche ihm einen kriegerischen, zerstörenden und doch auch wieder belebenden und befruchtenden Charakter mittheilt; es schauert über die Oberflächen hin, dringt in dieselben ein, verletzt sie, streift sie ab, legt sie nackt und bloß dar — erschließt das gebundene Innere

zum Leben. Das alles kann man der Sprache ablauschen und noch mehr. Sie zeigt sogar die Nacht, die nicht mehr die alte Finsterniß ist, sondern selbst erzeugt als Gegenpol des Tages, in geheimer Verbindung mit dem „zerstörenden, indisch nach, mit der Haut und der Schaam, griechisch nake, mit dem Nackenden, angelsächsisch uncennel, was auch so viel wie neugeboren heißt und mit ken zeugen und erkennen verwandt ist, woraus Genesis 3, 7 sein Licht bekommt: und sie wurden gewahr, daß sie nacket (arom) waren. Im Hebräischen heißt arom nackt und aroh zerstören.

Über die Farben und Lichtsymbole in der Sprache kann man sich Folgendes merken.

Das Rothe, Brahma's und aller himmlischen und indischen Herrscher Farbe, ist eine machtvoll radiirende und irritirende Farbe, so wie lateinisch ruberum roth mit robur Kraft in Verbindung steht. Es verweiset unmittelbar an den Lichtstrahl, den Radius selbst; an englisch ride, Imperf. rod das ist streifen, reiten und fahren; an retten und radere nagen. So ist das Weiße, niedersächsisch wit, die Farbe der Flammenspitze und des Gottes Schiwa, des sowol zerstörenden als zeugenden Gottes, des Gottes der Zweiheit, der Ausdruck für das Wett- und Quitmachen, für die Auffangung und Zurückwerfung der Lichtstrahlen, welcher Wechsel sich ausdrücklich als ein Doppeltes (beid) ankündigt und geistig Witz, das ist: Reflexion genannt wird. Durch ein ähnliches zartes Geheimniß der Sprache leitet sich das Blonde, die lichte Haarfarbe der Aegis schwingenden Athene und wol aller griechischen und germanischen Licht- und Luftgötter, wie der Germanen selbst, von indisch pal gehen, griechisch pallein schwingen, hallen werfen „hallen", ab und steht, wie gr. polos, lat. pallidus (bleich) bellus (schön) bloß (nackt) in Verbindung mit Pelt, Pell,

Pfeil, Spiel, und andern Wurfgeschossen dieser Wurzel, mit der reinen schieren glänzenden Haut (und, mythisch, mit der abgezogenen!), mit dem Blut und mit kriegerischer Kühnheit (englisch bold kühn) der Helden, wie z. B. des danach benannten gothischen Geschlechts der Balten. So erweist sonderbarerweise das Blaue, griechisch glaukos, nebst black, auf dieselbe Wurzel, nämlich bal, metathetisch bla, das Glänzende überhaupt, und mythisch auf lat. plaga Schlag und gr. pelekys, das Beil, womit die blauäugige Athene, die Göttin der heitern, blauen Luft aus Jupiter's Haupte befreiet wurde. So hat die Farbe der Vegetation, das Grüne, Verwandschaft mit griechisch gyros Kreisung, mit Gier und gieren, mit isländisch kaer geliebt, lat. carus, mit Lappländisch kuera die Haut-ripen, koerro die Rinde, mit gerben, Gerte, Ger, isl. geir Speer und Man, geira Frau (Frauenname), analog dem lateinischen viridus, grün, das ebenso mythisch auf vir (Mann) und Wehr hindeutet; wie denn auch das Braue und Greife derselben kreisenden reißenden Bewegung angehört, und das Alter, griech. geras, die Jahre, d. i. Kreisläufe bezeichnet. So bezeichnen braun und schwarz die Wirkungen des Brennens (Bermens) Brauens und Siedens und Gebens, ersteres mit der Inkrustirung, Verhärtung, daher gothisch brunjo Panzer, Harnisch (Horn, harte, undurchdringliche Haut, wie Sigfrids) letzteres mit dem Schwerdt (dem Flamberg, isländisch Brandr) und seiner triefenden und rauchenden (dunstverbreitenden) Klinge in mythischem Zusammenhang. So ist bekanntlich die Vibration, das Streifen (engl. to stroll) des Lichtes, der Strahl, gleichbedeutend mit Pfeil, Geschoß, weder die ehemaligen russischen Streltzen oder Schützen ihren Namen führten; so bedeutet Stern, englisch und holländisch star, ohne Zweifel die Wurzel von Strahl) die Iration des

leuchtenden, und nicht minder in Staar, den häutigen Überzug über den Augenstern, das geblendete Auge, das starrende Auge; ähnlich blind: das Licht und die Verletzung durch das Licht, die Korrosion der Haut, die Schimmerhaut, die Blende; so Schein und Schimmer der Wurzel nach sowol das Lichte, Heurige als die gereizte Oberfläche, die Haut (niederfächsisch Schin, englisch skin die Haut, wovon schinden, schänden, Scheide) und in beiderlei Beziehung die Schönheit, die Schaam (Hymen) und den Schaum. Und fragst du nach dem Blitze, so laß dir durch den Flitzbogen der Kinder sagen, daß er einen Keil, einen Bolzen vorstellt; auf der einen Seite an den Sonnengott Belus erinnernd, auf der andern demüthig an den in einer Nacht aufschießenden Pilz und an den Pelz, das Fell, also wiederum die Haut. Ich glaube, daß Bild und Pilz in einer uralten grotesken Verwandschaft stehen und daß Grund zu vermuthen, Pilat (der altteutsche Name für Bild: Pil-at, wie J. Grimm, Gr. 2, 237 *) theilt) habe ursprünglich die Bedeutung eines Reviergottes, einer priapischen Grenzsäule gehabt. Ich schließe das aus Gründen die gar sehr dieher gehören. Erstens weil die Wurzel Bil, das ist, Schuß, Wurf (niederf. pil senkrecht, Pfeil Spiel, z. B. die Kanonen spielen, das heißt wörtlich sie schießen) nachweislich sowol die Verletzung, den Schnitt (englisch bill die Hippe) die Scheidewand (z. B. Blende), die Grenze (wie ich vermuthe,

*) Wenn auch nur entfernt richtig; denn auch die Silbe lat, lit u. s. w., hat ihre Ansprüche auf selbständige Geltung. Das Wort gehört zu den vielen uralten Wörtern, in welchen der Mittelkonsonant zugleich der Charakterbuchstabe einer neuen gleichbedeutenden Wurzel.

ist das Flüßchen, die Bille, nur der Grenzfluß, nämlich zwischen Sachsen und Slaven, gleich den deutschen Saalen, die Salz- und Grenzflüsse sind); andrerseits den Phallus (niedersächsisch Pilat) das Symbol der Fruchtbarkeit und des Überflusses (Fülle, lat. pollere) wie — der Zerstörung, in den Kreis ihrer Bedeutungen zieht, und weil ähnliche Kombinationen in den nordischen Sprachen, so isländisch raeda Schreckbild, altschwedisch ro und rör Grenze und rär, dänisch rær, altdänisch rædier die Ruthe, bereits auf ähnliche Vermuthungen geführt haben.*)

Doch um mit diesem allen, worin die Keime ganzer Abhandlungen liegen, zum Schluß zu kommen, so sei er mit dem Lichte selbst gemacht. Das Licht, gothisch liuh-ath, drückt in seiner Hauptwurzel lich oder luch, indisch loch, lateinisch lux, etwas aus was man bildlich als eine aus einer dunkeln Öffnung (Loch) hervorzüngelnde weiße Flammenspitze darstellen konnte.

Zwar ist das Ätherlicht mythisch das Symbol des Unendlichen, der höchsten Freiheit und Reinheit; doch das Licht als Weltoffenbarung stellt auch den Gegensatz, die Entzweiung, den Widerspruch alles Erschaffenen, das ewige Entstehen und Vergehen der Dinge ursprünglich in sich dar. Es ist die schöne lachende und lockende Lüge der Erscheinung, ein Widerspruch zwischen dem unendlich Beweglichen und Starrem, zwischen Fügen (lat. ligare) und Lösen (lichten, dänisch lys das Licht), zwischen Nähern und Entfliehen, Gewähren und Entführen, Geben und Nehmen

*) Runenwörterbuch von U. W. Dieterich S. 92. Der Verfasser erinnert zugleich an die sogenannten Halristningar. Auch verdient seine Zusammenstellung zwischen altdänisch rædier und Revier Erwähnung.

(leiben im Doppelsinn). Licht ist, in seiner nächsten Bestimmtheit, was über die Oberfläche streift, was in einer Flucht hinläuft, was die Lage, Länge, Fläche der Dinge, das Lei, altheochdeutsch die Gestalt (noch in mancherlei) das An- und Aussehen, engl. the look, den Körper (ehemals Leichnam), das Fleisch, überhaupt das Gleiche, den Schlag, das Geschlecht, das Gelichter, das beweglich Starre für das Auge leitet und bestimmt *). Licht ist was mit einem Schlag (englisch lash) da ist wie der Funke aus dem Stein, wie denn auch ein berühmter Forscher sich keine genialere Art der Lichterzeugung vorstellen konnte als diese. Licht ist was durch das gebietende Wort, durch den Flügelschlag des Geistes aus der verschlossenen Tiefe entsprang. Aber Licht ist auch seiner Natur nach das Leuchtende und Verschlingende des Abgrunds und wie es entstanden ist, ein Bild des Liebreizes und der Schönheit, aus den Wassern der Tiefe, so erlischt es wieder in ihnen, so geht es und alle von ihm verklärte Gestalt, wie Baldur selbst der lichteste aller Lichtgötter des Nordens, zuletzt wieder in die Tiefe zurück. Überall aber kommt uns die Verbindung des Lichts, wie mit der Wärme und dem Feuer, so mit dem Schlüpfrigen und Abgründlichen des Wassers entgegen, daher auch mit dem was leeg ist (ein unübersetzbares niedersächsisches Wort für feucht, niedrig, arg, begierig, listig, krank sein, wegen Überfluß an Feuchtigkeiten und in entzündlicher Weise) dann mit der verführenden Schlange, dem Ansehen der glänzenden Frucht des Herbstes: wie sie schön! Bekanntlich kommt das Licht im englischen look auch als Sehen, Erkennen vor; desgleichen

*) Der Baumschlag und der Schlag, d. i. die Hölzung scheinen sich zu Licht zu verhalten wie lucus die Hölzung zu lucere leuchten. Auch vergleiche man Lage und locus.

in luchsen (lux) außer dem Begriff des Scharfsehens, im Dunkel Sehens, mit dem der schleichenden Heimlichkeit und Dieberei, wie auch in dänisch lys (Licht) ein leises listiges Hinstreifen an der Grenze, am Saum (lisière) sich bemerklich macht. Bereits früher hat man aber schon *) auf die Verwandschaft des Lichtes, lateinisch lux, mit dem griechischen lykos Wolf hingewiesen, ein Bild des schleichenden Raubes und der winterlichen Überschwemmung.

Es ist eben die manifestirende Eigenschaft des Lichtes, in unendlicher Freiheit die Oberfläche reizend zu umspielen, sie abzuzeichnen, gleichsam scharf abzureißen, überall zu scheiden und zu unterscheiden, die Grenzen zu bestimmen, und doch alles wieder auf einmal zum Vergleich zusammenzustellen, ganz wie der Geist in Scharfsinn und Witz sich äußert. Und wie seine Wirkung dachte man sich seine Entstehung: zerreißend die dunkle Hülle des starren geschlossenen Seins, durch Zerstörung zum Leben weckend, aber zum Leben, das wechselnd und unbeständig seinen Kreislauf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Nacht vollbringen muß.

Mit dieser Einsicht in die mythische Natur des Lichtes sind wir aber an die Pforte eines so schreckenden als reizenden Geheimnisses angelangt. Rings herum sprüht die neidische Wasserlohe, wie einst um die Burgen der verzaubert schlummernden Schildjungfrauen des Nordens; ja es will mich bedünken, als ob der Cherub selbst mit hochgehobenem

*) Boines, in den Runen.

Flammenschwerdte uns entgegentrete und als ob wir nun erst in Wahrheit uns der Stätte näherten, welche einst das Glück und den Fluch der ersten Sterblichen — ein ewiges Bild für eine ewige Geschichte — umschloß. Aber die kreisende Wasserlohe und das hin und herfackelnde Schwerdt des Cherubs schrecken uns nicht, locken uns nur; denn von dieser Flamme hoffen wir gerade, daß sie uns das Dunkel der alten Mythenwelt beleuchten soll.

Wir wissen bereits, daß im mythischen Naturleben so feindselig scheinende Gegensätze wie Wärme und Kälte, Licht und Finsterniß, Leben und Tod sich nur begrenzen und auseinanderstoßen, um den ewigen Kreislauf der Erneuerung der Dinge zu vollziehen.

Diesen Kreislauf zwischen den Polen des Lichts und der Finsterniß zeichnet die Sonne in ihrer scheinbaren Bahn durch die himmlischen und unterweltlichen Räume mythisch symbolisch für das Alterthum ab. Sie geht unter in den Wassern des Westens, des Abends, sie stirbt; aber ihr Niedergang, ihr Tod ist nur ein Zurückziehen in die Geheimnisse der Nacht, die schon auf ihrem mitternächtigen Scheitelpunkte die Schauer und Lichtzeichen des neuen Tages verräth. Darum ist auch nicht der glühende Süd, sondern der steifwindige kalte eisige Nord, allen sowol physischen als astronomischen Völkermythen zufolge, der Träger, Heber und, doppelsinnig, Reizer des Lichtes, mit einem Wort und mit einem dies alles umfassenden Wort: der Bor, von dem der kleine Bär mit seinem Schwanzpolarstern, und der große Bär am nördlichen Nachthimmel ihren Namen und unheilbringende Bedeutung führen, und woher letztgenanntes Sternbild auch als Eber (Bär ist Bär und Bor, lat. porcus Schwein), als Wagen und egyptisch als Esel Typhons, gleichsam nach der bekannten und doch unverstandenen

Redensart, als Esels- oder Lichtbrücke (isländisch bro) im erotischen Nebensinn aufgeführt wird. Auch der Boreas, der Nord- oder vielmehr Nordostwind der Römer, ist wörtlich nur der Träger oder Bringer des Lichtes.

Kennt ihr den Lichtbogen, der sich nächtlich über den Norden nach Osten hinzieht? Er ist, nach der griechischen Mythe, der Wiederschein aus dem Okeanos oder des Sonnengottes, der in einem goldenen Kahn die einsame Fluth des Okeanos rund um die Nachtseite der Erde dahingleitet. Diese über die fernen Fluthen des West- und Nordmeeres hinziehende Lichtbahn, die uns so wohl erklärlich, wurde im Alterthum offenbar die Veranlassung zu einer großen Zahl von Mythen, in welcher sowol die Licht- als die Nachtgötter und namentlich gewisse Doppelcharaktere der Mythe, reizend verderbliche Gewalten, ihr Wesen trieben. Bedeutsam für diesen leuchtenden Nachtkreis war der Wind, der sich nach Sonnenuntergang zu erheben pflegt und mit der alten Vorstellung, daß die Nacht, gereizt vom Winde Mutter des Lichtes wurde, zusammenfiel, vielleicht dieselbe erzeugte.

Nun erinnere man sich, daß der griechische Sonnengott Helios, lat. sol, schwedisch und dänisch sol, gothisch sauil, althochdeutsch sunil, die Sonne, ein Erzeugter des Hyperion von der Theia genannt wurde, also von einem der übermüthigen, in den finstern Tartarus gestürzten Titanen abstammte, der selber ein Sohn des kreisenden Leuchthimmels, des Uranus, und der Gä, der Urerde war. Wer ist Hyperion? Wörtlich der Überzieher *). Wie es nun nicht leicht eine kosmogonische Mythe gibt, die sich nicht vor

*) Der Vorübergehende. Vergleiche Ulle und den wandelnden Gott bei Mojes.

unsern Augen täglich von Abend zu Abend, oder jährlich von Winter zu Winter in dem periodischen Laufe der Naturerzeugnisse wieder abspiegelte, so auch hier: jener glänzende Nachtstreif, der aus der Tiefe hervorleuchtet, ist hier, in dieser Mythe, der Titan Hyperion der seine leuchtende Nachtfahrt macht und die Theia (gothisch saiw die See) umarmend, den Sonnengott Helios erzeugt. Und auch biblisch war das Licht ja eher als die Sonne.

Einen ähnlichen Zusammenhang hat der wandernde Lichtstreif mit dem Julfeste der alten Skandinavier und Deutschen; ja wir werden es höchst wahrscheinlich finden, daß jener Lichtstreifen selber den Namen Jul führte. Das Julfest wurde durch fröhliche Gelage begangen zur Feier der Wintersonnenwende, der zurückkehrenden Sonne, in welche Zeit auch die heilige Nacht, die Weihnachtsfeier der Christen verlegt wurde. Der isländische Name dafür ist Jol. Im Lappischen, das mit dem verwandten finnischen dem Sanserit so nahe steht, wird ein lichter Streifen am dunkeln Himmel jälo genannt, das Weihnachtfest joula-passe. Nach der Erzählung des Procopius sandten die Bewohner der äußersten Thule, das ist, des äußersten der Thul- oder Jul- oder Hol-länder*) oder jener westlichen und nördlichen Seeländer, die noch heutzutage von Gallien und Belgien an unter diesem Namen (Holland, Holstein, Jütland, Sylt, Helgeland, Hallant, Seeland) einen Kranz bis nach dem hohen Norden bilden, alljährlich, nachdem sie fünfunddreißig Tage in Nacht

*) Der Grieche konnte das nordische j, hj nicht wol anders wiedergeben, als durch sein, auf englische Weise, lieplades th. Eine indische Mythe theilt die Erde in sieben Stufen oder Inseln; die nördlichste heißt Thul: dort herrscht Skand der Gott des Krieges und Svadha (Svea) seine Gemalin.

gesessen, Kundschafter auf die Gipfel der Berge, um ihren am Fuße der Berge noch im Dunkeln befindlichen Brüdern, die erste Hellung des Horizonts, das Zeichen der wiederkehrenden Sonne zu verkündigen. Das Julfest war das Hauptfest dieser „Kimmerier“, die am Kimming, am äußersten Horizonte *) und Küstenrande der See wohnten, von da an wo die Sonne unterging, wo der Berg Leukas emporragte, wo zwischen den (spätern) Säulen des Herkules der Okeanos eindrang, der hier seine Quelle hatte, wo Elysium war, aber auch unfern von ihm der Eingang in den Tartaros, wo die Hesperiden, die Töchter der Nacht, die goldenen Äpfel bewachten, kurz wo das Alterthum mit einem den Meisten wol unerklärlichen Widerspruche, einerseits in lichtlosen Nebeln das elende Kimmeriergeschlecht, ähnlich den Schatten der Unterwelt, hausen ließ, andrerseits die höchsten Seligkeitsahnungen und die dämonischen Liebesmächte hinverpflanzte, wie denn auch der zauberische Kirke, der „schöngelockten melodischen Göttin“ männerverderblicher Aufenthalt, nach Homer, nur eine Tagereise zu Schiff ostwärts von dort entfernt lag. Daß aber das jauchzende Fest des neu erzeugten Sonnenlichtes bei den Kimmeriern seinen Namen von dem Jol des Himmels bekam, wird durch die fernere Verwandschaft des Wortes mit isländisch hiol, schwedisch hjul Rad, bekanntlich das Sinnbild der Sonnenscheibe, nur bekräftigt. Der gellende wildfröhlige Schallaut der Wurzel — und ich muß es beiläufig erwähnen, daß jede alte Wurzel ein ihr eigenthümliches Schallwort gebildet zu haben scheint — das bacchische jo! das auch in Juch! Jauchzen, Jodeln sich vernehmen läßt, ist nicht minder bezeichnend für die herrschende Festfreude als die Ausdrücke: isländisch hiula schwatzen,

*) Kimming heißt frisisch der Horizont.

juls lallen, schwedisch jollra und jåla lallen, kosen, jolla spielen, französisch jouer, für einen zarteren und heimlicheren Liebeskreis, der sich um dieselbe Wurzel schlingt.

Doch warum ziehe ich nur dem deutschen Ohr fremdklingende Wörter bieher, da ich durch einen einzigen deutschen Laut den in Himmel- und Höllenschein spielenden Wurzeldiamanten darlegen kann? Denn was ist das isländische jol und lappische jällo anders als unser hell, schwedisch gnell, und metathetisch Licht und Lohe! Welcher Sprachforscher wird die in und durch einander gewachsenen Wurzeln trennen? Keiner wenigstens, der ihnen in das heilige Düster ihrer gemeinschaftlichen Gedankenquelle gefolgt ist; keiner zum Beispiel dem über das Doppelverhältniß des schönen aber falschen nordischen Loke zur Hel und den Dämonen der Nachtwelt, wie zu den lichten Asen nur ein Schimmer von Begriff aufgegangen ist.

Mitten im Dämmer und Düster der Abendgegend sehe ich einen verführerischen alles mit sich fortreißenden Strom von Licht und Schönheit seinen wie vom Winde gehauchten Bogen schlagen; weichlichen Jünglingen schon bald nach seinem Ursprung zum Verderben, zum Fall in die nächtliche Tiefe gereichend, starke Seelen aber, siegreiche Lebenskämpfer wie im Triumphe über den Abgrund hinübertragend zu dem neuen Tage, der allen treuen Kämpfern verheißen ist. Und diese mythische Vision, sie enthält alles, was die mythischen Religionen der Erde von arbeitenden und duldenden Heroen, von Sünde und Tod überwindenden Weltbefreiern, von Geburt, Wiedergeburt und unsterblichem Leben uns überliefert haben.

Nennen wir die gemeinsame Wurzel Hel, das ist, lassen wir diesen Wurzellaut als Stellvertreter der mannigfaltigen Verbindungen eines der Kehl-Gaumen und Hauchlaute

mit dem flüssigen und elementarisch flüchtigen l (also k, g, h, ch, j und resp. ſ — l) vermittelst irgend eines, für die Wurzelbedeutung gleichgültigen Vokals uns dienen. Wie nun nach einem allgemeinen durchstehenden Gesetze der Sprachbildung, das ich hier nochmals in der Kürze berühren will, sämmtliche Kehl- Gaumen- und Hauchlaute, also auch die Wörter in welchen sie den charakteristischen Wurzelkonsonanten bilden, die organische Urbedeutung des Hohlen und und Gewölbten, näher des Höhlenden und Hüllenden, des Kreisenden und Geschwungenen, und was die Hauptlaute betrifft zugleich des Hastigen und Heftigen haben, woraus sich die übrigen oft entgegengesetzten Bedeutungen wie des Dunkeln, Kalten, Zusammenziehenden (besonders in K) und des Gährenden, Heißen, Hellen, Ausdehnenden, in steter Grundbeziehung auf ein Hohles und Höhlendes und in häufiger Beziehung auf das Geschlechtliche ergeben, so sehen wir dies wichtige Gesetz auch an der obengedachten Wurzel auf das reichste und feinste ausgebildet. Die Wurzel Hol würde schon als Ho oder Ko die Bedeutung des Hohlen, Höhlenden und Hüllenden haben, wie zum Beispiel urſymbolisch in der Kuh, dem bekannten mythischen Geschlechtsbilde des Weiblichen, der gebärenden Erde; verwachsen mit l erhält es noch die elementare Beweglichkeit und Elasticität dieses sylfenhaften Buchstabengeistes.

Wir die wir bereits die sprachliche Verwandschaft zwischen der See, der Seele (schwedisch själ) und dem Sil (metathetisch lys das Licht) als ein Hohliges, als Licht, Athem, Wind und mythisch als einen leuchtenden Vogen kennen gelernt und so eben noch das Licht und die Lohe als Loch, Öffnung, wir blicken nun unmittelbar in die verborgene Tiefe dieser, gleichsam den Abgründen der Schöpfung angehörigen Verbindung hinab. Denn der Urbegriff aller der

Wörter, für welche wir die Wurzel Hol als Repräsentanten aufgestellt haben, ist eben das Hohle, das Hol, wie es altdeutsch und niedersächsisch lautet, nicht sowol im passiven Sinn eines bloßen Zustandes des Leeren, sondern im aktiven des Hohlens und Kreisens, des Ziehens durch ein Loch, wie jeder Niedersachse weiß, der sich der Redensart: es holt tet halt) von dem Luftzuge durch eine Öffnung statt des Hochdeutschen: es zieht, bedient. Die entsprechenden indischen Wurzeln sind hul, höhlen, und chal bewegen, durchdringen. Das Hohle und die Kugel, schwedisch kula, die beweglich rollende, die im Sonnenball, wie im Wassertropfen der mächtigen Zentripetal- und Zentrifugalkraft folgt, sind einer Wurzel. In der Sprach- und Mythenschöpfung ist aber das Hohle stets das Werk eines Höhlenden und Hüllenden das darin waltet, eines Geistes wie derjenige, durch den wir die Luft einziehen, Athem holen, eines Prinzips, das den Stoff, die Hyle bereitet, das sich Höhlen baut und sie bewohnt, wie die Winde mythisch aus Felshöhlen daherstürmen, und wie physiologisch sich wol in Wahrheit sagen läßt, daß der Athem früher da ist als der athmende Hals, der vom Athemholen den Namen hat, und als die Lunge, welche ebenfalls derselben Luft- und Lichtwurzel angehört *), daß der feurig kreisende Lebenshauch, die Seele, stets und von Ewigkeit her, früher da ist als alle die großen und kleinen Rohren, in welchen die Luft, das Blut, der Nervenäther und andere Präparate des Lebens zirkuliren und daß sie es ist, die Seele, welche dies alles

*) Die Wurzel der Lunge ist lug, metathetisch gul. Der Hals stammt von der Wurzel Hel, in der Bedeutung des Hohlen, Höhlenden, Hauchenden und des Gewölbten, Hohen.

zu ihrem oder vielmehr des großen Geistes kleinem Tempel, die ganze Welt im Raum einiger Spannen, schafft und gestaltet. So dachte sich auch das Altertum die Bewegung des Himmels (lat. coelum von gr. koilon, hohl) oder vielmehr der Himmel, als einen Hohlschwung, [illegible]ete, wie Zoroaster, in luftigen Höhlen und Grotten mythisch astronomisch das Weltall, oder widmete dieselben dem Weltgeiste, der nach Pythagoras, diesem ersten griechischen Philosophen, der nicht tiefer stand als die Mythe, sich von dem Zentrum der Weltkugel allenthalben hin verbreitet, als die Ursache des Lebens und der Bewegung, dargestellt durch das Zentralfeuer oder den Quell des Athers, in welchem alles Göttliche und Unsterbliche wohnt. Und folcherweise werden wir uns mythisch, das heißt in dem Bereiche der Urwurzeln, alles Hohle als ein Höhlendes, von Innen heraus energisch Wirkendes vorzustellen haben. In höchster philosophischer Bedeutung ist das Hohle die innere Unendlichkeit, die Monas oder der mathematische Punkt dynamisch gedacht, dessen auf der innern Unendlichkeit des Raumes beruhende Annahme eben so geistig zwingend ist, als sie sich physisch widersprechend erweist, indem schon gleichsam eine unendlich geringere Energie der Zusammenziehung, physisch der Kälte, eine unendlich größere Ausdehnung, physisch Wärme erzeugen würde, daher denn auch die Schöpfung als eine Ausgleichung dieses Widerspruches vorgestellt werden kann, insofern, mit Plato zu reden, der Monade der Monaden, der einen innern unendlichen an und für sich seienden Energie — Gott — die äußere Unendlichkeit des mit Wesen und Kräften angefüllten Weltenraumes entspricht. Für die kühne Seglerin Phantasie ist freilich hier kein Ankergrund mehr, und was anders als das hehle Nichts mag der arme Jüngling angestarrt haben, als er, voll zitternder Erwartung des erhabenen Anblicks,

den Schleier des Bildes von Sais aufhob! Das Heilige *) ist wörtlich das was das All, altsächsisch hêl, griechisch holon verstellt, zum Ganzen strebt, den geweihten Kreis füllt, zuletzt mit einem für unser Ohr und alles was Gefühl, Phantasie und Sinn an uns ist, schrecklichen Ausdruck, das Hohle, das will aber sagen, der sich ewig in sich selbst in seiner innern Unendlichkeit zusammenfassende Weltgeist. Und so ist auch Held und Heiland im mythischen Sinn, der Halbgott, der schwer arbeitend, zum Ganzen strebt, niederfahrend in die Hölle, altnordisch Hel **) das ist der dunkele Winterhalbkreis des Jahres, die Hölle selbst besiegt und, vergönnt mir einen alten tiefsinnigen und schlagenden Ausdruck, das Stück holend, sich zum Lichtkreise des Tags, des Jahrs, der Jahrtausende aufschwingt. Der — und auch das ist ein unzertrennlich mit dem mythischen Heldenthum verbundener Wurzelbegriff — der die gemeinsame Schuld (englisch guilt, lateinisch culpa) mit der Strafe, dem Arbeiten, Leiden und Sterben auf sich nimmt und für Andere den Preis des Lebens, die goldene Frucht der Unsterblichkeit erringt. Denn jeder Held ist, wie der göttliche Ase und der Ask, der kämpfende, der heiß arbeitende und ringende, der dienende; seine ewige Aufgabe ist wie die der Sonne, den Lichtbogen durch die Welt zu spannen, das Schlechte

*) In einem altdeutschen Glossarium heißen die Priester Heilbasiane; bei Isidor gheistar das Opfer.

**) Man sieht, wie irrig es ist, wenn Sprachforscher die nordische Hel von unsrer Hölle und der sagenhaften Frau Holle trennen wollen. Der Grundbegriff ist das Abwärtsziehende, und wie sich damit die Vorstellung von den äußersten Graden von Kälte und Hitze vereinigte, mag aus Obigem mindestens geahnt werden.

und Lebensfeindliche zu bekämpfen, die winterliche Überfluthung zu bändigen, die Lebensfackel über sie hinzutragen und selber in den Tod gehend, die Welt von Krankheit, Übel, Sünde, Tod zu befreien.

Für diese Bedeutung des Helden, althochdeutsch halid, den wir uns allerdings vorzugsweise mit Helle und Glanz zusammen denken müssen, sprechen: indisch khal binden, verknüpfen, isländisch heldan arbeiten, hildur Schlacht, das deutsche hellen und helen, letzteres so viel als abfließen machen, in die Hel leiten. Ein tiefbezeichnendes Wort für den mythischen Helden der zugleich ein Held in der Liebe ist, ein Herkules, Simson, Krischna *), und jedes andere Licht- und Sonnensymbol und selbst in der uns bekannten idealsten Gestalt des mythischen Heldenthums als geistiger Bräutigam erscheint, ist das altgermanische Wort Galant, das, noch heutzutage im Englischen, mit dem Ritterthum die Liebe vereinigt. Es ist das wieder das heftig wirkende, ungestüme, bitter scharfe, todeskalte und zuckend glühende, vernichtend kämpfende und in Liebesflammen läuternde Element, das in der gemeinsamen, hier als gal erscheinenden Wurzel lebt, das Licht- und Lebensbannerthum, das wir später noch in den geheimnißvollen Ulle kennen lernen werden: Auch hier thut sich der Abgrund, aus dem das Licht entsprungen, geheimnißvoll auf in isländisch gil die Spalte, gilia spalten, gilia konu ein Weib schwächen, altschwedisch gillia zur Liebe reizen, gal brünstig, geil davon der Keiler, der Eber, (man denke an das Sternbild) seinen Namen hat.

*) Die letzte, fast Don Juanhafte Erscheinung des indischen Mittlers, Wischnu.

An sich aber ist die Fluth, das Wasser der Tiefe, wie wir wissen, das gewaltige Medium der weltschaffenden und weiterhaltenden Energie, die wir in der Mythenwurzel Hel aufgedeckt haben. Die Salzfluth, gr. hal das Meer, ist ja eben der ausgefüllte Abgrund zwischen den beiden mythischen Welten des Lichts und der Finsterniß, die Materie, welche die schneidenden Gegensätze des Lebens in ihrem Schooße trägt, oder an welcher sich die Polaritäten der Schöpfung dermisch organisch entwickeln. Die Salzfluth, die lebendig athembolende, aus welcher der strahlende Helios emporsteigt, der Sol, und die wiederum mit dem düstern Tartarus und den angeketteten Titanenmächten in alter Verbindung lebt, die kalte, scharfe, feurige, bittre, zeugungsunlustathmende, jodkräftige Salzfluth, die weltverbindende, weltumfassende, die einerseits nach alter Vorstellung um die Erde kreist, westwärts und nordwärts die Thulländer umschifft und die uralte Zolle des Nordens wie den Lichtnachen des Helios auf nachtschimmerndem Rücken trägt, und die andrerseits, inmitten der beiden Erdhälften, der nördlichen und südlichen, hindurchfluthet und den mythischen Aequator, die kuppleirische Mittellinie der alten Welt, die Schlange ihres Midgard oder Midjungard *) bildet.

Mitte und Hälfte — diese Wörter gehören der Dialektik und Mythik des Sprachgeistes in einem so hohen Grade an, daß man ohne ihr Verständniß hier nirgends tief eindringen wird. Die Mitte, altdeutsch mitti, gothisch midjis, indisch madhyan, lateinisch medium, griechisch meson, gehört derselben bereits erwähnten Wurzel an, welcher der Mutter- und Vatername entstammt, nämlich der Verbindung

*) Midjungard heißt gothisch der bewohnte Erdkreis, ursprünglich der umzäunte oder umdämmte Mittelstrich der Erde.

des Lippenlautes m (b, p, w, f) mit dem Zahnlaute l (d, resp. th und s). Eine ausführlichere etymologisch-mythologische Analyse dieser Wurzel wird die Behandlung der Wodan-Mythe bringen. Die Mitte ist das lebendig Wirksame in Beziehung auf zwei Hälften, welche durch sie so getrennt als vereinigt sind, wie der Mund *), und es gehört daher ganz wesentlich zu ihrem mythischen Urbegriffe, ein Flüssiges darzustellen, weil, wie wir wissen, nur das Flüssige ein solches lebendig wirksames Medium verwandtschaftlicher Wechselwirkungen abgibt. — Ähnlich verhält es sich mit der Hälfte, ein Wort, von dem ich wol nicht zu bemerken brauche, daß es der Wurzel Hol angehört. Halb ist das Eine, das nicht für sich, sondern als Bedingung und Hülfe für das Andre da ist. Das Halbe ist zugleich die Entzweiung und die vollkommene Berührung und Deckung der Theile eines Ganzen. Jeder andere Bruch ist nur ein Bruchtheil, der mit dem entsprechenden verbunden, das Ganze nicht herstellt, den Riß oder die Kluft des Ganzen nicht füllt. Für den Ausdruck der Entzweiung wäre es hinlänglich gewesen, ein Zweitel zu sagen, und weiter würde es der tiefere Sprachverstand auch nicht bringen. Doch die Sprachschöpfung wollte ein Wort, das der Einheit über die Entzweiung den Sieg verlieh und bildete dasselbe aus jenem tiefen Geisterhauche, der, ob göttlich oder dämonisch, den mysteriösen Hebzug des Alllebens verkündigt. Jedes Halb ist eine Tendenz zum Heel, dem Ganzen, eine Fügung zu seines gleichen, zu seiner andern Hälfte, auf mittlerem Wege, gleich einem Kugeldurchschnitt auf der Ebene des Mittelpunkts; jede Hälfte, wie das lateinische dimidium, ein durch

*) Ein vor einem Schlußkonsonanten stehendes n ist, der Regel nach, bedeutungslos; doch gibt es auch manche Ausnahmen.

die Mitte Gebendes, wobei sich mythisch der Begriff der Kluft wiederholt, die sowol die Scheidung als altsächsisch eine Geschlechtsverbindung, wovon Klub, bedeutet. Mit dem Begriff der Ausfüllung und Vermittelung ist denn freilich auch die ganze Elementarkraft der Wurzel lebendig. Und wie die Mitte mit der Wind- und Wassersilbe Wet und mit dem samenreichen Urwasser, dem Mot, zusammenhängt, so die Hälfte mit dem leuchtenden und webenden Hal, der Salzfluth und mit der leibenden und kleidenden Gestalt, welche sie mythisch, zum Beispiel in der Fabel des Pytheas von dem geronnenen Meere der äußersten Thule im Norden annimmt.

Erst nach diesen Voraussetzungen wird man die Mythenwelt des Alterthums richtig verstehen. Man werfe einen Blick auf die kleine homerische Weltkarte, welche Voß seiner Übersetzung der Odyssee beigegeben hat; Johann Heinrich Voß, der verehrungswürdige Mann, der Luther Homers, der Banause — so nannte ihn sein perfider Freund, der Begeisterung schnappende Stolberg — der die griechischen Götter mit neuen, treu und emsig genähten Schwungsohlen versah, mit denen sie hinfort auch die deutschen Gauen und sogar die niedersächsischen Marschen, gleich einem Jonien der Nordsee, durchstreifen konnten, und der mit so grimmigen klotzigen Hieben die Symbolschwärmer seiner Zeit regalirte, die ihm das klare Wort seines Homer und den seligmachenden Glauben an das Fleisch und Blut — der nackten selbstgenügsamen Schönheit der griechischen Götterwelt rauben und dieselbe mit verdächtigem christlich-orientalischem Symbolqualm umhüllen wollten — Ehre seinem Andenken!

Auf dem erwähnten Abriß der altgriechischen Vorstellungen von der Erde sieht man dieselbe als eine von dem tiefstuthenden Okeanos umränderte Scheibe vor

sich. Allein der Okeanos steht durch zwei Öffnungen, eine im Westen, die heutige Straße von Gibraltar, die andere im Osten hinter Kolchis, ostwärts von dem Gestade des heutigen schwarzen Meers, mit der heiligen, unermeßlichen, purpurnen Salzfluth, den ungeheuren wüsten Wassern in Verbindung, wozwischen der Erdkreis in zwei Hälften, nach dem Tage und der Sonne hin (nach der Lichtwelt, nach oben) und nach der Nacht (der Schattenwelt, nach unten) getheilt erscheint, so daß die eigentlich menschlichen und glücklichen Wohnsitze die Uferländer jenes Mittelmeeres bilden. Diese Mitte soll man sich ausgehöhlt denken, die Erdränder, vorzüglich die nördlichen, hoch.

Bei der westlichen Öffnung, in der Nähe des Felsens Leukas, des Weißen, Leuchtenden, da wo das Land der umnachteten Kimmerier liegt, nach Norden zu sich ausdehnend, nimmt der Weltstrom Okeanos seinen Ursprung. Von hier gleitet er in einem Bogen nach Norden und Osten, auf welchem andern äußersten Punkt der Mittellinie er durch eine Öffnung in das Mittelmeer eindringt. Hier ist es, von wo die Gottheiten des Tags und der Sonne, Eos und Helios, ihren himmlischen Lauf beginnen, nachdem sie die nächtliche Rundfahrt gemacht und zuletzt in dem Sonnenteiche, auf dem Durchgange des Okeanos in den Phasis und das Meer, sich ausgeruht haben. Und woran gemahnt jener Sonnenteich anders als an das wunderbare kaspische Meer, das an den Ufern süßes, in der Mitte salziges Wasser hat, bei den mächtigsten Zuflüssen von der Wolga, dem Ural und andern wasserreichen Strömen dennoch seinen Wasserstand nicht erhöhet, obwol man nirgends (die Mythe mag mehr in die Tiefe gesehen haben) Abflüsse an ihm bemerkt. Aber dies angenommen oder nicht — es hat keinen Einfluß

auf diese Darstellung — ist es wenigstens interessant zu sehen, wie in der altgriechischen Geographie der äußerste Ostrand ihrer Fabelwelt, der Sonnenaufgangspunkt ihrer Erdscheibe, genau mit den Gegenden zusammenfällt, welche wir für die Geburtsstätte des menschlichen Geschlechtes zu halten gewohnt sind.

Ununterbrochen strömt aber der Okeanos, der von Homer vorzugsweise der tiefe genannt wird ohne nähere Angabe der Art seines Wassers, weiter nach Süden, um die ost- und westwärts von den frommen Äthiopen bewohnte Taghälfte der Erdscheibe herum, bis er zu der westlichen Öffnung gelangt, wo er abermals, aber ausgängig in den salzfluthigen Weltmittelstrich einströmt.

Um diesen Ausgang- und Endpunkt der Strömung herum gibt es nun ein gar verwirrtes Strömen und Strudeln von himmlischen und höllischen Flüssen, ein derartiges, daß selbst unser Johann Heinrich Voß, der doch eine Zeitlang Schulmeister war in der untern Elbgegend, bei dem Ausfluß der Elbe in die Nordsee, wo die wildesten Strömungen und Gegenströmungen sich durchkreuzen, hierorts nur schwer sich zurecht finden konnte. Dieser kleine aber inhaltreiche Fleck ist wol der schwächste auf seiner homerischen Karte. Richtig angegeben ist ohne Zweifel die mythische Lage von Elysion, diesseit der Einströmung, Abströmung und Weiterströmung des Okeanos; hier in sonnigheiterster Fruchtgegend war das Leben der Lieblinge der Götter unsterblich festgebannt, zwar ohne Fortzeugung von ihres gleichen, aber auch ohne Gefahr, sich selbst in den Hades oder gar in den Tartaros zu verlieren. Dagegen stimmt die andre, die kimmerische Seite gar wenig zusammen mit den Stellen in dem eilften Gesange der Odyssee, worin die Hin- und Herfahrt des göttlichen Dulders Odysseus,

der ſtets wider ſeinen Willen in Liebeshändel geräth, zwiſchen der Zauberinſel Ääa und dem Eingang in den Hades geſchildert wird. Voſſ verlegt die unglücklichen Kimmerier und den Eingang zur Unterwelt dieſſeit des Okeanos, Homer aber jenſeit. Odyſſeus ſoll, nach der Weiſung der Kirke, durch den Okeanos fahren, um dahin zu gelangen *):

Wo das niedre Geſtad und die Haine der Perſefoneia,
Erde zugleich und Pappel und fruchtabwerfende Weide

mit welcher Beſchreibung unſre kimmeriſchen Thul- oder Julländer noch leidlich zufrieden ſein können; ſpäter aber wird es ſchlechter, ſo daß ſie von der Unterwelt und ihren Schatten eigentlich gar nicht verſchieden ſind. Odyſſeus erreichte denn auch, als, bedeutſam,:

Niedertauchte die Sonne und ſchattiger wurden die Pfade

das (andere) Ende des tiefen Okeanosſtromes.

und:

Allda lieget das Land des kimmeriſchen Männergebietes,
Ganz von Nebel umwölkt und Finſternis —

Das Schiff befeſtigend, geht er mit ſeinen Gefährten den Strom entlang, bis er an die bezeichnete Stelle kommt. Hier beſchwört er durch eins der Unterweltsopfer, welche ſpäter die Römer dreimal im Herbſte bei ihrem Feſte mundus patens **), das iſt, der geöffneten Welt oder Weltmitte, über einer Erdhöhle darbrachten, die traurigen Schatten des Hades, die auch, vom Blutgeruche angelockt, ihn bald umringen. Darunter ſeine Mutter, die ihn

*) Odyſſee 10, 509 — 10.

**) In mundus ſteckt derſelbe Begriff wie in Midgard; auch ſtammt es von derſelben eben charakteriſirten Wurzel.

erkennt, nachdem sie ihre umnebelten Augen durch einen Blutttrunk geklärt hat und jammernd zu ihm spricht:

Vieler Sohn, wie kamst du herab in's nächtliche Dunkel,
Lebend zuvor! Schwer ist ja den Lebenden dieses zu schauen!
Sind doch so mächtige Ströme davor und furchtbare Fluthen:
Nur der Okeanos erst, den nie wol einer durchwandert,
Gehend zu Fuß, wenn nicht ein rüstiges Schiff ihn daher trägt.

Gleicherweise macht er den Rückweg:

Durch den Okeanos hin trug uns die wallende Strömung,
Erst mit Rudergewalt und drauf ein günstiger Fahrwind.

Indeß ist der Vossische Irrthum um so verzeihliger als die homerische Dichtung absichtlich Land und Wasser durcheinander rührt und mit einer Feinheit und Verschlagenheit, die ihrem Helden selbst wie aus den Augen sieht, die zum Hades führenden Spuren aller gelehrten Wißbegierde gaukelnd entzogen hat. Der von der schönen Kirke bezeichneten Opferstelle:

Laure dort mit dem Schiff an Okeanos tiefem Gestrudel,
Selbst dann gehe hinein in Aides dumpfe Behausung.
Wo in den Acheron dort der Strom Periflegeton stürzet,
Und des Kokytos Strom, der ein Arm der stygischen Fluth ist;
Dort am Fels, wo sich mischen die zween lautbrausenden Ströme;
Nahe dahin dich drängend, gebiet ich dir, edler Odysseus,
Eine Gruft zu graben —

dieser Stelle läßt sich durchaus kein Bild entnehmen und die Dichtung hütet sich, später zu berichten, wie Odysseus sich durch das höllische Strudelgewinde hindurch schlägt. Nur so viel scheint deutlich zu erhellen, daß er nach seiner Landung jenseit weiter nach Norden, nach der Tiefgegend wandert, in keine eigentliche Hölle oder Höhle hinabsteigt, auch von der okeanischen Strömung sich nicht entfernt. Daraus folgt, daß man sich die höllischen Ströme in unzertrennlicher Verbindung mit dem Okeanos in dessen

nordwestlicher Richtung denken muß, alles jenseit als ein nordwärts.

Von den stygischen Gewässern wird auch ausdrücklich gesagt, daß sie ein Abfluß des Okeanos, der zehnte in die Unterwelt fließende Theil derselben, sind. Der oder die Styx (das Entsetzen) ist also die Zehntung des Lebensstromes durch die Unterwelt. Bekanntlich schwören die Götter Homer's bei dem Himmel, der Erde und dem Styx, und das ist der heiligste und unverbrüchlichste Schwur. Der Name hat Verwandschaft mit der griechischen dekas, dem deutschen Deker (zehn Stück) und dem gothischen tigus; mit Stieg, mit zweimal zehn, lateinisch digitus Finger und den zehn Fußfingern den Zähen. Vielleicht, ich vermuthe es, hängt der Styx, in mythischer Wurzelbedeutung mit der Zeugenschaft unterirdischer Mächte, mit den zum Eidschwur aufgehobenen Fingern und mit einer mythisch-astronomischen Zehntheilung zusammen, wie z. B. mit den zehn Awataren oder Menschwerdungen des Wischnu, deren noch bevorstehende zehnte und letzte die Schlußperiode der Welt bilden soll. Die organische Verbindung des s mit dem t pflegt die Bedeutung des letzteren Buchstaben noch zu verstärken. St ist überall eine steif fixirte Richtung, eine machtvolle Spannung, wie in Stein und Stab. Von der tief geheimnißvollen Tochter des Okeanos, welche die Quellnymfe des unterirdischen Stromes, berichtet die Mythe, daß sie dem Titanen Pallas vier gewaltige Kinder Zelos, Kratos, Nike und Bia: Eifer, Gewalt, Sieg und Stärke, also gleichsam die Macht, die Kraft, die Herrlichkeit — bis auf die Ewigkeit — gebar, welche im Kriege der alten und jungen Götter zu dem olympischen Zeus übergingen und beständig bei ihm blieben. Es scheint mir, daß die stygischen Gewässer die existirende Todesmacht darstellen, zunächst das Naß, den

Träger und das Symbol alles Lebens, das ſich winterlich im Erdſchooße verbirgt, ſtockt, ſtarrt und nicht verdünſtet. Ich erinnere an engliſch to die ſterben, an niederſächſiſch duken untertauchen, ſich bücken, im Winkel kauern, an Doke eine kurze dicke Säule, auch Puppe, an den Ca-duc-eus, den Schlangen (Waſſer) umringelten Stab, womit Merkur, der durch die ganze Welt (und alle Religionen) wandernde Gott, der Marker, Merker und Grenzer aller Dinge, der hermetiſch verſiegelt und öffnet, der vielſeitige und vielnamige Geometer und Arithmetiker der Schöpfung, der Leiter der Lebensſäfte durch alle Kanäle und von einem Pol zum andern, der Mittler zwiſchen Göttern und Menſchen, Himmel und Hölle, übrigens in manchem Betracht eine wahre Jeſuiten- und Zigeunergottheit, welche betrügt, ſtiehlt, von falſchen Eidſchwüren abſolvirt, und unter den verſchiedenſten Wandernamen als Merkur, Hermes, Sigge (Sigge Fridulfſon nannte ſich Odin, bei ſeiner Ankunft in den Norden) Wiſchnu, Kriſchna, Buddha, Fo und ſogar als Viz-li-Puz-li ſich verehren ließ und theilweiſe noch läßt*) — womit Merkur, ſage ich, die Seelen der Abgeſchiedenen in die Unterwelt geleitet. Auch erinnere ich, an die Zauberin Thok in der Edda, deren Geſtalt Loke annahm, als er verhindern wollte, daß der getödtete ſchöne Lichtgott Baldur

*) Verläufig mag hier folgende, freilich nicht neueſte Schätzung ihren Platz finden:

Chriſten	200	Millionen
Juden	3	„
Muhamedaner	130	„
Buddha	380	„
Brahma, Wiſchnu, Schiwa	200	„
Andre Religioſe und Fetiſchanbeter in Afrika, Amerika und Auſtralien	77	„

wieder zur Oberwelt zurückkehre. Die Todesgöttin Hel hatte bereits, auf den Wunsch der trauernden Götter, zugesagt Baldur zu entlassen, wenn alles im Himmel und auf Erden um ihn trauern würde. Sogar die Steine weinten um den todten Gott, doch Loke, in die Zauberin Thok sich verwandelnd, erwiederte den Boten der Asen, die zu ihrer Höhle kamen, um sie zu fragen, ob sie nicht auch um Baldur traure: Thok wird weinen bei trockenen Augen, Hela behalte was sie bekommen. Überhaupt aber hat die Wurzel Th–k besonders viel Zauberhaftes und ich möchte sagen, was an die hermetische Versiegelung eines Geheimnisses mahnt; sie deckt und spielt Versteck, sie ist Theke (griechisch, von dechomai aufnehmen), die mythische Kiste worin Leben verborgen; und dem Sinn nach sind ihr selbst die verdeckten Schiffsbehälter mit ihren das Wasser ein- und auslassenden Schleusen, die englischen Docks nicht fremd *).

Warum nicht gar die englischen Doggen! Mein Lieber, du hast es eben recht getroffen und hättest auch noch den deutschen Dachshund, den krummbeinigen höhlenkriechenden Teckel dazu nennen können. Schon ein Andrer (Professor Forchhammer) hat es wahrscheinlich gemacht, daß der in gewissen Mythen vorkommende Hund nichts anders bewache, als die die Erde schwellende Nässe. Vom Wolfe und Löwen bemerkt Volney, daß sie uralte Symbole der Überschwemmung sind; der Löwe kommt zur Zeit der brennendsten Hitze durstgetrieben aus der Wüste an die Flußufer und weil diese Zeit, die Sommersonnenwende, Mitte Juni, mit dem Anfang

*) Man wird sehen, daß ich später auf diese Wurzel zurückkomme. Einfach ist sie the saugen (wovon auch die Zitze), ziehen, von Wasser und Dünsten: die Urwurzel der Theoi, Götter, des Theut.

des ägyptischen Regenwinters und der Nilüberschwemmung zusammenfällt, wurde sein vor den Tempeln ruhendes Bild das Symbol der letzteren. In besonderer Weise ist nun auch der Hund ein Bild des Winters, wobei ich wol nicht zu bemerken brauche, daß zunächst überall nur die mythisch-astronomische Eintheilung des Jahres in zwei Hälften und physisch der südliche Winter und Sommer in Betracht kommt; für uns beginnt der Winter, das ist die Wind- und Wasserzeit, freilich erst im September, wo die ägyptische aufhört. Den Hund als Wächter des Wassers kennt jeder deutsche Wassermüller, denn er nennt die hölzerne Decke, das Gehäuse über den Rädern seiner Mühle den Hund. Bei den Aegyptern hielt Anubis, der nie von ihnen ausgesprochene Gott, der mit Theut und Hermes Trismegistos, den höchsten Genien der religiösen Geheimwissenschaft übereinzustimmen scheint, abgebildet mit einem tekelmäßigen Hundsgesicht, die Wache am Thore der oberen und unteren Welt, am Eingang der Sommerwende, wo die Sonne von der oberen Sphäre in die untere übergeht. Ihm waren die Hunde und der funkelnde Sirius, der Hundsstern, geweiht, der um diese Zeit wieder aufgeht am Horizont, am Thor von Himmel und Erde erscheint. Wahrscheinlich bedeutet auch der Herrscher- und Prophetenstamm Juda oder Je-hud-a den astronomischen Hund *). Man hat gesagt, Anubis bewache als Hund die Sterne wie ein Schäferhund die Heerde; aber so bloß blümlich und bilderlich, wie eine moderne Phrase, spricht keine Mythologie, bildet keine

*) Altägyptisch hieß der Sirius Sothis, auch kennzeichnet mit der Sonnen-, Saaten- und Regengottin Sete oder Set, worüber man in Humbolt's Kosmos (A. d. A.) die etymologische Erklärung von Lepsius nachsehen mag. Charakterbuchstab i.

Religion. Man hätte hinzufügen müſſen, er wacht daß die winterliche Halbkreisbahn richtig beſchrieben und, wenn es Zeit iſt, die Sterne des aufſteigenden Kreiſes die des abſteigenden ablöſen. Aber mit allen dieſen aſtronomiſchen Bildern gehen die phyſikaliſchen Hand in Hand, und es iſt eben der mit zu Grunde liegende natürliche Prozeß, der ihnen die Umriſſe und bunten Farben verleiht. Die Zeit der Rückkehr der ſommerlich zum Himmel geſtiegenen Dünſte, welche mythiſch eine Heerde von Geißen oder Ziegen vorſtellt, die von der Höhe thalwärts ſpringen, die Zeit des überſchwemmenden gießenden Winters iſt die Zeit der Befruchtung in der Pflanzen- und Thierwelt, bei den Hunden des Läufigſeins, bei den Pferden des Roſſens von indiſch ro laufen (im Kreiſe) und des Deckens, was mit arabiſch dakr, die Ruthe, zuſammenhängt. Der allerdings mit Übeln verknüpfte Segen der Überſchwemmung beſteht darin, daß die über die Erde ſtrömenden, die heiße Luft durch kühle Hauche mäßigenden Waſſer allmählig in den Boden einſickern und einſinken, ihn ſchwellend machen (ſchwächen, ſchwängern, übel und krank machen, ſündfluthigen), denn die Befruchtung tritt nur ein, wenn das Waſſer zuſammenbleibt, ſich nicht zerſtreut, nicht unzeitig, nicht früher verdünſtet, als bis neue Keimung entſtanden. Geht dann der Winter zu Ende, ſteigt der Kreislauf der Säfte, der Sonne, des großen Erd- und Lebensſtromes wieder aufwärts, ſo verwandelt ſich auch das Waſſer wieder in Dünſte, die Ziegen gehen auf die Alp, die getrocknete Erde läßt die junge Saat aufſprießen und Proſerpina, die vielbeklagte Kore, kehrt von der gezwungenen Hochzeit mit dem Herrſcher der Unterwelt, in die Arme ihrer Mutter, der Saatengöttin Demeter zurück.

Nun, glaube ich, iſt es nicht genug, ſich der allgemeinen

Eigenschaften des Hundes als Haus- und Heerdenwächter zu erinnern, sondern ich meine, daß die mythisch-symbolische Sprache, wie überall so hier auch, tiefere Bezüge und aus dem Innersten der Natur geschöpfte Sympathien bei ihren Symbolen im Schilde führt. Von dem Hunde, dessen Name doppelsinnig mit Hut und Kun, d. i. Zeugung zusammenhängt, lehrt uns die Naturgeschichte, oder die eigene Beobachtung, daß er nicht sichtbar ausdünstet; durch schnelles Laufen oder ruhend bei starker Sonnengluth erhitzt, sieht man ihn nie in Schweiß gerathen; er athmet mit ausgereckter rother Zunge, als wolle er die ausdünstende Oberfläche der Lungen vermehren, in kurzen geschwinden Athemzügen nur eine geringe Menge Luft ein, haucht sie aber feucht und in starken Stößen aus. Sein Geruch, namentlich auch sein Wassergeruch ist sehr scharf; seine kaltfeuchte Nase schnobert Wasser in weiter Ferne aus; überall ist sein Wasserbedürfniß groß und es wäre nicht unmöglich, obgleich er die äußersten Extreme der Zonen mit dem Menschen erträgt, daß sein bisher unerklärtes und weder durch Hitze noch durch Kälte als solche zu erklärendes Tollwerden mit dem Mangel an Erdfeuchtigkeit zusammenhängt. Hastig schlingend frißt er auch Gefallenes und Verwesendes; vor allem Gefieder sich fürchtend überläßt auch der wilde Hund dem herbeifliegenden Geier seine Beute. Die Reste, auf die er zurückkommen will, verscharrt er so tief wie möglich. Zeichen des Wohlgeschmacks will man erst während der Verdauung bei ihm bemerkt haben, als ob sein Geschmack im Magen oder nur rückwirkend auf der Zunge, daher er auch das Erbrochene mit uns freilich ekligem Behagen wiederfrißt. Doch genug und vielleicht schon zu viel aus der Naturgeschichte, obwol ich alle diese Züge für bedeutungsvoll halte.

Werfen wir noch einen Blick auf den Hund an der Pforte

der unterweltlichen Sphäre. Bei Homer finden wir den treuen Haushund des Odysseus an der Pforte des Palastes liegend, ausdrücklich „in vielem Schmutz". Der mythisch-physikalische Sinn des im Rothe des Eingangs liegenden Köters liegt eben in der Beschaffenheit der unterweltlichen Erde, für welche auch die sumpfigen Ein- und Ausgänge, die Thore der rings von Bergen eingeschlossenen und nur abwärts nach der See und den Flußgebieten offenen Thäler Griechenlands, Palästina's, Arabiens wie des skandinavischen Nordens das stereotype Bild abgeben. Solche Engpässe, Thore, Schwellen und Säulen (niedersächsisch Sül die Schwelle, sölig schmutzig) finden sich mythisch überall an den verhängnißvollen Ein- und Ausgängen der obern und untern Welt und solche Thore sind es zum Beispiel, die der Sonnenheld Simson *) von Gasa nach Hebron versetzt und solche Säulen, mit und unter denen er sich und die Philister begräbt.

Müßte ich nicht beständig, um nur weiter zu kommen, wie Odysseus mir den Andrang der heraufbeschwornen Schatten mit dem ausgestreckten Schwerdte vom Leibe halten, so würde ich noch von Göttern und Heroen die glänzendsten Belege zu dem Obigen anführen können. Ich will aber nur noch dem kleinen wunderlichen gelbbraunen Tekelhündchen Gehör geben, der als Grubenkriecher, einen besondern Anspruch darauf macht, den Hundswächter in unterweltlicher und gräberlicher Bedeutung vorzustellen. Er versichert, daß er das kleine Hündchen sei, das so regelmäßig auf den alten christlichen Grabsteinen, zu den Füßen steifgestreckter händefaltender Ritter und Edelfrauen sich befindet; dort müsse er die Todtenwache halten bis zum Tage der Auferstehung

*) S. später die Wurzel Schamm. Anm.

und des jüngsten Gerichts, wo die alte ihm wohlbekannte Hel sie alle entlassen müsse und er seines sauren und langweiligen Dienstes enthoben würde; denn seit den heidnischen Urzeiten habe er nun schon so im Moder, an den Pforten der Unterwelt gelegen; alle die Geschlechter der Menschen und sogar eine ganze Reihe von Göttern seien bei ihm auf den Hund gekommen, mit den Zehen zuerst, wo sie auch zuerst abstürben und kalt und steif würden. Als solch ein steinerner Hund habe er bei den Römern zu den Füßen ihrer Laren, ihrer hausgötterlichen Ahnenbilder geruht und bekränzt und mit Wein genetzt gute Tage gehabt. In Aegypten habe er sogar dem großen Anubis auf dem Rumpf gesessen und die Anbetung eines sehr religiösen Volkes entgegengenommen. Vor das griechische Höllenthor habe sich zwar der Kerberos mit drei oder gar funfzig Köpfen hingedrängt; aber auf die Zahl und Dicke der Köpfe komme es auch in der Unterwelt nicht an; so klein er sei, solle ihm doch kein Todter aus der Gruft entwischen, keine Lemure in Dunstgestalt die Lebendigen schrecken, vorausgesetzt daß man von der Höhle den bewußten Stein nicht aufhebe. Und nun wisse ich, wo und wie der Hund begraben liege.

Vor solchen Weiterungen müssen wir uns aber künftig hüten. Am Geheimniß des Königs- und Priestermäßig zehntenden Styx haben wir doch nur eben gerüttelt, nicht mehr. Deutlicher liegt unter den höllischen Strömen die Lethe [1]) vor, aus der sich Vergessenheit trinkt. Sie ist in

[1]) Lethe ist die Verborgenheit, das Vergessene, das Zeitwort ist lanthano, lat. latere, die Wurzel lat, unser niedersächsisches lut, englisch little klein, ferner in ledig, ledig und los, lauter (nur nichts als) und in ein paar uralten Wörtern, welche unsrer marmelspielenden Jugend der Straßen bekannter sein

Wahrheit das Geheimniß des: über ein kleines werdet ihr mich sehen, und über ein kleines werdet ihr mich nicht sehen! Die Lethe ist ein Quell, der plötzlich hinter einer Felsspalte verschwindet um weiterhin, nach einem längeren oder kürzeren Laufe im Dunkel der Verborgenheit, ebenso plötzlich aus einer Felsritze wieder zum Vorscheine zu kommen. Reisende in Griechenland und im Orient wissen viel von solchen zweimal geborenen, über- und unterirdischen durch Stein- und Thonlager sich Bahn brechenden Bächen, Flüssen und Abströmungen zu erzählen, und auch im Norden, meine ich, gehören diese Lebens- Sterbens- und Resurrektionserscheinungen im Gebiet der Ströme nicht zu den Seltenheiten. In der Mythe sind sie eins der lieblichsten Bilder der Wiederverjüngung. Auf griechischen Grabdenkmälern sieht man ein junges Mädchen mit einer Gans unter dem

wegen als großen Gelehrten, lenz und lutsch, wozu ich noch laks hinzufüge, die alle drei so viel wie los, blank, baar bedeuten und mit Jütisch laks und lautsch sehen, erscheinen verwandt sind, so wie blank von Jütisch blåz und niederl. und engl. black glänzend und schwarz. Sämmtliche Lichtwurzeln — man mag diese Bemerkung über sie als einen Nachtrag zu den früheren ansehen — sämmtliche Wurzeln, die ein geschwindes leuchtendes Streifen der Oberflächen der Haut bedeuten, haben auch die Bedeutung des Schwindens, der **Kleinheit, schwindender Nacktheit, Entblößung. Es liegt** das im Begriff der Ver-leg-ung. In baar spricht die aufgehobene nackte innere Hautfläche, oder noch allgemeiner jenes früher erwähnte Abgestreiftsein, Wegsein, Auf- und Abgehobensein, wie in kahl, leer, blitzwenig, blank, bloß, los, ledig, wett und quit, selig, lausig, leicht (Licht), klar und fertig, in den Wurzeln la, lal, lm, lnr, lich, die alle das streifende Licht und ein Unscheinbares, Kleines bedeuten, in manchen Redensarten, z. B. verplempern, von plempern, so viel wie leuchten (Lampe).

Arm; dieſe iſt in Folge eines bedeutſamen Wortſpiels, das Symbol der Quelle und der Unſterblichkeit. Ti Gans hat in allen Sprachen ihren Namen von dem ſtets offenen gähnenden Schnabel oder Boſchel *), der in der Gräbersymbolik die klaffende Felsritze und gleichſam die Pforte der obern und untern Welt en miniature vorſtellt, doch nur weil die Gans, die wilde, zugleich der Vogel iſt, der zwiſchen Norden und Süden zieht, und ſowol das Waſſer als die Luft, welche letztere ſie in keilförmigen Zügen durchſchneidet, zum Vehikel hat. Wegen ihres Gaffens (Zeichen der Neugier und Aufmerkſamkeit) erſcheint ſie auch als Wächter und Kapitolretter. — Die Lethe iſt alſo der Strom der Verborgenheit, des Ver-geſſ-ens, niederſächſiſch Ver-get-en, von der Wurzel Gat, eine Höhle, Durchgang für ſtrömende Gewäſſer. Die Lethe iſt für alle aus der Licht- in die Schattenwelt Übergehenden, was Latium für den Saturn war, als er aus dem Himmel geſtürzt, Verborgenheit und Zuflucht bei dem Gaſtfreunde Janus fand. Sie iſt das Waſſer, das in den lettigwerdenden Schooß der Wintererde rieſelt, unmerklich wird, verſchwindet; aber „klein lebt noch“ **); es wird ſich im Frühling wieder an die Licht- und Himmelsregion erheben und in alter Weiſe

*) Die Gans, meteriachniſch Woos, geht nicht allein durch alle germaniſche und nordiſche Sprachen, ſondern lautet bretagniſch goas, polniſch ges, perſiſch, tartariſch, turkiſch kas, griechiſch chen (chao chaino gähnen) lateiniſch (hauchlos) anser, indiſch hansas, hansé (das die Kehle). Mitſprechend iſt offenbar die Benennung des Gußes durch eine Verbindungsröhre zwiſchen gegenüberſtehenden Gefäßen.

**) Ein bekanntes Geſellſchaftſpiel mit einem ſchwalenden Holzſtab, das im Kreiſe umhergereicht wird. Auch erinnere ich an die griechiſche Mythe: Jerama lebt und fordert Feuer.

seine Metamorphose feiern. Die winterliche Natur ist das im heiligen Mutterleibe verborgene Leben, die Schwangerschaft; der unterirdische Verwesungsprozeß, das Hohlen- und Höllenleben der Kreatur, den Julbogen hinunter bis zur Polhöhe des Nordens, wo er wieder aufsteigt. Die Lethe ist die Zeit, wo die Erde lettig, geronnen, käsig, dick, weich, schwach, krank ist, wo sich Land und Wasser wie im alten Chaos vermischt haben, wo sich diese nothwendige Verbindung für die Entstehung einer neuen Welt, für die Entwicklung neuer Lebenskeime wiederholt. Ja, ich glaube auch, daß der Styx selber dieser Bedeutung (dick) nicht fremd ist, wenn sich auch hier mit der neuen Lebensverknotung noch andre mystisch-astronomische Momente verbinden. Woran erinnert Hiob den Schöpfer, der ihn heimsucht: „Gedenke doch, daß du mich aus Leimen gemacht hast und wirst mich wieder zur Erden machen. Hast du mich nicht wie Milch gemolken und wie Käse lassen gerinnen? — Warum hast du mich aus Mutterleibe kommen lassen. Ach daß ich wäre umkommen und mich nie kein Auge ersehen hätte. So wäre ich als die nie gewesen und, von Mutterleibe zu Grab getragen. Will denn nicht ein Ende haben mein kurzes Leben? und von mir lassen daß ich ein wenig erquicket würde? Ehe denn ich hingehe und komme nicht wieder, nemlich in's Land der Finsterniß und des Dunkele. In's Land da es stockdicke Finsterniß ist und da keine Ordnung ist (wegen der Vermischung von Erde und Wasser) da es scheinet wie das Dunkel." — Wo man aber nur den Namen der Lethe oder der Wurzel Let wiederfindet, wie bei der Leda und dem Jupiterschwan, bei der Leto oder Latona, wiederholt sich auch dieselbe Bedeutung des Spät- (niedersächsisch laat) Jahres, der Winterzeit, der verborgenen Geburt. So gebar die Leto, Apollons und Dianens Mutter,

verfolgt von einem Drachen (stets ein Bild winterlicher Fluthen) auf einem schwimmenden Eiland (Delos) weil sie nirgends auf der festen Erde (wie kein Weib) eine andere Entbindungsstätte finden konnte. Derselben feuchten Beförderung scheint denn auch der Acheron (A-cher-on) und Charon nicht fremd zu sein. Charon, der mürrische Fährmann, der mit seiner Jolle auf die armen Seelen der Verstorbenen harrt, um sie an das jenseitige Ufer überzuführen, wobei niemals der Obolus, ein Stück Kies (als Symbol der neuen Zeugung) fehlten. Der fegefeuerliche Periphlegeton mag aber die fortwährend trotz des Winters sich erhaltende Erdwärme sein, jenes dämonische Feuer, das wir schon in nächster Verbindung mit der Kälte kennen gelernt haben, etwas von dem auflösenden Feuer, von dem die Mutter des Odysseus in den wunderbaren Worten spricht, in denen sie den Tod schildert:

Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden,
Sondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehrt dies
Alles, sobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.
Aber die Seele verfliegt wie ein luftiger Traum und entschwebet —
Doch an das Licht nun hebe geschwind dich —

Und die letzten an Odysseus gerichteten Worte wollen auch wir uns gesagt sein lassen; denn dort unten ist es bei alledem schauerlich und einer der Schatten, der Göttersohn Achill bekennt, lieber wolle er auf Erden der feldbestellende Tagelöhner eines selbst armen Mannes sein, als König in der Unterwelt. Wahrscheinlich würde der zerlumpteste, aber vom Goldschein der Neapelsonne und der Orangen umflossener Lazarone ähnlich sprechen, wenn man ihm die Krone der drei nordischen Reiche anböte. Wir Nachkommen der alten Kimmerier haben wenigstens die tröstliche Aussicht, daß wir den Unterschied zwischen unserm und dem Lande

rer stockdicken Finsterniß und wo keine Ordnung ist, nicht allzugroß finden werden. Jehovah entgegnet freilich dem Dulder Hiob: haben sich in des Todes Thore je aufgethan? oder hast Du gesehen die Thore der Finsterniß? Doch widerlegt er keineswegs die schlechte Meinung, die Hiob von den zukünftigen Dingen hegte. Der hebräische Scheol ist bekanntlich ganz der wesen- und freudenlose Hades der Griechen und wie erinnert der Name nicht an die nordische Hel und die kimmerische Thule.

Die Vorstellung von der Um- und Durchströmung der Erde war aber nicht allein eine altgriechische, sondern überhaupt die altmythische. Die Midgardschlange, auch Jormungand, wird gleich nach ihrer Geburt von den Göttern in das Weltmeer (das Meer in das Meer) geschleudert, doch wächst sie, statt zu Grunde zu gehen, zu solcher Größe, daß sie die ganze Erde umschlingt, indem sie ihren Schwanz in den Rachen faßt; trinkend bewirkt sie die Ebbe, das Wasser ausspeiend die Fluth. Das ist, wie man sieht, dieselbe geographisch-mythische Vorstellung, welche sich das homerische Zeitalter von der Erde machte. Die bewohnte Welt ist ein Mittleres zwischen Licht und Finsterniß, mitten durch das Thal der runden Erdscheibe wogt noch die ungeheure Salzfluth, der alte Zeuge der Vermischung; rund um sie sind die gedrängten Wohnorte der Menschen, das germanische Midgard; rund um die Erde kreist die Schlange, in der Aufgangs- und Niedergangsgegend mit dem großen Mittelmeer zusammengerollt.

Auch die althebräische Sage kennt die Umränderung der Erde und die ungeheuren Mächte des Abgrunds. Der Leviathan, dessen prachtvolle, staunende, entsetzenerregende Schilderung in Hiob sich findet, der feuersprudelnde, lichtniesende, kieselherzige, dichtgepanzerte Leviathan, der macht,

daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf und es durcheinander rührt wie eine Salbe, der leuchtende Spuren hinter sich läßt, dem auf Erden Niemand zu vergleichen, der gemacht ist ohne Furcht zu sein und alles verachtet was hoch ist, ein König über alle Stolzen — wer ist er anders als die okeanische Midgardschlange, wenn ich auch denen nicht widersprechen will, welche das Vorbild solcher Schilderungen in den bekanntlich nicht erdichteten, sondern wirklichen Ungeheuern der früheren Schöpfungsperioden, diesen „Anfängern der Wege Gottes“ suchen. Nur dem Jehovah ist der stolze Leviathan unterthan; wie dem Zeus, willig oder nicht, der Okeanos; denn

Ihm nicht wähnet sich gleich der herrliche Gott Achelaus,
Noch des Okeanos Kraft, des tief hinströmenden Herrschers
Welchem doch alle Ströme und alle Fluthen des Meeres,
Alle Quellen der Erd' und sprudelnde Brunnen entfließen:
Dennoch scheut auch jener den Wetterstrahl des Kronion
Und den entsetzlichen Donner, der hoch vom Himmel herabkracht.

aus welcher Stelle (Iliade 21, 194 ff.) man auch entnehmen kann, daß dem homerischen Okeanos sowol das süße als das salze Wasser entquillt, wie dagegen auch Poseidon, der beiläufig von Kopf bis zu Fuß der frisisch-helgolandische Foseta ist, wie Helgoland das nordische Gegenbild der Insel Kalauria, nicht allein als Meergott, sondern als Gott der fruchtbaren Grenzbewässerung überhaupt verehrt wurde.

Und hier hätte ich wol die schönste Gelegenheit einen Exkurs in die deutsche Mythologie zu machen, wo mein vereintes Wort- und Mythenstudium mir so manche interessante Entdeckung zugeführt hat, müßte ich nicht mit den Belegen ausführlich werden, und mich allzuweit von

meiner, ohnehin schwer auf dem Strich zu verfolgenden Bahn entfernen.

Nun, Wanderer, bei du mir bis hieher, bis an die Pforte der Hölle und zu den Abgründen der Mitte gefolgt bist — habe auch ferner Geduld, deutlicher noch als bisher wirst du gewahren, wie dies der Liebe und Schönheit so feindselig scheinende Gebiet dennoch nur die nothwendige Kehrseite ihres Paumels und ihrer Seligkeiten darstellt und mit allen ihren alten süß schauerlichen Bildern und Geheimnissen, ihren Seufzern und ihrem Gejauchze, ihrem schwärmenden Kultgang und ihrem ewig neubeweinten Untergang zusammenhängt.

So ist mit der heiligen Kreisströmung des Lebens, wie Goethe antik zaubervoll singt:

Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseins
Kreise vollenden.

und anderswo:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln.
Uns hebt die Welle,
[illegible]
Uns mit verschlingt.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben.

Nur viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Jeder der Einzelne für sich, erst Mann und Weib vereint stellen den heiligen Kreis des Lebens in sich dar, jene kleinen in einanderfassenden Ringe, welche über die Abgründe des Daseins hin die große Kettenbrücke bilden.

Dies Bild des menschlichen Lebens als einen ringelnd in der Mitte sich zusammenfassenden Strömung, die erstarrend ihren individuellen Kreislauf schließt, um sogleich einen anderen zu beginnen, diese in kleinen, kreisten Ringen und in großen Weltkreisen sich fortwälzende Lebensbewegung, wodurch das Individuum an das Geschlecht, das Flüchtige an das Ewige geknüpft, das Einzelne dort durch das Allgemeine, das Niedere durch das Höhere, die Erscheinung durch die Idee aufgehoben und belegt wird, dies Bild ist so alt wie Sprache und Gedanke der Menschen, mit aller Roheit Religion und Mythengeschichte des Alterthums unauflöslich verwachsen. Man meint, den Alten sei der Kreislauf des Blutes und der der Säfte in den Pflanzen schon unbekannt gewesen. Man hat vielleicht Recht, wenn man daraus den Mangel an wissenschaftlicher Untersuchung erklärt. Allein die Alten gingen überhaupt von der Kreisform als dem allgemeinen Prinzip der Lebensbewegung aus und ich habe bereits dargethan, wie tief sich diese Ansicht in der Sprache ausprägt. Es liegt in der Sprache und Mythe so viel objektives Naturverständniß, so viel der späteren Wissenschaft gleichsam Vorausgenommenes und so viel Universumsbeziehung auch im Kleinsten, daß man sich überhaupt sehr vorsichtig über Art und Grenze des Alterthumswissens aussprechen darf. Sollte zum Beispiel den Alten,

welche die Kreisungen der Himmelskörper so genau zu berechnen verstanden und denen alles Erdenleben von der Bahn der Sonne, Sterne und Planeten umfaßt war, sollte ihnen das Kreisen des Blutes und der Säfte ein Geheimniß geblieben sein, während sie die Lebensbewegung aller Säfte der Erde durch einen um dieselbe fließenden Kreisstrom symbolisirten? Sollte man ferner bei dem nordischen Bilde, der Weltesche, deren dritte durch Nifflheim gehende Wurzel von Schlangen benagt, also gleichsam gezehntet wird, nicht an eine Verbindung der Baumringe mit dem Cyklus der Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende der Welt denken dürfen, weil etwa den alten Dichtern der Esche und des Lebensbaumes im Paradiese unbekannt gewesen, daß die Ringe, welche die Riesen des Waldes schlagen, jeder eine Welt von Individuen*), Jahre bedeuten und daher ein Maas für ihr Alter abgeben?

Wie nun, wenn das Jahr eben nichts anderes bedeutete als den Ring, den Kreis. Wie das lateinische ann-us das Jahr, wovon annulus der Ring! Wir kennen den Namen für die Umkreisung des Lebens, das Aar. Es kehrt wieder im Jahr, das, wie Er in der That die ursprüngliche Bedeutung des Kreises hat, und mythisch besonders den Anfang eines neuen Kreises, den ägyptischen Gott Horus am Ende des Winterhalbkreises, das neu erwachende Leben des frühlingshaften vor bezeichnet.

*) Unsere neueren Naturforscher erklären bekanntlich den Baum für einen Komplex von Individuen; woher sie auch der Ansicht sind, daß der unbegrenzten Fortdauer einer solchen sich aus sich selbst erneuernden Organisation kein bekannter Grund entgegenstehe. Sie verweisen uns also an die Schlangen der Esche Yggdrasil.

Wir reichen mit dieser Wurzel aus der winterlichen, westlichen Region der Erde und des Jahres in die östliche der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche hinein, in die Monate welche zunächst auf die erfreuliche Wintersonnenwende folgen, wo das Thor von Horn ist, wo des Steinbocks Horn sich windet, wo hörnen Siegfried, der Nibelungen Hort zu suchen, wo in der altdeutschen Mythologie, wie Horus in der ägyptischen, der siegende Gott Armin, der Irmincot, der Gott des Erdkreises, der gothische Airmanareiks der Erdkreisbeherrscher waltet und ihm die Irmensul, die Säule des Erdkreises aufgerichtet stand.

Jahr, Hirsch, Horn, Heerde, Heerd und Erde bilden eine Familie, die da zu Hause ist, wo die neue Kreisung beginnt, die erstarrte Wintererde zu neuem Leben erwacht, das Flüssige wieder zu fließen (wie alljährlich das Blut des heiligen Januarius in Neapel), das Feste wieder fest zu werden beginnt, die Gesundung, die Sonderung von Land und Meer wieder eintritt. Am emporstehenden Ufer (holländisch schoe, vergleiche Schorn-stein) erhebt sich ein Rauch, verbreitet sich ein Lichtschein wie von verborgenem Feuer, das ist das Julzeichen des erwachenden Lebens, das Kreisen der Frühlingserde. Und um dieselbe Zeit, wo diese anfangs noch naß, weich, schlammig und wie gemalen in Folge der aufthauenden Wärme und der Frühjahrsregen, welche den Wolf der Frühjahrsüberschwemmung herbeiführen, sich allmählig zu verhärten, zu verharrschen beginnt, also im Februar, im Hornung, da wirft auch der Hirsch sein Geweih und setzt ein neues an, das sich aus kleinen weichen Knorren entwickelt, woher auch bei den Griechen derselbe Monat und mit demselben Doppelsinn Elaphebolion *).

*) Elaphos ist der Hirsch und die Sumpferde des Frühlings, deren Symbol der Hirsch.

Hirschweiser hieß. Der nordische Name des Hirsches ist Hiort, der der Erde Jord, und zwar der nassen gebärenden Erde, wie man aus Jordmodr, das ist: die Wehmutter, klärlich ersehen kann. Im Griechischen heißt sie Maia und das ist die Jungfrau-Mutter, welche den Hermes, den Gott des quillenden Lebens, und alle die Gottsymbole der aufsteigenden Sonne gebiert. Angelsächsisch heißt die Erde Corth, altsächsisch Hertha und Herda, gothisch Airtha, wie indisch d'hara (von ardh erheben — Er, Ur) türkisch jerda, griechisch era, lateinisch terra. Das Materielle ist überall das Her, der Schmutz, die bildungsreich kreisende, gestaltannehmende Feuchtigkeit in Luft und Boden, mit dem Nebenbegriff des Rauchenden, Feurigen, des Heerdes oder Altars für die stillgenährte Flamme der Natur, welche des Jahres Erstlinge in den Pflanzenspitzen und springenden Heerden hervortreibt. Wie das alles begriffs- und wurzelmäßig auch mit dem mythischen Herrthum und vielfacher schwerer Arbeit zusammenhangt, habe ich früher schon erwähnt.

In formeller Hinsicht ist das Kreisen der entschiedene Grundbegriff. Das Beginnen und Vollenden des Kreises, der alle diese Kreisungen in sich faßt, ist das Jahr. Auf die mythische Verwandtschaft mit isländisch Jor Pferd *) und mit Eyri dem Ufersand des Meeres und der Ströme darf ich an dieser Stelle kaum hinweisen; davon später. Die eigentliche Wurzel Ar ist uns schon bekannt. Dagegen mache ich aufmerksam auf eine merkwürdige Wortfamilie, die sich in der lappischen, dem Sanskrit so nahe verwandten Sprache findet. Lappländisch heißt järret sich im Kreise bewegen, ganz wie das griechische gyroein von gyros Kreis

*) Vgl. Hors und Haras

und das deutsche gieren, karren; ferner jörba rund, jörbedak und jörraltuk ein Rad, jörd Grundbesitz, jördet beerdigen, so daß sich hieraus schon die Verwandschaft von Erde (Jord) und Jahr durch den gemeinsamen Begriff der Kreisung nachweisen läßt. Ich halte auch die Kirche für einen heilig-mystischen Kreis, wovon einmal später. Der Begriff des Kreisens selbst aber ist ein unaufhörliches Sichzusammenfassen und Ausdehnen, Wenden, Theilen und Abschneiden der angenommenen Richtung, daher das Jahr auch die periodischen Abschnitte, die griechischen Horen, in lateinisch horen den Stundenkreis, die Stunde (von Stauen, Stand, St! das Zeichen des Aufhörens) und in dem neu lateinischen Ära eine Periode von Jahrhunderten bedeuten. Man sieht also hieraus, daß diejenigen Wörter auf hur, har, kar, für u. s. w., die ein Stoßen (hurten, indisch kars hauen), Schneiden (griechisch kairein, die Kere, Todesgöttin, ist kair die Lanze, unser Scheere, Karfte, herb, scharf, Wurzel kar, das s ist nur ein liquider Vorschlag) ein Kürzen (lat. curtus), Kerben, Kärnen (die Milch durch die Löcher einer Platte stoßen), Kitten und dergleichen bedeuten, nichts destoweniger mit der Grundbedeutung der Wurzel zusammenfallen. Abgeleitet sind die Bedeutungen der Betrübniß und der Belastung, wie in Charfreitag.

Das Jahr bezeichnet also, wie Jul (Hjul) den gemarkten Kreis, das Rad, jenes symbolische Rad, das die Sonnengötter fuhren, dessen Speichen die Jahreszeiten oder Monate. Es wäre möglich, daß die altnordischen Jarle, englischen Earle, ursprünglich die Vorsteher der verschiedenen Abtheilungen der Ekliptik waren, wie die zwölf Dekane des ägyptischen Thierkreises, die wieder über je zehn untere Götter herrschten, welche noch weit mehreren unter ihnen stehenden Dienern geboten, so daß sich die Gewalt des

einen Himmels- und Erdkreisbeherrschers nach unten immer weiter abstufte. Die Zwölftheilung des Thierkreises liegt auch den zwölf jüdischen Stämmen und den zwölf Aposteln zu Grunde, die wieder ihre Unterabtheilungen hatten. Denselben Kreis bedeutet auch die Tafelrunde, an welcher die Götter des Olymps oder auch die Ritter des Königs Artus schmausend sich lagern *).

*) Der Leser wird bemerken, daß diese letzteren Anführungen nur eingeschaltet, weil vorgreifend und unerwiesen sind. Doch möchte es zur Orientirung auf dem ganzen Felde dieser Darstellung dienen, wenn ich z. B. die Ansicht von den zwölf jüdischen Stämmen als mythisch-historische Repräsentanten der zwölf Monate hier näher darlege, dem Leser überlassend, sich dies Resultat vorgerückterer Forschung, durch Vergleichen, Zweifeln und Nachforschen nutzbar zu machen. — Der mythische Charakter der zwölf Stammväter der Kinder Israel erscheint vornämlich in dem Segen, womit der sterbende Erzvater Jakob, 1. Mos. 39, sie segnet. Der Stamm Joseph wurde freilich getheilt, und der priesterliche Stamm Levi erhielt unter allen Stämmen seine Sitze, aber dies und Sonstiges verändert nichts an dem Gepräge, welches Jakobs profetischer Segen den Stämmen aufdrückt. Ich führe nur die Schlagwörter daraus an: Ruben: Erstgeburt, dem die oberste Stelle gebührte, doch hat er sie verscherzt. Simeon und Levi: ihre Schwerdter sind mörderische Waffen. Juda (Jehud-a): ruhender Löwe, wird sein Kleid in Wein waschen und seinen Mantel in Weinbeerblut, ihm wird das Zepter nicht entwendet werden, bis daß der Held kommt. Sebulon: an der Anfurth des Meeres und der Schiffe, bis Sidon hin. Isaschar: beinern Esel zwischen den Grenzen gelagert: er sahe die Ruhe, daß sie gut und das Land daß es lustig ist: er hat aber seine Schultern geneigt zu tragen (wie der Atlas) und ist ein (der Unterwelt) zinsbarer Knecht geworden. Dan: Richter (Than) in seinem Volk (wie Minos): eine Schlange auf dem Wege, die das Pferd in die Ferse beißt, daß sein Reiter zurückfällt. — „Herr und ich warte auf dein Heil!" —

Doch halten wir jetzt nur daran fest: das Jahr ist der Kreis, und als solcher auch das nordische Jord und unsre deutsche Mutter Erde in ihrer weiblichen kreisenden Eigenschaft. Daher auch die Erd- und Himmelskönigin nen aller religiösen Mythen den Kreisenden Beistand leisten, den Gebärenden als Eileithyien, als Hebammen, Erdmütter zur

---

Wahl gerüstet wird das Heer fahren und wieder zurückfahren. Asser: von Asser kommt sein fett Brot. Naphthali: ein schneller Hirsch (nach Andern: eine verpflanzte Terebinthe) und gibt schöne Rede. Joseph: er wird wachsen wie an einer Quelle, seine Töchter treten einher im Regiment. Segen vom Himmel, Segen von der Tiefe, an Brüsten und Bäuchen; Segen auf den Haar (den Gekrönten) unter seinen Brüdern. — Nun betrachte man sich die nachstehende Kreisfigur, auf welcher die zwölf Stämme, die Sternbilder oder Monate des Jahres vertretend, nach der Reihe geordnet sind, so daß unser erste Monat, der Januar, als Naphthali, die erste Stelle im Norden einnimmt, der Juli (21. Juni — 21. Juli) die siebente, an der Südspitze, am Anubis-Thor.

Seite ſtehen und der Reinigung derſelben vorgeſetzt ſind, obwol ſie, jene hülfreichen Göttinnen, jene griechiſche Here, jene deutſche Hertha, jene indiſche Maja, jene chriſtliche Marja, jungfräulich reine keuſche Himmelskönigginnen ſind, oder vielmehr, weil ſie es ſind, weil ſie als reine und als reginae (franzöſiſch reynes) der Reinigung oder der Regel der Frauen vorſtehen. Es wird keine Abſchweifung ſein, wenn ich dieſe nicht allein heterodoxe, ſondern auch anſcheinend paradoxe Behauptung näher darlege.

Die Macht und das Anſehen des alten Königthums war auf den Volksglauben gegründet, daß die Könige von den Göttern abſtammend und Lieblinge derſelben, Macht über die Natur beſäßen, Winden und Stürmen geböten, den verſchloſſenen Himmel öffnen, die ſtrömenden Gewäſſer leiten, wohlthätig in den Kreislauf der Jahreszeiten eingreifen und die Fruchtbarkeit befördern könnten. Der ein rechter König war, mußte auch für die Fruchtbarkeit ſorgen. Man hat Beiſpiele aus der Geſchichte der königiſchen Stämme der Germanen — denn manche, wie die Sachſen und Frieſen, bildeten in der Vorzeit Republiken, deren letzte mit den Dithmarſchen erſt im ſiebenzehnten Jahrhundert zu Grunde ging, während die Skandinaven, die Gothen, Franken, Alemanen, Baiern ſtets ſo weit ihre Geſchichte reicht, der Königsherrſchaft unterworfen waren — Beiſpiele, daß Könige, nicht allein wegen ſchlechter Kriegsführung, ſondern wegen Mißwachs abgeſetzt wurden *), alſo einer Verantwortlichkeit vor dem Himmel und den ihnen durch ihre Ungunſt das Urtheil ſprechenden Götter unterzogen wurden, welche

*) Ammiani Marcellini rerum gestarum liber 28, wo von den Königen der Burgundionen die Rede.

manchem jetzigen „nur Gott allein verantwortlich“ sein wollenden Könige nicht sehr behagen dürfte. Auf die magische Bedeutung des Zepters als königlichen Symbols habe ich früher schon hingewiesen. Ob man auch den Königinnen, ich meine den indischen, einen Antheil an dieser Macht einräumte, in der Art wie man dieselbe den himmlischen zuschrieb, vermag ich nicht zu sagen.

Über diese Bedeutung des Königthums, als einer die Fruchtbarkeit befördernden Naturmacht scheinen die betreffenden Wurzeln in allen Sprachen übereinzustimmen. Für die Wurzel des deutschen „König“ werde ich wol später eine Stelle zur Erklärung finden. Hier soll nur der weiblichen Frühlingsmacht, der regina coelorum gedacht sein.

Die Wurzel ist reg, der Stamm regin. Davon leiten sich aber das lateinische regere leiten, das gothische ga-regin-on rathen, die Regel, das Rechnen, der Regen — rign, nordisch regn, altfranzösisch rein — die Regung, z. B. in dem Sinn wie Luther Genesis 9, 7 übersetzt: „Seid fruchtbar und mehret euch und reget euch auf Erden, daß euer viel darauf werden“, der Rain die Grenzscheide und die Reinheit, das Reine, altschwedisch hrein, holländisch reyn, im ursprünglichen Sinn des Rinnens und der Sonderung, ein Begriff der allen obigen Wörtern und der Wurzel selbst zu Grunde liegt. Der griechische Name für König, Basileus, bezeichnet, nach Forchhammer, denjenigen, der die Masse über den Erdboden gehen macht, und eine ähnliche Bedeutung hat auch Rex und Regin. Ich erinnere dabei an die mehrfach erwähnte Bedeutung aller Helden des mythischen Alterthums, daß sie schwer und meist, so zu sagen, im Massen arbeiten, asen, ackern, herumfahrend die periodischen Arbeiten der Jahreszeiten verrichten. Die Recken führen ihren Namen nicht allein wegen der hervor-

ragenden Leibeslänge, sondern wegen ihres Vorrückens im mythischen Kreise (rocher) und der heftigen Kraft, die sich ruckweise äußert, wobei ich an isländisch hrok stark, z. B. rokvidri heftiger Wind, erinnern will. Damit verwandt ist die stoßweis heftige Entladung, die sich im lateinischen ructaei ausspricht, ein Wort, das an den deutschen Rüpel und an den Rulps (König) der Studentensprache gemahnt, welche letztere, gleich der Zigeunersprache, die treueste Aufbewahrerin uralter Wörter und Redensarten ist. Als heftige (periodische) Erregung nimmt die Wurzel Reg auch eine Stelle unter den Farbenerscheinungen ein; denn ructas, nach Webster auch rohide, heißt indisch roth, wie rouge (nach dem lateinischen aerugo) französisch; mittelaltrig deutsch grän purpurn, was metathetisch regn lautet. Farben- und auch sonst verwandt ist denn auch unser Reineke, der sowol als Fuchs niedersächsisch Vos (griechisch alo-pex) roth und rauch, naß (nebelfeucht) ist, wie als Reineke, der bekanntlich an der Gemahlin des Königs Nobel seine Schutzherrin findet. Freilich sind mit diesem allen die bedeutsamen Mythenanklänge dieser Wurzel nicht erschöpft; doch für den Zweck werden die obigen Anführungen hinreichen. Überdies sollte es mich wundern, wenn es dem Leser nach allem entgangen wäre, daß Reg (Rag, Rog u. s. w.) nur metathetisch verschieden von dem oben entwickelten Hor, Her, Ger, u. s. w., wie es denn z. B. sein Reh und seine Ricke hat, wie Hor seinen Hirsch, auch formell den Ring, die Reihe, den Kreis und den Abschnitt (Rechen-Karste) bedeutet.

Was wir hieraus, sub rosa, gelernt haben, ist, daß der nordöstliche Bogen der Erd und Lebensströmung der Geburt, Reinigung, den hülfreichen, rettenden, zum neuen Dasein erhebenden Göttern angehört, zumal auch den jungfräulichen

Göttinnen *), deren Hauptfeste daher auch in den Hornung und in die nachfolgenden Monate des Frühjahres fielen. So fand bei den Römern die Verehrung der rettenden Juno, der Juno sospita, im Februar statt. Bei den im April, dem ursprünglich ersten Monat der Römer, gefeierten großen Sekularspielen, welche nach dem Ausspruche der Sibylle jedesmal nach einem Kreislaute von so viel Jahren erneuert werden sollten, als das längste menschliche Leben umfaßt, nahmen die römischen Frauen dem Altare ihrer hohen Beschützerin in purpurnen Oberkleidern, und auch sie selbst die Himmelskönigin, im Bilde einer Jungfrau dargestellt, umhüllte ein Purpurmantel. Das Kirchenfest Maria Reinigung fällt bekanntlich in den Februar, den allgemeinen Reinigungsmonat bei den Römern. Das Fest Maria Heimsuchung hat die Kirche dagegen in den Juli, also hinter die Sommersonnenwende, verlegt.

In Bezug auf die goldene Kreisströmung des Lebens und der Erde als Bild der weiblichen Fruchtbarkeit, bedeutet also der Osten das Aus- und Emporströmen, der Westen das Ein- und Abwärtsströmen. Dort, im Westen, rollt die Fluth, alles überschwemmend in die winterliche Unterwelt hinab, unser kimmerisches Bogenviertel entlang, an dessen nördlichen Himmelsspitze glücklicherweise der Bär, unter Mitwirkung des Boreas, für fluthstarrende Frostkälte, zuweilen, wenn er grimmig wird, für Hagelwetter und Schlossen sorgt, und dadurch eine feste Wehr und Brücke (Bre), einen innerlich feurigen und doch äußerlich kalten Verbindungsbogen zwischen der Welt des Vergehens und

*) Bekanntlich gehört auch die Pfeil- und Bogenbewaffnete Diana oder Artemis zu ihrer Zahl. Athene-Minerva aber nicht, weil sie als Wesen völlig klaren Lufts, die Feuchtigkeiten haßt.

der Welt des Entstehens bildet, so daß die Eiskälte, bei der, wie Hiob sagt, das Wasser verborgen wird wie unter Steinen und die Tiefe eben gestebet, den Anbruch neuer Schöpfung vermittelt. Hier, im Osten, wo Saturn die verschluckten Kinder wieder ausspeit, hier ist es, wo auch der goldene Lebensstrom wieder aufsprudelt, lauter als zuvor, da er Land und Wasser durch einander mischend, hinter den Felsthoren der nächtigen Welt verschwand, nur gezeichnet von dem weißen Zaubogen und Selenen's Lichte, jetzt wieder um und durch das thaufrische Morgenland der Schöpfung fließend, das die Luft- und Lichtgötter allmählig trocken abheben und aus der feuchten Dunstnebelschichte paradiesisch hervortreten lassen. Dort also, im Westen, senkt sich, um nochmals an ein früher erwähntes Bild zu erinnern, der geheimnißvolle Eimer der Schöpfung in das tiefe Weltmeer hinab: hier, im Osten, steigt er gefüllt empor, himmelan, in zwiefachem Sinn, flüchtig und geistig in die Region des Athers, wie die stille steile Rauchsäule eines den Göttern angenehmen Opfers, und als kreisendes Blut und Mark der Erde, das dem Sonnenpfade aufwärts nach Süden hin freudig nachfolgt.

Nun mag man sich aber wohl vergegenwärtigen, daß die Nordregion, von dem wichtigen Moment an, wo sie wieder zum Süden umbiegt, also von der Mitternachtshöhe und der Wintersonnenwende, schon den ersten Eingang oder die Umkehr zu dem neuen Leben der Welt, also gleichsam die Propyläen der Halbsphäre bildet, welche gegrich dem Zentrum der Lichtwelt, dem himmlischen Asabeim sich zuwenden.

Dort auf der **Polhöhe des Nordens**, auf die wir nunmehr zurückkommen, tritt nach Mythen, die ich hier nur andeuten, nicht verfolgen kann, die stärkste Verengung des mythischen Kreisstromes ein. — Ihr kennt das Wörtchen Ör. Es ist ein kleiner Kreis, wie das Löchelchen einer Nadel, und Nor ist was dadurch zieht, wie überhaupt der Buchstabe n das Negationszeichen, das Geringe, das Nur, und die Spitze eines Dinges, den Vogelschnabel (die Nase) andeutet. Der Norden nun, den selbst die Volksprache Afrikas verkündet, indem sie ihn gu-nard und die nördlich diesem Negervolke wohnenden Mauren Nare nennt, von dem auch die norischen Alpen zeugen, welche den rhätischen im Norden streichen, der Norden ist allerdings ein Strömendes, sowol Wind als Wasser, wie indisch niren Wasser, die Nährungen der Ostsee, die Nahrung, griechisch νάω säugen, nordisch Niord, der Gott der Winde und des Wassers, darthun, jedoch in dem besondern Sinn einer eingefaßten, schnurartig gepreßten Strömung, gleichsam das Nör oder Ner der Himmelsgegenden *), worunter man sich (nach Bobrik nautischem Wörterbuche) das Wasser eines Stromes vorzustellen hat, der durch irgend ein Hinderniß, eine Sandbank oder eine hervorragende Ecke des Ufers zurückgestoßen wird und wirbelnd eine der Strömung entgegengesetzte Richtung nimmt.

Die Nordspitze ist alte in der mythischen Physik und Astronomie, was die stets ihre Bilder daraus entnehmende Bibel- und Kirchensprache als Bekehrung, Reue, Zerknirschung (contritio), Tödtung des alten Adam, Genesung, Wiedergeburt, Stand der Gnade bezeichnet, und vielfach

*) Da hat man das Natürlich der Himmelsörter, durch die ein Kamel leichter hindurchkommt, als der reiche Mann

auf das in Windeln gewickelte Jesuskind in der Krippe, dem gewölbten Steinreif oder Reifstein der orientalischen Karavanserien und dem Sternbild des Namens, neben Ochs und Esel, den nördlichen Himmelsgestirnen, bezieht; wie auf dasselbe Jesuskind, als den lebendigen Eckstein, welchen die Bauleute verworfen haben. Es ist ferner, um nur ein paar Belege aus der klassischen, wie aus der hebräischen Mythologie anzuführen, die rettende Höhe des Nordens, welche die alten Römer unter dem Terent des Tiberstroms verstanden, die Stelle, wo die Tiber am engsten floß und Manius Valerius Tarentinus, nächtlich aus dem Schiffe an den Wall, an das Ufer steigend, wo er Rauch — das wiederkehrende Feuer der Natur — gesehen, die wunderbare Lebensrettung seiner drei kranken Kinder vollbracht sah, an derselben Stelle wo man später beim Nachgraben einen zwanzig Fuß versenkten Altar (einen verworfenen Eckstein) entdeckte — eine Mythe, welche bekanntlich der schon erwähnten Sekularfeier der Römer zu Grunde lag. Es ist jenes Meer, jenes Tarent, das in unsrer Sprache auch den Namen „Sund" führt, das ist die wieder gesonderte Strömung, von der die Gesundheit ihren Namen ableitet. Es ist dieselbe Nordspitze in Bezug auf die einschnürende hemmende Stromwendung, die Sonderung von Festem und Flüssigen, die Rückkehr zur Helle und Trockniß des Ostens, welche in der hebräischen Sündfluthsage den Gipfel des Berges Ararat vorstellt, auf dem die Arche, nach eingetretenem Ablaufe der Gewässer, sich niederließ. Geraume Zeit danach machte Vater Noah „das Fenster" des Kastens auf und ließ den Raben fliegen, den alten Odin-Raben, den heiligen Kreisziehen um die Erde; der flog hin und her bis es trocken wurde. Dann ließ Noah eine Taube fliegen, Aphroditens Vogel; die fand aber nicht, wo ihr Fuß ruhen

sennte und kehrte zurück, worauf Noah die Hand ausstreckte und sie zu sich in den Kasten nahm. Und abermals eine Taube, die kam um die „Vesperzeit" zu ihm zurück und trug ein abgebrochenes Ölblatt im Schnabel. Und zum drittenmale eine Taube; die kehrte nicht wieder. Da sah Noah, daß die Erde trocken war, und stieg heraus, am ersten Tage des ersten Mondes, mit allem Lebendigen und bauete dem Herrn einen Altar.

Hat man diese Geschichte, ihrer wesentlichen Grundlage nach — denn einzelne Momente bedürfen noch ein näheres Licht — richtig gefaßt, so wird man sich überall in der Gegend orientiren, wo die dem Strom anvertrauten „mystischen Kisten" Halt machen. Ja, wir werden sogar dem Verständniß jener Sagen und Symbole uns nähern, welche sich auf gewisse mystische Tempelbauten des Alterthums beziehen, z. B. den salamonischen, die Kaaba der Muhamedaner oder den schönen, noch in Trümmerstücken erhaltenen Tempel des Erechtheus auf der Akropolis von Athen, von allen griechischen Bauwerken verschieden, mit drei nach Westen gehenden Fenstern (wie man sich auch die Arche Noah dreifenstrig denken muß, ein Fenster für jede Abtheilung) und durch einen unterirdischen Gang mit einer unteren Tiefgegend, genannt der Aphrodite in den Gärten, in Verbindung stehend.

Doch verirren wir uns nicht in die Geheimnisse der Kabbala, die dem Rubus angehören, und insbesondere, wie ich glaube, einen gewissen Stein betreffen, der gar wunderbare Eigenschaften hat, die geringste Welt zu machen; den Stein, auf welchem der wandernde Jakob seine nächtliche Inkubation hielt und die Engel auf der Leiter (die Himmelsleiter des Mithra hatte sieben Stufen, die sieben Himmel vorstellend) auf- und abschweben sah; den Stein

auf welchem auch die Griechen und Römer im Tempel ihrer Heilgötter ruheten, um ſchlafend von ſchwerer Krankheit zu genesen. Das ſind die Geheimniſſe des ägyptiſchen Hermes-Trismegiſtos, der mit Buddha-Wodan zuſammenhängt.

Ich bin nicht der erſte, der darauf hinweiſt, daß der Apoſtel Petrus, der kahlköpfige Himmelspförtner, der römiſche Janus iſt, und die zwölf Apoſtel, gleich den zwölf Stämmen Iſrael, die Genien der zwölf Monate. Iſt man ſich aber recht klar geworden, daß jener doppelgeſichtige Gott der Römer, welcher die Pforte des Jahres eröffnete und mit dem aus dem Himmel verbannten Saturn, ſeinem Gaſtfreunde, das goldene Zeitalter über Latium herbeiführte, jene noch dunkle, verborgene (latente), doch allmählig ſich lichtende, das Gold der wiederkehrenden Sonne und des Fruchtwaſſers mit ſich führende Morgenzeit der Schöpfung, daß Janus mit dem Saturnus ſo zuſammenhängt, wie die beiden Hälften des Ringes oder der Scherbe, welche im Alterthum diejenigen unter ſich theilten, welche ſich Gaſtfreundſchaft ſchworen, um ſie aufweiſen zu können, ſobald ſie die Pflichten des Gaſtbundes in Anſpruch nehmen wollten? Weiß man, daß dem Janus vorzugsweiſe die öſtliche, dem Saturn die weſtliche Seite der mythiſchen Erdſcheibe angehört? Auch ſcheint bis jetzt die allerdings auf der Hand liegende Vergleichung des Petrus mit dem Janus noch nicht den eigentlichen inneren Punkt getroffen zu haben, vielmehr ganz äußerlich geblieben zu ſein; Petrus, der Fels, der Stein, auf welchem Chriſtus ſeine Kirche gründen wollte, derſelbe Petrus, zu dem er doch einmal zürnend ſprach: „hebe dich weg von mir Satan (Schitan, Saturn) du meinſt nicht was göttlich ſondern was menſchlich iſt". Petrus iſt der hervorſpringende Eckſtein der Nordhöhe, der Fels an welchem die Wogen des Todes ſich brechen,

durch welchen der bisherige Lauf des Weltstromes in die entgegengesetzte Richtung gezwängt wird. Nach der entsprechenden Figur des Thierkreises der Steinbock, unter den Sternbildern des Polarkreises der Bär, oder der typhonische Steinesel, der Esel, der in griechischer Sprache den unten liegenden härtesten Mühlstein bezeichnet, der Esel, der überall sowol die Bedeutung des Tragenden, der Axe, als des feurig zermalmenden (conterens) hat.

Was diesen mythischen Esel betrifft, so liegt es eben in der angegebenen Doppelbedeutung, daß er zumal auch das Symbol der feurigen Dünste ist, welche bei der Wendung des Jahres von der Erde aufsteigen, jener Dünste, welche Tarentinus an der schmalsten Stelle des Tiberufers aufwirbeln sah; jenes Dunstgebildes, welches der Eselin des Bileam, des Sohnes Beor (des Bären, Ebers, Esels), des stabgerüsteten Bootes oder Thierhüters am Nordhimmel, zu dreienmalen, auf dem Felde, in den Weinbergen und zuletzt in einem so engen Gebirgspasse entgegentrat, daß sie weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen konnte, worauf denn Bileam endlich, später als die sonst geliebte, nun unschuldig dreimal von ihm geschlagene (verläugnete) Eselin, den warnenden Engel des Herrn mit dem (Petrus-) Schwerdte erkannte. Das sind zwar nicht alle Geheimnisse des schwarzbekreuzten wunderlichen Heiligen, des Sir Asine der originellen kirchlich-bachantischen Feste oder Meß-Satyr-Dramen des Mittelalters. Es sind noch andre übrig, und ich muß es sagen, schauerliche, wie nur die Amir-Sage oder die nur zu wirklichen Zermalmungen der indischen Schiwa-Anbeter unter dem kolossalen Wagen des Gottes von Dschagernat (das Schiwa- oder Siebengestirn ist ein Bild im Wagen oder großen Bären) im Angesicht der rollenden See und der langen, aus riesigen Granitblöcken

ihm aufgebauten Pagode. — Aber wir kennen ihn, den Fels- oder Steinesel, das wilde und muthige Reitthier des Orients, mythisch nun genau genug, um ihn an der Seite des Kephas oder Petrus und noch heiligerer Nachbarschaft gelten zu lassen, und weder ob seines Sprachtalents, noch darüber in Verwunderung zu gerathen, daß die mosaische Gesetzgebung, welche jede Erstgeburt leiblich dem Herrn zu opfern befiehlt, nur des Menschen und des Esels Erstgeburt davon ausnimmt und ein stellvertretendes Opfer für dieselbe zuläßt. Ich hoffe es wird mir nicht leicht das Unglück widerfahren, auf Kosten meines Gegenstandes wohlfeile und schlechte Witze zu reißen, am wenigsten aber auf Kosten des auf Erden und im Himmel Unvermeidlichen, an dem sich ohnehin ein Jeder reibt *). Anderswo und öfters werde ich mehr von dem Zermalmer zu sagen haben. Bis dahin möge sich der Ungeduldige nach der Zaubermühle erkundigen, wo man alt hinein, jung heraus kommt; oder nach dem Stein der Weisen, dem Goldmacherstein; er wird wol nicht

*) Ein schreckliches Beispiel hat man in der Familie des Königs Midas, die sich später beschneiden ließ, um stets, auch im Tempel, den Hut auf dem Kopf zu tragen, eine Geschichte von einem jungen ohne Eselsohren geborenen Mitglied dieser Familie, der ein namhaftes dichterisches und satyrisches Talent besaß, und so muthwillig war, nicht allein die Langohren seiner eigenen zahlreichen Familie, sondern die würdigsten christlichen Staats- und Kirchen-Esel mit nicht selten apollinischem Hohn zu verfolgen. Was geschah? An bösen Gebresten, typhonischen Rachenbeln daniederliegend, wußte er sich kein ander Heil, als eingenäht in eine romantisch beschriebene und dennoch veritable Eselshaut sich in die Synagoge der Väter tragen zu lassen, daselbst hun gre mal gre ein herzzerreißendes Yao anzustimmen und den ihn getroffenen Fluch der Abtrünnigkeit (5 B. Mos. 28) auf seine Feinde überzuladen.

weit abliegen von der Stampfmühle, aus der das klare Geld der Jugend und des Morgens hervorquillt, von dem Orte wo der mit Böcken fahrende Gott Thor sein Hammerwerk verrichtet, wenn er einen gewissen Gürtel umschnallt und in gewisse Eisenhandschuh fährt. Und da mag er sich sagen lassen, daß „Hamr" hebräisch den Esel und den Röthel, isländisch den Fels, den Stein, den ursprünglichen Stoff des Miölnir und aller alten Moker (Hammer) bedeutet, und in gewisser Beziehung mit dem altsächsischen Hamme, dem zwischen Wassern eingeengten Dammweg (wovon Hamburg), überhaupt aber mit dem Heim aller Germanen, mit dem isländischen heimr Welt und Haus, mit dem Orte zusammenhängt, wo alle Leute her sind und zu Haus gehören. Und wenn der Leser unterdeß den obgedachten Thorshammer auffindet — er liegt vielleicht wieder in der Burg des Riesenkönigs Thrym, der ihn schon einmal gestohlen und acht Morgen tief unter der Erde vergraben hatte — so möge er diesen Hammer auch ohne mich in die Hand nehmen und prüfen ob er ihm gewachsen. Wer's ist, kann der zerschmetternde und wiederaufbauende Stuhlmeister aller großen und kleinen Logen des Orients und des Occidents werden, keine nordische Zwingburg und kein Gedankenverließ in der Welt wird seinen Schlägen widerstehen können.

Der Leser wird nunmehr einsehen, daß wir schon früher, bei der Analyse der Wurzel As, mehr unbewußt, die Höhe des Gegenstandes, die durch das Dunkel leuchtende Felsspitze der mythischen Welt berührt haben und die Lanze der Götter, der Könige und des germanischen Volkes da

aufpflanzten wo sie hingehört, an den Eingang aller Mythen, an die Paradiespforte. Nur ist uns gegenwärtig das Urerz und Urgestein der Wurzel leuchtender geworden und es scheint uns damit mehr Gewalt und Einsicht überkommen zu sein. Hat es etwa mit solchem Urgestein der Wurzeln dasselbe Bewandniß wie mit Aladdins unscheinbarer Lampe, die, gescheuert, einen dienstbaren Geist zur Verfügung stellte?

Kein Pilgrim nach der heiligen Kaaba läßt den unansehnlichen schwarzen Stein ungeküßt, der, vom Engel Gabriel selbst durch die Luft herbeigebracht, an der südwestlichen Außenwand des Gebäudes sich befindet, also beiläufig gesagt, nicht unser, der Nordregion angehörender Felsstein ist. Kann er diesen Stein, der anfänglich so weiß und glänzend war, daß er vier Tagereisen weit leuchtete, später jedoch vor Trauer über die Sünden der Welt schwarz wurde, knieend nicht küssen ob des großen Gedränges der Gläubigen um ihn herum, so sucht er ihn wenigstens mit der Hand zu berühren und glaubt auch auf solche Weise nicht ungesegnet davon zu gehen.

Auch wir haben den Eckstein unsers Kirchengebäudes nur erst allerflüchtigst, im Gedränge, mit den Fingerspitzen berührt und die so wesentlich scheinende Kniebeugung haben wir noch gar nicht vorgenommen. Wie machte es der heidnische Proset Bileam, der Sohn Beor, wenn er auf der Höhe der sieben Altäre (des Siebengestirns) nächtlich schaute *)? Er kniete nieder, oder vielmehr er warf sich auf die Erde, so daß er sie mit den Knien und Händen berührte; und nur in solcher Stellung wurden ihm die Augen geöffnet. Sonst aber hat es ein eigenthümliches Bewandniß

*) 4. B. Mose 24, 4.

mit den mythischen Gestalten, die vorzugsweise als solche dargestellt werden welche mit ihrem Bein einen Winkel vollziehen, mit diesen mythologischen Aufgängern, welche die bekannte auffallende Seitwärtsbewegung, den hüpfenden und hinkenden Gang verrathen. Da ist der durch seine Gemalin doch gekrönte Feuergott Vulkan oder Hefestos; wenn er nicht gerade auf dem Rücken seines Esels, der Feuerwolke, in den Olymp reitet, sieht man ihn rund um die Tafelrunde der Götter Nektar schenkend herumhinken, zum unsterblichen Gelächter der sehr mokanten Familie der Olympier; aber wie soll er es anders machen, da er stets und unablässig die Kreislinie des Jahres umlaufen muß, um durch Emporheben der Dünste in den Himmel niemals den Nektarquell versiegen zu lassen, aus welchem sich die Unsterblichen tagtäglich laben*)? Da ist ferner der bockfüßige Pan, der alte dunkle ländlich rohe Allgott, der in dem Revier, wo wir uns gerade befinden, auf den Bergen und unter dem Schilfrohr des ersten Frühjahrs zu Hause ist, der Furchtbare, vor dessen Begegnung die altheidnischen Landleute so viel Entsetzen hegten, wie die christkatholischen vor dem gleichfalls hinkenden Bösen. Und wer weiß nicht, daß der Erzvater Jakob gleichfalls hüftenlahm war und hinkte, seit jener Mitternacht auf der Rückreise nach Kanaan, da er an der eminösen Furth oder Flußenge Jabok in der rothen Gegend Edom, mit einem unbekannten Manne rang bis die Morgenröthe anbrach, mit keinem andern Manne wol, als mit dem furchtbaren und doch so wohlthätigen, wolfverscheuchenden Pan — denn der abstrackte Ein- und Allgott der Hebräer,

*) Ich könnte auch an die neuesten Hinker, die armen niederrheinischen Prozessionshinker erinnern, welche denn freilich nur den Ekel und das Mitleid der Himmlischen erregen mögen.

der ägyptische Jao, spielt die verschiedensten Götterrollen — ich sage also, mit Pan-Jehova, der ihm nach rühmlich bestandenem nächtlichen Wettringerkampfe auf der danach Pniel geheißenen Stätte, den Namen Israel gab, zum Andenken, daß er Gott von Angesicht gesehen und am Leben geblieben *).

Und wer war der Pan? Eben der steinalte greise Bannerträger des Lebens, der den heiligen Kreis krümmt, ihn mit starker Hand einengt und umbiegt, wenn die Überschwemmung, der Wolf, ihn zu zerstören, die Hölle ihn zu verschlingen droht. Der Alte vom Berge, vor dem Alles, auch das Stärkste auf die Knie muß, durch den auch der gewaltige Gott Thor, als er in der Burg des Riesenherrschers Utgardloki mit ihm rang — damals hatte er die Gestalt einer alten Amme, der Frau Elli, angenommen — auf die Knie herabgedrückt wurde. Der, von dem der Proset Daniel (9. 7) sagt: „und der Alte setzte sich, das Kleid war schneeweiß, und das Haar auf seinem Haupte wie reine Wolle, sein Stuhl war eitel Feuerflammen und desselbigen Räder brannten mit Feuer". Der Alte, der lange vorher ehe Rom, die künftige Weltgebieterin, erbaut war, in einer Grotte des palatinischen Berges, des mons Palatinus, des Stammherrn aller Paläste und Palladien, des seit lange grausig verödeten Gipfels menschlicher Pracht und Herrlichkeit, wohnte und daselbst schon verehrt wurde, als Evander, Roms Adam, zuerst die Tiber, Roms

*) 1. B. Mos. 32. 24 ff. Jakob hielt damals sich, seine Frau und Kinder gefährdet durch den rothen rauhen, wenn auch gutmüthigen Esau, der verlockt worden war, durch die seinem Charakter entsprechende eitelhafte Freßsucht, sich um das Recht der Erstgeburt zu bringen. Doch genas er von seiner Furcht.

Weltſtrom, herauf kam und die wilde Wölfin, plötzlich gezähmt und bekehrt, den Romulus und Remus, den Kain und Abel der römiſchen Urwelt, an ihren Bruſten ſäugte. — Der Alte in mannigfaltiger Geſtalt; ſo als Saturnus, unſer alte gebuckte Sensen- und Sandmann, deſſen Bildſäule in Rom das ganze Jahr mit gebundenen Füßen ſtand, bis ihm in den Saturnalien (19. December) die wollene Binde abgenommen wurde, womit die kurze luſtige Zeit des Io Saturnalia! Rufes *) ihren Anfang nahm, während welcher das Verhältniß von Oben und Unten, von Herr und Knecht, umgekehrt wurde, und der Knecht Jakob, um wieder an das obige bibliſche Beiſpiel anzuknüpfen, der ſeinem bisherigen „Zwingherrn Laban entlaufene Jakob, den freien Boden ſeines Erbe betritt, nachdem er, mit Gott und mit Menſchen kämpfend obgelegen, das heißt, oben zu liegen gekommen — oben, nach Oſten, nach der Höhe der Sonnenbahn, nach dem wiederaufgehenden Lichte der Freiheit zu, unter und hinter ſich die vergangene dunkle Zeit, den geweſenen Herrſcher, die zerbrochene Kette der Knechtſchaft, über ſich — doch das bezieht ſich nicht auf Jakob und die Juden, ſondern auf eine Sitte der Römer — auf dem Haupte den Hut, oder die wollene Phrygiermütze der Freiheit, den lichtflockigen Sulbogen oder Lichtkegel der Sonne, der jetzt noch in dem Maskentumulte der Faſchingsſpiele — als ſchellenbehangene Narrenkappe zum Vorſchein kommt. Auch der Uranide Jupiter iſt beziehungsweiſe der Alte, auch Odin iſt es, inſofern letzterer den Beinamen Ulir, runiſch Ulir führt, was zunächſt einen Greis mit weißem wolligen Haupthaar

*) Io Saturnalia! riefen ſich die einander auf den Straßen Begegnenden zu.

bedeutet, dann aber auch alle die Eigenschaften in sich faßt, welche zum Beispiel den Ulysses, griechisch Odysseus, kennzeichnen, jenen Helden, der, nach Homer, am machtvollsten schien und am besten sich ausnahm, wenn er saß, so wie den zwar unsterblichen und hierin weit unter dem „göttlichen Zauberer" der Odyssee stehenden niedersächsischen Eulenspiegel, den listenreichen wandernden Mühlknappen, der aber nichts mahlte als seine eigenen grobkörnigen Witze, der zu Möllen begraben liegt unter einem guten schweren Stein und unter einem Baum, welchen das, wunderbarerweise stets den Verstand der Überlieferung übende und dennoch die Überlieferung nicht verstehende Volk mit unzähligen eingehämmerten Nägeln gespickt hat; auf dem Grabstein die Eule und den Spiegel, eben so zweideutige Sinnbilder, wie der Mann dem sie gelten.

Denn mit dem Eulenspiegel, den unsre Gelehrten bisher gar nicht verstanden haben — wie sollten sie auch! — befinden wir uns in der That vor dem alten felsigen Eulenhorst der Mitternachtsspitze, vor jener Eulenhöhle, welche in dem bekannten tiefsinnigen Mährchen Immermann's den schaurigen Höhe- und Wendepunkt bildet. Wenn das niedersächsische Volk sagen will, daß ein anlockendes Geheimniß, eine Erwartung sich in Nichts auflöst, so sagt es lachend: da hat eine Eule gesessen! Der arme Schüler des Albertus Magnus, der romantische Doppelgänger des Jünglings von Sais, lachte aber gar nicht, als er wieder aus der Eulenhöhle herauskam. —

Ihr kennt doch das Mährchen von Immermann? Wo nicht, so les't es in seinem „Münchhausen" und diesen mit, ein Roman, der aus den seltsamsten Studien erwachsen sein muß und dieser seiner geheimnißvollen Grundlage sein Glück verdankt. Des Mährchens Thema ist aber das liebliche

goldene, nur mit Novalis Veilliede zu vergleichende Minne lied, das beginnt:

Die schönste Rose die da blühet,
Das ist der rosenfarbne Mund —

und der das Lied singt, ein junger lebenslustiger zuschlagender Ritter, der erobert auch die Braut, der befreit die schlummergebundene, vom bösen Ranker dicht eingesponnene schöne Maid durch selbsteigenes kühnes rasches Handeln, während sein von noch tieferer Liebe erglühender, grübelnder Freund, in derselben Absicht erst zu dem Besuche der alten zauberkundigen Eule sich verleiten läßt, oben in der Felsenhöhle, bei dem Eibenbaum; da muß er um das Mittel seine Liebste zu befreien, erst der alten Eule dienstbar werden, die mit ihren großen gluhen, kreisbefiederten, stets nach Norden gerichteten Augen im Hintergrund der kalten grausigen Tropfsteinhöhle sitzt, da hohlt und zieht es so gewaltig, und die Eule friert, er aber hat voll auf zu thun, die Löcher und Ritzen auszustopfen, damit die ewig unzufriedene grämliche Eule eine dichtere Wohnung bekommt. Und wie er endlich zum Lohn solches beschwerlichen und widerwärtigen Dienstes das untrügliche Gegenzaubermittel, den Eibenzweig, entführt und hastig den Fels hinabeilen will, da schleppt sich, o Schauder, ein gebückter Greis, mit schlohweißem Haar und runzeligem Angesicht in das Thal hinab, und wie er dort unten in eine warmblühenden Laube schaut, da hat sein glücklicher Nebenbuhler kosend an der Seite der Geliebten und raubt dem rosenfarbenen Mund die ersten Küsse — denn alles das war in einem Tage geschehen, in einer Stunde Ewigkeit ward Alberti Magni junger Schüler in einen Greis verwandelt, dort oben in der Eulenhöhle, bei dem Eibenbaum — Ja freilich:

Die schöne Rose, die da blüht!
Das ist der rosenfarbene Mund!

und der das Lied gedichtet, war damals ſelber beglückt und neu geboren durch kühnes Lieben und Schaffen, ſelig ohne zu ahnen, wie bald der Eulenſchrei über ſeinem Grabe ertönen und wie bald der „roſenfarbene Mund“ einem Andern angehören ſollte.

Wo ſind wir? Ich ließ mich einige Augenblicke träumend auf den kalten Stein des Dichters nieder und ihr habt vielleicht was beſſers gethan. Ja ſo, die Eule — wieder die Eule und noch immer nicht Aphroditens Vogel! Nun, ich kann nicht dafür, daß unſer Weg uns an Bären, Sauen, Gfeln und Eulen vorüberführt, über Steingerümpel und ſchwindelnde Brücken, durch Geſtrüpp und Einöden, die noch keines Wagers Fuß betreten, am nächtlichen Strande; wo die gährende, kreiſende unendliche Woge alles in den düſtern Abgrund zu verſchlingen droht, wo Leben und Tod, Licht und Finſterniß ihren letzten Kampf zu ringen ſcheinen und dann im letzten Moment wo alles auf die Spitze der Entſcheidung geſtellt iſt, der ewige Markſtein leuchtend hervorragt, das Licht die Finſterniß vertreibt, die wüſte Unendlichkeit ſich wieder in die Enge eines Uferwinkels, den feſten Kern eines neuen Lebenskeimes einfängt, im Thalgrunde die lichterhellte Mühle mahlt, auf der Felsſpitze die Eule ihr glühendes, unabläſſig wie der Magnet nach dem Nordpol gerichtetes Auge rollt und die Löcher und Ritzen ihrer Höhle verſtopft und der Fiſcher Petrus *) mit dem erſten Tag erſcheint, mit dem erſten Zuleuchten der Mitternacht

*) Evangelium Johannis, Kap. 21.

die bis dahin leeren Netze von wimmelnden Fischen strotzen sieht und, nur ein Hemd, eine leichte Hülle über den nackten Leib werfend aus dem Fischerkahn ins Meer springt um den einsam am Ufer bei einem Kohlenfeuer stehenden, nach seinem Tode wiedererscheinenden Jesus, den aus Noth und Tod rettenden Heiland froh geängstigt zu begrüßen (Doch Niemand durfte ihn fragen, wer er war — so wenig wie Jakob den Mann, der mit ihm gerungen bis der Tag anbrach).

Der Leser glaube nicht, daß ich hier Mythen in einander mische oder nur zusammenstelle, die nicht zusammengehören. Nichts wäre eine ungerechtere Beschuldigung. Alle diese Mythen und Symbole haben nur die eine gemeinschaftliche Bedeutung, das sie den mitternächtlichen und weihnächtlichen Wendepunkt der Sonnenbahn, der uranisch-okeanischen Lebensströmung darstellen, in nächstbestimmter Weise die erste Ablagerung des Festen aus den Gewässern, den ersten Ansatz des Uferkreises, der freilich unendlich viele kleine Lebenspunkte und Lebenskreise in sich faßt, von denen jeder ursprünglich ein Keim, ein Korn, ein Ei ist, jenes mythische Ei, das in andern Naturbildern auch als Sand, als Kies, als Stein wiederkehrt, und zu mannichfachen Mythen und mythischen Redensarten, wie das Rückwärtewerfen der Steine nach der deukaleonischen Fluth, die Vermehrung „wie Sand am Meer", u. dgl. die Veranlassung gegeben hat. So gilt auch das Eis, die Hagelschlosse als Symbol des verdichteten Lebensfunkens, biblisch als Waffe Jehova's für den äußersten Nothfall. Der Hagel ist sogar sprachlich eins mit dem Ei, gothisch aig, angelsächsisch aeg, englisch und nordisch egg, polnisch jaio, griechisch ωον, lateinisch ovum und das Ei, das Wort, das die Überschrift des Tempels von Delphi bildete, und dem unausgesprochenen

heiligen Jao *) der Hebräer, dem Jov-is der Römer, der Andeutung nach gleichkommt, das Ei ist der hüpfende kreisende sich kugelnde Lebenspunkt, das Quick, (englisch to quicken beleben) das springend Lebendige, der Kreis, sei es die Welt, die Sonne, welche die Urmythe so oft mit dem Ei vergleicht, oder der Quicksand, Kiessand, Schlamm der Meere und Ströme (isländisch eyri), das Eiland, das kiesufrige Meerland, und jene Art eiförmiger Steine, Steineier genannt, welche das Alterthum ringsum seine Grenz- und Bundesdenkmäler pflanzte und durch welche die Römer in ihrem Zirkus, dem Sinnbilde des Sonnenlaufes, die Zahl der Wettfahrten um die Meta anzeigten; und, um alles zu sagen, das Ei ist das Wort-Bild aller heiligen Lebenskreise, vorab dessen der sie in sich faßt, der da spricht ich bin ewig, ich bin das Leben, die Liebe, das Gesetz, der Bund oder wie die alten Deutschen sagten, die Eh (auch eva, angelsächsisch aew) und der, wenn auch in Nacht (lappisch ijo) gehüllt, in allen Lebensfluthungen von Ewigkeit her sich bethätigt, so in der samenreichen Awa (lat. aqua Wasser) wie in der Gwa, der gleichbedeutenden Mutter alles Lebendigen **).

Wenn also — und das lag mir eigentlich im Sinn — wenn der verliebte Schüler des Alberti Magni sich so greisig alt und murbe gearbeitet hatte im Dienst der Eule, so war er ein Narr, daß er nicht gleich wieder umkehrte und

*) Schon Dieter nannte den Gott Moſis nach dem ägyptischen Jao, was mit Jupiter, Jov-is zusammenstimmt. Der Name Jehova verdankt bekanntlich sein Dasein einer theilweise dem Worte adonai (Herr) entlehnten irreführenden Interpunktion.

**) Es versteht sich von selbst, daß ich auf eine, so hochbedeutende Urwurzel anderswo und öfter, mehr als gelegentlich zurückkommen werde.

sich den Gegenzauber gegen solche schreckende Verwandlung von ihr abforderte. Das Mittel, „die Götter nennen es Moly“, das Ulysses erhielt, um sich vor dem Zauber der Kirke zu schützen, wäre vielleicht auch ihm heilsam gewesen. Ulysses warf es in den ihm gereichten Zauberbecher, trank, ging herzhaft mit dem blanken Schwerdt auf die Wetterhexe los und ward nicht allein nicht, gleich seinen Gefährten und andern Unglücklichen in den Saukober geschoben, sondern theilte das Lager der Unsterblichen. Doch vielleicht ist „Moly“ nicht durch alles Stopfen, Flicken und Arbeiten in der Welt zu verdienen und nur ein Geschenk der gnädigen Götter, vielleicht fehlte ihm auch die Kraft, ein Zwangsmittel gegen die Eule auszuüben und sich in ein Wettringen mit ihr einzulassen, jedenfalls aber kannte sie, die nicht umsonst Minervens Vogel war, da sie den äußersten Wachtposten der Göttin der hellen Luft und der ordinairen wie der geheimnißvollen Webekunst, nach Norden hin vorstellt, jedenfalls kannte sie das gesalzene Mehl (die Opfer-molae) oder den Mul der Mühle (lateinisch mola, griechisch myle) im tiefen Thalgrunde, wo das Alter wieder der Jugend weichen, ihm unterliegen muß, und wo ich schon den Leser hinverwiesen habe, weil man dort viel lustige seltsam vermummte Gesellschaft findet, darunter auch jenen heitern Burschen, welcher das uralte Volkslied gemacht hat:

Was ich des Tags mit der Leier verdien
Das geht des Nachts bei der Windmühle hin —

er meint nämlich den „Kies“ oder das „Moos“, gut studentisch für Geld, auch ein wenig doppelsinnig, wie man in Betracht der ganzen, auf der nächtlichen Zauberküste heimischen Sippe des Kiesens *), Kosens und Küssens wol annehmen

*) Ich erinnere daran, daß das Erkaufen der Frauen von ihren Eltern bei den altgermanischen Völkern Sitte war.

darf. Wahrscheinlich wird man auch den Eulenspiegel dort finden, denn es ist sein rechter heimischer Platz, und wenn der Leser es noch nicht selbst heraus hat so will ich endlich sagen, warum. Die Eule, niedersächsisch Ul und alles was diesen Namen führt, ist ja eben das mystische Hol, von dem ich oben gesprochen habe, die höhlende Kraft, die Feuer und Kälte in sich vereinigt, die uralte bogenstarke Lichtfluth, die Abends wenn die Eulenflucht beginnt ebbend in die alte Finsterniß hinabzueilen scheint, gleich wie in die Wüste, in die Fremde, in das Land der Wanderung und des Elends, in die Wüste *) durch welche die Juden zogen, als sie aus dem fetten Mizraim flüchteten, durch das ebbende rothe Meer, Nacht und Tag die leitende Oriflamme des Jehova Ule vor der Spitze ihres Heerzuges — die himmlische Lohe die wir kennen, die in der Nacht am Himmel wiederscheinende okeanische Strömung, der der „starke alte Gott" zuletzt die lebenrettende Umbiegung verleihet, so daß die junge Keimung nach vernichteter alter starrer Hülse die Ufer des gelobten Landes bedecken kann **), zahlreich wie die Fische, die zappelten in Petri Netz oder die laichen in einer Uferbucht, wie der Sand am Meer, wie der Schlick und Schlamm, der sich zur adamitischen Fruchterde aufspeichert, zwischen den Fugen, Fächern, den Speichen des Julrades sich festsetzt, den Spähewinkel, die durchlöcherte Höhle, das speculum und die spelunca der Eule überspaakt oder überspinnt, jenes Gewebe, das Penelope, die Freier täuschend, am Tage webt und nächtlich wieder

*) Durch dieselbe Wüste, nur die des Meeres, des bei Homer so oft mit der Wüste verglichenen, zog auch Odysseus mit seinen Gefährten.

**) Aber Moses, der Steinmann, verschwindet am Berge Nebo, wo die Eule ihren Schnabel gegen Mitternacht ausstreckt.

zerstört, bis der rechte Mann, der vielgewanderte Odysseus, in ihre Arme zurückkehrt; oder mit dem großen indischen Bilde, jene Spiegelung Brahma's, jenes lebenvolle göttliche Gespinnst, das im Spiegel der Maja eingefangen die Welt bedeutet. —

In unsern Inlländern weiß man von solchem Gespinnste an den Mündungen der Ströme in die See und stromentlang, so weit Ebbe und Fluth ihre Macht üben, ebenso wie an den Ufern und Ausflüssen des Nil, in der fruchtbaren Delta-Marsch, deren Bildung ohne Zweifel, gleich der unserer Elb- und Wesermarschen, nur durch das Zusammenwirken des schlammigen Fluß- und des feurigen Seewassers als gleichsam eines weiblichen und männlichen Prinzips sich füglich erklären läßt. Noch heutzutage hinterläßt die ebbende Strömung den feingemahlenen, dem Steinstaube der Mac-Adamisirten Chausseen ähnlichen, lebevollen Schlick, der die Tiefen ausfüllt, gerade wie auch noch heutzutage jener von Ehrenberg entdeckte Prozeß der mikroskopischen Kalk- und Kieselthierchen vor unsern Augen fortdauert, ein Prozeß, der einen so großen, außer aller Schätzung liegenden Antheil an der Erdbildung genommen hat und obwol dem Alterthum unbekannt, doch nur seine Mythen von der uranfänglich lebendigen Kreisschlagung des uranisch-okeanischen Lebensstromes und der Ausfüllung der Tiefen wissenschaftlich erläutert.

In der That kann die Verwunderung, um nicht zu sagen, die staunende Bewunderung — ein für die grobe blasirte entgeisterte Stimmung viel zu übertriebener Ausdruck — die Verwunderung, die wir über das verborgene Leben des harten Samenkorns zuweilen spüren, wie das Kinderlied sagt:

Wer merkt's am Samenkorn so klein,
Daß drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab ich's in das Land gesteckt,
Da ist auch seine Kraft erweckt.

dies Samenkorn, das selbst nach Jahrtausenden, zufällig entdeckt im Mumienstaube, keimt, wurzelt und aufblüht, in der That, sag ich, kann die Verwunderung nur zunehmen, wenn wir in der Kreide, im harten Kiesel, im Sandkorn des allgegenwärtigen, allmächtigen und allweisen Lebensgottes lebendige Spuren entdecken, oder wenn wir an dem nackten Gestade des wüsten wildschäumenden Meeres, durch dieselbe allgegenwärtige Lebensmacht in jedem Staubkörnchen sein Quick, sein Ei, ein wenn auch noch so gering scheinendes Wucherpflänzchen — eine uranfängliche Lebensquelle entdecken.

Das Erste ist also, daß die Tiefe sich füllt, daß die Hölle, der Tod selber zur Brücke für das Leben wird. Es kommt der Eule daher gar sehr auf die Ausfüllung ihrer Ritzen und Löcher an, und solche Ehlenarbeit bildet sogar, symbolisch, die lustigsten Spiele der alten und neuen Völker, sowol des Orients als des Occidents, sowol der Kinder als der Greise. Alle Damm-, Fächer- und Löcherspiele haben nur diese Bedeutung, wenn sie es auch nicht so ausdrücklich sagen, wie das allbekannte

Trip, trap, trul
Min Mol is vul,

das die Kinder sowol am Fuße der ägyptischen Piramiden, in Arabiens Wüsten, am Euphrat und Tigris, als an der Elbe und Weser spielen, wie denn dieselben Kinder hier wie dort, ahnungslos gar mystische Steinwürfe thun, wenn sie mit ihren fünf in Quadrat geschliffenen Marmelsteinen Paduk, arabisch Lakud werfen *). Ob denn auch die Kindlein dort, auf den Knieen ihrer Väter nach „Nemöleken (Neumühlen)" reiten und in ein Wasserlein fallen, weiß ich freilich nicht zu sagen.

*) S. Niebuhrs Reise nach Arabien.

Und wie die Grube — so sei der alte Abgrund hier genannt — sich füllt, da steigt, wuchert, quillt ein Leben aus und über dem andern empor. Zu diesem Zwecke führt Poseidon, welchem Land und Volk er gnädig ist, seinen Dreizack; wo er ihn hinstößt, da springt das Roß aus den Meereswellen, oder erbauen sich zwischen seinen Zinken, wie zwischen einer künstlich eingepfählten Lehnung, Mauern so hoch wie die von Troja. Zürnend zerstört er freilich nur zu oft was er selber geschaffen.

Im Griechischen bedeutet hippos das Pferd, mythisch die Quelle; und sonst noch etwas. Ich übergehe die Sagen vom Bellerophontes und Pegasus, so wie andere Sagen, und erinnere nur an die von Kronos (Saturn) und Poseidon. Von diesem, dem erdumusernden Pflege- oder nordisch Fostevater des nackten, neugeborenen, gleichsam ausgesetzten Landes, berichtet die Sage nicht allein, daß er das Pferd durch seinen Dreizack geschaffen, sondern, daß er durch das Pferd, einmal, gleich nach seiner Geburt, vor dem die eigenen Kinder verschlingenden Heißhunger seines Vaters geschützt worden. Seine Mutter Rhea, beiläufig die noch nasse aber schon umränderte Erde, was sie vor der Ge, der Gemalin des Uranus, voraus hat, seine Mutter also verbarg ihn unter weidenden Lämmern (das ist nach Professor Forchhammer's richtiger Erklärung, im feuchten Wisch- oder Wiesenlande) und gab dem Kronos ein Füllen: hippon, zu verschlingen, von dem sie ihm sagte, sie habe es zur Welt gebracht.

Nun muß man aber wissen, daß der Friese, der nordgermanische Phrygier, der in seinem Demat *) noch die leibhafte Demeter besitzt und sein Nachbar der niedersächsische

*) Der Dehnt oder Demat, ein auch in Dithmarschen gebräuchliches Landmaß, ist ursprünglich ein dem Meer entrissenes eingedeichtes Stück Landes.

Marschbewohner, der ersten Pflanze, welche auf dem Sande sich ansetzt und gleichsam den ersten Lebenskreis schnellwuchernd umfliegt, den Namen Queller gibt. Hat der „Queller" seine Bestimmung, den Schlick in seinen feinen Ästen aufzufangen, erfüllt, so erscheint der „Drückdal", eine schon höher organisirte Pflanze, die den Queller gleichsam zu Boden drückt, woher auch ihr so höchst bedeutsamer Name. Dann erst kommen die feineren Grasarten und der Klee an die Reihe, worauf denn die Viehtrift beginnt und zuletzt die künstliche Eindeichung des dann ohnehin schon über die gewöhnliche Fluthhöhe emporragenden Neulandes vorgenommen wird. Bedenkt man nun, daß auch der wuchernde Roßschwanz oder Duwok, sowol an sich als durch seinen lateinischen Namen equisetum seine Verwandschaft mit equus Pferd und aqua Wasser verräth und daß jenes equisetum wol nur das Residuum der Fluth, den Wogensatz bedeutet, so wird man wol unerwartet auch hier in dem Allernächsten, die Auskunft über eine altergraue Mythe gefunden haben. Damit ist freilich die Erklärung durch hippos die Quelle keineswegs ausgeschlossen, vielmehr ein Fingerzeig gegeben, wie sich das Alterthum den ersten Pflanzenwuchs mit dem Ursprung der Quellen, des Süß- oder vielmehr zunächst Brakwassers in Verbindung dachte. Die Sanddünen filtriren schon das klarste Quellwasser. Diesen Fingerzeig kann man auf der Akropolis von Athen verfolgen, die in der Tiefe eine zu Zeiten salzig schmeckende Quelle besaß oder noch besitzt, von der man glaubte, daß sie in der Winterzeit unterirdisch mit der See in Verbindung stand. Poseidon hatte sie mit der Triaina eröffnet und nahm daher das Schutzherrnrecht der Burg in Anspruch. Dagegen machte Pallas Athene geltend, daß sie zuerst den Ölbaum gepflanzt habe, und erhielt den Sieg, weil Poseidon keine Zeugen

für sich stellen konnte. Natürlich. Seine That fiel in die Urzeit, wo der nackte Sandboden noch von Quellern bedeckt war, und was bedeuteten diese Geschöpfe des Brakwassers gegen den herrlichen Fruchtbaum der Athene! So denke ich mir auch hier ein Doppelspiel der Bedeutung.

Auch in anderen, „wild“ genannten Pflanzen von bitterer Frucht scheint der mit Roß und Pferd zusammengesetzte Name auf den meerischen Ursprung hinzudeuten, so der Pferdefenchel (Wasserfenchel), der Pferdehuf (Wassernabel), die Pferdeblume oder Kuhweizen, die Roßkastanie, die Pferdenuß eine Art Wallnuß. So glaube ich auch, daß die Eiche, die Fichte, die Buche*), der Buchs von einer Wurzel ihren Namen haben, welche ursprünglich sehr stark nach dem salzbittern Urseim, Ursalm des Lebens riecht, die alles zuerst wurzeln, wachsen und in die Höhe schießen läßt; ich meine nach dem Urei, nach der Wurzel Eg, Ak-ki, die mit Ask zusammenfällt, woher ich denn auch die vielerwähnte Eiche hieherziehe und den mannigfachen Bedeutungen derselben die obige hinzufüge. Die indische Wurzel uch wachsen, und das lateinische augere vermehren, meine ich schon angeführt zu haben, so wie das Ak, ein niedersächsisches Wort für den (at. lemia dicta) Quark, der sich in den Augenwinkeln und zwischen den Zehen absetzt. Die Eiche heißt niedersächsisch Ek, angelsächsisch aek, englisch oak, schottisch

*) Die Buche, lat. fagus, wird von J. Grimm (Über den Ursprung der Sprache, 44) [illegible] von griech. phagein essen abgeleitet. Allein die Bedeutung der Wurzel fag [illegible] ist ursprünglich die des Wachsens, Wachsens, der Frucht, [illegible] [illegible]

aik, schwedisch ek, dänisch eg, im lateinischen aber querc-us. Und da sieht man denn das goldene Zeitalter, wo die Menschen von Eicheln, Äpfeln, Wurzeln und andern Urfrüchten lebten. Auch von andern Bäumen, so weit ich sie etymologisch darauf angesehen habe, stellt es sich heraus, daß sie der einen oder der andern Wassersilbe angehören, so der Eva-Silbe: der Eibenbaum (Ive, Evenbaum) der Eppich, das Ephen (englisch ivy), der Apfelbaum (niedersächsisch Apl, isländisch apal, apal, die alle auf Ava die ewige Lebensquelle, auf lateinisch uva die Traube, ovum das Ei, auf lettisch av hab-en, begehren (happen) lat. aveo und das deutsche hoffen (niedersächsisch hapen) und gaffen (niedersächsisch gapen, das ist gähnen) abgründlich mystisch hinweisen. Auch Öl und Wein, diese beim sonnengekochten Pflanzensäfte, deuten wie Birne und Beer auf das saftig Früchte — doch jedes ist ein besonderer Saft und Wasser thut es freilich nicht. Auch ist der Hauptbegriff überall der der Kreisung und in diesem Sinne heißt das Pferd goth. aiws, dänisch jor, isländ. jór, schwed. öyar ein Thier.

Also: das Meer, die Marsch, die Mähre (althochdeutsch mar, marach, in edler Bedeutung, das Turnierpferd, das zum Wettkampfe in die Schranken geritten wurde), das Pferd, wer wird die trennen wollen? Und ich denke, man trennt auch nicht davon den meerentstiegenen mährchenhaften, Bären, Pardel, Lämmer und Löwen und allerlei Bäume enthaltenden Pharde, das Paradies, von seiner ersten Schwelle an, welche der „Quelles" eröffnete — das erste aegyptische Roß, das vielleicht (ich weiß es nicht) in sieben Sonnenumläufen oder Jahren seine Rennbahn beschreibt, gleich wie die römischen Wettfahrer siebenmal um die sieben Eier fahren — bis zur Ausgangsstelle, dem Thore des Grabes, das gerade gegen Westen lag, wo die Ebbe und der Abend

eintritt, wo der griechische Okeanos sich öffnet, am westlichen Endpunkt der Mittellinie, in deren Mitte der Baum des Lebens und des Erkenntnisses stand, in dem von vier Strömen umflossenen Mittelgarten; so daß also, nach meiner Rechnung — hört es ihr Rabbinen! — der Garten Eden und das Paradies, das biblische Midgard, den ganzen Erdring von Morgen (oder im weiteren Sinne von Mitternacht, von dem ersten Punkte der rückkehrenden Sonne an) bis zum Abend ausfüllte und die ersten Menschen in die winterliche Erde, in die Lebenswüste hinausgestoßen wurden, an der Stelle die wir sogar als den Eingang zur Unterwelt kennen gelernt haben, wo Odysseus mit blankem Cherub-Schwerdte den Andrang der nach Rückkehr seufzenden Schatten aufhält.

Aber der erstgeborene Adam, der Edam oder Erdamm des Herrn, der Heber des Menschengeschlechts, wandelte anfangs einsam und allein auf der Erde seines Ursprungs, vielleicht — ich möchte meine Vermuthung gern unterdrücken, um zarten Seelen kein Ärgerniß zu geben — vielleicht nichts weniger als schön und liebenswürdig. Alle die Erstgeborenen, Kain, Esau-Edom, Ruben, waren gar nicht liebenswürdig, sondern rauh und roth, wie die zottigen Wald- und Feldgötter, die Faune und pelasgischen Grenzgötter und der Bremer Roland, und der nordische Rothein, erinnernd an Reginland und Regenstein. Und wie schon der Lateiner seinen homo (Mensch) von humus, der dunklen Gartenerde ableitete, wie selbst Adam gewöhnlich (besonders früher) von der rothen Erde abgeleitet wird, ebenso, das heißt eben so richtig, wenn auch einseitig, wird auch in unserer Sprache „der Mensch“ der Man-iske, der Männische, auf

seinen lehmigen Ursprung (Menen heißen die zwischen den Rheinarmen liegenden Sumpfwiesen), auf altdeutsch menon ziehen, miniren*), wovon lateinisch minium Mennia, zurückgeführt werden, wobei man das vierstheische Ma, den Prägestempel der Schöpfung und ind. man denken, nicht zu vergessen braucht. Derselbe als Sohn der Himmelskönigin Hertha, als Herman, Armin, German oder als deutscher Ger-Wehrmann, römischer vir und Quires, wird sich ebensowenig dem Urprozeß des Keimens, Gährens, Gerbens, Walkens in der Lehmuhle am Noer entzogen haben. Ich muß, wie gesagt, annehmen, daß Adam anfänglich nichts weniger als stupenhaft ausgesehen hat. Was konnte er auch anders sein, als ein Bärenhäuter, wie er denn auch als solcher, nämlich als Hüter des Bären am Nordhimmel, als Bootes oder Ochsentreiber, oder ägyptisch als Führer des rothen typhonischen Esels astronomisch dargestellt wird. Schlief er doch so fest, daß er nicht mal den großen Kaiserschnitt an seinem eigenen Leibe merkte, durch den er auf ewig in zwei Hälften getheilt wurde.

Aber seitdem wurde er ein anderer Mensch, ein wahrer leuchtender Ase, abgeklärt und schön, sei's durch den großen Blutverlust, oder durch die Sehnsucht, die romantische Liebe zu seiner noch schöneren Hälfte. Ich sage, durch die romantische Liebe. Denn die Liebe, die Dichterin des größten

*) Man mit langem a, die noch im Niedersächsischen vorkommende Wurzel von Mond, scheint das Auf- und Anziehende zu bedeuten, wie nach der japanischen Sage, der Mond zuerst Erde und Steine aus dem Grunde heraufgehoben, auf welchem das Meer offen geblieben. Übrigens bleibt der „Mann, Mensch, indisch manudscha" ein [illegible]. Man kann auch an Pan (das All, das Ge-mein-same denken. Das lat. homo, Gen. hominis ist ebenfalls nur Mann: ho-mon.

und schönsten Theils der Mythologie, ist niemals klassisch, sondern stets romantisch gewesen, die Liebe des Mannes, weil sie bald mit Ungestüm, bald mit Schmerzen der Sehnsucht sucht was sie nicht hat und die Liebe des Weibes, weil sie mit Freuden, wenn auch mit holder Schaam opfert, oder vielmehr zurückgiebt, was sie dem Mann geraubt: das Herz! Darin ist denn freilich die kerngesunde alt-romantische Sehnsucht der ewig jungen Liebe gar sehr unterschieden von der kränkelnden Sehnsucht unsrer ehemaligen deutschen Romantiker, die nach Gott weiß welcher blauen Blume in Gott weiß welchem Winkel der Erde suchten. Adam suchte realiter was er verloren, sein Herz. Sein Herz war bei Eva und Eva war sein Herz, sein eigenes flammend rothes Herz, das nun dem schönen Frauenbilde angehörte, seinem zarten reizenden Doppelgänger, im Paradiese und in der Verbannung. Daher auch Amor schicklich nur gegen spröde Frauenherzen seine Pfeile schnellt und sie mitten durchschießt, denn den Männern bleibt mindestens die Waffe, wieder zu erobern, was ihnen genommen. Unglücklicher Adam, dem mit der scheinbar geringfügigen Wegnahme einer Rippe, just auf der linken Seite — ich frage die gelehrtesten Rabbi's und Talmudisten, ob nicht gerade da? — das Herz geraubt wurde. Glücklicher Adam, der nur das Auge aufschlagen durfte, um das Geraubte in bezaubernder Hülle vor sich zu sehen, nur den Arm ausstrecken durfte, um damit die leere Stelle seines Busens auszufüllen.

Um wie viel vortheilhafter stand ihm diese anmuthige und feurige Ergänzung seines Daseins, als seine hochherzige einseitige, Hegel würde sagen, annoch schlechte, abstrakt rohe Wahrheit, mit Unrecht von Plato realisirt. Was war er, als er noch ganz war? Ein Halbmensch. Was wurde er, da er halb wurde? Ein ganzer Mann. Und, ich denke,

mit dem Tausche konnte er zufrieden sein. Soll ich um Entschuldigung dieser „Schwänze" bitten? Ich kann dem nicht helfen, der den Ernst darin nicht sieht. Aber gewisse Dinge dürfen entweder gar nicht oder nur mit einiger musenhaften Heiterkeit berührt werden.

Nun habe ich euch ein großes Geheimniß halb gelüftet und das letzte Wort muß ausgesprochen werden. Ich habe damit gezaudert. Moses schleppte seine Juden vierzig Jahr lang durch die Wüste, nach einem Ziel, das er in weniger als vierzig Tagen erreichen konnte. Seine Absicht war, das alte halsstarrige gedankenlose Geschlecht, das er der ägyptischen Lehmknetterei, dem Knechtsdienste der Ziegelbauten des Pharao und seiner Priester entrissen und das sich dennoch ewig nach dem Topfkande zurücksehnte, allmählig aussterben und durch den jüngeren Nachwuchs verdrängen zu lassen. Vielleicht aus demselben Grunde nahm ich immer Anstand, euch geradewegs in das vielgelobte und vielversprochene Land der Liebe zu führen und sandte nur, wie Moses, Kundschafter voraus, die denn freilich mehr von den großen Enakim und andern Baumännern als von schönen Frauen, mehr von Eulen und Gieln, als von Amoretten und Tauben zu berichten wußten. Ich wollte die alten ägyptischen Gedanken aussterben lassen, die nur gewohnt sind an den Frohndienst der Sprache und ihren Tempeldienst nicht kennen, die alten Ziegelstreicher von Mizraim, ja von Chaldäa und Babylon her, wo sie ihren eigenen himmelanstrebenden Thurmbau nur sich selbst zuletzt nicht mehr

verstanden. „Ich wollte den jungmythischen Nachwuchs um mich her aufblühen sehen und ihm Glauben einflößen durch die Wunder des Schlangenstabes, der lebendiges Wasser aus hartem tauben Felsen schlägt. Auch hoffe ich, meine Absicht nicht ganz verfehlt zu haben, hoffe, daß Geist, Muth und Vertrauen zu dem Führer gewachsen sind, der indeß — ich bitte zu bemerken — am wenigsten das Schwören auf seine Worte liebt und das: prüfet Alles! jedem, der prüfen kann, zuruft.

Nach dem verborgenen Sinn der kosmogonischen Urmythen tritt die Differenzirung der Geschlechter, die Schöpfung des Weibes, erst im Süden bei der Sommersonnenwende, ein. Symbol des Mannes ist danach der von Norden nach Mittag aufsteigende östliche Halbkreis; Symbol des Weibes der von Mittag nach Norden abwärts kreisende westliche. Der Mann wird als die rechte, das Weib als die linke Seite des Welt- und Lebenskreises gedacht; wie denn auch die Aegypter nach Plutarch die südliche Weltseite ausdrücklich die linke nannten, weil, sagt Volney, dort das „Herz der Welt" (die Sonne) liegt. Und was bedeutet zum Beispiel das dänische „venstre" links? Die Wende, den Westen, die Gegend der Venus, des Winters, des Windes. Was die Weneiis also unter der Rippe des Mannes versteht, ist der wieder abwärts gesenkte Bogen der Sonnenbahn, wo in der Ekliptik der Solstitialpunkt des Sommers, das Zeichen des Scheeren- (Hörner-) tragenden Krebses, des Krebses der rückwärts geht und seine Eier hinter sich her schiebt — wie die Sonne und — wie Deukalion und Pyrrha nach der großen Fluth, als sie mit verhülltem Antlitz die bekannten Steineier hinter sich warfen, die, wir wissen wo, zu lebendigen Menschen wurden.

Die adamitische Operation geschah also am Tage des

sommerlichen Solstitii, Mittags zwölf Uhr als Adam sich eben hingelegt hatte, um Siesta *) zu halten.

Hier, an der Südkante der Welt, hier ist es, wo die Mythengeschichte und Symbolik der alten Völker gewisse denkwürdige Blutvergießungen und Zerstückelungen vornimmt — der Kultus der Juden in der Beschneidung noch heutzutage.

Und hier ist es, wo die glühende verführerische Schönheit des Weibes ihren Ursprung nimmt, wenn sie auch erst weiterhin, in der westlichen abendlichen Gegend, auf der Mittellinie wo die ebbende und fluthende Strömung zusammenschlägt, im frucht- und weinlaubbekränzten Herbste, mit der Ähre oder dem Apfel in der Hand, die Unwiderstehlichkeit ihrer Reize geltend macht. Dann ist es aber auch vorbei mit dem Paradiese und die Unterwelt thut sich auf.

Wollte ich von beiden, die Südspitze der Mythenwelt betreffenden Behauptungen die Beweise so ausführlich liefern als es in meiner Macht stände, so müßte ich ein dickes Buch schreiben. Ich begnüge mich daher mit Andeutungen. Man weiß ja auch schon, daß ich den kosmogonischen Theil der Mythen, der denn freilich als die Grundlage gar nicht zu umgehen ist, in Zukunft ausführlicher darstellen werde.

Der Süden verweis't auf Sieden, Sud, Sintern, Saat, Sand, auf die heißdunstige Mittagsgegend. Die schon erwähnte Wurzel ist Si und bedeutet eine schneidende gleichsam nervöse Schärfe und Spannung, dann, wie überhaupt ihr Charakterbuchstab s ein Sintern, ein singendes säuselndes Durchlaufen des Wassers durch ein Sieb, einen Niederschlag mit dem Begriff der Durchlöcherung und Verletzung.

*) (Sol-)stitium und Siesta kommen beide von sistere aufhalten. Sopor, Somnium Schlaf, gothisch saeva, isländisch sofa schlafen, scheinen mit Sof zusammenzuhangen.

Dieselbe Bedeutung wie Sud hat auch Sub oder Süf, wobei man an Saft, Soff, Sapo, Supye u. s. w., ottomanisch suw das Meer, gothisch zaiw's die See, an Sieb, Sappeur, Zapfen, Sippe (geschlechtlich) an arabisch sub das Glied, an den indischen Schiw-a, und an den babylonischen Bel-zeb-ub denken mag, welcher letztere den Baal als Fliegengott, das ist, als Gott der Käfer vorstellt, niedersächsisch Zav-er, das in der Mitte eingeschnittene und mit Schneidewaffen versehene Insekt — denn alles das und noch manches andre fängt mit dieser Wurzel der bösen Sieben, hebräisch scheba, arabisch sabat, griechisch hepta, lateinisch septem, zusammen. Die Sieben ist nämlich, gleich wie die mit ihr verwandte zwei das Symbol der Scheidung. Der mit der Sonnenwende am 21. Juni beginnende Monat heißt bei den Orientalen Schaban, chaldäisch Thamus; die alten Griechen nannten ihn nach Plutarch, anfänglich Kronios, also Saturn's Monat.

Hieher, nach dem Süden, gehört denn auch vorzugsweise der dämonische, der gute und böse Saturn den wir schon im Eingang und später als Flüchtling aus dem Süden und Gastfreund bei dem Janus kennen gelernt haben. Ich nannte ihn den Sandmann, an den Märchenmann unsrer Kinderjahre erinnernd. Wenn es Schlafenszeit ist für die Kinder, so kommt der Sandmann und streut ihnen Sand auf die Augenlieder, die dann immer schwerer werden. Dann schließen sie die müden Lichter im Nu und sinken dem Schlaf, „dem Bruder des Todes" in die Arme. Wer ist der Sandmann? Wer sollte es anders sein, als der Mann, dem auch die Sanduhr angehört, die alte stille Todtenuhr der Leichen, mit den beiden geheimnißvoll auf einander gestülpten Dreiecken oder gläsernen Trichtern, durch deren Mittelpunkt, feiner wie ein Wespenleib, der allerfeinste Silber- oder

Goldsand gar leise und unhörbar herabrieselt, bis er all wird und dann, umgekehrt, das untere zu oberst, wieder rinnt und rieselt — für die Staubgeborenen eine so geisterhafte Mahnung. Ich meine, wer sollte es anders sein, als unser alte Freund Heim (Heim, Ham), unser gemüthliche Bewatter Tod, der Knochenmann, der seinen rothen Mantel so malerisch wie ein König, um sein blendend weißes Gerippe zu schlagen weiß — die Mönchsmaske des furchtbaren nordischen Surtur, der einst die Götterdämmerung heraufführen und das Universum mit seinem Brand durchrasen wird, ein naher Verwandter der indischen Kala, der alles verschlingenden Zeit, die einst die Welt, die Götter und zuletzt sich selbst verschlingen wird — alles bis auf Einen der die Zeitlosigkeit, die unbewegt in sich ruhende Ewigkeit ist; deßgleichen von Schiwa, Loke, dem bösen Typhon, dem jüdisch-christlichen Teufel, den man sich jetzt noch mit dem Tode, wo nicht zusammendenkt, doch in Tod und Teufel zusammenflucht, von allen diesen unerbittlichen Exekutoren des Schicksals, deren ich schon in der Einleitung gedacht habe. Dennoch wie Saturn, dem er am nächsten steht, ein gemüthlicher alter Mann, dessen furchtbarer Naturseite auch eine wohlthätige entspricht, die man sich denn im gemeinen Leben am liebsten hervorkehrt. So stellt auch eine der schönsten antiken Abbildungen den Saturnus dar, wie er, ein gebückter Greis in einem Nachen sitzend, in einer Hand die Sense, in der andern einen Blumenkranz, einen Strom, ohne Zweifel den Okeanos, entlang schifft.

Wie sein Vater Uranus kosmogonisch das kreisende Aur, die zeugende Urströmung, den noch mit der Ge, dem Erdkern vermischten Himmel darstellt, so er selber, Saturn, Kronos die Abscheidung des Himmels von der Erde, die Circumcision, den Rundschnitt durch den der Himmel erst

ein Himmel wurde, nämlich eine abgestreifte, rings gesonderte Himmelsdecke, und die Erde eine Rhea, eine umrändete. Darum sicht Kronos, der Scheerende (von griechisch keurein, deutsch scheren, indisch kar durchbohren, nordisch kor der Speer u. s. w.) oder Saturnus, der Beisprenger und Leper des Aar, die bekannte Sense oder Hippe, diese happende und kappende Hippe, die mit unserm Himmel, hebräisch Schamim (Decke, Haut, Schaam), der uns bekannten Wurzel Sam (S-m, b, p, f), der Abschnitt machenden und hemmenden, angehört, diese Hippe, die mich an den Umstand, daß die ältesten Zerstörungswerkzeuge von Stein, nordisch hamr, waren, also auch an Thor's nicht minder der Sommer als der Winterwende angehörigen Hammer und an das Steinmesser erinnert, womit auf Jehova's Befehl, Zipora (Suk-anat), Mosis Gattin, an ihrem Erstgeborenen die Circumcision, das Bluthräutigamszeichen, vernahm. Der mittägliche Dunstdimmel wird mythisch für eine Haut (Hymen) angesehen, die gesprengt wird (wie Adam's Seite), worauf der Himmel hiemt*), oder worauf hyems, die winterliche Regenzeit, eintritt, die uranischen Blutotropfen zur Erde fallen, die Erde sich befruchtet.

Was hier zwischen Vater und Sohn am Himmel sich ereignet, lebt in andrer Gestalt und doch mit derselben Bedeutung als die Mythe von dem ersten Brudermorde wieder. Die Erde thut ihren Mund auf, um Abels Blut von Kains Händen zu empfangen; denn die Erde ist Kains Acker, der nach Regen dürstet und Abel [A-bel, Belus **)] —

*) Den Ausdruck für Winter.

**) Über die Wurzel Bal in Belus, Baldur, vergleiche man was oben die Licht-Wurzeln und über das Bild, das Symbol der Zeugung und der Zeugerin gesagt ist.

ist der Sonnenkreis, der bis dahin aufwärts, ätherwärts steigend, wie des jungen Hirten Fackopfer, nunmehr sich wendet und in das dunkelfeuchte Reich der Schatten hinabsteigt. — Ähnlich ist die Sage von den Brüdern Typhon und Osiris, Höder und Baldur, Romulus und Remus; die Umstände sind verschieden, allein die Bedeutung aller dieser blutigen Thaten ist dieselbe. So überspringt Remus höhnend die noch niedrigen Mauern der neuerbauten Stadt und wird erschlagen durch den zürnenden Romulus. Solche Mauern und Städte, gewöhnlich Doppelstädte, neben einander wie die beiden Altäre von Kain und Abel, solche Eifersucht, solcher Zorn, sie sind die sichern Zeichen, daß die Sommersonnenwende der Gegenstand der Sage ist.

Eine der dunkelsten Sagen dieser Art ist die von Lamech (Genesis 4, 19 u. ff.), dem Mann der beiden Weiber Ada und Zilla, Vater des Thubalkain (Thu-Vulkain. Vulkan), des Jubal seine apollinische Sonnengestalt), und nach der andern Rezension der Nachkommen der ersten Menschen, die nur Ansiten- und Götternamen sind, auch des Noah. Auch Lamech hat einen Jüngling, den er nicht nennt, erschlagen, und der ganze Mann mit seinen Weibern und Rindern sieht danach aus, daß er saturnainischer und kainischer Art ist. Auch vermutde ich, daß sein Name nur die Umstellung von Mälech, König ist.

Derselben erdumfassenden, kreiselschlagenden, lebensfußbesorgenden Wurzelbedeutung gehört auch der O-kean-os, der Sohn des Uranos und, nach Einigen, sogar der Vater aller Götter, an.

Und wenn ich schon früher gelegentlich bemerkt habe, daß Kain sei der Vater aller Thane und Könige, so wird man jetzt wissen, wie etymologisch und mythisch wahr diese Behauptung ist. Verwandt ist das altgermanische Run, das

die Zeugung und die Kenntniß (Gutes und Böses) bedeutet. Die Grundbedeutung des Königs, des rex und der regina, nämlich die des Fließenmachens, haben wir schon zur Zeit des Frühlingsregens und der ersten Cultic kennen gelernt; dort wie hier, ist es der befruchtende Regen und zugleich die Ableitung der Fluthen, welche das Geschäft der Erd- und Himmelsherrscher ausmachen. So haben denn auch die alten Isale, nach der Edda, durch die Kenntniß der Runengeheimnisse, die Macht über Wind und Sturm und alle Elemente.

Überall, aber darf der forschende Leser, wo er mythische Namen auf Ham, Cham, Chan, Sam, Suf und dem ähnliche findet, mit Sicherheit auf die brennende schneidende Schärfe der sommerlichen Südspitze, auf Licht, Feuer*), Salz, Meer, Zerstörung schließen, wobei er sich indeß erinnern wird, daß die Südspitze mit der ebenfalls, aber durch Kälte (freilich mythisch nur innere Gluth), hemmenden und schneidenden Nordspitze zusammenhängt, wo wir ja auch den Typhonischen Esel (ham'r) dort am Himmel gesehen haben. Dasselbe Bewandniß hat es mit allen Ableitungen der feurigen Wurzel Su oder As, deren polarischen Wechselbedeutung ich hinlänglich an's Licht gestellt zu haben glaube.

Die nächste Folge jener empfindlich blutigen That, welche Kronos-Saturn, auf Anstiften seiner Mutter an dem Uranus verübte, war die Entladung, der Niederschlag des uranischen Urzeugungssaftes: der Regen, die Überschwemmung, das Meer, das salze, siedende, brausende, der sandige, schlammige (cyriae) Ufersatz, also zugleich Wasser und bergige Begrenzung, Rimming, Hamme, griechisch oro-, was zugleich

*) Auf hebräisch heißt die Sonne Schameich.

den Berg und die Grenze bedeutet und, wir wissen, dem Begriff des Horizontes zu Grunde liegt. Auf dieselbe Weise läßt die nordische Sage, nur noch ungeheuerlicher, durch die Zerstückelung des Riesen Ymir, Himmel, Meer und Berge hervorgehen. Ähnlich zerstückt der ägyptische Typhon seinen Bruder Osiris, der hinterher König des Todtenreiches wird, während zuletzt Horus (Janus) der Herrschaft des Typhon ein Ende macht und das neue Jahr, den aufsteigenden Kreislauf wieder beginnt.

Diese mythischen und mystischen Blutthaten erweisen sich jedoch in der Natur als Wohlthaten, denn die Hitze und die ihr nachfolgende Überschwemmung durch den Regen, deren Bild sie sind, bewirkt die Befruchtung des Erdreiches. Es geht daher den bösen Göttern, wie es in der Bibel heißt: Ärgerniß muß kommen, wehe aber dem, durch welchen sie kommt, es wäre ihm nützer, daß man einen Mühlstein *) an seinem Halse hängete und würfe ihn ins Meer. Diese schlimmen Götter sind die Sündenböcke der Andern. Doch läßt die griechisch-römische Mythe ihrem Kronos-Saturnus einige Gerechtigkeit widerfahren; ihr war er nicht allein der Sandmann, der Gott der Meer und Sandwüste, sondern auch der Saatengott, der Korngott und seine verbrecherische Sense verwandelte sich gleichsam in ein friedfertiges Ackerwerkzeug.

Es ist also ein astronomisch-physisches Moment, was hier die blutigen Opferungen der Mythen und auch zuweilen des Kultus der alten Völker veranlaßte. Im Orient, wie namentlich im Lande der Pharaonen begann der Winter,

*) Luc. 17, 2 mylos onikos. Man weiß, daß der Esel, onos, der Alleskresser und Zermalmer, den untersten Mühlstein bedeutet.

das iſt die Regenzeit, mit dem Eintritt der Sonne in den Wendekreis des Krebſes, von welchem Zeitpunkte die alten Ägypter (wie die Griechen) ihr Jahr datirten. Das Austreten des Nil, des mythiſchen Weltſtromes der Ägypter, umfaßt die Periode von Mitte Juni bis Mitte September. Gegen die Zeit und während der Dauer derſelben wehen die Eteſien, oder Hundstagswinde an der Küſte, wie überall auf dem mittelländiſchen Meer periodiſche Winde von West-Nordweſt, entſprechend der um dieſe Zeit von Südweſt wehenden Monſuhns des indiſchen Meeres, welche die Griechen ebenfalls Eteſien nannten. Um dieſelbe Zeit, von Mitte Juni bis September, jedoch mit längeren oder kürzeren Zwiſchenräumen, weht über Ägypten, Syrien, Arabien und die Nachbarlande der typhoniſche Chamſin (Samum, Samieli, Sambuli), in Unterägypten (wo ich nicht irre) aus Weſten, aus der großen Wüſte, doch anderswo, nach Niebuhr's Angaben, aus verſchiedenen Richtungen her. Abwechſelnd mit brennenden und kühlen Stößen verurſacht dieſer wüſtenheiße, mit ſäuligem Gas geſchwängerte und eine ölige Flüſſigkeit abſetzende Wind bei Menſchen und Thieren Beängſtigung, ſtarke Schweiße, Mattigkeit und kann den Tod herbeiführen, wenn die Natur ſich nicht durch Blutharnen hilft. Die Verhüllung des Geſichtes und das Aufriechen von Eſſig werden als Schutzmittel gegen ihn angewandt. Indeß ſoll es Zeiten, ja ganze Jahre geben, wo man wenig von des Samums verderblichen Wirkungen hört. Sein nordiſches Gegenſtück iſt der Heerrauch, vermuthlich die Harpyie der Griechen *).“

Jenen argen Wüſtenwind ſchrieben die alten Ägypter

*) Die neueſte Erklärung des Heerrauches durch Meerbrennen und Aetnabrennen ſcheint mir nicht ſtichhaltig zu ſein.

dem bösen Typhon zu. Außerdem berichtet Plutarch, Typhon bedeute den Ägyptern das Meer. Deßwegen verabscheuten sie auch das Meersalz und nannten es den Schaum des Typhon. Im Arabischen heißt tophan die Überschwemmung; Luther braucht in seiner Bibelübersetzung noch häufig den Ausdruck „die Tiefe" für das Meer, auch versteht es sich, daß der Geist der Tiefe, der von den Juden aus der babylonischen Gefangenschaft mitgebrachte Teufel und die Dew's des Ahriman hieher gehören, welcher letztere, vom Lichtreiche aus Neid und Selbstsucht abgefallen, dem Reiche der Finsterniß als Scheitan, Satan (Saturn) vorsteht. Im entgegengesetzten Sinn bedeutungsvoll gehören auch die von der Erb- oder Erdsünde reinigende Taufe und die Taube hieher. — Im Indischen heißt tip benetzen, also dasselbe was auch ein niedersächsisches Wort, wie es scheint, uralter phallischer Bedeutung, namentlich in der Geheimsprache der Bajaderen selbst. An die Wurzel Süf und an Schiwa wird der Leser ohnehin schon gedacht haben, so daß die ganze Teufelei hier zusammentrifft. Ihr Grundbegriff ist die Entzweiung, der Gegensatz, wodurch die Einseitigkeit aufgehoben und der Lebenskreis sein Komplement, seine Ausfüllung erhält. Diese ist aber eben, im mythischen Sinn, die sündliche Materie, die Hyle, etwas von dem Fleisch, womit der Herr die Wunde Adams verschloß, oder, um bei Typhon zu bleiben, der rothliche Lehm, Schlamm, Sumpf an den Ufern und Ausflüssen des Nil, wovon Jamblichus sagt, daß er die Materie und alles Übel bedeute. Während also Osiris als der befruchtende Geist der mit Jubel begrüßten Überschwemmung verehrt wurde, stellte Typhon nur die Schlacke dar und besonders ihre Hemmung am Ausflusse des Nil. Typhon wird daher auch zuletzt, zur Strafe seiner Missethaten, in die Tiefe des serbonischen

Sumpfes, unweit der Landenge von Pelusium (Suez) gestürzt.

Befruchtende Überschwemmungen finden aber nicht allein in Ägypten (wo das Weizenkorn doch heutigentages nur etwa zehnfältige Frucht trägt) sondern überall statt, wo lehmreiche Ströme den Niederungen der Meeresküste zueilen, vom heiligen Ganges und Euphrat bis zum Rhein-Delta und den, bereits in dieser Beziehung oben erwähnten Elb- und Nordseemarschen. Die Eindeichungen und Kanalisirungen gehörten, nicht allein in Persien, zu den religiösen Werken des Alterthums. Überall sucht man, so bald als möglich „aus dem Jau" und „auf den Damm" zu kommen, aus dem Wasser, aus der allerdings befruchtenden, aber auch, wenn stehend geworden, böse Dünste und Krankheiten verbreitenden Überschwemmung, auf das feste Land; womit denn eigentlich die Schöpfung begann. Solcher Schöpfungsakte gibt und gab es alljährlich zwei, für die Sommersaat und für die Wintersaat, die man gewissermaßen als zwei durch die Nord- und Südspitze der fruchtbaren Lebenssphäre dargestellte Schöpfungsperioden betrachten kann.

Und wie das natürliche, so findet sich das mythische Ägypten überall, wo die Sonne wieder rückwärts geht, wo der okeanische Lebensstrom, den hier in Südwesten der mythischen Erdsphäre, der Nil vertritt, der unglückliche Gemal der kuhgehörnten, Ackerbau und Segelkunst lehrenden Isis, der jungfräulichen nur durch einen himmlischen Strahl befruchteten Mutter des Sonnenstiers, wo der Lebensstrom, neu anschwillend, gnadenreich befruchtet, seinen geheimnißvollen Wanderlauf, in umgekehrter, von der Sonne abgewandter Richtung fortsetzt. Überall, wo die großen wohlthätigen Zwecke der Natur große Opfer verlangen, wo Raub, Zerstörung, Blutvergießen sich an sie knüpfen, wo namentlich

die Erstgeburt ein blutig mystisches Zeichen an der Stirne trägt, wie bei einer gewissen Erinnerungsfeier der Römer den umstehenden Jünglingen das blutige Opfermesser zweimal (wol im Halbbogen) an die Stirn gestrichen wurde. Überall wo eine Prüfung durch Feuer und Wasser geht, wo die Sage sich wie um eine brennende tödtliche Spitze bewegt, vielbeklagte Helden, ja Götter, wie Osiris und Baldur, der lichtreinste und schönste aller Asen, durch Verrath und Tücke fallen, machtvoller Städte uneinnehmbar scheinende hohe Mauern, wie die von Jericho, von seltsamen feierlich-schaurigen Posaunentönen und korybantischem Kriegsgeschrei in der Runde umschwirrt und wie mit einem Steinmesser durchschnitten werden, wo dann alles der Brandfackel und der Schärfe des Schwertes erliegt, bis auf ein schönes leichtsinniges Weib, das den Ihrigen zum Verderben gereicht *); mag dies Weib nun Rahab heißen, oder Helena, jene Helena, die sich von dem phrygischen Paris (Bar, Bör) nach dem nordischen Pergamus entführen ließ und deren Anwesenheit in Ägypten (auf der Reise) die griechische Sage selbst berichtet, überall wo eine schöne Frau, Eva, Pandora u. s. w. u. s. w. eine große oder verderbliche Rolle spielt, die Verführung im aktiven und passiven Sinn, die Flucht und das Versteckspiel, der Weiberraub, wie der in's Große getriebene Raub der Sabinerinnen durch die damals noch uradamitisch weiberlose und vermuthlich eben so nackte und von Schaam nichts wissende Römerjugend.

Und wieder: Ägypten ist überall nicht fern wo ihr den

*) [illegible] Die bezeichnete Stelle rund um ihre nächste Mythenwelt. Josua 6, 25: Rahab aber, die Hure, sammt dem Hause ihres Vaters, und alles was sie hatte, ließ Josua leben.

heiligen Ibis gravitätisch schreiten sehet, wo der rothbeinige und rothschnäbelige, nicht schaurig wie der andre Klapperbein, der am Ende doch kein andrer ist, wo er erfreulich seine lärmenden Kastagnetten schlägt; wo der Äbär der Kinder um die nordischen Schornsteine kreiset, der Abar, Adebar, Oyevar, der alte Ei-Heber oder Wickelkinderträger unseres Volkes, der Storch, der an dem Stor-ach, an dem „großen Wasser" hüben und drüben" daheim ist; der Bruder des Kranich oder Krank, der den heiligen Kreis des Lebens lärmend lustig umschifft und so gut von den Lebendigen als von den Todten zu berichten weiß; der mythenreiche Einwandrer aus Sais in Ägypten, der sich in Griechenland König Kekrops nannte und von den Athenern als Gründer Attikas verehrt wurde, ohne daß das gläubige Volk (so wenig wie bisher unsre Gelehrten) seine werthe Person und die eigentliche Bedeutung seines Namens Kekr-ops, Cy-rich oder Äbär kannte, wiewol er einen Erechtheus und Erichthonius zu Nachfolgern hatte: gut deutsche Erichs, an Wodan-Ericus, und freilich denn auch an die Erika-Säule am Palaste des Königs Malkander mahnend, welche den von der Isis gebüteten Leichnam des Osiris ganz verwachsen mit ihm in sich barg. O, der alte ziegelrothe Zigeunerkönig aus Ägypten, er kann sich vor uns nicht länger verstecken, der Zengi, wie ihn die Perser nennen, der Cykani wie die Böhmen, der Izigan wie die Russen und Ungarn, der Zingari wie ihn die Italiener heißen, er und seine Esmeralda mit der Hochzeit verkündenden, klugen, silberweißen, am rothbebänderten Halse Glöcklein tragenden Ziege *), oder

*) Bei den alten Preußen und Lithauern trugen, nach Johann Malepus, die mannbaren Mädchen Glöckchen am Gürtel zum Zeichen, daß sie heirathen wollten.

altdeutsch zu sprechen Zikki, der Kämelziege, derselben die als Amalthea den verborgenen Kronos-Sohn, den kleinen Jupiter auf Kreta bei den Kureten (welch bedeutsam plappernde Wortlärm) aus ihrem Euter nährte; der alte lärmende Zugvogel und Kinderräuber, der so scheinheilig, als stellte er eine heilige Familie dar, mit dem röthlichen Esel, der verschleierten Frau und dem gestohlenen Wickelkinde durch die Welt von und nach Ägypten zuckelt, den langen Wanderstock mit dem gekrümmten knotigen Halse (ein bekanntes Attribut des Bootes) in der braunen Hand, o wir kennen ihn und wissen wol, daß er ein doppeltes Vaterland hat, zwei Geburtstätten, die eine im Süden, die andre im Norden, in weiter fabelhafter Entfernung von einander.

Wie das alles närrisch zusammenstimmt! Welch schauerlich grelle Kontraste sich an den mysteriösen Wandervogel und seine Begleitung knüpfen: Schmutz und Hoheit, Gestalten des herrlichsten Ebenmaaßes mit lasterhafter Faulheit und diebischem Sinn, herzbezaubernde schlangenhafte Bajaderen mit Taubenblicken und unheimliche alte Hexen, wildanmuthige Tänze, Cymbellärm, bachischer Jubel, und mit einmal tiefe Trauer, melancholische Gesänge, die aus der Nacht der Verhängnisse selbst heraufzuquillen scheinen. Freilich ist er der Träger eines großen Weltgeheimnisses, freilich steht er mit uralten religiösen und historischen Sagen in räthselhafter Verbindung, freilich ist er der altmythische Eckensteher und Lastträger an den Enden der Welt, ihr Achselträger, Kuppler, Zwischenhändler und sogar sein wechselnder Name ist der redende Zeuge seines doppelsinnigen Charakters. Schlagt einmal die Bibel auf, das Buch Josua, das neunte Kapitel, dort schon, im hebräischen Alterthum, werdet ihr den Gipsy, den Ägypter, wie er in England heißt, unter dem Namen des Gibeoniten leibhaft

wiederfinden. Fremdlinge in Lumpengarderobe, mit alten Säcken auf Eseln, und schimmeligtem Brod nähern sich dem unbarmherzigen Helden der altebräischen Mythengeschichte mit dem Vorgeben aus weiter Ferne zu kommen, und es findet sich später, daß es Bürger von Gibeon sind, die durch diese listige Maskerade dem alles vernichtenden Schwerdte Josuas zu entrinnen suchen und auch wirklich entrinnen. Und doch hatten sie nicht gelogen, diese Männer mit doppeltem Vaterland! Und dann wird der Leser besonders nachdenklich den Finger auf Vers 23 und 27 legen und sich fragen: was bedeuten diese altpalästinischen Zigeuner, die Josua verflucht und leben ließ: „als Holzhauer und Wasserträger der Gemeine, und zum Altar des Herrn, bis auf diesen Tag, an dem Ort den er erwählen wird"? In welchem Verhältnisse stehen diese von Josua mit dem Leben verfluchten Fremdlinge zu dem Mann der Sage, über den Christus den Fluch des ewig Lebens ausgesprochen haben soll, zu jenem persönlichen mythischen Träger eines ganzen Volksgeschickes, den wir unter dem Namen des Juden Ahasverus kennen; und erinnert man sich, daß die Zigeuner, bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland, sich für die verfluchten Nachkommen jener Ägypter ausgaben, welche die Mutter Gottes mit dem Christuskind auf ihrer Flucht nicht hätten bei sich aufnehmen wollen? Jenes von den alten Juden aufgenommene Geschlecht der Fremdlinge belief sich zu Salamons Zeit (2. Chr. 2. 18) auf 153,600 Köpfe, nämlich 70,000 „Wasserträger", 80,000 „Holzhauer auf den Bergen" und 3600 Aufseher.

Sogar berühmtere und kulturhistorisch merkwürdige Stämme jenes schmalen, etwa nur 200 Geviertmeilen enthaltenden syrischen Küstenstrichs scheinen mir in mancher Hinsicht ein gar altzigeunerisches Ansehen zu haben. Ich meine die

phönizischen Handelsleute und Seeräuber, von welchen der „göttliche Sauhirt" der Odyssee eine Geschichte zu erzählen weiß. Dieser treffliche Mann und Hirte, den Homer den göttlichen, ja auch „Männerbeherrschenden" nennt, war eines sikanischen Königs Sohn aus der (mythischen) Insel Syria, „wo die Sonnenwende", und sein Vater beherrschte eine (uns jetzt wol nicht unbekannte) Doppelstadt, wo „zwiefach alles getheilt war". Nun:

Dorthin kamen Komiker, der Seefahrt kundige Männer,
Gaudieb, allerlei Tand mitbringend im dunkelen Meerschiff.
Aber dem Vater war ein königliches Weib in der Wohnung,
Schön und erhabenen Wuchses, geübt in künstlicher Arbeit,
Welche sie schlau verführten, die ränkevollen Komiker,
Einer gewann, da sie wusch, ihr Herz am räumigen Meerschiff,
Heimlich in Liebe gesellt, die oft mißleitet zum Abweg
Zartgeschaffene Frau'n, auch die sich des Guten befleißigt.

Mit deren Hülfe entführten sie den jungen Königssohn, wie man in der Odyssee (die ich gleich der Ilias in aller Gebildeten Händen voraussetze) weiter nachlesen mag, wo auch der Handel mit dem Juwelengeschmeide Aufmerksamkeit verdient.

Ich verzichte darauf, die phönikischen Gaudiebe und See-Zigeuner des Alterthums, die schöne Frauen und hochgeborene Knaben entführen, nach ihren Kolonien, nach Karthago, Gades, Kreta, Cypern, Sicilien zu begleiten, oder den phönikischen Kadmos nach dem böotischen Theben, obwol der sagenhafte Held, der Bruder der von Jupiter entführten Europa, sich um die Anfänge der Wissenschaft, um die europäischen A-B-C-Schüler bekanntlich sehr verdient gemacht hat. Aber das wandernde Räthselvolk der Zigeuner kann ich nicht verlassen, ohne selbst auf die Gefahr noch größerer Abschweifung und vielleicht noch größerer Verwegenheit hin,

einige Vermuthungen über seinen Ursprung und sein mythisch-geschichtliches Loos mitzutheilen.

Die Bibel (Genesis 10) leitet sämmtliche Ureinwohner Palästina's sammt den Ägyptern von Ham, Canaan's Vater, einem der drei Söhne Noah's ab. Unter dieser Nachkommenschaft finden wir denn auch in der That vorzugsweise die Namen, denen man auf den ersten Blick das brennend heiße südliche Temperament ansieht. Dasselbe ist der Fall mit den Nachkommen des Ismael, des Spötters, welchen Abraham mit der ägyptischen Magd Hagar gezeugt hatte. Der Name des Noachiden, Ham, ist uns seiner Bedeutung nach, bekannt; er bezeichnet seine That; denn Ham raubte an seinem Erzeuger kein geringeres Verbrechen als Saturn an dem seinigem, weßwegen auch Noah ihn und sein Geschlecht verwünschte mit den Worten: „verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern", später bekanntlich die arglistige Demuthsformel der Nachfolger Sankt Peters in der Hut des von den Baumeistern einst verworfenen und dann so hochbegnadigten Tempelbausteins. — „Zur Zeit als alle Welt noch einerlei Sprache hatte" so erzählt die mosaische Thurmbau-Mythe, die wol selber eine der ältesten Denkmäler der Mythengeschichte der Menschheit, zogen die Nachkommen Sem, Ham und Japhet in das Land „Sinear" (wol nur das Sonnenland, vielleicht mit dem Urbegriff der Wurzel Si, als Niederschlag, Versprengung) wo sie bei dem Bau eines Thurms, der in die Wolken eindringen sollte, von den Elohim aus Besorgniß vor solcher den Himmel selbst bedrohenden Macht der Einheit, in ihren Sprachen verwirrt und in alle Welt zerstreut wurden. Ob jenes Sinear mit dem Namen „Sint" zusammenhängt, welchen die Zigeuner sich selbst beilegen, oder ob der ähnlich lautende Name eines

Stammes des Hinduvolkes, das nach seinen eigenen Mythen vor Alters von Norden her nach Indien kam, so wie überhaupt die nächste Sprachverwandschaft mit den Hindu's zum Leitfaden dienen kann, das mag dahingestellt sein; doch wage ich die Vermuthung, daß die Zigeuner nicht Auswanderer aus Indien.

Schon seit der Zeit der Vereinigung und der ersten Versprengung der Menschheit, vorzugsweise beladen mit dem Fluche ihres Ahnherrn, geheimnißvoll durch die Welt babelnd und fabelnd, Wander-Ruine der Urzeit, unverstandene Zeugen und Zeichen zerrütteter Familieneinheit, ewig wandernd und klappernd über die Erde wie die Störche, Eckensteher an aller Welt Enden, nur dem Bauche und der Wollust fröhnend, ohne Religion und dennoch mystische Träger eines Geheimnisses — wie der Esel, der das Sanktum trägt. —

Um jedoch auf besagten „Hammel" zurückzukommen, ich meine auf Ägypten — auf das Land des Ham oder Cham, auf das Land, das der koptische Bewohner, von Ham's Geschlecht sich ableitend, Chemie nennt, der in gleicher Kategorie befindliche Muhamedaner Kebit, von derselben Steinwurzel Ham, oder Hav, Kav, von der auch die Kaaba und der anfangs (im Süden) so glänzende, später (durch den Rückgang der Sonne in die Nachtsphäre) geschwärzte heilige Stein an der Südwestseite des Kaaba abstammt; auf das Land, das bei den Hebräern Mizraim, bei den Arabern Mizr heißt, — um also auf Ägypten zurückzukommen, so

werden wir gleich sehen, daß auch dieser griechische Name des alten Pharaonen- und zu ältest Hyksos-Landes zur Bestätigung und nähern Erläuterung alles dessen dienen muß, was wir bisher von seiner mythischen Bedeutung kennen gelernt haben.

Ägyptos hieß den älteren Griechen, wie dem Homer nicht das Land, sondern der Fluß, dessen auch jetzt noch einigermaßen geheimnißvolle Quellen man sich in fabelhafter Verbindung mit dem Okeanos dachte, ganz im Sinn unserer Darstellung, wonach er in der mythischen Geographie die von der sonnigen Südspitze abwärts nach der Abend- und Mitternachtgegend fließende Lebensströmung des Okeanos bildlich nahe bringt und in das an den Küsten und auf den Inseln bewohnte Mittelreich einführt. Dieser also und nicht anders bestimmten Bedeutung des Nil, liegt denn freilich auch das Wesen aller Flüsse zu Grunde, daß sie nämlich sowol erd- als himmelgeborene sind, daß ihr fruchtreiches Naß in Dunstform von der Erde, aus der Erde heimlich emporsteigt in den Äther und wiederum in Tropfform, singend, rauschend, klatschend aus dem Himmel zur Erde zurückkehrt, was denn beides zu den mannigfaltigsten mythischen Gestaltenspielen die Veranlassung gegeben hat. Es bemerkt daher unser mehrerwähnte scharf- und schönheitssinnige Landsmann, welchem das große Verdienst, die Mythenerklärung zuerst auf ihre wahren physischen Grundlagen, auf den Wechselverkehr zwischen Himmel und Erde, zurückgeführt zu haben, für alle Zeit ungeschmälert bleiben wird, es bemerkt Professor Forchhammer (Hellenika pag. 50), daß das Ägypten der attischen Sagen und der Ägyptier Kekrops wahrscheinlich älter sei als die Bekanntschaft der Griechen mit Ägypten selbst, eine, wie ich glaube, auch schon früher von dem unvergeßlichen Ottfried Müller ausgesprochene Ansicht, der

ich nur dann nicht beipflichten würde, wenn ſie zu weit ginge und einer Theorie von autochthoniſchem Griechen-Mythus huldigen würde, welche die gemeinſame uralte Sprach- und Sagenverbindung der Völker zerreißt und namentlich die Vereinſamkeit des alten Ägyptens und Phöniziens als denkwürdige Knotenpunkte der Sagengeſchichte verkennt.

An demſelben Orte nun hat er den Ägyptier Kekrops und den Fluß Ägyptos richtig als Aig-byptios, als die rückwärts gehende (hüpfende) Ziege (griechiſch Aiges die Ziegen), das will ſagen, als den Erddunſt erkannt, der vom Himmel, wohin er ſich erhoben hatte, zur Erde zurückkehrt, oder, nach mythiſchem Ausdruck, rückwärts geht. Daß die Ziegen im nächſten phyſiſchen Sinn Dünſte bedeuten, iſt ſo gewiß, als wir die kleinen weißflockigen Wolken Lämmerwolken nennen, ſo gewiß als Thor mit Böcken, das heißt mit Donnerwolken fuhr und als — der Steinbock eben umgekehrt die aufſteigenden Dünſte und die aufſteigende Sonne, den männlichen Halbkreis, im Gegenſatz des weiblichen vorſtellt. Iſt es nicht auch ein anmuthiger Gedanke, daß Esmeralda's weiße Ziege mit dem Glöckchen um den Hals ſich am Himmel ſehen läßt und zu Zeiten klingelnd und glöckelnd von dort herunterſteigt, um armen Kindern, ſelbſt einem Jupiterkinde lebenrettende Nahrung zu reichen, daß ſie als Ziege, auch die netzende Wolke — und warum nicht auch jenen Waſſerbrunnen in der Wüſte bei Berſab-a vorſtellt, den die ausgeſtoßene Hagar, eines Bogenſchuſſes weit ihrem kleinen verſchmachtenden Ismael gegenüberſitzend, um ſein Sterben nicht zu ſehen, plötzlich entdeckt und daraus ihren Knaben tränkt? Wir werden uns darüber ſo wenig wundern, als daß derſelbe goldene Regen der Sommerſonnenwende nicht allein die Ziege, ſondern die

erlauchtesten und jedenfalls geheimnißreichsten Personen der Mythologie, alte und junge Götter, Zigeuner und Störche, üppige Jesabel's und Potiphars Frauen und reine Jungfrauen-Mütter und dazu Wunderwerke und räthselhafte Vorgänge aller Art in sich begreift, wie zum Beispiel die auf der Hochzeit von Kana (ich denke wir kennen dies „Cana"), wo, eben im Beisein der Mutter Jesus, Wasser in Wein sich verwandelte, in denselben Wein, welchen der indische Bacchus auf seinem sonnigen jubelnden Triumpfzuge auch in unsere Schattenländer herabbrachte, von dem Vater Noah trunken wurde und von dem der heilige Bartolomäus, vulgo Bartel, der Sohn des Tolmai (bar Tolmai) aus Kana in Galiläa den unerschöpflichen Mostkeller weiß*). In dieser Gesellschaft tritt auch der Esel in seiner freien natürlichen Gestalt auf, ein feuriges unermüdliches Thier, das auf schmalem Steg, an abgründlichen Felswänden seine Bürde sicher hinleitet, nämlich als eine hitzige Wolke, welche das, zuweilen durch Blitze sich entladende und auch im Winter nicht erlöschende Feuer zwischen Himmel und Erde trägt, die ewig schwellende Dunstbrücke zwischen beiden Welten, der untern und obern und damit das kreuzgeduldigste, wenn auch viel gescholtene Saumthier der heiligen und unheiligen

*) An wen erinnert ich? War die Bluthochzeit, die Karl der neunte, oder vielmehr Katharina von Medici und ihre italienischen Pfaffen den Hugenotten anrichteten (25. Aug. 1572) war und heißt sie nicht die Bartholomäusnacht? Ist dieser blutige Witz der Geschichte nur ein Zufall, oder gab es von jeher Leute, welche das Mythengeflecht von der Kehrseite kannten, welche hinter den Tapeten standen, hinter den alten bunten Gobelins, die so seltsam aus Geschichte und Fabel zusammengewebt, und dafür sorgten, daß der rothe Faden nicht ausginge?

Reiter. Wenn der eroberungssüchtige Dionys auf seinem Zuge von Indien in den tiefen Norden sich verirrt, so trabt er, der Feuerträger, heiter voran, bis er an die Nordwende kommt, wo er Polarluft wittert und durch ein halsstarriges Stillestehen, vielleicht weniger empörend für den stets seligen spruchreichen Vater Silen als für den Propheten Bileam, zur Umkehr nach der Sonnenwelt der Schöpfung zwingt. Vertritt er, was nicht zu bezweifeln, auch auf diese freie, anmuthig reisige Weise, die Zeugungskraft der Natur, so sind auch der Name und die Beschäftigung seines biblischen Führers wohl gewählt; denn der Jo-seph, der Zimmermann müssen uns, denk ich, nicht ganz unbekannt mehr sein.

Haben wir der athmosphärischen Bedeutung des Namens Ägypten Genüge gethan, so werden wir uns erinnern, daß der rückwärtsfließende Strom, die von der Licht- zur Nachtseite abwärtsgehende Sonnenbahn, die Krebsbewegung der Sonne, die Parallele dazu bildet. Mit Bezug darauf können wir schließlich auch sagen: Ägypten ist überall, wo das Ei (Eg) rückwärts geworfen wird, wo, mit einem freilich nicht edeln, doch für die Hyksos, die Juden und Zigeuner passenden Ausdruck, die Ecke und die Hecke ist, oder chemisch von dem Lande „Chemie" zu sprechen, wo die Verquickung des Lebens stattfindet.

Ein solch allgemeines Asyl und Wirthshaus am Kreuzwege der mythischen Wanderstraße, wie Ägypten im Alterthum war, verdient es wohl, daß wir ihm zu guterletzt das bekannte uralte heilige Schild über den Giebel setzen, das noch immer am First oder über der Thür einiger alter Wirthshäuser im südlichen Deutschland im Winde flattert und nicht minder die ungarische Zigeunerkneipe ziert, die Nikolaus Lenau in einem seiner Gedichte erwähnt; ein Zeichen, das auf den bachischen Gott, ja auf die Verwandlung

von Wasser in Wein (gewöhnlich aber umgekehrt) Bezug nehmend, sich freilich besser für die Saalthüre der Hochzeit von Kana, als für das wein- und begeisterungslose, wenn auch pyramidenreiche Wasser- und Nordland eignet, das sogenannte symbolum Salutis: zwei Pyramiden, in einander:

Das mit der Spitze nach oben gerichtete aufwärtsstrebende Dreieck ist in der ganzen Welt das Symbol des Feuers (und des indischen Schiwa), das mit der Basis nach oben und mit der Spitze abwärts gehende, Symbol des Wassers (und des indischen Wischnu); das Ganze die Vermählung des Feuerhauches mit dem Wasser, die Durchglühung und Begeistigung des irdischen Staubes durch den himmlischen Strahl. Aber auch ein vortreffliches Zeichen für die alten Weltdurchstreifer, die Kinder des ewigen Zickzack (doppelt Ck, Gi).

Dieselbe sechseckige Figur ist bekanntlich auch das mystische Zeichen eines Sternes, des Morgen- und Abendsternes, wol des mythischen Sternes, dem die drei Hirtenkönige des Morgenlandes nachwanderten und der über der Herberge von Bethlehem leuchtete: „da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut, und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter". Glaubt man eine ungewöhnliche Konstellation zur Zeit der Geburt voraussetzen

zu wissen, so möchte wol an den Durchgang der Venus durch die Sonne zu denken sein. Übrigens erinnere ich noch an die schöne alte Hymne, worin die Jungfrau der Stern des Meeres genannt wird:

Ave maris stella, Dei mater alma,
Atque semper virgo, felix coeli porta —

Bedient man sich statt der Dreiecke der Kreisfigur, so stellt sich das nachstehende mythische Allbild dar:

wo die Lichtwelt und die Nachtwelt, in der Mitte sich berührend, das irdische Mittel- oder Zwischenreich bilden.

Um die Felsmauern der Südspitze ist schwer herumzukommen; da lassen sich bedrohete Männer wie die Kundschafter Josua's oder wie der flüchtige Königssohn Phönix bei Homer heimlich von herab; da drohen dem Fremdling gar mancherlei Gefahren, wie in Sodom und Gomorrha; da kreischt Jezera's kleinernes Blutbräutigamsmesser und der nicht minder scharfe und zerstörende Posaunenschall der Heere Josua's; da werden Leichname kühner Streiter um die hohen Mauern geschleift, da wird von Außen und Innen lang und heftig gekämpft, bis sich das Schicksal erfüllt, die Vertheidiger durch Hinterlist fallen, die Mauern sinken, Tempel und Paläste in Flammen aufgehen.

Und überall faſt im düſtern Hintergrunde das leuchtende Bild eines ſchönen Weibes. Wie oft und wie lange hat es uns entgegen gedämmert, während wir um die mythiſche Erde ſchifften, und nun, da wir es vor uns ſchauen ſollten, muß ich plötzlich abbrechen. Äußere Umſtände laſſen mir nur die Wahl, dieſe Blätter auf lange Zeit, vielleicht für immer, im verborgenen Schrein ruhen zu laſſen oder ſie mitzutheilen, wie ſie ſind, als Bruchſtücke von Bruchſtücken, Trümmer von Trümmern. Ihr mögt beurtheilen, ob ſie auch in dieſer Geſtalt ihren Preis werth ſind.

Zu einiger Entſchädigung und Befriedigung der Neugier will ich aber ein paar Streiflichter auf die ſchönen Dinge werfen, die uns noch bevorſtehen.

Ich würde gleich zu der anmuthigſten Folge der grauſamen ſaturniſchen That übergehen. Darſtellen wie Frau Venus unter den Schauern von Himmel und Erde ihr ſternengleiches Haupt und ihre weißen Arme aus dem Schaum der Wellen erhebt. Denn wir wiſſen, nicht auf Felskuppen, oder im Binnenlande, ſondern am brandenden Geſtade, in der heiligen Meerfluth, die hoch aufſchäumt von uraniſcher Zeugungkraft, erhob ſich das Wunder der Welt, die vis superba formae, die zwingende Gewalt der Schönheit, welche einen ſo großen Antheil an der Völker- und Herzensgeſchichte des Erdballs nehmen ſollte.

Ich würde darſtellen, wie dies fabelhafte verführeriſche Urweib: Venus, Eva, Maja, Aphrodite und Sibylle, oder mit welchem Namen die alten Völker ſie genannt haben und in welchem Brahma- oder Mephiſtospiegel man ſie betrachten mag, mit dem Fruchtzweige oder der Kornähre in der Hand, auf die Halbſcheide beider Welten, in die Pforte zwiſchen Sommer und Winter tritt, oder als Eva an der Hand der Elohim zu dem Erſterſchaffenen, zu dem „Bärenhäuter“

hingeführt wird, der sie mit freudigem Erstaunen und dem bekannten Schmerz an der linken Seite anblickt.

Denn erst im Herbste, nach dem heißen, mühseligen, saatenreifenden aber auch sengenden Sommer erscheint die Verführung, die Genußpoesie des Lebens, den armen Sterblichen; erst im Herbste, wenn der Evan Evoe-Ruf sich mit dem Nachtgejauchze der Venusfeier mischt, wenn Ceres und Dionysius das in die Nacht und die Kälte des Nordens ziehende Rind des heißen Sudens mit der Fülle ihrer goldenen Ähren und purpurnen Trauben umringt haben — damit es nicht friert *).

Im Herbste, oder was dasselbe sagen will, am Abend, wenn die Sonne unter- und der Stern der Liebe aufgeht.

Und weil das „Weib" eben auf der Scheide von Tag und Nacht, von Himmel und Hölle zu Hause ist, so steht es auch mit allen Urdämonen der Mythe, die ebensowol der zerstörenden als der schöpferischen Thätigkeit angehören, in näherer oder entfernterer Verbindung. In der Bibel ist es bald die Schlange, bald sind es die nachtschwärmenden Söhne der Elohim selbst, welche das Weib zu Fall bringen. In der christlichen Volkssage ist die Schönheit, die nackte sinnliche Schönheit ein Gebilde des Teufels und verkehrt mit den verdächtigen Wesen, welche Morgenluft wittern und durch das Krähen der Hähne sich warnen lassen. In der griechischen Sagenwelt ist es Ares-Mars, der mit Venus-Aphrodite heimlichen Umgang pflegt, der wilde zerstörungsfrohe Gott, aber auch der Gott der Erstlinge und der wanderlustigen Jugend, das Vorbild ihrer nächtlichen Liebesabenteuer. Die oft erwähnte Verbindung des zerstörenden

*) Die katholische Kirche feiert Mariä Geburt im September.

und des neu aufsprießenden Lebens geht hier schon aus der Zusammenstellung von Mars und A-mor, von Eros, dem urschöpferischen Gott der Liebe und Eris, der Schwester des Mars, hervor, welche letztere durch ihren goldenen Apfel mit der Devise „der Schönsten" so viel Streit und Leid unter Göttern und Menschen hervorrief.

Darstellen würde ich den alten und ewig jungen Kultus der Göttin, der allen Gefahren und dem Fluche zum Trotz, der gleich von Anbeginn auf ihm lastete, niemals seine Fackel ausgelöscht hat noch auslöschen wird, so lange Himmel und Erde durch den Bogen über den Abgrund mit einander verbunden sind.

Zum Verständniß vieler Sagen und Sitten der Liebe ist es aber wesentlich, sich stets ihren ursprünglichen mythischen Schauplatz, das durch Midgard strömende, durch West- und Nordwind aufgeregte Meer, den salzigen Strich zwischen Ost und West zu vergegenwärtigen *). Die ganze Mittellinie der Tag- und Nachtgleiche ist das Reich der Venus; hier sind die seligen Eilande, die Gestade mit ihren Liebesgrotten und Venustempeln, die verzauberten Parke mit ihren Löwen, Ebern, Lämmern und Panthern, ihren lustigen Fruchtbäumen, und in der Mitte, gerade in der Mitte, der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, die listige Schlange und das verführt verführende Weib, das ißt von der verbotenen Frucht und dem Mann zu essen gibt — und die Austreibung aus dem Paradiese und der Eingang zur Unterwelt. Hier sind die paphischen Haine, die Gärten der Aphrodite, hier die Göttinnen und Zauberinnen die den Ulysses auf seiner Irrfahrt durch das

*) Warum gilt das Versalzen der Speisen als Zeichen des Verliebtseins?

mythiſche Mittelmeer in ihren Grotten und Paläſten zu umſtricken ſuchen, der Schönheit ſüßes Verderben, die Schlangenverführung. Die Sirenen, die ſo verführeriſch ſingen, haben ſogar Fiſchleiber als Verwandte der Schlange, die durch ihr Sprechen verführt.

Dann würde ich mancherlei, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbte Zeichen, Sitten und Gebräuche der Liebe, des Freiens und Hochzeitens berühren, mythiſche Symbole, ſo alt wie die religiöſen Vorſtellungen ſelbſt. Ich werde die auf dem Damm unter Muſik und Getöſe hinjagenden Brautfahrten ſchildern und vor allem die Sitte des Fenſterns oder des Mitgebens der jungen Leute, die weit allgemeiner war und theilweiſe noch iſt, als man anzunehmen pflegt: wie ſie Abends im galanten Galop, mit heimlich den Ställen entführten Roſſen in die entfernten Dörfer jagten, die ſtille Mitternacht mit Jauchzen und Jodeln anfüllten, und wie ſie jetzt noch, die „Halbdunkelgänger“ an der friſiſchen Weſtküſte von Schleswig, mit dem erſten ungewiſſen Morgenlicht nach Hauſe kehrend tief verhüllt ſich anrufen und ausforſchen, und wenn einer den andern erkennt und bei Namen gerufen, ſich ſelbſt aber nicht nennen will, leidenſchaftlich gereizt ſich umfaſſen und, wie Jakob einſt mit dem nächtlichen Dämon, der ſich ihm nicht nennen wollte, einen heißen trotzigen Ringkampf beginnen, bei welchem der Sieg dadurch entſchieden wird, daß der Gegner vom Boden gehoben und über den Kopf geſchwungen wird, ſo daß er hinter dem Sieger zu liegen kommt.

Doch iſt es mir unmöglich, genauer den Gang einer Darſtellung vorher anzugeben, welche nur durch die Entwickelung einer beträchtlichen Anzahl germaniſcher Wurzelwörter beſtimmt werden wird. Überraſchende und gleichſam blitzartig das mythiſche Dunkel erhellende Aufſchlüſſe kann

ich in Aussicht stellen. Hier erst wird sich die wunderbare Einheit in der Mannigfaltigkeit der Farben und Linien der Sprache darlegen. Hier in vieler Hinsicht erst das letzte Wort zu sagen sein.

Ich will nur eins anführen, den Namen der Göttin der Liebe, nicht Aphroditens, der mit Braut, Brandung, Bord, Furth und Fahrt, Barre, Geburt, Frau, Freia und Bertha, der glänzenden, von der Wurzel Bor, zusammenhängt; sondern den oft erwähnten der Venus. Als die nordischen Götter Odin, Wili und Ve, lustwandelnd am Meeresstrande, die ersten Menschen, den Ask und die Embla, schufen, theilten sie ihnen ihre eigenen Eigenschaften mit: Odin den Verstand, Wili die Willenskraft, Ve das Gefühl, das Herz, den Geist, die Anmuth, die Schönheit und den süßen Wahn. Anstatt des Gottes Ve erscheint aber auch zuweilen Loke an Odin's Seite und wir ahnen gleich, daß dieser falsche schöne Gott sowol zu der Person des Gottes Ve, als zu seinem reizenden aber gefährlichen Geschenke in naher Beziehung steht. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß beide nur verschiedene Namen für die dritte Person der ältesten nordischen Trinitätslehre sind. Aber auch die Namen verrathen auf den ersten Blick ihre Begriffsverwandschaft, indem sie beide dem fluthenden Licht, dem anmuthigen Schein der Oberflächen angehören. Doch haben wir auch schon die tiefere Bedeutung der Lohe und des Lichtes kennen gelernt, und wird es uns nicht wundern, daß der Lichtschimmer, isländisch fa, nach dem auch die Fee ihren Zaubernamen trägt, ihren geheimen Sinn für die mythische Zeugungstheorie des Alterthums habe. Die Wurzel Ve bedeutet den heiligen Kreis, insofern er wieder rückwärts läuft, die Wende, die West- oder Abendseite der Sonnenbahn, die befruchtete weibliche Hälfte der Lebenssphäre, die

Zeit des Empfängnisses, der Befruchtung *), des Weins und der Liebe, welche letztere so venushaft und weinhaft lieblich in dem nordischen Ven sich ausspricht. Es ist also der geweihete Bannkreis, isländisch Vi, aller lebendigen Strömung, zumal aber der ebbenden, abendlichen, sich wendenden oder tropischen Strömung, die Sonnenwende, die Vene des Blutes, der Westen und sein am Abend und zur Zeit der Sommersonnenwende wehender Wind, in jeder Beziehung aber eine von der „Mutter der Lebendigen" nur matathetisch verschiedene Wurzel, so daß Venus und Eva ganz dieselben **). Höchst bedeutungsvoll ist die Wiederkehr der Wurzel in mehreren doppelkeimigen Wörtern wie in juvenis Jüngling, in dem indischen Gott Schiven (Süf), in isländisch svanni die kluge und schöne Jungfrau, swain der ungeschwächte starke Jüngling, in unsern Schwänen und freilich auch in den Thieren, in welche Kirke die Gefährten des Ulysses verwandelte. Vorzüglich aber auch in dem bereits angeführten venstre ***) links und in finster, Fenster und Fenstern. Die Wurzel Stri bedeutet eine Öffnung, einen Zug, einen Strich; die nächste Bedeutung dieser Wörter ist also der Windstrich, wie denn das englische window Fenster, geradezu Windloch heißt. Stri ist aber auch indisch das Weib, altgermanisch die Here, striga; zu der ersteren

*) Daher Vieh, pecus; früher auch das Wort für Geld. Man denke an Kies. Die reine Wurzel erscheint in dem römischen Ve-Jovis, d. i. der kleine oder junge Jens, der mit der Ziege abgebildet ward.

**) Ew ist der Gegensatz von Ber, wie Weibliches und Männliches, Wasser und Feuer, ab- und aufsteigender Kreis, Evi-(Evi)-metheus und Pro-(Ber)-metheus; ihr Gemeinsames, ihre Mitte ist: met.

***) Altd. Glossarium aus dem 9. Jahrhundert: in uuinstar links.

Bedeutung gehört die Göttin A-starte und die Schwester: sve-ster, systar. Und Stri ist endlich die Metathese von Stern. Welche Bedeutung das alles für die Ursage hat, brauche ich meinem Leser nicht mehr zu sagen. Doch füge ich hinzu, daß auch das deutsche links der schönen „leegen" Seite, der Lee-Seite, das ist, der Seite unter dem Winde angehört, so wie das lateinische Septentrio Norden, den Siebenstrich (Stern) oder Schiwa-Strich, oder Zapfenstrich (das Heimgehen) bedeutet und ebenfalls mit dem „auf den Strich gehen" zusammenhängt. Eben so interessant wäre die Nachweisung des Kultganges aus seiner Wurzel und wie so vieles Andre nicht!

Ja, ich habe mich darauf gefreut, alle die goldenen Fäden der Darstellung, die ich zu diesem Ende ausgeworfen hatte, verschlungen mit neuen, hier, an diesen zauberischen Ufstatten des Glückes der Menschheit, an und über dem Abgrund des Lebens zuguterletzt, wie zu einer blitzenden Brautkrone zusammenzufassen. Ich weiß am besten was nun dem Ganzen mangelt. Denn obwol es ein Werk des Ringens und Forschens und nicht der freien künstlerischen Darstellung ist, so hätte es sich dieser, ergriffen wie es ist, von dem lebendigen epischen Strom der Mythen, im günstigen Fall um leich mehr nähern können. Besonders ist durch den Wegfall des Schlusses, den ich den reizenderen Gestalten der Mythe, den nur zu flüchtigen Glanzmomenten im Leben der Schönheit und der Liebe hätte widmen wollen, der düstre Untergrund von dem allen, das Geheimniß des Anfangs und des Ende zu vorherrschend geworden. Einige und zwanzig Jahr jünger und mir wäre es vielleicht anders und umgekehrt damit ergangen. Ich hätte nicht [illegible] scharf, so anhaltend auf das Werk der Nornen gesehen, die nächtig unter den Wurzeln des Welt-, Sprach- und Mythenbaumes

weben; dagegen hätte ich wol mehr in den lachenden Spiegel geschaut, den Mephisto dem Faust sinneberückend vorhielt, oder wäre den nackten üppigen Gestalten nachgelaufen, welche sich hinter Rosen- und Myrthenbüschen bachdurchrieselter Feiethäler verbergen.

Ich will freilich nicht sagen, daß ich sonderlich viel Glück dabei gehabt hätte, mehr Glück etwa als die Liebhaber jener griechischen Nymfe, wie hieß sie noch? die sich der Verfolgung zuletzt immer dadurch entzog, daß sie hinter einer Felsenspalte verschwand. Nur vor dem Gott Janus, der sich ebenfalls in sie verliebte, half ihr das Versteckspielen nicht mehr, denn er schaute nicht allein vorwärts mit dem jugendlichen Gesicht, sondern auch rückwärts mit dem alten und dies offenbarte ihm die verschwindende Schöne. Die Fabel ist lehrreich. Um das Schöne in der Flucht zu greifen und zu begreifen, muß man am Ende, um es liebend zu genießen, am Anfang des Lebenskreises stehen. Göthe sagt: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Das ist wohl vielfach eine Wahrheit, auch in der Liebe, aber eine traurige, wenn das Alter nicht von Herzen jung bleibt, wenn ihm nicht „das Immergrün der Gefühle" zu Theil ward, wenn es nicht mit jedem vollbrachten Kreislauf des Jahres auf dem Wipfel seines Lebens sich wie der Phönix verbrennen kann, um stets wieder jung und schön, ja geistig schöner als zuvor aus der Asche sich zu erheben. Und das ist wol das größte Geheimniß, das ich dem Mitwandrer und künftigen Meister in der durchscheinenden Hülle der Mythe selbst mittheile. Wen seht ihr in der religiösen Mythe wahr- und weissagend, am flammenden Abgrunde aller indischen Pracht und Schönheit unter verwehten Blüthen und niederfallenden Sternen hocherhaben dastehen? Einen Mann mit einem Janus- oder Johanniskopf,

auf der einen Seite die kahle Stirn, die Runzelhaut, den wallenden Bart, auf der andern den rosenbekränzten Scheitel der Jugend, das schwärmerische Auge der Liebe, die leuchtende Haut vom Widerstrahl ewiger Schönheit. Warum ist der vorzugsweis jugendliche Apostel auch vorzugsweis der alte, von dem sogar die Rede ging, daß er nicht sterben würde? Warum ist der vorzugsweis liebende und geliebte Apostel, der an Jesus Brust gelegen beim letzten Abendessen und dem Jesus am Kreuz die zarte Sorge für die Frauen übertrug, warum ist er vorzugsweise der sibyllinische, der Proset der letzten Dinge, der einsame Seher der Gesichte von dem Untergang des schönen Weibes, das mit Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt, auf vielen Wassern sitzt und einen goldenen Becher in der Hand trägt; der Verkündiger des Augenblickes, wo der Zeiten Sand abgelaufen, die Saitenspieler und Pfeifer verstummen, die Mühle nicht mehr klappert, das Licht nicht mehr leuchtet, die Stimme des Bräutigams und der Braut nicht mehr gehört wird, wo der Alte, des Haar wie weiße Wolle, im langen Talar und goldenem Gürtel als Weltrichter auf dem Stuhle sitzt, die Brunnen des Abgrundes sich aufthun, die Himmel sich aufrollen, Flamme und Fluthen die Welt vernichten, zuletzt die alte Schlange, der Tod und die Hölle selber in den feurigen Pfuhl geworfen werden, ein neuer Himmel und eine neue Erde erstehn, ein lauterer Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall, vom Throne Gottes ausfließt und das heilige Jerusalem, wie eine geschmückte Braut, sich vom Himmel herabläßt, die Welt in ewiger ungetrübter Klarheit, ohne Nacht und Winter, ohne die auf und niedergehenden Lichter der Sonne und des Mondes, in unaufhörlichem Widerglanze dessen der da spricht: ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte! — Die Antwort

lautet, weil die Liebe und ihr Schicksal auch ihre Profezeiung ist, weil sie das Schicksal der Welt in sich trägt, weil dem, der an der Spitze des Lebenskreises die Jugend und das Alter zusammenfaßt, nicht verborgen ist, daß alles Irdischen Schicksal sich erfüllen muß, daß es in die winterliche Unterwelt hinab muß, ebensowenig, daß der erneuerte Lebensstrom es schöner, ja im Spiegel des gläubigen Ideals, dermaleinst in unvergänglicher, wechselloser Schönheit wiederherstellt — ohne Gegensätze, mit wegfallenden Brücken und Bogen zwischen Himmel und Erde, die alsdann unnöthig, weil die Erde im Himmel — wo man nicht mehr freit und sich freien läßt.

Ich schließe, und zwar mit einer Erinnerung an den Eingang dieser Blätter, mit einem letzten Rückblick auf den mysteriösen Schauplatz, der die Verbindung beider Lebenspole und den zwischen ihnen fluthenden Abgrund darstellt. Denkt euch an das eine Ufer den Leander, an das andre die Hero; vergegenwärtigt euch diese unsterbliche Liebesgeschichte, die alles enthält, was die Liebe nur Ungestümes, Todtverachtendes, Heimliches, Seliges und Jammervolles birgt, vergleichbar nur der von Romeo und Julie, die Shakespeare gedichtet. Seht den kühnen Schwimmer, wie er mit jedem Abendstern seinen Rittgang durch die Wogen des Hellesponts, auf dem salzen Strich zwischen Abydos und Sestos, zwischen Asien und Europa anstellte, mit jedem Morgenstern zurückschwamm. Drüben harrte seiner die Priesterin der Venus und eine Fackel auf der Warte leuchtete dem Geliebten den Pfad verbotener Seligkeit. Doch ach, ein Sturmwind löschte einst in einer Nacht die Fackel aus, und im Morgenrothe trieb Leander's Leiche an das Ufer. Da stürzte sich die göttliche Bajadere vom Thurm zu ihm hinab und — war auf ewig mit ihm vereinigt.

Zu berichtigen:

S. 11 Z. 2: saufen statt saufen.
S. 15 Z. 5: vod-ern statt ve-dern.
S. 26 zu Anfang der 12. Zeile der Buchstab m ausgefallen.
S. 30 Z. 7 von unten: Reif statt Brief.
S. 48 Z. 4: Komma statt Semikolon.
S. 85 Z. 6 von unten: mythischen statt mystischen.

Druck von J. J. Rebling.

Die

plattdeutsche Propaganda

und

ihre Apostel.

Ein Wort zu seiner Zeit

von

Freimund.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1860.

Als im sechszehnten Jahrhundert die alte Landessprache Niederdeutschlands sächsischen Stammes der über sie vom Süden her hereinbrechenden hochdeutschen Sprachflut erlag, als diese alte heimische Mundart des norddeutschen Flachlandes sich von ihrer gereifteren und ausgebildeteren südlichen Schwester aus Schrift und höherer Rede verdrängt sah und als sie schließlich dieser hochdeutschen Schwester auch in den Kirchen und beim Gottesdienste weichen mußte, da ging die niederdeutsche Mundart, die bis dahin in Deutschland mit Hochdeutsch gleichen Rang behauptet, und das gleiche Sprachamt verwaltet hatte, zu Grunde, sie wurde eingesargt und begraben, Niederdeutsch war von nun an eine todte, abgestorbene Sprache gleich dem Altnordischen in Scandinavien und dem Angelsächsischen in England; die Zwiesprachigkeit hatte in Deutschland ihre Endschaft gefunden, und wir kennen diese ehemalige niederdeutsche Sprache nur noch aus alten Schriften, aus Gesetzbüchern, Chroniken, Poesien und Inschriften des Mittelalters, auch hat u. A. Jacob Grimm in seiner deutschen Grammatik eine kurzgefaßte Grammatik dieser ehemaligen deutschen Mundart aufgestellt. Seit dieser Zeit ist das sogenannte Hochdeutsch keine bloße deutsche Mundart mehr, der ein Niederdeutsch gleichberechtigt zur Seite steht, sondern Hochdeutsch ist jetzt eben die allgemeine deutsche Sprache, die über den verschiedenen deutschen

Volksdialekten, den oberdeutschen sowohl als den niederdeutschen, stehende gemeinsame Schrift- und Umgangssprache aller Deutschen von den Alpen bis zum Meere, und wenn man nichtsdestoweniger auch noch in unseren Tagen von einem Hochdeutsch spricht, um damit die allgemeine deutsche Sprache zu bezeichnen, so ist dies im Grunde ebenso verkehrt und unangemessen, als wenn man von einem Hochitalienisch, Hochfranzösisch u. s. w. sprechen wollte, wofern man sich nicht dieser ehemaligen Bezeichnung für deutsche Sprache deshalb bedient, um die deutsche Gesammtsprache im Gegensatz irgend eines deutschen Volksdialekts zu bezeichnen. Denn in den meisten Ländern Europas, sowie namentlich in Italien und Frankreich, finden sich bekanntlich ähnliche Sprachverhältnisse vor, wie in Deutschland. In den meisten europäischen Ländern leben in untergeordneten Kreisen und im Munde der ungebildeten Bevölkerung neben und unter den allgemeinen Volks- und Landessprachen bloße Volks- oder Provincialdialekte, sogenannte Patois, die sich bald mehr, bald weniger, von jenen entfernen. Ein solcher bloßer Volksdialekt oder ein solches Patois ist nun auch das gegenwärtige Plattdeutsch in seinen verschiedenen provinciellen Unterdialekten. Plattdeutsch ist gewissermaßen der Niederschlag oder Bodensatz der ehemaligen niederdeutschen Sprache, den diese zurückließ, als sie vom Leben schied, keineswegs aber, wie vielfältig irrig angenommen zu werden scheint, jene alte Sprache Niederdeutschlands selbst, eine Sprache, die schon im funfzehnten Jahrhundert um vieles gebildeter und ausdrucksfähiger erscheint, als das gegenwärtige Plattdeutsch des neunzehnten Jahrhunderts, die namentlich von jener so ganz

unerträglichen Mundfaulheit und Wortverſtümmelungsſucht nichts weiß, welche jetzt das Plattdeutſch der meiſten Provinzen kennzeichnet, ſo daß man vielleicht Urſache hätte, ihren Untergang zu bedauern, wenn nicht die ſprachliche Einheit Deutſchlands ein unſchätzbares Gut wäre, und Holländiſch nicht eine Sprache, die gerade in Niederſachſen die wenigſten Verehrer findet und nicht eben in dem beſten Geruch zu ſtehen pflegt. Was nun aber die plattdeutſche Mundart und ihre Stellung zur deutſchen Geſammtſprache weiter betrifft, ſo ſteht ſie zu dieſer, wie geſagt, lediglich in dem Verhältniſſe eines derſelben ungeordneten Patois, und wird in dieſer ihrer untergeordneten Stellung, die ihr wie jedem anderen Patois allein zukommt, ſchwerlich jemals ausſterben, wie dies von gewiſſer Seite befürchtet zu werden ſcheint. Das Plattdeutſche wird freilich von dem mit Fug und Recht die Sprachoberherrſchaft führenden Hochdeutſch nach wie vor bevormundet werden, es werden ſich allmälig immer mehr hochdeutſche Formen und Ausdrücke in daſſelbe einſchleichen, gleichwie das Hochdeutſche oder die deutſche Geſammtſprache ſeinerſeits wiederum manche plattdeutſche Worte und Bezeichnungen in ſich aufnahm und noch aufnimmt, aber an den Tod dieſer deutſchen Volksmundart iſt wohl ſchwerlich zu denken, ſie iſt noch von derber leiblicher Geſundheit, leidet wohl etwas am Kopfe, aber nicht am Magen, und wer ſich daher von ihr erbaut und angeſprochen fühlt, findet noch immer Gelegenheit vollauf, ſich ihrer auf eine erlaubte und anſtändige Weiſe zu bedienen. Es iſt bekanntlich überhaupt ſchwer, ein Patois zu tödten, und ſo wird denn auch das plattdeutſche Patois, das in einem ſo kräftigen

Boden wurzelt, wohl stets neben dem Hochdeutschen noch fortleben und sollte es auch in den Bevölkerungen der Städte mehr und mehr Boden verlieren, so wird es nur um so zäher auf dem platten Lande seine überlieferte Stellung behaupten. Es ist mit einem Worte nicht die geringste Gefahr vorhanden, daß diese Volksmundart uns abhanden komme, und eines schönen Tages uns verloren gegangen sein werde; es ist vielmehr gerade umgekehrt zu beklagen, daß eine genügende Kenntniß des Hochdeutschen in den ländlichen Volksschichten noch vielfältig auf sich warten läßt, daß dieselbe noch lange nicht alle Stände des Volkes so durchdrungen hat, wie eine genügende Volksaufklärung es wünschenswerth macht, und ein fruchtbringender Schulunterricht es so unabweislich verlangt. Bestrebungen für die größere Verbreitung der hochdeutschen Sprache wären daher ohne allen Zweifel weit gemeinnütziger und volksfreundlicher, als entgegengesetzte, die darauf gingen, die Kenntniß des Hochdeutschen zurückzudrängen und die Bevölkerung Niedersachsens zu Gunsten des Plattdeutschen von der hochdeutschen Sprache möglichst fern zu halten, sollte man sie nicht gänzlich von derselben emancipiren können. Solchen Bestrebungen könnte man mit dem besten Willen die Bürgerkrone nicht zuerkennen, man müßte sie vielmehr für gemeinschädliche erachten und sich gegen sie erklären. Es kann unmöglich ein öffentliches Verdienst darin liegen und einen Anspruch auf Anerkennung begründen, wenn man sich der plattdeutschen Mundart dazu bedienen will, um die Volksbildung zu hintertreiben, das Unterrichten zu erschweren und das deutsche Sprachband zu lockern. Wollen wir nicht das Plattdeutsche vernichtet wissen, so

wollen wir bestimmt ebenso wenig das Hochdeutsche beseitigt oder auch nur seine Verbreitung mehr beschränkt wissen. Ein Volksdialect und eine höhere Schrift- und Umgangssprache können vielmehr ebenso gut in Niedersachsen, wie noch sonst in der Welt, nebeneinander bestehen, falls sie beide nur in ihren vernünftigen Grenzen bleiben und sich nicht gegenseitig in ihren natürlichen Rechten zu beeinträchtigen suchen. Gegen das Plattdeutsche an sich, d. h. gegen das Plattdeutsche, das sich in seinen Grenzen hält und nicht höher strebt, als wozu es berechtigt ist, wird sich kein billig denkender und besonnener Mensch erklären, Niemand wird z. B. verlangen, daß ein holsteinischer Bauer hoch statt platt spreche, muß es auch dringend gewünscht werden, daß er der hochdeutschen Rede mächtig sei, Niemand, daß dem Plattdeutschen das Schreiben gänzlich untersagt werde — schreibt man doch gewisse Sachen offenbar besser plattdeutsch, als hochdeutsch — sondern man muß nur verlangen, daß daneben eine gründliche Kenntniß des Hochdeutschen sich vorfinde, weil ein Mensch mit Plattdeutsch allein nicht geistig bestehen kann, kurz, daß das Plattdeutsche in der durch die Geschichte und Verhältnisse ihm angewiesenen Stellung verbleibe, nicht nach einer Bedeutung und einer Herrschaft trachte, die es nicht haben kann, und nicht sich in Ansprüchen gefalle, wozu es weder eine innere noch äußere Befähigung besitzt. Wohl nur in sehr seltenen Fällen ist in einem Lande die gemeine Volkssprache zugleich die Sprache der Schrift und der sogenannten guten Gesellschaft, sondern die erstere wird von der letzteren fast immer mehr oder minder verschieden sein. In

vielen oberdeutschen Ländern ist bekanntlich der gewöhnliche Volksdialect sehr verschieden von der hochdeutschen Sprache, und alle diese oberdeutschen Volksdialecte könnten daher mit gleichem Rechte, d. h. mit gleichem Unrechte wie das Plattdeutsche, die Beseitigung des Hochdeutschen und ihre Erhebung an dessen Stelle verlangen, woran aber nicht einmal ein Hebel gedacht hat, als er seine hübschen Sachen im Schwarzwälder oder Alemanischen Dialekt schrieb, deren gegenwärtige Uebertragung ins Plattdeutsche, von einem deutschen Patois in das andere, man nur sehr passend finden kann; denn es ändert in der Sache selbst nichts, daß unter allen deutschen Volksdialecten das Plattdeutsche dem Hochdeutschen am Fernsten stehen dürfte und ihm eine alte, ausgestorbene selbstständige Mundart zu Grunde liegt. Die Sache selbst bleibt vielmehr ganz dieselbe, und was in Oberdeutschland verkehrt wäre und Niemandem eingefallen ist, das würde auch in Niederdeutschland verkehrt sein und Niemandem einfallen müssen.

Die hier angedeutete, den einmaligen Verhältnissen nach allein richtige und passende Stellung des Plattdeutschen, sowie eines jeden Patois zur allgemeinen Schrift- und Landessprache ist nun auch stets diejenige gewesen, welche die plattdeutsche Mundart bis zu unserer Zeit hin eingenommen hat. Es fiel dieser ehrlichen Volksmundart niemals ein, sich in eitler Selbstüberschätzung zu ergeben, etwas Anderes und Höheres sein zu wollen, als wozu die Natur sie gemacht hatte, und gewiß dachte Keiner, der diese Mundart sprach, oder auch gelegentlich einmal schrieb, daran, sie vornehm zu machen, sie der hochdeutschen Sprache gleich zu setzen oder ihr

gar den Vorrang vor dieser zu geben. Es gab viele Männer und darunter selbst namhafte Schriftsteller und Dichter, welche auch kleine Sachen plattdeutsch zu schreiben versuchten, wie Voß und Bärmann, aber sie wählten dazu passende Gegenstände aus dem Volks- und ländlichen Stillleben, sie verbanden damit nicht die Absicht, Plattdeutsch an die Stelle des Hochdeutschen zu setzen und einer sprachlichen Revolution in Niedersachsen das Wort zu reden, sondern es waren ganz harmlose Vorträge, plattdeutsch da zu gebrauchen, wo es hinzugehören schien, und Keiner von ihnen gerieth jemals à la Groth auf den wunderlichen Gedanken, einen Quickborn zu schreiben, solche Versuche, die darauf hinausliefen, den Standpunkt des Plattdeutschen zu verrücken und die Sprachgrenze desselben zu erweitern, sollten vielmehr erst in jüngster Zeit gemacht werden.

Diese Bestrebungen, welche von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in Niedersachsen und Pommern ausgingen, welche vermöge ihrer Geburt oder ihrer Erziehung selbst außerhalb der eigentlichen plattdeutsch redenden Bevölkerung standen und dieser nicht angehörten, beabsichtigten nun nichts Geringeres, als das Plattdeutsche als eine ebenbürtige und gleichberechtigte Sprache dem Hochdeutschen an die Seite zu stellen; ja, man ging selbst so weit, plattdeutsch geradezu für eine weit bessere und berechtigtere Sprache zu erklären, wobei es denn nicht an Verlästerungen und Verketzerungen der deutschen Gesammtsprache und Literatur nicht fehlte und man sich einen großen Dichter ohne Plattdeutsch gar nicht mehr denken konnte. Selbst ein Schiller und ein Goethe gingen bei dieser Apotheose des Plattdeutschen nicht leer aus, sie mußten es sich vielmehr noch im Grabe nach-

sagen lassen, daß sie eigentlich doch nur höchst mäßige Sachen geschrieben hätten, wenn auch vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil sie leider des Plattdeutschen unkundig gewesen seien. Liegt es nun auch gleich auf der flachen Hand, daß solche alles Maß und alle Besonnenheit überschreitende Bestrebungen unmöglich irgend einen Erfolg haben können, vielmehr nothwendig an ihrer eignen Ueberschwenglichkeit scheitern müssen, so sind sie doch andrerseits wiederum derartige, daß sie hier eine kurze Beleuchtung und Besprechung um so mehr verdienen, als das Publicum sich ihnen gegenüber vielfältig nicht in der richtigen Stimmung und in der gehörigen Haltung befinden möchte, ist auch der erste Rausch ersichtlich schon etwas verdunstet, um einer etwas kühleren Stimmung Platz zu machen, sowie denn auch die junge plattdeutsche Literatur seit einiger Zeit nur wenig schreiblustig sich zeigt und Ferien zu haben scheint. Ja, schon des ehrlichen Plattdeutschen selbst wegen müßte man diesen Bestrebungen entgegentreten und ihre gänzliche Unangemessenheit darzuthun suchen, denn dieser so schlichte und anspruchslose Volksdialekt, dem nichts ferner als Hochmuth und Vornehmthuerei liegt, ist durch diese Bemühungen blinder und allseitiger Bewunderer in eine durchaus schiefe und halbwegs selbst lächerliche Stellung gerathen, so daß dieser gute Dialect ihnen in der That nur wenig Dank schuldet. Das Plattdeutsche befindet sich bei dieser ihm ganz wider seinen Willen und sein Vermögen aufgedrungenen Sprachrolle augenscheinlich sehr schlecht, es muß hier Gedanken und Gefühle äußern, die ihm fremd sind und die es daheim in seinem Dorfe nicht kannte, es erscheint plump und

unbeholfen und während es von seinen guten Eigenschaften auf diesem ihm fremden Boden keinen Gebrauch machen kann, treten seine so großen Mängel und Gebrechen nur um so stärker hervor. So viel ist wenigstens gewiß, Herr Dr. Groth verdankt dem Plattdeutschen mehr als dieses ihm, Herr Dr. Groth ist durch Plattdeutsch zu Ehren und Würden gekommen, und das geworden, was man einen gemachten Mann nennt, während man ein Gleiches vom Plattdeutschen leider nicht behaupten kann; es ist vielmehr noch immer das geblieben, was es war und auch nur sein kann; ein ungebildetes, von Grammatik nichts wissendes Patois, und es ist stark zu bezweifeln, daß es einer plattdeutschen Propagande jemals gelingen werde, diese Mundart invita Minerva und gleichsam mit Gewalt zu Etwas zu machen, wozu sie keinen Beruf hat. Allem Anschein nach dürfte das Plattdeutsche sich nach wie vor noch immer da befinden, wo der Herr Dr. Groth es antraf, als er seinen Quickborn schrieb. Als Haupt und Urheber der gegenwärtigen plattdeutschen Propagande haben wir nämlich den Herrn Dr. Klaus Groth zu betrachten und mit ihm muß man sich daher fast ausschließlich beschäftigen, wenn man diese Propagande einer Kritik unterwerfen will. Dieser Herr ist nicht allein der eigentliche Vater der plattdeutschen Sprachbewegung, sondern auf ihn paßt auch eigentlich nur das, was man gegen dieselbe mit Recht vorbringen kann, und wenn daher der Herr Dr. Groth deßhalb ein Verdienst beanspruchen und sich stolz geberden sollte, so kann man wenigstens dies nicht als eine leere Einbildung von seiner Seite bezeichnen. Ohne den Herrn Dr. Groth und seinen Quickborn würden wir aller Wahrscheinlichkeit

nach die ganze plattdeutsche Literatur der Gegenwart nicht besitzen und nicht in allen möglichen plattdeutschen Dialecten angesungen sein. Der Ruhm des Herrn Dr. Groth ließ andere Niedersachsen nicht schlafen, sie wollten auch plattdeutsche Lorbeeren pflücken, und bedachten nicht, daß der Herr Dr. Groth auf diesem Felde eine so reichliche Ernte gehalten hat, daß nichts mehr für andere übrig geblieben ist. Niemand hat ferner solche wahrhaft famose „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" geschrieben, wie der Herr Dr. Groth. Hätte der Herr Dr. Groth nur seinen Quickborn und nicht auch seine Briefe geschrieben, so stände seine Sache ganz anders, und man würde nicht eine so große Veranlassung gefunden haben, sich gegen ihn und seine literarische Thätigkeit zu erklären. Ohne seine Briefe würde man sich über seine Tendenzen noch immer etwas im Unklaren befinden, denn während der Quickborn solche nur ahnen ließ, spricht die nackte Prosa der Briefe sie deutlich genug aus. Der Quickborn ist freilich seinem größeren Inhalte nach verwerflich, weil Sprache und Gedanke offenbar nicht zusammenpassen, der Gedanke ist vielmehr meistens viel zu fein und civilisirt, als daß er sich mit plattdeutsch gut vertrüge und hier seinen ihm zukommenden sprachlichen Ausdruck fände, weshalb denn die Sprache des Quickborn bei aller ihrer anderweitigen noch so derben Naturwüchsigkeit, ja man kann wohl sagen, gemeinen Plattheit, dennoch wieder gekünstelt, geschraubt und unnatürlich erscheint. Man merkt es überall der Sprache an, daß es ihr in dieser Umgebung nicht wohl ist, daß sie auf einem Boden sich befindet, der ihr fremd ist, daß sie eine Spracharbeit verrichtet, der sie nicht ge-

wachſen iſt, und daß ſie etwas thut, was ſie noch nie gethan hat. Dabei ſoll jedoch nicht geläugnet werden, daß der Quickborn daneben auch manches enthält, was nothwendig anſprechen und gefallen muß. In den Gedichten nämlich, in welchen der Herr Verfaſſer mit dem Plattdeutſchen da bleibt, wo es hingehört und nicht höher mit dieſem Dialekt hinaus will, als wozu er das Vermögen beſitzt, wo die Form mithin dem Inhalte entſpricht, iſt der Quickborn augenſcheinlich ſehr zu loben, und dieſe ſind denn auch gewöhnlich diejenigen, die dem Publicum gefallen, und worauf es ſein Lob begründet, was anderweitig ganz unbegreiflich wäre. Der Herr Dr. Groth wird freilich der feſten Meinung ſein, daß alle dieſe Ausſtellungen unbegründet und nur von der Mißgunſt eingegeben ſeien, und daß er durch die Schreibung ſeines Quickborn den unwiderleglichen Beweis von der allſeitigen Reife und Vortrefflichkeit des Plattdeutſchen geliefert habe. Allein ſollten ſelbſt auch dieſe Ausſtellungen nicht wahr und begründet ſein, wie ſie es ſicher ſind, ſo würde daraus doch noch nicht hervorgehen und dadurch doch noch nicht der Beweis geliefert ſein, daß Plattdeuſch eine reife und treffliche Sprache ſei, die für alle Zweige der Literatur paſſe, die für jeden Gedanken den rechten Ausdruck beſitze und mithin das ihr vom Herrn Dr. Groth zugedachte Sprachamt auf eine zufriedenſtellende Weiſe übernehmen und verwalten könne; denn nicht die Poeſie, ſondern vielmehr die Proſa iſt bekanntlich der wahre Probirſtein einer Sprache, die über ihren Werth und ihre Gereiftheit entſcheidet. Selbſt annoch rohe und ungebildete Sprachen können daher ſchon poetiſche Erzeugniſſe hervorbringen, weshalb denn auch der An-

fang jeglicher Literatur eben die poetiſche, das Lied, iſt, die Proſa iſt aber erſt das Erzeugniß eines reiferen Sprachalters, wenn eine Sprache alle Unvollkommenheiten der Kindheit von ſich abgeſtreift hat und ausgewachſen iſt. Hätte der Herr Dr. Groth daher ſeine Briefe plattdeutſch geſchrieben und wäre er damit glücklich zu Stande gekommen, ſo würde darin ſicher ein ſtärkerer Beweis für ſeine Anſicht liegen, als in einem ganzen, noch ſo gut geſchriebenen Quickborn. Der Herr Dr. Groth hat ſich aber wohlweislich gehütet, dieſen Beweis anzutreten und ſchrieb ſeine Briefe hochdeutſch.

Man thäte nun offenbar den übrigen plattdeutſchen Dichtern und Schriftſtellern, die durch den Vorgang des Herrn Dr. Groth bewogen ſich gleichfalls dem Plattdeutſchſchreiben hingaben, ſchweres Unrecht an, wenn man ſie mit dem Herrn Dr. Groth verwechſeln und in dieſelbe Kategorie verſetzen wollte. Bleiben ſie doch mit ihren plattdeutſchen Gaben erſichtlich weit mehr innerhalb der natürlichen Grenzen dieſes Dialekts und thun dieſer Mundart lange nicht die Gewalt an, die der Herr Dr. Groth ihr anthut, iſt es auch nicht zu leugnen, daß einige von ihnen zu weit mit der Sprache gehen und das gewiſſe blaſirte Damen an der Pommerſchen Grenze einen nicht zu verkennenden literariſchen Unfug mit Plattdeutſch treiben. Ferner iſt wohl ſchwerlich anzunehmen, daß irgend einer von ihnen ſich bis zu jenen Anſichten über Hochdeutſch und Plattdeutſch verſteigen ſollte, die der Herr Dr. Groth in ſeinen „Briefen“ auszuſprechen ſich nicht genirt und die jeden annoch vernünftigen Menſchen in ein nur zu gerechtes Erſtaunen verſetzen müſſen. Wie wenig das gegen den

Herrn Dr. Groth Vorgebrachte auf die übrige jungplattdeutsche Literatur und ihre Verfasser paßt, zeigt u. a. die auf plattdeutsch geschriebene „Reise zum Hamburger Dom“ des Herrn Dr. Viening, von welcher Humoreske sich wohl ein jeder erbaut und angesprochen fühlen muß. Plattdeutsch ist in dieser Erzählung ganz in seinem Element und bewegt sich hier auf die ungezwungenste Weise. Sprache und Gedanke passen vortrefflich zusammen, sie stehen immer treu zu einander und man darf wohl behaupten, daß es der hochdeutschen Sprache nicht gelungen wäre, diese Reise auf eine gleich gute Weise zu schildern. Wohnt doch dem plattdeutschen Dialekt eine tiefe, schier unverwüstliche vis comica niederer Gattung bei, wie schwerlich irgend einer anderen Sprache in der Welt. Für solche Productionen ist daher die plattdeutsche Mundart recht eigentlich wie geschaffen, nicht aber für Quickborn'sche Gedanken, die vielmehr im plattdeutschen Gewande sich fast travestirt ausnehmen, so daß grade wo der Pathos am stärksten ist, die Komik am nächsten liegt, da vom Erhabenen bis zum Lächerlichen bekanntlich nur Ein Schritt ist. Dem Herrn Dr. Groth könnte daher diese „Reise zum Hamburger Dom“ zum Fingerzeig dienen, wohin er mit seiner literarischen Thätigkeit in plattdeutscher Mundart sich zu begeben hätte, falls er auf Beifall rechnen wollte. Allein dem Herrn Dr. Groth gefallen gerade deshalb die plattdeutschen Productionen Anderer nicht, weshalb man sie beloben muß, und es ist bekannt genug, mit welchen Augen er sie ansieht und wie tadelnd und geringschätzig er sie behandelt. Der Herr Dr. Groth will einmal für Plattdeutsch lauter erhabene,

hochpoetiſche Stoffe, lauter Meſſiaden, Iliaden und befreite Jeruſalems, denn eine ſolche Muſterſprache, ein ſolches Sprachjuwel, wie ihm der plattdeutſche Dialekt iſt, darf ſich mit keinen gemeinen Stoffen beſchäftigen. Um ſeine Unzufriedenheit zu erhöhen, kommt noch hinzu, daß ſämmtliche nicht dithmarſiſche plattdeutſche Schriftſteller nicht im klaſſiſchen dithmarſiſchen Dialekt, worin der Herr Dr. Groth ſeinen Quickborn geſungen hat und den er, wie es ſcheint, für die toscaniſche Mundart des Plattdeutſchen hält, ſchreiben, ſondern ein jeder in ſeinem heimiſchen, ihm nur bekannten Dialekt, was freilich ebenſo natürlich wie zuläſſig ſein dürfte, dem Herrn Dr. Groth aber nichts deſto weniger zum großen Verdruß gereicht, und es iſt denn bekannt genug, welche derbe, aber leider nur zu wohl verdiente Entgegnung ihm deshalb vom Herrn Reuter, einen Mecklenburger, geworden iſt. Der Herr Dr. Groth liebt es einmal, ſich als eine einſame Größe zu betrachten, die keinen Vorgänger gehabt hat und auch keinen Nachgänger haben wird, ſondern ganz unerreichbar daſteht, und daher auch wohl jene ſeltſame elegiſche Stimmung, die der Herr Dr. Groth zuweilen in ſeinen Briefen zur Schau trägt. Er beweint gleichſam ſeine eigene Größe, die ebendeshalb vereinſamt an der Erlöſung des Plattdeutſchen arbeiten müſſe, ſo daß er faſt geneigt ſcheint, ſich als einen Märtyrer des Plattdeutſchen zu betrachten, obgleich man an eine ſo ſchwarze und beiſpielloſe Undankbarkeit von ſeiner Seite nicht glauben möchte. Wir ſehen alſo, daß der Vater der jungplattdeutſchen Literatur zwar viel Freude an ſich ſelbſt erlebt, aber nur wenig an ſeinen geiſtigen Kindern, daß aber die Schuld

offenbar mehr an ihm, als an dieſen ſeinen Kindern liegt, die um vieles vernünftiger ſich benehmen und beſſer geartet ſind, als er ſelbſt. Nicht minder unzufrieden ſcheint der Herr Dr. Groth mit den verſchiedenen Uebertragungen ins Hochdeutſche, welcher ſein Quickborn ſich zu erfreuen hat, obgleich ſie im Ganzen gut gerathen ſind und man den reſpectiven Ueberſetzern keine Vorwürfe machen kann. Der Herr Dr. Groth hat aber nichts deſto weniger recht, mit dieſen Uebertragungen unzufrieden zu ſein, nicht etwa, weil ſie ſchlecht ſind, ſondern weil ſein Quickborn überhaupt keine Ueberſetzung in irgend eine civiliſirte Sprache vertragen kann, als höchſtens nur ins Holländiſche. Der ins Hochdeutſch übertragene Quickborn iſt augenſcheinlich ein Band ganz gewöhnlicher Poeſien, wie ſie maſſenweiſe in der deutſchen Literatur vorkommen und welche durchaus nichts enthalten, was uns in ein Staunen und eine Verwunderung über das ſo große und ungewöhnliche poetiſche Talent ihres Verfaſſers verſetzen könnte, und dieſer Umſtand beweiſt wohl am beſten, daß das Aufſehen, welches der Quickborn erregte, nicht ſowohl dem poetiſchen Werthe des Quickborn galt, als vielmehr nur der Sprache, worin er geſchrieben iſt. Kurz, das Aufſehen und die Bewunderung, welche der Quickborn bei ſeinem Erſcheinen hervorrief, gleicht ganz jenem Aufſehen und jener Bewunderung, welche das Erſcheinen eines Mohren in einem abgelegenen Dorfe erregt, wo man noch nie einen Mohren geſehen hatte. Man feiert und bewundert hier den Mohren, man läuft ihm nach, nicht etwa weil ein Mohr ein ſchöneres und beſſeres Menſchenexemplar iſt, als ein

Weißer, ſondern einfach nur der Neuheit ſeiner Erſcheinung wegen. Ohne zu behaupten, daß der Herr Dr. Groth nicht poetiſche Anlagen beſitze, muß man doch jedenfalls einräumen, daß dieſe poetiſchen Anlagen keineswegs ſo rieſig große und ſo ungewöhnliche ſind, um auf eine ſo ganz außerordentliche und faſt noch nie geſchehene Weiſe gefeiert und honorirt zu werden. Es giebt ſelbſt in Holſtein, das doch eben nicht überreich an Dichternaturen und poetiſchen Talenten iſt, Dichter, die ohne Zweifel weit höher ſtehen, als der Herr Dr. Groth, wie z. B. Hebbel, Zeiſe u. a. m., wenn ſie auch freilich nicht in Plattdeutſch machen, welches Letztere aber heutzutage die conditio sine qua non der Anerkennung und des Dichterruhms zu ſein ſcheint.

Es iſt hier geſagt worden, der Herr Dr. Groth beabſichtige nichts mehr und nichts weniger als eine förmliche Sprachrevolution in Niederſachſen, indem er darauf ausgehe, die hochdeutſche Sprache in Niederſachſen zu beſeitigen und an deren Stelle das Plattdeutſche zu ſetzen. Es wäre aber möglich, daß dieſer Herr dagegen proteſtirte und eine ſolche Behauptung für eine Unwahrheit, oder doch für eine arge Uebertreibung erklärte. Nun iſt wirklich der Herr Dr. Groth nicht ſo weit gegangen, daß er dies in ganz beſtimmten und ausdrücklichen Worten ausgeſprochen hätte, aber man muß nothwendig zu dieſer Anſicht durch die einfachſte Schlußfolge kommen; denn wenn ſeine Plattdeutſch und Hochdeutſch betreffenden Meinungen und Behauptungen wahr wären und ihm ſeine Beſtrebungen gelängen, ſo müßte die Vertreibung des Hochdeutſchen nothwendig ſich ſchließlich daraus ergeben. Man ſähe wenigſtens durchaus nicht nicht ein, weshalb man noch Hochdeutſch daneben bei-

behalten ſollte. Der Herr Dr. Groth wird vielleicht ſagen, er verlange nur, daß Plattdeutſch als eine mit dem Hochdeutſchen völlig gleichberechtigte Sprache anerkannt werde, daß es mit Hochdeutſch gleich rangire und daß fürder ein Theil der hieſigen Literatur plattdeutſch geſchrieben werde, indem die Vormundſchaft und Oberherrſchaft des Hochdeutſchen nunmehr, nachdem der Quickborn geſchrieben, ein Ende nehmen müßten. Allein eine derartige Zwieſprachigkeit wäre vielleicht noch ein größeres öffentliches Unglück als eine vollſtändige Beſeitigung des Hochdeutſchen. Es würde eine wahrhaft heilloſe Sprachverwirrung einreißen, beide Mundarten würden ſich als gleichgeſtellte Concurrenten fortwährend in den Haaren liegen und die eine die andere bekämpfen. Kirche, Schule und Gerichte würden eine ſolche Zwieſprachigkeit am ſchwerſten empfinden und gar nicht mehr wiſſen, welcher von den beiden Rivalinnen ſie ſich zuwenden ſollten. Kann zudem die eine Hälfte der Literatur plattdeutſch geſchrieben werden, iſt Plattdeutſch in allen Sätteln gerecht, ſo kann offenbar ebenſogut die ganze Literatur darin geſchrieben werden, und wir brauchten uns durchaus nicht mit zwei gleichberechtigten Mundarten abzuquälen, gleichwie wir uns jetzt ſchon mit zwei Alphabeten abquälen müſſen, und uns ſprachliche Zuſtände ſchaffen, die auf Erden nicht ihres Gleichen haben möchten. — Der Herr Dr. Groth möge ſich nicht für ſeine beabſichtigte Sprachrevolution auf Flandern berufen, da die dortigen Sprach-Verhältniſſe von den hieſigen ganz verſchieden ſind. Hier kann über dieſe verſchiedene Sachlage natürlich nur andeutend bemerkt werden, daß in Flandern eine

gänzlich fremde Sprache, die französische, über die heimische niederdeutsche herrscht und diese unterdrückt. Vlämisch ist ferner im Wesentlichen Holländisch und der Unterschied zwischen beiden Mundarten ein so höchst geringer, daß er fast nur in der verschiedenen Schreibart einiger Wörter sich zeigt. Es ist mithin erstlich ein Kampf zwischen zwei sich gänzlich fremden Sprachen, und sodann ein Kampf zwischen zwei gebildeten, grammatisch geregelten Sprachen, mag die eine auch ausgebildeter sein und eine reichere Literatur besitzen. Die von Herrn Dr. Groth zu Gunsten des Plattdeutschen gegen das Hochdeutsche begonnene Fehde bietet also nicht die geringste Aehnlichkeit damit dar, und derselbe kann sich daher nicht auf das Beispiel in Flandern berufen, da Hochdeutsch nicht etwa Slavisch und Plattdeutsch keine gebildete, grammatisch geregelte Mundart ist, sondern nur ein Patois.

Die Gründe, welche den Herrn Dr. Groth bewogen, als Reformator des Plattdeutschen aufzutreten, und die deutsche Gesammtsprache, d. h. das Hochdeutsche zu bekriegen, möchten namentlich folgende drei gewesen sein: Er überschätzte, wie noch so viele Holsteiner, das Plattdeutsche; er verwechselte das Plattdeutsche mit dem alten Niederdeutschen und glaubte endlich drittens an den nahe bevorstehenden Tod des Plattdeutschen. Aus einer Ueberschätzung des Plattdeutschen ging nun beim Herrn Dr. Groth eine Unterschätzung des Hochdeutschen wie solche in seinen „Briefen“ zu Tage bricht, ganz von selbst hervor, da aber über das Wesen und die richtige Stellung des Plattdeutschen schon früher gesprochen ist, und die von Seiten des

Herrn Dr. Groth gegen die (hoch-) deutſche Sprache geſchleuderten Vorwürfe und Anklagen weiter unten ihre Erledigung finden, ſo mag dieſer Grund hier unbeſprochen bleiben. Was aber den ſchon oben erwähnten Irrthum betrifft, daß Plattdeutſch das alte Niederdeutſch ſei, ſo iſt dieſer Irrthum freilich ein ſehr geläufiger, aber nichtsdeſtoweniger ein ſehr grober, in den ein Mann, wie der Herr Dr. Groth billigerweiſe nicht hätte gerathen ſollen. Herr Dr. Groth glaubte aber daß das gegenwärtige Plattdeutſch eins und daſſelbe mit dem Niederdeutſchen des Mittelalters ſei, daß es mithin ſchon einmal die allgemeine Schrift- und Umgangsſprache in Niederſachſen geweſen ſei, daß daher ſeine plattdeutſchen Beſtrebungen im Grunde nur eine ſ. g. restitutio in integrum, einen „Repeal", beabſichtigten, und das Recht der Verjährung dabei nicht in Anwendnng kommen könnte. Er glaubte mithin an ein hiſtoriſches Recht des Plattdeutſchen und wollte daſſelbe gegen die hochdeutſche Sprache angewandt wiſſen, wobei er ſich auf dem in Deutſchland ſo breiten und geſchützten Boden des Conſervatismus zu bewegen vermeinte. Auch nur ein einziger auf die niederdeutſchen Schriftſtücke des Mittelalters geworfener Blick hätte freilich den Herrn Dr. Groth eines Beſſeren belehren können, und hätte er ſich auch nur das dithmarſiſche Landrecht zu dieſem Zwecke erwählt. Nein, das gegenwärtige Platt in ſeiner grammatiſchen Formloſigkeit, Verkommenheit und Mundfaulheit iſt nie und zu keiner Zeit eine Schrift- und allgemeine Landesſprache geweſen, und die Reden von alter Mutter- und Landesſprache ſind daher gar nicht an ihrem Platz. Jenes alte Nieder-

deutſch war, wie ſchon oben bemerkt, eine faſt eben ſo reiche, grammatiſch gebildete und ausgeprägte Mundart, wie das damalige Hochdeutſch, und das heutige Plattdeutſch würde ſich daher zum Niederdeutſchen nur wie ein Patois verhalten, falls beide neben einander exiſtirten, und zwar in eben der Weiſe, wie ein oberdeutſcher Volksdialekt zum Hochdeutſchen ſich verhält. Jenes alte Niederdeutſch konnte decliniren und conjugiren, während das heutige Platt bekanntlich davon nur wenig verſteht, und wenn es daher dem Herrn Dr. Groth jetzt gefallen hat, die plattdeutſche Mundart trotz aller ihrer ſo zahlloſen Mängel für eine Schriftſprache dennoch zu einer ſolchen zu erheben und den norderdithmarſiſchen Dialekt darin die Rolle eines attiſchen ſpielen zu laſſen, ſo hätte er nicht allein ſeinen Quickborn anders ſchreiben, ſondern auch vor allen Dingen uns mit einer plattdeutſchen Grammatik beglücken müſſen. Ob übrigens ſchon im Mittelalter neben der allgemeinen Schrift und Landesſprache von den mehr ungebildeten Volksclaſſen in Niederſachſen ein Plattdeutſch geſprochen wurde, iſt vielleicht nicht hiſtoriſch ermittelt, aber wohl ſehr glaublich. In der damaligen Schriftſprache zeigt ſich jedoch ein ſolches Plattdeutſch nie, und obgleich der damalige Bildungs- und Literaturſtand ein unendlich geringerer war, als der jetzige, die Kluft zwiſchen den einzelnen Volksclaſſen noch nicht ſo groß, ſo bediente man ſich doch niemals des damaligen Plattdeutſchen in der höheren Rede, wie der Herr Dr. Groth jetzt noch nach dreihundert Jahren und bei ganz veränderten Verhältniſſen ein ſolches Experiment machen will. Was die weitere fixe Idee des Herrn Dr. Groth betrifft,

daß Plattdeutsch auf seinem Sterbebette liege und im Begriff sei abzuscheiden und man daher diese Volksmundart durch die Anwendung allerhand heroischer Mittel dem Tode zu entreißen suchen müsse, so ist schon gesagt worden, daß dieser gute Dialekt noch gar nicht ans Sterben denkt, sondern sich in dem ihm zukommenden Wirkungskreise noch höchst rührig und munter bewegt, so daß noch immer in Niedersachsen statt eines hochdeutschen zwei plattdeutsche Wörter gesprochen werden. Der Herr Dr. Groth wird den Tod dieser Mundart nicht erleben und sollte er auch so alt wie ein Patriarch im alten Testamente werden. Wäre übrigens der Tod des Plattdeutschen höheren Orts beschlossen, so wäre es klar, daß der Quickborn darin nicht das Geringste ändern würde; denn gleichwie die griechische Sprache gestorben ist, obgleich sie einen Homer hatte und die Iliade in ihr gedichtet wurde, die lateinische obgleich ein Horaz und Virgil in ihr schrieben, so würde im angenommenen Falle auch sicher das Plattdeutsche sterben, obgleich der Herr Dr. Groth darin gedichtet und seinen Quickborn in ihm geschrieben hat. Der Tod des Plattdeutschen würde durch die Existenz des Quickborn augenscheinlich auch nicht um einen Tag sich aufgehalten sehen.

Der Quickborn ist bekanntlich im norderdithmarsischen Dialekt geschrieben, oder der Herr Dr. Groth behauptet dies doch wenigstens, und sollte sich daher der Herr Verfasser nicht etwa Gewaltthätigkeiten und Eigenmächtigkeiten gegen diesen Dialekt erlaubt haben, so ist er ein sehr eigenthümlicher, der u. a. Adjective auf „li“ statt auf „lich“ bildet, welche Endung man sonst nur in den deutschen Volksdialekten am Fuße

der Alpen findet; da aber der Herr Dr. Groth allen den hochdeutschen Formen und Worten, welche allmälig in die plattdeutsche Mundart eingedrungen sind, ängstlich aus dem Wege geht, so gäng und gäbe sie auch im Plattdeutschen sind und dafür lieber die verschollensten und abgelegensten Formen und Wörter gebraucht, so wäre es immerhin möglich, daß diese Endung nur eine Erfindung des Herrn Verfassers sei, der „lich" als eine hochdeutsche Endung nicht wollte und ebensowenig die alte niederdeutsche „lik." Der Herr Dr. Groth befleißigt sich ferner in seinem Quickborn mit fast eckelhaft zu nennender Genauigkeit, alle die Verschluckungen und Nachlässigkeiten der Aussprache, kurz die ganze Mundfaulheit des holsteinischen Plattdeutsch in seiner schlechtesten und gemeinsten Form und Aussprache wiederzugeben, so daß er manchmal die Abstammung der Wörter ganz dunkel macht, weil er einen Wurzelbuchstaben ausläßt, und drückt dadurch der Sprache einen ganz unnöthigen Stempel der Gemeinheit auf. Ob dies aber für ein Buch, wie der Quickborn sich schicke und ob dies das richtige Verfahren sei, eine Sprache zu adeln und zu heben und sie für die Literatur zu befähigen, scheint mehr als fraglich zu sein. Da der Quickborn eine Menge unbekannter Wörter, Ausdrücke und Sprachwendungen enthält, so hat der Herr Verfasser seinem Buche ein Glossar beigegeben, das aber weit dicker sein müßte, sollte es ausreichen. Wenn Franz Bockel, Bärmann, Reuter u. a. plattdeutsch schreiben, so bedürfen wir keines Glossars, sondern verstehen alles sehr gut; wenn aber Herr Dr. Groth sein Musterplattdeutsch schreibt, müssen wir ein Glossar haben,

sollen wir es verstehen. Man sollte fast glauben, daß die Schuld des Nichtverstehens nicht sowohl an uns, als an dem Herrn Dr. Groth liege und daß es mit seinem Plattdeutsch nicht ganz richtig sei. Daß übrigens die Schreibung des Quickborn wegen der so widerhaarigen und sich gegen solche ihr aufgedrungene Gedanken und Empfindungen fortwährend sträubenden Sprache eine mühselige und Schweiß treibende Arbeit gewesen sei, wird man gewiß gerne glauben, was aber nur einen neuen Beweis für die alte Wahrheit liefert, daß ein Buch, wie der Quickborn, überhaupt nicht in dieser Mundart hätte geschrieben werden müssen, weil der größte Theil seines Inhalts über den Bereich und das Vermögen des Plattdeutschen hinausliegt.

In seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" macht sich der lang verhaltene Groll des Herrn Dr. Groth gegen die deutsche (hochdeutsche) Sprache und Literatur auf eine wahrhaft überraschende Weise Luft und er greift hier behufs ihrer Herabsetzung und Verkleinerung zu den seltsamsten Beschuldigungen, die er dann durch eben so seltsame Gründe zu unterstützen sucht. Berauscht von den ihm gewordenen Ehren, benebelt von dem ihm so reichlich angezündeten Weihrauch, läßt er sich hier zu den kühnsten, und man kann wohl sagen, unsinnigsten Behauptungen hinreißen, und bethätigt durch seine Haltung auf's Neue die Wahrheit des alten Ausspruches, daß wir Menschen besser das Unglück, als das Glück vertragen. Ton und Inhalt dieser „Briefe" sind in der That von der Beschaffenheit, daß selbst die besten Freunde des Herrn Dr. Groth bekanntlich wünschen, er hätte sie nicht

geschrieben, und ich hege keinen Zweifel, daß der Herr Dr. Groth selbst noch einmal diesen Wunsch theilen wird. Da es jedoch nicht in meiner Absicht liegt, dem Herrn Dr. Groth unangenehme Dinge zu sagen und ihm eine Sittenpredigt zu halten, so sollen hier nur ganz kurz diejenigen Anschuldigungen berührt werden, die derselbe gegen die deutsche Sprache und Literatur direct zu schleudern beliebt. Der ganze übrige Inhalt dieser „Briefe" soll unberücksichtigt bleiben, und es soll daher hier auch nicht untersucht werden, ob der Herr Dr. Groth in ihnen wirklich das so dunkle Problem der Sprachentstehung, welches bekanntlich von den größten Sprachforschern, einem Vater, Bopp, Herder, Jacob Grimm, Wilhelm v. Humboldt u. a. ungelöst gelassen ist, in wenigen, flüchtigen Worten glücklich gelöst habe. Diese gegen die deutsche Sprache und Literatur erhobenen Anklagen reduciren sich nun im Wesentlichen darauf, daß die hochdeutsche Sprache keine Seesprache sei, daß ihre Schriftsteller auf der See keinen Bescheid wissen und daß die deutsche Sprache eine schlechte Construction habe, wozu sich dennoch ferner die Behauptung gesellt, daß nur derjenige ein gutes Deutsch schreiben und ein tüchtiger deutscher Schriftsteller sein könne, der Plattdeutsch verstehe. Man kann nun gewiß sehr gerne einräumen, daß die deutsche Sprache ihre großen Fehler und Mängel habe, daß sie vielleicht von einer oder der anderen gebildeten Sprache übertroffen werde, daß daher Klopstock in seinen bekannten Versen zu viel behauptet habe, worin er ihr den Vorrang vor allen übrigen gab und endlich auch mit dem Herrn Dr. Groth der Meinung sein, daß

Engliſch eine mächtig ſchöne Sprache ſei, ohne deshalb im Geringſten den Argumentationen des Herrn Dr. Groth ſeine Beiſtimmung ſchenken zu müſſen, wodurch er zu beweiſen ſucht, daß es mit Hochdeutſch nichts ſei. Mag die deutſche (hochdeutſche) Sprache auch noch ſo ſchlecht ſein, ſo ſteht ſie doch als eine gebildete und ausgeſchriebene jedenfalls über einer ungebildeten Volksſprache, über einem Patois, und iſt beſſer als Plattdeutſch; und darum handelt es ſich im vorliegenden Falle allein und nicht etwa darum, ob und wie viele Mängel die deutſche Sprache habe und ob eine andere der gebildeten Sprachen Europa's beſſer ſei, als ſie. Die Anklagen, die der Herr Dr. Groth gegen die deutſche Sprache erhebt ſind wenigſtens nicht von der Art, um den Werth derſelben zu beeinträchtigen. Allerdings iſt die hochdeutſche Sprache von Haus aus keine Seeſprache, ſondern eine Binnenlandsſprache, die für das Seeleben und Seeweſen keine Ausdrücke hatte; aber ebenſo bekannt und unbeſtreitbar iſt es, daß ſie im Laufe der Zeit und ſeitdem ſie die allgemeine deutſche geworden iſt, die als eine ſolche auch für's Seeweſen aufkommen mußte, ſich allmälig eine Seeſprache erworben und beigelegt hat, mag dieſelbe immerhin auch noch nicht eine geordnete und ganz ausreichende ſein. Daß die deutſche Seeſprache ihre Ausdrücke vielfältig aus ihr verwandten Mundarten und fremden Sprachen entlehnt, darf nicht überraſchen und kann hier um ſo weniger gegen die deutſche Sprache geltend gemacht werden, als es dem Plattdeutſchen nicht viel beſſer geht. Auch die techniſchen Ausdrücke der Seeſprache im Plattdeutſchen ſind zum großen Theile

von fremden Sprachen entlehnt. Es ist zudem nichts als eine Grappe von Herrn Dr. Groth, wenn er so thut und spricht, als ob alle Niedersachsen oder Niederdeutsche Seeleute und mit der See vertraut wären und, wie weiland die Dänen, in Matrosenjacken steckten. Dies ist bekanntlich durchaus nicht der Fall, nur ein sehr kleiner Bruchtheil der niedersächsischen Bevölkerung ist seekundig und alle übrigen wissen im Grunde ebenso wenig von der See und ihren Werken und Gezierden, wie nur immer ein Oberdeutscher; ja, ich glaube sogar, daß auch der Herr Dr. Groth keineswegs das ist, was man eigentlich einen Seemann nennt und daher vom Seewesen nur wenig versteht. Im Munde des Herrn Dr. Groth nehmen sich daher Beschuldigungen, die sich auf eine mangelhafte Seekunde beziehen und die er auch gegen Schiller und Goethe vorbringt, zu welchem Zwecke er den »Taucher« und den »König von Thule« citirt, höchst seltsam aus, und es ist bestimmt mehr als leichtfertig, wenn man anderen Leuten eine Unwissenheit vorwirft, die man selbst theilt. Hätte der Herr Dr. Clement sich noch dieser Beschuldigung bedient, um mit ihrer Hülfe Schiller und Goethe und die deutsche Literatur anzugreifen, so hätte sie im Munde dieses Herrn noch einigen Halt gehabt, da derselbe das ist, was der Herr Dr. Groth nicht ist, nämlich ein Inselfriese und ein seekundiger Mann, und die Schriften dieses Herrn hätten den Herrn Dr. Groth am besten darüber belehren können, daß man sehr gut auch auf Hochdeutsch von See und Seewesen schreiben könne, wenn man überhaupt nur eine Kenntniß von diesen Dingen hat.

Wenn möglich noch ſchlechter begründet iſt die fernere Beſchuldigung, daß die deutſche Sprache eine ſchlechte Conſtruction habe, wenigſtens wird ſie nicht durch die Anführungen des Herrn Dr. Groth erhärtet. Um dieſen Beweis zu führen, werden nämlich einige Verſe deutſcher Dichter citirt, und da die Conſtruction derſelben allerdings eine verſchrobene iſt, ſo folgert der Herr Dr. Groth daraus, daß die Conſtruction der deutſchen Sprache an ſich eine verſchrobene ſei und ſich unnatürlich bewege. Dies würde aber dann nur daraus folgen, wenn die gerügte Conſtruction eine nothwendige und durch die Sprachgeſetze vorgeſchriebene wäre. Dies iſt aber ſo wenig der Fall, daß ſie vielmehr als eine ganz ungewöhnliche erſcheint, zu deren Annahme uns kein einziges Sprachgeſetz verpflichtet. Die deutſche Sprache hat zudem bekanntlich die freieſte Conſtruction unter faſt allen Sprachen und man kann ſehr verſchieden und dennoch deutſch ſchreiben, ſie iſt nicht in dem Grade ſtarren Sprachregeln unterworfen, wie dies in anderen Sprachen, wie z. B. im Franzöſiſchen der Fall zu ſein pflegt. Warum alſo der Herr Dr. Groth gerade die deutſche Sprache für die ſchlechte Conſtruction einiger wenigen von ihm citirten Dichter verantwortlich machen und ſomit die ganz individuellen Fehler eines Schriftſtellers zu Fehlern der Sprache ſelbſt ſtempeln will, iſt ſchwer zu begreifen. Da überdies Hochdeutſch und Plattdeutſch einen und denſelben Sprachgeiſt haben, da wenigſtens jede plattdeutſche Conſtruction in faſt allen Fällen auch im Hochdeutſchen angewandt werden kann, ſo hindert nichts daran, die Conſtruction des Plattdeutſchen auch im

Hochdeutſchen zu gebrauchen, falls man dies wünſchen ſollte. Beide Mundarten ſind ja die Töchter einer und derſelben Mutter, leibliche Schweſtern, von denen die eine eine ſchlechte Erziehung, die andere eine gute erhielt.

Wäre es endlich wahr, was der Herr Dr. Groth in ſeinen „Briefen“ gleichfalls zu verſtehen gibt, daß für einen guten deutſchen Schriftſteller die Kenntniß des Plattdeutſchen erforderlich ſei, ſo würde die deutſche Literatur eine ſtarke Werthverminderung erleiden und ſie augenſcheinlich ihrer ſchönſten Blüthen und leuchtendſten Sterne ſich beraubt ſehen. Aber ſchon aus dieſem Grunde kann dieſe Anſicht nicht wahr ſein, wäre dieſelbe auch nicht ſchon an ſich hohl und falſch. Verſtanden ſelbſt ein Schiller und ein Goethe nicht Plattdeutſch und ſchrieben dennoch vortreffliche Sachen, ſo iſt auch damit bewieſen, daß man ein großer deutſcher Schriftſteller oder Dichter ſein könne, ohne deshalb nothwendig der Kenntniß des Plattdeutſchen zu bedürfen. Allein der Herr Dr. Groth iſt ſo verſeſſen auf Plattdeutſch und ſo verbiſſen gegen Hochdeutſch, daß er alle Beſonnenheit und Ueberlegung verliert, kommt er auf dieſes Thema. Leſſings Stil findet freilich vor den Augen des Herrn Dr. Groth Gnade, allein er iſt nur deshalb gut, weil Leſſing in ſpäteren Jahren während ſeines Aufenthalts in Niederſachſen Plattdeutſch erlernt habe. Ob Leſſing wirklich während ſeines ſo kurzen Aufenthalts zu Hamburg und ſpäter als Bibliothekar zu Wolfenbüttel ſich mit dem Studium des Plattdeutſchen befaßt und es erlernt habe, ſoll hier dahingeſtellt bleiben; Einfluß auf ſeine Schreibart hat

es wohl ſicher nicht gehabt, da die Eigenthümlichkeiten des Leſſing'ſchen Stils wohl aus ſeiner Individualität hervorgingen, auch ſich zwiſchen dem Stile ſeiner früheren und ſpäteren Schriften kein Unterſchied bemerklich machen dürfte, der ſich nicht anderweitig ſehr gut erklären ließe. Der Herr Dr. Groth iſt aber einmal, wie geſagt, dermaßen vom Plattdeutſchen eingenommen, dieſe Mundart iſt ihm dermaßen zu Kopfe geſtiegen, daß ihre allſeitige Herrlichkeit und Vortrefflichkeit förmlich zu einer fixen Idee bei ihm geworden iſt, zu einer Art von Monomanie, wobei bekanntlich eine anderweitige Vernünftigkeit ſehr gut beſtehen kann. Die „Briefe" des Herrn Dr. Groth ſind nun augenſcheinlich unter der fortwährenden Herrſchaft einer fixen Idee geſchrieben, und dies iſt denn der Grund, weshalb man in ihnen ſo ſelten auf einen geſunden Gedanken und ein vernünftiges Räſonnement ſtößt. Da jedoch wohl das geſammte Publicum in der Mißbilligung dieſer Briefe mehr oder weniger übereinſtimmt und wenigſtens in dieſer Beziehung keine große Verſchiedenheit der Anſichten herrſcht, ſo ſollen ſie hier nicht länger einen Gegenſtand der Beſprechung abgeben. Man muß ſtatt deſſen lieber ſeine ſchließliche Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß man einen Mann, der gegen die deutſche (hochdeutſche) Sprache und Literatur eine ſo große Abneigung bethätigt und ſich in den feindſeligſten Anſchlägen gegen dieſelbe herumtreibt, daß man, ſage ich, einen ſolchen Mann nichtsdeſtoweniger als Lehrer eben dieſer von ihm angefeindeten Sprache und Literatur an der Univerſität zu Kiel anzuſtellen beabſichtigt, da der Herr Dr. Groth dazu doch wohl die allerungeeignetſte

und unpassendste Persönlichkeit abgeben würde. Scheint es einmal durchaus nothwendig, die so großen Verdienste dieses Herrn auch noch durch ein akademisches Lehramt zu belohnen, so müßte dies doch jedenfalls durch einen anderen Lehrstuhl, etwa durch einen Lehrstuhl der plattdeutschen Mundart und Literatur, geschehen. Ich sage dies nicht etwa, weil ich die Kenntnisse des Herrn Dr. Groth angezweifelt und seine Gelehrsamkeit beargwohnt wissen will, sondern lediglich weil ich seinen inneren Beruf für dieses Lehramt bestreite, weil ich glaube, daß er keine innere Befähigung für dasselbe besitzt, mag seine äußere Befähigung dafür auch immerhin noch so groß sein.

Ich habe nunmehr in möglichster Kürze das gesagt, was ich gegen die Ansichten und Bestrebungen einer plattdeutschen Propaganda glaubte bemerken zu müssen und kann daher jetzt diese Zeilen schließen. Sollten sie überhaupt irgend ein Verdienst beanspruchen können, so könnte es nur darin liegen, daß sie meines Wissens die ersten sein dürften, die sich gegen die genannten Bestrebungen auf eine offene und unumwundene Weise aussprechen. Die Presse hat bis jetzt denselben nur Weihrauch gespendet, oder sich nur in so schwachen und schüchternen Ausstellungen dagegen ergangen, daß sie unmöglich Nutzen schaffen und auf bessere Gedanken bringen konnten. Ich habe zudem nicht aus irgend einem persönlichen Interesse oder irgend einem schmutzigen Beweggrunde diese Zeilen geschrieben. Ich bin weder ein Concurrent, noch kann ich auch ein Concurrent des Herrn Dr. Groth sein, ich kenne diesen Herrn gar nicht und bin nie mit ihm in irgend eine

Berührung gekommen, ich bin eben so wenig ein Gegner dieses Herrn an sich, wie ich ein Gegner des Plattdeutschen an sich bin, auch mache ich nicht in Plattdeutsch und habe noch nie in meinem Leben einen Vers, geschweige denn einen plattdeutschen, geschrieben, obgleich ich dieser Mundart, als Holsteiner, glaube kundig zu sein. Der Herr Dr. Groth hätte sich also keinen besseren Gegner wünschen können, als mich, denn er findet an mir einen unparteiischen Mann, dem es nur um die Sache zu thun war. Die Ansichten und Bestrebungen des Herrn Dr. Groth vermochte ich aber nicht zu billigen, ich finde sie vielmehr eben so unpraktisch und unausführbar, wie in ihrer Tendenz verwerflich und gemeinschädlich, und wenn darin ein Verbrechen liegen sollte, so habe ich ein solches begangen. Ich bin mir übrigens bewußt, mich strenge an die Sache gehalten und alles vermieden zu haben, wodurch ich den Herrn Dr. Groth und seine Freunde hätte unnöthigerweise verletzen und ihnen einen triftigen Grund zur Unzufriedenheit mit mir hätte geben können.

Viele Leute haben mir abgerathen, meine Ansichten über Hochdeutsch und Plattdeutsch und über die literarische Thätigkeit des Herrn Dr. Groth zu veröffentlichen, weil dieser Herr kein Mann sei, der Widerspruch vertrage, und ich würde nur, wie sie sich auszudrücken beliebten, in ein Wespennest greifen. Allein ich habe zum Herrn Dr. Groth und seinen Freunden ein besseres Vertrauen und sehe zudem auch nicht ein, was sich Sonderliches gegen meine hier ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen vorbringen ließe, da sie im Allgemeinen und

Wesentlichen ebenso wahr und unwiderlegbar sein möchten, wie die arithmetische Wahrheit, daß $2 \times 2 = 4$ sind.

Diese kleine polemische Schrift war bereits zu ihrem Abschlusse gelangt und sollte an den Ort ihrer Bestimmung abgehen, als mir die „Ditmarscher Gedichte von J. Meyer“ zugingen, die mir bis dahin nur dem Titel nach bekannt gewesen waren. Sie sind aber von der Art, daß sie mich zu einem kleinen Nachwort nöthigen, soll nicht Einiges von mir Gesagte schief erscheinen.

Wenn man diese „Ditmarscher Gedichte“ liest, so muß man unwillkürlich ausrufen, daß hier mehr als Quickborn sei, und daß der Herr Dr. Groth hier den bis dahin so schmerzlich vermißten Rival gefunden habe, über dessen Ausbleiben er in seinen Briefen so bitter klagt und in eine so tief elegische Stimmung geräth. Nein, der Herr Dr. Groth ist gottlob jetzt keine einsame Größe mehr, er hat einen Mann gefunden, der ihm vollkommen an die Schulter reicht, sollte er ihn anders nicht noch um etwas überragen, und er hat fortan seinen Lorbeerkranz mit dem Herrn Verfasser dieser Ditmarscher Gedichte zu theilen. Wir gönnen dem Herrn Dr. Groth diese so unverhoffte Freude, die er nothwendig über das Erscheinen dieser Ditmarscher Gedichte empfinden muß, denn sie zeigen unwiderlegbar, daß der Quickborn kein unerreichbares Etwas ist, wie der Herr Dr. Groth anzunehmen schien, sondern in den Ditmarscher Gedichten seinen allseitigen Rival, wenn nicht seinen Meister gefunden hat. „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ wird freilich so leicht Keiner dem Herrn Dr. Groth nachschreiben, in dieser

Hinsicht wird er vielmehr stets unerreicht und einsam dastehen, aber als plattdeutscher Dichter höherer Gattung muß er den Verfasser der in Rede stehenden Gedichte für einen ihm in jeder Beziehung Ebenbürtigen anerkennen. Die Sprache ist in beiden Werken dieselbe, und die poetische Begabung in den „Ditmarscher Gedichten" jedenfalls keine geringere, als im Quickborn; wer daher seinen Quickborn verkaufen sollte, um sich die „Ditmarscher Gedichte von J. Meyer" dafür anzuschaffen, der würde sicher bei diesem Handel nichts verlieren. Es findet sich aber überdies etwas in den „Ditmarscher Gedichten", wovon sich in dem Quickborn des Herrn Dr. Groth fast so gut wie gar keine Spur vorfindet, sondern höchstens nur einige sehr schwache und mißlungene Versuche. Ich meine das, was man gewöhnlich wohl im Leben Patriotismus oder Vaterlandsliebe zu nennen pflegt, ein Etwas, wovon der Herr Dr. Groth allerdings keinen Gebrauch machen konnte, wollte er durch sein Plattdeutsch und seine daran geknüpften Bestrebungen sein Glück in der Welt machen, wie er es gemacht hat. Man kann daher den Freunden einer plattdeutschen Propaganda die „Ditmarscher Gedichte von J. Meyer" nur angelegentlichst empfehlen, muß auch ein Gegner dieser Propaganda dasselbe Urtheil über sie fällen wie über den Quickborn des Herrn Dr. Groth, und sich in dem aufrichtigen Wunsch ergehen, daß es dem Herrn J. Meyer gefallen hätte, sich mit dem Verdienste zu begnügen, welches seine so treffliche Uebertragung der alemannischen Gedichte von Hebel ins Plattdeutsche jedenfalls mit Recht beanspruchen kann; nicht aber kann er es billigen und beloben, wenn dieser

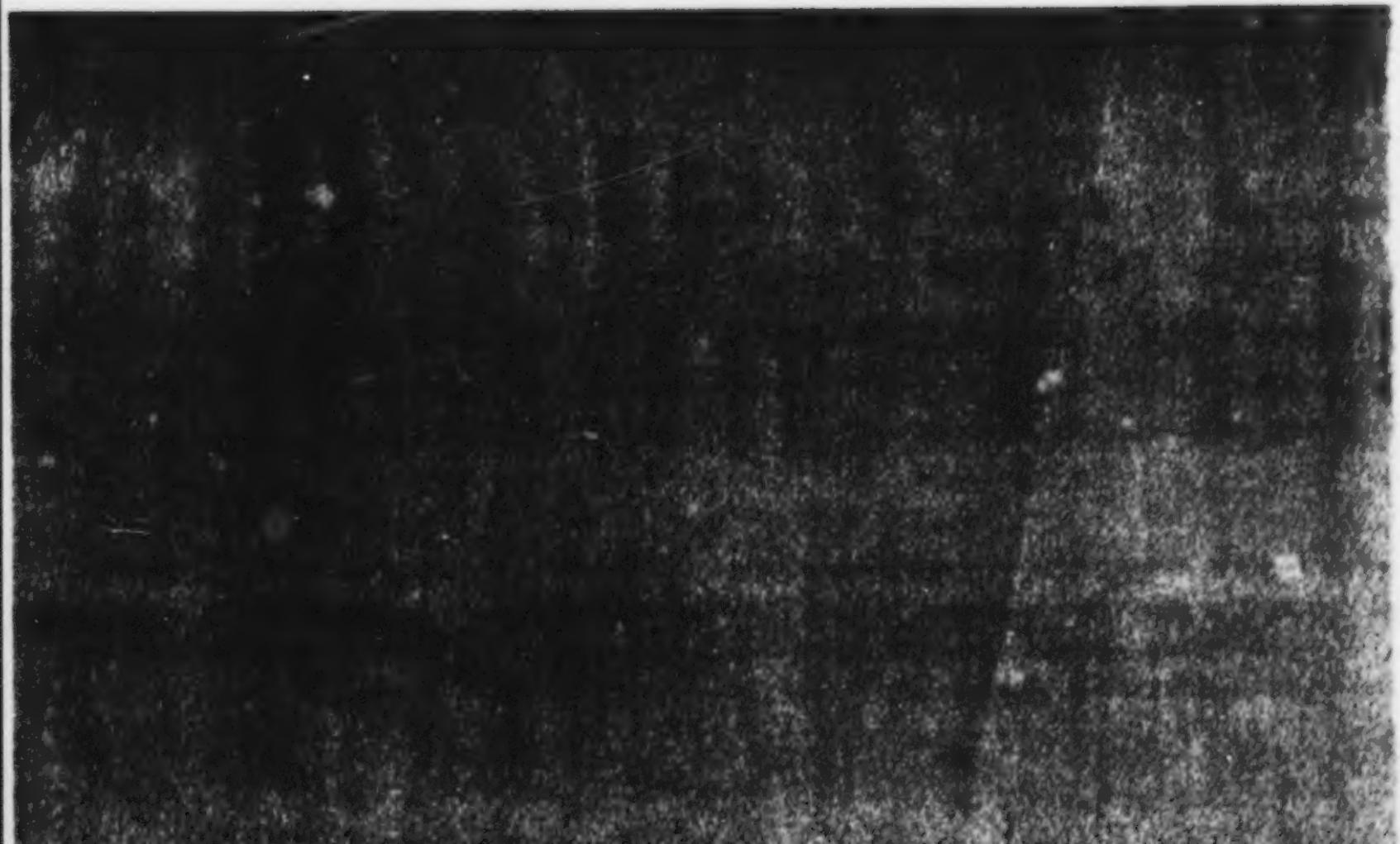
Herr ſich überdies noch darin gefiel, einen zweiten Quickborn zu ſchreiben und nach dem nicht anzutaſtenden Lorbeerkranze des Dr. Groth einen freilich überaus glücklich zu nennenden Griff zu thun, da es gewiſſe Verdienſte und Lorbeeren in der Welt giebt, nach denen man gewichtiger Gründe wegen lieber gar nicht trachten ſollte.

Druck von Lenk & v. Töbern in Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr. Sgr
Bärmann, Dr. G. N., Dat grote Höög- un Höweldoek	1 15
Meyer, Johann, Titmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in Titmarscher Mundart. 2 Bände	1 20
— Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen allmannischen Gedichte	1 —
Piening, Dr. Th., Snack un Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in Titmarscher Mundart	1 —
De Swienegel als Wettrenner	— 5
Wiendarg, Dr. L., Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet	— 7½
— Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur	— 25
Wiggers, Dr. J., Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der Meklenburgisch-Vorpommerschen Mundart	— 15

Gutzkow, Dr. K., öffentliche Charaktere	1 20
— zur Philosophie der Geschichte	1 20
— Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche	2 —
Hebbel, Dr. Friedrich, Gedichte	1 —
— Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Miniatur-Ausgabe eleg. geb. mit Goldschnitt	1 15
Heine, H., die romantische Schule	2 —
Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang 1839	2 —
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Bände	5 10
Jung, A. Briefe über die neueste Literatur	— 25
Lau, Dr. Thaddäus, Zur Auswahl. Skizzen und Artikel	1 —
Pösche, P., Friedrich Fröbel's entwickelnd erziehende Menschenbildung. 1. Die sprachliche Entwicklung.	— 10
Poesie, die deutsche. Eine Kritik	— 7½
Sanders, Dr. Daniel, das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet. 2 Hefte	1 —
Schaeffler, C. H. L., allgemein verständliche Psychologie	1 7½
Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment	— 7½
Sprachlehre für Land- und Volksschulen als Grundlage der ganzen Seelenbildung	— 7½
Wiendarg, Dr. L., ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet	1 20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1 15
— zur neuesten Literatur	— 25



Geschichte

Schleswigs.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Hamburg

Verlag von Otto Meißner.

1861.

Geschichte

Schleswigs.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Erster Band.

Das heroische Zeitalter.

Hamburg

Verlag von Otto Meißner.

1861.

Vorwort.

Man pflegt die Geschichte des Herzogthums Schleswig deutscherseits nur in Verbindung mit der Geschichte Holsteins, dänischerseits mit der dänischen Geschichte darzustellen. In der That ist diese Doppelbeziehung darin vorherrschend, wenn auch periodisch in verschiedenem Grade und noch mehr in verschiedener Weise. Denn die längste Zeit ist das Verhältniß zwischen dem Herzogthum Schleswig und dem Königreich Dänemark ein gezwungenes und feindliches gewesen. Dänemark-Schleswig — worin gegenwärtig der dänische Uebermuth, spottend des Rechts, der Geschichte und des Willens der Bevölkerung, den historischen Namen Schleswig-Holstein zu verwandeln strebt — dies Dänemark-Schleswig oder Schleswig-Dänemark ist wahrheitsgetreu die unglückliche Geschichte eines altlehnsherrlichen Liebhabers zu einer schönen ehemaligen Vasallin, die ihn durchaus nicht mag, die trotz seiner leidenschaftlichen Bewerbung nicht die seinige werden will, um deren Besitz er wiederholt nach Aufbietung aller seiner Kräfte sich ruinirt, der er in der Wuth unzählige Wunden beibringt, der er sogar dann noch, als sie ihrem Befreier, einem tapfern und treuen Paladin, die Hand zum ewigen Bunde gereicht und er selber den Segen hatte darüber sprechen müssen, mit Gewalt und Hinterlist nachzustellen fortfährt. Man nenne den tapfern und getreuen Paladin und man findet in dem obigen Bilde zugleich die Geschichte Schleswig-Holsteins dargestellt.

Nicht augenfälliger, schien mir, würde das wahre historische, oder sage ich lieber, lebensgeschichtliche Verhältniß Schleswigs einerseits zu Dänemark, andererseits zu Holstein hervortreten, als wenn man den Versuch machte, Schleswigs Geschichte sowohl von der dänischen als von der holsteinischen zu trennen, soweit dies nur immer anginge, soweit die verschlungenen Schicksalsfäden eine solche Sonderung zulassen. Daß ein solches Bemühen, namentlich seit der staatsrechtlichen Verbindung Schleswigs mit Holstein immer schwieriger und vergeblicher wird, daß selbst feindselige Geschicke, die Schles-

wig allein oder die gemeinschaftliche Vertretung beider Lande nennen, den Zusammenhang der Herzogthümer nur förderten, daß sie unter dem Einfluß derselben Institutionen, des wachsenden Verkehrs unter sich und mit Deutschland, der siegreichen Macht der deutschen Sprache und Kultur stets inniger zusammenwuchsen, und nicht blos ihr Freibrief von 1460, sondern ihr Herz, ihr Wille das Wort ewig über ihr Zusammenbleiben ausspricht, ist denn freilich ein Resultat, gegen welches weder ein dänischer, noch ein deutscher Parteiler einer Specialgeschichte Schleswigs etwas ausrichten kann.

Zu Gunsten Dänemarks scheint die ganze europäische Diplomatie sich gegenwärtig vereinigen zu wollen, die Grundfesten der uralten Verbindung zu zertrümmern und Schleswig, ohne Holstein schutzlos, nur eine kurze und kümmerliche Scheinexistenz vor sich sehend, an Dänemark zu überliefern. Es wird nicht gelingen, und nur namenloses Unheil kann daraus hervorgehen. Wem könnte es einfallen, durch eine historische Schrift Einfluß auf die Politik der Kabinette zu gewinnen, die sich nicht einmal durch die schreiendsten Zustände der schleswigschen Gegenwart zur Umkehr bewegen läßt. Dennoch möchte ich dies Buch von der Geschichte Schleswigs auf ihre grünen Tische werfen, um sie die ganze Wucht tausendjähriger Argumente, unzähliger Schlachten und Verträge für Schleswigs Freiheit und Unabhängigkeit von Dänemark dröhnend empfinden zu lassen. Schleswig hat *niemals*, auch nicht in den ehemals mächtigsten und glanzvollsten Tagen des Königreichs seinen Schwerpunkt in Dänemark gefunden; die ganze schleswigsche Geschichte trägt die Signatur: **Unabhängigkeit von Dänemark**; auf diesem, selbst in der gegenwärtig eiderdänisch fanatisirten Norderbevölkerung nicht versunkenen, Grunde hat sich sie naturgemäß als historisch nothwendig die Schwert- und Rechtsverbrüderung Schleswigs mit Holstein aufgebauet — das sind lebendige, schwergewichtige, durch eine lange Kette von Ereignissen an den heutigen Tag gefnüpfte Thatsachen, welche keine Diplomatie in der Welt wegzublasen den Athem hat — tröstliche, Hoffnung und Zuversicht einflößende Ergebnisse der Geschichte, welcher diese Blätter gewidmet sind.

„Schleswig ist zu gut, um erobert zu werden", äußerte ein dänischer Reichsrath längere Zeit nachher, als bereits

Schleswigs politische Existenz durch die staatsrechtliche Verbindung mit Holstein gesichert war. Ja, Schleswig ist zu gut, um erobert zu werden. Dies alte Wort der dänischen Hinterthür-Politik klingt mir jetzt sehr erbaulich in die wüste Gegenwart der schleswigschen Zustände hinein. Schleswig ist zu gut, um erobert zu werden, das will sagen, um mit Militair- und Polizeigewalt an die Ruderbank des lecken dänischen Staatsschiffes angekettet zu werden.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Dänemark ohne Schleswig (geschweige ohne Holstein) als Seemacht, als europäische Macht überhaupt nicht bestehen kann. Es mag eine Lebensfrage für das alte, noch immer vielleicht in den Erinnerungen des Dreikronenreiches befangene, in dem überweiten Königsmantel desselben zusammengeschrumpfte Dänenreich genannt werden, daß es die Herzogthümer, namentlich Schleswig, nicht einbüßt. Andrerseits mag eingeräumt werden, daß die Zeiten nicht danach angethan sind, um Dänemark ein rein idyllisches Dasein zu gönnen, wozu dies schöne, aber nicht sehr betriebsame Inselland sonst die glücklichste Anlage hat. Warum aber Schleswig verdammt sein soll, Dänemarks ohnmächtigem politischen Ehrgeiz die nöthige Nahrung zu bieten, das läßt sich weniger gut einsehen, wenn man nicht die „schleswigsche Frage" in die Perspektive der europäischen Kabinette rückt und verrückt, welche in dem geschwächten Dänemark nicht sowol die Schwächung des skandinavischen Nordens — das sollte zwar Rußlands letzte Furcht sein — als die Erstarkung des germanischen Südens sich verspiegelt. Am unbegreiflichsten ist dabei die Komplicität des englischen Kabinets. Von einer Pietät Englands gegen das deutsche Stammland Schleswig will ich ganz absehn. Kann es aber eine wahngeschaffnere englische Politik geben, als eine mit brutalem Hohn gemischte Eifersucht gegen Deutschland — Englands einzigen natürlichen Bundesgenossen — und bessinne Förderung des russischen Uebergewichts in der Ostsee! Denn in welchem Fall allein kann der skandinavische Norden mit einiger Aussicht auf Erfolg Rußland entgegentreten, ihm den Sund und die Belte schließen? Wenn Dänemark sich demselben anschließt, wenn es völlig und ehrlich seinem Rang als selbständige politische Macht, nun gar seinem alten Ehrgeiz als prätendierende entsagt

und seine unhaltbar gewordene Eigenexistenz in die schwedische Union aufgehen läßt. Aber wer Dänemark kennt — und das englische Kabinet ist namentlich durch seinen ausgezeichneten Gesandten Bloomfield, früher lange in Kopenhagen, ohne Zweifel gründlich, mindestens in Bezug der gegenwärtigen politischen Triebkräfte unterrichtet — wird ohne Bedenken einräumen, daß es niemals seine eigenpolitischen Träume, ohne den Verlust von Schleswig, aufgeben wird. Auch die Schweden und Norweger wissen es nur zu gut, was die dänische Morgengabe Schleswig ihnen für das zu schließende Bündniß zu bedeuten hat.

Aber es ist Zeit, mich zu erinnern, daß ich diese Vorrede nicht begonnen habe, um zu politisiren, sondern über Zweck und Abfassung der „Geschichte Schleswigs" Rechenschaft zu geben. Den ersteren habe ich oben berührt, er läßt sich als den Versuch einer geschichtlichen Klärung der Verhältnisse Schleswigs zu Dänemark und Holstein bezeichnen, bestimmt für jenes große Publikum Deutschlands und des Auslandes, welches für seinen lebhaften Antheil an der Sache Schleswigs im deutschen oder auch im dänischen Sinn einen jedenfalls verlässigen, dann auch bequemen historischen Führer mehr. Das gründliche, durch langjähriges Quellenstudium und historische Kritik ausgezeichnete neuere Werk von Georg Waitz — Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Bänden, 1859 — eine auf diesem Gebiet klassische Arbeit, streng und keusch wie die Muse der Geschichte selber — ist hauptsächlich von mir benutzt worden, und gereicht es meiner Arbeit zum größten Vortheil, wenn auch mir persönlich zu geringerem Verdienst, bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts (wo das obige Werk abbricht) in Ansehung der historischen Daten auf eine so anerkannte Autorität zurückverweisen zu können. In der Darstellung der neueren Zeiten habe ich, wo ich es erforderlich fand, die Quellen hinzugefügt; hier wird die Literatur immer reicher, selbst dänische Staatsschriften steigen in die Arena herab, bringen jedoch aus den Kopenhagener Archiven, die ihren Verfassern zugänglich waren, keine neue entscheidende Thatsachen herbei. Das Urtheil über Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge kann gefällt werden, ohne auf weitere archivarische Eröffnungen zu warten.

1. Einem von Deutschland nordwärts ausgestreckten alterthümlichen Schwert oder einer Hellebardenspitze gleicht die merkwürdige Halbinsel, welche der Geograph des zweiten Jahrhunderts zuerst die kimbrische nannte. Das insulare Dänemark, ihren östlichen Nachbar überragend, erscheint sie auf den ersten Anblick als ein geographischer Theil Deutschlands, aber entfernt, zwischen zwei Meeren und einem meerartig mündenden Strome gelegen, einsam und abgesondert in den höheren Norden aufsteigend. Auch in geognostischer Hinsicht gehört sie dem deutschen und nicht dem skandinavischen (holländischen, schonischen, seeländischen) Tieflande an, was auch der Fall mit den nächsten Inselgruppen, mit Alsen und Fühnen ist. Die Mitte der Halbinsel bedeckt ihrer ganzen Länge nach Haide, dieselbe Haide, auf deren braunen, durch zerstreute Opferstätten und Hünengräber an die heidnische Vorzeit mahnenden Rücken der Wandrer ununterbrochen vom Ardenner Walde im Norden Frankreichs längs der belgischen Grenze, durch Westphalen und Hannoverland, durch Holstein, Schleswig bis an das äußerste Horn von Jütland (Skager-Rack) gelangen kann. Den Westsaum des Landes, begrenzt vom mächtigen Elbstrom und der wilden Nordsee, bildet, bis zur Stadt Tondern in Schleswig, fettes Marschland: ein eigener Name für einen eigenen Boden, der nur an der hannoverschen Unterelbe seines Gleichen in Europa hat, entsprungen aus der Vermählung des thonreichen Elb- und Eiderwassers mit der steigenden und fallenden Salzfluth der Nordsee, ähnlich dem fruchtbaren Nil-Delta Aegyp-

tens. An der Oſtſeeküſte dagegen hat die Natur ein anmuthiges und nichts deſto weniger ergiebiges Hügelland ausgebreitet, in welches das nordiſche Mittelmeer vielarmig mit reizenden, tiefen, buchenbekränzten Buchten meilenweit hineingreift. Selbſt die große Nordhälfte, das immer noch ſo dunkle, faſt nur durch ſeinen Viehreichthum bekannte Jütland, theilt bis zu einer gewiſſen Höhe die Reize und Fruchtbarkeit des Oſtſeerandes, armſelig nur im Norden und Weſten, wo zerſtörte Dünen ihren unfruchtbaren Sand ausgeſchüttet haben und der traurige Küſtenrand den Schiffern nur zu oft Verderben bringt.

Verglichen mit ihrer gigantiſchen Nachbarin, der ſkandinaviſchen Halbinſel, die ihr vom Nordpol her entgegen kommt, ſchrumpft die kimbriſche Halbinſel allerdings zu einem Zwerg zuſammen; auf dem Felde der Geſchichte und des Völkerverkehrs behauptet ſie jedoch eine ihre Größe weit überholende Stellung, und allein von ihrer Südhälfte, den beiden Herzogthümern, die mit Inbegriff des Hamburger und Lübecker Gebietes kaum dreihundertundſechzig Geviertmeilen befaſſen, darf behauptet werden, daß ſie jenen kleinen welthiſtoriſchen Ländchen ſich anreihen, welche als Träger und Vermittler großer Geſchicke vor vielen andern und größeren Ländern in Betracht kommen.

Von hier aus ergoß ſich bereits vor unſrer Zeitrechnung die erſte gewaltige Ueberfluthung der römiſchen Welt durch germaniſche Völker, deren ſpätere Beute ſie wurde, damals ſchon eine furchtbare, Rom in Angſt und Schrecken verſetzende Mahnung des Untergangs. Die Alten ſelbſt nannten die Kimbern ein germaniſches — nicht keltiſches — Volk. Auch finden wir, ſo hoch unſre Kunde hier hinaufreicht, auf der ganzen Halbinſel nur germaniſche Völkerſtämme, und zwar deutſch-germaniſche, welche mit den ſkandinaviſch- oder nordiſch-germaniſchen Völkerſtämmen zwar urverwandt ſind durch Sprache, Götterglauben, Recht und Sitte, dennoch in allem dieſem, in

gewissen grundcharakteristischen Eigenschaften, einen merklichen Gegensatz zu ihnen bilden. Gleich Skandinavien, von dem gothischen Schriftsteller Jornandes eine officina gentium genannt, mag aber auch die kimbrische Halbinsel in jener Urzeit eine wahre Völkerquelle heißen. Kaum werden in einem andern Theil Germaniens von römischen und griechischen Schriftstellern so viele Völkerschaften erwähnt, als auf ihrem beschränkten Gebiet. Sie zerfielen in Zweige der beiden Hauptstämme der Deutsch-Germanen, der Ingävonen und Sueven. Jenen gehörten die Sachsen und Frisen an, diesen, den am Ostseegebiete heimischen suevischen Völkerschaften, die Angeln und Jüten.

Das Volk der Jüten*), dessen deutschen Ursprung neuere Forschungen zweifellos gemacht haben, bewohnte das heutige Jütland und wohl noch eine Strecke im nördlichen Schleswig. Ihr Name, früher durch Seezüge auftauchend als der dänische, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten; das Volk selber ist vor Alters durch historisch dunkle Vermischung mit den Dänen beinahe, wenn auch nicht völlig,

*) Von älteren dänischen Gelehrten sind die Jüten häufig mit den Gothen zusammengebracht worden; sie theilen jedoch mit Letzteren keine stärkere Verwandtschaft, als worin die suevisch-germanischen Völkerstämme überhaupt unter sich stehen. Jakob Grimm vermuthete, die Jüten hätten den Namen angenommen von einem alten Volk, dem sie nachgerückt, und er sei derselbe mit den Joten oder Jotunnen, den Riesen der nordischen Mythologie. In der That ist der Name ein uralt mythischer; man findet ihn wieder, wo man ihn nicht erwartet, aber stets an der bestimmten Stelle des Jahreskreises, welcher der Religion und Mythik aller alten Völker zu Grunde lag. Ihre riesigen Brüder sind die Thursen (Tyrrhener, Tusker), die Durstigen, sie selbst (von gothisch itan, Sanskrit ad) die edaces, die nach Speise Gierigen, im Mythenkreise der heißesten Sommerperiode angehörig. Tacitus führt das alte Volk der Jüten wahrscheinlich unter dem Namen der Eudoses auf; später schrieb man sie auch Eutii, Jutae und Juddae.

untergegangen. Erhalten haben ſich von ihm wenigſtens einige bedeutſame Verſchiedenheiten in den grammatiſchen Sprachformen, eine Anzahl ausſchließlich eigener Wörter, ja im Südweſten vom Liimfiord Leibesgeſtalten höheren Wuchſes und durchweg blonden Haupthaars, zum Unterſchied von den meiſt klein geſtalteten und wahrſcheinlich wegen (hiſtoriſch nicht genau zu ermittelnder) Vermiſchung mit einem fremden, nichtgermaniſchen Volk häufig dunkelhaarigen Inſeldänen.

Nachbarn der Jüten nach Süden waren die Angeln, den Jüten ehemals befreundet; in einer ſpäteren Aufzeichnung heißen ſie ſogar „eidgenoſſene Brüder“: „die Jüten ſind aus dem edlen Blut der Angeln entſproſſen und die Angeln aus ihrem Blut und immer bildeten ſie ein Volk und ein Geſchlecht.“ Auch der Name der Angeln hat ſich erhalten in dem Winkel zwiſchen der Flensburger Bucht und der Schlei. Früher waren jedoch ihre Wohnſitze viel weiter ausgedehnt. So erwähnt ein angelſächſiſches Gedicht „des Sängers Weltfahrt“ der Kämpfe, welche die Angeln bei „Fifeldore“ (d. i. an der Eider) mit den Sachſen beſtanden und daß ihr Held Offa dort die Mark gegen die Myrgingen (die Sachſen) mit dem Schwerte abgeſteckt habe.

An der Weſtküſte Schleswigs, ſo weit die Marſch nach Norden vordrang, und auf den zwar größtentheils durch Deiche geſchützten aber fortwährend bedrohten geſchmälerten oder gänzlich zerſtörten und verſunkenen Inſeln der Nordſee, ſiedelten die Friſen, die nördlichſten Söhne eines der edelſten deutſchen Stämme, faſt am ganzen Saum der Nordſee verbreitet, ausgezeichnet ſeit Alters durch Seekunde, Rechts- und Freiheitsſinn, auch gegenwärtig noch, auf Trümmern der Vergangenheit bauend, nicht die ſchwächſte Bürgſchaft für Deutſchlands maritime Zukunft.

Dieſſeit der Eider — und wir müſſen im Vorwege auch einen Blick auf die Bevölkerung Holſteins werfen — den Fri-

sen im Norden benachbart lag und liegt die kleine ruhmreiche Heimath der Dithmarschen, ein den Sachsen nächstverwandtes Mittelglied zwischen diesen und den Friesen, mit beiden Nachbarn nur zu oft in Fehde begriffen, fast unbedingter, den Fürsten verhaßter Freiheit erst im sechszehnten Jahrhundert verlustig gegangen.

Zwischen Eider und Elbe, ebenfalls im heutigen Holstein, wohnten auf dem mittleren weniger fruchtbaren doch ehemals waldreichen Rücken die echten Sachsen, die Stammgenossen Hermanns und Wittekinds, als auf ihren nordelbischen Ursitzen. Holsten und Stormarn hießen die zwei nachbarlichen Stämme, in die sie anfangs zerfielen, gemeinschaftlich berufen, sowohl durch das Schwert, das sie führten, als durch die Sprache, die sie redeten, dem beinahe erdrückten deutschen Element in Schleswig wieder Bahn zu brechen.

2. Von Seiten der genannten Völkerschaften erfolgten nun im dritten, vierten, fünften und sechsten Jahrhundert die denkwürdigen Uebersiedelungen nach Britannien, der von den Römern schon früh aufgegebenen keltischen Insel, welche seitdem England — nicht Land der Angeln, sondern einfach das Eiland, Eglant, d. i. Wasserland — hieß. Der Geschichtschreiber Beda im achten Jahrhundert nennt Sachsen, Angeln und Jüten als die Einwanderer, wobei man sich unter dem Namen der Sachsen auch die Friesen*) stark vertreten denken muß. 3.—6. Jahrh.

Leider sind die Stammsagen über dies große Ereigniß mehr als dürftig. Hengist und Horsa, die angeblichen Führer

*) Der Friese ist vorzugsweise der Schiffahrer, Rechner und Mechaniker im englischen Volkselement, der Sachse der kampfreiche, lebensderbe Humorist; beide gemeinschaftlich repräsentiren den tapfern Rechts- und Freiheitssinn der Engländer, deren derbes Selbstgefühl mehr dem Hermann angehört.

der ersten Auswanderung, sind mythische Namen. Verhüllt und schlafend lag in den Seesollen, welche von hier nach den englischen Kreidefelsen übersetzten — ähnlich dem wunderbaren Kinde der nordischen Sage, dem Skild Skefing, der in einem Nachen auf einer Garbe schlafend das Wendelmeer durchschifft und König der Insel wird, an der er landet — das Kind der neuen Weltgeschichte, das, später zum Riesen erwachsen, den ganzen Erdball mit seinen Armen umspannte und dem Germanenthum, als seine kaiserliche Weltherrschaft auf dem Festlande Europa's wankte und schwand, die Weltherrschaft zur See wiedergab.

Was hier von der Westseite des Landes aus geschah, wiederholte sich in späteren Jahrhunderten an der holsteinischen Ostseeküste, als Lübeck der Fährort für die Bekehrungs-, Handels- und Eroberungs-Unternehmungen der Deutschen nach dem fernen Livland wurde, dort wo ein holsteinischer Mönch zuerst der heidnischen Bevölkerung das Christenthum predigte, und wo die deutsche Stadt Riga zum reichen Bischofs- und Handelssitze emporwuchs.

Die unausbleibliche Folge der so lange anhaltenden Kriegs- und Wanderzüge nach der Britenninsel mußte eine sehr nahmhafte Einschmelzung des heimischen Volkes und demnach die Erleichterung für das Eindringen eines fremden in die Halbinsel sein. Ein bisjetzt ungelüfteter Schleier verhüllt diese Vorgänge. Ohne Nachweis vorangegangener Kämpfe findet man später im Norden und in der Mitte der Halbinsel ein Volk, von dessen früherer Anwesenheit daselbst auch nicht ein Fundstaple sich entdecken läßt. In ähnlicher Weise sehen wir die deutschen Ostseegestade, wo früher nur germanische Stämme aufgeführt werden, mit einem Mal durch slavische Völkerschaften besetzt, die Haufen auf Haufen fortschiebend, selbst in das östliche Holstein vordrangen, wo sie jedoch in der Folgezeit durch die Sachsen so gut wie völlig ausgerottet wurden.

In jener langen und dunkeln Zwischenzeit, in welcher der germanische Bienenstock seine Schwärme nach Westen und Süden entließ, müssen die Dänen, zunächst von Schweden herkommend, über Seeland und Fühnen sich verbreitet haben und von dort in den nördlichen und mittleren Theil der Halbinsel, das heutige Jütland und Schleswig eingedrungen sein — ein skandinavisches Volk, das überall mehr zerstörend als schaffend und bauend in der Weltgeschichte aufgetreten ist, nirgends festen Fuß zu fassen vermochte, keine segensreiche Spur noch überhaupt ein Dauermal seines überaus wilden und grausamen Heldenthums hinterlassen hat.

Die zurückgebliebenen Jüten und Angeln scheinen, nach Art der sonst so begabten suevischen Völkerschaften, welche, die Gothen an der Spitze, mit geringerer Kraft und Zähigkeit den deutschen Charakter gegen äußere Einflüsse festhielten, frühzeitig ihr volkliches Dasein eingebüßt zu haben. Man wird sich die Sache wohl am richtigsten als eine allmähliche friedliche Vermischung der trotz allem nicht unbeträchtlichen Reste mit dem Dänenthum vorstellen, in der bereits angedeuteten Weise, daß zwar das dänische Element zur Herrschaft kam, doch auch das heimisch deutsche nicht völlig geopfert wurde. Durch diesen Prozeß ist auf sprachlichem Gebiet jener dänische Bastard im Herzogthum Schleswig entstanden, welchen man noch heute jenseit der Mitte des Landes in den Dörfern völlig herrschen, in den Städten durch die deutsche Bildungssprache beherrscht findet: das sogenannte Rabendänisch, so abscheulich für dänische Ohren als willkommen für dänische Ansprüche in diesen Tagen.

Aehnlich, nur durchgreifender als in England tragen seit jener Zeit die schleswigschen Ortsnamen die Spuren dänischer Herrschaft. Gar viele Ortsendungen jedoch, die dänisch anklingen, sind durch Vergleich mit dem Friesischen und Anglischen als ursprünglich anglische und jütische nachzuweisen. Dazu

gehören die so häufigen ... büll und ... trup oder ... rup (das umgelautete sächsische Torp, hochdeutsch Dorf), während die Endungen auf ... bye das entschieden dänische Gepräge tragen. Am freiesten erhielt sich auf dem altanglischen Gebiete der Landstrich von der Schlei bis zur Eider. Hier scheint niemals weder die dänische Sprache noch die dänische Bauart aufgekommen zu sein, obwohl rein dänische Ortsnamen, die sich gerade hier in nicht geringer Anzahl vorfinden, dafür sprechen, daß diese noch im achten Jahrhundert von Beda als wüst geschilderten Gegenden die Dänen zu neuen Niederlassungen veranlaßt haben. In dem heute so reichen Schwansen und sogenanntem Dänisch Wohld (Dänischer Wald) findet sich auch nicht eine Spur von Dänisch.

Selbsteigen dagegen in Sprache, Recht und Sitte blieb, trotz äußerer Unterjochung oder Schatzung durch die Dänen, der Friesenstamm. Von ihm sollte einmal in düsterster Zeit der Kämpfe zwischen Dänenthum und Deutschthum auf diesem Schauplatz ihres Ringens und Kämpfens miteinander ein heller Sonnenstrahl besserer Tage ausgehen. Ihre unverletzt gebliebene Individualität und Volkskraft erwies sich als ein werthvolles Unterpfand für die Selbständigkeit Schleswigs.

Im Gegensatz zu den Sachsen und Friesen, hatten die Dänen, gleich den andern skandinavischen — übrigens nicht minder unter sich verschiedenen, ja feindlich gegeneinander gestimmten — Völkerschaften von jeher Königsherrschaft. In den ersten Jahrhunderten ihrer Niederlassung in dem nördlichen und mittleren Theil der Halbinsel — welche später noch, so weit sie danisirt wurde, den gemeinschaftlichen Namen Jütland führte — standen die Reiche der jütisch-dänischen Könige in keiner Gemeinschaft mit den inseldänischen Herrschaften. Sogar der Norden und Süden des Landes scheinen regelmäßig unverbunden gewesen zu sein, so daß auf Schleswig das Sprichwort Anwendung findet: was ein Haken werden will,

krümmt sich frühzeitig! Für den Süden war die Stadt Schleswig Königssitz, geeignet durch ihre Lage an dem inneren Ende der Schlei, da wo das Land am schmalsten ist zwischen Ostsee und Nordsee und daher die rascheste Verbindung zwischen beiden Meeren gestattete, in geringer Entfernung von der Eidergrenze. Bereits in vordänischer Zeit hatten die Angeln den Ort, nach welchem das Herzogthum später benannt wurde, gegründet und wegen seiner Lage an der Schlei (Slia) Sliaswik genannt. Von den Dänen erst wurde, nach eigenem Zeugniß, der Ortsname in Hethabye, Hedebye verwandelt, unter welchem Namen der Ort sich als nordischer Marktplatz und als Station für den Verkehr zwischen England und Dänemark, Ostsee und Nordsee weithin berufen machte.

3. In hartnäckiger Vertheidigung der alten Götter gegen die neue Lehre findet man die Sachsen und Dänen bundesgenössisch vereinigt, wovon auch das Nibelungenlied uns sagenhafte Spuren aufbewahrt hat. Nachdem aber das Kreuz zugleich mit dem Zepter Karl des Großen in ganz Sachsenland zur Herrschaft gelangt war, fanden sowohl die fränkischen Grafen diesseit der Eider, als die dänischen Könige jenseit derselben es für nöthig, Schutzwehren gegen feindliche Einfälle aufzuführen, da sich von dieser und jener Seite wiederholten. Damals, zu Anfang des neunten Jahrhunderts, zog der König Göttrik im Süden der Stadt Schleswig einen Wall von Meer zu Meer. Das zwischen dem Wall und der Eider liegende Land — großentheils weite, wüste, zum Schlachtfeld für Reiterei und Fußvolk geeignete und später wiederholt dazu erkorene Haide, gleichsam die trojanische Ebene Schleswigs — sollte ihm als Vorhut und Schutz seiner Herrschaft dienen.

Ein paarmal war schon Karl der Große nahe daran, mit seinem Frankenheer diesem König — bei den Deutschen hieß er Gottfried — eine Schlacht zu liefern, da derselbe die

Obotriten, Karls Schützlinge und das fränkische Friesland überfallen, auch sich gerühmt hatte, er wolle den Kaiser selbst bekriegen und in Aachen einziehen. Das letztemal erwartete ihn der Kaiser bei Verden an der Aller; da kam die Botschaft, der König sei von einem seiner Kriegsleute erschlagen. Im
811 nächsten Frühjahr beschworen zwölf Große von jeder Seite an der Eider den Frieden mit aller Förmlichkeit, die zwischen Heiden und Christen üblich. Außerdem gingen Geschenke bringende Gesandte nach Aachen ab. Aehnliche Gesandtschaften finden sich unter Göttriks Söhnen im kaiserlichen Heerlager Ludwigs des Frommen ein: ihr bald von ihnen geduldeter, bald verjagter Mitkönig Harald läßt sich sogar, besserer Förderung wegen, in der St. Albanskirche zu Mainz christlich taufen, der Kaiser ist sein Pathe. Mit diesem Harald segelt
826 der kühne Anschar, der berühmte Apostel des Nordens, nach Schleswig; sein erstes dortiges Werk ist die Errichtung einer Schule von einem Dutzend zum Theil aus der Sklaverei losgekaufter Knaben. Haralds Taufwasser hielt jedoch nicht lange vor. Durch den bis zum Frevel ehrgeizigen Lothar, der den Sachsen für ihre Hülfe gegen seinen Bruder die „alten Rechte und die alten Götter" zurückzugeben versprach, mit der Scheide-Insel Walcheren im fränkischen Friesland belehnt, wo er schon durch Kaiser Ludwig die Grafschaft Rüstringen als Zuflucht erhalten, fiel er wieder zum Heidenthum zurück und endigte feig und ruhmlos.

Unter dem letztlebenden Sohn Göttriks, Namens Horich, ward ein andrer schleswigscher Prätendent, auch ein Harald und von Ludwig getauft, von den sächsischen Grafen in der schleswigschen Mark zwischen Schlei und Eider als des Ver-
845 raths verdächtig getödtet. Im Jahr 845 erschien König Horich mit einer dänischen Raubflotte von sechshundert Schiffen vor Hamburg. Vergebens hoffte der treue Wächter der dortigen Mutterkirche, bis auf Ersatz durch die Bewaffnung des Gaues,

den Platz zu halten. Der Feind drang von allen Seiten herein, verbrannte Stadt, Kirche, Kloster, plünderte, erschlug, nahm gefangen und zog erst nach zwei Nächten wieder ab. Mit genauer Noth hatte sich der Erzbischof gerettet und irrte ganz verarmt mit seinen Geistlichen im Bremen-Verdischen umher. Später als ihm auch das Bremer Bisthum anvertraut worden, ward ihm desselben Herich Gunst besonders dadurch zu Theil, daß er sich einer Gesandtschaft Ludwigs des Deutschen anschloß und den Frieden mit Deutschland vermitteln half. Nun bekannte sich Herich zum Christenthum und gestattete den Bau der ersten Kirche, nördlich der Eider, in der Stadt Schleswig. Aber noch Anschars Nachfolger, Erzbischof Rimbert, hatte, wenn er nach Schleswig ritt, daselbst den betrübenden Anblick angeketteter, zum Verkauf ausgestellter Christensklaven und gab einmal sein Reitpferd mit dem Geschirr für die Lösung einer Nonne.

Ein König Siegfried schickt Gesandte an die Sachsengrenze, um Frieden und ungestörten Verkehr der Kaufleute festzustellen. Gleichzeitig erscheinen Gesandte eines dänischen Königs (Halfdan) am Hoflager Königs Ludwig in Metz, bringen ein goldnes Schwert zum Geschenk, beschwören Frieden auf ihre Waffen (nach heidnischer Weise) und bezeugen, nach fränkischen Annalen, den Wunsch, als getreue Söhne von dem Könige angesehen zu werden. Das waren die den dänischen Königen gewöhnlichen, einer Huldigung gleichkommenden Betheurungen, die so lange galten, als leidliche Ruhe im Nachbarreiche herrschte. Nicht lange darauf traben die Dänen von zwei Seiten in das Reich ein. 880.
Ihren König Godfried von Halfdans Stamm auf Walcheren an der Schelde schlug bei Thuin Ludwig der Jüngere so, daß tausend Dänen fielen. Desto unglücklicher kämpfte des Königs Schwager, Brun, der erste Herzog der Sachsen nach deren Unterwerfung, gegen die Dänen, vermuthlich irgendwo

an der Elbe. Der Herzog blieb nebst elf Grafen, unzählige wurden gefangen genommen.

Seit diesen Kämpfen, zumal aber seit der ungeheuren Niederlage, welche die Dänen in ihrem verschanzten Lager bei Löwen im Jahre 891 durch Kaiser Arnulf, den tapfern Baier, erlitten, wandte sich die wilde Kriegs- und Beutelust der Dänen mehr nach England und Irland, von Deutschland und Frankreich ab, welches sie den Normegern überließen. Von Einfällen in das Sachsenland vernimmt man wenig oder nichts mehr.

Diese Achtung vor der Sachsengrenze in den Zeiten, da der Däne in England barbarisch wüthete, hatte allerdings seit der Regierung der glorreichen sächsischen Kaiser, fast der einzigen deutschen Herrscher, welche das große Reich in starken Zügeln hielten und den Schwerpunkt nationaler Kraft im Norden desselben zu schätzen wußten, seinen hinreichenden Grund. Es waren die großen Tage, „da König Heinrich der Finkler, seit 919 die Pläne derer vereitelte, welche an der Auflösung des deutschen Reiches arbeiteten, den innern Feind bändigte, westliche Einmischung abwies, die Ungarn schlug, die slavischen Völkerschaften, endlich auch den nordischen Feind, die Dänen, zu zähmen ging." Ueberdies waren die Sachsen in Bezug auf die Einfälle der Slaven Verbündete der Dänen. Als hundert Jahr später der König Svend Gritheben die Kriegsunruhen in Sachsen benutzen wollte, um plündernd und verheerend einzubrechen, äußerten seine Gefährten: „Die Sachsen sind uns eine Vormauer gewesen und wenn sie dieser Trangsal entgehen, wie schwer wird ihre Rache sein!"

934 Es scheint im Jahre 934 gewesen zu sein, als Heinrich, gereizt durch einen Einfall der Dänen in Friesland, siegreich in Jutland eindrang und nur unter der Bedingung Frieden schloß, daß König Gorm sich einer Schatzung unterwerfe. Dies bezeugen gleichmäßig deutsche und dänische Geschichts-

ſchreiber. Auch ließ Heinrich nicht mit Dringen und Drehen nach, bis Herm dem Chriſtenthum wieder Eingang in ſein Reich verſtattete; er ſelber verblieb beim Heidenthum, deſſen Gewohnheit es war, alle neun Jahr zum Julfeſt grauſe Menſchenopfer nebſt Opfern von Pferden, Hunden und Hähnen auf Seeland darzubringen.

Auch ließ Heinrich der Finkler ſich angelegen ſein, eine ſächſiſche Kolonie in jenes Mittelland zwiſchen der Schlei und der Eider zu führen, welches wahrſcheinlich bereits durch Karl den Großen Markgrafen übergeben, jedoch zeitweilig ſich und den Dänen überlaſſen worden war. Jetzt ſtellte Heinrich, der auch gegen die Slaven und die Ungarn wohlbefeſtigte Marken errichtete, die ſchleswigſche Mark wieder her und gab ihr Befeſtigungen und Anbauer. Gleichzeitig erhob ſich auf däniſcher Seite die ſogenannte Danawirke, wahrſcheinlich nur ein ſtärkerer Ausbau des Göttriſchen Grenzwalles, nach altanglitchem Muſter oder Vorgang, wie König Offa's zweihundert Jahr älterer Grenzwall zwiſchen Oſtangeln und Mercia in England. Ein nur mit einem Thor verſehener Erdwall von der Schlei gegen die Treene, die damalige Norder-Eider, im Südweſten des Landes, etwa vier Stunden lang, oſtwärts grenzend an eine undurchdringliche Waldung, die im Süden der Schlei längs der ganzen Oſtſee bis an die Trave fortlief, der Sieſenwald genannt (ſächſiſch Iſarnho, däniſch Jernwith), hinter der Treene aber durch wegloſe Marſch geſchützt, vergebens jedoch gegen die Civiliſation und die Waffen der Deutſchen aufgethürmt. Die gegenwärtig noch in Bruchſtücken ſichtbare Befeſtigung erhielt ihren ſpäteren Namen als Andenken an Herms Gemahlin, die gefeierte Thyra Danebod (Dänenheil).

4. Dieſer Herm, genannt der Alte, Sohn eines Norwegers, der ſich des däniſchen Thrones bemächtigt hatte, vereinigte das bis dahin unabhängige däniſche

Land der Halbinsel mit dem Osten, der zu Lethra auf Seeland residirenden Könige. Isländische Berichte sagen, daß er, die jütländischen Könige bezwingend, seine Herrschaft bis nach Schleswig ausdehnte. Wann er diese nahe Eroberung gemacht, ist so ungewiß als das Jahr seiner Thronbesteigung und sein Todesjahr. Heinrich den Finkler († 936) scheint er nicht lange überlebt zu haben. Auf einem kaiserlichen Hoftag, welchen Heinrichs Sohn und Nachfolger Otto der Große hielt, erschienen dänische Gesandte, welche Huldigung boten und Geschenke brachten, die man in Deutschland als schuldigen Tribut betrachtete. Den Frieden brach zuerst Harald, mit dem Beinamen Blauzahn, Gorms Nachfolger, indem er über die deutsche Mark verwüstend herfiel. Darauf soll der Kaiser in Person in Jütland bis zum Limfiord vorgedrungen sein, wo eine Stelle noch den Namen Ottensund führt, von dem Wurf seiner Lanze, wie man sagte (vielleicht aber von Odde, d. i. Landzunge). Erst auf dem Heimweg habe Harald seine in der schleswiger Bucht ausgeschiffte Mannschaft ihm gegenübergestellt und sei geschlagen zu seinen Schiffen zurückgeflüchtet. Chronologisch und auch sonst bezeugter ist der unzweifelhafte Kriegs- und Siegeszug des jungen Kaisers Otto des Zweiten nach Schleswig, in ähnlicher Veranlassung. Er fand im Jahre 974 statt. Der Dänenwall war besetzt, auch der norwegische Vasal, Jarl Haken, war mit seinen Norwegern zur Stelle. Der (damals zwanzigjährige) Kaiser drang jedoch mit seinen Deutschen siegreich hindurch und die Folge war, daß der geschlagene Harald die kaiserliche Oberhoheit anerkannte und sogar aus einem Feind des Christenthums ein eifriger Beschützer desselben und der vorhandenen Kirchen (im Schleswigschen die von Schleswig und Ripen) wurde. 974.

Mit dem Christenthum drang auch zuerst der deutsche Einfluß, die deutsche Kultur in den Norden.

Doch hatte die neue Lehre von den beiden nächstfolgenden Königen, dem Vatermörder Sven Gabelbart und Erich von Schweden, noch die härtesten Verfolgungen zu erdulden, bis sie unter Knud dem Mächtigen (Canutus magnus) zum vollständigen äußeren Siege gelangte.

Denn auf einem andern Wege, von England her, kehrte dort gewonnene Bildung in die alte Heimath der Angelsachsen ein, durch Förderung des jugendlichen Königs Knud, des mächtigen, ja übermächtigen Gebieters von Dänemark, Norwegen und England, dessen unbarmherzige Geißel sein Vater Sven Gabelbart gewesen war. An der friesischen Westküste landeten durch ihn gesandte Baumeister, welche die hölzernen Kirchen in steinerne Dome verwandelten. Gleichzeitig mögen auch schon deutsche Handwerker und Kaufleute in den dänischen Städten sich niedergelassen haben.

Nachtheilig aber für den deutschen Grenzschutz erwies sich der damalige Uebergang der deutschen Krone von dem ausgestorbenen sächsischen Hause (mit der Zwischenherrschaft Heinrichs von Baiern) auf das fränkische Haus. Kaiser Konrad der Zweite, welchem Knud auf einer Reise in Italien sich eng befreundet hatte (auch gingen die Kinder beider Herrscher eine Vermählung ein), gewährte ihm die erbetene Abtretung der schleswigschen Mark. 1026.

Das bisherige Grenzland zwischen Sachsen und Dänen ward dadurch der unmittelbaren Herrschaft der Dänen unterworfen, aus einer deutschen eine dänische Mark.

5. Aber auch in diesem scheinbar so nachtheiligen Ereigniß offenbarte sich das unaufhaltsame Walten der Geschicke. Was benimmt schien, die Macht der Dänen zu verstärken, erwies sich bald darauf als der Anfang einer Klüftung, welche Schleswig für immer dem Königreich der Inseln gegenüberstellte.

Um die neue Mark zu decken, vielleicht auch weiter gehen-

der Pläne wegen, wurden bald statt der gewöhnlichen Statthalter Prinzen von königlichem Geblüt auf den wichtigen Posten gesandt. Ein solcher war am Ende des eilften Jahrhunderts Oluf, später König von Dänemark. Sein Bruder Biörn soll sogar eine Zeit lang diesseit der Eider den Herrn gespielt haben. Nach ihm wird ein Elif als Slesvicensis praefecturae vir genannt; er wurde abgesetzt, weil beschuldigt, von einem Wendenfürsten bestochen worden zu sein.

Die Stadt Schleswig war Mittelpunkt dieser Präfekturgewalt; wie weit der Umfang derselben damals sich erstreckte, ist ungewiß.

Hier aber hat man den Anfang des späteren Herzogthums vor sich, das bis zur Koldinger Au — der frühzeitig hervortretenden Nordgrenze — das alte Land der Angeln und der Jüten umfaßte. Hier, im unbestritten deutschen Südtheil des Landes, dem alten Fechtsaal zwischen den Angeln und Sachsen, der späteren kaiserlich deutschen Mark, hier bildete sich auf Grund von Geschichts- und Naturverhältnissen anfangs als gepflegtes sichres Familienerbe dänischer Wahlkönige und im Gegengewicht gegen Holstein, dann als Zankapfel in der Königsfamilie, in zunehmender Verwachsung mit Holstein, als seinem Gegengewicht gegen Dänemark, der so eigenthümliche schleswigsche Schwesterstaat. Von diesem deutschen Centrum aus ward das dänische Jütland oder Südjütland dem Herzogthum Schleswig — um mit dem Ausdruck eines dänischen Geschichtschreibers (Baden) zu reden — inkorporirt.

Ein Königssohn, Knud, einer der talentvollsten Nachkommlinge des berühmten Gleichgenannten oder vielmehr seines Schwestersohnes Svend Estrithson*), von dem Nor-

*) Dieser Stammvater der dänischen Könige (1047—1076) ward einmal in seiner Jugend auf einem Raubzuge in die Unterelbe von den

wegen Streits, unter welchem die dänische Uebermacht noch schneller zusammenfiel, als sie sich erhoben hatte, war wegen Minderjährigkeit bei der Thronfolge — schicksalvoll — übergangen worden und erhielt, auch das nur für schweres Geld, im Jahre 1115 von seinem königlichen Ohm die zur Zeit höchst 1115.
gefährliche, von fonst Niemand nachgesuchte schleswigsche Statthalterschaft. Knud hatte sich in Deutschland aufgehalten, am Hofe des Herzogs Lothar von Sachsen. Sein Amt war vornehmlich soldatisch. Er sollte die neuerdings durch slavische, auch durch friesische und sächsische Einfälle verheerte Mark beschützen und hieß darum dux Danorum, oder dux Daniae. Der Umfang seines Gebietes liegt im Dunkeln. Die nordische Ueberlieferung schreibt ihm die Einführung von Zöllen zu. Wahrscheinlich vereinigte er nach Sitte der Zeit mit der Militairgewalt die höhere Gerichtsbarkeit. Und wie rasch unter ihm das innere Leben des Landes erstarkte, beweisen die Landtage von Uruchövet, deren wenige Jahre nach seinem Tode Erwähnung geschieht.

Knud behauptete nicht allein die Mark, sondern erwarb, nicht für den König von Dänemark, vielmehr für seine Person, mit den Waffen die Herrschaft über die Wenden bis Lübeck hin und weiter nördlich bis an die Elbe in's Mecklenburgische hinein, also über das Land der Wagrier (im nordöstlichen Holstein), der Polaber (in Lauenburg) und der Obotriten (in Mecklenburg). Dadurch nahm er zuerst eine Zwischenstellung zwischen Dänemark und Deutschland ein; dort Danorum dux, hier König der Wenden, denn unter diesem prächtigen Titel hatte ihm sein zum Kaiser erwählter Freund Lothar das Lehn gegeben. Er führte deutsche Tracht und Sitte in seiner Umgebung ein, deutsche Krieger und Sänger begleiteten ihn auf

Sachsen gefangen genommen, nach Bremen gebracht, jedoch gut behandelt und entlassen.

seinen Augen. Im Lande nannte ihn das Volk Hlaford, ein angliscer Name, ihn als Herrn, als Lord des Landes bezeichnend. Danach heißt er bei den Dänen Knud Laward.

Auf dem dänischen Thron sah König Magnus mit scheelem Aug' das Glück und die Macht seines Verwandten. Freundlich lud er den Knud zu gemeinschaftlicher Feier des Weihnachtsfestes ein. Nach vierzägiger Schmauserei im Schoos der Familie — alle dänischen Prinzen waren eingeweiht in den verruchten Plan — ließ er ihn zu einer Unterredung ohne Zeugen in einem benachbarten Walde einladen. Der Bote, ein Sachse, Sänger von Gewerbe, warnte unterwegs durch die Blume; er sang von der Untreue, welche die schöne Grimhilde des Nibelungenliedes gegen ihre Brüder übte. Auch war ihm ein Warnungsbrief seiner Gemahlin aus Schleswig zugekommen. Er aber war zu arglos oder zu stolz, um darauf zu achten. Hatte ihm doch schon früher einer seiner schlimmsten Vettern, der Prinz Heinrich Hinkefuß, bei einem Feste neidisch zugerufen: Purpur schützt vor Schwertern nicht! worauf er erwiedert: Schafvell thut's auch nicht! Jetzt sollte die Drohung an ihm wahr werden. Magnus spaltete ihm den Schädel, die übrige Suite durchhieb seine Leute.

1131 Das geschah bei Ringsted auf Seeland, den 6. Januar 1131. Er war der erste, aber nicht der letzte Blutsverwandtenmord, wenn ob die dänischen Prinzen um Schleswigs willen heuchelten.

Kaiser Lothar ließ den königlichen Mörder eine Geldbuße zahlen und nöthigte ihn, für das dänische Reich die Huldigung zu leisten, sogar wiederholt, das zweitemal auf dem feierlichen

1134 Hoftage zu Halberstadt im Jahre 1134. Man merkte es in Teutschland, daß wiederum ein Sachse, vorübergehend, Schwert und Zepter des Reiches in Händen hielt: Polen huldigte wie Dänemark, der Wende unterdrückte seine räuberischen Einfälle, Ungarn und Griechenland sandten Geschenke

und durch die eigennützige Erhebung des welfischen Hauses eröffnete sich dem deutschen Norden und somit dem gesammten deutschen Reich noch einmal eine große und solide Zukunft — eine Hoffnung, die leider bald genug durch den unseligen Kampf zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa, zwischen norddeutschem praktischen Verstand und süddeutschen Phantasieschwung zu Grunde ging, wenn auch, Dank der deutschen Hansa, die Mauern deutscher Städte, namentlich aber die Mauern Lübecks, von unerhörtem Glanze wiederstrahlen sollten.

6. Knuds Ermordung schien das Signal in Dänemark zu sein, den uralten Haß gegen die Deutschen in Verfolgungen gegen die zahlreich in den (relativ) größeren Städten des Inselreiches lebenden deutschen Kaufleute zu entladen. In Schleswig aber trat der Bruder des Ermordeten auf, nahm den königlichen Titel an und wußte sich, trotz anfangs erlittener Niederlage, in der von Magnus belagerten Stadt Schleswig zu behaupten.

Zum erstenmal zog damals ein holsteinischer Graf mit holsteinischer Mannschaft den Schleswigern zu Hülfe gegen einen dänischen König. Doch die Holsteiner, ungestüm und ungeordnet vordrängend — die letzten Haufen waren noch an der Eider, während die Vorhut den Wall der Danewirke erreichte — wurden zurückgeschlagen. Schleswig widerstand mit deutscher Hülfe dennoch der Belagerung. Der Kampf zog sich weiter in den Norden. An der Küste Schonens lieferte Erich dem König Magnus eine entscheidende Schlacht, in welcher der Mörder seinen Tod fand (4. Januar 1134). Damit schienen aber 1134.
die Manen des Erschlagenen noch nicht gesühnt zu sein. Magnus greiser Vater, an dessen Stelle der Sohn schon lange geherrscht hatte, flüchtete hülflos nach der Stadt Schleswig; ehe er die Burg erreichte, wurde er von schleswiger Gildebrüdern

erschlagen. Denn ihr geliebter Herzog Knud Lavard war Mitglied ihrer Gilde gewesen und sie übten nach mittelalterlicher Sitte die Pflicht der Blutrache. Also fielen Vater und Sohn, der Unschuldige mit dem Schuldigen.

Entsetzlicher noch wüthen die eigenen Brüder gegen sich um den Besitz von Schleswig. Erichs Bruder, Harald, trat gegen diesen in die Schranken und wird auf der Landesversammlung von Urnehoved als Herr, ja wie Saxo, der alte dänische Geschichtschreiber sagt, als König anerkannt. Doch unterliegt er der Uebermacht des königlichen Bruders und dieser überliefert **ihn nebst acht Söhnen** dem Henkerbeil; zwei andere hatte er früher schon in der Schlei ertränken lassen. Wenige Jahre danach fällt er selber durch die Hand eines
1137 Juten (1137); die Dänen nennen ihn **Erich Emund**, d. i. den Merkwürdigen!

Neue Zerrüttung in Dänemark: zwei Könige und zwei Herzoge. Aber auch von Knut Lavard lebte noch ein Erbe, bei des Vaters Tode ein achttägiges Kind, herangewachsen von König Svend, Erichs Sohn, in die väterliche Herrschaft eingesetzt: der **erste Waldemar**, später als dänischer König, Wiederhersteller des Reiches, Waldemar der Große genannt.

7. **Zu Holstein regierten damals schon die** ruhmreichen schauenburger Grafen, genannt von ihren Stammbesitzungen an der Weser. Kaiser Lothar hatte
1106 den ersten Grafen **Adolf** im Jahre 1106 belehnt. Die Erblichkeit der deutschen Lehen war bereits seit dem vorausgegangenen Jahrhundert aufgekommen und **Adolf der Zweite** war seinem Vater gefolgt. Er hielt es mit dem einen der Könige (Knut), der ihm Land in Schleswig gegen Huldigung zugesagt haben soll. Ein Theil der holsteinischen Ritterschaft war dagegen durch den andern König (Svend) und Herzog Waldemar gewonnen worden; diese scheinen sogar an die Eroberung Holsteins gedacht zu haben. Graf Adolf rückte zwar

in Schleswig ein, mußte ſich aber mit Verluſt zurückziehen und beſtand nur zuletzt einen glücklichen Kampf an der Schlei, Schleby gegenüber, im Jahre 1150. 1150.

Auch die Fürſten hielten ſich in jener Zeit und noch ſpäter an den König auf Seeland als den entfernten Herrſcher. Svend und Waldemar ſchlugen ſie und errichteten eine Zwingfeſte am Saum ihres Landes, die Waldenburg.

Zum Austrag ihrer Streitigkeiten durch den Kaiſer als Dänemarks Lehnsherrn und Schiedsrichter der Welthändel, erſchienen im Jahr 1152 in Merſeburg vor Friedrich Barbaroſſa die drei dänischen Fürſten Svend, Knud und Waldemar. Der Kaiſer that den Ausſpruch: Svend ſolle König ſein und Knud eine Herrſchaft unter ihm erhalten, ähnlich wie ſie Waldemar hatte. König Svend unterwarf ſich der Lehnshoheit des Kaiſers. Auch Knuds und Waldemars Beſitzthümer werden bei dieſer Gelegenheit als deutſche Lehen aufgefaßt und zwiſchen Waldemar und deutſchen Fürſten kein Unterſchied gemacht. 1152.

Es iſt widerlich, aber des Zuſammenhangs wegen nöthig, im Vorbeigehen wenigſtens, der feindſeligen Handel in dieſem wilden und traurigen Königsgeſchlechte Erwähnung zu thun. König Svend war in der That der deutſchen Gunſt unwürdig. Er machte ſich den Dänen verhaßt nicht allein durch Deutſchthümelei in Tracht und Sitte, ſondern auch durch gemeine Habſucht und Schwäche. Bald darauf verbanden ſich gegen ihn Knud und Waldemar. Nun lief er, unter großen Verſprechungen, den Sachſenherzog, Heinrich den Löwen zu Hülfe. Der rückt durch die Danawirke in Schleswig ein und zieht mit ſeinem Heer bis Ripen, an der nordweſtlichen Grenze des Landes. Dann vereinigen ſich die Fürſten wieder zu einer neuen Theilung. Waldemar bekommt die ganze Halbinſel mit königlichem Titel. Svend und Knud führen die Mitregentſchaft im Reiche.

Aber Svend sinnt Verrath, Knud wird ermordet, Waldemar rettet sich nur durch Entfernung. Auf der Grathaide liefern sich dann beide Könige eine Schlacht, in der Svend umkommt. König Waldemar, seitdem genannt der Große, ist nunmehr Alleinherrscher.

Doch nur kurze Zeit blieb das Herzogthum mit dem Königreich völlig vereinigt. Waldemar setzte freilich nur einen gewöhnlichen Statthalter in Schleswig ein; nach seinem Tode jedoch erscheint dort als Herzog sein
1181 gleichnamiger jüngerer Sohn. Derselbe führte schon 1183, als er noch minderjährig war, den Titel Herzog. Vorher zum
1188 Ritter geschlagen, nahm er seit 1188 daselbst ohne Zweifel eine fürstliche Würde und Stellung ein, was er selbst dadurch beurkundet, daß er Schleswig einmal „das Erbe unsers Vaters" nennt.

König in Dänemark war seit 1182 Knud (VI.), Waldemars ältester Sohn. Er durfte es wagen, dem Kaiser die Huldigung zu weigern, die noch sein Vater persönlich dargebracht hatte (1162), denn der große und mächtige Hohenstaufe war, gleich seinem ganzen Hause, mit allem Sinnen und Trachten an das schöne Italien gebannt, und Norddeutschlands starker Arm, Heinrich der Löwe, war durch ihn selbst um diese Zeit gebrochen worden. Im Hinblick auf diese Umstände, zumal auf die kümmerliche Zersplitterung des Sachsenstammes, mußte dem Dänenkönig der Kamm schwellen. Sein Vater, mit dem Löwen befreundet, hatte bereits Anklam auf Rügen, Stettin, Julin, Wolgast u. s. w., an der slavischen Küste erobert; er selbst wandte jetzt die Blicke mehr in die Nähe, auf deutschen Boden.

Anlaß gab zunächst der ihm befreundete Graf Adolf von Holstein, der es auch mit dem Herzog Waldemar verdarb, weil er dem Schleswiger Bischof, durch Letzteren gefangen genom-

nen, Hülfe leiſtete. Um ihm ſeinen, freilich erfolglos gebliebenen Zug nach Schleswig entgelten zu laſſen, erſchien Knud, im letzten Jahr des zwölften Jahrhunderts an der Eider, wo die Reinoldsburg, das ſpätere Rendsburg, lag, der bedeutendſte Stützpunkt für Unternehmungen ſowohl nach Norden, in's Schleswigſche, als nach Süden in's Holſteinſche. Auf die Nachricht, daß deutſche Fürſten dem Grafen zu Hülfe gekommen, zog ſich der König zurück, kehrte aber wieder und nahm die auf einer Inſel gebaute Burg, die der Graf kurz vorher ſtärker befeſtigt und durch eine Brücke mit dem ſüdlichen Eiderufer verbunden hatte (1200). 1200.

Im Beſitz Rendsburgs und der wagriſchen Oſtſeeküſte, wandte der König jetzt ſeine Waffen gegen Nordalbingien. Ein Theil der holſteiniſchen Ritterſchaft, dem Grafen feind wegen ſtrenger Gerechtigkeitspflege, welche er gegen einige Mitglieder ausgeübt, auch durch däniſche Beſtechung gewonnen, ging ſchmachvoll in's feindliche Lager über, wo ihrer bereits vorausgegangene ritterliche Verwandte harrten. Bei Stellau, in der Nähe von Breitenburg, kam es zur Schlacht zwiſchen dem König und den treugebliebenen Anhängern Adolfs (1201). Letztere unterlagen. Die feſten Plätze des Landes, 1201.
Itzehoe, Plön, das eben emporblühende Hamburg fielen in die Hände des Siegers; ſelbſt Lübeck öffnete ihm die Thore. Graf Adolf, anfangs landflüchtig, gewann zwar Hamburg wieder, die Stadt wurde aber von den Dänen, im Verein mit den Ditmarſchen, die ſich ebenfalls dem König unterworfen hatten, erobert, und Graf Adolf gefangen genommen. Vor der Wuth der ihn haſſenden Ditmarſchen, die ihn im königlichen Lager erſchlagen wollten, rettete ihn zwar der Däne, doch nur, um ihn wie einen gemeinen Verbrecher mit Ketten zu belaſten und ſchimpflicher Behandlung preiszugeben. Nun ergab ſich auch Travemünde, Segeberg wurde erobert, nur das Schloß Lauenburg leiſtete ernſtlichen Widerſtand. Für die

Uebergabe dieses Schlosses erhielt Adolf, nach Verzicht auf alle seine Rechte, die nackte Freiheit.

1202 Dem König Knud folgte im Jahre 1202 sein herzoglicher Bruder, Waldemar, als König der Zweite, von den Dänen der Sieger (Seir) genannt, obgleich er als Besiegter ausging. Eben gesalbt und gekrönt, begab er sich sogleich nach Holstein und wurde zu Lübeck feierlich als König der Dänen und Wenden und Herr von Vorderalbingien begrüßt. Diesen Titeln fügte er in seinen Urkunden den Titel „Herzog von Jütland" hinzu, in Betracht, daß ihm das Herzogthum Südjütland oder Schleswig als vom Wahlkönigreich Dänemark unabhängiges väterliches Erbe galt. Einen holsteinischen Ritter, Schack (Scacco), ernannte er zum Grafen von Tümarschen; auch andere holsteinische Ritter erhielten ihre Belehnungen als Schloßvögte. Einen Schwestersohn, den deutschen Grafen Albrecht von Orlamünde, erhob er zum Statthalter; später führte derselbe als dänischer Lehnsträger den Titel „Graf von Holstein und Stormarn."

8. Deutschland war damals der Tummelplatz zweier mit einander kämpfenden Kaiserparteien. Der eine Gegenkaiser war der Welfe Otto, Sohn Heinrichs des Löwen. Kaum gelangte dieser durch den Tod seines Nebenbuhlers zur Alleinherrschaft, so richtete er seinen Blick auf die Angelegenheiten des Nordens. Darum beeilte sich Waldemar, das Bündniß mit dem jungen Hohenstaufen zu suchen, der, in Italien erzogen, arm, mit wenig Begleitern unter tausend Gefahren über die Alpen nach Deutschland gekommen war, um die deutsche Krone als väterliches Erbe in Anspruch zu nehmen. Unkundig der Verhältnisse, geneigt, einen mächtigen Bundesgenossen gegen Otto zu unterstützen, wahrscheinlich auch mit holsteinischer Geringschätzung der entfernten rauhen Nord- und Ostseegebiete des Reichs, ließ der junge Friedrich — als Kaiser Friedrich der Zweite — sich bewegen, zu Metz,

im Mai des Jahres 1214 urkundlich „alle zum Römischen Reiche gehörige Gebiete jenseit der Elbe und Elbe und was im Wendenland der König erobert hatte, seinem Reiche zu überlassen und einzuverleiben"; „niemand — so heißt es ausdrücklich in der Urkunde — soll den Waldemar in dem Besitz dieser Lande stören, weil (aus dem Grunde weil) dieselben einst dem Reich unterworfen waren." Noch geringeres Bedenken fand der Papst, die Schenkung feierlich zu bestätigen (1217). 1217.

Also handelte der genialste und großartigste der deutschen Fürsten. Derselbe kaiserliche Jüngling, der mit geistiger Ueberlegenheit hoch über dem Mittelalter stehend, sein kampfreiches Leben dem Plane widmete, das geeinte Italien mit dem einigen Deutschland in Verbindung zu setzen, opferte diesem glänzenden politischen Trugbilde — der Idee nach war es keins, vielmehr die Verbindung von Gehalt und Gestalt, Kraft und Schönheit, griechisch antike und nordisch moderne Welt, eine hohe und immer noch ungelöste Aufgabe — jener Zeit die widrigsten deutschen Reichsgebiete. Genannte Urkunde ist zwar in die neueste Sammlung der deutschen Reichsakten nicht aufgenommen worden, entweder aus Schamgefühl oder vermuthlich, weil nicht Friedrich, sondern Otto IV., wenn auch durch päpstlichen Bann und den Abfall mehrerer Fürsten geschwächt, derzeit Kaiser war, Friedrich II. erst im Jahre 1215 zu Aachen gekrönt wurde. Doch darf ein solches Denkmal nationaler Schmach und reichsoberheitlicher Verblendung nicht verhüllt werden: es muß vielmehr mit Flammenschrift strafend und warnend auf der schwarzen Tafel der Sünden verzeichnet bleiben, welche Kaiser und Reich gegen den deutschen Norden und gegen die Perle darin, das Gebiet zwischen Nordsee und Ostsee, begangen haben. Freilich war eben diese Vernachlässigung des deutschen Nordens, welche zur Zeit der Hansa-Blüthe in offenbare Feindschaft des Kaisers und der Fürsten

gegen die großmächtige Entwicklung deutsch-bürgerlicher Zustände daselbst umschlug, ohne Zweifel die Pflegerin des noch heutzutage fortlebenden altsächsischen Kraft- und Selbständigkeitsgefühls in diesen deutschen Marken.

Vorläufig schien es trostlos: Nordalbingien für das Reich verloren, Hamburg und Lübeck unter dänischem Daum, von der ganzen Ostseeküste der Deutsche ausgeschlossen, das mit dem Blute der deutschen Schwertritter eroberte Livland durch einen kaiserlichen Schriftzug geopfert — Riga ergab sich erst nach Widerstand der Bewohner, die „lieber das Land verlassen wollten als dänisch werden"; alles Land vom finnischen Meerbusen bis zur Elbe unter der verhaßten Herrschaft der Dänen.

9. Aus solcher Schande und Gefahr für ganz Deutschland rettete zunächst ein unerwartetes Ereigniß.

Graf Heinrich von Schwerin oder Heinrich der Schwarze, in seinem Besitzthum schwer gekränkt durch Waldemar, nahm ihn im Jahre 1223 während einer Jagdpartie auf einer dänischen Insel gefangen, führte ihn zu Schiff hinweg und hielt ihn zwei Jahre lang auf dem Schloß von Danneberg in Haft. Man fragt sich heute noch, wie es möglich war, daß ein kleiner deutscher Fürst die damals hochgegipfelte Macht der Dänen durch solch kecke That unangefochten verspotten konnte, durch eine Einsperrung ihres Hauptes, die gar nicht zu vergleichen steht mit der Gefangenschaft des englischen Königs Richard Löwenherz in Oesterreich, da England fern und Oesterreich mächtig war. Die Thatsache würde noch räthselhafter sein, wenn man nicht in der dänischen Geschichte analoge Erscheinungen von der geringen Verbindung der Nation oder vielmehr der Großen des Reichs mit der Person des Herrschers vor sich hätte.

1223

O regis nostri milites, robusti quondam pugiles,
In hoc summo negotio quare vacatis otio? *)

rief damals ein dänischer Dichter in einem zürnenden Carmen seinen Landsleuten zu.

Als Preis für seine Freiheit mußte Waldemar die Rückgabe Nordalbingiens an das deutsche Reich und die Auslieferung der empfangenen Privilegien geloben. Außerdem verpflichtete er sich, das dänische Reich selbst vom deutschen Reich zum Lehn zu empfangen. Dieser Dannenberger Vertrag lautet vom 4. Juli 1224. In Bezug auf den Grafen Albrecht von 1224.
Orlamünde wurde festgesetzt, daß er Nordalbingien als deutsches Reichsleben ferner behalten dürfe.

Nun ereignete es sich aber, daß der gedachte Graf, welchen die Dänen überdies zum Reichsverweser ernannt hatten, übermüthig die Belehnung durch das Reich verschmähte. Diese Weigerung gab Anlaß zu einer anderen und noch erfolgreicheren Wendung der Dinge.

Der Sohn des vertriebenen Schauenburgers, Graf **Adolf der Vierte** erschien, vom Bremer Erzbischof herbeigeführt, im Lande, wo alsbald die Bauern — es wird ausdrücklich gemeldet, daß es die Bauern waren — für den Sprößling ihres Grafenhauses die Burgen Albrechts besetzten. In der Schlacht bei **Mölln** in Lauenburg (1225) wurde der 1225
Orlamünder vom schweriner Grafen besiegt und gefangen genommen. Lübeck kehrte zur Reichsfreiheit zurück, Hamburg erhielt, bei Fortdauer der Oberhoheit der schauenburger Grafen, seine Privilegien bestätigt und auch Dithmarschen wurde der dänischen Herrschaft ledig.

In einem zweiten Vertrag (17. Novemb. 1225) mußte 1225
Waldemar nun auch die slavischen Gebiete an der Ostsee, mit

*) O unsers Königs Krieger, ihr starken Kämpen vordem,
Wieso ist thatenlos in solcher hehren Sache?

Ausnahme Rügens, an das Reich zurückgeben. Die Feste Rendsburg gelobte er zehn Tage nach seiner Befreiung im gegenwärtigen Zustande zu übergeben, außerdem alle Urkunden auszuliefern, auch den deutschen Kaufleuten in Dänemark die alten Freiheiten zu bestätigen. Ein beträchtliches Lösegeld fehlte nicht bei diesen Zusagen. Abgeschlossen wurde der Vertrag diesmal unter Autorität des deutschen Königs Heinrich, Stellvertreter des gewöhnlich abwesenden Kaisers Friedrich.

Waldemar kam frei. Auch sein schon gekrönter mitgefangener ältester Sohn wurde in festgesetzter Frist ehrlich entlassen. Das erste, was der König hierauf that, war, daß er sich durch den Papst von dem geleisteten Eide entbinden ließ und mit Heeresmacht wieder in Nordalbingien einbrach.

Jetzt aber traten die norddeutschen Fürsten und Städte, die früher der geschlossenen Macht des Königs uneinig und zersplittert gegenüber gestanden, zum gemeinsamen Kampfe zusammen: nur der Lüneburger Herzog — wie durfte es zu irgend einer Zeit an einem inneren Feinde fehlen — stand auf Seite des Königs. Bereits hatte Waldemar Rendsburg, Itzehoe, das Land der Ditmarschen wieder erobert, als die Verbündeten ihm entgegenzogen. Bei Bornhöved, wo er lagerte — auf dem weiten Blachfelde, wo die holsteinischen
1227 Stände zu tagen pflegten — kam es am 22. Juli 1227 zu jener berühmten Schlacht, welche für alle Folgezeit das Land Holstein vor dänischer Gewaltigung sichern sollte. In der Mitte, dem alten König gegenüber, standen die Holsteiner und Bremer unter Adolf: auf dem linken Flügel Herzog Albert von Sachsen, dem Herzog von Lüneburg gegenüber: auf dem rechten stritten Heinrich von Mecklenburg und der Lübecker Bürgermeister Alexander von Soltwedel gegen den jungen König Waldemar. Es wird erwähnt, daß der Abfall der Ditmarschen, welche der König zu seiner Fahne gezwungen hatte, den Ausschlag gab. Vollständiger war aber nie ein Sieg gewesen.

Das dänische Heer wurde auseinandergesprengt, vernichtet: den König rettete ein deutscher Ritter, der den Verwundeten — er hatte ein Auge eingebüßt — quer über sein Pferd warf und mit ihm nach Kiel jagte.

Von diesem Wendepunkt an, von dem auch die Hansa erst ihren so merkantilisch als politisch bedeutenden Aufschwung nahm, bis zu der Anknüpfung der näheren Verbindung Holsteins mit Schleswig, verlief nur ein kurzer Zeitraum.

Im Jahr 1229 fand die endgültige Verzichtleistung Wal- 1229.
demars auf Nordalbingien und der Abschluß eines Vertrags zu gegenseitiger Hülfleistung zwischen Waldemar und Adolf IV. statt. Der König hatte das Herzogthum Schleswig seinen nachgeborenen Söhnen bestimmt, erst dem älteren, dann, als dieser die Nachfolge im Königreich vom Reichsrath zugesichert erhielt, dem eben geborenen Erich (1216), dann, nach dem Tode des erstgenannten dem jüngeren Abel (1232), vermählt 1332.
mit Mechthildis, einer Tochter des Grafen Adolf. Waldemar brachte sein Leben auf einundsiebzig Jahr. Noch in seinem Todesjahr (1241) erhielt seine letzte Regierungsarbeit, die sich dauernder erwies als seine Eroberungen, das Jütische Low, ein Gesetzbuch für Jütland und das Herzogthum mit Alsen, Sylt und Föhr, außerdem für Fühnen, Samsoe und Langeland gesetzliche Kraft.

10. Durch den Herzog Abel kam zuerst die staatsrechtliche Existenz des Herzogthums zur Frage.

Als Waldemars älterer Sohn Erich, mit dem Beinamen Pflugpfennig, nach seiner Thronbesteigung doch noch wieder Eroberungsgelüsten gegen Holstein nachzugehen gedachte, widersetzte sich ihm Abel als Vormund der drei Söhne seines Schwiegervaters, des in Folge eines während der Schlacht gethanen Gelübdes Mönch gewordenen Grafen Adolf. Außer-

dem verweigerte er die geforderte Hülfe, weil er das Herzogthum mit demſelben Recht empfangen habe wie ſein Bruder das Königreich: als väterliches Erbe, ohne jede Lehnsverpflichtung.

Aus dieſem Streit entſtanden wiederholte Kämpfe, welche der Herzog mit Hülfe norddeutſcher Fürſten und Städte mehrere Jahre gegen den König durchfocht. Sowohl Jütland und Fühnen, als das Herzogthum, waren das Opfer des verheerenden Bruderkrieges. Dort legte Abel die Städte Weile, Randers und Odenſee in Aſche, hier verbrannten ſpäter die Königlichen Kolding, Hadersleben, Apenrade (1247). Ueber die däniſchen Küſten brachte eine Lübecker Flotte Verwüſtung. Die ſchweren Leiden des Landes, namentlich der Städte (von welchen Tondern das lübiſche Recht angenommen hatte), veran-
1248 laßten den Herzog ſchließlich im Jahre 1248 zu einem Vertrag, wonach er den Bruder als Lehnsherrn anerkannte. Zwanzig Ritter wurden von jeder Seite als Geißel geſtellt.

Rendsburg war derzeit noch in des Königs Händen. Ein Hauptſchlag im Kriege war einmal dem König durch den Ueberfall der Stadt Schleswig gelungen. Der königliche Befehlshaber der Rendsburger Beſatzung, Heinrich Emeltorp, hatte den Marſch einer Nacht daran geſetzt und war am frühen Morgen Meiſter der eben ſo ſchnell angegriffenen als eroberten Stadt. Bei dieſer Gelegenheit war die Tochter Abels verkleidet und barfuß in einem Haufen armer Weiber entkommen. Als einmal, drei Jahre nach abgeſchloſſenem Vertrage, der König von einem Beſuch daſelbſt über Schleswig in ſein Reich zurückkehren wollte, ließ Abel ihn nach anfänglichem freundlichen Empfang, dann mit plötzlicher Hervorkehrung ſeines Wrells wegen der ſeiner Tochter widerfahrenen Schmach gefangen nehmen. In einem Boot die Schlei hinabgeführt, wurde der König — wie erzählt wird, durch einen Dänen, der zum Herzog übergegangen, Ranens Lauge Gutmundſee

— in der Nähe von Missunde erschlagen, den 10. August 1257.

Mit vierundzwanzig Eideshelfern reinigte sich Herzog Abel von dem Verdacht, den Mord befohlen zu haben: dies half ihm die dänische Krone zu erlangen, jedoch den in Chroniken, Sagen und Liedern verewigten Verdacht des Brudermordes vermochte er dadurch nicht von sich abzuwälzen.

Wieder — doch für lange Zeit zum letztenmal — ward nun das Herzogthum mit dem Königreich vereinigt, vermuthlich hatte dies Motiv die Wahl des dänischen Reichsrathes geleitet. Indeß behielt Abel als König den herzoglichen Titel bei und machte in einzelnen Urkunden ausdrücklichen Unterschied zwischen dem Herzogthum und dem Königreiche.

Abel zog zweimal gegen die Friesen, die ihm die auferlegte Steuer verweigerten. Bei seinem zweiten Anzug vereinigten sich die sieben Strandharden und beschlossen: „ehe sie König Abel wollten huldigen und schwören ihm Schatz und Zins zu geben, wollten sie lieber alle darum sterben oder auch König Abel sollte sterben.“ Letzteres war dem König beschieden. Sein Heer wurde auf dem angetretenen Rückzug verwüstet, er selber auf dem Bilderdamm von der Hand eines Wagenbauers, Wenel Hummer aus Pelworm, erschlagen. Solches geschah den 29. Juni 1252. 1252.

Hatten die Friesen stets so einmüthig zusammen gehalten wie an jenem Tage, ihnen würde die volle Freiheit so wenig entgangen sein wie den Dithmarschen. Aber sie waren vielfach getheilt, schon durch die Natur, in landfeste Friesen und Inselfriesen; dann politisch in Friesen, die zum Herzogthum und solche, die zum Königreich sich schlugen oder dazu von früher gezählt wurden; dann durch die innere Verwaltung, indem jede Harde ihre besondern Vorsteher (Rathmannen), Gerichte, Banner und Siegel führte. Außerdem verplitterten sie einen beträchtlichen Theil ihrer nationalen Kraft in unaufhörlichen

wüsten Kämpfen mit den allerdings nicht minder streitsüchtigen dithmarscher Nachbaren. Doch zur Geschichte zurück.

11. Eins der Ereignisse, welche gleichsam wie sichtbare Schicksalsfäden in das die Herzogthümer umschlingende Band sich eingewebt haben, war der Umstand, daß der dänische Reichsrath nach König Abels Tode den Sohn desselben überging und dagegen den Bruder zum König wählte.

Von diesem jüngeren Bruder Abels, **Christoph I.**,
1252. König seit **1252**, stammten seitdem die Träger der dänischen Krone, von der älteren Linie die Herzoge, bis beider Erlöschen eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse nach sich zog.

Nach seines Vaters Tode von Paris zurückkehrend, gerieth der junge Herzog **Waldemar**, Abels ältester Sohn, schnöderweise in die Gefangenschaft des Kölner Erzbischofes *). Noch während dieser Zeit kam es zwischen seinen Oheimen, den Schauenburger Grafen als Vormündern, zum Streit mit dem dänischen Könige wegen der Frage, ob **Schleswig ein Erbleben sei oder, wie König Christoph behauptete, nur nach Gunst und auf Lebenszeit einem der königlichen Söhne verliehen werde.** Den Unterhandlungen hierüber folgte die Gewalt der Waffen. Mit brandenburgischer Hülfe wurde die Stadt Schleswig erobert. „Damals schlug sich — wie ein dänischer Geschichtschreiber sagt — das ganze Herzogthum auf die Seite der Grafen und wollte lieber unter einer Herrschaft sein, unter der man gewohnt war zu leben, und seinen eigenen Herrn haben, als unter dem Reich und ungewohnter Herrschaft stehen.“ Auch Lübeck erklärte sich gegen den König und fand
1253 sich derselbe zu einem Abkommen genöthigt (1253), wonach er das Herzogthum, nebst dem Recht auf andres Erbgut,

*) Den Vorwand gab vielleicht das Verbrechen des Vaters, zu Grunde lag ohne Zweifel die Absicht der Gebietserweiterung.

Abels Sohnen ſobald ſie mündig zuſprach, wogegen ſie ihren Anſpruch auf den däniſchen Thron vollſtändig fahren laſſen ſollten. Während ihrer Minderjährigkeit ſollte der König die Regierung führen. An eine Wiedervereinigung des Herzogthums mit der Krone hatte er auch vorher nicht gedacht.

Aus der Kölner Gefangenſchaft für ein von den Grafen vorgeſchoſſenes Löſegeld von ſechstauſend Mark befreit, wurde Waldemar (III.) im Jahr 1254 zu Kolding mit der Fahne feierlich belehnt, ganz nach deutſcher Sitte, deren Bedeutung jenſeits der Belte nicht unbekannt ſein konnte. Dennoch haben die Dänen früher und ſpäter die Erblichkeit der ſchleswigſchen Herzogswürde beſtritten, weil es in Dänemark keine erbliche Lehen gebe. Der Einwurf wird ſchon aus dem einfachen Grunde hinfällig, weil von einem eigenthümlichen däniſchen Lehnsrechte gar nicht die Rede ſein kann. Die Lehnsverhältniſſe haben erſt von Deutſchland her Eingang und nur geringe Entwicklung gefunden. Alle Nachkommen Knud Lewards hatten auch bereits das Erbrecht in Anſpruch genommen. 1254.

Die Urkunde obigen Vertrags iſt nicht mehr vorhanden; ſie wird däniſcherſeits nicht in Abrede geſtellt, doch fügt der Däne Hvitfeld hinzu, der Herzog habe ſich zur Treue und Dienſten verpflichtet, auch habe er als däniſcher Fürſt Sitz und Stimme im däniſchen Reichsrath übernommen und das Recht der Appellation an den Reichsrath zugelaſſen — was alles mit dem damaligen Begriff eines erblichen Lehnsfürſten auch keineswegs in Widerſpruch tritt.

Waldemar ſtarb früh (1257). Als der jüngere Bruder Erich darauf ſeine Anſprüche geltend machte, weigerte ihm der König die Anerkennung. Ein neuer heftiger Kampf war die Folge, gewaltige Erſchütterungen führte er über Dänemark herbei. 1257.

Zunächſt ſank der bedrängte und verfolgte Erich eine

Zuflucht in Holstein. Bald aber, nach König Christophs Tode
1259 (1259), kehrte er nach Schleswig zurück und trachtete nun sogar, unter dem Einfluß seiner Mutter Rechtbildis, nach der dänischen Krone. Hierin ward er jedoch von seinen Oheimen nicht unterstützt: nur den ihm rechtmäßig zukommenden Besitz von Schleswig sicherten sie ihm.

12. Auf der weiten Lohaide oder Kropperhaide
1261 zwischen Rendsburg und Schleswig trafen den 28. Juli 1261 die Dänen und Deutschen auf einander. Die Schlacht endigte mit der vollständigen Niederlage der Dänen und der Gefangennahme ihres neuen Königs Erich Glipping, sowie dessen Mutter Margarethe von Pommern.

Letztere sah sich bald aus ihrer Gefangenschaft in Hamburg erlöst. Im Gedächtniß des Volks der Herzogthümer hat sich ihr Name in schaurigen Märchen als „schwarze Margarethe" erhalten. Man weiß nicht recht, woher? Es scheint fast, daß man alle von den Dänen erlittene Unbill in ihrer Person verkörpert hat.

Ihr Sohn Erich, mit dem Beinamen Glipping, erhielt
1263 seine Befreiung erst im Jahr 1261, nachdem er dem Herzog Erich die Belehnung mit dem Herzogthum zugesagt hatte. Er saß anfangs zu Nerburg auf Alsen, dann nahm ihn der Markgraf von Brandenburg in Haft als Geißel für eine Schuldforderung.

Von einschränkenden Bedingungen war in dem Vertrag, der die Belehnung mit dem Herzogthume zusagte, nicht mehr die Rede.

Einige Ereignisse aus der nächstfolgenden Zeit verdienen beiläufige Erwähnung. Der König löste das an den Herzog verpfändete Kolding aus und befestigte es auf's Neue — auf solche Weise hier die Grenze des dänischen Reichs anerkennend. Die Feste Rendsburg, bis dahin von brandenburgischen Truppen als Pfand für geleistete Kriegshülfe besetzt, kehrte in den

vollen Beſitz der holſteiniſchen Grafen zurück. Für eine Schuldforderung von achttauſend Mark verpfändete Mechthilde, die Mutter des Herzogs, ihre reichen Beſitzungen in Schwanſen (ſiehe oben); ſpäter übertrug ſie dieſelben dem Grafen Gerhard als Eigenthum (1288), wodurch der deutſche Einfluß in 1288.
Schleswig eine bedeutende Förderung erhielt.

Später — und auch dieſe Vorgänge dürfen nicht überſehen werden — erhoben ſich Streitigkeiten und Kämpfe zwiſchen dem König und dem Herzog um Erbgüter des königlichen und herzoglichen Hauſes in Schleswig, ſo wie um die Inſel Alſen. Die Städte waren bereits bis auf Schleswig in den Beſitz des Königs gefallen, als der Herzog Erich ſtarb. Die holſteiniſchen Grafen beſetzten nun die Stadt mit einem mächtigen Heer. Man kam überein, der König ſolle über die minderjährigen Söhne die Vormundſchaft führen und ihnen, ſo bald ſie mündig, das Lehn übertragen. Als der Zeitpunkt heranrückte, geſchah die Belehnung (1283), aber wieder nicht 1283.
freiwillig; der junge Waldemar (IV.) mußte ſie dadurch erzwingen, daß er den König durch eine Verbindung mit Feinden deſſelben einſchüchterte.

Eine neue Fehde regte der Groll des Herzogs wegen der Erbgüter auf. Weil der König ſeine Verſprechungen nicht gehalten, wollte auch der Herzog nicht mehr an ſeinen Verzicht auf die Herrſchaft in Dänemark gebunden ſein. Nach Norwegen reiſend, fiel er jedoch in die Hand des Königs. Die Befreiung koſtete ihn die ſchwerſten Opfer. Bei ſeiner im J. 1286 erfolgten Belehnung mußte er die Anſprüche auf die 1286.
Inſel Alſen und die Königsgüter in Schleswig aufgeben, ſich verpflichten, nur Münzen mit des Königs Bildniß zu ſchlagen, in Kriegsfällen dem König mit ſeiner Mannſchaft zu Hülfe zu kommen u. ſ. w. Dieſe Bedingungen mußten, zu beſſerer Gültigkeit, auch durch deutſche Fürſten beſtätigt werden.

13. König Erich Glipping fand in demſelben Jahr ge-

waltsamen Tod durch die Hand einiger unzufriedenen Großen. Herzog Waldemar wußte sich über seinen Sohn Erich, mit dem späteren Beinamen Menved, die Vormundschaft zu verschaffen. Jetzt erkannte ihm ein dänischer Herrentag sowol die Insel Alsen nebst Arroe als die Insel Fehmarn (an der holsteinischen Küste) zu. Seinem Bruder verschaffte er Langeland. In kurzer Zeit streckte das eben erst bedrängte Haus Abels seine Herrschaft über die wichtigsten Inseln der Ostsee aus. Doch gelang es Erich Menved, ihm wieder die Flügel zu kürzen. Derselbe König, der innerhalb seines Reiches sehr mutig gegen die Uebermacht seiner Großen und der deutschen Hansa ankämpfte — letztere hatte sich schon in ihrem Entstehen durch die Eroberung Kopenhagens und Zerstörung des Schlosses den dänischen Königen furchtbar gemacht — der es sogar unternahm, noch einmal festen Fuß an den Küsten der Ostsee zu fassen, zwang den Herzog, ihm die be-
1293 stimmten Inseln zurückzugeben. In demselben Vertrag (1295) wurde festgesetzt, daß den „königlichen Bauern" (den Bauern der Krongüter) im Herzogthum ihr Recht werde, wofür der Herzog vor dem dänischen Reichsrath verantwortlich sein solle. In einem späteren Vertrag ward die Dienstpflicht des Herzogs auf hundert bewaffnete Mann festgestellt, im Nothfall sollte der Herzog mit seiner ganzen Macht und den festen Plätzen dem König zur Verfügung stehen. Feindseligkeiten gegen den König sollten mit Verlust von Lehn und Gut bestraft
1295 werden. (1295.)

Aehnliche Bestimmungen widersprachen allerdings nicht dem deutschen Lehnsrecht. Außerdem war es ausnahmsweise, daß die dänischen Ansprüche nur so weit gingen, wie unter Erich Glipping und Erich Menved.

Die Macht der Herzoge hatte schon zu tiefe Wurzeln gefaßt, die dänischen Ansprüche waren bereits von den Ereignissen und Zuständen zu sehr überholt worden, um in Stipu-

lationen oben angeführter Art festgehalten und zu wirklicher Geltung gebracht werden zu können.

Seit der Schlacht auf der Lohaide erscheint wenigstens der Hauptstreit — der um die Existenz des Herzogthums — als erledigt. Schleswig wird als ein eigenes, wenn auch lehnbares, dem König in bestimmter Weise verpflichtetes Fürstenthum nicht mehr angezweifelt. Und mag die Erblichkeit ausdrücklich ausgesprochen sein oder nicht: das Land ging seitdem unbestritten vom Vater auf den Sohn über. Die Verleihung für die Insel Fehmarn erfolgte in nächster Zeit ausdrücklich für männliche und — nach dänischer Weise — auch für weibliche Erben. Oeffentliche Einkünfte hat der König nicht mehr aus dem Herzogthum bezogen. Auch wurden die Beschwerden der königlichen Bauern nach späterer Uebereinkunft, vom J. 1306, nicht vor den dänischen Reichs- 1306.
rath, sondern an das schleswigsche Landesthing (zugleich Landesversammlung und Landesgericht, wie in Holstein) zu Urnehöved verwiesen. War doch auch schon der dänische Bauer, namentlich auf Seeland und den andern Inseln, noch gedrückter und zertretener durch König, Adel und Geistlichkeit, als der schleswigsche.

14. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir das Abelsche Haus im ruhigen Besitze des festländischen Erbes von Schleswig bis auf das Land der Friesen. Die Insel Langeland fiel mit dem Tode Erichs an den König zurück. Von Alsen behielt der Herzog den Theil, der zu Norburg gehörte.

Auch der derzeitigen, aus den Ereignissen erwachsenen Zuständen mag hier eine kurze Erwähnung geschehen.

Im Ganzen hatten weder Städte noch Adel in Schleswig die Bedeutung wie bei den südlichen Nachbaren. Der Einfluß des heimischen Adels sank hier mit dem Steigen der Selbständigkeit des Landes. So lange die Ritter zwischen dem

König und dem Herzog wechseln konnten, vernimmt man oft genug von vertriebenen und friedlos gewordenen Mannen. Aber das Spiel wurde ihnen verdorben, als der König selbst auf Zugeständnisse einging, welche dem entgegenwirkten. Er
1314 verzichtete im Jahr 1314 ausdrücklich auf ein wichtiges Vorrecht, das ihm durch das Jütische Lov, das in Schleswig gültige Rechtsbuch, zustand, auf das Recht: Leute aus dem Herzogthum ferner unter seine Mannen aufzunehmen oder die Zahl seiner Vasallen in Schleswig zu vermehren. Wenn dann noch dänische Geschlechter sich lieber an den König anschlossen als an den Herzog, so mehrte sich dafür die Zahl der deutschen Ritter, die für Kriegsdienste belehnt und belehnt wurden. Namentlich faßten holsteinische Familien festen Fuß in dem südlichen Theil des Herzogthums zwischen Eider und Schlei. Für den weiteren Gang der Entwicklung des Herzogthums und der Verbindung desselben mit Holstein mußte dieser Umstand von bedeutendem Einfluß sein. Was die Volkssprache betrifft, so war sie noch vorwaltend dänisch. Doch hatten die steten Kämpfe und Reibungen mit Dänemark zu wachsender Spannung und Entfremdung geführt. Desto lebhafter wurde die Verbindung mit den norddeutschen Gebieten, besonders dem nachbarlichen. Herzog Waldemar hat an allen wechselnden Bündnissen der Fürsten und Städte seiner Zeit theilgenommen, ohne sich, was bemerkt zu werden verdient, dem holsteinischen Grafenhause anzuschließen und auf dasselbe zu stützen. Vielmehr nahm der Herzog Partei gegen die Grafen in den Streitigkeiten, die sie damals führten und Land und Leute zu verderben drohten, bis kurz darauf ein Helt und Retter den Schauplatz seiner Thaten betreten sollte.

13. Es war nämlich, in Folge der verderblichen deutschen Sitte der Erbtheilungen, wonach die Länder und Völker als Familiengut betrachtet wurden, in Folge dieses Krebses am deutschen Reichskörper — die Unverwüstlichkeit und Alles,

auch das Böseste überwindende ideale Nationalkraft Deutschlands ist freilich dadurch nur um desto sichtlicher vor allen Völkern bezeugt worden — auch das holsteinische Grafenhaus zu Anfang dieses vierzehnten Jahrhunderts in sich zerfallen, zunächst in zwei Hauptstämme (Kiel und Itzehoe), dann jeder wiederum in eben so viele Zweige, so daß in den ersten Jahren vier Fürsten nebeneinander regierten (in Kiel, Segeberg, Plön und Rendsburg). Diese Fürsten waren weder unter sich noch mit ihren Nachbarn einig, führten Fehde mit der Stadt Lübeck, mit den Ditmarschen, dem sächsischen Herzog und andern Fürsten. Außerdem lagen sie im Streit mit ihren eigenen Rittern, die nicht selten sich unnütz machten und von ihren sich mehrenden festen Schlössern — „Häusern" — aus Raub und Unfug trieben. Zweimal wurde sogar der König Erich Menved in diesen gräflichen Streitangelegenheiten zum Schiedsrichter berufen. Ja es kam so weit, daß die Stadt Lübeck, erbittert über die von den Grafen vorgenommene stärkere Befestigung Travemünde's, bedroht im Lebensnerv ihrer Schifffahrt und ihres Handels, sich in die Schutzgewalt des Königs begab. Die Sache war um so bedenklicher, als der König ohnehin sein Streben auf die Wiedergewinnung der Ostseeküsten richtete, und als der dermalige Schirmer und Mehrer des heiligen römischen Reiches, Kaiser Albrecht, mit dem König über die Verminderung des Reiches leicht einig wurde. Es bestätigte nämlich dieser Sohn Rudolfs von Habsburg — des Stammvaters der deutschen Kaiser, durch welchen die antik romantische Hoheit des deutschen Kaiserthums zu Grabe getragen wurde, ohne Deutschland in seinen eigensten Bedürfnissen zu befriedigen — es bestätigte dieser schmutzige, für sein eigenes Haus so gierig besorgte Habsburger, in vollem Reichsstricken, ohne einen Schatten von Zwang und Noth, sogar ohne irgend sichtbares persönliches Interesse, die früher erwähnte Metzer Urkunde, die, wie es scheint, schon da-

mals verloren gegangen war und sich nicht mehr in dänischen Händen befand, fast vollständig und nur mit Ausnahme Lübecks und seines Gebietes. Gegen die Gewalt der Thatsachen, gegen das unbedingte Uebergewicht der Norddeutschen in dieser ihrer alten Heimath erwies sich solche pergamentne kaiserlich habsburgische Bestätigung allerdings nur in voller Ohnmacht.

16. Dem im Jahre 1312 verstorbenen Herzog Waldemar folgte unmittelbar und unbestritten in der Herrschaft sein Sohn Erich (II.). Feierlich belehnt zu Warnemünde,
1312 schloß er mit dem Könige von Dänemark in den Jahren 1312,
1314. 1314 und 1317 Verträge, in welchen der ausgesprochene
1317 Grundsatz verwaltet: König und Herzog sollen das Recht haben, das von den Vorfahren hergebracht. Immerhin eine dunkle, zweideutige Abfindung, die sich auch später wiederholt; jedenfalls aber eine mit oder wider Willen ausgesprochene grundsätzliche Anerkennung der Verhältnisse, wie sie sich bisher im Kampf zwischen Dänemark und Schleswig entwickelt hatten. Es schien damals, daß Dänemark diesen Kampf für immer aufgeben wollte, keineswegs in der ohnmächtigsten Periode seiner Geschichte.

Ein ungeheurer Umschwung der Dinge von der Höhe in die Tiefe trat freilich in Dänemark ein, als dem tüchtigen König Erich Menved der gewaltsame und schwache Christoph der Zweite folgte, gleichzeitig den Schauenburger Grafen aus der Rendsburger Linie ein außerordentlicher Mann, Gerhard der Dritte, erwuchs und, nach dem eigenthümlichen Schicksal des Adelichen Hauses, Herzog
1325. Erich bei seinem Tode (1325) einen minderjährigen Erben hinterließ.

In solchen Fällen, wie dieser, behaupteten die dänischen Könige das Recht der Vormundschaft, um sich den vorläufigen Besitz des Landes zu sichern. Auch jetzt rückte Christoph mit

einem Heer in das Herzogthum und hielt bereits die Stadt Schleswig belagert, als Graf Gerhard erschien, um seinen Neffen — Erich war mit Gerhards Schwester vermählt gewesen — zu schützen und das Land unter seine Obhut zu nehmen. Auf's Neue sollte eine große Schlacht den Wendepunkt für die Geschicke des Landes abgeben: sie ward vor der Stadt Schleswig geliefert und endigte wieder mit der vollen Niederlage des dänischen Heeres (1325). 1325.

Der junge Waldemar (V.) behauptete sein Erbe unter Vormundschaft Gerhards, der die Regierung des Herzogthums übernahm. Im weiteren Verlauf des Kampfes gegen den König führten Gerhard und sein Bruder Johann ihr Heer nach Fühnen, worauf die mit dem König zerfallenen Dänen selbst den bereits gekrönten Sohn desselben gefangen nahmen, der König aber Krone und Reich in Stich ließ und mit seinen Schätzen über Meer nach Rostock zu seinen mecklenburgischen Verwandten flüchtete (1326). 1326.

17. Noch in demselben Jahre wählten die dänischen Großen den jungen Herzog Waldemar, damals ein Kind, zum König; gleichzeitig ernannten sie den Grafen Gerhard zum Vormund des Reiches Dänemark (regni Daciae tutor war sein Titel).

Von dem König Waldemar ließ sich Graf Gerhard in einer Urkunde die Versicherung ausstellen, solche auch besonders in die Handfeste oder Wahlkapitulation des Königs, genehmigt auf dem Reichstag vor den versammelten Großen des Reichs, aufnehmen:

„daß das Herzogthum Süderjütland dem Reiche und der Krone Dänemark nicht vereinigt noch verbunden werde, sie kan ein Herr über beide sei."

Man konnte es einem Dänen kaum verdenken, wenn er die Geltung jener Urkunde, der sogenannten Constitutio Waldemariana, anfechten wollte auf Grund der Jugend des Königs,

des Mißbrauchs des vormundschaftlichen Einflusses, wenn er ferner die Genehmigung des Reichraths als verrätherische Handlung der mit Gerhard verbundenen Großen bezeichnete. Aber man ist dänischerseits weiter gegangen und hat die Echtheit der Waldemarschen Urkunde bestritten. In der That ist dieselbe nicht mehr vorhanden; auch fehlen in dem bekanntgemachten Texte der Waldemarschen Handfeste auffällig, aber nicht unerklärlich jene Worte. Es genügt eben, daß die spätere Bestätigung ausdrücklich besagt, daß sie in die Handfeste des Königs Waldemar aufgenommen worden. Wer indeß gewohnt ist, die Wichtigkeit solcher Staatsakten nach der Schwere der Konsequenzen zu beurtheilen, der wird von der Constitutio Waldemariana für die Periode, in der sie ertheilt wurde, nur wenig Aufhebens machen: sie verschwindet gleichsam unter dem Gewicht der damaligen und folgenden Ereignisse, sie wirkt und begründet nicht die Zustände, sie spiegelt sie nur ab. Ihre staatsrechtliche Bedeutung fällt erst in spätere Zeiten, wo ihre Erneuerung eins der Grundsteine der schleswig-holsteinischen Verfassung wurde.

Unbestritten von den Dänen ist wenigstens der darauf folgende Vorgang auf dem Reichstag von Ryeberg. Auf diesem Reichstag — in generali parlamento — übertrug der junge König, mit Zustimmung der Bischöfe des Reichs, der Reichsbeamten und der übrigen Räthe, dem Gerhard und seinen Erben das ganze Herzogthum Jütland (Schleswig), mit allen seinen Grenzen, Gebieten, Inseln u. s. w., allen Regalien, dem dominium utile et directum (dem vollen Eigenthum), und belehnt ihn damit wie mit einem erblichen Fahnenlehn. Er überläßt ihm außerdem alle königliche Vasallen innerhalb der schleswigschen Diöcese (in einem beträchtlichen Landestheil) und behält sich nur das Recht superioris dominii (der Oberherrlichkeit) und der Belehnung.

Dieſer entſcheidende Staatsakt wurde vollzogen den 15. Auguſt 1326. Unangefochten blieb freilich den holſteiniſchen Grafen das neue Erbe nicht; die nächſte Folgezeit ſollte noch eine lange Reihe von Verwirrungen, einen Knäuel von Verträgen und Vertragsbrüchen, fort und fort rollende Gewitter von Kämpfen und Verheerungen mit ſich führen, bevor das Schauenburger Haus in die ruhige Verwaltung des Erbherzogthums eintrat. 1326.

Die Kenntniß der Geſchichte jener Zeiten iſt vielfach ungenügend. So heißt es, daß während einer Abweſenheit Gerhards aus dem Lande (1328?) die Dänen mit großer Macht vor Gottorf gezogen, Graf Johann aber mit den Holſten tapfer widerſtanden und das Schloß entſetzt habe.

18. Die Unzufriedenheit der Dänen war allerdings nicht mehr als gerechtfertigt. Das däniſche Reich war vollkommen in Stücke geriſſen, ſeiner Auflöſung nahe. Die holſteiniſchen Herren und die mit ihnen verbündeten däniſchen Großen ſchalteten und walteten im Lande nach Gutdünken. Biſchöfe und Ritter hatten Theile von Seeland und andrer Provinzen inne, der Troſt Laurenz Janſſon erhielt ganz Langeland nebſt Arroe, Graf Johann war mit Laaland und Falſter belehnt, außerdem war ihm ganz Fühnen verpfändet, Fehmarns Beſitz zugeſichert. Aller Handel und Verkehr kam in den Beſitz der deutſchen Städte, welche nun, ſtatt däniſchen Schutz zu ſuchen oder nur zu dulden, auf Koſten des ohnehin nicht ſtrebſamen Landes — das es im Lauf aller Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, außer der Reſidenz Kopenhagen, nur zu kleinſtädtiſchen Exiſtenzen gebracht hat — ſich zu bereichern und zu heben befliſſen waren. Von däniſchen Anſprüchen gar auf Rügen und die Oſtſeegebiete regte ſich nichts mehr, ſie waren bereits unter König Chriſtoph verſunken.

In Folge der verzweifelten Reichszuſtände wandte ſich auch bald ein bedeutender Theil der Großen zu dem vertriebenen

König Chriſtoph zurück. Selbſt der Graf Johann, vielleicht eiferſüchtig auf die Macht des Vetters, verſprach auf einer Zuſammenkunft in Lübeck dem Chriſtoph gewappnete Hülfe gegen Entſchädigung von zwanzigtauſend Mark, erbliche Belehnung mit Fehmarn, Verpfändung Laalands und Falſters für die Hälfte der obigen Summe. Was endlich ſogar den Grafen Gerhard bewog, in die Herſtellung Chriſtophs zu willigen, iſt nicht vollkommen klar; es fehlt, wie ſchon bemerkt, an genauer Kunde der Ereigniſſe dieſer Zeiten und noch tiefer verbergen ſich meiſt die Triebfedern. „Gerhard — ſagt ein Lübicher Chroniſt — ſah wohl, daß die Dänen viel unbeſtändig waren.“ Thatſache iſt, daß Gerhard ſich die Reichslande, die er in Händen hatte, für die Summe von achtzigtauſend Mark als Forderung von Chriſtoph zu Pfand geben ließ, außerdem erhielt er gewiſſe Pfandbeſitzungen ſeines Vetters Johann in däniſch Wohld und von demſelben Plön nebſt acht Kirchſpielen in Holſtein. Dieſer Graf Johann, der den Vermittler ſpielte, brachte damit, um es beiläufig zu ſagen, nur Opfer, die ihm Dänemark hundertfältig erſetzen ſollte. Er beherrſchte den in ſein Reich zurückgekehrten Herrſcher, vermählte deſſen Sohn (den er zuerſt gefangen genommen) mit ſeiner Tochter und erpreßte die Pfandverſchreibung von Laaland, Schonen, Seeland und eines Sechſtels der Schatzung aus Jütland und Fühnen.

Des jungen Waldemars Schattenkönigſchaft reichte bis
1330 zu Ausgang des Jahres 1330. Damals war er funfzehn Jahre alt. Vielleicht war die vom Grafen Gerhard erkannte Nullität dieſes Abelſchen Nachkömmlings nicht der letzte Grund geweſen, ihn gleich einer Puppe von dem ſchwankenden Thron wieder herabzunehmen, auf den er ihn geſetzt hatte. Gegenwärtig war die Zeit gekommen, den Jüngling in das väterliche Erbe einzuführen, das perſönlich jemals zu ſchützen er freilich keine Hoffnung geben mochte. Die Verträge über dieſen

Vorgang fehlen. Gerhard erhielt als Pfand für die Anwartschaft auf die Nachfolge in Schleswig, falls der Herzog früher unbeweibt sterben würde, die Belehnung mit der Insel Fühnen. Die Akte datirt vom 25. Februar 1330. 1330.

Dies Abkommen hat später seine Früchte getragen, während Johanns Erwerbungen spurlos zu Grunde gegangen sind.

Für den Augenblick konnte die Zwietracht zwischen Dänemark und dem Herzogthum abgethan scheinen, wenn nicht König Christoph, angestachelt durch den Grafen Johann, sich in einen neuen Kampf mit dem Grafen Gerhard eingelassen hatte. Bereits ein paar Jahre früher (1329) hatte dieser einen 1329.
Angriff der Jüten auf Gottorf vereitelt. „Dabei — heißt es in einer Chronik — wurden der Dänen so viele erschlagen und der reichsten so viele gefangen, daß die Holsten reich wurden." Im Jahr 1331 zog nun König Christoph mit 1331.
dänischen und deutschen Rittern wieder aus Jütland in das Herzogthum, er war schon über das Danewirke hinausgerückt: da, auf derselben Lohaide, wo schon einmal die Macht der Dänen gebrochen worden war, begegnete ihm Gerhard und erfocht mit namhaft geringerer Mannschaft*) einen glänzenden Sieg. Im Gewühl der Schlacht stürzte der Graf einmal vom Pferde, einer seiner tapfern Bauern half ihm wieder hinauf mit den Worten: „Brauch nun wieder Deine vorigen Kräfte!" König Christoph und sein ganz zerschlagener blutender Sohn, König Erich, entkamen über die Eider. Zu Kiel ward darauf zwischen dem König und dem Grafen ein neuer Vertrag geschlossen. Gerhard erhielt für die auf einmal rückzuzahlende Summe von hunderttausend Mark Silber, für welche der flüchtige Christoph sich schuldig erkannte und die kein dänischer König damaliger Zeit zum Pfandbesitze aufbringen konnte,

*) Die Bürger von Rendsburg hielten einen erwarteten Zuzug zweifelnder Soldner zurück, um sich erst wegen der Zeche bezahlt zu machen.

außer Nordjütland und Fühnen die sogenannten Königsgüter in Schleswig, derzeit zwei dänischen Rittern zum Pfand überlassen.

1332 König Christoph starb unter dem Schutze Johanns (1332); ihm selbst war kein Schloß seines Reiches, kein eigenes Dach mehr geblieben. Der Versuch eines seiner Söhne, mit Hülfe der Brandenburger und eines Anhangs unter den Jüten und Friesen in das Reich zurückzukehren, endigte mit dessen Nieder-
1331 lage und Gefangennehmung durch die Holsten (1331).

Die holsteinischen Grafen waren nun mehr als je die Herren des Königreichs. Gerhard sprach bereits von dem „Eigenthum unseres Landes“*). Der kleine Graf von Rendsburg und eines vierten Theiles von Holstein war thatsächlich der Gebieter eines fremden Volkes geworden.

Gerhard ließ die Zügel der herzoglichen Regierung auch nach Ablauf seiner Vormundschaft nicht fahren. Er hielt auf Wetterf Hof, der junge Herzog gewöhnlich zu Sonderburg
1111 auf Alsen; seinen Vasallen befahl er (1333), dem Gerhard den Huldigungseid zu leisten, beim Fall erledigten Todes ihm zu dienen.

Erst als Waldemar das einundzwanzigste Jahr erreicht
1336 hatte, legte Gerhard die Regentschaft nieder (1336). Im
1340 einem zu Lübeck abgeschlossenen Vertrag (1340) überließ ihm der Herzog für die Pfandsumme von dreiundvierzigtausend Mark den größeren Theil von „Nordjutland“ (Jütland); davon sollte die Summe von dreizehntausend Mark bezahlt, für sunfundzwanzigtausend Mark aber der noch in Waldemars Händen befindliche Theil verpfändet werden; so ziemlich das ganze Land bis auf Alsen. Während der Zeit der Pfandschaft bekam Gerhard auf's Neue alle landesherrlichen Rechte,

*) Dominium regni nostri. Worte im Fehdebriefe an die Flensburger vom 30. März 1347.

mit Einbegriff der Erhebung aller Einkünfte und Steuern im Herzogthum — Frisland wird im Vertrag nicht namentlich aufgeführt. Man kann nicht sagen, daß er seinem gewesenen Mündel etwas mehr als den Schatten einer Herzogskrone übrig ließ.

Dasselbe Jahr (1340) war aber das Todesjahr des Grafen. Mit einem Heer nach Jütland ziehend, wo es an Regungen des Widerstandes nicht fehlte, erkrankte er in Randers und ward daselbst nächtlicherweile von Niels Ebbesen an der Spitze von sechszig Mann in seinem Hause überfallen und erschlagen. Nur diese nicht sowol dem Patriotismus als einer Privatfehde zuzurechnende blutige That konnte, scheint es, ihm die letzten noch übrigen Schritte zu den Stufen des dänischen Thrones wehren. Es war wol mehr das Mißgeschick, als das Glück und die Ursache der Erfolge dieses gewaltigen Mannes, daß ihm in Dänemark kein seiner würdiger Gegner entgegentrat, daß er nicht mit einem kühnen Schlage, wie Wilhelm der Eroberer England, das Reich sich unterwarf, sondern durch dortige faule Zustände, im störenden Geleit seines Vetters und aus Habgier anarchischer dänischer Großen, unter dem Deckmantel von Reichsverweserschaft, Vormundschaft, Pfandschaft seinen Weg zum Ziel verfolgte. Vielleicht fehlte ihm aber auch jenes entschiedene moralische Uebergewicht des Ehrgeizes, das über alle gemeine Triebfedern erhebt und einen Mann wie ihn, in jener rohen und beutegierigen Zeit bei Freund und Feind zu einem Halbgott erhoben hätte. Die Seinigen, die ihn mit Recht bewunderten und verehrten, nannten ihn den „großen Geerd“; die Dänen, die ihn mit nicht minder Recht haßten, den „kahlen Grafen“. — In dem lateinischen Zorn- und Klagegedicht eines dänischen Geistlichen aus jener Zeit heißt es mit Bezug auf Dänemark und Schleswig:

Eras longe prolongata,
Dominans in Albiam.

Nunc curtata, eclipsata
Vix attingis Eidoram.
Tandem Slea fluvius
Finis fuit ultimus;
Paulatim,
Gradatim,
Refringit,
Restringit
Annis serius Jutiam
— — — —
Quae quondam fuit ancilla
Nunc est tibi Domina
— — — *)

Gerhard der Große hat den staatsrechtlichen Grund zu der Vereinigung Schleswigs und Holsteins gelegt. Er hat der Ausbreitung der deutschen Elemente im Norden den kräftigsten Vorschub geleistet. Er führte zuerst die deutsche Sprache in die öffentlichen Geschäfte des Landes ein; seine und des Herzogs Urkunden sind alle deutsch abgefaßt. Unter seiner Regierung breitete sich die deutsche Bevölkerung im Süden des Herzogthums immer weiter aus. Der holsteinische und deutsche Adel, der ihm bei seinen Kriegen Hülfe leistete — er benutzte

*) Vormals warst du weit dich streckend,
Herrschend über's Elbe-Land,
Nun verstümmelt und verdunkelt
Reichst du nicht zur Eider mal;
Denn war doch der Sleifluß
Deiner Grenzen äußerste;
Allmählich
Bei wenig
Verkürzt sich
Beengt sich
Jene Au' die Jütland trennt
— — — —
Die vor Zeiten deine Magd war (Schleswig),
Ist dir Herrin jetzt geworden

dazu auch die Bauern und deutsche Soldtruppen — gewann immer mehr Boden, freilich auch schon ähnliche Vorrechte und Befreiungen auf seinen Gütern, wie sie in Holstein bestanden. Selbst in der Bezeichnung des Herzogthums trat eine Veränderung ein. Zunächst wird statt der allgemeinen Benennung Jütland (Jutia) einigemal, zuerst 1326, Süderjütland (Sunderjutia) gebräuchlich; im Jahr 1340 wird Waldemar schon Herzog zu Schleswig genannt, in der unter diesem Jahr angeführten Urkunde des Tauschbriefes. Gerhard selbst nannte sich zur Unterscheidung Herzog von Jütland, indem außer den Inseln Fühnen, Arroe u. s. w. ihm Nordjütland angehörte. Fortan wurde die Benennung Herzog zu Schleswig oder von Schleswig bleibend. Aber schon unter König Waldemar II. stellt der dänische Geschichtschreiber und Zeitgenosse Saxo Grammaticus die Jüten den Hedabyern d. i. Schleswigern gegenüber (Juti Canuto Duce, Hethbyenses Suenone u. s. w. p. 254). Daß das Herzogthum vormals als ein Theil Jütlands angesehen wurde, mußte immer mehr vor der Thatsache seiner selbständigen Ablösung vom Königreich in den Hintergrund treten.

19. Gerhards tüchtige Söhne Heinrich und Nikolaus (vulgo Klaus) haben das Werk des Vaters ruhmreich fortgesetzt und unter großen Anfechtungen glücklich beendigt. Heinrich, mit dem Beinamen „der Eiserne", erwarb sich durch kühne Mannskraft und abenteuerlichen ritterlichen Sinn einen Heldennamen im damaligen Europa*). Sein mehr heimisch waltender Bruder ward seines festen Charakters und weisen Sinnes wegen selbst von seinen Gegnern geachtet.

Im hohen Grade erforderten die nächsten Folgezeiten solche Tüchtigkeit zum Schirm des von einem Schwächling regierten Herzogthums.

*) Er war unter andern auch Mitkämpfer der Engländer in der Schlacht von Cressy.

Ein Sohn Christophs des zweiten, Waldemar, mit dem Beinamen Atterdag (Morgen ist auch ein Tag'), im
1340 Jahr 1340 zur Herrschaft gelangt, Retter und Wiederhersteller des aus den Augen gerissenen Königreichs, bestrebte sich während einer fünfunddreißigjährigen Regierung vorzugsweise, das Herzogthum wieder in dänische Gewalt zu bringen.

Unter Vermittlung des Kaisers und des Markgrafen von Brandenburg hatten die mächtigen Grafen ihm zur Ihrengelangung die Hand geboten. Der Vertrag wurde in Spandau (23. Apr. 1340) abgeschlossen und in Lübeck (19. 21. Mai 1340) erneuert. Waldemar empfing die Krone, mußte aber alle Pfandschaften anerkennen, wie sie bestanden. Doch wurde ihm als Mitgift für die Heirath einer Schwester des Herzogs für die Summe von vierundzwanzigtausend Mark ein Theil Jütlands überantwortet. Für erbloses Ableben des Königs, sowie für Friedensbruch von Seiten desselben wurden noch andre Zugeständnisse gemacht.

Der Besitz des Herzogthums Schleswig, worauf es besonders ankam, ward den beiden Grafen noch durch einen
1341 neuen Vertrag zu Sonderburg (23. Juni 1341) gesichert, welcher den früheren ihres Vaters im Wesentlichen bestätigte und in Vollzug setzte. Die Verpfändung galt für zweiundvierzigtausend Mark. Die Einlösung sollte durch den Herzog auf die Weise vor sich gehen, daß er erst Föhring, dann Tondern, dann Gottorf zurückerhielt. Bis dahin blieb den Grafen die Herrschaft. Einzelne Schlösser gaben die Grafen mächtigen Lehnsleuten, Föhring dem vielberufenen Ritter Klaus Lambeck, aus einer Familie von acht in Schleswig begüterten Brüdern.

Seines Vaters Tod rächte Heinrich in demselben Jahr in einem blutigen Treffen bei Skanderborg in Jütland (2. Nov.), in welchem Niels Ebbesen fiel und über zweitausend todte Dänen das Schlachtfeld bedeckten.

Wie wenig Gewähr in den Versprechungen, wie geringe Sicherheit in den Zuständen lag, zeigte sich nach kurzer Waffenruhe. Ein Herr von Anefeld (Ahlefeld) belagerte im J. 1357 mit königlicher Hülfe ein Schloß auf Langeland. Der Herzog schlug ihn aus dem Felde. Da eilte der König persönlich herbei und nöthigte den Herzog, ihm sein Herzogthum aufzutragen (!). Das ließen sich allerdings die Grafen nicht gefallen; auch stellte gleich darauf ein Friedensvertrag den Herzog Waldemar in seinem Rechte wieder her. „Aber es war — bemerkt ein Chronist — ein falscher Friede und ein täuschender Vertrag."

Unmittelbar darauf sieht man Fenkern in den Händen des Königs oder Freund eines Feindes der Grafen und des Herzogs. Jedenfalls muß das Schloß aufs Neue erobert werden, worauf der Kampf sich nach Jütland und Fühnen zieht. Hier wankte sich das Glück. Bei der Belagerung des Schlosses Broberg werden die Holsten — der kriegserfahrene eiserne Heinrich war nicht dabei — von den Dänen geschlagen (Nov. 1357); Graf Klaus soll nur mit Mühe und mit Ver- 1357.
lust eines Auges der Gefangenschaft entkommen sein.

Durch diesen neuen glücklichen Erfolg ermuthigt, wandte sich der König noch in demselben Jahr gegen den Herzog. Erst wurde Langeland weggenommen, dann Alsen angegriffen. Die Gemahlin des Herzogs selbst, Rikardis, öffnete dem König das Schloß Sonderburg, worin er ihr Alsen als Leibgedinge überließ; aber der Herzog sollte keine Gewalt über die Insel haben, auch nur mit zwanzig Begleitern und nicht länger als drei Tage dort verweilen dürfen.

Auf seinem Zuge fuhr der König weiter in die Schlei und brandschatzte die Bewohner Angelns durch Forderungen an Geld, Schiffen und Lebensmitteln. Eben so schlimm erging es Schwansen. Darauf wandte sich der König nach Fehmarn und wüthete auf dieser Insel mit Feuer und

Schwert gegen die Bewohner, die ihm tapfern Widerstand geleistet*). Was von ihnen übrig blieb, mußte ein Lösegeld für das nackte Leben bezahlen; über das neu von ihm befestigte Schloß Glambeck setzte er einen seiner Vögte. Von hier ging er zurück nach Flensburg. „Und überall — schreibt ein dänischer Chronist — trieb er Leistungen ein, Geld, Schiffe und Anderes, was seine Augen begehrten; so daß Furcht und Schrecken und Erstarren über Alle kam, wo er durchzog. Denn er züchtigte Alle (wofür?) maßlos genug mit dem Schwert, mit Brand, Gefangenschaft und Tod, bis sie sich seinem Willen beugten."

Dies dänische Bekenntniß macht es denn auch begreiflich, daß in dem Herzogthum die Abneigung gegen die Dänen stieg und die ehemaligen Bande mit ihrem Inselreich völlig zerrissen wurden.

Im nächsten Jahre vermittelte der Herzog von Pommern eine Sühne zwischen dem König und den Grafen. Demungeachtet mußte Fehmarn mit gewappneter Hand wieder erobert werden. Die Sache des Herzogs wurde auf dem
1360 Reichstage zu Kallundborg entschieden (24. Mai 1360). Herzog Waldemar nebst Sohn (Heinrich) und deren Erben sollten alle Rechte haben, wie die früheren Herzöge.

1359 Dem Herzog Waldemar war es im Jahre 1359 gelungen, sich die Nordfrisen zu unterwerfen. Die in den Händen der Grafen befindlichen Pfandschaften konnte er jedoch nicht einlösen. Von dem Wenigen aber, was er besaß, gab er die Rechte auf, welche ihm und dem Herzogthum bis dahin
1361 (1361) über die Besitzungen des Ripener Bischofs zu Mögeltondern zugestanden und bewirkte dadurch, daß dieser Theil Schleswigs später mit dem Königreich Dänemark in unmittelbare Verbindung gesetzt wurde.

*) Der König hatte bereits in Mecklenburg (1352) die altbarbarische Sitte des Nasen- und Ohrenabschneidens ausgeübt.

20. Viel Böses hatte der König dem Herzogthum zugefügt, ohne seiner Herr zu werden: Schlimmeres stand bevor, hätten die Städte nicht seine Macht gebrochen. Jedenfalls verdienen diese auf das Schicksal des Herzogthums einflußreichen Vorgänge eine kurze Erwähnung.

Nach glücklicher Wiedergewinnung Schonens, dieses altdänischen Besitzes in Süd-Schweden, wandte der König seine Flotte auch gegen die Insel Gothland, ein Zubehör des schwedischen Reiches, zugleich aber Mittelpunkt des deutschen Handels in der Ostsee, mit der Hauptstadt Wisby, die seit langer Zeit der Sitz zahlreicher deutscher Kaufleute und einer der reichsten Stapelplätze des damaligen Europa war.

Kurz vorher hatte der König einen Vertrag mit Lübeck und den Ostseestädten abgeschlossen. Dies konnte jedoch seine Begierde nach den reichen Schätzen der Insel nicht zügeln. Er griff Wisby an, nahm es mit Gewalt und plünderte die Häuser und Waarenlager ihrer Bewohner, so daß er schwerbeladen von diesem Wikingerzuge alten Stils in die Heimath zurückkehrte. Die Stadt sank in Trümmern, der Handel suchte andere Wege; Waldemar Atterdag fügte aber zu dem Titel „König der Wenden" (s. früher) prahlend auch den Titel eines Königs der Gothen hinzu. Solch barbarisches und zugleich lächerliches Gebahren hat es mit der Titulatur, welche seitdem die Könige Dänemarks bis auf den heutigen Tag fortführen. Ein ewiges Andenken der Habsucht und des Grimms eines dänischen Königs gegen die Ausländer, die doch zuerst die Güter des Friedens in den unwegsamen Norden gebracht hatten. Denn schon von den Dänen der früheren Jahrhunderte meldet der alte Lübecker Chronist Helmold: sie haben durch das lange Zusammenleben mit den Deutschen sich deutsche Gebräuche angeeignet und richten sich in der Kleidung und Bewaffnung nach den andern Nationen und gingen sie vorhin in Schifferkleidern, als ein seefahrendes und Küstenvolk, jetzt tragen sie

nicht blos Scharlach mit Rauchwerk verbrämt, sondern auch Purpur und köstliche Leinewand. Denn sie haben Ueberfluß an Reichthum vermöge der jährlichen schonischen Fischerei, zu denen sich die Kaufleute von allen umliegenden Nationen drängen und Gold und Silber und alle Kostbarkeiten bringen, um ihnen den Hering, den sie durch Gottes Güte umsonst haben, abzukaufen und die geringe Waare mit dem Köstlichsten, was sie haben, manchmal mit ihrem eigenen Leben als Schiffbrüchige zu bezahlen.

Wisby's Zerstörung war der Anfang neuer heftiger Kämpfe, durch welche sich die Stellung der Deutschen zu den Dänen im Norden entscheiden sollte.

Gemeinsames Interesse führte damals die Städte mit den norddeutschen Fürsten zusammen. Der erste Angriff der Ost-
1365 seestädte auf Schonen mißglückte, wofür Lübecks Bürgermeister, gut republikanisch, zu Hause mit dem Tode büßen mußte. Wußte der König, vom Glück begünstigt, anfangs auch die Verbündeten zu trennen. Gothland gab er dem norwegischen König Hakon, der aus seinem Gefangenen auf höchst unritterliche Weise sein Schwager geworden, Fehmarn verlieh er dem holsteinischen Grafen Adolf von der Plöner Linie, mit den andern Grafen machte er Frieden zu Kolding (1365), mit den Städten in demselben Jahre — so entzündete er doch bald wieder den Krieg durch gesteigerten Uebermuth, wie er allezeit bei den Dänen nach günstigen Erfolgen und Friedensschlüssen eingetreten ist. In Schonen wurden die deutschen Niederlassungen bedrängt und beraubt, und nirgends war Recht dafür zu finden. Da beschlossen die Hansestädte allesammt auf einer Versammlung zu Köln im
1367 Jahr 1367 den Krieg und gleichzeitig rüsteten mit ihnen die Grafen Heinrich und Klaus und andre norddeutsche Fürsten.

Als die Städte dem König ihre Fehdebriefe sandten, wird diesem das höhnende Wort in den Mund gelegt:

Seven u seventig Hensen
Heft seven u seventig Gensen,
Wo mi de Gensen nicht en biten,
Na de Hensen frage ik nicht en Skiten.

Derselbe König wartete indeß nicht einmal den Angriff ab, sondern bestieg, als die deutschen Segel sich näherten, ein mit Schätzen reich beladenes Schiff und überließ, wie sein Vater Christoph, das schwerbedrohte Reich den Stürmen, die er heraufbeschworen hatte.

Die dänischen Großen, mit dem zum „Hauptmann des Reiches" ernannten Marschall Henning Putbus an der Spitze, konnten damals nur mit großen Opfern und tiefer Demüthigung den völligen Untergang des Reiches abwenden. Die Hansen zerstörten vorher die Handelsplätze am Belt, die Holsten eroberten Jütland und ihre Grafen schienen nicht übel geneigt, die Pläne ihres Vaters vollständig wieder aufzunehmen. Da schloß Dänemark mit den Städten, nach vorläufiger Vereinbarung in Stralsund (1369) den denkwürdigen Frieden vom 24. Mai 1370, worin es sich verpflichtete, künftig nur 1370.
mit dem Rathe der Städte sich einen König zu wählen. Bis zum Abtrag der Entschädigungssumme erhielten die Städte die wichtigsten Schlösser in Schonen, das ganze Küstenland zur Verfügung. Und derselbe deutsche Kaiser (Karl IV.), der sich nicht entblödet hatte, seinem guten Freund dem König von Dänemark die Einkünfte Lübecks zu verbriefen, sah sich veranlaßt, dem flüchtigen Waldemar bei sich in seiner Stadt Prag die Einkünfte des Prager Zolls zu überlassen. Nach einem späteren persönlichen Besuche in Lübeck, wo er mit Ueberraschung die Macht und den Glanz der Stadt mit Augen vor sich sah, wandte er freilich dem Norden Deutschlands größere Aufmerksamkeit zu, als die meisten seiner Nachfolger. Den Rendsburger Grafen bestätigte er den Gottorfer Zoll „als einen der von Uns und dem Reiche zu Lehn rühret" (1375). 1375.

Die holsteinischen Grafen waren in dem erwähnten Stralsunder Friedensvertrag nicht mit einbegriffen gewesen. Als der König sich die Rückkehr bahnte, dauerte die Feindschaft fort, bis unter Vermittlung der mecklenburgischen Fürsten auch hier eine kurze Ruhe eintrat. Die Grafen gaben Jütland heraus. Was die Süderjüten betrifft — so lauten die
1373 Worte des Vertrags vom 24. Jan. 1373 —, so sollen sie ihm (dem Herzog) thun, wie sie ihm pflichtig sind, und sind sie dem König etwas pflichtig, das thun sie dem König. Im Uebrigen sollten die alten Sühnbriefe erneuert werden: „auch kann man ein Ding bedenken, das nützlich ist, daß diese Herren keine Feinde mehr werden, so soll man es mit in den Brief schreiben."

Die Hauptsache, die Entscheidung über das Herzogthum, wurde umgangen, und — was der König nur bedenken konnte — das Herzogthum, dessen Titularherrscher von Abels Stamm nunmehr Herzog Heinrich war, wieder an sich zu bringen, wurde von ihm nicht verabsäumt. Seiner Waffengewalt erlagen die durch furchtbare Manndränken (Sturmfluthen) heimgesuchten Friesen; jedes Haus mußte ihm ein Pfund Sterling zahlen. Von der Witwe Rikardis ließ er sich mit der Vormundschaft ihr ganzes Leibgedinge übertragen; vom Plöner Grafen Adolf löste er Hadersleben; den schwachen Herzog selbst nahm er zuletzt gefangen und ließ sich von ihm das Recht der Einlösung Bettorfs geben und zwar sollten alle seine (des Königs) Kriegskosten auf das Schloß geschlagen werden und der Herzog sollte es erst wieder erhalten, bis diese und alle andern Pfandsummen zurückbezahlt wären, — also bis auf unabsehliche Zeit.

Die Grafen, noch immer im Besitz des Südens von Schleswig bis Flensburg (dies einbegriffen), verweigerten selbstverständig die angebotene Einlösung.

1378 Mittlerweile starb Herzog Heinrich (1375). Seine Ge-

mahlin that wie seine Mutter, sie begab sich in den Schutz des Königs. Nun schwankten erst recht die Loose zwischen Dänemark und Deutschland. Im Innern bekämpfte sich deutsches und dänisches Wesen um die Herrschaft. Der äußere Ausschlag konnte nur durch Waffengewalt erfolgen. Aber Waldemar war nicht zum zweitenmal berufen. Er starb unbeerbt in demselben Jahr (1375), wie der gleichfalls unbeerbte 1375.
Herzog*). Das Geschlecht der Waldemare, das auf Svend Estrithson zurückgeht, war nun in beiden Linien erloschen. Oft hatten sie um das Herzogthum und um das Königreich gestritten; nun waren beide Herrschaften fast auf einmal erledigt.

21. Auf den dänischen Thron ward der junge Olaf gehoben, Waldemars Schwestersohn vom norwegischen König Hakon. Seine für ihn regierende Mutter, die berühmte Margarethe, richtete ihren staatsmännischen Blick vor Allem auf den skandinavischen Norden, dessen Vereinigung das nächste Ziel ihres Strebens war.

Vor Hakons Wahl hatten es die Grafen mit einem andern Kronprätendenten, dem Schwedenkönig Albrecht (von Mecklenburg) gehalten, von dem sie sich das „ganze Herzogthum zu Jütland" zusagen und auch Nordfriesland verpfänden ließen. Albrechts Ansprüche waren nicht von Erfolg begleitet. Indeß trat zwischen den Mecklenburgern und Margarethe ein Waffenstillstand ein, der auch die Grafen mitbegriff.

Diese hatten sich sogleich in den vollen Besitz des Herzog-

*) Selbst auf ein wichtiges Besitzthum in Holstein hatte er bereits sein Auge gerichtet gehabt, auf die Haseldorfer Marsch an der Elbe, den Erzbischöfen von Bremen gehörig, gewöhnlich an Ritter verpfändet, die nicht selten Ueberfälle und Raubzüge gegen die Holsten machten. Die dazu treffliche Lage des Ländchens hatte den König gereizt; er suchte sich die Pfandschaft für 6000 Mark zu erwerben, nach seiner Aeußerung: „auf des Landes Verderb zu Holstein."

thums und der festen Schlösser setzt, theils mit Gewalt, theils, wie man sagte, durch Bestechung mehrerer königlicher Hauptleute. Vergeblich bot Margarethe bei einer Zusammenkunft in Tondern die Hand zum Frieden und den Eiden. Im aktuellen Besitz des Ganzen gingen die Grafen um so weniger auf eine Annäherung ein, welche den zuverlässigsten und treuesten Theil betraf.

Von dänischer Seite wurde das Herzogthum in Ruhe gelassen: es kam eine ungewohnte längere Zeit, wo die Waffen keine Arbeit hatten. Für Margarethe galt es, das Königreich aus tiefem Verfall wieder aufzurichten, die verschleuderten Hülfsquellen desselben zu sammeln, Ansprüche ihres noch unmündigen Sohnes, der auch König in Norwegen war, auf den schwedischen Thron zu verfolgen. Für alle diese Zwecke musste sie den Zusammenstoß mit den deutschen Interessen vermeiden.

Die Königin entschloß sich, mit dem alten Grafen Klaus, der den hinterlassenen drei Söhnen seines tapfern Bruders treu zur Seite blieb, zu einem endlichen friedlichen Austrag zu kommen. Sie stammte für das Recht der Grafen auf Schleswig nicht an und schloß mit ihnen keinen Frieden, so lief sie Gefahr, auch die Lehnshoheit zu verlieren und das Land als freies Eigenthum von den Grafen behandelt zu sehen. Bereits war mit den friesischen Harden der Anfang gemacht, welche die Erbitterung gegen Dänemark den Grafen zugeführt hatte.

1386 Am 15. Aug. 1386 kam es zum Friedensvertrag. Die Lübsche Chronik nennt genau die Punkte, welche hier festgesetzt wurden. Zum ersten, daß die Holstenherren sollen heißen das Herzogthum zu Schleswig, Kindeskind zu erben und davon sollen sie Mannschaft und Dienste dem Reiche thun. Das Andre war, daß nur Einer von der Herrschaft der Holsten soll regieren, der Herr heißen und Herzog von Schleswig. Das Dritte, daß sie beidertheils keinen Krieg mehr

haben sollen. wenn Unfriede entstehe, sollen die Dänen zwei aus dem Rathe der Holsten wählen und die Holsten zwei aus dem Rath des Reiches, diese Vier sollen den Zwist vergleichen oder einen Obmann ernennen, bei dessen Ausspruch es sein Bewenden haben soll. Das Vierte betraf den Besitz eines festen Schlosses auf Langeland; dafür ward den Holsten die Herrschaft der Ärösen zuerkannt, vorläufig auf drei Jahre; nach Ablauf dieser Zeit konnte es so bleiben oder zu einem Austausch kommen. Endlich wurden gegenseitig Unterstützung gegen Feinde und ein Landfrieden gegen Räuber bedungen.

Ueber die Hauptpunkte, den Besitz des Herzogthums und das Erbrecht der Schauenburger läßt sich eine andre Chronik noch näher aus. „In dem Herzogthum soll der älteste Graf die Herrschaft besitzen und läßt er einen Sohn nach, so ist der älteste Herzog; stirbt er aber ohne Söhne, so soll der älteste Bruder Herzog sein; sind keine Brüder da, so fällt die Herrschaft an den nächsten Vetter.“ So sind dies vielleicht nicht die Worte des Vertrags, aber es ist die Auffassung, welche hundert Jahr später die herrschende war.

Auf dem Grund dieser Bestimmungen fand die feierliche Belehnung statt, deren dieselbe Quelle und ausführlicher ein andrer Chronist gedenkt. Mit Zustimmung aller Räthe des Reichs ertheilten Margarethe und Olaf, auf dem königlichen Thron sitzend, in Gegenwart vieler Bischöfe, Prälaten und Ritter aus Dänemark und Holstein, dem Grafen Gerhard (Neffen des Grafen Klaus) und seinen Söhnen durch Reichung der Fahne die Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig, „dasselbe ewig zu besitzen.“

Eine Urkunde der Belehnung ist nicht vorhanden; sie fehlte schon im folgenden Jahrhundert. Aber die Sache ist bestimmt und ausführlich überliefert, auch gerichtlich bezeugt, so daß für Zweifel und Zweifel kein Raum bleibt. Daß dänische List schon damals etwas ausgeklügelt habe, was

hinterher der Gültigkeit des Aktes Abbruch zu thun vermöchte, wird wenigstens erst zu erwarten sein.

22. Der Friede dauerte noch am Ausgang des Jahrhunderts. Im geeinigten Schleswig herrschte ungestört als Herzog Graf Gerhard der sechste. Im Nachbarlande Holstein war dagegen die Herrschaft wieder in die Brüche gegangen, die Besitzthümer der drei Grafen lagen noch zerstreuter und durch einander gewürfelter als früher. Dagegen hielt die „Mannschaft" fest an der staatsrechtlichen Einheit des Landes und wußte sie auf den neuen Erwerb des Grafenhauses, auf Schleswig auszudehnen, wo die holsteinischen Ritter sich gerade in der letzten Periode immer mehr festgesetzt hatten. Der Gemeinschaft des Regenten war damit ein zweites Band der Einheit hinzugefügt worden.

Großes Familienunglück traf indeß die Schauenburger. Der erste schleswigsche Herzog, der genannte Gerhard, fand in jungen Jahren seinen Tod bei einem Angriffskriege gegen die Dithmarschen, in der fürchterlichen Niederlage bei der Süderhamme, welche auch dreihundert eisengepanzerten, goldbehelmten Rittern das Leben kostete. Der eine seiner beiden Brüder war noch vor ihm gestorben, der andre Geistlicher (Bischof von Halberstadt) geworden. Er selber hinterließ zwei unmündige Kinder. Der vor kurzem noch so blühende Stamm Gerhard des Großen war auf diesen geistlichen Herrn und die schwachen Kinder beschränkt und dem sich neigenden Hause stand nunmehr das neu erstarkte Dänemark mit der ganzen Macht des vereinigten skandinavischen Nordens gegenüber. Denn nach dem Tode ihres Sohnes hatte Margarethe dem in Dänemark erzogenen Prinzen Erich von Pommern nicht allein die Nachfolge in Dänemark und Norwegen, sondern auch den schwedischen Thron verschafft und bald darauf die
1397 Union der drei Reiche zu Kalmar bewirkt (1397). Zwar kamen die Bestimmungen, die dort mit den versam-

melten Reichsräthen wegen dauernder Vereinigung der drei Reiche getroffen werden, nicht zu urkundlicher Vollziehung, gewannen aber doch großentheils wirkliche Geltung: namentlich sollten alle Kriege unter dem gemeinsamen König gemeinsam geführt werden.

23. König Erich nahm sogleich nach alter Weise für die unmündigen Kinder des Herzogs Gerhard die Vormundschaft als Lehnsherr Schleswigs in Anspruch. Die Räthe des Landes, mit dem aus Holstein gebürtigen Trost Erich Krummendick an der Spitze, übergaben, anstatt den zurückgekehrten Oheim, den Bischof Heinrich, zu berücksichtigen, ihm und Margarethe die Vormundschaft. Der älteste Sohn ward zur Erziehung nach Dänemark gesandt: schon ein ungünstiges Zeichen. Ein noch ungünstigeres war es, daß die Herzogin Witwe ein Gebot an die sogenannten Königs-Friesen ergehen ließ, der Frau Königin Margarethe zu huldigen (1405). 1403
Dazu kam, daß der Bischof von Schleswig das Schloß Schwabstedt an der friesischen Grenze und das Schloß Stubbe an der Schlei dem König verpfändete. Ebenso wurden mehrere feste Schlösser im nördlichen Schleswig ihren Inhabern kaum abgekauft. Die Dänen bauten auf diese Weise immer festeren Fuß, trieben Steuern ein und achteten der bestehenden Rechte nicht. Schon streckte Margarethe ihre Hände nach dem Besitze Gottorfs aus; nur ein Zufall, sagt man, soll das Schloß gerettet haben.

Jetzt gingen aber der Herzogin Witwe und den Rittern die Augen auf. Erstere trat mit dem Grafen Heinrich in Verbindung und rief ihren Sohn zurück. — Die Ritterschaft sagte sich von Dänemark los. Gleichzeitig griffen die Ritterbrüder das Schloß Schwabstedt an. Auch sonstige Feindseligkeiten, nach schlimmer Art der Zeit, wurden verübt, jütische Hakelskerleute beraubt, dänische Gesandte auf dem Wege nach Lübeck überfallen. Dann forderte der König die Herzogin zu

Rechenschaft vor den dänischen Reichsrath. Als sie sich dem nicht fügte, wurde sie zu Kolding als Mitwisserin verurtheilt
1109 (1109). Den Grafen Heinrich aber, der zu Kolding erschienen war, lud der König verrätherisch ein, ihm nach Fühnen zu folgen. Als er ihn dort in seiner Gewalt hatte, nöthigte er ihn, für die Summe von zehntausend Mark als Schadenersatz, Flensburg und Riehuus auf ein Jahr zu verpfänden und nahm sofort, ohne die vertragsmäßigen Fristen abzuwarten, Besitz von Stadt und Schloß.

24. Nun brach wieder für längere Zeit die Flamme des Krieges aus, nur zeitweilig durch Waffenstillstände und Unterhandlungen unterbrochen, dann desto heftiger lodernd, bis der feindliche Gegensatz der dänischen und deutschen Ansprüche noch einmal auf das Vollständigste durchgekämpft war und nach manchen Wechselfällen zuletzt das Recht der Holsten vollständig obgesiegt hatte.

Der Anfang des Krieges ging nicht unmittelbar von den Fürsten aus. Die in den Frieden nicht aufgenommenen Ritter bemächtigten sich der Schlösser des völlig dänisch gesinnten schleswigschen Bischofs, nahmen ihn selbst gefangen und entließen ihn nur für ein beträchtliches Lösegeld. Dem klageführenden Bischof stellte man herzoglicherseits entgegen, wie er ein Rath des Herzogthums sei und als solcher die Treue gebrochen hätte. Den Dänen gab dies und die Haltung der Friesen erwünschten Vorwand, das Herzogthum zu überziehen. Aber auch aus dem alten Stammland der Schauenburger war bereits Zuzug unter einem Vetter Adolf diesseit der Elbe eingetroffen; auch die Lüneburger Fürsten, Brüder der Herzogin, hatten Mannschaft herbeigeführt. Der König, zur festgesetzten Zeit aufgefordert Flensburg zu räumen, verweigerte dies und sandte sein Heer gegen die Friesen, zur Züchtigung, weil sie ihm überall feindlich entgegen getreten waren.

Am 12. August 1410 begegnete zwischen Eggebeck 1410.
und Jörl das königliche Heer den deutschen Fürsten und ward, obwohl überlegen an Zahl — man rechnete nahe fünf Dänen auf einen Deutschen — gänzlich geschlagen, seiner Anführer beraubt und glänzender Rüstung verlustig. Dieser Sieg, sagt ein Chronik, gab fortan den Holsten ein kühnes Herz zum Kampfe wider die Dänen. Siebenhundert Friesen sollen entscheidenden Antheil daran genommen haben; auch dem Grafen von Schauenburg und seiner Mannschaft wird großes Lob beigelegt. Von nun an verfechten auch die Friesen mit Kraft und Nachdruck nicht blos ihre eigene, sondern auch des gesammten Landes Unabhängigkeit. Die Lübecker meinten, hätte man damals gleich die gewonnenen Vortheile rasch und kräftig verfolgt, habe viel des späteren Uebels gewahrt werden können.

25. Das Gewirr der nachfolgenden Zeiten ist in der That so schwer und groß, daß man beim Erzählenhören fast die Geduld verliert und noch weniger begreifen kann, wie solches den Menschen jener Zeit zu durchleben und zu ertragen auch nur möglich war. Zum Faden in dem blutschlüpferigen Labyrinth der Kämpfe und Verträge mag die nachstehende Uebersicht der Hauptereignisse dienen.

Zunächst ist es die eigene Verwandtschaft der Herzogin Wittwe und ihrer minderjährigen Kinder, welche theils gerade zu, theils durch schlechte Führung der Sache den Gegnern das Uebergewicht gibt und den Schauenburger Namen auf das eine Wotterf, wie es einst der Ahnherr besaß, zurückdrängt. Alsdann verläßt auch eine große Anzahl deutsch schleswigscher Ritter die bedrängten Fürsten. Werthvolle Freunde haben sie einzig an den Friesen. Selbst Lübeck verbündet sich mit Dänemark; zur See helfen nur die piratischen Vitalienbrüder. Auch der dermalige deutsche Kaiser verfehlt nicht, das drohende dänische Uebergewicht an der Mark des Reiches seinerseits zu

vervollkommnen und dem König und Reiche Dänemark ganz „Süderjütland" gnädigst zuzusprechen. Zwanzig wüste Jahre und auf solche Weise verflossen. Endlich kommen die Ostseestädte zur Erkenntniß, daß auch ihre Sache in Schleswig verfochten wird. Während sie Dänemark zur See bekriegen, gehen die Holsten wieder zu Lande vor. Der Krieg endigt dann nicht allein mit dem Verluste Schleswigs für die Dänen, sondern mit Empörung in Schweden, Unruhen in Dänemark selbst, endlich mit der Flucht des Königs aus seinen Staaten, alle mit dem nicht ungewöhnlichen Ausgang der heftigsten Gegner Schleswigs auf dänischem Thron. Des Herzogs Erbrecht auf Schleswig wird von dem neuen König unter Zustimmung des gesammten Reichsrathes feierlich bestätigt.

Dies sind die fahlen Umrisse eines Kampfes, in welchem die Hülfsquellen dreier Reiche gegen die Unabhängigkeit des kleinen Schleswig entboten wurden. Laokoon mit seinen Kindern von den grossen Seeschlangen umringelt, würde für die Ausdauung der ersten Hälfte dieses Kampfes das treffende Bild abgeben, wäre es nicht aus den unerquicklichsten Details zusammenzusetzen, welche den heroischen Eindruck des Ganzen nur schwer aufkommen lassen.

26. Der verstorbene wackere Graf Klaus hatte eine Tochter, Elisabeth, vermählt mit einem mecklenburgischen Junker, hinterlassen, welche gleich nach dem Tode ihres Vaters Ansprüche auf Einkünfte und Besitzungen in dem Herzogthum gemacht, dieselben jedoch dem Grafen Gerhard vertragsmässig zu Pfand überlassen hatte. Uneingedenk des Vertrags und unwürdig ihres Vaters übergab diese Frau ihre Besitzungen in Apenrade und in Angeln der Königin Margarethe
1411. zu Pfand (1411). Durch einen noch günstigeren Vertrag erlangte letztere für einen Waffenstillstand von fünf Jahren Flensburg und Riebuus für den König, für sich selbst Tondern und für den Bischof von Schleswig die Rückgabe

ſeiner militairiſch wichtigen Schlöſſer. Däniſches Geld eröffnete ihr zum Ueberfluß Hadersleben. Den Grafen verblieb nur Alſen, Arroe und Gottorf. Nach däniſchem Recht ſollte weiterer Streit durch je ſechs Schiedsrichter aus dem Königreich und dem Herzogthum entſchieden werden. Und während früher nur von einer Vormundſchaft über die jungen Herzöge die Rede war, wurde jetzt ſchon die Belehnung ſelbſt in Zweifel gezogen, wenn auch nur deshalb, weil die verſuchte Nothwehr als Felonie, als Bruch der Lehnstreue gedeutet werden ſollte.

Dem gegenüber machten die Freunde der Herzöge unter Anführung des Erich Krummendiek einen kühnen Angriff auf Flensburg (1412). Die Stadt nahmen ſie ein, aber der 1412
König behauptete die Burg. Zu einem neuen Schiedsſpruch brachte es nun Margarethe durch den Herzog Ulrich von Mecklenburg, der ſich kurz vorher gegen jährlichen Sold in däniſche Dienſte begeben hatte. Sein Spruch lautete auf Rückgabe der Stadt; auch ſollte die in den Roldinger Verträgen feſtgeſetzte Friedenszeit auf drei Jahr beſchränkt werden.

Die Dänen glaubten nun, ſich an den Flensburgern rächen zu müſſen. Margarethe, ſo erzählt der Lübiſche Chroniſt Reimer Kock, ließ Alle aufgreifen, von denen ihr gemeldet war, daß ſie Verräther ſeien: ſie ließ einen Theil köpfen, einen Theil radebrechen, einen Theil hängen. Darunter waren Rathmänner der Stadt, auch zwei Prieſter.

Es waren die letzten Lebenstage, welche die Königin Margarethe durch dieſe Grauſamkeiten befleckte: ſie ſollte den Flensburger Hafen nur als Leiche verlaſſen († Oktob. 1412). Die gewaltige Frau war in den letzten Lebensjahren ungeſtümer auf das Ziel losgegangen, deſſen Erringung ſich ihre Klugheit nach vollbrachter Einigung der drei Reiche aufgeſpart hatte. Doch hatte ſie, im Gegenſatz zu ihrem Nachfolger, bis dahin

die Wege einer Unterhandlungen der Entscheidung der Waffen vorgezogen.

Der neue Vormund der Herzogin-Witwe und ihrer Söhne, der Lüneburger Herzog Heinrich, war in der Vertheidigung ihrer Rechte nicht glücklicher als der gräfliche Oheim. Als er für seine Mündel um das Lehn des Herzogthums nachsuchte, forderte der König, daß der obwaltende Streit durch die zwölf Schiedsrichter nach dänischem Recht entschieden werden solle, wogegen der Vormund protestirte. Erich ließ nun einen förmlichen Lehnsprozeß einleiten. Geladen wurden der Herzog-Vormund, die Herzogin-Mutter und ihre Kinder, auch die Ritter des Landes. Am bestimmten Tage, den 29. Juli
1413. 1413, war das dänische Parlament versammelt und der Bischof von Ratzeburg verkündigte als Kanzler des Reichs:

„daß die genannten Personen alle der Felonie schuldig, unrechtmäßig im Besitz des Herzogthums und aus demselben zu entfernen seien, welches an den Landesherrn und das dänische Reich zurückfalle und daß diesem außerdem aller aus dem Lande gezogener Nutzen und aller ihm zugefügter Schaden vollständig ersetzt werden solle."

Diesen Ausspruch, dem weder formelles noch materielles Recht zur Seite stand, durch welchen unmündige Kinder ihres Erbrechtes verlustig erklärt wurden, bestätigte zwei Jahr später der jetzt auch vertriebene deutsche Kaiser Sigmund (von
1415. Ungarn), in einer Akte vom 14. Juni 1415.

Der junge Herzog Heinrich der Vierte übernahm nun selbst für sich und seine Brüder die Führung der Sache. Der von Gottorf abziehende Lüneburger Oheim ließ sich für vierzigtausend Mark, die er als seine Kosten berechnete, Gottorf und außerdem Schlösser in Holstein verpfänden. Der Vaterbruder lag in Holstein und rührte sich nicht. Manch Schloß und Gut war in der Zeit der Noth an die Ritter verpfändet. Jetzt begannen sie in Haufen abzufallen und zur

Partei des Königs überzugehen. Auch die Ditmarschen waren Verbündete der Dänen und befeindeten darum die friesischen Nachbarn, die es mit den Herzögen hielten.

Denn gerade jetzt, in der Zeit der Noth, erklärten die drei Lande Eiderstedt, Everschop und Utholm, daß sie sich den drei Brüdern Heinrich, Adolf und Gerhard zu Unterthanen gegeben hätten, ihnen helfen und Alles, was sie pflichtig, thun wollten (1414). Ein großer Trost für die 1414.
Herzöge, dagegen die Friesen von den Herzögen in ihren (meist unglücklichen) Kriegen gegen die Ditmarschen nur geringe Hülfe sich versprechen konnten.

Große kriegerische Rüstungen unternahm nun der König in Schleswig: er führte Befestigungen auf an der Schlei und andern Plätzen. Persönlich fuhr er nach Fehmern, das sich ihm diesmal ohne Widerstand ergab und Huldigung leistete. Dennoch nahm er nach dreimonatlichem Aufenthalt zwanzig Bewohner mit sich und peinigte sie zu Tode, weil die Insel die zwanzigtausend Mark nicht zahlen konnte, für welche er ihr das Absterben von Brand und Verwüstung zugesagt hatte.

Unterdeß hatte der junge Herzog für Abtretung der Stadt Kiel des väterlichen Theils Unterstützung erlangt (1415). Beide schlugen nun tapfer darauf los. Bei einem Ausfall aus der Stadt Schleswig brachten sie dem königlichen Heer beträchtlichen Verlust bei: Wedelspang und die andern Burgen im Süden wurden von den Dänen geräumt; eilig zogen sie sich zurück (1416). Darauf ging es rasch gegen Fehmern, das 1416.
nur zu gern die dänische Krone gegen das Nesselblatt vertauschte. Das von den Dänen wohlbefestigte Schloß wurde genommen. Allmählich kam auch Zuzug aus dem Mecklenburgischen, Lüneburgischen, Schauenburgischen. Man konnte dem abtrünnigen Ritter Erich Krummendick Sondern wieder entreißen. Mehrere friesische Harden folgten dem Beispiel der

oben angeführten Landschaften. Als der vertriebene Ritter mit einem dänischen Heer zurückkehrte, schlugen die Friesen dasselbe auf eigene Hand, „denn sie wollten lieber unter den Holsten sein als unter den Dänen", wie ein Ehronist sagt. Verbündete zur See waren die Vitalienbrüder: Herzog und Graf hatten den Beistand dieser kühnen Freibeuter angerufen, welche noch immer das Meer mit ihren Schiffen füllten und sich bereitwillig dem Kampfe gegen den Herrscher der drei nordischen Reiche anschlossen. Sie selbst, die Schauenburger, besaßen weder vor noch nach eine nur nennenswerthe Seemacht, wiewol Mannschaft und Material auserlesen und in Fülle ihnen zu Gebot gestanden hätte — ein beklagenswerther Mangel in ihren Kriegskämpfen gegen das mit Flotten ausgerüstete Königreich, insbesondere aber zum großen Nachtheil für die der dänischen Rache ausgesetzten Küsten und Inseln des Herzogthums.

Jetzt bot Erich die Macht seiner drei Kronen auf. Man schätzte die Rüstung des Jahrs, ohne Zweifel übertrieben, auf hunderttausend Mann. Zur See war der Danebrog entschieden im Uebergewicht: der Lübsche Reichsadler wehte ihm nicht feindlich gegenüber. Dazu hatte der König den Kaiser auf seiner Seite, der, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch seinen Einfluß auf die norddeutschen Fürsten und Städte in Betracht kam. Eigenthümliche Umstände hatten außerdem Lübeck und die Ostseestädte auf Seite des Königs gezogen.

In Lübeck war Volk und Rath in mächtigem Zwist gewesen. Der Rath hatte obgesiegt und schloß sich dem König Erich an aus Dankbarkeit, weil er vierhundert Lübecker Bürger, von ihm in Schonen aufgegriffen und gefangen gesetzt, ohne Lösegeld freigegeben hatte. Durch Lübecks Einfluß wurden dann auch die andern Seestädte gewonnen und zu feindlichen Maßregeln gegen das Land verleitet.

27. Ein verheerender Wirbel von Ereignissen überzog

das Herzogthum. Der König kam mit starker Flotte angefahren. Während Herzog Heinrich einen Zug gegen Flensburg unternommen, erschien der Feind plötzlich hinter seinem Rücken auf der Schlei und nöthigte die Stadt Schleswig zur Uebergabe. Das Schloß Gottorf hielt sich. Auch die Eiderstedter wurden zur Strafe von den Dänen heimgesucht und gebrandschatzt. Der gedrängte Herzog verpflichtete sich damals zu Frieden und Freundschaft mit dem König; zweiundfünfzig Ritter versprachen, den Herzögen keinen Beistand gegen den König zu leisten.

In dieser äußersten Noth leisteten zuerst die Hamburger Hülfe. Graf Heinrich kam nach Hamburg, der altholsteinischen, von seinen Vorfahren begünstigten Stadt. Ein Chronist erzählt, daß es lebhaften Eindruck auf die Einwohner machte, als der bejahrte und gelähmte Graf von seinem Wagen aus zum Zuzug mahnte: leichter sei es, die Dänen vor Gottorf als vor Hamburg zu bekämpfen. Auch nöthigten die Bürger den bedächtig zaudernden Senat, dem König den Fehdebrief der Stadt zu senden (12. Juli 1417). Und so 1417.
groß war damals schon das Ansehen Hamburgs, daß man sich erzählen konnte, auf die bloße Nachricht dieser Feindschaft sei der König mit der Macht seiner drei Reiche eilig von dannen gezogen. — Auch norddeutsche Fürsten und Grafen eilten damals mit Mannschaft herbei. Vor Schleswig standen bald zwanzigtausend Mann nebst sechshundert Reisigen dem mehr als dreißigtausend Mann Dänen und Skandinaviern gegenüber. Zur Schlacht kam es nicht; es fehlte ein Gerhard auf der einen, ein Waldemar auf der andern Seite. Der Gesandte der Ostseestädte vermittelte einen Waffenstillstand: die Sache sollte einem schiedsrichterlichen Urtheil auf nächsten Johannistag übergeben werden. Aus Gadernförde abziehende schwedische Truppen hausten damals übel in jener Stadt.

Der anberaumte Termin verstrich, ohne daß die Dänen

erſchienen. Am andern Tage kamen däniſche Geſandte, aber nicht der König. Die Holſten wollten ſich jetzt nicht mehr auf einen ſchiedsrichterlichen Spruch, ſondern nur auf einen Verſuch zu gütlichem Vergleiche einlaſſen. Weitere Bemühungen der Städte brachten die Verlängerung des Waffenſtillſtandes auf zwei Jahr zu Stande. Schleswig und Tondern
1518 kamen wieder an den Herzog (1518).

Vor noch abgelaufener Friſt fand der König in der Huldigung zweier friſiſchen Strandharden an den Herzog, ferner in der Befeſtigung Ockerſlebe's und andern Umſtänden Grund genug, den Waffenſtillſtand für verletzt zu erklären und wieder
1520 zu den Waffen zu greifen (1520).

Auf das unglückliche Fehmern war es diesmal zuerſt abgeſehen. Der König ſchnob Rache, weil die Inſel auf's Neue ſich der holſteiniſchen Herrſchaft unterworfen hatte. Der erſte Angriff wurde von den tapfern Bewohnern und den holſteiniſchen Hülfstruppen abgeſchlagen. Der zweite gelang. Mit grellen Farben ſchildern die Quellen die vom König und ſeinen Soldaten verübten Gräuel der Verwüſtung. Frauen und Jungfrauen wurden geſchändet und ermordet, die Kirchen erbrochen, die Prieſter erſchlagen. Dreihundert Bewohner, in eine Kirche geflüchtet, wurden durch täuſchende Verſprechungen zur Uebergabe bewogen, „aber die untreuen Dänen ſchlugen ſie nieder," vor den Augen des Königs ſeien ſie erſtochen und gehauen, daß das Blut wie ein Bach über die Straße floß. Kinder wurden ertränkt oder auf einen Wärder geführt, wo ſie hülflos verſchmachten mußten. Der Zorn und Haß, der aus den Berichten ſpricht, iſt wenigſtens nicht hinter der Größe und Menge der verübten Unthaten zurückgeblieben.

Auf dem Feſtlande zeigte ſich der König nicht. Herzog Heinrich konnte bis Hadersleben dringen, wo er dreitauſend Mark einrieb, Dörfer verheerte und reiche Bauern als Geißel fortführte, während die Hamburger däniſche Schiffe auf der

Nordsee zerstörten und die Inseln vor Ripen brandschatzten. So konnte der Krieg noch lange fortgeführt werden, ohne bedeutenden Erfolg für die eine oder andre Seite.

Einige Friedensbemühungen des Lübecker Bischofs im Auftrage des Papstes scheiterten. Die mit dem König verbündeten Lübecker hatten sich begnügt, die Vitalienbrüder zu hegen. Ihre Hingebung für Erich ging jedoch völlig zu Ende, als sie bemerkten, daß er nicht allein die Hebung der einheimischen Städte im Auge hatte, sondern auch die Holländer, von nun an die Nebenbuhler der Hansa, auf der Ostsee begünstigte. Nicht lange und die städtischen Flotten fuhren gegen Schonen und Ripen und bedrohten den König.

Auch sieht dieser Zeit Herzog Heinrich mit Glück für sein Erbe. Einen Angriff der Dänen auf Tondern schlug er mit bedeutendem Verlust derselben zurück. Auf Flensburg — diese wichtige Stadt und Feste, welche fast einzig noch in dänischen Händen war — machte er einen glücklichen Anlauf; da trat ein kaiserlicher Gesandter auf und gebot nochmals Frieden (1423). 1423.

Im nächsten Jahr entschied Kaiser Sigismund — der König hatte sich persönlich zu ihm begeben — vom fernen Ungarn (Ofen) her, daß ganz Süderjütland mit dem dänischen Wohld, der Insel Alsen und den friesischen Harden mit allen Rechten und allem Zubehör gehört habe, gehöre und gehören müsse jure directi et utili dominii dem Könige und dem Reiche Dänemark und daß den Grafen Heinrich, Adolf und Gerhard zu dem Herzogthum kein Recht zugestanden habe, noch zuzugestehen sei (v. 28. Juni 1424). 1424.

Der Kaiser entschied dies zu Gunsten desselben Königs, welcher die jungen Fürsten wegen Bruch der Lehnstreue verurtheilt hatte! Selbst ein dänischer Gelehrter (C. Molbech) äußert: „daß ein deutscher Kaiser und ein deutsches Reichsgericht im gegenwärtigen Fall und in einem Lehnsstreit,

nach dem in Dänemark gültigen Herkommen, ohne Rücksicht auf deutsches Recht und Herkommen die Erblichkeit der Lehen betreffend, urtheilen wollte, war mehr, als man erwarten konnte.“ Er entschied nämlich, daß den dänischen Königen das Recht erblicher Belehnung gar nicht zuständig gewesen sei, da in Dänemark das Feudalrecht nicht existire.

In diesem Sinn schrieb der Kaiser auch an die norddeutschen Fürsten und Städte und wußte sogar den für die Herzöge günstig gestimmten Papst von neuen Vermittlungsversuchen abzuschrecken.

König Erich kam um zwei Pergamente reicher nach Hause; in dem einen hatte ihm der Kaiser das Recht bewilligt, adlige Tjoleme zu ertheilen.

Jedoch waren die Herzoge nicht gewillt, auf kaiserliches Machtgebot ein Land preiszugeben, das ihre Vorfahren beides durch das Recht der Waffen und der Verträge sich zu eigen gemacht, auf dem der Ruhm und die Macht ihres Hauses ruhte, an dem ihr Herz hing und das zum größten Theil in ihren Händen war.

Aber mit neuem Aufgebot der Hülfsquellen und Streitmacht seiner vereinigten nordischen Reiche rückte König Erich zu Wasser und zu Lande gegen das Herzogthum heran. Er kam bis vor die Mauern Schleswigs und Wetterks und baute denen gegenüber eine Feste, die er Quensburg (?), das heißt „Burg des Hasses“, nannte (1126). Sogar Rendsburg schein damals bedroht gewesen zu sein. Doch mußte er einige Monate später die Belagerung Schleswigs „mit eben so großem als unrühmlichem Verlust“ wieder aufgeben.

Wieder in solcher bedrängten Zeit erneuerten die Friesen — die neben Harden — ihren Bund mit dem Herzog: dafür sollten sie bei ihrem alten Landrecht bleiben. Stärkere Hülfe als sie beim besten Willen ihm gewähren konnten, fand der Herzog bei den Städten. „Die Lübecker, sagt ein Chronist,

wußten wohl, daß das Holſtenland wie ihr eigenes Erbe ſei, nach deſſen Zerſtörung auch die Stadt nicht lange ſtehen könne.“ Lübeck, Hamburg, Roſtock, Stralſund, Wismar, Lüneburg verbündeten ſich mit dem Herzog und ſandten dem König (Oktob. 1426) Fehdebriefe: weil er ihre Beſchwerden 1426
nicht genügend beantwortet, auch ihre Forderung: er ſolle die Holſten mit dem Herzogthum belehnen, entſchieden abgewieſen habe. Sämmtliche ſächſiſche Städte, die zum Hanſabunde gehörten, ſandten nachträglich ebenfalls ihre Fehdebriefe an den König und zahlten wenigſtens Geld zur Rüſtung. Auch ein mecklenburgiſcher Ritter und Marſchall, Ludwig Blücher, meldete damals dem König Erich der drei Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark, daß er ſein Feind ſein wolle und aller ſeiner Mannen, die in den drei Reichen ſind.

Der jüngſte von den drei herzöglichen Brüdern kommandirte die nächtliche Flotte und ſegelte mit ihr vor Flensburg, welches Herzog Heinrich zu gleicher Zeit von der Landſeite belagerte (1427). Der Angriff wurde verhängnißvoll. Unge- 1427
duld über die verzögerte Einnahme riß einen der Hamburger Anführer hin, vor der feſtgeſetzten Zeit ſeine Leute zu einem nächtlichen Sturm zu reizen. Herzog Heinrich, durch den Lärm aus dem Schlaf geweckt, eilte mit jugendlichem Ungeſtüm an die Mauer, die kein Andrer vor ihm erſteigen ſollte. Da fand er durch die Hand eines Dänen ſeinen Tod. Mit Ausdauer hatte er für ſein Erbe gelitten ſeit den erſten Tagen, da er eben erſt die Waffen tragen konnte; dem Ziele nahe, ward er dahingerafft. Man pries ſeine Mäßigkeit, Keuſchheit und Gerechtigkeit; dazu war er freigebig und verläſſig. Sein jäher Tod machte ſolch erſchütternden ominöſen Eindruck auf die nächtlichen Hauptleute, daß ſie trotz aller Abmahnungen von Seiten des zweiten, ebenfalls im Lager vor Flensburg befindlichen Bruders Adolf, mit Schiffen und Leuten eilig aufbrachen und in die Heimath fuhren.

28. Adolf (VIII.) übernahm nun das Herzogthum und die Leitung des Krieges. Von seiner frühen Abneigung gegen die Dänen pflegte man zu erzählen, wie er als Kind einen Schmuck, welchen die Königin Margarethe ihn tragen hieß, weder am Hute noch sonst am Leibe duldete. Er war nicht der Mann, von dem begonnenen Kampfe ruhmlos abzustehen und trotzte den erneuten Drohungen, welche der Kaiser zu Gunsten seines dänischen Freundes erließ.

Auch die Städte erneuerten noch in demselben Jahr ihre Rüstungen. Ein Treffen im Sunde lief jedoch wegen Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Führer nicht glücklich ab. Nicht
1128. lange danach (1128) segelte eine Lübecker Flotte nach Kopenhagen zum Angriff der Stadt, über zweihundert Schiffe nebst acht- oder gar zwölftausend Bewaffneten. Erich hielt klüglicherweise seine Schiffe im befestigten Hafen zurück. Der Sturm mißlang, ebenso die versuchte Schließung der Hafeneinfahrt durch Versenkung von Schiffen. So gelahb den Sommer nichts, als daß eine Anzahl Vitalienbrüder Bergen in Norwegen plünderte und Herzog Adolf mit verbündeten deutschen Fürsten einen Beutezug nach Jütland machte (dreißigtausend Stück Vieh sollen damals die Juten eingebüßt haben).

Der ganze Krieg schien sich in solche vereinzelte, wenig glänzende Unternehmungen auflösen zu wollen. König Erich, der Anstifter des Kriegs, war wie verschollen. Die Regierung scheint er größtentheils der Königin Philippe überlassen zu haben, eine englische Prinzessin, die ihn an wahrer Kraft und
1130. Geistesstärke übertraf. Dieselbe starb aber im Jahr 1130 und fortan sinkt sich der Stern seines Glückes immer tiefer. Einmal noch erscheint er mit einer Flotte vor Alsen. Ein Sturm vernichtet ihm zehn Schiffe und er kehrt in's Dunkel thatenloser Ohnmacht zurück, aus welchem er einmal die Städte mit einer Appellation an das kaiserliche Kammergericht bedroht. Die

Holsten aber sahen sich im Besitz fast des ganzen Herzogthums und hielten fester als je an ihrem Recht, dessen Sieg kaum noch zweifelhaft war.

Selbst der Kaiser ließ sich herbei, das Auftreten neuer Vermittler zu begünstigen. Was der König sein Recht nannte, scheint dem Kaiser, der es ihm zugesprochen, doch am Ende zweifelhaft geworden zu sein.

Auch das Flensburger Schloß fiel in die Hand des Herzogs. Nach seinem Fall kamen Abgesandte Erichs und boten den Herzögen einen Stillstand von fünf Jahren, „während derer der König ihnen gern ein Schweigen thun will" (25. Sept. 1431). Den Herzögen wurde alles gelassen, was 1431.
sie in Händen hatten, außerdem auch Törning. Dem König wurde namentlich die Westerharde Föhr und die Insel Amrom (noch gegenwärtig zu Jütland gerechnet), vermuthlich aktuellen Nutzes wegen, zugestanden.

Aber erst als die Flammen des allgemeinen Aufstandes in Schweden gegen das dänische Element und Regiment in die Höhe schlugen, ließ der König sich weiter beugen, anfangs gegen die Städte, denen er sämmtliche Privilegien wie vor hundert Jahren bestätigte, dann gegen den Herzog Adolf, dem er „von der Krone wegen alles was er vom Herzogthum besitzt, dazu Fehmarn, dazu die Fristlande und Utlande auf Lebenszeit und seiner Erben auf zwei Jahr nach seinem Tode überläßt, nach deren Ablauf jeder sein Recht unverändert haben soll" (15. Juli 1435). 1435.

Einem ehemals so mächtigen König, der seine ganze Macht in die Schanze geschlagen hatte für die Eroberung des Herzogthums, konnte es kaum verargt werden, daß ihm dies die äußersten Zugeständnisse schienen, die ihm sein Stolz, im Kampfe mit den zwingenden Thatsachen, erlaubte. Täuschen konnten ihn jene leeren Vorbehalte schwerlich; auch ließ sie

der dänische Reichsrath einige Jahre darauf fallen, nachdem Erich, gleich manchem seiner Vorgänger, das zerrüttete Land verlassen und mit seinen Schätzen und Kebsweibern nach Gothland übergesiedelt war (1438).

1438

1439 Im nachfolgenden Jahr schlossen dänische Reichsräthe zu Lübeck einen Vertrag mit Herzog Adolf dem Vierten, wonach ihm auch Hadersleben und Arroe überlassen, auch der neuzuwählende König ihn gegen Dienstpflicht mit dem Herzogthum belehnen solle.

Dann folgen wie zum Lohn der tapfern Auskauer des Schauenburgischen Hauses Anerkennung auf Anerkennung. Erstlich durch den neu erwählten deutschen König Albrecht, welche dem Herzog Adolf eine Bestätigung aller seiner Rechte am Herzogthum ertheilte und dadurch Sigismunds Ansinnen vernichtete (15. Aug. 1438). Dann durch den neu erwählten dänischen König Christoph, der zu Kolding am 30. April

1440 1440 „dem Herzog mit ausgereckter Fahne, wie sich das gehörte", die durch den Reichsrath in Aussicht gestellte Belehnung ertheilte. Das Herzogthum wird dem Adolf gegeben zu einem rechten Erblehn, mit allem Zubehör. Alle Briefe, welche früher gegen das Recht des Herzogs erlassen, werden für ungültig und todt erklärt. Unter die betreffende Urkunde setzten alle Reichsräthe, Bischofe und Ritter ihr Siegel. „Einigen — heißt es wohl — war es nicht recht, daß nun wieder vollständig bis an die Koldinger Brücke alles an das Herzogthum kam; doch sie gaben ihre Zustimmung.

29. Der Krieg, welcher Schleswig wieder an Dänemark setzen sollte, hatte gerade das Gegentheil bewirkt. Im gemeinsamen Widerstande waren die Lande Schleswig und Holstein zu engerer Verbindung gekommen. An dem glücklichen Ausgang des Kampfes war außer der Hülfe der mächtigen Städte und der nord-

deutschen Fürsten, nicht einmal vorzugsweise die schleswig-holsteinische Ritterschaft betheiligt — vielfach verletzten die Ritter um hohen Gewinn die Treue, zogen Raub und Privatfehde der Theilnahme am Landeskriege vor und knüpften ihre Dienste nur an Belehnungen und Verpfändungen von Burgen und Städten — sondern vorzugsweise das Volk selbst, die Friesen und die andern Landgemeinden Holsteins und Schleswigs, welche schon seit Gerhard dem Großen für den Kriegsdienst organisirt waren. So sagt die holsteinische Chronik (bei Leibnitz): „Die Landleute in den Kirchspielen ... die werden wahre Holsten genannt. Mit ihrer Hülfe erwarben sich die älteren Grafen ihre Triumphe.“ Ein großer Bauerhof stellte einen Mann, zwei kleinere desgleichen. Jeder Streiter hatte seinen Helm, seinen Harnisch, seine eisernen Handschuhe und seinen breiten Gürtel; die reicheren Bauern hielten außerdem mächtige Streitrosse.

Herzog Adolf VIII. war zeitlebens dankbar gegen Lübeck und die Städte und lebte mit ihnen in gutem Frieden, hierin und in manchem Andern ungleich den norddeutschen Fürsten und dem neuen dänischen König. Daß dieser aus Baiern stammende Fürst die Interessen des von ihm beherrschten Landes veräußerte, war in der Ordnung. Aber es konnte nur verderblich wirken, wenn er den Haß seines Hauses gegen die süddeutschen Städte mit nach dem Norden nahm und auf Unterjochung Lübecks brütete. Nur sein plötzlicher Tod unterbrach die feindlichen Pläne, die er mit norddeutschen Fürsten zur Demüthigung und Unterdrückung der Städte bereits eingeleitet hatte.

Adolf war unbeerbt, der letzte von den Nachkommen Gerhard des Großen. Ueber dies Schicksal ist eine düstere Ueberlieferung auf die Nachwelt gekommen. Sein Bruder Gerhard, der Admiral, war auf einer Reise in Deutschland schon krank vom Tode ereilt worden; er starb und liegt be

graben zu Emmerich am Rhein, wo die Kirche seinen Denkstein bewahrt. Ihm hatte seine Frau kurz vorher Zwillinge in der Heimat geboren, aber mit neun Monaten in Folge eines schweren Falles. Die Echtheit der Kinder ward angefochten, aber wie Zeitgenossen berichten, vollständig erwiesen durch Zeugnisse von Gelehrten und Ungelehrten, Geistlichen und Weltlichen, Frauen und Männern. Dennoch weigerte sich nach Gerhards Tode die Mannschaft, jene Kinder als Erben anzuerkennen. Die Tochter ward in das Preetzer Kloster geschickt; der Sohn aber soll in ein Schiff gesetzt und von einem Hofnarren des Herzogs in's Wasser geworfen sein. — Später schritt der verwittwete Herzog zu einer zweiten Ehe, aber auch diese blieb ungesegnet.

Er erlebte es, daß der Reichsrath des Landes, mit welchem sein Haus so lange in Kampf gelegen, ihm die Krone desselben antrug. In seinem Geschlecht war allerdings von einer Enkelin Erich Glippings her dänisches Königsblut, allein die entscheidende Rücksicht lag ohne Zweifel im Herzogthum selbst. Daß man Schleswig je mit den Waffen wieder gewinnen werde, darauf mochte man wohl verzichten, doch zeigte sich hier eine andere Aussicht, zum Zweck zu gelangen.

Adolf schlug die ihm angebotene Krone aus, empfahl aber seinen Neffen, den regierenden Grafen von Oldenburg Christian.

Schon früher hatte er diesem seinem Liebling, ältestem Sohn seiner einzigen Schwester und des Grafen Dietrich von Oldenburg, die Nachfolge in seinen Landen zugedacht. In Schleswig stand kein bestimmtes Hinderniß im Wege, da die Erblichkeit durch die letzten Verträge ohne Beschränkung zugesichert war, dänisches Lehn überdies auch auf die Enkel überging — wiewohl es mißlich und unfolgerichtig erscheinen mußte, sich auf dänische Lehnsordnung zu berufen.

Zwar blühte noch eine Schwertlinie des schauenburgschen Hauses, welche mit den Stammbesitzungen an der Weser die Herrschaft Pinneberg in Holstein besaß; ein Mitglied desselben, Graf Adolf, hatte noch bei der letzten Vertheidigung Schleswigs gegen die Dänen wirksame Hülfe geleistet. Allein jene Vettern hatten in Schleswig, Dänemark gegenüber, kein Recht, wenn auch ein schauenburger Hausgesetz vom Jahr 1390, wonach alle Lehen (jedoch Schleswig war nicht ausdrücklich genannt) des Kaisers oder andrer Fürsten zur gesammten Hand gehen sollten, sonst zu ihren Gunsten sprach. Auch bewog Adolf die Mannschaft des Herzogthums, dem Christian die (vorläufige) Huldigung zu leisten.

In Holstein war dagegen das Erbrecht der andern Schauenburger, der Pinneberger Linie, ganz außer Zweifel, weßhalb denn auch die Bemühungen Adolfs, im Interesse der friedlichen Verbindung beider Lande auch hier die Huldigung für Christian zu erlangen, auf Widerstand getroffen und nur einen lückenhaften Erfolg gehabt hatten.

Dies war der Stand der Sache, als der dreiundzwanzigjährige Christian auf Rath und Betrieb seines Oheims — der auch Mitglied des dänischen Reichsraths war — im Jahr 1448 als Christian der Erste zum König von 1448
Dänemark erwählt wurde.

Vorher mußte er jedoch dießseit auf die Rechte, welche ihm in Schleswig und Holstein durch die Huldigung der Mannschaft (dort der gesammten, hier der getheilten) übertragen worden waren, förmlichen Verzicht leisten.

Auch wurde er angehalten zu bestätigen und bestätigte jene Waldemarische Urkunde, welche es aussprach, daß „Schleswig niemals wieder mit dem Reich oder der Krone Dänemark vereinigt oder verbunden werden soll, so daß ein Herr sei über beide.“ Christian versprach, nachdem ihm der Artikel aus Waldemars Handfeste vorgelegt und übersetzt

worden: wenn er König werden solle, für sich und seine Erben denselben unverbrüchlich zu halten, damit zwischen dem Reiche Dänemark und dem Herzogthum Schleswig und der Grafschaft Holstein ewiger Frieden bleiben möge.

1448 Solches geschah den 28. Juni 1448. König Christian I. machte also seinen ersten Schritt zum dänischen Thron mit einem diesseitigen Versprechen, das für alle Nachfolger Christians heilig sein mußte.

Aber schon mit diesem Akt beginnt, möchte man sagen, die gegenseitige Täuschung, Raffinirt und Leichtfertigkeit, welche auf dem sonst so festen, durch den Kampf der Jahrhunderte gestählten Rechtsboden beider Lande Platz greifen, zwitterhafte Zustände und unendlich viel Wirrniß und Trübsal herbeiführen sollten.

Ohne Zustimmung des Herzogs Adolf konnte obige Urkunde von seinem Neffen an die Ritter- und Mannschaft sicher nicht ausgestellt worden sein; ohne Kenntnißnahme des dänischen Reichsrathes — der bereits zu der erblichen Verleihung Schleswigs seine Zustimmung gegeben — konnte dieselbe nicht geblieben sein.

Hatte der Herzog seine früheren Pläne aufgegeben? der dänische Reichsrath, der gleich hinterher die Wahl vollzog, seinen Aussichten entsagt? Christian selber nicht allein auf die Huldigungsrechte, die ihm in Schleswig-Holstein zustanden, sondern auf sein Erbrecht in Schleswig Verzicht geleistet oder nun Verzicht zu leisten gedacht?

Es ist alles das nicht wahrscheinlich. Was den Herzog Adolf betrifft, so bedurfte es wol kaum seines klugen staatsmännischen Blickes, um die spätere Wendung der Dinge vorauszusehen. Auch hat er nicht allein die Neigung für seinen Neffen bis an sein Lebensende durch sehr bedeutende Opfer bethätigt — er versorgte ihn zum Beispiel in dessen Kampf gegen Schweden mit Truppen, die er zum Theil auf

eigene Kosten in Deutschland werben ließ — sondern er beging auch Handlungen, welche nicht undeutlich einen politischen Hintergedanken zu verrathen schienen. So ließ er einen Frieden, welchen er als Graf von Holstein mit den Ditmarschen geschlossen, durch den König besiegeln. Und muß es nicht wunderlich erscheinen, daß er die königliche Bestätigung seines Herzogthums „zu einem rechten Erbleben" mit dem Bedenken erregenden Beifügen, daß es auch geschähe „der Dienste willen, die derselbe mit schweren Kosten ihm zu Nutz und Besten seines Reichs geleistet", in solcher Form überhaupt nur entgegennahm?

Das Verhalten des sonst so ausgezeichneten Fürsten in dieser verhängnißvollen Angelegenheit völlig zu würdigen, hält heutigen Tages schwer. Man kann die hohe Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, daß durch Aufbieten seines Einflusses der schauenburger Mannsstamm zur Herrschaft in beiden Landen gelangt und die volle Selbständigkeit derselben gewahrt worden wäre, mit oder ohne Christians Verzichtleistung auf die Erbfolge in Schleswig — denn einem von beiden, dem Oldenburger im Herzogthum oder dem Schauenburger in der Grafschaft, mußte doch, bei festgehaltenem höherem Zweck der Verbindung der Lande, das Fürstenrecht in die Brüche gehen. Fürchtete er diese von ihm geliebten Lande nach seinem Tode einem neuen Kampfe preiszugeben, oder hatte die Vorliebe für seinen Neffen etwas von jener Verblendung an sich, die auch kluge Männer verführt, die Eventualitäten — hier die der Verbindung der deutschen Lande mit Dänemark unter einem Herrscher — mehr gemüthlich, vertrauensvoll als mit der vollen Schärfe des Verstandes aufzufassen? Dies sind allerdings nur Fragen, die aus dem Interesse für seine Persönlichkeit fließen; sachlicher würde die sein: ob er wegen des Ausgangs eines erneuerten Kampfes besorgt gewesen? wozu aber weder seine glorreichen Er-

fahrungen noch die damaligen Umstände ihm Anlaß hatten geben können.

30. Adolf VIII., noch lange von den Nachkommen gefeiert als „der gute Herzog", „der Mannen Fürst und Vater", 1459 starb auf seinem Schlosse zu Segeberg, den 1. December 1459, Beschließer einer langen Reihe hervorragender Fürsten, als der ersten vier Adolfe, der drei Grafen Gerhard, Heinrich des Eisernen und seines Bruders Klaus, Gerhard des sechsten und Heinrich des fünften.

Sogleich erhoben sowol die Oldenburger als die Schauenburger ihre Ansprüche auf Nachfolge, beide auf beide Lande. Die ersteren, weil die nähere wenn auch weibliche Verwandtschaft mit Adolf (die aber in Holstein als deutsches Reichslehnland entschieden nicht in Betracht kam) entfernetere Erben ausschließen müsse; letztere, weil Schleswig als holsteinische Eroberung zu Holstein gehöre (das hieß allerdings das Ding richtig bei den Hörnern anfassen) und deshalb in die früheren Verträge einbegriffen sei.

Mit den Fürsten stimmten die Lande hinsichtlich der Nichttheilung der Herrschaft zusammen. Ueber den Vorzug der Linien herrschte aber Uneinigkeit, wenigstens in der Ritter- und Mannschaft des Landes. Angesehene Geschlechter, als die Pogwisch, die Breckdorf, waren für den Schauenburger (Pinneberger) Otto: andre, darunter die Rantzau und Wisch, hatte der König gewonnen.

Die damaligen Stände — der Bauerstand war nicht unmittelbar vertreten und die heimischen Städte legten wenig Gewicht in die Wagschale — waren nicht zum erstenmal in dem Fall, durch ihr Zusammentreten die wachsende politisch-sociale Verknüpfung beider Lande zu repräsentiren. Eine anerkannte permanente Vertretung der Lande oder, wie es bei der

Wahl zuerst hieß, des Landes, war der Rath von Holstein — so heißen charakteristisch die vereinigten Lande in allen Zeitberichten — ein den Fürsten zur Seite stehender Ausschuß der Ritter- und Mannschaft, war schon unter dem letzten Herzog zu großer Bedeutung gelangt. Als der dänische Reichsrath im Jahr 1448 zu Hadersleben den Christian eine stärker als je die Königsmacht bindende Handfeste unterzeichnen ließen, waren mit Adolf zugegen die Räthe von Schleswig und Holstein, der Bischof von Schleswig und elf von der Ritterschaft. Es geschah damals das Seltsame, daß Herzog, Räthe und Ritter auf Begehr des dänischen Reichsraths sich dafür verbrieften und verbürgten, daß der erwählte König seinen Verheißungen nachkommen werde (worin schon eine gewisse Solidarität zwischen den Holsten und der Person des Königs und gleichsam der Keim der späteren Wahl enthalten war), während, um es beiläufig zu sagen, die Verbürgung des dänischen Reichsrathes für den König und daß er die Rechte des Herzogthums nicht antasten werde, ungleich mehr Sinn und Verstand gehabt hätte. Auch sonstige Verhandlungen kamen vor, worin dieser stehende Landrath „im Namen der Prälaten, strenger Ritterschaft, ehrsamer Städte und Einwohner des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein" früher schon auftraten.

Diesmal war die Vertretung des Landes durch seltene Umstände auf den Weg der wichtigsten Entscheidung, auf die Wahl der höchsten Autorität im Lande hingewiesen.

Eine Entscheidung durch fremde Mächte lag damals fern, wenn auch nicht so fern als die heutige Stimmabgebung des ganzen Volks.

Dem damaligen Kaiser Friedrich III. (dem Oesterreicher) scheint die ganze Sache, die ja so hoch im Norden vor sich ging, wildfremd geblieben zu sein. Auch stand Holstein zu

dem Reich in dem eigenthümlichsten Verhältniß. Bedeutender durch seine Lage, seinen Bodenreichthum, seine Volkskraft, seine kriegerische Geschichte, als manche weit größere Reichstheile, war es dennoch kein reichsunmittelbares Land, sondern ging bei dem kleinen Bischof von Lübeck zu Lehn, erst im Jahr 1174 wurde es als wahres Fürstenthum unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reichs aufgenommen. Es konnte aber dem nur gleichsam zum Schein des Gerechten zur Wahrung des durchweg herrschenden Feudalsystems mit der Belehnung der Grafschaft in Kaisers Namen vertrauten Lübecker Bischof nicht einfallen, die wichtige Entscheidung über Holsteins Schicksal auf sich zu nehmen, wenn er auch seinen persönlichen Einfluß zu Gunsten des Oldenburgers spielen lassen mochte.

Andrerseits hatte sich der König Christian, seine königliche Lehnsgewalt über Schleswig geltend zu machen. Anfangs allerdings ließ er sich vernehmen: wenn kein Erbe da sei, falle das Land an den Lehnsherrn zurück. Doch ging er mit diesem Anspruch später nicht weiter vor, ja er ließ ihn offenbar fallen. In Holstein hatte er nur Schaden, in Schleswig keinen Vortheil davon. Gründete er in Schleswig sein Recht nicht auf die Verwandtschaft, so blieb ihm für die holsteinische Kandidatur auch nicht die scheinbare Stütze übrig; Holstein war ihm verloren und Schleswig mußte er gemäß der Waldemarschen Constitution, die er bestätigt hatte, aufs Neue zu Lehn geben. Wenn er aber die Erbfolge in das Lehn beanspruchte und zugleich sich bereit zeigte, dasselbe als Vasall wie ein selbständiges Fürstenthum zu besitzen, so lag darin auch die Möglichkeit zugleich zum Besitzthum von Holstein zu gelangen. Freilich stand eine solche Verbindung der Lande mit der Person des Königs von Dänemark auch in dieser Form in offenbarem Widerspruch mit den ausdrücklichen, klaren, nicht mißzuverstehenden Worten der Waldemarschen Constitution — aber

das war die Sache der Landesvertretung; mit seinem eignen Gewissen nahm es der König, wie später hinlänglich klar wurde, nicht so genau. Ueberhaupt wird es sich immer mehr herausstellen, daß bei aller weitschweifiger Rechtsformulation in jenen Zeiten ein böser Geist der stillen Vorbehalte, der Willkür und Absindung mit dem Gewissen umging, welchen die heutige Zeit — der so oft noch der Spiegel der bisherigen Verhältnisse vorgehalten wird — jedenfalls laut verdammt, wenn er auch nach wie vor in den öffentlichen Verhältnissen fortspukt.

Beide betheiligte Fürsten, der König wie der Graf, legten unter den obwaltenden Umständen die Entscheidung in die Hand der Stände.

Anfangs schickten die Stände sogar Gesandte nach Hamburg um Rath zu fragen, wen sie zum Herrn wählen sollten. Dies schien fast ein gutes Zeichen der Hinneigung der Majorität zu dem Schauenburger. Denn von den Hamburgern konnten sie schwerlich eine dem Könige von Dänemark günstige Antwort erwarten.

Damit aber jedenfalls die Spaltung in ihren Reihen dem Lande nicht schaden und zu einer Theilung führen könne, einigten sie sich dahin und schwuren zusammen, „daß sie einträchtig einen Herrn wählen wollten."

31. Die untrennbare Verbindung war sicher der herrschende Gedanke. Diese beruhte aber, soweit sie Werth hatte, auf der durch die Schauenburger erfochtenen Selbständigkeit des Herzogthums. Zum Schutze der errungenen Güter war ein in Holstein erbberechtigter, in Schleswig wenigstens historisch berechtigter männlicher Zweig des Fürstenhauses vorhanden, ein Vater mit Söhnen, deren persönliche Würdigkeit man von keiner Seite angetastet findet. Ihnen mußte der Aus-

schlag werden, falls sich die Hauptsache im Vordergrunde hielt und Nebenrücksichten nicht überwiegenden Einfluß gewannen. War die frühere Huldigung an den Grafen von Oldenburg schon eine Verirrung gewesen, um wie viel größer wurde diese, wenn es dem König von Dänemark zu huldigen galt. Das hieß, in welcher Form es auch geschah, ein überaus gefährliches Spiel treiben: den Bock zum Gärtner setzen.

Sollte diese einfache Betrachtung nicht dem gesunden Verstande aller Mannen und Ritter jener Zeit eingeleuchtet haben? Und wenn, was konnte sie verdunkeln?

Die historisch bezeugte Antwort darauf lautet: vorzugsweise das Interesse.

Es heißt zwar, daß die Schleswigschen den Zorn und kriegerischen Angriff des Königs fürchteten, aber es heißt auch, daß die Holsten sich nichts Besseres versahen von den Schauenburgern, deren Sache von Hamburg und Lübeck unterstützt wurde: derartige Besorgnisse — so weit sie vorhanden waren — hielten sich also die Stange. Ueberdies fehlt es an allen Nachrichten, daß sich in Dänemark damals wider die Kriegslust geregt habe oder kriegerische Rüstungen vorgenommen worden.

Es scheint aber, daß bereits frühzeitig mehrere Schlösser und Burgen des Landes von Christian und seinen Brüdern besetzt gehalten wurden, was nicht ohne Einverständniß mit den Vögten derselben geschehen konnte. Als der Graf Otto nebst zwei seiner Söhne in der ersten Versammlung der Ritter zu Neumünster erschien (22. Januar 1460) und die Uebergabe der Burgen und Schlösser des Landes für sich in Anspruch nahm, wurde ihm erwidert, es seien auch Andre da, welche meinten, ein Recht darauf zu haben.

Auf einer folgenden Rendsburger Versammlung waren dänische Reichsräthe und Gerhard, der Bruder des Königs, zugegen. Die befreundeten Lübecker und die noch verbündeten Hamburger hatte man allerdings eingeladen, hielt aber ihre Abgesandten fern von den Besprechungen und verhandelte heimlich mit den Dänen. Daß Gerhard damals im Namen des Königs mit den einflußreichsten Mitgliedern der Ritterschaft separate Uebereinkünfte getroffen, wird nicht allein vermuthet, sondern ist eine unzweifelhafte, schon in der nächsten Zeit enthüllte Thatsache. Das geheime Werk der Bestechung, das früher schon begonnen, kam hier zur Vollendung. Der König versprach bedeutende Summen als Preis der Zustimmung und gab dafür Schlösser und Güter zu Pfand. Johann von Ahlefeld bekam auf diese Weise Sonderburg mit den dazu gehörigen Harden, auch Sundewitt und Kekeniß, Wulf von der Wisch das Gut Rundhof, Hans Rantzau das Schloß Kiel; andre Verschreibungen lauteten auf Hadersleben, Törning, die Luntoftharde und wahrscheinlich auf noch viele andre Güter. Dagegen mußten die Ritter für den König Bürgschaft leisten in Betreff von Summen, die er seinen Brüdern und der Stadt Lübeck schuldete; für die letztere mußten sie später bluten.

Den Ausschlag gaben allerdings — und daran ist nicht zu zweifeln — die gewichtigen Versprechungen des Königs, die Rechte des Landes im vollsten Umfang zu bestätigen und die Selbständigkeit desselben, das eigne Regiment, die eigne Gesetzgebung, die eigne Verwaltung von jeder fremden Einmischung sicher zu stellen.

Nachdem diese Präliminarien zu Rendsburg abgemacht waren, entbot der König die Räthe des Landes nach der Stadt Ripen, seit Alters vom schleswigschen Gebiete abgetrennt und als jütisches Bisthum zu Jütland gezogen. Die

Räthe folgten, wie es heißt: weil sie hören wollten, was des Königs Begehr sei!

Hier wurden die Unterhandlungen zu Ende geführt und den Ständen die berühmte Urkunde, die staatsrechtliche Grundlage der vereinten und niemals zu trennenden Lande ausgestellt am 5. März 1460.

Demgemäß fand schon in Ripen die Wahl statt. Der Bischof von Schleswig verkündigte mit lauter Stimme von dem Rathhause zu Ripen, daß der Rath von Holstein — sie hießen die vereinigten Stände — um des Besten willen ihres Landes zu einem Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gekoren hätten den gnädigen Herrn, den König Christian von Dänemark.

Nicht von den Schleswigern besonders oder von den Holsten für sich, sondern von beiden gemeinsam — was wohl zu merken — wurde Christian die Herrschaft in beiden Landen als eine ungetrennte übergeben. Jeden andern Anspruch, auch den der Lehnshoheit, hatte er aufgegeben, um mit dem gleichen Gebrecht beide Lande für seine Person zu gewinnen.

Den neuen Herzog und Grafen empfing, da er in's Land kam, die Huldigung der Ritter und Städte. Zugleich ertheilte er eine neue Bestätigung und Erweiterung der verliehenen Freiheiten und Rechte, genannt „die tapfere Verbesserung" (1. April zu Kiel).

Hinterher, am 11 Mai, wurde noch eine früher verabredete ritterschaftliche Versammlung mit dem Grafen von Schaumburg abgehalten. Man soll ihm dort auf seine bitteren Beschwerden erklärt haben: der König und seine Brüder besäßen ein näheres Gebrecht auf Holstein, im Lande der Holsteiner erbe die Spillseite ebensowohl, wie die Schwertseite (?). Schließlich sank der König sich mit den Grafen ab durch eine

Geldsumme*); er nimmt vertragsmäßig ihre diesseitigen Besitzungen in Schutz und erhält von ihnen das Zugeständniß, daß in Kriegszeiten ihm ihre Schlösser offen stehen sollen. Dadurch allein schon ist die enge Verbindung der Herrschaft Pinneberg mit dem übrigen Holstein unzweideutig anerkannt und ausgesprochen worden.

Vom Lübecker Bischof ließ er sich dann die Belehnung mit Holstein ertheilen.

32. Die beiden sich ergänzenden Privilegien sind ihrem Inhalt nach so umfassend, in Ansehung ihrer Form fast durchweg so bestimmt, wie sie wenigen Ländern zu Theil geworden.

Dieser *schleswig-holsteinischen Magna Charta* zufolge bekennt der König — doch mit dem Zusatz, daß er mit seinen Brüdern der nächste Erbe an den Landen sei — *nicht als ein König von Dänemark, sondern wegen Gunst zu seiner Person gewählt worden zu sein; die Stände haben ihm gehuldigt als ihrem Herrn, nicht als einem König von Dänemark, sondern als einem Herrn der genannten Lande* und auf bestimmte Bedingungen, welche die Urkunde enthält.

Nach dieser eingängigen Feststellung des Prinzips seiner Herrschaft folgen die einzelnen Bedingungen und Normen, wesentlich diese:

Er soll das Land nicht vererben auf seine Kinder oder Angehörigen, sondern die Einwohner sollen das Recht behalten, so oft die Herrschaft erledigt wird, einen von seinen Kin-

*) 43,200 rheinische Gulden. Dagegen erpreßte später König Christian IV. von einem Nachkommen der Pinnebergschen Schauenburger 30,000 Thaler für die Anerkennung des bloßen Titels: Graf zu Holstein, Schauenburg u. s. w.

kern, oder wenn deren keine wären, von seinen andern Erben zu wählen.

(An das Geschlecht und zwar an den Mannsstamm ist also, nach altgermanischer Sitte, die Wahl gebunden. Das Erbrecht wurde vorausgesetzt, nur die Erbfolgeordnung von dem Belieben der Stände abhängig gemacht.

In der „Jütischen Verbesserung" heißt es: „Hinterließe der König nur einen Sohn, der König von Dänemark wäre, so sollen die Einwohner die freie Wahl behalten, denselben König zu einem Herzog und Grafen zu wählen und dann soll er verpflichtet sein, ihnen alle diese Privilegien zu bestätigen, will er das aber nicht, so sollen die Einwohner unverpflichtet sein, denselben zu wählen, sollen dann aber einen von den nächsten Erben zu ihrem Herrn wählen." Die Fassung ist zweideutig und scheint eben die freie Wahl des einzigen Sohns zur Pflicht zu machen: Implicite wird aber die Bestätigung der Privilegien vor der Wahl und Huldigung als Grundsatz aufgestellt.)

Der Gewählte hat übrigens die Lehne von den Lehnsherren zu fordern und zu empfangen und zu thun, wie sich zu Recht gebührt.

(Hier kam das dänische Lehnsrecht wieder zum Vorschein und die letztere Formel konnte Lehnspflichten gegen den König von Dänemark in sich begreifen, die lange bleiben waren. Da blieb das Ihor zum Streit offen.)

Christlicher Glaube, Gottesdienst und Rechtsamkeit soll beschirmt, nicht gekränkt werden.

Allen Einwohnern der Lande, Geistlichen und Weltlichen, Ritterschaft und Städten, Kaufleuten und Reisenden u. s. w. werden ihre Privilegien, Freiheiten, Rechte, alle

ehrlichen Sitten und Gewohnheiten im Lande verbrieft und bestätigt.

Keiner im Lande ist verpflichtet zu folgen, zu dienen oder Hülfe zu leisten außerhalb Landes.

Niemand kann in Sachen, welche Leib und Gut betreffen, vor den König zu Recht geladen werden, sondern Jeder soll sein Recht suchen binnen Landes, wie es sich gebührt.

Der König verspricht, die Lande nach allem Vermögen in gutem Frieden zu halten und daß sie bleiben ewig zusammen ungetheilt.

(Man hat die Worte: „dat se bleven ewig tosamede ungedeelt" nun auf die verschiedenen Gebiete innerhalb der Lande beziehen wollen. Als ob man das Abreißen einzelner Bezirke für wichtiger gehalten und mehr befürchtet hätte, als die Trennung beider großen durch Krieg und Vertrag geeinten Lande: ferner als ob, was von allen einzelnen Theilen gesagt wird, sich nicht auch auf das Ganze bezöge. Christians Wahl war ja wesentlich durch die Rücksicht der Nicht-Trennung beider Lande bedingt, auch ist bei allen folgenden Erbtheilungen die Staatseinheit der Herzogthümer aufrecht erhalten worden.)

Alle Beamte — es werden namentlich aufgeführt Drost, Marschall, Schenk, Küchenmeister, Vögte und desgleichen — sollen Einwohner dieser Lande sein (ausgenommen wurden später der deutsche Kanzler und Schreiber): die Schlösser, Burgen und Lehen sollen ihnen und keinem Andern gegeben werden.

(Die „nordelbische Chronik" legt ein besonderes Gewicht auf dieses Recht und drückt es also aus: „die Dänen sollen also keinerlei Herrschaft haben in dem Herzogthum, noch in dem Lande Holstein selbst." Die Urkunde selbst fügt hinzu:

„das soll geschehen, damit der Friede beste besser gehalten werde.“

Alle Jahr soll die Mannschaft von Holstein nach Vornhövet, die von Schleswig nach Urnehövet geladen werden.

Keine Schatzung oder Bede soll gefordert werden — außer von den eigenen Bunden (Bauern) und Lassen (Lantsassen) des Landesherrn — ohne Willen, Zulassung und einträchtige Genehmigung aller Räthe und Mannschaft des Landes, der geistlichen und weltlichen.

Keine andre Münze soll von Christian und seinen Nachkommen angeordnet werden, als die zu Lübeck und Hamburg gang und gebe ist.

Ohne Zustimmung der Räthe und gemeinen Mannschaft darf kein Krieg angefangen werden.

(In der ersten Urkunde war von einem „Krieg um des Friedens und Nutzens des Landes“ die Rede, der sollte an den Rath und Willen der Räthe gebunden sein. Die „tapfere Verbesserung“ hat die obige bestimmtere Fassung an die Spitze ihrer erweiterten Zugeständnisse gesetzt und damit die Unabhängigkeit der Lande gegen außen in umfassendster Weise zu wahren gesucht.)

Dies sind die Hauptbestimmungen des Vertrags, die sich das vereinigte Schleswig-Holstein bei dem Eingehen der Personalunion mit Dänemark bedungen hat. Es wurde dadurch großentheils nur beseegelt, was bereits rechtlich und thatsächlich bestand: Holstein zumal hat kaum etwas gewonnen, was es nicht schon hatte. Für Schleswig wurde das bereits unter den früheren Herrschern gültige deutsche Erbrecht sanktionirt, außerdem bis auf den Schatten der Lehnsfessel die volle Unabhängigkeit vom Reiche Dänemark eben wie Holstein sie genoß.

und zwar gegenwärtig mit Holstein gemeinschaftlich auf dem einen und selben staatsrechtlichen Fundament des Vertrags. Die meisten Artikel sind daher Grenzpfähle gegen Dänemark, Schutzdamme gegen dänische Einmischungen, Vorbeugungen der Gefahren und Uebel, welche man von der Wahl eines dänischen Königs zum „Herrn dieser Lande" denn doch in Gedanken nicht wohl trennen konnte.

Zwar war die Urkunde König Christians ausgestellt an die Privilegirten jener Zeit, aber nicht einseitig nur für die Privilegirten, sondern für das Land und alle Einwohner darin. Die Urkunde bestätigt die Rechte und Privilegien Aller, ohne Beschränkung, darunter die aristokratischen Privilegien oder Usurpationen in jener Zeit allerdings schon sehr ungebührlich waren, sich aber auch in ihren Auswüchsen zu den nicht ehrlichen Sitten und Gewohnheiten rechnen ließen, welchen die Urkunde keine Bestätigung verlieh. Diese selbst führt fast ausnahmsweise nur einziges Vorrecht, das der Zollfreiheit für Privatgebrauch, in einem besondern Artikel auf, welches sie ausschließlich den Rittern und Geistlichen vorbehält. Zugleich aber finden sich Bestimmungen wider Gewaltsamkeiten, die offenbar auf den Adel jener Zeit abzielen, der nur zu leicht zu solchen sich hinneigte, verbunden mit den religiös dringendsten Ermahnungen an die Richter des Landes, zu oberst den Drost in Schleswig und den Marschall in Holstein: Gott vor Augen zu haben und ohne Gunst und Gabe zu richten. Selbst der König hat sich den oberrichtlichen Aussprüchen dieser höchsten Autoritäten des Landes zu unterwerfen und — so heißt es ausdrücklich — „wollte der König sie vergewaltigen, so sind alle Räthe, Vögte und Unterthanen gehalten, nun und für künftige Zeiten, ihnen beizustehen und ihr Recht zu schirmen, wo und wann sie dazu aufgefordert werden."

Die Urkunde enthielt also nicht allein die großen Fundamentalrechte des Landes: Unabhängigkeit von Dänemark, Mannsfolge in der Regierung, ewiges Zusammenbleiben, sondern sie garantirte und privilegirte dem Lande auch das Schwert, dieselben gegen gewaltsame Angriffe des Fürsten zu vertheidigen!

33. Nicht uninteressant ist es schließlich, über den Vorgang der Wahl und über die Gültigkeit der Urkunde das Urtheil dänischer Geschichtschreiber zu vernehmen. Ein Neuerer*), bemerkt in ersterer Hinsicht sehr richtig, daß es großentheils holsteinische Adelsgeschlechter waren, welche über das Land walteten und dessen Schicksal entschieden. „Schleswig — fährt er fort — hatte bereits lange in einem untergeordneten und abhängigen Verhältniß zu Holstein gestanden. Von den Fürsten dieses Landes gingen sowol vor als nach der Zeit Gerhards des Großen die Triebfedern der Politik aus, welche die schleswigschen Herzöge befolgten, und während sie nur dem Namen nach Lehnsmänner des dänischen Königs waren, waren sie längst als wirkliche holsteinische Vasallen zu betrachten. Auf gleiche Weise wurde nun auch das Land behandelt und sein Schicksal entschieden, mehr zum Besten Holsteins und des holsteinischen Adels, als durch selbständige Willensäußerung der Einwohner Schleswigs. Daß die Mehrzahl dieser, bereits zu jener Zeit sich lieber an Holstein hielten als an Dänemark, läßt sich kaum bezweifeln[1]; man fragte sie aber auch nicht um ihre Meinung, als man einen gemeinschaftlichen Herrn für beide Länder wählte. Christian I. hatte selbst nichts dawider, noch mehr Länder für seine nordische Monarchie zu gewinnen

*) C. Molbech: Das Herzogthum Schleswig. Eine hist. Skizze. Kopenh. 1846. pag. 79.

und er hatte einen Reichsrath in Dänemark, unter deſſen Mitgliedern es wohl ſchwerlich Jemanden gab, deſſen Klugheit weiter ging, als daß man am beſten gegen neue Fehden wegen Schleswig geſichert ſei, wenn der König zugleich über Holſtein regierte."

Die Rechtsgültigkeit des Wahlaktes iſt bereits von einem alten dänischen Geſchichtſchreiber (Hvitfeldt) aus dem Grunde in ein zweifelhaftes Licht geſtellt worden, weil es doch wunderlich ſei, daß der Adel in Schleswig als einem dänischen Lehen freie Wahl haben ſollte, ſich einen Herrn zu wählen. Als Auskunftsmittel für ſolchen Widerſpruch in ſeinen Augen, der aber nur die thatſächliche Unabhängigkeit Schleswigs von Dänemark bewerkſtelligt, ſagt derſelbe: die dänischen Reichsräthe hätten durch dieſe Beſiegelung nicht darein gewilligt, daß der ſchleswigſche Adel jene Freiheit haben ſollte, ſondern nur gleichſam zu einem Zeugniſſe mit dem Könige beſiegelt, daß es alſo zugegangen ſei. In unſerm Jahrhundert haben angeſehene dänische Gelehrte*) die Akte von 1460 mit den vorausgegangenen geradezu als ungültig in ihren widrigen Punkten bezeichnet, da nicht König und Reichsrath (welcher letzterer aber doch die Könige wählte und handfeſtete), ſondern nur ein vollſtändiger Reichstag ſolche gegen die Grundgeſetze und Herkommen des dänischen Reichs und gegen die in der Handfeſte eingegangenen Verpflichtungen des Königs ſtreitende Punkte (namentlich kein Lehen oder Schloß des Reiches zu veräußern) habe genehmigen können. Das iſt allerdings die verrufene dänische Zwickmühle, von der in der Folge noch viel zu reden ſein wird.

Bleibt man, wie billig, bei der einfachen Thatſache ſtehen, daß das Volk weder haben noch trüben in dieſer ſchickſalvollen

*) z. B. Suhm: om Slesvigs og Holſteens Uadelighed eller Forfatningsacten af 1460. Kbh. pag. 15.

Angelegenheit befragt wurde, so mag man dem oben dänischerseits ausgesprochenen Dafürhalten, daß die Mehrzahl der Schleswiger sich bereits zu jener Zeit lieber an Holstein als an Dänemark angeschlossen hätte, das nicht minder wohlgegründete Ermessen hinzufügen, daß das Volk von Holstein versammelt und befragt, schwerlich in die Wahl Christians gewilligt haben würde.

Geschichte

Schleswigs.

Von

Dr. Rudolf Wienbarg.

Hamburg

Verlag von Otto Meißner.

1862.

Geschichte

Schleswigs.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Zweiter Band.

Die Periode des Vertrags mit Christian I.

1. Die Theilungen.

Hamburg

Verlag von Otto Meißner.

1862.

34. Mit der so stürmisch beginnenden und so friedlich, im Vollgenuß des errungenen Sieges endenden Regierung des letzten Schauenburgers war das Heroenzeitalter der Herzogthümer geschlossen.

Jahrhunderte lang hatte das Volk Gut und Blut geopfert, um den Triumph der gemeinschaftlichen Landessache herbeizuführen. Dies tapfre Volk war aber einflußlos, stimmlos in dem wichtigen Augenblick, als es galt, über dem Grabe des ausgestorbenen heldenhaften Rendsburger Fürstengeschlechts die fernere Zukunft des Landes — so weit dieselbe von der nothwendig gewordenen Erkiesung eines neuen Fürsten abhing — zu bestimmen.

Die fernere Geschichte der Lande zerfällt in drei Perioden.

So lange die Nachfolger Christians auf dem dänischen Thron ihre Herrschaft in den eidtreuen deutschen Herzogthümern für gesicherter halten mußten, als in ihrem Königreiche selbst, nahmen sie sich wohl in Acht, an den Grundfesten der schleswig-holsteinischen Verfassung, ihrer eigenen Stütze und Zuflucht, ernstlich zu rütteln. Nachdem aber der übermüthige dänische Adel auf einen einzigen Ruck wie ein thönern Bild von dem Piedestal seiner politischen Macht sich hatte herabstürzen lassen (1660), da verfolgten die plötzlichen Inhaber des absolutesten Scepters in Europa nach und nach den Zweck der Unterwühlung der politischen Existenz der Herzogthümer, namentlich Schleswigs, um im Frieden, auf Schleichwegen

und unter Begünstigung derzeitiger ständischer Ohnmacht durchzusetzen, woran das ehemals mächtige, sogar mit den Waffen der drei nordischen Reiche ausgerüstete Dänemark gescheitert war. Doch verblieb es im Wesentlichen bei mehr als zweideutigen Staatsakten, in welchen ein falsches Spiel mit Worten getrieben wurde, während die wirkliche Verbindung der Herzogthümer durch gemeinsame Regierungs- und Verwaltungsorgane — Holsteins wegen — keine Unterbrechung litt, der Lebensverkehr und die geistige Gemeinschaft unter dem herrschenden Einfluß deutscher Sprache und Bildung in fortwährender Steigerung begriffen war und für die Einschrumpfung der ritterschaftlichen Landesvertretung den reichlichsten Ersatz gewährte. Daher bedurfte es auch in der jüngst angetretenen dritten Periode nur des ersten offen feindlichen Angriffes gegen die Basis des alten Staatsgrundgesetzes, um das sicher und sorglos darüber ausgebreitete Leben der Bevölkerung zu erschüttern, ihr politisches Bewußtsein zu wecken und ihr die Kraft zum loyalsten Widerstande einzuflößen, welcher je die Welt gesehen.

Von der schleswig-holsteinischen Landesvertretung, in welcher die Ritterschaft vorwaltete, deren Kern wieder ein bedauriokratischer Ausschuß, der Landrath, bildete, läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie selbst in der ersten Periode nicht die volle Staatsmacht zu behaupten wußte, welche die Verfassung ihr einräumte und mit deren Anschein sie dem dänischen Reichsrath als vollbürtige Autorität wiederholt gegenüber trat; daß sie aber auch in den Folgezeiten nicht wie der dänische Reichsrath und die dänische Landesvertretung vernichtet, sondern nur gelähmt worden ist. Die landständische Verfassung — um hier, wo ihre Wirksamkeit in den Vordergrund tritt, noch einmal auf ihr Wesen zurückzukommen — hatte sich, wie überall in Deutschland, aus dem mittelalterigen Lehnswesen entwickelt, durch welches der früher in Schleswig

wie in Holstein so bedeutende Antheil des freien Volkes an der Staatsgewalt zu Grunde ging. Die ursprünglich zum großen Theil aus Unfreien bestehende persönliche Dienstmannschaft (mit Ausnahme der Präfekten, der Truchseß, Kämmerer, Marschalle, Schenk mit ihren Dienern, die Vögte mit ihren Untergebenen) der regierenden Grafen des eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war später in den allgemeinen Vasallenstand übergetreten, der vorzugsweise auf Grundbesitz, so dann auf jede Art von bürgerlichem und kirchlichem Amt und Einkommen sich gründete und dem Lehnsherrn, wie früher dem Dienstherrn, durch das Homagium zur Treue pflichtig wurde. Die angesehneren Vasallen oder Mannen der Fürsten schlossen sich frühzeitig zu einer Korporation zusammen, indem sie zuerst in einzelnen Fällen zum gegenseitigen Schutz ihrer Interessen sich verbanden, dann aber, gegen den Schluß des vierzehnten Jahrhunderts, von den Landesherrn selbst zu Schiedsrichtern und Garanten erkoren, die Anerkennung einer Gesammtheit erlangten. Das Staatsgrundgesetz von 1460, ihr Werk, der Abfassung wenn auch nicht der historischen Grundlage nach, verbürgte sie, die Ritter- und Mannschaft des Landes als verfassungsmäßige Stellvertreter der gesammten Bevölkerung. Zur Mannschaft gehörten auch die Städte. Aber ungeachtet, daß die ritterschaftliche Korporation sich als eine geschlossene Erb-Pairie gestaltete und unverständigerweise keine Ergänzung, auch nicht durch die begütertsten Adelsfamilien späterer Zeiten zuließ, war ihre Geringschätzung der mit privilegirten Städte — leider nicht Lübecks und Hamburgs, ehemals zum holsteinischen Territorium gehörig —, sondern weit geringerer, zum Theil durch die Größe Lübecks und Hamburgs selbst entrückten Plätze nicht geeignet, ihr repräsentatives Ansehen zu fördern und den beklagenswerthen Ausfall der nicht unmittelbar vertretenen Hauptkraft des Landes einigermaßen zu decken. Diesen, den Bewohnern der Aemter und

Landschaften, waren zwar die alten Rechte und Freiheiten in Rausch und Bogen verbürgt, aber nicht die Macht gewährt, sie zu schützen, nicht die Fähigkeit, sie auf dem Grund und Boden der Verfassung weiter zu entwickeln. Denn kaum unterliegt es einem Zweifel, daß im Verein mit der altfreien, kräftigen, wohlhabenden und grundverständigen Einwohnerschaft der Lande hier so gut wie in England ein ausnahmsweise tüchtiges und lebendiges Verfassungsleben hätte Wurzel greifen können, stark genug, um gegen das allgemeine übermäßige, religios schwindelnde Wachsen der Landeshoheit anzukämpfen, und zugleich die mit Dänemark eingegangene Personalunion — wenn auch stets ein Uebel, weil damit unausbleiblich eine Lockerung vom deutschen Reichsverbande und ein ruheloser Krieg nicht gegen dänischen Waffen, sondern gegen dänische List verbunden blieb — strenge in den angewiesenen Schranken zu halten.

35. Unzertrennlicher als zuvor noch sieht man, von 1460 an, die Verhältnisse und Geschicke Schleswigs mit den holsteinischen verbunden, so daß es vorzüglich die Aufgabe sein wird, die Rückwirkungen der Ereignisse auf Schleswig hervorzuheben.

In Abwesenheit des Königs war die Regierung dem schleswig-holsteinischen Landrath überlassen, der, wie früher schon erwähnt, auch kurzweg „der Rath von Holstein" genannt wurde. Im Jahre 1466 kam es zwischen dem 1466
Landrath und dem dänischen Reichsrath nochmals zu einem denkwürdigen Handel. Gesandte des Königreichs und des vereinigten Schleswig-Holstein traten zu Kolding zusammen und schließen den nachstehenden Vertrag (20. Juli):

Wenn Christian nur den einen Sohn (Johann) hinterließe, wollten beide Theile ihn zum Herrn nehmen und behalten — vorausgesetzt, daß er die Privilegien und Freiheiten des Reiches und der Lande bestätige. (Schon in der „tapfe-

ren Verbeſſerung" beſtimmt.) Wenn Chriſtian mehrere Erben hinterließe oder der Sohn vorher ſtürbe, ſollten zwölf Räthe aus Dänemark und eben ſo viele aus Schleswig, Holſtein und Stormarn in Kolding zuſammentreten, um entweder einen gemeinſchaftlichen Herrn einträchtig zu wählen, oder zu überlegen, ob es beſſer und zweckmäßiger ſei, daß jedes Land ſeinen Herrn beſonders habe. Für den Fall, daß Trennung eintritt, wird das Lehnsrecht des Königreichs über das Herzogthum vorbehalten. — In Zukunft ſoll keine Fehde zwiſchen den beiden Ländern ſtatthaben; wenn einer oder der andere Landesherr ſie anfangen wollte, ſollen die Räthe den Landesherrn mahnen, und wenn er nicht Folge leiſte, ſeine Ritter, Mannen und Unterthanen ihm keine Landfolge thun. Zur Schlichtung aller Streitigkeiten haben die Räthe alle zwei bis drei Jahr eine Zuſammenkunft in Kolding zu halten. Endlich garantiren ſie ſich, mögen ſie einen gemeinſchaftlichen Fürſten oder einen verſchiedenen Herrn haben, die Aufrechthaltung aller ihrer Privilegien.

König Chriſtian war zugegen und ertheilte ausdrücklich, aber gleichſam beiläufig, ſeine Zuſtimmung und Beſtätigung als König, Herzog und Graf.

Alle Unionsverträge mit Dänemark haben ſich, wie die Folge lehren wird, entweder nichtig erwieſen, oder dem Lande großen Schaden gebracht. Auf der einen Seite bezeugen ſie zwar die ſtaatliche Selbſtändigkeit der Länder, deren Repräſentanten über Krieg und Frieden, Wahl der Fürſten u. ſ. w. mit einander verhandeln und beſchließen, auf der andern Seite ſchaffen ſie unnöthige Verbindlichkeiten, deren Tragweite nicht abzuſehen war. Der obige Vertrag lief, wie es ſcheint, auf die gegenſeitige Garantie ariſtokratiſcher Intereſſen hinaus, beeinträchtigte aber zugleich das urkundliche Recht der ſchleswig-holſteiniſchen Stände, für ſich allein zu rathen und zu wählen.

Von geringer Achtung für diesen und den früheren Vertrag sprach es, daß der König ein paar Monate darauf (1. November) auch seinem Bruder Gerhard, Grafen von Oldenburg, ein Erbrecht auf diese Lande zugestand. Das entsprach den früheren Ansprüchen der Oldenburger, nicht aber den erteilten Privilegien. Darum waren auch die Ausdrücke vorsichtig gewählt: nach seinem, seiner Kinder und rechten Erben Tode will er dem Bruder gönnen, die Lande Schleswig, Holstein und Stormarn zu erben und zu behalten und kein andrer (Erbe) soll sich darum kümmern.

Dieser Bruder Gerhard war ein ungestümer Mahner des vielbedrängten Königs wegen rückständiger Abfindungssummen; doch lag dem ehrgeizigen und abenteuerlichen Mann mehr an Macht als an Gelde. Er veranlaßte eine in mancher Hinsicht charakteristische Episode in der Regierungszeit des ersten Oldenburgers.

36. Die Herzogin Wittwe hatte zum Leibgedinge das Schloß Rendsburg nebst mehreren Kirchspielen erhalten, dasselbe jedoch gegen eine Rente der Königin überlassen. Unter dem Vorgeben, das laufe wider das ihm gemachte Versprechen, bemächtigte sich Gerhard (1466) mit Gewalt des Schlosses. Im Besitz dieses Stützpunktes für andre Unternehmungen bewog er seinen königlichen Bruder und Schuldner, der damals schon die dritte Schatzung im Lande erhoben hatte, zu dem obigen Zugeständnisse. Er brachte es sogar dahin, daß der König ihm die Regierung des Landes übertrug, so daß die Einwohner ihm als einem Vorstande vogthaftig und gehorsam sein sollten, wie dem Landesherrn selbst. Außerdem ward er mit der Vollmacht ausgerüstet, verpfändete Schlösser einzulösen, Amtleute, Vögte, Staller und Zöller einzusetzen, sogar geistliche Lehen zu vergeben und über weltliche zu verfügen.

Nicht härter konnte die Ritterschaft gestraft werden für

die unreine Wahl des Oldenburgers, als durch die aufgedrungene Herrschaft und das Gebaren dieses Sprossen des Hauses. Er berief die Stände, mißachtete jedoch ihre Vorstellungen und setzte seinen Weg fort. Andere Beamte (wahrscheinlich auch ein neuer Rath) wurden gewählt und in Holstein kamen Segeberg, Hanerau, die Tielenburg, in Schleswig die Schlösser Gottorf, Sonderburg, Flensburg, Hadersleben unter seine Botmäßigkeit. Ueberall suchte er die Pfandschaften einzuziehen, welche die Ritter in Händen hatten, wobei er sich weigerte, die Versprechungen des Königs anzuerkennen; diese nannte er den Weinkauf! Nur wirkliche Darleben wollte er ersetzen. Um dies zu vermögen, bewog er die Prälaten und Stifter und die freien Bauern des Landes, bedeutende Leistungen zu übernehmen. Persönlich zog er von Kirchspiel zu Kirchspiel und stellte den Bauern in Aussicht, daß sie künftig von den Belästigungen des Adels frei sein würden. Er soll sogar den Hausleuten geradezu verboten haben, Pacht und Rente zu zahlen und die Herrendienste zu leisten. Auf diese Weise suchte und fand er in der Landbevölkerung einen starken Anhang.

Auf die Klagen des Adels versuchte der König eine Vermittelung (1467), griff aber nicht durch und ließ den Gerhard verlaufen gewähren. Da traten zur Selbsthülfe hundertvierzig Ritter und Knappen in einen Bund gegen den demokratischen Geßler des adligen Schleswig-Holsteins. Sie verwahren sich allerdings, feindliche Absichten gegen den König zu hegen, sie wollen sich der Entscheidung der beiden Bischöfe (von Schleswig und Lübeck) und der Hamburger und Lübecker unterwerfen; doch schließen sie in ihrer Noth einen Bund mit den verhaßten Dithmarschen zu gegenseitiger Hülfe gegen jede Verletzung ihrer Freiheiten und Rechte.

Jetzt sandte Christian seine Königin Dorothea, die bei Segeberg auf offenem Felde eine Versammlung der Ritter und

Abgeordneten hielt, während man den Grafen auf dem Schloß eingesperrt hatte. Gleichzeitig ward Christian in Kopenhagen von ritterschaftlichen Abgeordneten in die Klemme genommen: er versprach, seine Gläubiger nach einem schiedsrichterlichen Urtheil zu befriedigen, die Lande wieder in seine Hand zu nehmen, den Gerhard mit gutem Fug fortzuschaffen, die Privilegien zu halten und in Allem sich mit der Ritterschaft zu vertragen (August 1469).

Bei der darauf folgenden Anwesenheit des Königs in Lübeck — er befriedigte hier die Ansprüche Lübecks auf Kosten Kiels, das er den eifersüchtigen Lübeckern zu Pfand setzte — wurde das Kopenhagner Abkommen auf ein Jahr verlängert (8. November); einige Tage hinterher jedoch dem Gerhard seine Befugniß zu Verpfändungen bestätigt (13. November), sogar, wie es scheint, eine neue Urkunde ausgestellt, welche dem Lande befahl, ihm allgemein — wie Kiel den Lübeckern — die Pfandhuldigung zu leisten.

Zu solchem falschen Spiel trieben den König wohl nicht allein die vielen Geldverpflichtungen, die er übernommen hatte, die ewigen Geldverlegenheiten, in welchen er sich befand und die ihm von den Schweden den Beinamen „die bodenlose Tasche" zuzogen; es scheint, daß der sonst mit den aristokratischen Interessen verknüpfte König dabei die Absicht verfolgte, den Grafen und die Ritter durcheinander in Schranken zu halten.

In der That huldigten in Schleswig die Friesen, in Holstein die Bauern, zumal in der Kremper Marsch, dem Gerhard ohne Vorbehalt, ferner die Städte, wenigstens in Bezug auf die Verpfändung des Landes. Die Ritterschaft widerstand und legte auf einer Versammlung in Kiel Briefe vor, in welchen ihnen König Christian geradezu gebot, nicht zu huldigen (1470).

Die Königin Dorothea fand die Lage so gefährlich, daß

sie ihrem Gemahl rieth, persönlich zu erscheinen, wolle er die Herrschaft nicht einbüßen. Der König folgte. Ein schiedsrichterlicher Spruch ordnete seine Schuldverhältnisse in der Weise, daß von hunderteinundvierzigtausend Mark ungefähr siebenundneunzigtausendsechshundert noch blieben. Der kleinere Theil wurde auf Schlösser und Harden angewiesen, der Rest sollte baar bezahlt werden. Für bedeutende Summen wurden dann wieder andre Landestheile versetzt, verstärkte Rechte ertheilt.

Dann machte er sich, um Entschädigung zu nehmen, an den Grafen Gerhard. Derselbe wurde gefangen genommen und gezwungen, die ihm pfandweise übertragenen Lande zurückzugeben. In Holstein konnte die Kremper Marsch nur mit Gewalt dazu getrieben werden, ihrem beliebten Pfandlehnsherrn zu entsagen; sie verlor zur Strafe ihr eigenthümliches Recht, das hollische oder holländische. Später noch (1471) fand Gerhard bei einer abenteuerlichen Landung in Husum bei den Frisen auf Nordstrand und in Stapelholm lebhaften, aber bald gedämpften und schwer bestraften Beistand.

Der allgemeine Erfolg dieser durch den König und Landesherrn selbst verschuldeten Unruhen war der, daß die Adelsmacht an Vorrechten und Besitzthümern neuen Zuwachs erhielt, während es um die Freiheiten der Landleute mehr und mehr geschehen war.

Klagen des Landmanns und der Städte nahmen in den letzten Regierungsjahren des Königs überhand, und da dieser auch die Autorität seiner Regierung und das Ansehen seiner Amtleute bedenklich geschmälert sah, raffte er sich noch zuletzt auf, um durch seine persönliche Anwesenheit im Lande Wandel zu schaffen. Es war und blieb aber ein schlimmer Umstand, daß die Räthe des Königs zugleich die Gläubiger desselben waren. Gegen den Wucher der Holsten hat sogar der Papst

(1474) mit Androhung von Bann und Exkommunikation gedroht.

37. Als das Schwesterland Holstein zu einem **deutschen Herzogthum** erhoben wurde, nahmen die Stände es hin mit der Erklärung, daß es den Landen und Leuten nicht verfänglich sein solle. Die Verbindung mit Schleswig blieb dieselbe. So brüchig die Verträge mit dem ersten Oldenburger waren, so hat er doch die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Lande nicht angetastet. Die Verträge, welche der König für Dänemark schloß, ließen die Herzogthümer außen vor. Nur eine Bestimmung des Papstes über Strandgut bezog sich auf das Königreich und Schleswig zugleich. Zum Kriege gegen die Schweden, welchen er die **Union** durch stete Geldererpressung und Bevorzugung der Dänen eben so verhaßt machte, wie sein Vorgänger, leisteten die Lande freiwillige Hülfe an Mannschaft und Geld; denn leider gehörte diese „freiwillige" Befehdung eines Volkes, mit welchem die Herzogthümer in Frieden lebten, zum bösesten Gefolge der Verbindung mit Dänemark. Bei allen wichtigen Verhandlungen war der Rath des Landes (einmal aus vierundzwanzig Köpfen bestehend) betheiligt. Die alten Landtage zu Urnehöved kamen, gleich den holsteinischen zu Vemhöved, in Abnahme; doch sah man oft genug anderswo die Mannschaft von Schleswig-Holstein, regelmäßig auch die Boten der Städte darunter, in vereinigter Versammlung.

Gegen das Ende seines Lebens scheint Christian sogar einer Aufhebung der gemeinsamen Herrschaft über Dänemark und die Herzogthümer zu Gunsten seines nachgeborenen Sohnes Friedrich geneigt gewesen zu sein. Es war der Wunsch der Königin, demzufolge auch der junge Friedrich im Herzogthum Schleswig auf dem Schlosse Gottorf erzogen wurde „dem Lande und Allen zum Trost und Nutzen". Auch die Stände waren willig, ungeachtet des Königs älterer Sohn

Johann bereits seit 1474 den Titel eines erwählten Königs in Dänemark und Schweden, rechten Erben zu Norwegen, Herzogs von Schleswig-Holstein und Ditmarschen (!) angenommen hatte.

Der Gründer der Oldenburger Dynastie starb den 21. Mai 1481. Der große Augenblick war da, wo die Herzog- 1481.
thümer vertragsmäßig wieder aus der Personalunion mit Dänemark ausscheiden konnten. In Kraft des betreffenden Artikels ihrer Privilegien durften die Stände sich ihres Wahlrechts zu Gunsten des jungen, damals achtjährigen Friedrich bedienen. Eine Beeinflussung von Seiten des dänischen Reichsrathes fand nicht statt; derselbe war mit den Angelegenheiten Norwegens und Schwedens vollauf beschäftigt, und diesseits wurde an die oben erwähnte Verabredung nicht gedacht. Die Königin Dorothea kam mit ihrem Liebling, dessen Vormünderin sie war, nach Kiel und bot den dort tagenden Ständen die Hand. Sie versprach Bestätigung der Privilegien, Abstellung aller Klagen. Allein die Stände zeigten sich auch diesmal nicht auf der Höhe ihres politischen Berufes. Als der König drängte und die Königin-Mutter daran verzweifelte, die Unschlüssigkeit der Stände zu besiegen, machte Letztere den verfassungswidrigen Vorschlag, ihre beiden Söhne zu wählen. Vermuthlich zugleich aus Schwachgefühl, den Ansprüchen des Königs gegenüber, und aus Berechnung der Vortheile einer Doppelwahl*), folgten die Stände dem Rath und wählten beide Fürsten zu Herren des Landes. Der König konnte es sich gefallen lassen.

Im Frühjahr 1482 war nämlich König Johann oder Hans persönlich im Lande erschienen. Er begann mit Ein-

*) Der dänische Geschichtschreiber Hvitfeldt bemerkt zu der Doppelwahl: Damit, wenn der Eine es nicht recht machte, wie sie wollten, sie dann einen Andern hätten, auf den sie sich verlassen könnten.

reden gegen das Wahlrecht der Stände. Beide Herzogthümer seien Erblande, man habe kein Recht, ihn von diesem Erbe auszuschließen. Für Holstein widerspreche das Wahlrecht der Sitte und dem Rechte aller deutschen Fürstenthümer. Höchstens auf die Regierung könne sich dasselbe beziehen, nicht das Erbrecht der Fürsten beschränken. Für Schleswig wollte er sogar die Gültigkeit der Verleihung Christians völlig in Zweifel ziehen: der dänische Reichsrath habe seine Zustimmung dazu nicht gegeben.

So weit war man also doch schon gekommen mit dem Sohn des Vaters, der für sich und seine Nachkommen die Landesprivilegien beschworen; solche Aeußerungen und solche Anzweifelungen in Bezug auf Schleswig wagten sich schon damals aus dem Munde eines dänischen Königs und seiner Räthe hervor.

Gleichzeitig machte der König an den zu Schleswig anwesenden Lübecker Bischof Albrecht Krummendiek, den er schon gleich nach dem Tode seines Vaters beschicken hatte, sich zu gelegener Zeit zur Belehnung einzustellen, die Anforderung, ihm und Friedrich die Belehnung mit Holstein zu ertheilen. Der Bischof weigerte sich jedoch, der Entscheidung der Stände vorzugreifen.

1582 38. Auf dem gemeinsamen Landtag zu Kiel (18. November 1582) willigten die Stände in die Wahl beider Fürsten. Privilegienbestätigung war ihre Hauptbedingung; daran schloß sich die Wiederherstellung zweier Ritter, Pogwisch, Vater und Sohn, welche König Christian zur Strafe grausamer Mißhandlung eines Bauern und einer Bäuerin aus dem Lande verwiesen hatte.

An der Levensau, der alten Grenze zwischen den beiden Herzogthümern nach der Eider zu, wie die Eider nach der Nordsee, fand alsdann die förmliche Anerkennung und Bestätigung der Verfassung statt. (12. December.)

Hans oder Johann und Friedrich (der Erste), für welchen letzteren der Bruder als Vormund auftrat, erklären, „daß sie von den ehrwürdigen Prälaten, gestrenger Ritterschaft, tüchtiger Mannschaft, ehrsamen Städten und frommen Einwohnern der Lande Schleswig, Holstein und Stormarn, deren Privilegien unverfänglich, zu Herzogen aufgenommen und ihnen als solchen, nicht als Königen, gehuldigt seien." Sie konfirmiren Alles, was Christian den Landen zugesichert hat. Friedrich soll bei seiner Mündigkeit dies noch einmal wiederholen.

Bitter beschwerten sich die Städte Lübeck und Hamburg, daß die Sache ohne Zuthun der in Kiel anwesenden städtischen Gesandten abgemacht worden; mit allen Verständigen im Lande konnten sie am wenigsten die Erneuerung der gemeinsamen Herrschaft im Königreich und in den Herzogthümern gutheißen.

Diese den Privilegien des Landes zuwiderlaufende Regenten — wenn auch naiver Weise nicht beabsichtigte Regierungstheilung war, wie vormals unter den Schauenburgern in Holstein, nun der erste Schritt zur **Theilung des Landes in verschiedene Gebiete. Dieselbe trat ein im Jahre 1490**, als Friedrich sein achtzehntes Jahr zurück- 1490
gelegt hatte. Die Brüder verständigten sich, wahrscheinlich unter Mitwirkung der Vornehmen des Landes, über ihren Antheil. Man bildete zwei Hälften und schlug über kreuz und quer die Gebiete dazu, wobei man einen Anschlag der regelmäßigen Einkünfte — das Meiste war aber noch verpfändet — zu Grunde legte. Von den Schlössern und Aemtern ging man aus, und jedem Antheil wurde ein Hauptschloß beigegeben. Die eine Hälfte mit dem Hauptschloß Gottorf umfaßte in dem Herzogthum Schleswig: Gottorf mit Eckernförde, Kundhof, Tiele, Tondern und Hadersleben; in dem Herzogthum Holstein: Kiel, Plön

mit Neumünster und Lütjenburg, den Nobof mit Oldenburg und Neustadt, Trittau, Steinburg mit Itzehoe und Klosterhof. Die andre Hälfte begriff im Herzogthum Schleswig: Flensburg mit Nordstrand, Sonderburg mit Arroe, Norburg, Apenrade und die Insel Fehmern; in Holstein: Segeberg als Hauptschloß nebst dem Amt, dem neuen Zoll zu Oldesloe und dem Hof zu Raden, dann Rendsburg, Hanerau und Hatelkorf. Die Klöster wurden, was die „Vasterei und Jagd" betraf, Beiden zugewiesen. Auch die Ditmarschen und das Recht auf Hamburg hielt man sich gemeinsam bevor.

Man erfährt nicht, daß die Stände gegen diese, allerdings in Deutschland nicht ungewöhnliche privatrechtliche Behandlung des Staatsgebietes auch nur Einsprache versuchten. Vermuthlich glaubte auch die Ritterschaft ihre Rechnung dabei zu finden. Wie unbeliebt und verdächtig aber die Theilung im Volk gewesen, davon ist ein denkwürdiges Zeugniß überliefert worden: Als die Fürsten gemeinschaftlich durch Norderdorf zogen, erhob ein alter Bauer seine Stimme und rief ihnen zu: Theilt nur die Fürstenthümer! Die mit Gewalt und Zwang geschieden sind, werden sich doch wieder zusammenfinden.

Eine Trennung Schleswig-Holsteins war allerdings vermieden, jeder Fürst hatte, wie angeführt, in jedem Lande seine Aemter (die nicht einmal immer ein zusammenhängendes Gebiet ausmachten). Der Zusammenhang des Landes wurde gerettet durch die fortdauernde Verbindung der Stände. Adlige und Geistliche sollten ihre Besitzungen von beiden Fürsten zu Lehn nehmen. Der Landtag sollte stets gemeinsam sein. In einer besondern Urkunde (vom 11. August) versprachen die Fürsten, keine Verträge der Eine ohne den Andern einzugehen. Auch hatte man nun ein Fürsten im Lande, der sich ganz auf die Interessen desselben stützen mußte (wenn er klug war) und als ein deutscher Fürst auf schleswig'schem Boden Hof hielt

Es gab einen Herzog, der mit dem Königreich nichts zu schaffen hatte, neben dem Herzog, der auch König war und dänische Politik verfolgte. Aber des Letztern hätte man sich gänzlich entäußern und der Zwietracht vorbeugen können, welche dem Frieden, der Wohlfahrt und der staatlichen Entwicklung des herrlichen Landes in der Folge den beklagenswerthesten Abbruch thun sollte.

Der gemeinschaftliche Anspruch auf Ditmarschen führte die beiden Fürsten, den König Hans und seinen Gottorfer Bruder, im Jahre 1500 zu einem vereinten Kriegszuge gegen 1500.
die den Fürsten und dem Adel gleich verhaßte freie Bauernrepublik zwischen Elbe und Eider. Den König begleitete die „schwarze Garde", ein berüchtigter deutscher Söldnerhaufen, dessen er sich im Kriege gegen die Schweden bedient hatte. Der Uebermuth, womit das furchtbare, durch die Gegenwart der Fürsten und Ritter überaus glänzende Heer in das Ländchen einbrach, erhielt eine fürchterliche Züchtigung durch die Schlacht bei Hemmingstedt. Unter dem fast völlig vernichteten Heer befand sich die Blüthe des schleswig-holsteinischen Adels, denn nur Unmündige waren zu Hause geblieben. Dem König aber kostete diese Niederlage in ihren Folgen die Krone des kaum bezwungenen Schwedens, das sich an der Tapferkeit und dem Glück der Ditmarschen wieder aufrichtete.

Eben so fruchtlos liefen die Versuche ab, die Macht der gleich verhaßten Hansestädte zu brechen. Die Interessen, um welche man sich stritt, waren dem Lande fremd, waren dänische. Dennoch mußte das Land, wie es auch zum Krieg gegen Schweden Geldopfer gebracht, darunter leiden, namentlich das Nachbargebiet Lübecks. Den einzigen Vortheil zogen damals die Holländer, welche in Dänemark und Norwegen große Begünstigungen erhielten. Indeß hatte sich der König auf Betrieb seines herzoglichen, den Lübeckern nicht so abgeneigten Bruders dazu verstehen müssen, daß beide Herzogthümer,

sowol königlichen als herzoglichen Antheils, außerhalb der dänisch-lübischen Fehde blieben. Es war eine nothgedrungene Anerkennung der Selbständigkeit der Herzogthümer, eine für den König empfindliche Zurückweisung von Seiten eines schleswig-holsteinischen Herzogs, der auch später, als König von Dänemark, dem mit seinem Ahnherrn geschlossenen Vertrage treu blieb.

39. Dem König Johann oder Hans folgte auf dem dänischen Thron sein wilder Sprößling Christian (oder
1513 wie er sich selbst Christiern) der Zweite. (1513.) Anfangs wollte er von den Freiheitsbriefen des Landes nichts wissen. Doch ließ ihn die drohende Haltung der Ritterschaft einlenken. Er versprach die Anerkennung der überlieferten Freiheiten und gab mit seinem Oheim Friedrich gemeinsam, nach empfangener Huldigung, die urkundliche Bestätigung der Privilegien (den 18. Oktober 1513).

Bald erfuhr die Ritterschaft, daß sie einen andern Herrn an ihm hatte. Drei Ritter nebst sechszig Gesellen ließ er enthaupten, weil sie Fehde gegen die Städte angefangen. Seine hochstrebenden Pläne, die Union der drei nordischen Reiche wiederherzustellen und die Macht der Aristokratie zu vernichten, führten unter anderm von ihm in Deutschland geworbene Soldtruppen in die Herzogthümer, wo sie zur Beschwerung beider einmals längere Zeit hausten, ehe sie zu See gingen.

Sein Schwager war der deutsche Kaiser Karl der Fünfte. Von diesem, der ganz Spanier war, wie Christian, seiner Schwester Gemahl, ganz Däne, ließ er sich bei einem Besuch in Gent eine gar wunderſame, sehr umfassende Bestätigung aller Rechte auf das Herzogthum Holstein, auf Hamburg und den Elbstrom, auf Dithmarschen u. s. w. ertheilen. Dazu kam eine Urkunde, welche dem Lübecker Bischof das herkömmliche Recht der Lehnsertheilung von

Holstein Namens des Kaisers entzog und dasselbe auf den König und seine Leibeserben übertrug (20. Juli 1520). 1520.

Die Sache verdient hier insofern Erwähnung, als Herzog Friedrich dadurch in seiner Stellung als Mitregent beeinträchtigt wurde, wenn gleich die Belehnung nicht an die dänische Krone geknüpft war. Der König hatte nach der treulosen Art, die seinem gewaltsamen und doch schwachen Charakter eigen war, dem Herzog noch auf der Hinreise nach den Niederlanden versprochen, nichts gegen die hergebrachten Rechte Holsteins zu unternehmen.

Bis dahin hatte der König die Belehnung des Herzogs mit Schleswig aufgeschoben. Durch diesen gemahnt, wollte er ihn jetzt zugleich mit dem Herzogthum Holstein belehnen. Friedrich weigerte sich, unterstützt durch die Räthe des Landes: der Kaiser selbst könne nicht berechtigt sein, seine freie Herrschaft, welcher der Schutz der Grenzen des Reiches obliege, einem andern Königthum zu unterwerfen.

In Kolding kam die Sache auf's Neue zur Sprache, doch die Zusammenkunft endigte mit einem Schimpf, welchen König Christiern den Holsten zufügte. In der Nacht ließ er vor der Herberge des herzoglichen Geleites einen Galgen aufrichten. Der Herzog fühlte persönlich die Beleidigung, reiste ab und ließ sich weder mit Schleswig, noch mit Holstein belehnen.

Unterdeß ward der König durch die feste Haltung des Herzogs, durch die Rüstungen der Ritterschaft, auch durch das aufsteigende Gewitter in seinem eigenen Reiche zum Nachgeben veranlaßt. Er leistete Verzicht auf die Belehnung mit Holstein und versprach: die Lande Schleswig-Holstein mit seinen Anforderungen zur Theilnahme am Kriege gegen Lübeck in Ruhe zu lassen. Außerdem bekräftigte er noch besonders einige Artikel der Privilegien. Kein Einwohner

der Herzogthümer sollte außer Landes gerichtet werden, über Ritterschaft und Prälaten wolle er gemeinschaftliches Gericht
1522 mit dem Herzog halten (13. August 1522).

Jedoch reizte er noch zuletzt vor seinem Sturz die Lande durch mancherlei Willkür. So ließ er den „blauen Thurm" im Schlosse zu Segeberg erbrechen und dort verwahrte Urkunden des Hauses und Landes nach dem Schloß Sonderburg bringen — der erste dänische Raub dieser Art, der in späterer Zeit durch die Wegschleppung sämmtlicher Landesurkunden — mit Ausnahme der von der Ritterschaft verwahrten — nach Kopenhagen gekrönt werden sollte.

Der Absagebrief des jütischen Adels war das Signal eines allgemeinen Aufstandes der dänischen Großen, welchem sich der Herzog und die Ritterschaft anschlossen. König Christian verdiente sein Schicksal, und nahm er es gleich selge hin. Die Macht, die ihn in Dänemark stürzte, war jedoch nicht die lauterste: die übermüthige Aristokratie und das katholische Prälatenthum zahlten dem Volksmann und eifrigen Beförderer der lutherischen Reformation Feindschaft mit Feindschaft.

40. Durch die Erwählung des Herzogs Friedrich
1521 zum König von Dänemark (26. März 1523) wurden die Herzogthümer wieder vollständig einem Herrscher unterworfen. Manche Ritter, die Schlösser des verjagten Königs inne hatten, konnten doch nur mit Gewalt zur Uebergabe derselben gebracht werden, weil sie gelobte Treue nicht brechen wollten.

Dem neuen König, der persönlich an den Herzogthümern hing und ihren Werth als sicheres Erbe erkannt hatte, mußte es wünschenswerth sein, ihre Unabhängigkeit vom Königreich auf's Neue und stärker als zuvor aussprechen zu lassen.

Dies geschah in der Bestätigung der Privilegien, gegeben den Ständen und allen Eingesessenen der Lande, Kiel

den 6. Mai 1524. Der gemeinen Mannschaft wird das 1524.
Recht anerkannt, daß ohne ihre Zustimmung keine Akzise, Zoll oder andere Abgabe auferlegt werden darf. Jährlich sollen zwei Landtage gehalten werden, der eine zu Flensburg, der andere zu Kiel. Da soll man alle und jede Sache verhören und mit Recht entscheiden. Für Schleswig — obwohl es vom König zu Lehn gehe — wird ausdrücklich die Appellation außer Landes untersagt — ein bisher noch streitiger Punkt. Es soll auch Niemand verpflichtet sein, außer Landes zu dienen.

Man ersieht aus solchen Punktationen in der Bestätigung der Privilegien, wie sie hier und später vorkommen, welche verfassungsmäßigen Rechte insbesondere durch die vorigen Regierungen beeinträchtigt worden. Allein der König gab nicht nur die volle Bestätigung der Privilegien, er erweiterte dieselben auch zum Besten der Ritterschaft, wenn auch nicht zum Besten ihrer Unterthanen und Diener, über welche er derselben volle Gerichtsbarkeit auch über Hals und Hand zuerkannte.

Durch Christierns Kriege mit Schweden war das Land zu großen Opfern genöthigt gewesen. Dazu kam jetzt die Abwehr der lange fortgesetzten Versuche des flüchtigen Königs, seinen Thron wieder zu gewinnen. Als er einmal mit einem deutschen Miethheer von dreißigtausend Mann sich der Grenze Holsteins näherte, erließ Friedrich ein allgemeines Aufgebot mit solchem Erfolg, daß ein Heer von allein dreißigtausend Bauern auf der Brander Heide zusammenkam. Bei der Landung Christierns in Norwegen (1531) eilte der Adel zur Bekämpfung seines Todfeindes herbei, während das übrige Land Geld beisteuern und Wacht halten mußte. Selbst die Kerkerhaft, in welcher der gefangene Christiern viele Jahre lang schmachtete, befreite das Land nicht völlig von Kosten und Unruhe.

König Friedrich starb im Jahre 1533 auf seinem 1533.

Lieblingssitze Gottorf; selten und nur in Nothfällen besuchte er Dänemark, wenn er mit der geistlichen und weltlichen Oligarchie dort hadern mußte; mehr als einmal drohend, dem Königthum entsagen zu wollen. Früher als in Dänemark wurde während seiner Regierung, dazu in weiser, liberaler und schonender Weise, die Reformation hier zu Lande eingeführt. Er nahm sie in Schutz, ließ sie aber selbst sich Bahn brechen.

41. Der dänische Reichsrath beeilte sich nicht mit der Neuwahl eines Königs. Da Friedrich der Erste mehrere Söhne hinterließ, konnte vermöge des für diesen Fall privilegirten Wahlrechts der schleswig-holsteinischen Stände, wieder eine Trennung zwischen dem Königreich und den Herzogthümern eintreten. Vermuthlich aus diesem Grunde ließ sich damals in Dänemark eine Sprache vernehmen, die sehr an die früheren Zeiten erinnerte. Schleswig — schrieb der reichsräthliche Bischof von Ribnen — gehöre zu Dänemark, nicht zu Holstein. Auf den Einwurf der Holsten, sie hätten es mit dem Schwerte erobert, ist er mit der Antwort bereit: Süderjütland sei zu gut, um mit dem Schwerte gewonnen zu werden. Freilich will der Reichsrath dem Herzog den Besitz nicht streitig machen, aber der soll die Belehnung nur empfangen auf das Versprechen, treu zu sein und Dienste zu leisten wie ein anderer Mann.

Friedrichs ältester Sohn Christian (der Dritte) war nämlich sogleich nach dem Tode seines Vaters in herzoglicher Würde aufgetreten, und hatte ein entschiedenes Erbrecht nicht allein für sich, sondern auch für seine drei unmündigen Brüder in Anspruch genommen. Zunächst versicherte er sich der Amtleute der Schlösser durch den „Schloßglauben" und die „feste Hand". Die Stände ließen sich zwar vernehmen, sie seien unverpflichtet, sie wollten als freie Holsten handeln. Aber man hörte nicht, daß sie den Anspruch Christians weiter

bestritten. Den Landtag zu Kiel (3. Juni 1533) eröffnete er mit der Aeußerung: da er und seine Brüder nun des Landes ächte und behagliche Erben, so möchten sie ihnen nach altem Herkommen Eide und Huldigung thun.

Christian selber war damals dreißig Jahre alt, sein Bruder Johann zwölf, Adolf sieben, Friedrich vier. Ob Rührung die Landesvertreter über ein so seltenes Beispiel der brüderlichen Liebe überwältigte oder andere Einflüsse ihr Gewissen einschläferten und ihren Verstand benebelten, sie hatten wider den Vorschlag nichts einzuwenden. Nach Bestätigung der Privilegien brachten sie die Vierhuldigung dar. In einer eigenen Akte betheuerte Herzog Christian, daß diese gemeinschaftliche Huldigung die Landesverfassung nicht beeinträchtigen solle. Vom Landeswohl war nicht die Rede. Die eigene Hand der Ritter hat die Trachenzähne über die Herzogthümer gesäet! Auch litten sie dermalen am wenigsten, nicht ihr Körper, sondern der des Landes wurde zerrissen. Sie allein zogen die einzigen traurigen Vortheile aus der vielherrschaftlichen Landesnoth und Verwirrung, welche nur den fortgesetzten Raub von Gut und Freiheit ihren Landsleute begünstigte. Sie selber, zu Roßdienst verpflichtet, waren abgaben- und steuerfrei. Die Beeden, die sie auf den Landtagen bewilligten, wurden wegen der Hufen ihrer Gutsbauern bezahlt, und da das Hoffeld frei ausging, war die Hinzuschlagung der Hufen zum Hofselde, die sogenannte Niederlegung der Hufen, das ist die Vertreibung der Besitzer, die Verödung und Zerstörung der Dörfer und Landstellen, ein einbringliches Geschäft der Edelleute jener und der späteren Zeiten. Glücklicherweise war dem gewehrt, daß nicht, wie im benachbarten Mecklenburg, das ganze flache Land von Dörfern entkleidet und in Ritterhöfe mit Insenhütten verwandelt wurde. Denn die Landschaften und freien Aemter Schleswig-Holsteins, unmittelbar unter der Herrschaft der

Fürsten stehend, allerdings fortwährend durch dieselbe finanziell gepreßt und ihres Ueberflusses, oft ein wenig desselben mehr entledigt, hatten, ein Wunder für das damalige Feudal-Europa, bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Volksversammlungen ihr uraltes Steuerrecht behalten und setzten jener ritterlichen Betriebsamkeit eine heilsame Schranke entgegen.

Noch war die Königswahl in Dänemark nicht erfolgt — der Adel fürchtete, das Volk wünschte die Rückkehr des landflüchtigen Christiern —, als, auf Betrieb des Herzogs, zwischen dem dänischen Reichsrath und den Ständen der Herzogthümer
1331 zu Rendsburg, den 1. Juli 1533, ein neuer Vertrag zu Stande kam, genannt die ewige Union.

Man vereinigte sich zu friedlichem Austrag vorkommender Streitigkeiten zwischen dem Königreich und den Herzogthümern. Streitigkeiten zwischen den Königen von Dänemark und den Herzögen sollten fortan durch je acht ihres Unterthaneneides entbundenen Dänen und Männern der Herzogthümer entschieden werden. Ewiger Friedenszustand zwischen beiden Theilen. Gegen Angriff fremder Feinde gegenseitige Kriegshülfe, mit Reiterei, seitens Dänemark mit dreihundert Mann, seitens der Herzogthümer mit hundertundfünfzig; in Zeiten dringender Noth mit aller Macht. Dabei sollen die Ansprüche vorbehalten bleiben, welche die Krone und das Reich Dänemark auf der einen, die Fürsten zu Schleswig-Holstein auf der andern Seite an das Herzogthum Schleswig haben mögen. Weder diese Sache — wird hinzugefügt — noch ein anderer Rechtsgang möge in irgend einer Weise den Bund kränken, der bestehen solle, so lange von König Friedrichs Geblüt ein König in Dänemark bleibe und (auch über die Nachkommenschaft derselben hinaus) so fort zu ewigen Zeiten. Frühere Bestimmungen über gemein-

same Schritte bei der Erhebung des Landesherrn werden nicht wiederholt.

Die für jeden Theil in deutscher und dänischer Sprache verfaßte Urkunde wurde auf einer anderen Zusammenkunft in Tenice (Jütland) zwischen acht deputirten Mitgliedern des Reichsrathes und dem Herzog Christian am 20. November desselben Jahres 1533 ausgewechselt. Außerdem verbürgte sich der Reichsrath, daß, wen man auch zum König wählen möge, derselbe diesen Bundesbrief bestätigen solle.

Auf dem gemeinen Landtag zu Rendsburg ward alsdann am 5. December die Urkunde unterzeichnet von dem Herzog, den Bischofen von Schleswig und Lübek, elf Räthen und fünfundvierzig anderen Mitgliedern der Ritterschaft. Abgeordnete der Städte werden nicht genannt.

Man beachte besser als in der Folgezeit die Landesfursten, daß diese „ewige Unien" kein Vertrag zwischen den Fursten der dänische Thron war sogar damals noch ledig venkern zwischen Land und Land, Staat und Staat oder den berechtigten Vertretern beider Staatsentitenzen unter Vermittlung des Herzogs von Schleswig-Holstein war. Form und Sprache und ähnlich den Verträgen, welche der dänische Reichsrath mit dem schwedischen zur Zeit der Union abschloß.

Der Vertrag, später erweitert, öfter erneuert, niemals aufgehoben, bildet die einzige Realunion, welche die Herzogthümer mit dem Königreich Dänemark verknüpft: eine neue feierliche Anerkennung und Bestätigung der Grundrechte von 1460 von dänischer Seite, aber auch gleichzeitig eine neue Verletzung derselben durch die Schleswig-Holsteiner selbst. Nach dem Vertrage mit Christian dem Ersten, auf welchem das Staatsrecht der Herzogthümer beruht, sollen dieselben mit Dänemark nichts, weder im Kriege noch im Frieden, gemein haben, als die Person des Herrschers. Jedes Land sollte seinen Krieg nur noch führen. Diese Bestimmung, die beste

Schutzmauer der Herzogthümer, namentlich Schleswigs, war schon durch die frühere Union alterirt worden. Die gegenwärtige war leider bestimmt, tiefere und festere Wurzel in dem Rechts- und Geschichtsboden der Herzogthümer zu schlagen; sie ward der Ausgangspunkt zu andern Verträgen und ein Fallstrick für die Minorennen der dänischen Könige.

Dem dänischen Reichsrath konnte die Eingehung eines solchen Bündnisses nur vortheilhaft scheinen. Dänemark hatte und machte sich mehr als einen Feind. Dagegen waren die Herzogthümer der dänischen Unterstützung völlig unbedürftig; sie hatten von keiner andern auswärtigen Macht etwas für sich zu besorgen als etwa von Dänemark selbst, welches trotz aller Niederlagen und Verträge fortfuhr, an die noch bestehende Form der Lehnsabhängigkeit Schleswigs unhaltbare Ansprüche zu knüpfen, Schleswig als dänisches Eigenthum zu betrachten. Und eben diese dunklen Ansprüche, deren völlige Aufgabe das einzige Wettmachen der Verpflichtungen geboten hatte, welche die Herzogthümer großmüthig übernahmen, werden ausdrücklich vorbehalten und erscheint das längst durchgefochtene und besiegelte Recht unzertrennbar vereinigter Lande als eine offene, an die Lösung der Zukunft zu verweisende Streitfrage. Ohne Zweifel nicht als Herzog von Schleswig-Holstein, sondern als Kandidat des dänischen Thrones machte Christian den Vermittler bei diesem Bunde.

In Dänemark war die Wahl bis dahin lange schwankend zwischen mehreren Bewerbern, unter welchen auch der Markgraf von Brandenburg, Christian des zweiten Neffe und sogar Franz I. von Frankreich sich befanden. Man übertrug dem Herzog die Krone erst, als Dänemark sich in höchster Gefahr
1534 befand, 18. August 1534. Bald darauf kam der Herzog und jetzige König Christian der Dritte in den Fall, das ihm übertragene Reich erst mit Hülfe seiner schleswig-holsteinischen Ritter und Mannen erobern zu müssen, indem der

Graf von Oldenburg, ein kühner kriegsabenteuerlicher Mann, mit Lübecks Unterstützung die Standarte des in den Städten und beim Landvolk beliebten gefangenen Christians erhob und in wenig Wochen ganz Schonen, Seeland, Fühnen nebst Kopenhagen und den wichtigsten Städten in Besitz genommen hatte. Damals wurde die dänische Krone von dem demokratischen Bürgermeister Lübecks, Jürgen Wullenweber, nacheinander dem Herzoge von Mecklenburg, dem Kurfürsten von Sachsen und dem König von England angeboten.

Dieser Krieg, die sogenannte Grafenfehde, verdient insofern hier Erwähnung, als Christian der Dritte im Laufe desselben mit Lübeck, als Herzog für die Herzogthümer, Frieden schloß und dabei sich das Recht vorbehielt, in Dänemark mit seiner ganzen Macht den Lübeckern und ihren Verbündeten entgegenzutreten (18. November). Anfangs hatte der König nichts davon hören wollen; „er wisse keine Sonderung oder Zertheilung seiner Fürstenthümer". Indeß gab er, zumal als sein persönlicher Feind Wullenweber durch eine patrizische Gegenrevolution in Lübeck vom Ruder entfernt worden, nach und somit der Wahrheit in Betreff der Staatsverhältnisse die Ehre.

Immerhin blieb es ein eigenes Schauspiel, daß der Herzog, während die Herzogthümer in vollem Frieden mit Lübeck waren, unmittelbar mit der Streitkraft des Landes in Dänemark für König Christians Krone und Reich kämpfte. Sein Heer, durch deutsche Landsknechte verstärkt, mußte erst die Aufstände der Bauern in Jütland unterdrücken, ehe es nach Fühnen überging, wo ihm Johann Rantzau einen entscheidenden Sieg über die Gegner, ebenfalls deutsche Landsknechte, erfocht. Nach Kopenhagens Fall (29. Juli 1536) kam der König endlich in den ruhigen Besitz seiner Herrschaft. Nochmals, wenn auch in anderer Weise, hatten die Herzogthümer dem Reiche Dänemark einen König gegeben, einen, welchen

der Reichsrath erwählt, das Volk aber nicht auf sein Schild gehoben hatte.

Eine gesunde inländische Politik hätte die Herzogthümer mit im Bunde mit den Hansestädten, namentlich mit den auf ihrem Boden erwachsenen Städten Hamburg und Lübeck, erhalten. Diesen gaben sie Schutz zu Lande und empfingen von ihnen Schutz zur See. Allein solche natürliche Verbrüderung des Landes mit beiden Städten, die ihm ehemals so große, ja unermeßliche Dienste gegen Dänemark geleistet, verwandelte sich unter dem Einfluß der Verbindung mit Dänemark nach und nach in Entfremdung. Durch den Ausgang der Grafenfehde, noch mehr durch die Veränderung der Handelswege sank die Hansestadt von ihrer Höhe herab, während ihre Elbschwester sich zusehends erhob. Manche Bedrückungen der lübischen Handelseifersucht fielen freilich auch damit hinweg. Die Zeit war vorüber, wo Lübeck die Küstenstädte der Herzogthümer in seine den Aufschwung derselben lähmende Plankthaft bringen konnte. Dennoch hat der freie Welteifer keine bedeutende Erfolge erzielt, und am wenigsten ward den Herzogthümern am Schleppstau Dänemarks die Entschädigung für den Verlust der hanseatischen Bundesgenossen durch die Heranbildung einer eigenen Kriegsflotte und die Herstellung eines geräumigen Seehafens zu Theil. Allerdings wären selbst einheimische, nicht durch dänische Politik beeinflußte Fürsten mit solchen Gedanken und Thaten außerordentliche Erscheinungen gewesen. Die deutschen Reichsfürsten, der Kaiser an der Spitze, fühlten wahren Abscheu vor der See und den Seestädten. Gut der große Kurfürst langte nach dem Dreizack, es fehlte ihm aber die Rosse und an Nachfolger.

12. Zum Trost für die abgerissene politische Verbindung mit den deutschen Hansestädten, erhielten die Herzogthümer eine gemeinschaftliche protestantische Kirchenordnung mit Dänemark. Auf einem Landtage zu Rendsburg 1540

begehrte Christian, daß man einträchtig „die Ordinantie" annehmen, welche er zu Ehren Gottes habe machen lassen (durch Bugenhagen, dänische und schleswigsche Geistliche). Der Antrag stieß jedoch bei einem altgläubigen Theil der Ritter auf Widerstand; die Annahme erfolgte erst etwas später. Die Herzogthümer theilten nunmehr mit Dänemark, wie ein politisches, so ein kirchliches gemeinsames Oberhaupt und eine gemeinsame Kirchenverfassung. Doch behaupteten sie für sich ihre geistlichen Bezirke, protestantisch umgewandelt: in Schleswig standen die durch die Gemeinden erwählten Prediger unter vier Superintendenten, über ihnen der schleswigsche Bischof, dessen Gewalt sich sogar auf alle Kirchen des Herzogthums erstrecken sollte, also auch auf die bisher unter Ripen und Odense gestandenen. Aber die Anordnung ist nie vollständig ausgeführt worden und sind die Streitigkeiten darüber bis auf den heutigen Tag nicht erledigt.

Kennte die Personalunion, das Schutzbündniß, genannt die „ewige Union" und die gemeinsame Kirchenverfassung nur abstammend auf das ehemals so starke, mit den Schwertern der Holsten eingegrabene Gepräge der Freiheit und Selbständigkeit der Herzogthümer einwirken, so erfuhren diese auf der andern Seite durch eine unwiderstehliche höhere Macht, die über den Verstand und Unverstand der Menschen weit hinausgeht, eine Einwirkung, welche die Kluft zwischen Dänenthum und Deutschthum für immer beseitigen und das Herzogthum Schleswig mit allem, was darin geistigen Werth und Würde hat, an die andere Seite, nicht allein an Holstein, sondern mit Holstein an die überlegene Macht des deutschen Geistes fesseln sollte.

Bindender als die politisch-militairisch-kirchliche Union mit Dänemark erwies sich die geistige und sprachliche Union mit Deutschland, welche das Werk Luthers, des Gewissens-

sunften der damaligen Christenheit, so außerordentlich fördern sollte.

Die Mehrzahl der neuen Geistlichen in Schleswig waren aus Deutschland berufen, zum Theil Luthers unmittelbare Schüler, von Bugenhagen, Wandal (Mecklenburger, Rektor der deutschen Gelehrtenschule zu Hadersleben), von Weidensee aus Hildesheim (Christians Hofprediger) und unter ihnen nicht mit dem schwächsten Lichte leuchtend der Holsteiner Herrmann Tast. Schleswig wurde, wie in uralter Zeit unter König Knud durch englische Geistliche zum katholischen Christenthum, so jetzt durch deutsche Geistliche zur protestantischen Reformation desselben geleitet. Auch durch den Umstand, daß König Christian der Dritte seinen Herzogsitz in Hadersleben aufschlug, statt in Gottorf, erhielt das deutsche Element im nördlichen Theil des Herzogthums einen Stützpunkt, indem er sich dort mit deutschen Gelehrten und Geistlichen umgab. Im ganzen Herzogthum wurde das Buch der Bücher, die Bibel, zunächst nur in deutscher Uebersetzung bekannt und verbreitet; die dänische Bibel — nur eine Uebersetzung der lutherischen — in den Städten Nordschleswigs nicht, bis auf den heutigen Tag. Außerdem waren die Kirchenordnung und andere Schriften, deren man sich bediente, in deutscher Sprache abgefaßt, ursprünglich in niederdeutscher *), denn das alte Sächsische hatte noch entschiedenes Uebergewicht — aber bald las man die Bibel am liebsten, wie Luther sie abfaßte, und dem dänischen und friesischen Dialekt fiel das Hochdeutsche als fremde Sprache nicht viel schwerer, als den Niedersachsen selbst, es wurde die geweihete, über das Profane des gemeinen Lebens erhabene Sprache.

*) Niedersächsisch ist ein falscher Ausdruck dafür, gleich wie Niedersachsen für Niederdeutschland. Die sogenannten Obersachsen sind bekanntlich keine Sachsen, sondern eine Mischung von Thüringern und Slaven.

Auch im Staatsleben erhielt das Hochdeutsche Eingang. Nach der Mitte des Jahrhunderts verschwand das Niederdeutsche völlig aus der Kanzelei des Königs. Selbst der schwedische König Gustav hatte es für ein Hinderniß des Verkehrs mit Christian dem Dritten gehalten, daß er keinen deutschen Schreiber hatte. Eine geistige und sprachliche Gegenwirkung von dänischer Seite auf die damals noch verhältnißmäßig stärkere schleswig-dänische Bevölkerung des Herzogthums, hat weder damals, noch später, weder auf dem geistlichen, noch auf dem weltlichen Gebiet der Literatur in nennenswerther Weise stattgefunden. Die dänische Sprache selbst war bereits seit der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts beinahe vollständig aus den öffentlichen Schriften und Verbriefungen verschwunden und hatte der niederdeutschen Platz gemacht; nur sporadisch kommen noch im sechszehnten Jahrhundert Kaufbriefe, Gerichtszeugnisse und andere gerichtliche Urkunden im nördlichen Schleswig und der Tenderschen Harde vor. Bereits im Jahre 1431 ließ der Flensburger Stadtrath das jütische Gesetzbuch Waldemars in's Niederdeutsche übersetzen, und seitdem ist es nur im deutschen Texte benutzt worden. Sogar ein dänischer Staatsrath, Erich Krabbe, versuchte sich noch 1577 an einer solchen Uebersetzung; im allgemeinen Gebrauch war die Ockenbergsche, die in den Jahren 1592 und 1603 neue Auflagen erlebte. Dasselbe geschah mit den Stadtrechten. Mit diesem Uebergang der Gesetze und öffentlichen Schriften in's Niederdeutsche begann erst recht der Uebergang des dänischen Elements in das deutsche. Durch die Reformation, den Hof, die gelehrte und gesellschaftliche Bildung und später durch die klassische Literatur der Deutschen ward dann sowohl das Provinzialdänische, als das Niederdeutsche in Schleswig gleichmäßig in ein untergeordnetes Verhältniß zurückgedrängt. Konnte sich doch Dänemark selbst (und der ganze skandinavische Norden) schon vom dreizehnten

Jahrhunderts an, einem höchst bedeutenden Einfluß der deutschen, anfangs der sächsischen, später (und fortdauernd) der hochdeutschen Sprache auf seine eigene, mit dem jütisch-schleswigschen Dialekt nicht zu verwechselnde Schriftsprache nicht entziehen*); hat es doch seit den Reformationszeiten seine ganze Kultur durch Deutschland vermittelt erhalten.

43. Gemäß der „behaglichen" Eigenthumstheorie der Fürsten jener Zeit, wonach sie die Länder als große, erbschaftlich zu theilende Landgüter betrachteten, machte König Christian der Dritte, nach dem Heranwachsen seiner Brüder, den schleswig holsteinischen Landräthen im Jahre 1543 seine Absicht bekannt, mit den beiden älteren zur Theilung zu gehen. Die Räthe waren mit dem Vorschlag des Königs nicht einverstanden; geradezu ablehnen konnten sie die Theilung kaum, da sie sich einmal auf die vierfache Wahl und Huldigung eingelassen; aber sie suchten und erhielten Aufschub, sowol vom Könige, als von den jungen Fürsten, die in Begleitung ihrer Hofmeister der Versammlung beiwohnten.

Schon im nächsten Jahr wiederholte man das Anliegen der Theilung, obwohl der von einer Reise zurückgekehrte große Feldherr und Staatsmann des Königs, Johann Rantzau, diesem Vorhaben entschieden entgegengetreten war. Derselbe legte, da er nicht durchdrang, seine Aemter nieder, entfremdete sich der Gunst des Königs, der ihm vorzüglich seine Krone verdankte, und zog sich nach Holstein zurück, wo sein Hauptschloß Breitenburg zugleich eine starke Veste, einen Fürstenpalast und einen Sitz der Gelehrsamkeit darstellte. Doch ließ ihm der König das ihm und seinen Söhnen schon früher auf Lebenszeit übergebene Kirchspiel Itzehoe.

*) Ein Gegenstand, über welchen Molbechs dänisches und Grimms deutsches Wörterbuch (wie weit letzteres vorgeschritten) überraschende Aufschlüsse geben.

Auf einem dreiwöchentlichen Landtag zu Rendsburg im August 1544 kam nun die zweite Theilung der Herzogthümer zustande: diesmal eine dreifache, da der jüngste Bruder, mit Aussicht einer Versorgung durch das Erzbisthum Bremen, bekanntgemeine renuncirt hatte. 1544.

Außer der möglichsten Gleichheit der Einkünfte — die Hauptrücksicht bei den theilenden Fürsten — wurde offenbar Gewicht darauf gelegt, daß jeder Antheil aus möglichst gleichen und gleich vielen Bestandtheilen Schleswigs und Holsteins wegen des von den Ständen festgehaltenen Prinzips der Einheit des Landes und der Regierungsgewalt, trotz der Dreiheit der Regentenköpfe mit staatskünstlerischer Dialektik zusammengeschlagen wurde.

Drei Schlösser im Herzogthum Schleswig nahm man als Mittelpunkt für die drei Herrschaften an: Wetterf, Sonderburg und Hadersleben, und legte zu diesen die einzelnen Gebiete.

Wetterf umfaßte das gleichnamige Amt, dann Wittense, Rohlkirchen, Stapelholm, Husum, Eiderstedt, Apenrade — in Holstein aber: Kiel, Neumünster, Oldenburg, Trittau mit Reinbek, Bismar und Neustadt.

Um Sonderburg gruppirten sich in Schleswig: die Inseln Alsen und Arroe, das Sundewit, Flensburg mit dem Ruhekloster in Holstein: Segeberg mit Oldesloe und dem halben Zell, Großenbrode, Steinburg mit dem Kirchspiel und der Stadt Itzehoe, Krempe und Wilster, sowohl Städte als Marsch, Plön, die Klöster Reinfeld, Arensbök und Segeberg und das Fort Bockebeck bei der Festung Rendsburg, welches früher zu Wetterf gerechnet worden.

Zum Schloß Hadersleben wurden zugelegt, in Schleswig: Törning, Lüttentondern mit der Osterharde auf Föhr, Lygumkloster sammt den Städten Hadersleben und Tondern, so wie dem Strand in Schleswig — in Holstein:

Amt Rendsburg mit der Stadt und drei Dörfern Berkstedt, Lembek und Kamven (das spätere Vinzier bei Rendsburg), die von Gottorf getrennt und diesem Amt zugelegt wurden, außerdem Bordesholm und die Insel Fehmern.

Adolf, als der Jüngere, hatte zuerst die Wahl, er nahm Gottorf; Johann trat das Recht der nächsten Entscheidung an den König ab, dieser wählte Sonderburg, so daß ersterem Hadersleben zutheil wurde.

Ritter und Mannschaft, Städte und Klöster sollten vermöge ihrer Privilegien ungetheilt bleiben; alle ständische Mitglieder wurden also nur der gemeinschaftlichen Gewalt der Fürsten unterworfen, sie stellten die staatsrechtliche Einheit der Lande dar; sie mit allem, was im Gemäßheit der Privilegien von ihnen abhing, Steuern, Kriegswesen, Gesetze, höhere Gerichtsbarkeit, schienen sich die Wahrheit und die Wahrung der Verfassung zu sein, welche sie selbst zum zweitenmal in einem Grundartikel verletzten, um dessenwillen ihre Vorfahren die Wahl Christians vorgenommen hatten. Daß zu der bisherigen Nichtvertretung der Aemter und Landschaften nun noch die dreifache Zersplitterung hinzukam und mittelbar auch das Ansehen und das Gewicht der Landesvertretung dadurch geschwächt werden mußte, davon scheinen die Ritter keine Einsicht gehabt zu haben; vorläufig sahen sie sich in ihren Privatinteressen nicht bedroht.

Dem obigen Theilungslandtag vom August war eine wiederholte Bestätigung der ständischen Rechte und Freiheiten als Lodköper vorausgegangen (7. April).

14. Mit der zweiten Theilung beginnt ein Jahrhundert von Familienzwistigkeiten, die wieder nur ein zahmes Vorspiel zu einem letzten Familienkampfe bilden sollten, in welchen sich das gewaffnete Europa einmischte. Die brennendsten Fragen dieses Zeitraums waren das Lehnsverhältniß, die ferneren Theilungen, das Wahlrecht der Stände und der Streit

zwiſchen der königlichen und Gottorfiſchen Linie, in welchem ſich zuletzt die Intereſſen des Landes koncentrirten.

Zwiſchen dem König und ſeinen Brüdern trat ſofort Spannung ein, als der König die bisher ruhende Frage des ſchleswigſchen Lehnsverhältniſſes anregte. Die Lehnsverbindung mit Dänemark war durch Chriſtian den Erſten in dem Freibrief des Landes feſtgehalten worden; eine Belehnung hatte aber ſeitdem nicht ſtattgefunden. Bei der erſten Berührung dieſer Sache von däniſcher Seite brachen, ſo zu ſagen, wieder die Funken aus dem Aſchenhaufen jener vielhundertjährigen Kriege aus, welche ihr galten. Chriſtian forderte als König von Dänemark Lehndienſte; die Herzöge verweigerten dieſelben. Das Herzogthum ſei zu den Zeiten der Schauenburger ein freies Lehn geweſen, als ſolches müſſe es auf ſie übergegangen ſein. Däniſcherſeits wurde entgegnet, das Herzogthum Schleswig ſei bei Adolfs Tode an Chriſtian den Erſten heimgefallen und nunmehr als ein neues Lehn zu betrachten — eine auch in Büchern damaliger Zeit ausgeſprochene Anſicht.

Nach jahrelangen vergeblichen Unterhandlungen ſchien man ſich einmal verſtändigt zu haben. Ort und Tag der Belehnung waren beſtimmt. In Kolding war bereits die Bühne aufgeſchlagen, auf der die Feierlichkeit vor ſich gehen ſollte; die Herzöge erſchienen — es war im März 1547 — aber nur, 1547
um im entſcheidenden Augenblick das königliche Hoflager wieder zu verlaſſen. Allerdings hatte das vorgelegte Formular des Eides und des Lehnbriefes keiner Lehndienſte erwähnt: allein in der Erklärung des Königs, daß er bereit ſei, die Verleihung nach Lehnrechten vorzunehmen, mochten ſie doch eine däniſche Falle erblickt haben; unverkennlich war auch der Gedanke des Königs, daß die Herzöge als „Fürſten des däniſchen Reichs“ zum Schutz deſſelben verpflichtet und ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen ſein ſollten.

Der Verdruß des sonst friede- und brüderliebenden Königs war so groß, daß er ein Heer rüstete. Aber es kam nicht zu Feindseligkeiten. Der schmalkaldische Krieg nahm die deutschen Fürsten in Anspruch. Der König, darin strenge Neutralität behauptend, starb in den ersten Tagen des Jahres 1559. Der entbrannte, im Alter aus seinem Kerkerthurm entlassene König Christiern überlebte ihn nur wenige Wochen.

1559

Aus Christian des Dritten Ehe mit einer lauenburgischen Fürstentochter waren drei Söhne, Friedrich, Magnus und Johann, entsprossen. Der erstgeborene, als Friedrich der Zweite auch im Königreich folgend, übernahm sogleich in seinem und seiner noch nicht mündigen Brüder Namen die Regierung in dem königlichen Antheil der Herzogthümer. Bei einer späteren Gebtheilung ward Magnus durch die Stifte Oesel und Kurland entschädigt, worauf der König sich zwei Drittel in dem königlichen Antheil verbehielt und ein Drittel an seinen Bruder Johann, genannt der Jüngere, abtrat (1564).

Ein gemeinschaftlicher, hauptsächlich durch den kriegslustigen Herzog Adolf betriebener Angriff der Fürsten gegen die Dithmarschen, der diesmal (1559) unter Anführung des greisen Rantzau die Unterwerfung des verhaßten bäuerischen Freistaates zur Folge hatte *), drängte vorläufig den Streit über Lehn und Lehndienste in den Hintergrund. Dazu kamen Kriegsrü-

*) Bei dieser Gelegenheit wurde der früher von den Dithmarschen erbeutete Danebrog, die sagenhafte, einst dem zweiten Waldemar bei einem Kampf gegen die Heiden in Livland vom Himmel gefallene danische Reichsfahne — weißes Kreuz auf rothem Grunde — zurückgewonnen. „Sie verblieb als Siegeszeichen bei dem herzoglichen Hause, im schleswiger Dom aufbewahrt, wanderte von da mit dem aus Schleswig vertriebenen Fürstenhause nach Kiel, wo ihre Reste, sagt man, auf dem Boden der Nikolaikirche in unrühmlicher Vergessenheit untergingen."

(Dahlmann.)

hungen, einmal von Seiten der Herzogin Wittwe von Lothringen, Christierns Tochter, zwischen welcher und dem König von Schweden, Erich dem Vierzehnten, der berüchtigte Ritter Wilhelm Grumbach einen Bund gegen den König herzustellen suchte; dann von dem Markgrafen von Küstrin, Sohn des Kurfürsten Joachim des Zweiten von Brandenburg, und einer Tochter König Johanns von Dänemark. Derselbe wollte Versprechungen geltend machen, welcher Kaiser Maximilian und Karl der Fünfte seinem Hause wegen der Nachfolge nicht allein in Holstein, sondern auch in Schleswig (aber erst nach dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft Christians des Zweiten) vormals gegeben. Außerdem machte er Ansprüche auf Geldsummen, welche sein Vater dem König Christiern geliehen. Beide Forderungen wies Friedrich der Zweite ab, erstere mit dem Bemerken: Holstein sei des heiligen römischen Reiches männliches Lehen, in Holstein dürfe der Lehnsherr so wenig, wie der Vasall etwas zum Nachtheil der Agnaten verändern. Für Schleswig aber könne der kaiserlichen Bestätigung keine Bedeutung zugestanden werden. Zwar rüstete der Markgraf und dachte sich einer Verbindung deutscher Fürsten mit Schweden gegen Dänemark anzuschließen, allein der Kaiser, der König von Polen, Herzog Albrecht von Preußen und andere Fürsten legten sich in's Mittel und die Gefahr ging vorüber.

Noch mehr aber wurden der König und die Herzogthümer selbst in Anspruch genommen durch die Verwicklungen mit Schweden. Beschwerden Erichs über die ehrgeizige Führung der drei Kronen im dänischen Wappen, über die Verhältnisse Livlands und Kurlands, wo, wie erwähnt, Prinz Magnus mit Bisthümern abgefunden worden, fachten im Jahre 1563 auf's Neue die Flammen eines Krieges zwischen den beiden Reichen an. Was hatten die Herzogthümer damit zu schaffen? Dennoch gewährte der König dem Landrath der Herzogthümer

einen großen, aber wenig schätzenswerthen Vorzug vor seinem dänischen Reichsrath, er berief ihn nach Kopenhagen und verhandelte zuerst mit ihm, ehe er den letzteren anging. Der Landrath gelobte den üblichen Roßdienst, auch Vorschuß an Geld und andere Unterstützung. Darauf kam der König persönlich in's Land. Ein Landtag ward zwar zunächst nicht berufen, eine allgemeine Landesbetheiligung konnte also nicht stattfinden und der Roßdienst beschränkte sich auf die Vertheidigung des Landes. Aber Heinrich Rantzau erhob im königlichen Antheil eine Kriegsschatzung, im Ditmarschen ein Sechszehntel von allem Vermögen, das Kloster Reinfeld mußte aus seinen schönen Waldungen Holz zu dänischen Kriegsschiffen liefern (bis auf den heutigen Tag sind die Waldungen der Herzogthümer dazu benutzt worden); viele gaben freiwillige Geschenke. Auch das sonst so verhaßte Lübeck wurde nun ein Gegenstand freundlicher Bewerbung des dänischen Königs. Erheblichen Beistand zur See, mit ungeheurem Verlust seines Handels durch Kaper, Kriegskosten über anderthalb Millionen Mark, wurden ihm mit dem Dank noch höherer Besteuerung in Dänemark selbst vergütet. Auch die Truppen der Herzöge schlossen sich den Heeren des Königs an und die Landstände bewilligten doch zuletzt eine Steuer von zwei Mark von jedem Pfung, „unverfänglich ihrer Privilegien". Sogar der Kaiser und das deutsche Reich wurden gewonnen gegen die Schweden, obwohl es besser gewesen, daß man mit den Schweden gemeinschaftliche Sache gegen die das deutsche Livland bedrängenden Russen gemacht hätte, die damals, als es sich offenbar um die künftige Herrschaft auf der Ostsee handelte, unaufhaltsam vorzudringen begannen. Bruder Magnus verbündete sich sogar mit den Russen und es blieb ihm im Friedensschluß zu Stettin
1570 (1570), der noch einmal die Rechte des deutschen Reichs an Livland als wenig frommendes Resultat dieses letzten erfolgreichen Auftretens des deutschen Reiches in den Angelegen-

heiten der Oſtſee und des ſkandinaviſchen Nordens beſtätigte, die Bisthümer Reval und Oeſel. Es geſchah aber nichts mehr für Livland, Lübecks Macht erhielt den letzten Stoß und die Herzogthümer bezahlten die Erlaubniß, daß Dänemark das Dreikronenſchild (gleich Schweden) führen durfte, mit den ſchwerſten Koſten und Opfern.

Durch die Willfährigkeit der Ritter verwöhnt, forderte der König nach Beendigung des Krieges für ſich und ſeinen Bruder Johann, dem er als Antheilsdrittel Sonderburg und Norburg (Alſen und Sundewit) in Schleswig, Plön und Arensböck in Holſtein zugewieſen hatte, Pflicht und Huldigung. Dafür verſprach er Beſtätigung der Privilegien, ſo wie eine „gemeine Rechtstagsregierung“ mit den anderen Herzögen zuſammen. Der König mußte ſich jedoch eine entſchiedene Weigerung der Stände gefallen laſſen. Nur ihm ſelbſt leiſteten die Stände den Eid, nachdem er eine neue vollſtändige (von den Ständen vorgängig artikulirte) Beſtätigung aller Freiheiten, wie ſie von Alters hergebracht ſeien, „von Grafen zu Fürſten, von Fürſten zu Königen, von Königen zu Königen, von Königen zu Fürſten“, ertheilt und verſprochen hatte, dieſelben nach ihrem natürlichen Verſtand und Buchſtaben verſtehen und deuten laſſen zu wollen. Dieſe beſonders feierliche Handfeſte des Königs Friedrich des Zweiten ward übergeben und die Huldigung vorgenommen zu Flensburg den 25. Oktober 1564. 1564.

Auf demſelben Landtag wurde auch über die Führung der gemeinſamen Regierung eine nähere Beſtimmung getroffen. Die Stände legten das größte Gewicht darauf. Die Regierung ſollte abwechſelnd von einem der drei Herzöge geführt werden; die beiden anderen ordneten ihm jedesmal vier Räthe bei, die auf Erfordern ſich bei ihm einzuſtellen hatten. Die Vertheidigung des Landes und wichtige Angelegenheiten blieben gemeinſam. Es war aber mehr Prinzipſache, als daß es

praktiſche Folgen verſprach. Die Bruchtheile des Landes konnten durch ein ſolches Einheitspflaſter nicht zu einem rechten Ganzen verbunden werden.

45. Nun rückte auch der Zeitpunkt heran, wo Friedrich der Zweite die durch den Tod ſeines Vaters und die folgenden Ereigniſſe unterbrochene ſchleswigſche Lehnsangelegenheit wieder aufnahm.

Die erſten Verhandlungen zwiſchen dem König, hinter welchem der däniſche Reichsrath ſtand und ſchob, und den beiden Herzögen, fielen noch in die letzten Jahre des ſchwediſchen Krieges. 1567 Das erſtemal kam man in Kolding im Jahre 1567 zuſammen. Die Herzöge weigerten nicht den Lehnseid, wohl aber verneinten ſie wie früher, die Verpflichtung der Lehnsdienſte. Die Beſchaffenheit dieſes Lehnsrechts war von jeher die Streitfrage geweſen, bis Dänemark die faktiſche Nullität ſeiner Lehnsherrlichkeit, ungeachtet ſeiner Anſprüche, klar vor Augen ſehen mußte. Nun behauptete aber Dänemark, durch den Tod des letzten Adolf ſei das Lehn „eröffnet und heimgefallen", und deshalb müſſe ein neues Lehnsverhältniß feſtgeſtellt werden. Der König verlangte eine Behandlung des Lehns, wie ſie nun in Deutſchland allgemein war. Dagegen die Herzöge: mit dem Lehn ſelbſt ſei niemals eine Veränderung vorgegangen, die alten Lehnbriefe müßten zum Muſter dienen, pflichten nach altem Gebrauch, namentlich keine beſtimmten Dienſte, da das Lehn ein freies (feudum liberum et francum) geweſen. Hatten ihre Entgegnungen bis dahin guten Grund, ſo klang es ſeltſam, daß ſie aus Oppoſition gegen die Anmuthung der Belehnung nach deutſcher Art anführten, Schleswig ſei ein ſowohl auf der Spillſeite, als auf der Schwertſeite erbliches Lehen. Je nachdem der Vortheil dieſer Nachkommen Chriſtians war, beriefen ſie ſich auf Deutſchland oder Dänemark.

Nach dem Kriege wurden die Verhandlungen eifrig, doch mit demſelben ungefährlichen Anſchein einer durch Gründe und Gegengründe zu erſchöpfenden Kontroverſe fortgeſetzt: ein Tournier für die gelehrten Juriſten beider Parteien auf dem alten Kampfplatz der Geſchichte. Friedrich der Zweite machte einmal den Verſuch, die Herzoge auch ohne weitere Verſtändigung zum Empfang der Belehnung zu bewegen. Deß weigerten ſich die Herzöge. Auch das Schiedsgericht der ewigen Unien war zur Sprache gekommen, doch hegte man dieſſeit und jenſeit wenig Vertrauen zu demſelben; bis auf die Entſcheidung einiger kleiner ſchleswigſcher Grenzſtreitigkeiten iſt es überhaupt unnütz geblieben. Andererſeits ging das Drängen, weniger des Königs, als des däniſchen Reichsraths, fast zum Drohen über. Auch der von Natur energiſche Herzog Adolf wurde kälter. Endlich vereinigte man ſich in der Annahme der Vermittlung dreier deutſcher Fürſten, des Kurfürſten von Sachſen, des Herzogs Ulrich von Mecklenburg und des Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Mit deren Geſandten wurden neue Verhandlungen in Odenſee gepflogen. Das geſchah im Jahre 1569, doch erſt zehn Jahre ſpäter 1569.
ward dieſer Lehnsſtreit, als ein Streit zwiſchen Fürſten und Fürſten, dem Volk und Stände nur zuſahen, durch die Vermittlung derſelben Fürſten zu Ende gebracht.

Wieder kam man in Odenſee auf Fühnen zuſammen. Herzoglicherſeits wünſchte man für den Fall, daß die Vermittlung ſich fruchtlos erweiſe, vorgängige Uebereinkunft hinſichtlich einer rechtsentſcheidenden Autorität. Die Dänen erklärten dagegen: ihr König könne keinen anderen Richter anerkennen, als den Kanzler und den Rath ſeines Reiches, die zu Erich des Pommern Zeiten die Entſcheidung gefällt hätten. Vergebens ſchlugen die Herzoglichen als Schiedsrichter vor: den Kaiſer, oder die volle Reichsverſammlung, oder das Kammergericht, oder befreundete Fürſten, oder zwei

Universitäten mit einer dritten als Obmann, oder die Entscheidung nach den Vorschriften der Union durch acht dänische Räthe und acht „deutsche“ aus den Fürstenthümern, wie sie an einer Stelle heißen. Hierauf wurde nicht eingegangen, man mußte sich verständigen, oder nochmals abbrechen. Herzog Adolf war aber weit länger aus anderen Gründen nachgiebiger gestimmt. Der Lehnvertrag wurde denn auch zu
1579 guterletzt den 25. März 1579 in Odensee abgeschlossen.

Die Hauptsache wurde dadurch erledigt, daß das dänische Lehn Schleswig, in Betreff der Herzöge, als ein altväterliches aufgefaßt und die Gesammtbelehnung an alle Herzöge des oldenburger Stammes, insoweit diese nicht bereits abgefunden und Verzicht geleistet, zugestanden ward. Die Belehnung sollte binnen Jahr und Tag gesucht und gegeben werden.

Dasselbe galt von Fehmern, obgleich die Herzöge die Insel anfänglich als Allodium (Eigengut) betrachtet wissen wollten. Dadurch kam die von Holstein nur durch einen schmalen Wasserstreifen getrennte große und fruchtbare Insel zuerst in die engere Verbindung mit Schleswig.

Als Lehnspflicht für beide Lehen wurden im Kriegsfall vierzig Reiter und achtzig Mann Fußvolk festgesetzt, doch muß der Krieg mit dem Rath und Bedenken der Lehnsfürsten angefangen werden. Damit sollte „keine Neuerung oder Veränderung der im Reiche Dänemark und Herzogthum Holstein offenbar hier Schleswig bedeutend, denn nur von diesem ist die Rede) unterschiedlichen Regierung“ gemeint sein.

Seinerseits versprach der König den Herzögen das Lehn zu schützen und zu vertheidigen; auf eine nähere Bestimmung hatte er sich entschieden nicht einlassen wollen, um den Lehnsvertrag nicht zu einem Bundesvertrag zu machen.

Die feierliche Belehnung erfolgte in Odensee, den 3. Mai
1580 1580 mit einer Pracht und ceremoniösen Umständlichkeit, die

in Europa Aufsehn machte und einen Zeitgenossen (Krüger) zu einem eigenen Buch: „Geschichte des Triumph-, Lehn- und Ehrentages von Odensee" begeisterte. Der König ließ seine Person als Herzog durch den holsteinischen Statthalter, Heinrich Rantzau, vorstellen, während er selber als König die Belehnung der Herzöge mit drei Fahnen vollzog — der Blutfahne als Symbol der Regalien, der Fahne Schleswigs mit den zwei blauen Löwen im gelben Felde und der Fahne Fehmerns (ihr war heraldisch zweifelhaft) mit einer goldenen Krone auf blauem Grunde — und hierauf von den Herzögen den Lehnseid empfing. Mehrtägige Schmäuse folgten.

46. Der friedfertige Herzog Johann, der verdiente Stifter der deutschen gelehrten Schule von Hadersleben*), überlebte den Abschluß des Streites nur wenige Monate; er starb kinderlos noch in dem Jahr des Odenseer Belehnungsaktes, den 1. Oktober 1580. Neuer Streit entspann sich über sein Erbe. Herzog Adolf beanspruchte den ganzen Antheil seines Bruders an Schleswig; den Privatschatz desselben hatte er sogleich von Hadersleben nach Tondern bringen lassen. Seinen Anspruch auf das ganze brüderliche Erbe stützte er auf — das dänische Recht — des jütischen Lovbuches, welches dem näheren Grade unbedingten Vorzug verleihe; ein besonderes Lehnrecht, welches hier in Anwendung komme, gebe es in Dänemark nicht. König Friedrich, der sich bei den darüber eröffneten Unterhandlungen — sie begannen in Hadersleben den 23. Februar 1581 — durch seinen Statthalter und durch Mitglieder des dänischen Reichsraths vertreten ließ, behauptete dagegen, das dänische Recht finde hier keine Anwendung, sondern nur das gemeine (deutsche) Lehnrecht. Billig, so ließen sich seine Vertreter vernehmen, würden die

*) Deutsch war diese Schule nach dem Willen des Stifters und blieb es bis zum jüngsten Kriege.

Leben des Fürstenthums Holstein und des Herzogthums Süderjütland (und Fehmerns) sich gleichgestellt, da sie „ohne das, vermöge der Privilegien, doch vereinigt seien"; es wären „die Fürstenthümer Schleswig und Holstein und die dazu gehörigen und incorporirten Lande derselben wohlhergebrachter Vereinigung nach als ein Corpus" seit den Zeiten Christians behandelt.

Wie gut wußte man damals und noch in der Folgezeit öfter von königlich dänischer Seite die Wahrheit in dem Verfassungsverhältnisse der Herzogthümer von ihrem Gegentheil zu unterscheiden! Das Interesse kämpft gern mit den Waffen der Wahrheit, wenn auch nicht für dieselbe.

Noch einmal wurden die oben genannten deutschen Fürsten zu Vermittlern beliebt. Die Gesandten kamen im Juni zu Flensburg zusammen. Beide Theile waren mit gelehrten Rechtsdeduktionen bis an die Zähne bewaffnet. Der König wollte aber nur die Entscheidung des dänischen Reichsraths als Norm anerkennen. Schade, daß dieser nicht wirklich darum angegangen wurde und demnach die Geschichte der Herzogthümer um den zu erwartenden Ausspruch der dänischen Reichsbehörde gegen die Gültigkeit des dänischen Rechts in staatsrechtlichen Fragen des Herzogthums damals betrogen worden ist. Die Fürsten, beide heftig und leicht gereizt, schienen zum Nachgeben wenig geeignet. Friedrich drohte mit Gewalt, der streitbare Adolf wäre sie ihm, trotz der Schwäche seiner Kräfte, wohl nicht schuldig geblieben. Die zwischen dem Belt hin- und herfahrenden Vermittler boten indeß alles auf, um den Bruch zu vermeiden. Nach langen Bemühun-
1581 gen ward im Jahr 1581 ein den 12. August abgeschlossener und am folgenden Tage unterzeichneter Vertrag erreicht.

Zufolge dieses Vertrages gingen die beiden Fürsten zu

gleicher Theilung im Lande. Die fahrende Habe des Bruders behielt der Herzog Adolf.

Bei der Theilung wurde wieder das Einkommen als die Hauptsache zu Grunde gelegt. In dem fünfzigjährigen Zeitraum seit der letzten Theilung waren die Preise bedeutend gestiegen, die Tonne Roggen von zwölf Schillingen auf zwei Mark. Johanns Besitzungen wurden damals auf neunzigtausend Mark abgeschätzt. Für jeden Fürsten war nun die Hälfte dieser Summe aus Land und Leuten herauszuschlagen. Der Herzog bekam die Aemter Tondern und Lygumkloster, Nordstrand und Fehmern. Der König war froh, daß ihm das Loos Hadersleben nebst Törning und Rendsburg mit einigen umliegenden Dörfern zutheilte, jenes an der jütischen, dieses an der Eidergrenze, benachbart der herzoglichen Besitzungen. Die Theilungsurkunde datirt vom 19. September.

Zwischen dem König und seinem Bruder Johann dem Jüngeren wurde später eine neue Auseinandersetzung vorgenommen. In Schleswig bekam Johann das säkularisirte „Ruhekloster" (die gegenwärtige Munke-Brarupharde). Er ließ die Klostergebäude niederreißen und in der Nachbarschaft das schön gelegene Glücksburg erbauen, nach welchem später zwei Linien seiner Nachkommenschaft sich benannten. Einige Hadersleb'ner Güter vertauschte er mit anderen Besitzungen auf Alsen und Arroe. In Holstein wurde ihm das anmuthige waldreiche Kloster Reinfeld zutheil, dessen Abt und letzte Geistliche nun erst die Klostermauern räumten (1582 bis 1583).

47. Diese drei Antheile kommen von nun an in der Geschichte des Herzogthums und des Landes überhaupt besonders in Betracht. Der herzogliche hatte Wetterf zum Hauptschloß; der königliche, etwas kleiner, zu Anfang Hadersleben als Sitz der Re-

gierungsbehörden; der dritte mit dem Hauptschloß Sonderburg befaßte die so eben und früher aufgeführten Besitzungen Johann des Jüngern, der aber, sammt seiner Nachfolgerschaft, nicht an der Regierung des Landes Theil nahm.

In feudaler Eigenherrlichkeit standen diesen fürstlichen Besitzthümern die ritterschaftlichen gegenüber; nur dem Landtag oder Landgericht war die Ritterschaft unterworfen, gleich den Fürsten der Sonderburger Linie. Starb aber einer der regierenden Fürsten, so stand bis zur Huldigung an seinen Nachfolger die Rechtspflege still. Die Erinnerungen an die ehemalige Lehnseigenschaft so vieler Güter waren so gut wie erloschen. Als einmal später (im Jahr 1600) am Gottorfschen Hofe die Sache angeregt wurde, wußte man in Schleswig kaum ein einziges Lehngut zu nennen; fast alles war freies Eigenthum geworden. Durch ihren großen Reichthum, durch wichtige und einbringliche Aemter — ein Rantzau bezog z. B. jährlich über fünftausend Thaler vom Gottorfer Hofe und die meisten Amtmänner oder Amtspächter waren Mitglieder der Ritterschaft —, durch die ständischen Vorrechte, zum Theil auch durch den Abglanz, welchen die Vorzeit und hervorragende Verdienste einzelner Mitglieder noch immer über die im Ganzen und namentlich im Adelsstande ziemlich wüste und brutale Gesellschaft verbreitete, gehörte das ritterschaftliche Erbkorps in diesen Zeiten zu den glänzendsten und berühmtesten Aristokratien nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europa's. Mehrere Geschlechter waren mit zwanzig, dreißig, die Rantzaus sogar mit über fünfzig Gütern in beiden Herzogthümern gesegnet. Die Ritterschaft wetteiferte aber nicht allein mit dem ersten Adel, sondern auch mit den ersten Bankierhäusern jener Zeit. Man betrachtete es in Dänemark als keine geringe Gefahr, wenn der König keinen Kredit mehr bei ihr fand. Auch in den Niederlanden und anderwärts hatten die Holsten (das war und blieb von alter Zeit her ge-

meinschaftliche Name) bedeutende Geldsummen stehen. Auch in Dänemark gewannen sie ansehnlichen Grundbesitz. Königliche Verleihungen, Verpfändungen, Kauf vergrößerten fortwährend die Anzahl ihrer Güter — und die Interessen ihres Zusammenhanges mit dem Königreich. Es war das Jahrhundert der Entstehung der großen geschlossenen Güter mit ihren Hofwirthschaften, befördert durch den Erwerb von Klosterländereien und durch die bereits erwähnte Abschlachtung bäuerlicher Hufen und ganzer Dörfer. Wie in Mecklenburg, so sollen auch hier mitunter verheerende Seuchen die Verödung der bäuerlichen und Bereicherung der gutsherrlichen Besitzthümer befördert haben. Drückende Hofdienste der zinspflichtigen Bauern, in Schleswig Kätnerbauern genannt, wurden eingeführt oder erweitert. Das schauerliche Wort „Leibeigenschaft" wurde doch erst auf dem Landtag von 1613 ausgesprochen.

Wider die Nachbarstädte, die alten Helfer in Zeiten der Noth, sah man den Adel in gemeinsamen Haß mit den Dänen verbunden: anderswo standen sie sich feindlich gegenüber. Schon unter Christian dem Dritten zeigte sich wieder „der heimliche, verborgene, alte und schier angeerbte Neid und Haß, so zwischen den beiden Nationen Dänen und Holsten sich erhält." Die Dänen führten Klage, daß „Schleswig von der Krone gekommen", daß Holsten und Deutsche auch in Dänemark Festungen und Verleihungen inne hatten, sie selbst aber verachtet, verschmäht und vergessen wären. Indeß traten die dänischen Interessen unter Friedrich dem Zweiten wieder in den Vordergrund. Auch gegen den Adel der Herzogthümer hielt der König die angeborene Schroffheit seines Wesens nicht zurück: er behandelte ihn ziemlich rücksichtlos. Es erregte großen Verdruß, als einmal bei einer Zusammenkunft in Kiel, im Jahr 1564, seine Mitglieder, auch die alten Ritter nicht ausgenommen, auf Friedrichs Befehl die langen Bärte stutzen mußten.

48. König Friedrich der Zweite ſtarb den 4. April
1588 1588, wie mancher ſeiner Vorgänger und Nachfolger oldenburgiſcher Abkunft eine in ſich ſteckengebliebene Natur. Ausnahmsweis ſorgfältige Erziehung hatte wenig bei ihm angeſchlagen: überaus fromm — in kirchlichen Aeußerlichkeiten —, ungemein ſtolz und reizbar — im verderblichen Grade der damals gemeinen Sitte des Trinkens ergeben, ſtets geleitet durch ſeinen däniſchen Hofmeiſter Peter Ore, einen tüchtigen Finanzmann, aber perſönlichen Feind der Herzöge, ſicherte er ſich dennoch durch letzteren, zumal in Dänemark, ein rühmliches Andenken. Als Lübeck ſich nicht, gleich Danzig und Hamburg, von einer neuen ſchweren Abgabe im Sunde, ein Thaler von jeder Laſt, loskaufen wollte und in ſeiner Noth den deutſchen Reichstag anrief (1582), ward den Geſandten des Kaiſers in Kopenhagen nur bitterer Spott zutheil und Lübeck mußte fortan das Doppelte entrichten. Da ſah man, was das große deutſche Reich *ohne die Seeſtädte*, deren Macht gebrochen war, für das kleine Dänemark bedeutete.

Zwei Jahre früher ſchon (den 1. Oktober 1586) hatte der Tod den Ahnherrn des Gottorfiſchen Hauſes, Herzog Adolf den Erſten, nach langer, vierundvierzigjähriger Regierung, abberufen, vielleicht den talentvollſten und lebendigſten der Oldenburger, ſtets bemüht, ſein kleines Loos bedeutender zu machen durch Kriegsruhm, Erwerbung von Prinzeſſinnen und Reichsthümern, großartige Bauten, wie ſeines Schloſſes Gottorf, aber auch des großen eiderſtedtiſchen Deiches, welcher die drei Inſeln landfeſt machte und den Lauf der Treene änderte, ſelbſt in gelehrter Hinſicht, durch Stiftung einer *höheren Lehranſtalt in Schleswig*, auf der Theologie und Rechtswiſſenſchaft durch ausgezeichnete Gelehrte vertreten wurden*).

*) Adam Tratziger (Trapziger), anfangs Profeſſor in Roſtock, dann Syndikus in Hamburg, zuletzt Kanzler des Herzogs, auf welchen er den

Jedoch gebrach ihm der Charakter, der wahrhaft Männer und geschichtliche Helden macht. Als Oberst des niedersächsischen Kreises stand er in Verbindung mit den protestantischen Fürsten; diese hohe Stellung verhinderte ihn jedoch nicht, in späteren Jahren für Spanien eine Bestallung anzunehmen und Truppen gegen die von Alba bedrängten, protestantischen Niederlande zu werben*).

In seiner Jugend durch Heinrich VIII. von England ausgezeichnet und zum Schwiegersohn bestimmt, dann Bewerber der Königin Elisabeth, welche ihm jedoch sagen ließ: „wie wehe es ihr thäte, daß sich der Herzog gegen sie in Liebe entzündet, da er an ihr nur eine Xanthippe haben würde", gelang es ihm später, die auch vom Schwedenkönig Erich beworbene Prinzessin Christine von Hessen demselben abzugewinnen.

Er war der letzte von den Söhnen Christian des Dritten; mit ihm erlosch die Generation, welche die großen Ereignisse der Reformation miterlebte, um einer ganz anderen Platz zu machen. Er hinterließ vier Söhne. Der sehr hoffnungsreiche älteste, Friedrich, trat, achtzehn Jahre alt, die Regierung an, starb aber ein Jahr darauf, den 15. Juni 1587, ohne vorherige Wahl und Huldigung. 1587.

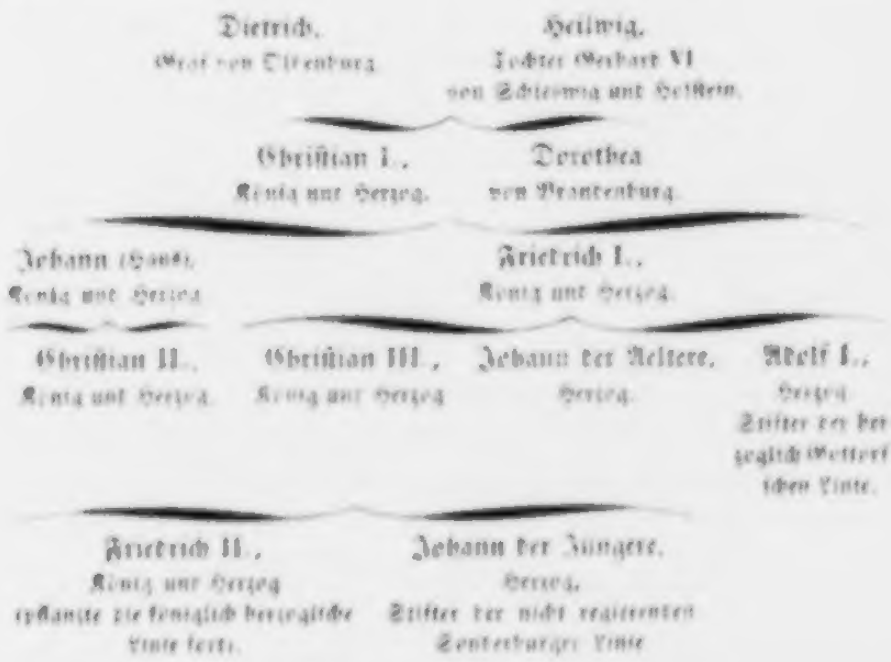
König Friedrich des Zweiten, mit einer mecklenburgischen Prinzessin erzeugte Nachkommenschaft bestand aus sechs Häuptern, drei Söhnen und drei Töchtern.

größten Einfluß übte, ein gelehrter aber auch hochmüthiger und streitsüchtiger Mann, lehrte an der genannten Anstalt neben dem Schleswiger Paul Crocanus (Kupferschmitt) die Jurisprudenz.

*) Der Husumer Prediger, Peter Meckelmann, ließ sich darnach in Kiels Gegenwart von der Kanzel vernehmen: „Wir danken billig Gott, der unsern gnädigsten Landesfürsten gesund wieder anhero verhelfen; aber wem hat er gedient? Dem Teufel und seiner Mutter." Der Herzog ließ sich das sagen.

Der Tod beider Regenten machte einen denkwürdigen Abſchnitt in der Geſchichte der Herzogthümer.

Zur Erleichterung der Ueberſicht der ſeit Chriſtian dem Erſten bis zum Tode der letztgenannten beiden Herzöge ſich ablöſenden Landesregierungen mag folgende kleine genealogiſche Tabelle dienen:



19. Unter eigenthümlichen Umſtänden war nun die Wahl neuer Landesfürſten vorzunehmen. Chriſtian, der älteſte Sohn des verſtorbenen Königs, hatte noch nicht das eilfte Jahr erreicht und bedurfte einer vormundſchaftlichen Regierung. Von den Brüdern des letzterwähnten ſo jung geſtorbenen Gottorfer Herzogs Friedrich war Philipp erſt neben zehn, Johann Adolf erſt zwölf Jahr alt; auch hier war eine vormundſchaftliche Regierung unumgänglich.

In Kopenhagen traten einige Wochen nach dem Tode des Königs die däniſchen Reichsräthe mit den ſchleswig-holſteiniſchen Räthen zuſammen. Gegenſtände der Erörterung waren

die gemeinschaftliche Regierung in den Herzogthümern, die Vormundschaft für Christian und die Einkünfte. Zwar meinte der dänische Reichsrath, es käme ihm zu, wegen der Hoheit und Regalgerechtigkeit, welche der Krone Dänemark an dem Fürstenthum Schleswig zustehe, eine Aufsicht zu führen, daß hier Recht und Gerechtigkeit gehörig gehandhabt werde; allein er bemerkt doch selber, daß Schleswig mit Holstein, trotzdem, daß dieses unter dem heiligen römischen Reich belegen, in uralter Vereinigung verfaßt, daß sie einander inkorporirt seien und gemeinschaftlicher Landordnungen und Gerichte sich bedienen. Er stellte es daher den dortigen Räthen anheim, wie sie sich bis zur Wahl neuer Landesherren verhalten wollen. Auch die Vormundschaft — obwol es eben so mit ihr, wie im Königreich stehe — überließ er der Erwägung der Landräthe. Diese erwählten die Königin Wittwe, Marie von Mecklenburg, zur Vormünderin und übertrugen auf sie die Verwaltung der Aemter und Einkünfte beider Herzogthümer.

War nicht mit dem Willen der Gottorfer wurde darauf, wegen der gemeinsamen Regierung, ein Landtag ausgeschrieben. In Kopenhagen aber sah man noch dermalen in der Ehrlichkeit gegen die Privilegien und deren Aufrechthaltung eine Bürgschaft für den Frieden und die Verbindung der Lande mit Dänemark.

Der Landtag (September 1588) zeichnete sich aus durch das Gefecht beiderseitiger Regierungsabsichten für und gegen die Privilegien. Herzog Philipp, oder vielmehr für ihn seine Mutter, eine Prinzessin von Hessen-Kassel, forderte einfach Huldigung; von einer Wahl wollte sie nichts wissen. Philipps Ohm, Landgraf Wilhelm, hatte ihm zwei hessische Rechtsgelehrte zu Hülfe gesandt, welche in einer dickleibigen Schrift nicht weniger als vierzig historische und staatsrechtliche Gründe gegen das Wahlrecht der Stände ein-

reichten. Persönlich hatte der Landgraf seinen Neffen aufgefordert, nimmermehr nachzugeben. Die Privilegien, ließ er ihm schreiben, seien Gottes Gebot ausdrücklich zuwider und so angethan, daß sie den schweren Zorn desselben über Herrschaft und Unterthanen herbeiführen müßten. Ihm und den Marburger Juristen war die altgermanische Verbindung von Wahl- und Erbrecht, derzufolge den Ständen die Wahl zwischen mehreren Erbberechtigten zustand, zu weit aus dem Gesichtskreis gerückt, um die Sache auch nur begreifen zu können. Die Stände ließen sich damals nicht irre machen. Auch traten die Gesandten der Königin Sophie, ohne Zweifel im Einverständniß mit dem dänischen Reichsrath, auf ihre Seite; sie beantragten ihrerseits die Wahl Christians zum regierenden Fürsten in den Herzogthümern. Ausdrücklich erkannten sie das Recht der Stände dazu an: ein Recht, das nur wenige Fürstenthümer mit ihnen gemein hätten; sie verkannten ihnen nicht, daß sie dasselbe als ein theures Pfand und Kleinod lieb und werth hielten und auf die Nachkommenschaft zu übertragen strebten.

Selbst Philipps Räthe hielten den fremden Juristen das Gegengewicht. Sie bewogen den Herzog, persönlich zu erscheinen und die herkömmliche Bestätigung der Privilegien zu versprechen. Der Herzog stellte sich ein. Da bediente sich sein Kanzler des Ausdrucks: „Die Herzogthümer seien auf den Herzog verstammt und devolvirt." Nun gab es einen neuen Sturm. Das Wort sollte zurückgenommen, die Wahl anerkannt werden. Auf die Drohung der Räthe, den König sonst allein zu wählen, sich aus dem Dienst zurückzuziehen, gab der junge Herzog, seufzend, mit Thränen in den Augen, gezwungen und gedrungen, wie er sagte, nach. Offenbar glaubte er eine große Sünde wider Gott und sein Wort zu begehen; es läßt sich nicht läugnen, daß Luthers (aus der Bibel gezogene) Lehren von der von Gott gesetzten Obrigkeit und dem unbe-

dingten Gehorsam gegen dieselbe in allen nicht religiösen Angelegenheiten im hohen Grade zur Verdüsterung der germanischen Staats- und Rechtsbegriffe beigetragen und dem Fürstenthum von Gottes Gnaden — das früher die wirkliche Gunst und Gnade des Himmels, durch hervorragende Eigenschaften, geistige und körperliche Kraft, Schönheit und Tapferkeit, in den ältesten Zeiten sogar durch Abwendung des Mißwachses und eine gewisse Dauer fruchtbarer Jahre, an den hellen Tag legen mußte — eine ungermanische, um nicht zu sagen sinnlose, nicht einmal nach dem verdorbenen Salböl des alttestamentalischen Priesters Samuel, sondern nach fürstlichem Eigendünkel düftelnde Bedeutung mitschuldig beigesteuert hat.

Darauf, am 17. September 1588, wählte die Landschaft beide, den Christian, später König Christian den Vierten von Dänemark, und den Philipp von Gottorf, zu regierenden Landesfürsten und Herren. Und zwar mit der Bedingung, daß sie die Privilegien bestätigten, und wo diese verletzt, Alles in den vorigen Stand bringen ließen. Geschähe das nicht, sollte die Landschaft ihrer Eide entlassen und die Wahl nichtig sein. So blieb die Landesvertretung, wenn sie auch nicht selten im Einzelnen zurückwich, doch im Ganzen für die fürstliche Willkür eine Schranke, die wohl überschritten, aber niemals vollständig beseitigt werden konnte.

Die Huldigung wurde noch aufgeschoben. In späteren Zusammenkünften brachten die Stände fast durchgehends die beiderseitigen fürstlichen Abgeordneten zur Nachgiebigkeit. Zwischen den Fürsten selbst entstand aber Streit über das schleswigsche Bisthum. Die dänischen Abgeordneten behaupteten, das Stift gehöre nicht unter das Herzogthum, sei eine Pertinenz der dänischen Krone, ein Fürstenthum für sich. Als Gegenbeweise wurden ihnen aufgeführt: die schleswigsche Standschaft des Bischofs, die Huldigung, die

Steuern und Kriegsklassen. Darauf hatten die Dänen nur die Erwiderung: ohne Wissen und Willen der dänischen Stände habe das Bisthum nicht veräußert werden können. Dem wäre Dänemark durch diese geistliche Pforte wieder in das Herzogthum eingedrungen. Auch ließen die Abgeordneten einiger vermittelnden deutschen Fürsten sich in dem Sinn vernehmen: man wolle das Stift der Krone Dänemark inkorporiren und ein besonderes geistliches Fürstenthum daraus machen, welches das weltliche mit der Zeit so schwäche, daß es endlich auch unter die Krone käme.

Noch vor der anberaumten Huldigung erhob sich eine neue Kontroverse. Die Fürsten hatten jedenfalls eine Erbhuldigung verlangt; die Stände wollten, daß Herzog Philipp „als nunmehr erwählter regierender Herr" die Privilegien bestätige. Der Statthalter Rantzau war jedoch gegen die „Neuerung". Man einigte sich zuletzt über die Form vom Jahr 1564. Philipp überreichte die Bestätigung der Privilegien, die aber einige Tage später datirt war und die Erbhuldigung als geschehen erwähnte. Er gelobte eidlich, dieselben fürstlich und getreulich zu halten — doch bemerkte man, daß er bei dem Schwur nicht die Finger aufhob. Für den jungen Christian ward eine Kaution den dänischen Reichsräthen, wegen späterer Bestätigung, übergeben. Darauf folgte
1590 die Huldigung (den 20. Mai 1590). Die Belehnung mit beiden Herzogthümern war schon früher ertheilt worden, doch gab sie keine Regierungsrechte.

Dieser Flensburger Landtag beendigte vorläufig einen Kampf, den jedoch das Gottorfer Haus nicht aufzugeben gedachte. Es stützte sich dabei auf den Kaiser und die deutschen Fürsten. Noch während des genannten Landtags lief ein strenges Mandat des Kaisers Rudolf des Zweiten (vom 10. April) an die Stände ein: „sie sollten der von Gott und ihm, dem Oberhaupt, gesetzten, ordentlichen, natürlichen

Herrschaft und Obrigkeit Gehorsam leisten und sich mit der vermeinten Wahl und verweigerter Huldigung nicht den Vorwurf der Rebellion zuziehen". Der Herzog und seine Räthe zogen es jedoch vor, von diesem Mandat keinen Gebrauch zu machen.

30. Noch in demselben Jahr starb der eben erst erwählte Herzog Philipp. Seine eigene Mutter bezeugt, daß viel Gottlosigkeit mit Saufen und Anderem seine Tage kürzte.

Jetzt kam der fünfzehnjährige Bruder Johann Adolf an die Reihe; bis dahin war er Erzbischof von Bremen und Bischof von Lübeck gewesen! Der Leitung seiner Mutter wurde er einstweilen, durch die Uebereinkunft, entzogen, daß die gewöhnlichen Räthe die Geschäfte leiten, wichtige Angelegenheiten an die „Sammträthe" bringen sollten.

Die Huldigung, die er nachsuchte, ward durch das Auftreten der Königin Wittwe, als Vormünderin für Christian, verzögert. Ihre bisherige Privilegien-Protektermiene hatte sich plötzlich in eine privilegienfeindliche verwandelt. Sie wollte die Zugeständnisse, welche hauptsächlich die dänischen Reichsräthe gemacht hätten, für sich und ihren Sohn nicht anerkennen. Die Königin fürchtete nämlich eine Verständigung zwischen dem dänischen und deutschen Adel und kehrte nun gegen diesen ihre ganze Abneigung mit weiblicher Ungenirtheit heraus. Sie forderten, ließ sie äußern, trotzig Bestätigung von etwas, was sie nur mit dem Maul vergäben, mit dem Buchstaben wenig belegten. Umsonst rühmten sie sich, freie Holsten zu sein, da sie für sich nicht mehr gelten könnten, als andere Lehnsleute. — Am liebsten sah es die Königin, wenn Johann Adolf die persönliche Bestätigung der Privilegien verschöbe, bis ihr Sohn Christian mündig geworden; dann könnten Beide die Sache wieder aufnehmen. — Das gewünschte Einverständniß beider Häuser blieb jedoch aus. Johann Adolf erklärte sich zur Bestätigung der Privilegien

bereit und empfing am 29. Mai 1592 persönlich die Huldigung. — Die Spannung mit der Königin wuchs durch die Beschuldigungen, die sie gegen den Adel vorbrachte: der Statthalter (Heinrich Rantzau) zahle vom Amt Segeberg jährlich nur viertelhalbtausend Thaler, da es zwölftausend erübrige; die anderen Adligen gewönnen in den Aemtern jeder jährlich fünf- bis sechstausend Thaler, fügten außerdem den Holzungen und der Wildbahn großen Schaden zu.

Christian selber — der spätere König Christian IV. — durchkreuzte jedoch die mütterlichen Pläne. Nachdem ihm Kaiser Rudolf die Rechte der Volljährigkeit erteilt hatte, bestätigte er, trotz des Einspruches seiner Mutter und des Kaisers selbst, den zu Flensburg versammelten Ständen herkömmlich die Privilegien und nahm dafür den 1. und 6. September
1593 1593 die Huldigung entgegen.

Dennoch blieb die Königin Mutter, jetzt für die Interessen ihrer jüngeren Söhne, auf dem Kampfplatz. Für diese forderte sie einen Anteil an der Regierung und den Aemtern, und Kaiser Rudolf unterstützte sie darin durch Befehl an die Stände und fürstliche Mittelspersonen.

Die zu Flensburg (im August) versammelten Stände erklärten, des Kaisers Befehl könne sich auf Schleswig gar nicht beziehen; indem seien „beide Fürstenthümer mit einander vergestalt unirt, verbunden, inkorporirt und mit gleichmäßigen Privilegien bewidmet", daß sie keine unterschiedliche Regierung einräumen könnten. Da der Befehl für Schleswig keine Kraft habe, dies aber mit Holstein untrennbar verbunden sei, wird auch für Holstein die Bedeutung desselben in Abrede gestellt: es könne nicht in dem einen Fürstenthum eine andere Regierung, als in dem anderen bestehen.

Christian trat auch jetzt seiner Mutter entgegen und beschränkte die Stände in ihrer, die fernere Zersplitterung des Landes durch ein unbeschränktes Erbrecht abwehrenden Festigkeit.

Er ließ auf dem genannten Landtag erklären: zu dem Ende seien die Fürstenthümer mit der Wahl der regierenden Herren vor anderen ständlich privilegirt und bewidmet; die Brüder könnten nur auf eine Abfindung mit einzelnen Aemtern einen Anspruch erheben.

Um die Gunst der Stände wieder zu gewinnen, erklärte dann die Königin, sie habe schlechte Rathgeber gehabt, sie wolle die Rechte und Privilegien der Stände nicht beeinträchtigen. Aber — gegen die Theilung zu Gunsten ihrer jüngeren Söhne dürften sie nichts einwenden. Auch mit dieser Wendung scheiterte sie. Später fand der König seine Brüder ab. Der älteste wurde Bischof in Schleswig, der letzte in der Reihe dieser Würdenträger.

Der Herzog folgte dem Beispiel des Königs. Ohne sich an das väterliche Testament zu kehren, welches immer für zwei Söhne einen Herrschaftsbesitz im Lande bestimmt hatte, erwehrte er sich der Ansprüche Johann Friedrichs, der mit dem ihm übertragenen Bremer Erzbisthum und der Lübecker Coadjutorschaft noch nicht zufrieden gestellt war und Kaiser und Reich für sich in Bewegung setzte. Zuletzt mußte er ihm, außer einigen Aemtern und Städten in Holstein, die Insel Fehmern geben; doch fiel letztere schon 1517 an den regierenden Herzog zurück.

31 Eine besondere Erwähnung in der Geschichte dieser fürstlichen Familienansprüche verdient der Streit mit Johann dem Jüngeren, dem Stifter der Sonderburger Linie. Wie bereits erwähnt, war sein Bruder in wirkliche Theilung mit ihm gegangen, wodurch ihm jedoch kein, die Mitwirkung der Stände bedingendes Regierungsrecht erwuchs. Vielmehr hatten die Stände gefordert, daß Johann sich der Gerichtsbarkeit des Landgerichts unterwerfe. Des Kaisers Erklärungen und Verfügungen dagegen hatten wenig Erfolg. Selbst die Belehnung, welche Christian als König von Dänemark

seinem Oheim mit Schleswig entheilt hatte, wollten die Stände nicht anerkennen. Ihren Protest wies jedoch der König, nach Vernehmung des dänischen Reichsrathes, zurück und verwies auf den Ottenser Vertrag.

Bei dieser Gelegenheit machte der König eine höchst denkwürdige Erklärung, nämlich:

> daß Alles, was frühere Könige zu Dänemark nicht als solche, sondern als Herzöge zu Schleswig-Holstein verordnet und festgesetzt hätten, ohne Mitwirkung der dänischen Reichsräthe, insofern es der Krone Dänemark an ihrer Hoheit und Gerechtigkeit zur Verkürzung und Nachtheil gereiche, für ihn als König und für das Reich gänzlich unverbindlich sein sollte.

Damit war ein gefährlicher Grundsatz aufgestellt oder vielmehr enthüllt. König Christian der Vierte, unter den Oldenburgern auf dänischem Thron an Talent und Ruhm der erste und sonder Zweifel eine glänzende Autorität, wußte, wie man sieht, sehr gut den Herzog von Schleswig-Holstein zu unterschreiben vom König von Dänemark, weniger jedoch ein ehrlichen Mann von seinem Gegentheil. Später machte er persönlich Gebrauch von einer Unterscheidung, durch welche er grundsätzlich die eine moralische Person des Königs der Tyrannei, also der Vernichtung preisgab.

Da jedoch die Ansprüche Johann des Jüngeren auf wirkliche Regierungsrechte auch vom Könige nicht unterstützt wurden und die Stände auf ihrer Weigerung beharrten, mußte der Herzog sich mit der Aussicht zufriedengeben, welche etwa einem seiner Prinzen durch die Gesammtbelehnung der Nachkommen Christian des Ersten künftig sich eröffnen würde.

Welche gouvernementale Beschränkung wäre auch dem Lande zutheil geworden, falls Johann der Jüngere seine Ansprüche durchgesetzt hätte. Eine Doppelehe war ihm mit dreiundzwanzig Kindern gesegnet worden. Von diesen überlebten

ſechs Söhne den im Jahre 1622 im achtundſiebenzigſten Jahr verſtorbenen Fürſten. Fünf von ihnen ſollten laut teſtamentariſcher Verfügung jeder einen Theil ſeiner durch Güterankäufe ſtark vermehrten Herrſchaften erhalten. Demnach bekam der Aelteſte, Alexander, Sonderburg, Hans Adolf Norburg, Chriſtian die Inſel Arroe, Philipp Glücksburg mit der Mehrzahl der Güter im Sundewit, Joachim Ernſt die holſteiniſchen Aemter Plön, Ahrensbök, Reinfeld und Rethwiſch. Der Herzog ſelber hatte in ſeiner letzten Verfügung dieſe Vermächtniſſe als Landgüter bezeichnet; auch verloren ſie völlig den Charakter als ſelbſtändige Herrſchaften. In fortgeſetzter Erbzerſplitterung waren Bauerngüter daraus geworden. Als daher Herzog Alexander — denn alle nannten ſich Herzöge — als Haupt der Sonderburger Linie Todes verblichen war und wiederum die kleine Zahl von fünf Söhnen hinterlaſſen hatte, einigten ſich dieſelben vernünftigerweiſe, nach dem gleich zu meldenden Vergang der Gottorper und königlichen Linie, über die Einführung des Erſtgeburtrechtes. Der Aelteſte, Johann Chriſtian, übernahm zunächſt das Erbe. Die Andern fanden zunächſt in fremden Dienſten ein Unterkommen; zwei wurden die Ahnherren der Linien Auguſtenburg und Beck*). Es wäre für einen Familienhiſtoriographen wahre Herkulesarbeit, die Geſchichte der Rechtsſtreitigkeiten dieſer größtentheils, mit Ausnahme des Plöner, ſchlechte Finanzwirthſchaft treibenden abgetheilten Herren unter ſich und mit der Regierung zu ſchreiben. Gegenwärtig ſind ſämmtliche Häuſer erloſchen bis auf das Sonderburgiſche, welches noch in der älteren, nacherbberechtigten Auguſtenburger Linie mit dem Stammvater Graf Günther und der jüngeren Beck'ſchen, von Auguſt Philipp abſtammend, fortblüht. Die

*) Nach einem Gut in Weſtfalen.

Glücksburger Linie starb im Jahre 1779 aus; ihr Name wurde jedoch durch König Friedrich VI. im Jahre 1825 auf die herzoglich Beck'sche übertragen.

Die Gesammtbelehnung mit beiden Herzogthümern haben, nach Vorschrift der väterlichen Testamente, die sämmtlichen Sprossen Johann des Jüngeren in dieser Zeit regelmäßig nachgesucht. Sie war nicht der Grund des Rechts der Nachkommlinge Christian des Ersten, aber eine beliebte Formalität in einer an endlosen juristischen Verwahrungen sich gefallenden Zeit. Das agnatische Erbrecht des Hauses war vom Lehn unabhängig und wurde demnach auch durch den spätern Wegfall der dänischen Lehnsherrschaft nicht berührt. *)

Im Gottorfischen Antheil ward solche dauernde Theilung vermieden. Vorübergehende Abtrennungen einzelner Gebiete veranlaßten jedoch die Leibgedinge der fürstlichen Wittwen. Wie früher die Herzogin Christine verschiedene holsteinische Aemter besaß, so Johann Adolfs Gemahlin, Auguste, Christians des Vierten Schwester Husum. Diese hatte ihre eigenen Beamten, erließ gesetzliche Vorschriften, selbst noch bei Lebzeiten ihres Mannes. Auch den Königinnen ist mehrmals ein Fürstthum in den Herzogthümern als Leibgedinge übertragen.

Bedenkt man, daß das Pinnebergsche derzeit noch einen beinahe völlig abgetrennten Staatstheil bildete, daß die königlichen und herzoglichen Amtsbezirke verpachtet und theilweise verpfändet waren und gleich Patrimonien verwaltet wurden, daß Eiderstedt und die friesischen Marschen, gleich den holsteinischen, trotz ihrer Provinzialgerechtigkeiten, als offene fürstliche Schatzkammern angesehen und benutzt wurden, so kann man sich ein Bild von den Uebelständen machen, welche

*) Man vergleiche über diese Verhältnisse die Kritik der „Bemerkungen über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig" von den neun Räthen zwischen Preußen. 1846.

lange Zeit auf die Kraft und Gesundheit des reichen Landes losstürmten. Dennoch blieb es im Ganzen erträglicher vielleicht als anderswo, bis der dreißigjährige Krieg und die verderblichen Privatfehden des oldenburgischen Geschlechts die Herzogthümer heimsuchten und ihnen sowohl im moralischen als physischen Sinn die tiefsten Wunden schlugen.

32. Schuld der Stände war es, daß sie ihr Wahlrecht nicht benutzt hatten, um die volle Einheit des Landes zu erhalten; durch den damit getriebenen Mißbrauch rechtfertigten sie einigermaßen die nun zu meldenden, auf die **Vernichtung des ständischen Wahlrechts durch Errichtung von Erbstatuten** zielenden Schritte.

Voran ging das Gottorfische Haus. König Christian der Vierte hatte sich begnügt, in der Bestätigung der Privilegien sein Recht als ältester Sohn namhaft zu machen; auch behauptete er dasselbe gegen seine Brüder. Johann Adolf dagegen, der seinem Bruder hatte nachgeben müssen, sah sich bewogen, einen entscheidenden Schritt zu thun. Nur geschah er einseitig, nicht mit dem Mitregenten zusammen, ohne Berathung mit den Ständen, ganz privatfamilienväterlich.

Er verfügte in einer Akte vom 9. Januar 1608 als 1608.
sogenannte dispositio inter liberos — daß für seinen Antheil in Zukunft das **Recht der Erstgeburt** gelten und die **reine Lineralerbfolge** eintreten solle. Jüngere Kinder seien mit Geld abzufinden, wenn sie nicht andere fürstliche Würden bis zu einer Einnahme von sechstausend Thalern erlangten.

Für dies Erbstatut erhielt er schon im folgenden Monat (28. Februar) die Bestätigung vom Kaiser Rudolf als Lehnsherrn von Holstein und im folgenden Jahr (13. Juli 1609) von König Christian dem Vierten als Lehnsherrn von Schleswig.

Den auf dem Landtag zu Kiel im Januar 1609 ver-

sammelten Ständen wurde eine allgemeine Mittheilung gemacht, Bestätigung nicht verlangt. Der Landtag hielt seine Erklärung zurück.

Erst nach dem Tode des Herzogs — er starb den 31. 1616 März 1616 — kam es zu Erklärungen und ungestümlichen Verhandlungen.

33. Auf die Nachricht vom Tode seines Vaters war Friedrich der Dritte eilig aus Frankreich, wo er sich aufhielt, herbeigeeilt und übernahm die Regierung. Belehnungsbriefe hatte er sich zugleich vom Kaiser, dann vom Könige von Dänemark für Schleswig verschafft. Darauf wurde ein Landtag nach der Residenz Schleswigs — gegen das Herkommen — ausgeschrieben. Die Fürsten erschienen nicht persönlich, Christian ließ sich durch zwei dänische Reichsräthe, Friedrich durch seinen Kanzler und andere Kommissarien vertreten. Er selber befand sich jedoch auf seinem Gottorfer Schloß ganz in der Nähe, auch der König kam nach den Herzogthümern.

Die Eröffnung geschah im Namen beider Fürsten. Der Herzog ließ — wider Gewohnheit — mündlich Erbhuldigung fordern und versprach dafür die Bestätigung der „uralten, wohlhergebrachten, rühmlichen und vernünftigen Privilegien". Man that von vornherein, als ob das Wahlrecht gar nicht mehr in Frage käme.

Die Stände erklärten sich bereit, die Bestätigung der Privilegien vorausgesetzt, den Herzog zum Landesherrn zu erwählen, anzunehmen und ihm nach altem Herkommen die Huldigung zu leisten.

Ihnen wurde die Antwort: Man finde die Erklärung der Stände befremdlich und wunderlich; nicht Wahl, sondern Erbhuldigung sei verlangt. Kaiser Rudolf der Zweite habe in einem bisher geheim gehaltenen Mandat das rebellische Wahlrecht der Stände für Holstein aufgehoben; für Schleswig

sei der König als solcher der Landschaft eine Wahl nicht gestattig.

Letztere Erklärung ging von den Abgeordneten eines Fürsten aus, der selber durch die freie Wahl der Stände Herzog von Schleswig-Holstein geworden und nach vorgängiger Privilegienbestätigung die Huldigung der Stände empfangen hatte. König Christian machte hier also persönlichen Gebrauch von jener Unterschrift, durch welche die eine moralische Person des Königs und Herzogs vernichtet wurde und Letzterem zum Opfer fiel: was er als Herzog beschworen, was er oft genug in herzoglicher Eigenschaft behauptet, als einen Besitz der Stände gerühmt hatte, war für den König von Dänemark unverbindlich, so gut wie nicht verhanden.

Die Stände wiesen zum Ueberfluß nach, daß das Wahlrecht verfassungsmäßig begründet sei. Sie wollten sich verpflichten, die beiden regierenden Häuser nie zu umgehen und jedesmal, so oft eine Regierung erledigt sei, den erstgeborenen oder ältesten Sohn aus derselben Linie, sofern er sich zur Regierung qualificire, zu erwählen.

Sie behaupten also für das Recht der Erstgeburt die Minderung und Beseitigung der Stände. Auch den Namen der Wahl gedachten sie zu retten, wenn auch, wie sie sagten, das Wort in seiner eigentlichen vollen Bedeutung nicht verstanden werden könne.

Antwort: Man verlange Erbhuldigung; die Stände wurden, wenn sie sich weigerten, die Ungnade sowol des Kaisers, als des Königs auf sich ziehen.

Schon hatten einige Mitglieder den Landtag verlassen; die übrigen gaben zu Protokoll: weil (dewyl) die gebrauchten Worte Wahl und Erwählen (kerzeit) verhaßt und bedenklich wären, so wollten sie den Herzog als weiland Herzogs Johann Adolf ältesten Sohn für ihren regierenden Landes-

fürsten und Herrn erkennen und annehmen; dagegen lebten sie der Zuversicht, er werde vorher die Bestätigung der Privilegien und Erleichterung der Beschwerden vornehmen.

Der Herzog zeigte sich nun vollkommen befriedigt; auf die Bestätigung der Primogenitur hatte sich seine Forderung beschränkt.

Anders die dänischen Kommissarien des Königs. Sie verlangten, das Wörtchen „als" solle gestrichen werden und nach den Worten: „ältesten Sohn" sollte folgen: „für ihren von Ihro kaiserlichen und von Ihro königlichen Majestät belehnten Landesfürsten".

Die Stände sahen die dänische Falle vor sich und waren nicht Willens hineinzugehen.

Sinn- und sprachrichtig wandten sie ein, durch die Weglassung des Wörtchens „als" werde gerade das Recht der Erstgeburt auf die Regierung aufgehoben, dagegen werde durch den Zusatz der Worte „vom Kaiser und vom König belehnten Fürsten" die Belehnung als die Ursache und das Fundament der Huldigung dargestellt, was sie durchaus nicht zugeben könnten.

Trotzig entgegneten die reichsräthlich königlichen Kommissarien: das Recht der Erstgeburt ginge die Stände nichts an, darüber hätten die Landesfürsten sich zu vergleichen. Die Huldigung aber müsse allerdings dem, vom Kaiser für Holstein, vom König für Schleswig konstituirten Landesfürsten geleistet werden.

Die Sache kam an den König, der sich abwartend zu Husum aufhielt. Er verstand sich dazu, den Antrag seiner Räthe fallen zu lassen. Diesmal handelte er unmittelbar als Lehnsherr, als König, nicht als Herzog. Aber damit war die Sache ja noch nicht abgethan. Die dänischen Interessen hatten stets eine Autorität gegen die andere aufzuthürmen: nicht allein den König gegen den Herzog, sondern auch den

Reichsrath gegen den König, den König gegen den Reichsrath, die Reichsversammlung, so lange sie dauerte, gegen König und Reichsrath in Vereinigung. Kein Vertrag mit dem Ausland, kein beschwerendes Recht war vor den in einander greifenden Räderzähnen dieser Zwickmühlen sicher.

Nun handelte es sich noch um die entsprechende Veränderung, welche in die Bestätigung der Landesprivilegien aufgenommen werden sollte.

Von der Bestätigung wollten die beiderseitigen Abgeordneten ausdrücklich ausgenommen haben: „die bisher prätendirte freie Wahl und was sonst in Abgang (in desuetudinem) gekommen."

Die „prätendirte freie Wahl" ließen die Stände als Verwurf nicht auf sich sitzen, wenn sie auch nicht kühn genug waren, den Ausdruck verdienter scharfer Rüge zu unterziehen. Vor der unbestimmten Redensart: „und was sonst in Abgang gekommen", fühlten sie eine begreifliche Scheu. Das hieß, jede eingerichtlichene Willkür zu Recht erheben. Sie wollten nur die einfache Erklärung, daß der Punkt der Wahl auf den Erbgeborenen beschränkt werden sei. Nach einigen Verhandlungen einigte man sich, statt „auf den Erbgeborenen", „das Recht der Erbgeburt" zu betonen. Demzufolge lautete die Formel: „jedoch den Punktum Electionis, vermittelter Erklärung nach, ad jus primogenituræ reduciret".

Das Wahlrecht zurückgeführt auf das Erbgeburtrecht! Das lautet fast wie Hohn; erhält aber seinen Verstand durch die hiesigen Sachverhältnisse. Das Wahlrecht, thatsächlich ausgeübt durch die freie Wahl Christian des Guten zum Herrn dieser Lande, anerkannt durch denselben mit der stipulirten Beschränkung auf die männliche Nachfolgerschaft, war von nun an vertragsmäßig an die Erbgeburt gebunden. Der bisherige Streit zwischen Wahlrecht und Erbgeburt war also

damals zum Vortheil der letzteren entschieden worden. Aber das ursprüngliche Wahlrecht blieb dauernd wie Land und Volk, das Erstgeburtrecht der Hinfälligkeit der Fürstengeschlechter preisgegeben. Darum auch waren die Stände, vormals große Sinker in Ausübung ihres Rechts und erst später die Wichtigkeit desselben erkennend, durchaus nicht zu bewegen, in die von den Fürsten beabsichtigte Kassation desselben zu willigen. Das Wahlrecht, in der Form, wie es bis dahin ausgeübt, abgethan, blieb wurzelhaft in dem Boden der schleswigholsteinischen Constitutionen zurück.

Auch erlangten die Stände, daß die Bestätigung, die eidliche Bekräftigung der Privilegien herkömmlich der Huldigung vorausging. Nur war es ihnen ein schlimmes Zeichen, daß der Herzog auf besondere Huldigung der Städte — vorläufig Kiel's — drang, trotz seiner Erklärung, daß dieselbe der bestehenden Gemeinsamkeit nicht nachtheilig sein sollte. Die Absicht aber war, die Stände von dem Adel zu trennen und die Macht der Landesvertretung zu schwächen.

Ein ähnliches Erbstatut für die Primogenitur in der königlichen Linie errichtete der Nachfolger Christians, König Friedrich der Dritte, im Jahr 1650. Auch das Haupt dieser Familie fühlte die Nothwendigkeit, die Regierungsmacht vor den primlichen Theilungen, die Hülfsmittel ihrer Unterthanen vor dem Aufreiben durch mehrere mitregierende Höfe und glänzende Hofhaltungen zu schützen. Privilegienmäßig beschränkte sich dies im Jahr 1650 — beiläufig ein auch sonst durch die verstärkte allgemeine Wehrpflicht in den durch den dreißigjährigen Krieg verödeten Herzogthümern merkwürdiges Jahr — errichtete „Erbstatum Juris primogenituræ et majorennitatis" (welches, wie man gern den Dänen einräumen mag, niemals den Namen der in Dänemark, durch denselben König eingeführten schauerlichen lex regia führte), ungleich der dänischen Erbfolgeordnung, auf die Mannslinie.

Diese Primogeniturgesetze von 1608 und 1650 begründen keineswegs — so wenig wie die Lehnsverhältnisse — das Recht der Herrschaft, sondern bestimmen nur die Regierungsfolge, wonach stets der erstgeborene Sohn in absteigender Mannslinie, und zwar zuerst in der ältesten, nach deren Erlöschen in der zweiten und so immer, bei dem Absterben einer älteren Linie der männlichen Mitglieder, der Erstgeborene in der folgenden jüngeren, die gesammten Länder, ohne Veräußerung irgend eines Theiles, erben sollte. Das Erstgeburtrecht trat nun unbedingt an die Stelle der ständischen Wahl, durch welche bisher die Regierungsfolge unter den Nachkommen Christians staatsrechtlich bestimmt worden war; doch wollten die Stände das Wahlrecht selbst, seinem Grunde nach, keineswegs vernichtet, sondern nur innerhalb der männlichen Nachkommenschaft Christians an dasselbe gebunden, darauf zurückgeführt wissen. Das Recht, mit welchem ihre Väter die streitigen Ansprüche zweier Prätendenten durch Wahl des einen entschieden, der dann auch die Wahl annahm und als Landesrecht feierlich bestätigte, dies Recht haben sie gegen den späteren Vorwurf einer bloßen Prätension geschützt und unangetastet erhalten.

34. Während die Feststellung der Primogenitur im gemeinschaftlichen Interesse des königlichen und Gottorfer Hofes, auch im wohlverstandenen des Landes lag, gehörte die nunmehr zu erwähnende Erneuerung, ja Erweiterung der Union mit Dänemark zu den offenbaren politischen Verirrungen, zu welcher der Gottorfer Hof und demnächst auch die Landesvertretung sich hinreißen ließen.

Bereits war der dreißigjährige Krieg angebrochen, als König Christian mit dem jungen Herzog eine Zusammenkunft hielt (im December 1622), wo zuerst, wie es heißt, durch letzteren angeregt, die Erweiterung der Union von 1533 zur Sprache kam. Der König, der ohnehin im stürmischen pro-

teſtantiſchen Werken Deutſchlands Familienintereſſen zu behaupten ſtrebte, ergriff die Sache mit Eifer. Vermuthlich ſah der Herzog in dem verſtärkten Bündniß mit Dänemark eine Bürgſchaft für die Sicherheit ſeiner Lande in den drohenden Kriegsgefahren. Deſſelben Irrglaubens waren vermuthlich auch die Stände, welche ſich gleich weit bereitwilliger zeigten als der däniſche Reichsrath, auf die Anträge der Fürſten einzugehen. Der Zukunft blieb es vorbehalten, ſowol die Gottorfer Herzöge zu belehren, daß ſie ſich ſelbſt die Schlinge um den Hals geworfen, als die Stände, daß ſie einen trübſeligen, ungleichen Handel mit dem Inſelreich der Dänen eingegangen.

1621 Auf einem Rendsburger Landtag (20. Mai 1623) wurde beſchloſſen, die gegenſeitige Hülfe zu verdoppeln. Dänemark ſollte vierhundert Reuter und zweihundert Arquebuſiere, Schleswig-Holſtein die Hälfte ſtellen, vertragsmäßig auf die Dauer von drittehalb Jahren, auf Koſten des Gutfinders. Nicht nur bei wirklichem Angriff, ſchon bei drohender Gefahr konnte die Hülfe angerufen werden, nur mußte der anrufende Theil ſelber rüſten.

Allein die Fürſten hatten unter ſich den Bogen bereits ſtraffer geſpannt. Eine ſchon vom vorhergehenden Tag datirte Urkunde ging über jene Beſchlüſſe hinaus und beſtimmte, daß die gegenſeitige Hülfe nicht allein in dem Fall eines Defenſivkrieges, ſondern auch bei einem rechtmäßigen Offenſivkriege gefordert werden möge. Als ein ſolcher wurde bezeichnet, wenn ein Theil in ſeiner Reputation verletzt, den Unterthanen und Angehörigen die Kommercien willkürlich abgeſchnitten, dieſelben mit ungerechten Repreſſalien oder ſonſt beſchwert ſeien und dafür kein Recht erlangt werden könne, jedoch in der Weiſe, daß der beleidigte Theil den Krieg nicht ohne Wiſſen des anderen anfangen und dieſer ein ermächtigt und verpflichtet ſein ſollte, gütliche Vermittlung zu ſuchen. Auch iſt jeder Theil gehalten, dem anderen

alles zu entdecken, was er für ihn Nachtheiliges weiß, seine Unterthanen nicht den Feinden desselben dienen zu lassen, denen auch sonst keinen Vorschub zu thun, vor allem keinen einseitigen Frieden zu schließen, ohne daß der Bundesgenosse mit einbegriffen und vor Schaden sichergestellt werde. Diese erweiterte Unionshülfe soll dem Odenseer Vertrag keinen Abbruch thun: die hier bestimmte Lehnshülfe darf nicht in die Unionshülfe eingerechnet werden. Der dänische Reichsrath hatte sogar die Gelegenheit benutzen wollen, um die Lehnshülfe zu erheben, doch war er damit abgefahren.

Die Urkunde ist unterzeichnet von sämmtlichen Mitgliedern des oldenburgischen Hauses, den Bischöfen von Lübeck und Schleswig, auch den Söhnen Johann des Jüngeren, außerdem von den königlichen und herzoglichen Räthen, zahlreichen Mitgliedern der Ritterschaft und im Namen der Städte schleswigerseits durch den Bürgermeister von Flensburg, holsteinischerseits durch den Bürgermeister von Kiel. Das dänische Exemplar ist den 7. Juni von König und Reichsrath ausgefertigt. Der Vertrag soll von allen Nachfolgern in der Regierung ausdrücklich bestätigt werden, aber auch ohne das ungeschmälert in seiner Kraft verbleiben.

Diese Union ist, wie die frühere, ein Vertrag zwischen den Landen Schleswig-Holstein auf der einen, und dem Königreich Dänemark auf der anderen Seite. Nur wurde die frühere Union unmittelbar zwischen Herzog und Ständen dieser Lande mit dem Reiche Dänemark abgeschlossen. Diesmal aber war es eine Einigung zwischen dem König von Dänemark als solchem und als Herzog mit dem anderen Herzog, wobei man allerdings in alter staatsrechtlicher Weise die Herzogthümer und das Königreich unterschied, aber auch die Fürsten, indem dieselben mit ihren Besitzungen sich einander gegenüber stellten. Man merkt auch hier, daß der große Wendepunkt der neueren Geschichte schon ein-

getreten war und die Fürstenmacht die Ständemacht zu überflügeln drohte.

55. An demselben Rendsburger Landtag erging auch von deutscher Seite die erste Kriegsmahnung. In Folge von Beschlüssen eines zu Braunschweig abgehaltenen niedersächsischen Kreistages bewilligten die Stände eine Hülfe von achthundert Mann Fußvolk und siebenhundertzwanzig Reitern sammt Geschütz und Zubehör, außerdem eine Kriegssteuer. Beide Fürsten beantragten, daß auch Schleswig an der Steuer sich betheiligen möge: *da beide Fürstenthümer unter sich unirt und verbunden seien und der Schutz Holsteins auch dem benachbarten Herzogthum zu gute kommen werde, umgekehrt ein feindlicher Angriff auch ihm Gefahr bringen müsse.*

Die schleswigsche Vertretung ging „für diesmal" darauf ein, sich bei einer Last des „Reiches" zu betheiligen und gleich den Holsten von jedem Pflug und jedem Tausend Thaler freies Kapital zwei Thaler zu zahlen. Steuer von ihrem Hofland und Kapital war für die Ritterschaft ein ungewohntes Thier. Man kann daher um desto gewisser sein, daß die neue Union und diese Bewilligungen denselben Ursprung hatten: Furcht vor jenem Kriege, der gleich in seinem Entstehen sein fanatisches Schlangenhaupt schüttelte, und Einfluß eines Königs, welchen ein nur zu unlänglicher, mit kleinlichen Familieninteressen gemischter Ehrgeiz, vor dem größeren Schweden Gustav Adolf, auf das Feld der kaiserlich katholischen und fürstlich protestantischen Kämpfe in Deutschland lockte.

Aehnliche Anträge wie obige wurden noch in demselben Jahr an einen Kieler Landtag wiederholt und fanden ebenfalls geneigte Aufnahme.

Die thätige oder vielmehr leidende Theilnahme der Herzogthümer an dem Kriege sollten nicht auf sich warten lassen. Der König, eine lebhafte, vielen Täuschungen ausgesetzte

Mann, hielt sich „im Interesse der Religion“ zum Schutzherrn nicht allein seiner Lande, sondern des nördlichen Deutschlands berufen. England und Frankreich traten ihm gegen den Kaiser bei: der niedersächsische Kreis wählte ihn — nicht unbedenklich — zum Obersten — und im niedersächsischen Kreise lag das Bisthum Halberstadt, das er für seinen Sohn Friedrich ausersehen hatte. Ohne daß eine vorgängige Verständigung mit Schweden und Brandenburg zustande gekommen, begann er allein den Krieg, wozu der dänische Reichsrath nur zögernd, die schleswig-holsteinischen Stände gar nicht, weil ungefragt, ihre Zustimmung gegeben. Mit zwanzig- oder fünfundzwanzigtausend Mann, großentheils fremder Soldtruppen, ging er im Juni 1625 bei Hasseldorf über die Elbe, Tilly entgegen. Ein Jahr darauf kehrte der Rest seines schlecht geführten, bei Lutter am Barenberg (15. August 1626) völlig geschlagenen Heeres an die Elbe zurück. Ein halbes Jahr verging mit Umhermarschiren im Mecklenburgischen und an den hannoverschen Ufern. Vorher schon erbärmlich unterstützt von seinen Bundesgenossen, sah der König sich jetzt völlig verlassen.

Seine Lande gedachte er jedoch zu vertheidigen. Da sein Mitregent, Herzog Friedrich, alles vermeiden wollte, was der Kaiser als Feindseligkeit aufnehmen konnte, berief der König allein einen Landtag nach Rendsburg. Man beschloß ein Aufgebot des ganzen Landes, im Nothfall zwei Mann von jedem Pflug. Dagegen ermahnte Tilly in ausführlichen Schreiben den Herzog von Gottorf und die Ritterschaft, bei einem Unternehmen, das er als Aufruhr gegen den Kaiser bezeichnete, keine Hülfe zu leisten, vielmehr letzterem beizutreten. Um so dringender sprach der König zu den auf's Neue in Kiel versammelten Ständen. Alle, die sich nicht fügten, bedrohte er mit Einlegung von Truppen. Für die Schleswiger wurde hervorgehoben, daß Christian zugleich der Lehnsherr des Landes sei und auch in dieser Eigenschaft Gehorsam zu

fordern habe. Es wurde viel versprochen, noch mehr auf einem dritten Landtag in Rendsburg, wo die Nachricht eintraf, Tilly sei bereits bei Bleckede über die Elbe gegangen. Nun erst erging ein Aufgebot an alle Eingesessene der Fürstenthümer, Adlige und Unadlige, Bürger und Hausleute, sich bewaffnet zu Roß oder zu Fuß zur Vertheidigung des Landes zu stellen. Es war zu spät. Zum Theil waren die Sammelplätze im östlichen Holstein schon von den Feinden besetzt, ehe die Mannschaft nur anlangte. Alles verlief sich; ein Theil der Ritter stieß zu den Truppen des Königs.

1627 Bereits im April 1627 betraten die Kaiserlichen unter vereinter Anführung Tilly's und Wallensteins den Boden der Herzogthümer, um denselben zwei lange Jahre hindurch mit den Verwüstungen und Greueln des schreckenvollen Krieges heimzusuchen.

Wo war der König und sein Heer? Als Tilly über die Elbe ging, befand sich der König „unglücklicherweise", wie ein Geschichtsschreiber sagt, auf dem letzten Rendsburger Landtag. Seine vom Grafen Thurn befehligten Truppen zogen sich, ohne dem Feinde den Uebergang über den Fluß streitig gemacht zu haben, fortwährend zurück, den Bewohnern der Städte, Schlösser, Flecken den nur zu vergeblichen Widerstand überlassend. Bei Pinnebergs Beschießung erhielt Tilly einen Schuß in den Schenkel. Das Rantzau'sche Schloß Breitenburg, drei Tage vergebens belagert, ließ Wallenstein mit zehntausend Mann stürmen*). Unersetzliche Schätze von Alterthümern, Kunstwerken, Büchern und Handschriften gingen

*) Die Besatzung bestand aus einer Truppe Schotten und Marschleuten. Nach des Kommandanten Dunbar Fall den Befehl übernehmend, ließ Oberst Schuyt den Anstürmenden zuletzt das Thor öffnen und mit Kanonen auf die Eindringlinge feuern; dann sprengte er das Thor und sich selbst in die Luft! Alles, was nicht Weib und Kind war, wurde vom Feinde umgebracht.

dabei zu Grunde, oder wurden verschleudert. Ueberall hin drang die Verwüstung. Höfe, Vorwerke, Dörfer, ganze Kirchspiele wurden in Asche gelegt.

Der König hatte sich mit einer Anzahl Truppen unter seinem persönlichen Befehl in die Festung Glückstadt geworfen, von da ging er zu Schiff nach Norderdithmarschen, wo er das Gros seiner Truppen, gegenwärtig unter Befehl des Rheingrafen, vorzufinden hoffte. Jedoch waren die Regimenter in unaufhaltsamer Flucht Rendsburg vorbeigeeilt, voraus nach Husum und Flensburg. Weder hier, noch in Hadersleben, noch an der jütischen Grenze konnte er die Zerstreuten sammeln: über Kolding hinaus bis tief in Jütland hinein, auch über den Belt nach Fühnen jagte sie die Angst. Ein anderer in Mecklenburg abgeschnittener Theil hatte zur See die Ostküste Holsteins erreicht, wo sich ein Haufen holsteinischer Ritter mit ihm vereinigte. Angegriffen vom kaiserlichen General Grafen Schlick — welchem der Erzbischof Johann Friedrich aus dem Gottorfischen Hause hülfreiche Hand bot — ward er geschlagen; was die Schiffe nicht erreichen konnte, kapitulirte. Von allen jenen Plätzen hielt sich zuletzt nur Glückstadt unter einem Ranzau. Das damals blühende Krempen fiel nach längerer tapferer Vertheidigung unter einem Ahlefeld und ging in Flammen auf; Rendsburg, mit einer zum Theil französischen Besatzung, ergab sich bald und zwar mit Zustimmung des Königs.

Aber die schlechte Führung und die Feigheit der königlichen Regimenter wurden fast noch übertrieben durch den Unmuth und die Zerstörungswuth, womit sie ihre Flucht durch das Land, das sie vertheidigen sollten, vollzogen. Die Befehlshaber selbst verbrannten einen Theil der Plätze, welche sie nicht behaupten konnten oder wollten; so ward Hadersleben damals wieder durch die Königlichen in Asche gelegt: in Holstein, Flensborn und Sternburg. In Flensburg plünderte die wüste

Zeltatesta unter den Augen des Königs, der ihrer Zuchtlosigkeit keine Zügel mehr anlegen konnte.

Nachdem Tilly sich in der Mitte und im Osten Holsteins verbreitet, Wallenstein die fetten Marschen heimgesucht hatte — der Durchstich der Deiche von Seiten der Bewohner war bei widrigem Winde erfolglos geblieben —, rückte letzterer durch Schleswig bis nach Jütland hinauf, wo ein Gesandter des dänischen Reichsrathes mit einem Schreiben bei ihm eintraf, des Inhalts: Dänemark und das Herzogthum Schleswig hatten an dem Kriege keinen Theil genommen, nur als Herzog von Holstein habe der König ihn geführt: sie baten ihn, ein unschuldiges Volk mit Feindseligkeiten zu verschonen. Selbst in Bezug auf seinen eigenen dänischen Antheil sah der Reichsrath auf dem kalten Pferde; auch verleugnete er die Union. Wallenstein ertheilte dem Abgeordneten, Kaspar von Buchwald, ohne ihn vor sich zu lassen, den Bescheid: er werde den Feind verfolgen, wo er ihn träfe.

Von April 1627 bis Juni 1629 waren die Herzogthümer den aus allen katholischen Ländern zusammengerafften, „aus dem Boden gestampften" kaiserlichen Kriegsknechten preisgegeben, gegen deren unholde Lieblingsneigungen alle Kriegsgerichte und Wallensteins ewig wiederholtes kaltes Wort: „laßt die Bestie hängen" wenig ausrichteten. Als
1629 endlich der Friede zu Lübeck zustande kam (12. 22. Mai 1629), in welchem der König sich verpflichtete, der Sache des Reiches nicht anders gestalt, als ihm als Herzog von Holstein gebühre, namentlich aber der deutschen Erzstifter und Stifter sich nicht ferner anmaßen zu wollen, ließen die Kaiserlichen eine Wüste zurück. Der Engländer Monroe, der 1627 mit schottischen Hülfstruppen der Festung Glückstadt zu Hülfe kam, schrieb damals: „Das Land war voller Segen, es schwamm im Ueberfluß: der Adel lebte wie der hohe Adel in England und die Bürgerlichen wie unsre Gentry. Aber binnen sechs

Monaten kam Ruin über das Land und der Wohlstand war dahin.“ Man hat den damaligen Schaden, so weit er sich durch Geld anschlagen ließ, auf sieben bis acht Millionen Mark — nach dem Werth der Zeit — berechnet; allein der Verlust an Arbeitskraft, namentlich aber die moralische Einbuße, war ungleich größer.

36. Schon zu Anfang, noch mehr im Lauf des Krieges, trat der bisherige *Streit der beiden Höfe* in ein neues Stadium. Bis dahin glich er mehr einem *Familien*zwist über Erbschaft, Gut und Einkünfte; gegenwärtig nahm er einen offen feindseligen *politischen Charakter* an.

Die gemeinsame Herrschaft zweier Fürsten, von welchen der Eine durch sein auswärtiges Reich den Andern an Macht, Ansehen und Einfluß übertraf, ohne im Lande selbst rechtmäßig größere Gewalt zu besitzen, war von Haus aus die Wurzel von Unverträglichkeiten, die sich nur durch friedlich gesinnte Fürsten und bei beiderseitiger Rücksichtnahme auf das Grundgesetz und auf die Wohlfahrt des Landes in gebührliche Schranken halten ließen. Drängten sich, wie es geschah, persönlicher Ehrgeiz, Interessen der Familie und des fremden Reiches allzu sehr hervor, so mußte der schwächere Theil nach Gegengewichten streben, um sein fürstliches Ansehen und seinen verfassungsmäßigen Rang in der gemeinschaftlichen Regierung zu behaupten. Solcher Widerstand war durchaus gerechtfertigt; nur vergriff sich der Wettersche Hof, zu seinem eigenen Verderben, wie auch zur Schwächung der Theilnahme, die man sonst für den Schwächeren im Kampf mit dem Stärkeren empfindet, in dem Mittel. Die Wetterser Fürsten verkannten, daß ihre Hauptstärke, dem Riesen Anteus ähnlich, in dem Boden der Verfassung wurzele, und daß sie im eigensten Interesse ihres Hauses berufen waren, sich als erste Ritter und Vertheidiger derselben zu gebaren. Unglücklicherweise für sie ging jedoch ihr Sinnen und Trachten, noch eifriger als der Könige

ſelbſt, auf die Untergrabung der politiſchen Rechte des Landes hinaus. Hingeriſſen von dem Verlangen nach Unabhängigkeit von ihren Mitregenten, welche die Eigenſchaft als Lehnsherren und den Glanz einer Krone ungebührlich gegen ſie geltend zu machen liebten, ſuchten ſie außerhalb der gemeinſchaftlichen Regierung und der durch Stände beſchränkten und getragenen Verfaſſung ihre Stärke und Stütze in einem eigenen ſouverainen Kleinſtaat, während die däniſchen Könige klugerweiſe weit mehr an der Einheit der Regierung feſthielten. In Verbindung mit ihrer däniſchen Macht und dem Umſtand, daß ſie auch im Königreich Gnaden und Güter zu vergeben hatten, konnte dieſe Politik nur dazu beitragen, den Königs-Herzögen das Uebergewicht über das Gottorfiſche Mitregentenhaus zu ſichern.

Gleich den Hanſeſtädten, welchen der Kaiſer vergeblich die allergrößten, einen neuen Aufſchwung ihres Handels verſprechenden Vortheile in ſeinen ſpaniſchen Erblanden bieten ließ, wenn ſie entſchieden auf ſeine Seite treten wollten, bemühte ſich der Gottorfer Herzog um die meiſt nur täuſchende Wohlthat der Schwachen, die Neutralität. Wallenſtein ließ nach Zuſicherung derſelben dem Herzog perſönlich alle Achtung, ſeinem neutralen Gebietstheil jedoch keine beſondere Schonung zu Theil werden; Lieferungen, Tienſte, gewaltthätige Plünderungen, ſelbſt theilweiſe Einquartierungen waren an der Tagesordnung. Gidenſtedt rechnete ſeinen Schaden ſpäter auf 118,000 Thaler, die Stadt Huſum allein auf die Hälfte. Der unglückliche Herzog ließ ſich ſogar herbei, mit ſeinen eigenen Soldaten ſeine eigenen Unterthanen zu zwingen, feindliche, von ihnen zurückgeſchlagene Truppen als Beſatzung bei ſich aufzunehmen und Strafe über die Rädelsführer des Widerſtandes zu verhängen. Selbſt Wetterſ wurde mit Kaiſerlichen belegt.

Der König, der von der Seeſeite, von den friſiſchen

Inseln Sylt und Föhr, die er mit seinen Truppen besetzt hatte, Verbindung mit dem schleswigschen Festlande unterhielt, machte dem bedrängten Herzog die bittersten Vorwürfe; ihm gab er nicht undeutlich die Schuld, daß das Unglück über das Land ausgebrochen, weil nicht die versprochene rechtschaffene Hülfe geleistet worden. Schon wegen seines Bruders, der kaiserliche Dienste genommen, und seines bischöflichen Verwandten wegen traute er ihm nicht. Sogar zum feindlichen Angriff gegen ihn schritt er noch zuletzt, da schon der Abschluß des Friedens mit den Kaiserlichen nahe war. Er ließ eine englische Truppe Nordstrand besetzen und forderte den Einwohnern die Huldigung ab. Auch Tondern und Bredstedt wurden eingenommen, er rückte selbst bis Gottorf vor und nöthigte dem Herzog — als ob es von demselben abhinge — das Versprechen ab, die fremden Truppen aus seinen Schlössern und Städten zu entfernen. Erst der Friede machte der Invasion ein Ende. Die Insel Fehmern, dem Erzbischof Friedrich geborig und demselben durch den König entrissen, der sich als Lehnsherr dort eilig huldigen ließ, wurde im Frieden dem Herzog übergeben.

37. Auch nach dem Kriege dauerte die Spannung fort: nur der offene Bruch wurde vermieden. Gemeinschaftlich verlangten die Fürsten jedoch die Aufstellung neuer Truppen, Befestigung der Grenzpässe, sogar Erweiterung der Union mit Dänemark. Geld bewilligten die Stände auch nachträglich, wenn die Fürsten vorgegriffen hatten. Nur sollte — wie sie auf einem Landtag im Jahre 1631 äußerten — der goldene und werthe Frieden erhalten werden. König Christian gab meist den Ton an, der Herzog Friedrich widerstrebte zuweilen, zum Beispiel hinsichtlich der Befestigung Rendsburgs, gab aber nach und war dann nur bemüht, für sich nicht weniger aus den öffentlichen Mitteln zu erlangen, als der König.

Ein erwähnenswerther Vorfall sollte offenbaren, wie

weit die Willkür des Königs in seinem vom Königreich un abhangigen herzoglichen Lande bereits zu geben sich erlaubte. Der Krieg hatte den außerordentlichen Vortheil, welchen der Mitregent jenseit der Belte vor dem diesseitigen genoß, in helles Licht gestellt. Die geschlagene oder ausreißende Landmacht des Königs konnte sich zu jeder Zeit nach Jütland und nach den Inseln flüchten, die dänische Seemacht aber, welche, seitdem Lübecks Reichsadler die Flügel hängen ließ, nur Schweden zum Nebenbuhler in der Ostsee hatte, konnte die schlechten Erfolge der Landmacht wieder verbessern, Truppen aus dem Königreich ausschiffen, rings herum die Küsten beunruhigen.

Einen trefflich gelegenen Platz zu Landungen hatte sich der König an der Grenze beider Herzogthümer, am Eingang des unvergleichlichen Kieler Hafens auserlesen. Um hier, auf herzoglichem Gebiet, eine Seefeste zu erbauen, kaufte er im Jahre 1630 vier umherliegende Güter (Bülk, Seekamp, Holtenau und Knoop). Herzog und Stände widerstritten seinem Verhaben, ersterer, weil er den Hafen und den Handel seiner Stadt Kiel dadurch mit Recht gefährdet sah, letztere, weil sie überhaupt kein Geld dazu aufbringen wollten. Darauf ließ der König sich vom dänischen Reichsrath hunderttausend Thaler bewilligen und begann den Bau. Vergebens protestirte der Herzog; die Stände schwiegen und duldeten, daß auf dem Boden ihres Landes mit dänischem Gelde eine Festung angelegt wurde, welche später dann auch dänische Besatzung unter einem dänischen Kommandanten erhielt. Der König nannte sie Christianspreis: als solche wurde sie später wieder zerstört, dann als Friedrichsort wieder errichtet (gegenwärtig von den Dänen selbst zum zweitenmal demolirt).

Es war einer der ersten Gewaltstreiche, welche Dänemark wieder gegen die Herzogthümer ausübte. Der König wollte diesen offenen Bruch seiner Handfeste oder der Landesprivilegien durch Befugniß seiner

Lehnsherrlichkeit über Schleswig beschönigen. Engherzige Sparsamkeit und politischer Kurzblick der Stände tragen überhaupt die Schuld, daß die Vertheidigung des Landes, der Kardinalpunkt seiner Selbständigkeit, wichtiger noch für die innern, als für die auswärtigen Verhältnisse, nicht als gemeinsame Angelegenheit von ihnen in erster Reihe betrieben, sondern den beiden Höfen überlassen wurde.

Zusammen standen sonst regelmäßig die Fürsten, wo es vermehrte Auflagen, Verletzung der Privilegien, Demüthigung der Stände galt. Eine in diese Zeit (1634) fallende Einigung zwischen denselben war, daß ein Direktorium aus drei königlichen und zwei Gottorfischen Räthen die Aufsicht über den Reßdienst der Ritterschaft und das Aufgebot des Landes (der „Ausschuß" genannt) führen sollte, ferner daß die von den Ständen zu bewilligenden Werbungsgelder, wenn die Gefahr vorüber, jeder Fürst an sich nehmen dürfe, soviel davon seine Unterthanen aufgebracht hätten. Dies ging gegen das Recht der gemeinschaftlichen Finanzkasse, des sogenannten Landeskastens. So trat nach und nach Fürstenvertrag an die Stelle der verfassungsmäßigen, durch die gemeinsame Regierung und die Stände repräsentirten Einheit.

König Christian hatte schon auf einem Rendsburger Landtag im Jahre 1632 bei den Ständen eine neue Erweiterung der Union angeregt und anfragen lassen, „ob es nicht thunlich wäre, sich mit der Krone Dänemark in eine nähere Konjunktur einzulassen und zu einer Realdefension zu vereinigen." Es war in der That ein starkes Ansinnen. Zwei Jahre später erklärten sich die zu Kiel versammelten Stände bereit, für die gegenwärtige Zeit eine besondere Vereinbarung zu treffen. In Folge davon traten Abgeordnete der Fürsten und Stände in Kolding zusammen. Eine Erweiterung der Union lehnten die Stände ab, dagegen wurde ein Vertrag entworfen, der auf drei oder vier Jahre

gelten und über die Unionshülfe hinaus — an dieser hielten die Dänen fest — das Königreich und die Herzogthümer zu erheblicher gegenseitiger Unterstützung im Kriegsfall verpflichten sollten, dreitausend Mann Dänen, tausend aus den Herzogthümern. Auf dem nächsten Kieler Landtag ertheilten die Stände die Bewilligung des Vertrags auf die vom König begehrten fünf Jahre; nur sollte der Muster- und Sammelplatz der Truppen in den Herzogthümern nicht durch die Krone bestimmt werden. Allein der König war auch damit nicht zufrieden und bewog den Herzog, mit ihm auf einem Flensburger Landtag die Erweiterung der Union selbst zu beantragen, namentlich dahin, daß die darin bestimmte gegenseitige Hulfe auf die Dauer des Krieges (nicht blos auf sechs Monate) laufen solle. Dagegen erhoben die Stände Bedenken. Neue Verhandlungen folgten in Odense zwischen dänischen und schleswig-holsteinischen Räthen. Die Dänen wollten größere Zugeständnisse zu erhalten, auch wollten sie Verheimlichung vor dem Herzog, vermuthlich um diesen und die Stände zu trennen. Darauf gingen die Schleswig-Holsteiner nicht ein; sie müßten dem Herzog gebührende Mittheilung machen. Am Ende zeigte sich der Herzog Friedrich nachgiebiger als die Stände. Er unterzeichnete ein paar
1637. Wochen später zu Wetter, am 1. Mai 1637, einen Vertrag, der in der Hauptsache den Koldinger wiederholt, doch mit dem Zusatz, daß während seiner Dauer und später auch die Unionshulfe von jedem Theil ohne Beschränkung auf gewisse Fälle, so lange ihrer der andere bedarf, geleistet und unterhalten werden solle.

Hier handelte Christian allein für Dänemark, Herzog Friedrich allein für die Herzogthümer; als zustimmend werden freilich die Sonderburger Herzöge, auch Prälaten, Ritter- und Landschaft aufgeführt, in deren Auftrag jener unterschrieben habe. Aber es war nur eine Form. Nachträglich erst wurde

die Genehmigung der Stände (Kiel im September) eingeholt, die ſie nun nicht gut zu verweigern wußten, nachträglich erſt die Unterſchrift der Herzöge von der Sonderburger Linie. Der nöthigen Zuſtimmung Chriſtians als Landesherrn der beiden Herzogthümer ward gar nicht ausdrücklich gedacht. Ein paar Jahre vorher, als der Herzog einmal einſeitig Geld aus dem Landkaſten für militairiſche Zwecke genommen und der König dem widerſprochen, war es der verblendete Gottorfer Hof, welcher bei dieſer Gelegenheit die Union als eine für die Fürſten und ihre Nachfolger verbindliche Vereinigung bezeichnete, da doch die ſogenannte ewige Union urſprünglich gar nicht die Stellung der beiden Landesherren zu einander, ſondern beider gemeinſchaftlich und der vereinigten Herzogthümer ſelbſt zum Königreich Dänemark betraf.

Dies Beiſpiel zeigt, wie unter König Chriſtian dem Vierten die verfaſſungsmäßigen Verhältniſſe ſich verſchoben, ferner wie man die Stände mürbe zu machen wußte, beſonders auch, welche Mühe man ſich drüben gab, im Schatten des Friedens Schleswig und Holſtein in ſtets engere Beziehung zu Dänemark zu bringen. Dagegen wurde das Band, das Holſtein und durch Holſtein auch Schleswig an das deutſche Reich knüpfte, möglichſt locker gehalten. Der König zog ſich damals von der deutſchen Reichsangelegenheit zurück, eingedenk, daß ihm die Einmiſchung in dieſelbe ſo übel bekommen; auch die Stände waren dagegen, daß der niederſächſiſche Kreistag berufen, Kreisſteuern entrichtet wurden. Der Zahlung einer kaiſerlichen Reichsſteuer nach dem Prager Frieden (1636) glaubten ſie durch Berufung auf die Neutralität des Königs ſich zu entziehen, mußten aber die verhängte Exekution mit hunderttauſend Thalern abkaufen. Auch den Leiſtungen für den niederſächſiſchen Kreis konnten ſie doch nicht entgehen, und dazu forderte die Unterhaltung des eigenen Kriegsvolkes wachſende Summen. Schleswig nahm zwar keinen un-

mittelbaren Antheil an den deutschen Lasten; doch wurde die Landsteuer erhöht, in beiden Herzogthümern der Zoll, auch Accise eingeführt — trotz aller ständischen Protestationen. Kaum machten die kriegerischen Zeitumstände das Widerstreben möglich.

Eine neue Niederlage in einer nicht unwichtigen Landessache erlitten die Stände nach dem Tode des letzten Schauen-
1640 burgers, Grafen Otto VIII., im Jahre 1640. König und Herzog theilten sich in sein an der Südgrenze Holsteins belegenes Pinnebergisches Erbe; doch der König nahm den Löwenantheil zu sich und der Herzog ließ sich theilweise durch Geld abfinden. Die Stände verlangten, daß die dem Herzogthum inkorporirte Grafschaft zu den gemeinen Steuern angehalten würde. Die Fürsten dagegen machten die kostspielige (auf wessen Kosten veranstaltete?) Abfindung mit der Mutter des verstorbenen Grafen geltend und nahmen offenbar das Recht in Anspruch, die neuen Aemter als Dominialgüter zu behandeln. Die Sache endete damit, daß die Stände die Hoffnung aussprachen, es werde später ihren Wünschen genügt werden.

Also sollte sich auch bei dem Erlöschen des edlen Geschlechtes, das vor mehr als fünfhundert Jahren das Land beherrscht und ihm seine politische Stellung erobert hatte, das von den Ständen gerade zweihundert Jahre früher gegen dasselbe begangene Unrecht rächen. Aber es sollte noch besser kommen.

38. Die alte Eifersucht und feindselige Stimmung zwischen Dänemark und Schweden ließ aus den Friedensunterhandlungen selbst, welche Christian eifrig und im vorherrschenden Interesse seiner Krone betrieb, einen neuen Krieg, oder, was gleichbedeutend, eine neue Verwüstung der Herzogthümer hervorgehen. Daß der König diplomatisch intervenirte gegen die Festsetzung der Schweden im nördlichen Deutschland, mochte auch im Interesse der benachbarten

deutſchen Herzogthümer geſchehen und gebilligt werden; daß dieſe aber, trotz aller Kriegskoſten und Rüſtungen, einem durch raſches gewaltſames Verfahren bekannten Feinde wehrlos offen ſtanden, war wieder ein Spott auf die Union und eine große Schuld, die der König auf ſich lud. Noch im Jahre 1642 hatten die Fürſten den fünfjährigen Vertrag erneuern laſſen.

Freilich hatte der König in Holſtein gerade ſechstauſend Mann verſammelt, aber nur auf ſeine Pläne gegen Hamburg durchzuführen. Da brach plötzlich, am 11. December 1643, 1643.
Feldmarſchall Torſtenſon über Trittau in die Herzogthümer ein und beſetzte zunächſt Kiel, die Stadt des Herzogs, auf deren Beſitz er, ihrer Seelage wegen, den größten Werth ſetzte. Das neue Chriſtianspreis wurde von ihm überwältigt. Wie ein Sturmwind verbreiteten ſich ſeine Schaaren über die Herzogthümer. Rendsburg, in ſchlechtem Zuſtande befindlich, kapitulirte wieder. Nur Glückſtadt und Krempe hielten ſich. In Dithmarſchen leiſteten Bauern nebſt Rittern vergebliche Gegenwehr. Oberſt Douglas erſchien in Flensburg; bis Hadersleben war Alles in den Händen des Feindes. Ein kaiſerliches Korps unter Gallas nöthigte Torſtenſon, ſich zurückzuziehen, doch behauptete er die feſten Plätze. Bald ſtürmte der „tolle Wrangel“ nach Kiel und würde ſich, ohne die vorgerückte Jahreszeit, nach Dänemark eingeſchifft haben; ſtatt deſſen überzog er Schleswig bis Hadersleben, deſſen Schloß in Flammen aufging. Damals ſtanden in Jütland, bei Kolding, elftauſend Mann königliche Truppen. Ihr Vorrücken hätte die Herzogthümer vor unſäglichen Drangſalen bewahren können. Doch der eine Befehlshaber, der däniſche Reichsmarſchall Bilde, hielt es für vorſichtiger, ſich mit ſiebentauſend Mann unter ſeinem perſönlichen Befehl nach Fühnen überzuſchiffen. Mit viertauſend Mann, welche der Prinz (Erzbiſchof) Friedrich, Chriſtians Sohn, zum

Generalissimus in den Herzogthümern ernannt, aufgebracht hatte, konnte derselbe nichts mehr gegen den Feind anfangen.

Nur zur See errang der König Vortheile. An der Westküste Schleswigs, zwischen der Insel Sylt und dem Festlande, in der sogenannten „Listter Tiefe", dieser größten, tiefsten und sichersten Rhede vom Texel bis an die norwegische Küste*), zwang er durch zwei glückliche Gefechte die gegen ihn verbün-
1644 dete holländische Flotte zum Rückzug (Mai 1644). Dann segelte er nach der Unter. In den Gewässern nahe der Insel Fehmern, deren Bewohner wieder ihre alte Tapferkeit gegen den Feind, wenn auch unterliegend, an den Tag gelegt hatten, erkämpfte der greise König in heißer Schlacht einen ruhmvollen und berühmten Sieg über die Schweden, zwar mit dem Verlust seines rechten Auges, doch mit dem Gewinn eines unsterblichen, durch ein Volkslied**) fortgetragenen Seehelden andenkens bei den Dänen. In der That hat König Christian der Vierte sich „beim hohen Mast" mehr Anspruch auf Nachruhm erworben, als mit dem Feldherrnstab und als geschworener Fürst dieser Lande. Die Erfolge des Sieges wurden freilich wieder aufgehoben durch die Niederlage, welche bald darauf die dänische Flotte durch die vereinigte schwedisch-holländische fast in denselben Gewässern zwischen Fehmern und Laaland erleiden sollte. Der Unfall war für den König um so kränkender, als er bereits das schwedische Geschwader, das sich in die Kieler Bucht geflüchtet, so gut als gefangen oder zerstört ansehen durfte. Auf den seiner Feste Christianspreis gegenüberliegenden Anhöhen hatte er eilig eine Schanze aufwerfen lassen, um

*) Die unvergleichliche Listter Rhede — leicht zugänglich, vor jedem Sturm sichernd, hat, wo sie am wenigsten tief ist, 24 Fuß bei niedrigster Ebbe; ein durch die ungeheure Tyndkraft der Ebbe, bei eigenthümlichen örtlichen Naturverhältnissen, geschaffenes und ebenso kostenloses unterhaltenes Werk der Natur.

**) „König Christian stand beim hohen Mast —"

der Flotte den Ausgang aus der Kieler Bucht zu schließen; eine Kugel tödtete dort den schwedischen Admiral. Allein Torstenson ließ die Schanze stürmen und die schwedische Flotte führte Karl Gustav Wrangel glücklich und ohne Verlust aus der Falle heraus. Der König war nicht zugegen; seinen Admiral Walte ließ er mit dem Leben büßen. Bald darauf stieß der holländische Admiral de Geer, der seinen Umzug aus der Nordsee in die Ostsee glücklich vollbracht hatte, mit der schwedischen Flotte zusammen.

Den Trauspiele des Landes machte der zu Brömsebroe — ein Ort an der dänisch-schwedischen Grenze — im August, 13. 25., des Jahres 1645 abgeschlossene Friede ein Ende. Mit diesem Frieden beginnt die Reihe der Demüthigungen, welche die dänische Krone im Ablauf des Jahrhunderts von der schwedischen zu erleiden hatte. Abtretung mehrerer skandinavischen Provinzen, Zollfreiheit im Sunde waren die Hauptbedingungen desselben. 1645.

39. Weder der Krieg noch der Friede waren geeignet, das gute Verhältniß zwischen König und Herzog wieder herzustellen. Der Herzog, nicht den geringsten Verlaß auf die königliche Macht findend und dennoch verfassungsmäßig an seinen Mitregenten gebunden, durch besondere Verträge mit Dänemark verknüpft, befand sich nach wie vor zwischen zwei Feuern.

Zu Anfang des Krieges waren seine Besitzungen nicht besser behandelt worden, als die königlichen. Eine Anzahl seiner Truppen reihte der schwedische General schlankweg unter seine Regimenter. Für zugesagte Schonung mußte er wiederholt bedeutende Summen an die Schweden zahlen und verpfändete zu diesem Zweck seine Preziosen in Hamburg. Nicht minder soll er auch dem König Gelder vorgestreckt haben, die er erst in Hamburg anleihen mußte. Demungeachtet blieben seine Unterthanen nicht von beiderseitigen Bedrückungen befreit. In der Wilster Marsch zahlte man dem König neben

Monate lang vierundzwanzig Thaler für den Pflug und mußte außerdem beim Schanzen und sonst Hülfe leisten. Noch härter wurde verfahren in den Gottorfer Aemtern, welche der König besetzt hatte; auf Fehmern trieb sogar des Königs Segeberger Amtmann den Rest der Kriegssteuern ein, welche die Schweden ausgeschrieben hatten.

Für seine Aufnahme in den durch französische und holländische Unterhändler vermittelten Frieden suchte der Herzog Frankreichs, Schwedens und selbst Christians Vermittlung nach. Es wurde bestimmt, daß alle seine Lande und Rechte ihm von beiden kriegführenden Parteien wiedergegeben werden sollten. Auf diese Weise stellte er sich gewissermaßen in den Schutz der vermittelnden Mächte. Hier wurzelt die folgenschwere Verbindung des Gottorfer Hofes mit Schweden, zu welcher die dänische Reichspolitik selbst, welche mit Schweden den Todeskampf ihres Ehrgeizes führte, die hülflosen, ihre Stütze leider nicht in dem Ansehen der Verfassung und der Stände suchenden Herzöge hintrieb.

Der einseitig abgeschlossene Brömsebroer Frieden erregte die Unzufriedenheit des Kaisers, wogegen die protestantischen Fürsten zürnten, daß der König sich mit dem Kaiser eingelassen. Bei den westfälischen Friedensunterhandlungen war daher Christians Einfluß von wenig Bedeutung. Die Stifter Bremen und Verden, deren Erwerb ihm so viel gekostet, konnte er nicht behaupten. Sie fielen den Schweden anheim, die um so größeren Werth auf ihren Besitz legten, weil sie den dänischen König hier von Süden aus beobachten und angreifen konnten. Auch ließ sich Christian bei den Unterhandlungen nur durch seinen Sekretär Klein vertreten. Zur Wahrnehmung der Interessen beider Landesherren war der schleswig-holsteinische Kanzler, Heinrich von Hatten, anwesend. Sein Auftrag ward als eine Landessache angesehen; dennoch bewilligten die Stände nur nach einigem Be-

denken die Reſten der Geſandtſchaft. Holſteins ſelbſt wird in den Friedensurkunden nur gedacht mit Bezug auf zwölf Dörfer in den Aemtern Trittau und Reinbek, bisher dem an die Krone Schwedens verfallenden Erzbisthum Bremen angehörig; die einzige, zunächſt dem Herzog von Gottorf zu gut kommende Errungenſchaft des weſtfäliſchen Friedens. Schleswig ward zugleich mit Dänemark in den Frieden aufgenommen.

König Chriſtian der Vierte ſtarb am 28. Januar 1648, 1648
alte noch vor Abſchluß des weſtfäliſchen Friedens, ſiebenzig Jahre alt, vielfach, in Betracht ſeiner Vorgänger und Nachfolger, ausgezeichnet, auf der Geſchichtsbühne vor Guſtav Adolf verſchwindend, mit welchem er auch im Privatleben — er war allerdings eifriger Proteſtant, dazu Förderer von Kunſt und Wiſſenſchaft, aber, nach der vorherrſchend ſinnlichen Eigenſchaft der Oldenburger, dem Trunk und den Frauen übermäßig ergeben — einen ſtarken Gegenſatz bildete. Für die Herzogthümer war ſeine Regierung mehr unheil- als ſegensvoll.

Chriſtians Nachfolger, König Friedrich der Dritte, ſtand den Herzogthümern näher, als ſein Vater und deſſen nächſte Vorgänger. Er hatte in den letzten Jahren als Statthalter, früher als Oberbefehlshaber, im Lande gelebt, und man pries ihn als gerecht, friedlich und milde. Hatte ſein Vorgänger die Länen vorangeſtellt und die Landesverfaſſung vielfach in ſchroffſter Weiſe angetaſtet, ſo bewies Friedrich, in deutſcher Bildung aufgewachſen, eine beſondere Vorliebe für ſeine deutſchen Lande und eine rechtfertige Geſinnung gegen die Rechte und Freiheiten derſelben.

Auf einem Flensburger Landtag im September 1649 1649
empfing der König nach dem Verſprechen der Abſtellung einer langen Reihe von Beſchwerden und nachdem er ſchriftlich durch ſeinen Kanzler, wenn auch in ſeiner Gegenwart, nicht mit

einem sogenannten körperlichen Eid wie seine Vorgänger und wie es die Stände vormals als ein „Substantialwerk" bezeichnet hatten — den Eid auf die Privilegien und die Bestätigung derselben hatte übergeben lassen, die Huldigung der vereinigten Stände.

Diese schienen wieder frischen Muth zu fassen und sprachen auch, bei Gelegenheit lebhafter Erörterungen, die allerdings zu spät gewonnene Einsicht und Ansicht aus, daß aus der Verbindung mit Dänemark ihnen mehr und mehr Gefahr erwachse: wenig wären sie dessen gebessert, mit der Krone Dänemark inkorporirt zu sein (sie brauchten das bald im anderen Sinn sich wichtig machende Wort im Verstand des völkerrechtlichen Verhältnisses der „Union"); um Dänemarks willen werde Holstein (nach dem Sprachgebrauch: Schleswig-Holstein) angegriffen; es müsse suchen, sich selbst zu schützen.

Die schwere Abhängigkeit, in welche man unter der Willkürherrschaft Christians des Vierten gerathen war, offenbarte sich bei dem Tode desselben durch ein schlagendes Beispiel. Ein Graf Pentz, Schwiegersohn des Königs durch Heirat mit einer von dessen außerehelichen Töchtern, ging in dänischer Anmaßung so weit, sich „der Krone und der Reichsräthe Beverneur" zu nennen. Er verlor seine Stelle, auch lief der König, wie er in seiner Handfeste versprochen, das anstößige Christianspfund abtragen und verkaufte den Plan.

Ununterbrochen und gemeinschaftlich von beiden Fürsten nahmen jedoch die Geldforderungen an die Stände, wegen Rüstungen und Unterhalt der festen Plätze, ihren Fortgang. Ein wichtiges inneres Ereigniß dieser Jahre war die Revision der Landesmatrikel im Jahr 1652. Sie ergab als Bestand des Landbesitzes in beiden Herzogthümern 18,645 Pflüge, nämlich 10,380½ im Herzogthum Holstein und 8264½ im Herzogthum Schleswig. Davon waren in

Hänken der auf dem Landtag vertretenen Stände 7136; im Besitz der fürstlichen Nebenlinien 1177½; in dem der Aemter und Landesherren 10,031½. Auch diese mußten jetzt die von den Ständen bewilligten Steuern zahlen; außerdem wurden sie unmittelbar von den Fürsten herangezogen, besonders die Marschen, die Fortunatussäckel in allen fürstlichen Schatullen. Viermal, fünfmal im Jahr wurden die Stände zusammenberufen, sie erschienen spärlich, zuweilen gingen sie auch ohne Erledigung auseinander. Immer handelte es sich um Geld; sie schienen für nichts Anderes mehr da zu sein. Die Fürsten wurden nicht müde, die Stände nach diesem oder jenem Ort zu berufen; die Stände aber, dem Ruf Folge zu leisten. Schon ward ihnen gedroht, man werde „ohne landtägliche Convocation" verfahren. Die gewöhnlichen Steuern beliefen sich auf vier Thaler für den Pflug. Doch blieb es nicht dabei. Als der Landtag einmal im Jahr 1657 nach Flensburg zusammenberufen wurde, machte der König die unerhörte Forderung von fünfzig Thalern für den Pflug, freilich in verschiedenen Terminen. Diesmal nahm der Herzog nur widerwillig Antheil an der „Proposition", denn es galt, nach des Königs Absicht, wieder eine bedeutende Rüstung zu einem neuen Krieg gegen Schweden.

60. Zu den triftigen Gründen, welche der Gottorfer Herzog mit dem ganzen Lande gegen die Einmischung in die skandinavischen Angelegenheiten theilte, kam seit dem Jahr 1654 die Vermählung einer seiner Töchter mit dem jungen Karl Gustav, Nachfolger Christinens auf dem schwedischen Thron, hinzu. Auf ihrer Abschiedsreise nach dem Süden hatte die Königin in Hamburg und Neumünster die Sache bei dem Herzog in Anregung gebracht. Christine war für die ältere, Karl Gustav für die jüngere der herzoglichen Töchter gewesen, doch überließ er seinem Gesandten die Entscheidung und diese fiel denn auch zu Gunsten seiner überwiegenden

Neigung aus. Bevor Hedwig Eleonore das Land verließ, mußte sie auf ihr Recht in allen Erbfällen des Gottorfschen Hauses Verzicht leisten. Ohne Zweifel sah der Herzog in seinem Schwiegersohn einen mächtigen Beschützer seines Hauses. Sein vertrauter Rath, Rielmann, später als Rielmannsegge geadelt, einer von den hochfahrenden intriguanten Staatsleuten, welche den kleinen Gottorfer Hof in die europäischen Händel verwickeln halfen, ihm hier im Lande seinen Sturz, im Norden die Erhebung auf zwei Thronen bereiteten, hatte schon länger die Annäherung an Schweden angebahnt.

Schon vor diesem Ereigniß hatte der Herzog Anstand genommen, auf einen vom König gewünschten näheren Anschluß an den niedersächsischen Kreis einzugehen, wobei er sich auf die wohlbekannte Abneigung der Ritterschaft berief, die Vertheidigung des Landes zu verstärken. Dennoch ließ der Herzog sich bewegen, gemeinsam den Antrag zu machen. Auf dem ersten Landtag lehnten die Stände ihn entschieden ab. Man hätte sie auch nicht gefragt, wäre es nicht um den Kostenpunkt gewesen. Ohne ihre Einwilligung schlossen nun die
1653 Fürsten im Januar 1653 das Bündniß: die darin bedungene Rüstung ward als eine Pflicht gegen den Kreis bezeichnet. Zwar erhoben die Holsteiner Bedenken, man könne die Ansicht des Kaisers nicht; die Schleswiger verweigerten geradezu die auch ihnen angemuthete Theilnahme; nur dann wollten sie sich dazu verstehen, wenn „Schleswig förmlich in des niedersächsischen Kreises Alliance und Schutz" aufgenommen würde. Das lag aber nicht in der Absicht der Fürsten, nur die gemeinschaftliche Gefahr, die enge Verbindung der beiden Herzogthümer betonten sie wiederholt. Auf einem neuen Landtag bewilligten auch die Holsten die begehrte Kreissteuer mit je vier Thalern für den Pflug, die Schleswiger die Hälfte „für die Partikularbedienten". Aber

die Fürsten schrieben hinterher dieselbe Summe für Schleswig wie für Holstein aus und machten den Schleswigern den Vorwurf, sie wollten sich von den Holsteinern trennen. Dagegen verwahren sich die Schleswiger, berufen sich auf die vor Alters zwischen beiden Herzogthümern eingeführte „nahe Verwandtniß und sonderbare Correspondence", und leisten unweigerlich die Zahlung. Später (1655) legten die Fürsten den zu Kiel versammelten Ständen Reichs- und Kreistagsbeschlüsse vor, wegen Verbindlichkeit der Unterthanen, die festen Plätze und Garnisonen zu unterhalten; solche Verbindlichkeit dehnten sie auch auf die Bewohner Schleswigs aus: da dieselben mit den Holsten Glieder eines Körpers seien, müßten sie auch zu den gleichen Leistungen sich verstehen.

So zeigten sich wiederholt die Landesherren selbst als die besten Schleswig-Holsteiner. Der König suchte Anhalt in Deutschland gegen Schweden, und der Herzog konnte, trotz der Hinneigung zu Schweden, am wenigsten das deutsche Verhältniß ableugnen.

Aber der König vergaß auch nicht, die Union mit Dänemark in Erinnerung zu bringen, neue Besiegelung und Bestätigung zu fordern (1651). An der alten Union hielten die Stände fest; für die beantragte Erneuerung der fünfjährigen verriethen sie wenig Geschmack. Auch der Herzog theilte ohne Zweifel ihre Abneigung, zumal der Antrag in die Zeit der oben erwähnten Familienverbindung mit Schweden fiel.

Nur zu bald sollten auch die Besorgnisse eines erneuerten dänisch-schwedischen Krieges, den Herzog zwischen zwei mächtige Verwandte mitten inne stellend, sich erfüllen. Vorauszusehen war, daß die Herzogthümer wieder den Schauplatz des Kampfes abgeben würden. Auch waren die europäischen Höfe bereits gewohnt, mehr die Besitzungen des Königs und

des Gottorfer Herzogs, als das Königreich Dänemark und die Herzogthümer zu unterscheiden, man sprach geradezu vom dänischen Holstein (le Holstein danois).

61. Während das übrige Deutschland sich die schrecklichen Wunden verband, die ihm der dreißigjährige Bruderkrieg geschlagen, brachte Dänemarks Aerger über den Frieden von Brömsebroe neues Blutvergießen, neue Verheerungen über die Herzogthümer. Friedrich der Dritte glaubte mit dem jungen Karl Gustav (Karl X.) von Schweden, der in Polen gegen Russen, Kaiserliche und Polen schwer ankämpfte, leichtes
1657. Spiel zu haben. Er ließ im Mai 1657 des Herzogs Festungen besetzen, obwol derselbe sich für die Neutralität entschieden hatte, und erklärte am 1. Juni Schweden den Krieg. Der König streifte mit einer Flotte in der Ostsee, während der unfähige dänische Reichsmarschall, Andreas Bilde, als Oberbefehlshaber aller Truppen, über zwanzigtausend Mann an Zahl, seine Heldenthaten mit der widerrechtlichen Besetzung der Stapelholmer Schanzen des Herzogs, ferner mit der Besitznahme des Herzogthums Bremen und der Aufstellung eines Heeres von gegen fünfzehntausend Mann zu Fuhlsbüttel bei Hamburg, zur Beschützung der Elbe und Holsteins, begann. Ohne sich zu besinnen rückte jedoch der junge Schwedenkönig gegen Holstein vor, und ehe er da war, zogen sich die dänischen Regimenter zurück. Karl Gustav erschien mit einem überangestrengten, ausgehungerten, halbnackten Heer von dreitausend Fußgängern und neuntausend wilden Reitern auf holsteinischem Boden, schlug in Ottensen auf wenig Tage sein Lager auf, ließ sein Heer sich erquicken und auf Hamburgs und Lübecks Kosten neu kleiden, und besetzte darauf beide Herzogthümer, ohne einen Feind im offenen Felde vor sich gesehen zu haben. Gleichsam aus Ueberfluß an Soldaten sandte Karl Gustav den General Wrangel mit einer kleinen Schaar über die Elbe in's Bremische, wo der dänische

Oberbefehlshaber in Person kommandirte und über neuntausend Mann zu verfügen hatte. Wrangel nahm ihm drittehalbtausend gefangen und steckte sie unter seine Truppen, worauf Bilde über die Elbe zurückfuhr und sich in das unglückliche Itzehoe warf. Unter den Brandkugeln der Schweden ging die Stadt zum zweitenmal in Feuer auf und diesmal vollständig, mit dem alten Kloster bis auf zwölf Häuser. Der König machte dreitausend Gefangene und mischte sie nach dem Beispiel Wrangels unter seine eigenen Truppen. Bilde flüchtete zu Schiff um die Spitze Jütlands herum in die neue Festung Friedrichsodde (Friedericia); doch dieselbe ward von den Schweden im Sturm genommen und die Besatzung in Gefangenschaft gebracht. Auch die Inseln boten damals keine Sicherheit. Karl Gustav ging mit Reiterei, Fußvolk und Kanonen auf dem Eise nach Fühnen, von da über Langeland, Laaland, Falster nach Seeland und büßte auf diesem, in der Kriegsgeschichte bis dahin unerhörten Wagniß, nur zwei einbrechende Kompagnien ein. Dort zwang er Dänemark den Rothschilder Frieden (26. Februar 1658) ab, der noch 1658.
schlimmer war als der Brömsebroeer. Die wichtigsten Provinzen in Schweden, ein Theil von Norwegen, die Insel Bornholm mußten abgetreten werden.

Einen bösen Nachtrag zu diesem Frieden erlebten einige Monate später die Herzogthümer. Im Uebermuth des raschen Sieges war es Karl Gustav eingefallen, daß er eigentlich ganz Dänemark hätte wegnehmen können*), und, um dies Ver-

*) Bereits im August 1657 hatte er den Protektor Cromwell zu einem Bündniß gegen Dänemark aufgefordert; die dänischen Provinzen in Schweden und einen Theil von Norwegen wollte er für sich selbst, für den Herzog Schleswig und Holstein, auch Kolding und Horsens in Jütland, allenfalls auch Fühnen als souveraines Reich. Doch blieben die Herzogthümer bei diesem Plan nicht ganz unbeschädigt. Für sich selbst bedang er sich in Holstein die Grafschaft Pinneberg, die Kremper und

säumniß nachzuholen, landete er plötzlich von Schweden aus wieder auf Seeland. Dieser Bruch des Völkerrechts gab dem König Friedrich und seiner belagerten Hauptstadt Gelegenheit, sich durch den Muth standhafter, verzweifelter Gegenwehr auszuzeichnen, den Herzogthümern aber, die Bekanntschaft mit einem Heer von dreizehntausend kurfürstlich brandenburgischen, zwölftausend kaiserlichen und fünftausend königlich polnischen Soldaten zu machen, die größtentheils aus Reiterei bestanden. Der in den Herzogthümern zurückgelassene schwedische General von Sulzbach warf sich und einen Theil seiner schwachen Mannschaft in das überschwemmte Ditmarschen und ließ, um dem Feinde die Subsistenz zu erschweren, überall plündern und brennen. Nachdem er derartige Vorsorge getroffen, fand er sich zu schwach zu längerer Vertheidigung des Landes und barg sich in Friedrichsodde. Die Freunde und Bundesgenossen bezogen unterdeß die Winterquartiere, nahmen was noch zu nehmen war, folgten im Mai des nächsten Jahres den Schweden nach, schlugen sie auf Fühnen und kehrten dann in ihre Winterquartiere in den Herzogthümern zurück. Mit ihnen kamen auch dänische Truppen, die sich ein wenig an den Unterthanen des Herzogs zu rächen hatten, weil derselbe schwedische Truppen in seine Festungen aufgenommen; unter andern brandschatzten sie Eiderstedt. Und dies ganze jammervolle Schauspiel ward erst das nächste Frühjahr durch den
1660 Kopenhagener Frieden (den 27. Mai 1660) beendigt, an welchem die europäischen Mächte schon lange gearbeitet hatten.

Lange lebte der Polakenkrieg im Volk, so genannt, weil die Polen die ärgsten von allen Freunden und Feinden gewesen waren. Unerschwingliche Forderungen von den

Wilster Marsch; der Protektor sollte, außer Jutland, Sylt und die anderen Inseln der schleswigschen Küste haben — wenn er nicht: Oldenburg, Ostfriesland, Münster und mehr Land in Westfalen vorzöge

frisischen Marschen einmal zwölftausend Tonnen Korn und Hafer —, Gewalthaten an Eigenthum, Frauen und Mädchen waren an der Tagesordnung. Insbesondere zeigten sich die Polen den protestantischen Pfarrern feind; allein im Amt Hadersleben sollen damals sechszig derselben um's Leben gekommen oder zu Grunde gerichtet sein.

62. Durch den Kopenhagener Frieden büßte Dänemark seine bereits unter Christian dem Vierten erschütterte Stellung als erster unter den skandinavischen Staaten, die ausschließliche Herrschaft über den Sund, das Uebergewicht in der Ostsee ein. Dazu kam der Verlust der Lehnsherrlichkeit über Schleswig, wodurch das letzte Band der Abhängigkeit des Herzogthums vom Königreich zerrissen ward.

In den kurzen Verhandlungen, welche dem Rothschilder Frieden voraufgingen, waren fast sämmtliche von jeher zwischen den beiden regierenden Linien des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses streitig gewesene Fragen und Beschwerden der Herzöge zur Sprache gekommen. Begünstigt durch die unglaublichen Erfolge seines Schwiegersohnes verlangte der Herzog, auf Antrieb seines Rathes Kielmann, Aufhebung der Lehnsbarkeit Schleswigs, zugleich aber auch Aufhebung der gemeinsamen Regierung, da letztere nur zu Irrungen und Unverträglichkeiten geführt habe. Die Union und der Odenseer Vertrag seien nicht gehalten worden, da der König einseitig Krieg erklärt habe.

Der Rothschilder Friede gewährte dem Herzog die Souverainetät, dazu die Hälfte des Domkapitels und das ganze Amt Schwabstedt, worüber so lange Streit gewesen. Die Aufhebung der gemeinschaftlichen Regierung blieb der Ankunft des Königs in den Herzogthümern vorbehalten. Die königlichen Abgeordneten (ein Rantzau, ein Ahlefeld und der geheime Rath Lenthe) hatten erklärt, die Aufhebung sei ohne die Stände unmöglich. Das königliche Haus hielt hier

wiederum an der Grundlage der Verfassung fest, durch welche die Trennung der Regierungsgewalt einen tiefen Riß machen mußte. Freilich war und blieb der Einfluß des Königs Mitregenten überwiegend und machte den Wunsch der Herzöge, sich demselben zu entziehen, nur zu begreiflich.

Im folgenden Kopenhagener Frieden, der Dänemark nur einen Theil seiner Besitzungen zurückgab und ganz ohne Kostenentschädigung ließ, verschaffte das von Frankreich unterstützte Schweden dem Gottorfer Hofe die volle Bestätigung der Pakte des Rothschilders. Die drei Gesandten der westlichen Mächte (Frankreich, England, Holland) übernahmen durch Unterzeichnung des Friedens auch die Bürgschaft für die Souverainetät der Gottorfer Herzöge.

An demselben Tage, den 2. Mai 1658, an welchem der König den Herzog und seine männlichen Leibeserben, mit Einwilligung der dänischen Reichsräthe, von dem Lehnsempfängniß für das Herzogthum Schleswig und die Insel Fehmern lossprach, und ihm das Herzogthum, wie er es bisher besessen, mit allem Zubehör und allen Rechten (cum dominio directo et utili) und namentlich mit dem höchsten Recht der Landeshoheit (sublimi superioritatis plenissimo jure), Souveränetät genannt, übertrug, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß alle Stände und Unterthanen bei ihren alten Privilegien und Freiheiten ungekränkt bleiben und mit dem Vorbehalt, daß das Herzogthum nicht ganz oder theilweise der Krone zum Nachtheil veräußert, sondern im gegenwärtigen Stande und Bestande erhalten werde, daß ferner die Union, mit Ausnahme dessen, was sich auf die Lehnsverhältnisse beziehe, in Kraft und Gültigkeit verbleibe — an demselben Tage leistete der König, als solcher, für seinen Antheil an dem Herzogthum Schleswig auf die Lehnshoheit Verzicht — mit denselben Rechten und Vorbehalten wie oben.

Dies geschah in einer feierlichen, lange geheim gebliebenen Urkunde. Als Grund gibt er dafür an: weil er mit dem Herzog in gemeinsamer Regierung sitze und künftig verbleiben werde. Als lehnpflichtiger Herzog würde er, der König, allerdings unter dem souverainen herzoglichen Mitregenten gestanden haben.

Man erkennt aus diesen Urkunden die löbliche, wenn auch nicht uninteressirte Bestrebung des Königs, die staatsrechtliche Stellung der Herzogthümer zu wahren und geltend zu machen. Beiden Linien wurde die sogenannte Souverainetät ertheilt, ohne daß es den Privilegien des Landes zum Nachtheil gereichen sollte. Aber auch nicht „zum Nachtheil der Krone" sollte eine Theilung und Veräußerung Schleswigs stattfinden. Das heißt: für den Fall des Erlöschens der erbberechtigten Linien sollte auf das Recht Dänemarks zurückgekommen werden. Dem stand dann auch noch das Recht des Landes, sich einen Herrscher zu wählen, gegenüber, gerade wie im Jahre 1460.

Für Dänemark war der Augenblick, als es seine Lehnshoheit zerbrechen mußte, sicher ein drückender. Denn so beraubt und wurmstichig auch diese Reichsreliquie war, so hafteten doch fortdauernde Ansprüche und niemals aufgegebene nahe Hoffnungen darauf. Selbst damals, scheint es, ließ man diese nicht fahren. Schwerlich würde man von der erst neuerlich veröffentlichten Urkunde Gebrauch gemacht haben, wäre das Zugeständniß an den Gottorper Hof rückgängig zu machen gewesen. Trotz aller folgenden Versuche ging es aber nicht. Uebrigens nahmen die Herzöge von der erbberechtigten, aber nicht regierenden Sonderburger Linie, vorsichtig nach ihrer Art und folgsam dem Testament des Stifters, die Gesammtbelehnung noch nach dem Jahre 1658 entgegen.

In der Kontinentalverfassung der Herzogthümer ward durch die Souverainetät der Fürsten nichts geändert. Wo

Regierungsrecht war nicht auf die Vasallenschaft weder von Dänemark noch von Deutschland gegründet. Die Souverainetät bei fortgesetzter gemeinschaftlicher Regierung bedeutete hier eben nur das Aufhören der Lehnsverbindung mit Dänemark. Das einzige reale Verhältniß mit dem Königreich blieb die sogenannte „ewige Union“, welche ihrem Grund und Wesen nach so vollständig wie möglich das selbständige staatsrechtliche Dasein der Herzogthümer aussprach.

63. Ein friedliches Vernehmen zwischen den beiden Häusern war nun äußerlich wieder hergestellt, aber der Stachel blieb in dem königlichen zurück.

Herzog Friedrich der Vierte starb noch vor Abschluß des letzten Friedens, den 10. August 1658, nach langer, drei- und vierzigjähriger Regierung. Selber hervorragend an Bildung der Zeit, sanft, wohlthätig, mäßig, war er Beförderer der unter ihm gedeihenden Wissenschaft und Kunst, geneigt zu großen und glänzenden Unternehmungen, wie jener Sendung nach Rußland und Persien zum Zweck der Herleitung des Seidenhandels über Rußland an seine schleswigsche Küste, deren einzige Frucht allerdings nur die Reisebeschreibung des Olearius und die erste deutsche Uebersetzung von Saadi's Rosengarten war, hervorgegangen aus einer Druckerei der Stadt Schleswig. Streben nach Mehrung seiner Macht auf Kosten der Landesgerechtsame, Entfremdung der Hauptträger derselben, der Ritterschaft, die freilich den Vorfahren nicht mehr glich und diese jedenfalls noch an Gunst- und Vortheil-Haschungen in Dänemark übertraf, Beeinflussung durch Günstlinge, namentlich durch Kielmannsegge, waren seine Hauptfehler. Noch in seinem Testament hatte er seinem Nachfolger unverbrüchliche Freundschaft mit Schweden, aber auch Ergreifung aller zulänglichen Mittel anempfohlen, den „ohne alle gegebene Ursache auf ihn gewälzten Unwillen der Krone Dänemark“ abzuthun. Seine Hauptschuld in dieser Beziehung

war nur die Kurzsicht, zwischen den beiden streitenden Mächten des Nordens eine neutrale Stellung einnehmen zu können.

Sein achtzehnjähriger Nachfolger, Christian Albrecht, eilte auf die Kunde seines Todes aus dem schwedischen Lager vor Kopenhagen herbei, denn nach Schweden hatte Karl Gustav den Jüngling, ohne Mitwissenschaft des Herzogs, wohinaus es sollte, gleichsam entführt. Anfangs sah er sich von allen seinen Besitzungen auf die einzige Festung Tönningen beschränkt, wurde aber durch den Kopenhagener Frieden in den ganzen nunmehrigen Umfang seiner Herrschaft eingesetzt. Herkömmlich nahmen die Stände die Bestätigung der Privilegien von ihm entgegen und huldigten ihm.

Auf Antrieb Pufendorfs, den ihm das väterliche Testament als den treuesten Diener empfohlen, ging er schon frühzeitig über das bisherige verwandtschaftliche Verhältniß zu der Krone Schweden hinaus und schloß (den 21. Mai 1661) ein geheimes Schutzbündniß mit derselben*), durch welches ihm Beistand mit gewaffneter Hand, überall, wo er es wünsche, und im Fall eines Krieges zwischen Dänemark und Schweden Neutralität nicht allein für seinen eigenen Antheil, sondern für beide Herzogthümer im Ganzen zugesichert wurde. Ein heimlicher, erst durch den Gottorfer Hof nach Verlauf von dreiundzwanzig Jahren bekannt gemachter Artikel besagte, daß, wenn der König von Dänemark zu einem neuen Kriege Veranlassung geben, „immittelst aber succumbiren sollte", der Herzog sich und seinen Nachfolgern „den königlichen Antheil der Herzogthümer reservirt haben will".

Durch ein neues verwandtschaftliches Bündniß sollten jedoch, wie es schien, die beiden sich entfremdeten Linien des Oldenburger Hauses wieder an einander geknüpft werden.

*) Siehe Hegewisch Fortsetzung zu Christiani's Geschichte der Herzogthümer VI. 189

Vermuthlich auf Schumachers (Graf von Griffenfeld) Rath und mit dem politischen Zweck, den jungen Herzog von der Krone Schweden abzuziehen, betrieb der König die Vermählung seiner zweiten Tochter (Friederike Amalie) mit dem
1667 Herzog; die Verbindung wurde im Oktober 1667 gefeiert. Ein lange entbehrtes, besseres Einvernehmen war davon die nur zu kurze, wenig über den Tod des Königs hinausreichende Folge.

Friedrich der Dritte beschließt sein für die Staatsgeschichte Dänemarks und der Herzogthümer denkwürdiges Leben im
1670 Jahre 1670, zweiundsechzig Jahr, nachdem die Herzogthümer in feste staatsrechtliche Verbindung mit einander getreten. Im Ganzen war ihre Unabhängigkeit glücklich gewahrt, die politische Betrachtung im Kreise der europäischen Angelegenheiten gewachsen, der deutsche Charakter ungetrübt erhalten, in Schleswig vermehrt worden. Manches, was Christian der Vierte in Anfang gewonnen, musste Friedrich der Dritte wieder aufgeben, kaum die alte Lehnshoheit über Schleswig retten. Die dänische Revolution von 1660, durch welche in wenig Tagen das gesunkenste Bisthum und die ungebührlichste Aristokratie in den Staub geschleudert und die absolutste, den germanischen Rechtssaat völlig vernichtende Regierung eingeführt wurde, mit einem König, für welchen nur ein einziger Satz gültig sein sollte: der, welchen er auf seine Allmacht schwur — diese Revolution blieb den Herzogthümern fremd; ihr Erzeugniss, die lex regia, die Magna Charta der Despotie, verlor sich nicht über die Grenzen der Königsau und der Pelte.

64. Der dänische Adel hat seit der Zeit nie sein Haupt wieder erhoben; er sah sich gedrückt auf seine Güter zurück, wo die Schiemann nicht zu den geringsten seiner Privilegien gehört hatte. Merklich war aber auch die Verarmung, welche von dem westfälischen Frieden und letzterwähnten Ereignissen

in der Haltung der schleswig-holsteinischen Stände vor sich gegangen. In der Kriegszeit waren sie gar nicht zusammenberufen und befragt worden. Als kaum der neue König die Huldigung verlangte, zeigte es sich, wie majestätisch die Sprache von oben, wie demüthig die von unten geworden war.

Christian der Achte, als Erbkönig unmittelbar Nachfolger seines Vaters, ließ sich bei den Ständen wegen verwichtiger hoher Affairen entschuldigen, daß er nicht persönlich zum Huldigungstag erscheinen und seine Gnade gegen die Fürstenthümer Ihnen lassen könne. Doch würde er sich angelegen sein lassen, seine Absichten bei der ersten Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen.

In ihrer Antwort erkannten die Stände jene Versicherung für eine überschwengliche Huld und wünschten, daß der König, der sich bereits einen weltkundigen, höchst rühmlichen Namen erworben, Land und Leute bald mit seiner persönlichen Gegenwart beseligen möge.

Die Huldigung wurde indeß auf ein Jahr hinausgeschoben. Statt des Königs kam sein Statthalter. Die Huldigung sollte durch schriftliche Reverse geleistet werden, der Statthalter kann die Bestätigung der Privilegien übergeben.

Erst machten die Stände die Ausflucht, sie seien nicht zahlreich genug versammelt: sie hofften, der König würde sie auf dem nächsten Landtag mit seiner persönlichen Gegenwart beglücken.

Die königlichen Kommissaire antworteten schriftlich: sie wären betrübt über den Inhalt der ständischen Bittschrift. Die Stände sprächen viel von Devotion, bewiesen aber wenig; verlangten die Bestätigung der Privilegien, verweigerten aber die Huldigung. Daß die Vorfahren seiner Majestät die Huldigung persönlich angenommen, sei freie Gnade gewesen. Die Leistung der Erbhuldigung sei eine Pflicht, der sich kein Unterthan entziehen könne. Die Abhelfung der Beschwerden

sei nie der Huldigung voraufgegangen (!). Die Stände möchten bedenken, ob ihre dilatorische Erklärung nicht als Widersetzlichkeit angesehen und die Konfirmation der Privilegien würde zurückgenommen werden!

Die Stände betheuerten, es sei ihnen nie etwas dergleichen eingefallen. Sie hätten nur gewünscht, den König in eigener Person ihrer Treue zu versichern und seine Hände zu küssen. Jedoch bemerkten sie: vormals seien die Beschwerden allerdings vor der Huldigung vorgenommen. Sie hofften auch, es werde ihnen die Bestätigung der Privilegien und die angehängte Eidesleistung mitgetheilt werden.

Umgehend erfolgte die Antwort: man wolle ihnen zu bedenken geben, wie nachtheilig es ihnen gedeutet werden könne, daß sie die Bestätigung der Privilegien zur Genüge einzusehen begehrten, als ob sie Ursache hätten, in die Huld der allerhöchsten Herrschaft Mißtrauen zu setzen, und als ob sie, je nachdem sie die Erklärung ihres Landesherrn befänden, die Huldigung zu leisten oder zu versagen befugt wären. Uebrigens — fügten sie zum Troste hinzu — könne versichert werden, daß in der Konfirmation nichts Wesentliches verändert worden.

Folgenden Tags schritten die Stände zur Huldigung. Die Bestätigung der Privilegien enthielt nicht den angehängten Eid, doch wurde im Text gesagt, daß der König „an Eides statt" sie befestigt und unterschrieben habe. Die Stände supplicirten: Sr. Majestät Vorfahren hätten die Privilegien mit einem förmlichen Eide, „so wahr ihnen Gott helfe" bekräftigt. Die Stände nähmen jene Worte als einen wirklichen Eid an, zweifelten auch nicht, Se. Majestät habe sie in gleichem Verstande genommen. Da dies jedoch als eine Neuerung anzusehen und den Ständen deswegen eine Verantwortung bei der Nachkommenschaft aufgebürdet würde, hofften sie, Se. Majestät werde bei seiner erfreulichen Gegen-

wart das mehr als seit dreihundert Jahren observirte Herkommen bestätigen.

Wie sehr drängt sich hier die Veränderung in Sprache und Benehmen von beiden Seiten auf. Die Fürsten suchen zu vergessen und vergessen zu machen, daß ihre Macht auf verfassungsmäßiger Basis beruhte. Der gebieterischen, drohenden Sprache des Hofes setzten die Stände eine unterthänige Geschmeidigkeit entgegen. Doch wird man nicht verkennen, daß die Stände unter allen Wendungen und Windungen doch stets wieder auf das Herkömmliche und Verfassungsmäßige verweisen. Sie richten ihren Blick auf die Nachkommenschaft, deren Vorwurf sie scheuen. Nicht mit einem Zungenlaut, nicht mit einem Schriftzug wollen sie das väterliche Erbe verrathen.

Auch sollte die landtägige Wirksamkeit der Stände — die neuen Städte Husum, Friedrichstadt nahmen keinen Antheil daran — bald genug gänzlich gehemmt werden. Unter König Friedrich dem Dritten waren noch einunddreißig Versammlungen berufen worden. Wegen schlechten Besuchs und Mangel an Resultaten die Ritter scheuten sich vor den ewigen Geldforderungen; ihren Antheil an der Gesetzgebung hatten sie längst nicht kräftig zu behaupten gewußt — mußten jedoch die Landtage nicht selten abgebrochen und neu zusammenberufen werden, einmal fünf im Jahr. Unter Christian dem Fünften kamen auf den Landtagen von 1672 bis 1674 gar keine Bewilligungen zustande, weil die Kommissarien der gemeinschaftlichen Regierung des Königs und des Herzogs anstatt sich mit ihnen zu verständigen, feindlich gegen einander arbeiteten. Die Landstände waren nicht danach beschaffen, um dem Streit der Fürsten als Vermittler zu dienen, höchstens wollten die beiden feindlichen Verwandten das Korps der Ritterschaft als zwei griechische Parteichöre benutzen. Es war daher eben gut, daß das altersschwache Werkzeug der

Verfassung fernerer Entwürdigung enthoben und außer Thätigkeit gesetzt wurde, daß ein Landtag kam, der lange der letzte (1675), einer (1712), der der allerletzte war, und daß in den völkerrechtlich nichtswürdigen Zeiten Europa's Schleswig-Holstein zwar keine verfassungsmäßige Vertretung, dennoch eine Verfassung, eine ungestörte Grundlage seiner eroberten und angestammten Rechte behielt.

65. Die Zwischenzeit der friedlichen Beziehungen zwischen den beiden Familien, welchen die Herrschaft über die Herzogthümer zu Theil geworden war, hatte den kürzesten Verlauf. Sobald der königliche Schwiegervater gestorben, Schwager dem Schwager gegenübergestanden, brach die Entzweiung wegen einer Familienerbschaft wieder hervor. Es galt allerdings eine reiche Grafschaft, das heutige Großfürstenthum Oldenburg. Der regierende Graf Anton Günther hatte testamentarisch das Stammhaus der Oldenburger von Dänemark und Schleswig-Holstein mit Berücksichtigung mehrerer Erbverträge zur Hälfte an jeden der beiden regierenden Herzoge vermacht. Beide Grafschaften, Oldenburg und Delmenhorst, sollten zu gleichen Theilen dem König und dem Herzog zufallen. Diese Angelegenheit fällt allerdings über die Grenzen der Geschichte Schleswigs hinaus; dennoch verdient sie erwähnt zu werden, weil sie einen Beitrag zu der schlauen und hinterlistigen Natur des dänischen Hofes und einen Schlüssel zum Verständniß der nächsten Zeiten liefert. Trotzdem die beiderseitigen Gerechtsame außer Zweifel waren, bot der König alles auf, in den vollen Besitz der Grafschaften zu gelangen. Anfangs bot er dieselben, jedoch vergeblich, dem Herzog gegen Ueberlassung von ganz Schleswig an. Darauf bewog er den Plöner Herzog, der angeblich nähere Ansprüche auf das Erbe erhoben hatte, durch anderweitige Vergütung zur Abtretung der einen Hälfte, während der Herzog den Prozeß bei dem deutschen Reichskammergericht führen ließ.

Als kaum der Herzog seinen Prozeß bei dieser zweideutigen Behörde verlor, ließ sich der König von dem Plöner Herzog auch die andere Hälfte abtreten und nahm von den Grafschaften Besitz. Es fehlte nicht viel, so hätte der Herzog in seinem gerechten Unmuth Schweden zu Hülfe gerufen, um ihn mit Gewalt in sein Erbtheil, die Hälfte der Grafschaften, einzusetzen. Aber es traten noch andere Ereignisse ein, welche über diesen Erbschaftsstreit weit hinausführten.

Dänemark, niemals ruhend, keinen Friedensvertrag achtend, so lange es sich mit der Aussicht schmeichelte, durch List oder Waffengewalt die verlorenen Güter wieder zu gewinnen, stürzte sich, ohne gerechten Anlaß, im Jahr 1675 in 1675.
einen neuen Kampf mit Schweden. Einem Bündniß gegen Ludwig den Vierzehnten als Alliirten Schwedens, war der König schon vorher beigetreten. Nimmer konnte die dänische Krone den Verlust ihrer schwedischen Provinzen, ebensowenig den ihrer Lehnsoberherrlichkeit über Schleswig verschmerzen. Das heiße Verlangen, die Gottorfer ihrer kaum gewonnenen Souverainetät zu berauben, vielleicht sie zu stürzen, trat um so rücksichtsloser hervor, als es sich mit der wahren oder angeblichen Besorgniß verband, Gottorf habe Feindseligkeiten im Sinn und werde mit den Schweden gemeinschaftliche Sache machen. Der König verlangte von seinem Schwager, er solle sich mit Dänemark vereinigen, ihm seine Truppen und Festungen überlassen. Solchem willkürlichen, die verfassungsmäßigen Rechte der Gleichen und die vorgeschriebenen Formen der Union verachtenden Ansinnen widersetzte sich der Herzog. Da bewogen den König, wie es heißt, böse Räthe — denn bei Handlungen der Fürsten liebte die rührende Pietät vor der sittlichen Idee höchster irdischer Gewalt nur den Einflüsterungen schlimmer Rathgeber zuzuschreiben — man nennt den Grafen Reventlow, die Feindseligkeiten gegen den Herzog mit einer Handlung zu eröffnen, von welcher die Mauern

Rendsburgs noch lange zu erzählen haben werden. Um schnell zum Ziel zu gelangen, wurde der Herzog Christian Albrecht — gleichsam wie zur Nachfeier der verrätherischen Begebungen in der Familie der altdänischen Könige — im Julimonat 1675 von seinem Schwager zu Gaste nach Rendsburg geladen, nach freundlicher Bewirthung, nichts ahnend, plötzlich als Gefangener behandelt, dann, bei verschlossenen Thoren der Festung, nicht allein zur Gewährung obiger Forderungen, sondern auch zu dem Versprechen genöthigt, der Souverainetät über Schleswig und dem freien Recht der Bündnisse zu entsagen und binnen Jahr und Tag die Belehnung des Herzogthums nachzusuchen. Dieser unehrliche Handel führt in der Geschichte den Namen des **Rendsburger Vergleiches von 1675.**

Hierauf wurde der Herzog aus Rendsburg entlassen; aber auch auf seinem Gebiet sah er sich von königlichen Regimentern umringt und flüchtete nach Hamburg. In dem feindlichen Gebiet des augenblicklich Hülflosen wirthschaftete der König, der Mitregent des Landes, als Eroberer, entwaffnete die Truppen, schleifte die Festungen (Tönningen und die Stapelholmer Schanzen), schrieb Kriegskontributionen aus und ließ den herzoglichen Minister Kielmannsegge nebst dessen Söhnen gefangen nach Kopenhagen führen. Nach Verübung dieser Gewaltthätigkeiten forderte er den Herzog auf, binnen sechs Wochen bei ihm zu Leben zu gehen. Als der Herzog wenigstens Schadenersatz zur Bedingung machte, erklärte er
1676 durch ein Patent vom 1. December 1676 den Gottorfischen Antheil für sequestrirt, würde der Herzog aber nicht binnen sechs Wochen die Belehnung nehmen, das Lehn für verfallen.

Der Herzog suchte nun von Hamburg aus Schweden, den Kaiser, England und andere Mächte zum Schutz zu bewegen. Bereits im Jahre 1672 war Dänemark dem großen Bündnisse gegen Ludwig XIV. beigetreten und war der letzte

Feind deſſelben. Er ſchloß ſeinen Frieden mit Frankreich den 2. September 1679 zu Fontainebleau, mit Schweden zu Lund den neunten deſſelben Monats. Ein Separatartikel der erſtgenannten Friedensakte gab dem Herzog die Souverainetät über ſeinen Antheil von Schleswig zurück; alle früheren Vergleiche, Unionen und Erbverträge ſollten wieder in Kraft treten. 1679

Demungeachtet — ſo verſtand Dänemark geſchloſſene feierliche Verträge — wurde dem Herzog nicht mal geſtattet, nach ſeinem Gottorf zurückzukehren und den Beſitz ſeiner Lande wieder anzutreten.

Einige Jahre darauf (1682) vertauſchte Frankreichs wetterwendiſche Politik das ſchwediſche Bündniß mit dem däniſchen, das ihm augenblicklich mehr Vortheile verſprach. Wieder und noch mehr als früher war der Herzog ſich ſelbſt überlaſſen und nun ging der König noch ſchonungsloſer gegen ihn vor. Dem armen, ſchon ſeiner perſönlichen Sicherheit wegen, noch immer in Hamburg verweilenden Herzog ließ er zwölf demüthigende, maßloſe, wohlberechnet unannehmbare Bedingungen vorlegen, worauf er ein Patent — vom 30. Mai 1684 — folgen ließ, durch welches der König, dem Herzog 1684. mit der Wolfslogik aus der bekannten Fabel vorwerfend, daß er „von neuem in ſeine vorigen, weitausſehenden und gefährlichen Maximen“ verfallen, von ſich ſelbſt aber rühmend, daß er alle möglichen Wege zur Güte verſucht habe, die Verwirkung des Lehns, Einziehung des herzoglichen Antheils von Schleswig und Wiedervereinigung deſſelben mit dem königlichen erklärte. In demſelben Patent fordert er unter Androhung königlicher Ungnade und des Verluſtes von Hab und Gut, Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten die Huldigung des Landes. Ein ohnmächtiges Gegenpatent des Herzogs widerlegte, proteſtirte, reſervirte und befahl unter Androhung gleicher Strafe den Unterthanen die Beharrung bei Eid und

Pflichten. — Durch Vermittlung des Kaisers und der Reichsstände, Hollands, Englands, das so eben seine Revolution von 1688 gemacht und Wilhelm von Oranien auf den Thron berufen, unter Begünstigung der Kriege, in welche sich des Königs einstiger Bundesgenosse, Ludwig XIV., mit aller Welt verzettelt hatte, auch Schwedens und vorzüglich durch die Drohung unmittelbaren gewaffneten Einschreitens kam am
1689 20. Juni 1689 der Altonaer Vergleich zustande, durch welchen der Herzog auf's Neue in seine volle Souverainetät eingesetzt wurde.

66. Aber welch traurige Jahre waren unterdeß für die Schleswiger verflossen! Barbarischer als der Polakenkrieg, schlimmer als die Zuchtlosigkeiten, welche die fremde Soldateska im Lande verübt, war die Gewissensnothzucht, welche das königliche Patent mit seiner drohenden und nicht bei Drohung verbleibenden Bekräftigung in stolzen Schlössern, ländlichen Amtswohnungen, Bürgerhäusern und unter den Strohdächern auf dem Lande trieb. Eine große Anzahl Beamter, Prediger erkannte das Recht und die Macht des König-Herzogs, sie ihres Eides gegen den Herzog von Gottorf zu entbinden, keineswegs an und litten darum Noth, Verfolgung, Mißhandlung und Gefangenschaft. Diejenigen Beamten, welche das Gegenpatent des Herzogs zu publiciren suhn genug gewesen, wurden nach Schleswig berufen oder durch königliche Reiter dorthin gebracht, später nach Rendsburg abgeführt. Die Häuser der Flüchtigen wurden mit zehn, zwölf oder mehr Soldaten belegt. Noch sind ein paar Schriften aus jener Zeit erhalten, welche sich ankündigen als „Bedenken zweier Theologen über die den schleswigschen Landständen, Bedienten Unterthanen angemuthete Eidesleistung." Sie sind in ihrem Charakter sehr verschieden. Die eine — angeblich aus der Feder des königlichen Generalsuperintendenten Dr. von Stocker — verräth fast einen Galgenhumor. „Frag die Vernunft

— heißt es darin — so antwortet ein Heide: cede majori, oder willst die Kirche hören, so singt sie:

> Dem Größern weich, halt dich gering,
> Daß er dich nicht in's Unglück bring."

Dann werden die bekannten biblischen Sprüche, daß man der Obrigkeit gehorchen solle, die Gewalt über uns habe, angeführt, zuletzt ein damaliges Kirchenlied in folgender Weise glossirt:

Gib, Herr Geduld (bei einer so großen Veränderung),
Vergib die Schuld (denen, die dazu Ursache gegeben),
Verleih' gehorsame Herzen (denen, die doch gehorsam sein müssen).

Doch auch die Sache des Gewissens und des tapfern Herzens fand ihre Vertheidigung, und diese weit ernstere Schrift endigt ihre Erwägungen mit dem Resultat, daß die herzoglichen Unterthanen, sofern sie ihr Gewissen nicht verwunden und den reatum des Meineides nicht über sich bringen wollten, der ihnen obliegenden Eideshanden sich nicht entledigen könnten; „und zweifle ich nicht, — fährt der Verfasser fort — wenn Ihro Majestät diese ihre Gewissensnoth werden erkennen, dieselben als ein christlicher und Gott fürchtender Potentat, auf die Art in sie nicht dringen, noch so vielen unschuldigen Seelen einen nagenden Wurm in ihr Gewissen setzen zu lassen, verstatten werden."

Die schleswigsche Ritterschaft und die Besitzer adliger Güter entbot der König zum 9. Juli 1684 besonders nach Gottorf. Für die Ritter mußte es doppelte Gewissenssache sein; sie sollten nicht allein ihrem Fürsten die geschworene Treue brechen, sondern auch die tirannische Unterdrückung des einen Mitregenten durch den anderen, durch eine mit ihrer eigenen ständischen Körperschaft vorzunehmende, den grundgesetzlichen Charakter derselben verläugnende Sonderung vor den Augen des Landes sanktioniren. Für die Thorheit der Stände, mit zwei und mehreren frei erwählten Landesvätern

das nur durch Einheit starke Land zu beglücken, kam jetzt die Strafe, daß die Schleswiger als solche zwangsweise nur einem huldigen mußten. Zum erstenmal bestätigte ein König dem Prälat und der Ritterschaft des Herzogthums Schleswig ihre Privilegien allein, „soweit solche Unserer alleinigen souverainen Regierung über mehrbesagtes Herzogthumb nicht entgegen sind". Jedoch hat die Behauptung eines Geschichtschreibers (Gebhardi II, 2200), der König habe am 2. April 1685 die schleswigsche Ritterschaft sich feierlich von dem holsteinischen Adel trennen und sie in einer eigenen Urkunde die Huldigung für den alleinigen und unumschränkten Herrn und daß sie ein Theil des Reiches sei, aussprechen lassen, durchaus kein weiteres Gewähr. Böse Absicht bewies der König allerdings auch dadurch, daß er damals ein besonderes Obergericht für Schleswig einsetzte.

Den holsteinischen Antheil des Herzogs wegzunehmen, konnte freilich dem König nicht einfallen; davor schützte denn doch Kaiser und Reich. Auch das deutsche Verhältniß zu Schleswig kam damals zur Sprache. Gegen eine zu Gunsten des Herzogs vom Kaiser niedergesetzte Reichskommission hatte der König mit dem Bemerken protestirt, er könne dessen Oberhoheit über Schleswig, als ein zum Reiche nicht gehöriges Land, keineswegs anerkennen und Holstein sei durch Familienverträge (!) so genau mit jenem verbunden, daß es in dieser ganz häuslichen Angelegenheit nicht davon getrennt werden könne. Worauf dem König erwidert wurde: sei der Kaiser auch vermöge seiner Oberherrlichkeit nicht berechtigt, über Schleswig eine Kommission zu bestellen, so liege ihm doch ob, dahin zu sehen, daß der Herzog von Gottorf weder als Fürst von Schleswig noch von Holstein unrechtmäßig unterdrückt werde.

Nach Feststellung dieses damaligen deutschen Standpunktes in Betreff des Herzogthums Schleswig, welchem an

seiner vollen Richtigkeit nur die über das Fürstenrecht hinausgehende Bezugnahme auf das Landesrecht der Herzogthümer fehlt, so wie nach der Bemerkung, daß sowol das Herzogthum Schleswig, als das Herzogthum Holstein in der Garantie des westfälischen Friedens begriffen sei, auf welchem der Nimweger sich gründe, wurde dem König in gutem Deutsch zu erkennen gegeben:

„Er verrathe genugsam, daß er, wenn man ihm erlaube Schleswig zu verschlingen, unter dem Vorwand der Gemeinschaft auch Holstein an sich ziehen und sowol den königlichen, als fürstlichen Theil desselben der höchsten Gewalt des Kaisers und Reichs zu entwinden im Sinne habe."

67. Der viel geprüfte Herzog Christian Albrecht genoß nun Ruhe und Frieden vor Dänemark bis an seinen im Jahr 1694 erfolgten Tod.

Unter seinem damals vierundzwanzigjährigen Sohne, Herzog Friedrich dem Vierten, spannte sich das Verhältniß zwischen beiden Höfen wieder bis auf's Aeußerste. Dänemark verlangte unter Anderem die Erneuerung der ewigen Union, welche, wie wiederholt bemerkt, nur ein Bündniß zwischen Land und Land war. Der Herzog verweigerte dieselbe. In der That war die falsche Auslegung, welche die dänische Krone diesen Einigkeits- und Kriegsbündnissen gegeben hatte, der stete Vorwand gewesen, unter welchem des Herzogs Vater angegriffen und in's Unglück gestürzt wurde. Da die Dänen auf ihre verlorene Oberlehnsherrlichkeit nicht mehr trotzen konnten, drechselten sie aus den Unionen die Ansprüche eines suprematischen Charakters zusammen. Und so wollte man auch dem jungen Herzog aus den Unionen das Waffenrecht (jus armandiae oder armorum) und die erlangte Unabhängigkeit des Gottorfschen Theiles streitig machen, wogegen letzterer sich auf die erlangte Souverainetät berief. Treffend hatte schon der Kaiser (in dem erwähnten Schreiben) dem

König Christian bemerkt: man berufe sich vergebens auf die Unionen, denn obwol diese ewig seien, so leuchte es doch sonnenklar ein, daß, da der König sie durch unzählige Handlungen zu verletzen sich nicht scheue, sie von ihm selbst als zerrissen betrachtet würden.

Um der Wehrlosigkeit, worin sich sein schleswigscher Landestheil befand, ein Ende zu machen, stellte der Herzog seine Schanzen wieder her, nahm fünfhundert Mann Schweden in seinen Dienst, errichtete selber zwei Regimenter, und schloß mit dem Kurfürsten von Hannover, Ernst August, einen Vertrag wegen sechstausend Mann Hulfstruppen im Fall der Noth. Im Jahr 1697 begab er sich nach Schweden, wo so eben der fünfzehnjährige Karl der Zwölfte, ihm schon als Knabe befreundet, den Thron bestiegen hatte und verband sich das Jahr darauf mit demselben noch inniger durch die Heirath mit seiner geliebten Schwester Hedwig Sophie. Bereits waren offene Feindseligkeiten zwischen dem Herzog und Christian dem Fünften ausgebrochen, die dänischerseits mit Ueberfall und abermaliger Zerstörung der Gottorfischen Schanzen begannen, welche der Herzog wieder herstellen ließ, als König Christian, vom 25. August 1699, seine, nach dem Verlust der emporend ungerechten Verurtheilung Schumachers, von wenig Volk mehr begleitete eingezogene Landfahrt beschloß.

Seinem Nachfolger, Friedrich dem Vierten, schien der Augenblick günstig zu sein, zuvor Schweden unter seinem jungen König zu demüthigen, als den Gottorfischen Stamm desselben zu vernichten. Er ging sogleich ein Bündnis mit dem König von Polen (25. September 1699), etwas später das folgenreiche mit dem Czar Peter von Rußland ein (30. April 1700). Den Krieg eröffnete er mit einer neuen (dritten) Einnahme der Gottorfer Schanzen und Besetzung des Schlosses Gottorf: ein Herzog Ferdinand von Würtemberg führte seine Truppen. Diesmal sollte aber der Krieg schnell enden.

Deutſche, ſchwediſche und holländiſche Truppen rückten in Holſtein ein, dem Herzog zu Hülfe; eine vereinte ſchwediſche, engliſche und holländiſche Flotte bombardirte Kopenhagen und der junge ſchwediſche Eiſenkopf ſelber führte durch die raſche Landung von fünfzehntauſend Mann auf Seeland, Kopenhagen von der Landſeite bedrohend, die ſchnellſte Entſcheidung herbei. Bereits am 1. Auguſt 1700 erfolgte zu Travendal, einem holſteiniſchen Luſtſchloß des Herzogs, der Friede. Derſelbe ſicherte dem Herzog die Souverainetät, das Waffenrecht mit der Befugniß Feſtungen zu bauen, ein Heer von ſechstauſend Mann, zur Hälfte Ausländer, zu halten, und das Recht, Bündniſſe mit fremden Mächten abzuſchließen. Die gemeinſchaftliche Regierung über beide Herzogthümer — mit Ausnahme der über die Städte — blieb — nicht eben zur Zufriedenheit des Herzogs, der nur ein däniſches Lenkſeil darin ſah und einen ganz abgeſonderten, ganz vollſtändigen kleinen Einzelſtaat vorgezogen hatte. Auch fand der hochfliegende kriegeriſche Sinn des Herzogs nicht Ruhe in ſeinem Lande; er begleitete ſeinen Schwager in den polniſch-ruſſiſchen Krieg; in der Schlacht bei Klißow, wo Karl XII. mit fünfzehntauſend Schweden das dreißigtauſend Mann ſtarke Heer des Königs von Sachſen und Polen ſchlug, fand er ſein Ende durch eine Stückkugel, den 19. Juli 1702. 1700. 1702.

6. Ein zweijähriges Kind, Karl Friedrich, noch auf dem Arm der Mutter in Schweden, war ſein Erbe; ausgeſetzt zum Spielball der Geſchicke, die ohne ſein Mitwirken ſich vollzogen, beſtimmt für die letzten Stürme, welche das „kleine Staatsſchiff mit dem großen Maſt“*) ergriffen, ſchiff-

*) Angeſpielt auf ein Gleichniß, deſſen ſich Peter der Große einmal gegen den treuen und kühnen herzoglichen Miniſter Baſſewitz in Petersburg bediente: Dieſer hielt gleicht nicht übel einem kleinen Fahrzeug, das den Maſt eines Kriegsſchiffes führt und bei dem ſchwächſten Winde von der Seite hin und her ſchwankt.

brüchig aufgenommen durch den nordischen Riesen, der dasselbe zertrümmern half, am Ufer seines mächtigen europäisch-asiatischen Reiches; aus Achtung für den heldenmüthigen Vater, noch mehr aus fernsichtiger Politik zum Stammhalter der Dynastie von demselben erwählt.

Während der langen Minderjährigkeit Karl Friedrichs führten die Mutter Hedwig und der Bruder des Verstorbenen, der Coadjutor zu Lübeck, Christian August als Administrator, im Verein mit dem herzoglichen Rath die vormundschaftliche Regierung. Im „geheimen Rath" neigte sich der Präsident Wedderkop, ein alter, geldgieriger, aber mit den Staatsmitteln haushälterisch umgehender Mann, auf die dänische Seite, der bekanntere Baron von Görz auf die schwedische. Nach dem schmählichen Sturz des Ersteren war Görz, der Schützling des verschwenderischen Administrators, Görz, dessen Name gleichbedeutend mit dämonischer Intriguensucht aber auch mit unverbrüchlicher Treue gegen die genommene Partei (Schweden und Gottorf), die Seele des herzoglichen Kabinets. Unter den Streitsachen der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts — auch das Widerstreben der Gottorfer gegen die gemeinschaftliche Regierung erhob solche — machte sich durch seinen zugleich kleinlichen und doch bedeutungsvollen Charakter der sogenannte Frakturstreit am meisten geltend. In einem zur Zusammenberufung des Landesgerichtes erlassenen Patent war des Herzogs Name mit kleinerer Schrift gedruckt, des Königs mit gesperrter. Der Administrator verweigerte — und wer wird ihn darum schelten, daß er die dänische Kleinlichkeit so wichtig und bedeutsam nahm, wie sie gemeint war — die Unterzeichnung; man stritt sich acht Jahre lang darüber und eben so lange unterblieb die Eröffnung des Landesgerichts und des gemeinschaftlichen Landtags, jenes schon erwähnten letzten vom Jahre 1712, zu welchem trotz der Gegenvorstellungen der Ritterschaft die Städte nicht mehr

entboten waren. Denn zuletzt hatten beiden Parteien, durch Vermittlung der beim Könige vielgeltenden Familie Reventlow, auf Kosten des ständischen Instituts, ihren Frieden gemacht. In einem geheimen Artikel des sogenannten Altonaer (Rendsburger) Recesses vom 2. März und 17. Juli 1709 vereinigten sich „Ihre Königliche Majestät" und „Ihro Hochfürstliche Durchlaucht" die Formalität eines Landtages abzustellen und hernach nur einen Ausschuß der Ritterschaft zusammenzuberufen, und versprachen einander „daß sie Prälaten und Ritterschaft bei solcher Convocation nicht anders als ein purum votum consultativum (eine rathgebende Stimme gestatten, sonsten aber gar nicht zugeben oder nachsehen wollen, daß die der Landesfürstlichen Hoheit anklebende Jura territorialia von ihnen gekränket oder angegriffen werden" *). 1709.

Im Jahre 1708 starb am 21. December plötzlich die verwittwete Herzogin Hedwig Sophie, ihrem Bruder die zweite Thräne entlockend, die er im Leben weinte. Das Jahr darauf erschien für Karl den Zwölften der Schicksalswendetag von Pultawa, der neunte Juli 1709. Bereits auf der Heimkehr von einer Reise nach Italien hatte König Friedrich der Vierte in Dresden, den 28. Juni, sein Bündniß mit dem König von Sachsen und Polen erneuert. Daran schloß sich am 22. October das mit dem Czar Peter von Rußland, am 9. November die Kriegserklärung gegen Schweden. Jetzt brach aufs Neue der nordische Krieg aus, der mit seinen Sturmwinden und Raubkrallen bald auch die Herzogthümer erfassen und schließlich den Gottorfischen Hof dauernd aus dem Herzogthum Schleswig vertreiben sollte.

Der dänischen Kriegserklärung folgte eine Landung in

*) Darstellung der im Herzogthum Holstein bestehenden landständischen Verfassung u. s. w. 1822. pag. 79 (von Dahlmann)

Schweden auf dem Fuße nach. Das erschöpfte, hülflose Land konnte nicht mehr als achttausend Soldaten aufbieten, doch hatte es den Stamm der Krieger Gustav Adolfs und Karls des Zwölften bei sich zu Hause, seine Bauern und einen General für sie. Dieser, General Steenbock, sammelte ungefähr zwölftausend Mann und gab ihnen, wie sie waren, in Holzschuhen, Schaafpelzen, Welljacken, des Königs Waffen in die Hand. Gesellt mit den übrigen Truppen führte er sie geradeswegs den Dänen entgegen, griff sie an bei Helsingborg den 11. März 1710 und schlug sie mit großem Verlust zum Lande hinaus.

Nach diesem fehlgeschlagenen Angriff auf die Höhle des Löwen, der nicht mal darin war, sondern von der Ukraine aus die Neutralitätsvorschläge des sogenannten Haager Kongresses für die dänisch- und schwedisch deutschen Besitzungen unwillig verwarf, benutzten die Bundesgenossen ihre vereinte Macht, um Schweden in Deutschland zu bekämpfen. Ein Heer von Dänen, Russen und Sachsen stieß bei Stralsund zusammen und nun nahmen die drei Mächte allmählich fast die ganze schwedische Länderbeute an den deutschen Küsten in Beschlag. Von Juli bis September 1712 bemächtigte sich Friedrich der Vierte der so lange von Dänemark angestrebten Herzogthümer Bremen und Verden und ließ dem zufolge das gewöhnliche Siegfest der Huldigung aufführen.

Unvermuthet setzte aber General Steenbock nach Deutschland über und brachte bei Gadebusch, am 20. December 1712, den Dänen eine solche Niederlage bei, daß Holstein, wieder einmal wehrlos, gewohnt für alle dänischen Kriege zu bluten, den schwedischen Heerhaufen offenstand.

Bis dahin war noch Friede im Lande zwischen den Königlichen und Herzoglichen gewesen, oder vielmehr, da die Bewohner Schleswigs und Holsteins nie über oder leidend unter dem wüsten Fürstenstreit gestanden, zwischen den beiden

oldenburgischen Höfen. Ein friedlicher Vergleich mit dem König wegen Geldvorschüsse aus Wedderkops Vermögen und zur Beseitigung mehrerer Streitpunkte war zu Hamburg den 5. Januar 1710 zustande gekommen und fand noch im Jahre 1712, den 30. April, durch die Rendsburger Konvention Bestätigung und Erweiterung. Selbst nach der verlorenen Schlacht bei Gadebusch brachte Görz dem zu Flensburg verweilenden König von Seiten des Administrators die Versicherung strenger Neutralität (12. Januar 1713). Mit der Gegenseitigkeit reimte es sich allerdings wenig, daß die Gottorfischen Unterthanen das Bundesheer mit Lebensmitteln versorgen sollten; es war dies eine Bedingung, die Gottorf der königlichen Uebermacht einräumen mußte. 1712.

General Steenbock rückte am ersten Tage des Jahres 1713 bei Lübeck über die Trave; Ausschreiben von Brandschatzungen waren die Vorläufer seines Zuges in's Pinnebergische. Der damals noch kleinen Nachbarstadt Hamburgs ließ er die Wahl zwischen hunderttausend Thalern Schatzung oder Brand, aus Rache für das von den Dänen in Brand geschossene Stade. Altona konnte nicht zahlen, und der sonst brave General bedeckte seinen kriegerischen Ruf durch die Einäscherung einer offenen wehrlosen Stadt in der Wintermacht vom achten auf den neunten Januar. Nach der Ostergegend marschirend gerieth er schon in wenig Wochen von allen Seiten in's Gedränge. Bei Rendsburg und Kolkingen hatte der König sein Aufgebot gesammelt und aus Norwegen noch fünftausend Mann an sich gezogen*). Bei Mölln im Lauenburgischen 1713.

*) Die Fremde und Paradegemeßen, die der König nach Holstein kommen, schildert er selber in einem französisch geschriebenen Briefe an seinen Bevollmächtigten, Grafen von Holstein, Schwager seiner Geliebten, der nachherigen Königin Anna Sophie. Er sagt: „Wir marschiren heute dem Feind entgegen und ich glaube, das Treffen wird in wenig Tagen stattfinden. Wenn der gute Gott uns nicht verläßt, muß man noch bessen,

vereinigten sich die Russen unter Peters persönlicher Anführung mit den Sachsen und einem Trupp königlicher Reiterei. Von einem mehr als dreifach stärkeren Heer umzingelt, warf sich Steenbock in die Festung Tönningen, deren Thore ihm der Kommandant Wolf geöffnet hatte.

Nach dieser verdächtigen Uebergabe ließ der König sogleich des Koadiutors Bisthum Lübeck und das herzoglich Gottorfische Gebiet als feindliches besetzen und durch Kontributionen mitnehmen; ein königliches Patent vom 13. März 1713 erklärte die Besitznahme. Görz eilte zum König nach Husum, versprach, den General Steenbock zur Uebergabe zu bewegen und fand den König in diesem Fall zum Frieden geneigt. Dagegen soll er Steenbock mit Hoffnung auf Ersatz vertröstet haben. Der Ersatz blieb aus, Fluchtversuche mißlangen und Mangel an Lebensmittel nöthigte den General bereits am 16. Mai, sich mit seinem ganzen Heere zu übergeben. Die

daß alles mit seiner Hülfe gut gehen wird. Wir können unsere Armee nicht auf 30,000 Combattanten anschlagen, sie besteht aus 10.1 Schwadronen und 11 Bataillonen, und sind gewiß alle tapfere Leute. Die Russen (les Moscovites) geben große Hoffnung, denn sie haben etwas von dem Muthe der norwegischen Soldaten, ganz sie versprechen viel, und wenn sie sie gut zu führen verstehen, wie sie zu plündern und ein Land zu ruiniren verstehen, so werden sie ehrenhaftes nicht haben. Denn sie haben bereits das ganze Land Holstein (tout les pays de Holstein) überall, wo sie durchgekommen sind, dermaßen ruinirt, daß es sich in mehreren Jahren nicht erholen wird, und der Feind selbst hätte wahrhaftig nicht so viel Uebel zufügen können, als sie in so kurzer Zeit gethan haben; es ist wahrhaftig zum Erbarmen, das Jammern dieser armen Leute anzuhören und anzusehen. Und Gerechtigkeit giebt es nicht, denn sie leben vom Plündern, weil der Czar (le Tzar) weder Offizieren noch Gemeinen das Geringste gibt; darum will man sie auch nicht strafen, denn sie plündern nicht allein für sich, sondern für ihre Offiziere und Generale und daher ist jeder dabei interessirt." S. Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Geschichte u. Staatsverwaltung nordischer Reiche. 1786.

Kapitulation, mitgenehmigt von dem ſächſiſchen und ruſſiſchen Bevollmächtigten (der Czar Peter hatte ſeinen Menſchikow zurückgelaſſen), enthielt zugleich die Beſtimmung, daß Tönningen nach dem Abzug der Schweden in dem laufenden Jahr nicht bombardirt werden ſolle. Görz betrieb die Reſtitution des Herzogs; unter Preußens Vermittlung erhielt der Adminiſtrator ſein Bisthum zurück, auch zeigte der König ſich wieder nicht ungeneigt, auch die Gottorfiſchen Lande zu befreien, falls Tönningen von neutralen Truppen beſetzt würde. Dies hintertrieb Görz. Der König ließ die Feſtung enge einſchließen, ihr zu Waſſer und Lande alle Zufuhr abſchneiden, worauf der Kommandant Wolf die Feſtung endlich am 7. Februar 1714 übergab. Hier erlöſte der König den vier Jahr lang in ſtrenger Haft gehaltenen alten Präſidenten Wedderkop und man fand in der Chatouille des Kommandanten Papiere, welche ein längeres Einverſtändniß Gottorfs mit Schweden beurkundeten, namentlich ein Schreiben des unmündigen Herzogs an den Kommandanten, vom 23. Juli 1712, mit dem Befehl, falls der Graf Steenbock gezwungen werden ſollte, eine ſichere Zuflucht unter den Kanonen der Feſtung oder in dieſelbe zu ſuchen, auf Vorzeigung einer Ordre darein zu willigen*). Görz hatte ſich zwar die Originale von dem General Wolf ausliefern laſſen, derſelbe jedoch, zu ſeiner Sicherſtellung, für beglaubigte Abſchriften geſorgt.

Jetzt lag ein offenbarer Bruch der Neutralitätszuſagen vor. Nichts konnte dem Könige erwünſchter ſein. Hatte er anfangs, betroffen durch die Ehrlichkeitsmaske Görzens, eine Anwandlung großmüthiger Verſöhnlichkeit gefühlt, ſo war er nun entſchloſſen, den Gottorfiſchen Antheil des Herzogthums als eroberten zu behalten. Er hielt ſein erwähntes Patent

*) Im Einverſtändniß mit dem Adminiſtrator, der am 21. Januar 1712 eine geheime Konvention mit Steenbock abgeſchloſſen hatte.

aufrecht und, während der langen Dauer des nordischen Krieges, die Gottorfischen Lande mit seinen Truppen besetzt.

Fürst ohne Lande, trat Herzog Karl Friedrich in Stockholm
1716. am 28. Januar 1716 die Regierung an. Seinen Beschützer, Karl den Zehnten, raffte eine Kugel aus der kleinen norwegischen Festung Friedrichshald hinweg (den 11. December 1718). Nicht der Mann danach, in diesem entscheidenden Augenblick sich der schwedischen Krone zu bemächtigen, mußte er bald noch erleben, daß der, seinen und Schwedens Interessen mit Leib und Seele ergebene Görz durch einen Hochverrathsprozeß, der an Schnödigkeit den national dänischen gegen Schumacher-Griffenfeld fast noch übertraf, in Stockholm dem Henkerbeil überliefert wurde.

Thatsächlich behandelte der König die okkupirten Lande des Herzogs sowol in Holstein als in Schleswig als eroberte. Er zog alljährlich während der ganzen Dauer des nordischen Krieges fünf bis sechs Tonnen baar Geld aus ihnen, ohne welchen Zuschuß, wie sein dänischer Geschichtschreiber Hvyer äußert, das Reich die großen Kriegskosten schwerlich hätte abhalten können. Auch im Uebrigen traf das Schicksal der Okkupation die beiden Herzogthümer Gottorfischen Antheils ganz gleichmäßig: von 1713 bis 1721 keine Verfügung, welche das Herzogthum Schleswig allein angeht. Alle getroffenen Maßregeln gelten für beide, nicht einseitig für den schleswigschen Antheil.

Doch zeigte sich gleich anfangs, wohinaus die Politik des Königs steuerte. An demselben Tage, an welchem er das Patent vom 13. März 1713 erließ, erging ein Reskript, worin dem königlichen Generalsuperintendenten Tassow die geistliche Inspektion in dem Gottorfischen Antheil des Herzogthums Schleswig übertragen und ihm befohlen wurde, das Kirchenwesen sowol in den Städten als auf dem Lande zu verändern und so einzurichten, wie es bei dem königlichen bisher ge-

bräuchlich geweſen. Es gehörte das zu der gebräuchlichen tiranniſchen Benutzung der Kirche zu Staatszwecken, durch welche beide, die Kirche und der Staat unerſetzlichen Schaden litten; von rechtlicher Bedeutung oder irgend welchen etwa gewünſchten Folgen konnte jedoch dieſer Kanzelzwang nicht ſein; ſeine ganze Bedeutung lag in der Abſicht des Königs, Schleswig für ſich allein zu behalten. Den holſteiniſchen Antheil von Gottorf zu behaupten, konnte ihm, dem kümmerlich durch fremde, namentlich durch die gefährliche moskowitiſche Hülfe unterſtützten, für ſich ſelbſt ſchwachen und den däniſchen Waldemaren ſehr unähnlichen König auch nicht im Geringſten einfallen. Sein Beſtreben ging alſo hauptſächlich auf die Sicherung des Alleinbeſitzes von Schleswig; mit Rückſicht hierauf und möglichſt andere Vortheile ſuchte er den Frieden mit Schweden abzuſchließen.

Friedrich der Vierte konnte ſich allerdings über den zweifelhaften Werth politiſcher Verbürgungen nicht täuſchen. Wie lange war es her, als der Travendaler Frieden abgeſchloſſen und durch mehrere Mächte feſt und feierlich verbürgt worden? Und jetzt trat der König in Unterhandlungen mit einem Theil dieſer Mächte in Bezug auf dieſelben Regierungsrechte und Beſitzthümer, welche ſie dem Vater des von ihm beraubten Kindes verbürgt hatten. Es waren die blühendſten Zeiten der Intrigue und der Gewiſſenloſigkeit der Höfe im Verkehr unter ſich und der gemeinſamen vollſtändigen Mißachtung der Rechte und Wünſche der Völker. In ſolchem ſchlechten Wetteifer that es die erſt auftauchende, noch ganz im aſiatiſchen Barbarenthum ſteckende Macht den civiliſirteſten Höfen Europa's noch faſt zuvor. Gleich zu Anfang des Kriegs, nachdem der Czar Peter ſein Bündniß mit Friedrich dem Vierten gegen Schweden geſchloſſen, ein Manifeſt gegen dieſe Macht geſchleudert hatte, mit ſeinen raubhordenartigen Schaaren bereits nach Ingrien und Eſthland vorgedrungen war und ſeine Hauptmacht, hundertachtzigtauſend

Mann bei Pleskow sammelte, ließ er durch einen außerordentlichen Gesandten, einen moskowitischen Russen, Karl dem Zwölften, der gerade vor Kopenhagen stand, Frieden und Freundschaft und dazu Waffen und Truppen zur Ausführung seiner Pläne gegen Dänemark anbieten. Dagegen verlangte er nur Narwa oder wenigstens Neuschanz, um seinem weiten Reiche ein Thor nach der See zu eröffnen. Karl der Zwölfte wies jedoch die Unterhandlung mit einem Fürsten zurück, der den Krieg mit Schweden vom Zaun gerissen, nachdem er zwei Jahre vorher den ewigen Frieden mit Schweden auf das Evangelium beschworen und noch später feierlich bekräftigt hatte. Friedrich der Vierte kannte allerdings die Zweideutigkeit seines moskowitischen Bundesgenossen, hatte jedoch nicht versäumt, in dem Vertrag mit ihm (vom Februar 1713) sich versprechen zu lassen: „Seiner Majestät alle die Vortheile, so sie dereinst von der schleswigschen Seite bei dem Frieden erhalten könnten, keineswegs zu hindern."

Mit dem König Georg dem Ersten von Großbritannien als Churfürsten von Hannover schloß der König am 26. Juni
1715. 1715 einen Vertrag, in welchem er die von Schweden eroberten Stifte Bremen und Verden gegen eine Geldsumme an Hannover abtrat und sich Besitz, Genuß und Eigenthum des fürstlichen Antheils vom Herzogthum Schleswig verbürgen ließ.

In dem zu Stockholm schwedischerseits am 3. 14. Juni und
1720. auf Friedrichsburg dänischerseits den 3. Juli 1720 unterzeichneten Frieden, welcher durch Frankreichs und Englands Vermittlung dem nordischen Krieg, aber nicht den Händeln mit dem Herzog ein Ende machte, versprach Schweden, dem Herzog von Holstein Gottorf wegen des Herzogthums Schleswig keinen Beistand wider den König von Dänemark zu leisten. Unter dieser Bedingung gab Dänemark an Schweden einen Theil von Pommern bis an den Peenefluß und die Insel Rügen zurück, welche letztere in Gemäßheit eines Vertrages von 1715 mit

dem König von Preußen — der ihm ebenfalls den Gottorfiſchen Antheil von Schleswig garantirte — an Friedrich den Vierten abgetreten worden war.

Der Herzog von Gottorf war alſo, wie vorauszuſehen, das Opfer; der däniſche Handel mit deutſchen Provinzen das Hauptmittel, einen deutſchen Reichsfürſten ſeiner Landes- und Erbrechte im Herzogthum Schleswig ſchmählich zu berauben.

Der alleinige Beſitz von Schleswig und der übrige Inhalt des nordiſchen Friedensvertrags wurden dann noch in beſonderen Akten von Seiten Englands und Frankreichs verbürgt. Die engliſche Verbürgungsakte lautet vom 26. Juli, die franzöſiſche vom 18. Auguſt 1720; beide ſtimmen darin überein, daß ſie dem König Friedrich dem Vierten den ruhigen Beſitz des fürſtlichen Antheils vom Herzogthum Schleswig gewährleiſten. Die großbritanniſche ertheilt dem König die Zuſicherung „de lui garantir et conserver dans une possession continuelle et paisible la partie du Duché de Schleswick, la quelle Sa Majesté Danoise a entre les mains.*);“ Die Verbürgungsakte Frankreichs ſagt: La couronne de Dannemark, si elle n'était assurée de la possession du Slesvig, laquelle Sa Maj. Brit. lui a déjà garantie, ... le Roi très Chrétien a bien voulu accorder à cette (dernière) couronne, comme lui donne par ses présentes, la garantie du Duché de Slesvig et promet de maintenir le Roi de Dannemark dans la possession paisible, de la partie ducale du dit Duché.“**)

*) „Demſelben zu verbürgen und ihn zu erhalten in einem beſtändigen und friedlichen Beſitz den Theil des Herzogthums Schleswig, welchen Se. königliche Majeſtät in Händen hat.“

**) „Falls nun die däniſche Krone des Beſitzes von Schleswig nicht verſichert hielte, welchen Ihre Se. Brit. Maj. bereits verbürgt hat . . . . hat der Allerdurchlauchtigſte König dieſer (letzteren) Krone gern gewähren wollen, wie ſie ihr durch Gegenwärtiges gewährt, die Bürgſchaft des Herzogthums

Beachtet man, daß nach damaligem diplomatischen Sprachgebrauch die Krone — abwechselnd mit dem eben so bildlichen Szepter eben nur die Gesammtheit der unter einem Herrscher vereinten Staatsgebiete, abgesehen von den inneren staatsrechtlichen Verhältnissen derselben oder mit souveräner Gleichgültigkeit gegen Land und Leute besagen wollte, so findet man den Wortlaut dieser Urkunde nicht geeignet, irgend eine Zweideutigkeit zu begünstigen, woher auch die von König Christian dem Achten vor Ausbruch des jüngsten Krieges der Herzogthümer gegen Dänemark niedergesetzte Kommission in ihrem „Bedenken über die Successionsverhältnisse im Herzogthum Schleswig" keinen sonderlichen Werth auf dieselben gelegt zu haben scheint. England und Frankreich verbürgen sich dem König für den Besitz des bisher herzoglichen Antheils an Schleswig, und weiter für nichts mehr. Jeder Zweifel war darin der alleinige Besitz des ganzen Herzogthums begriffen, ohne jedoch der staatsrechtlichen Beschaffenheit und Verbindung desselben mit Holstein in den Weg zu treten. Die Verbürgung des Theils erfolgte nicht aus der Verbürgung des Ganzen, vielmehr wurde der Theil von den kontrahirenden Mächten als ein besonderes souveränes Fürstenthum aufgefaßt, über dessen Verhältnisse zum Ganzen und zum Herzogthum Holstein keine weitere Erörterung stattfand. Was kümmerte sich auch Lord Walpole, der stolze, allmächtige Minister Englands, der die Rechte seines eigenen Volkes mißachtete: was die Regentschaft Frankreichs, geleitet durch Mätressen in Walpole's Solde: was endlich ein souveränitätstrunkener Monarch, wie Friedrich der vierte, da er die Ohnmacht hatte: was kümmerten diese auf dem Schloß von Stockholm in der Person ihrer Gesandten verhandelnden Mächte sich um die armseligen Verfassungs-

Schleswig, und erhielt die Zusage, den König von Dänemark in dem friedlichen Besitz des herzoglichen Theils des genannten Herzogthums aufrecht zu erhalten.

rechte Schleswig-Holsteins!" Ihretwegen konnte der König ganz nach Belieben das künftige Verhältniß des Gottorfischen Antheils zum königlichen und beider zu der Krone Dänemark anordnen. Das waren seine eigenen inneren Angelegenheiten, die sie nichts angingen. Desto mehr freilich die deutschen Herzogthümer und das deutsche Reich, dessen Kaiser sich jedoch mit wohlmeinenden Verwendungen für den vertriebenen Herzog begnügte und vom König nur unbefriedigende Antworten erhalten hatte.*)

Dänischerseits wird nun auch behauptet, König Friedrich der Vierte, nunmehr alleiniger Souverän in Schleswig, habe die Absicht gehabt, das staatsrechtliche Verhältniß des ganzen Herzogthums aufzuheben, Schleswig dem Königreich zu incorporiren und zu einer Provinz von Dänemark zu machen — jedoch habe er — wie von derselben Seite zugestanden wird — seine Absicht nicht verwirklicht.**)

Eine solche Absicht soll er nicht nur in den Vorberathungen ausgesprochen, sondern in den beiden Aktenstücken verrathen haben, von denen nunmehr die Rede sein wird.

In einem Patent vom 22. August 1721 gab der König 1721
seinen Entschluß in Betreff des Gottorfischen Antheils von Schleswig kund. Der König — „Wir Friedrich der Vierte, von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und der Ditmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst" — beruft sich eingangs auf die zur Genüge bekannten Feindseligkeiten und das treulose Verfahren des Herzogs von Holstein, (sic) „daß wir daher bewogen worden, des Herzogen Karl Friedrichs zu Holstein gehabten Antheil im Hertzogthum Schleswig, als ein in beschwerlichen Zeiten un-

*) Faber, Staatskanzlei XXVIII pag. 373 u. ff.

**) Memmingenbetenken über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig 1846 pag. 9—13.

rechtmäßigerweise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinens wieder in Possession zu nehmen ..... und wir dann solchem nach entschlossen, selbigen Antheil mit dem Unsrigen zu vereinigen und zu incorporiren*), und dero Behuef von den gesammbten angesessenen Ständen unseres Herzogthums Schleswig, als Prälaten, der Ritterschaft, Städten, Ambts und Landschafts-Einwohnern und Unterthanen die alleinige Erbhuldigung durch gewisse dazu verordnete und authorisirte Commissarien einnehmen zu lassen."

Die Zeitgenossen haben das Patent des Königs, das seinen erst durch die Huldigung zu vollführenden Entschluß aussprach, in der Hauptsache vollkommen richtig verstanden. Bei Erwähnung dieses Patents wird in der „Europäischen Fama" vom Jahre 1721 **) die Bedeutung desselben dahin angegeben: „daß Se. Majestät sich genöthigt gesehen haben, dieses Herzogthum Schleswig in Besitz zu nehmen, und selbes auf ewig mit dem königlichen Holstein zu vereinigen." Genauer noch äußert sich der Mercure historique et politique ***): le préambule de l'acte pour l'hommage porte entre autre que Sa Majesté Danoise a jugé à propos de s'emparer du duché de Sleswyk, pour l'incorporer à perpetuité au duché royal de Holstein. (Das einleitende Patent für die Huldigungsakte enthält unter anderm, daß Se. dänische Majestät es für angemessen erachtet hat, sich des Herzogthums Schleswig zu bemächtigen und es für immer dem königlichen Herzogthum Holstein zu inkorporiren.) Es ist dabei zu bemerken, daß beide gleichzeitigen Berichte sich des Ausdrucks „Holstein" in der erwähnten alten Bedeutung für Schleswig-Holstein be-

*) Christian V. hatte bei ähnlicher Gelegenheit im Jahre 1684 gesagt: „das fürstliche Antheil am Herzogthum Schleswig einzuziehen und mit dem Übrigen zu conjungiren."

**) Theil 241, pag. 1002.

***) 1721, VI. 5.

dienen, zunächst aber für den jüngeren königlichen Antheil, dessen Hauptschloß Seaeberg.

Weniger noch als Friedrich der Vierte in obigem Patente für seinen, abgesehen von dem „entre nutre" gehegten Zweck, das Herzogthum Schleswig staatsrechtlich wieder zu einigen, für nöthig gefunden hatte, vollführte er, indem er bald darauf nicht von den gesammten, sondern nur von den bisher herzoglichen Unterthanen den Huldigungseid einfordern ließ. Die Gutsbesitzer Schleswigs, sowol die ritterschaftlichen als nicht ritterschaftlichen, leisteten am 4. September 1721 auf dem Schlosse Gottorf, in Beisein des Prinzen Christian den Huldigungseid.

Der Huldigungseid für die Ritterschaft oder die Ritter, welche, nach allen Akten jenes Tages, nicht als ständische Repräsentanten, sondern gleich den übrigen Besitzern adliger Güter als Privatpersonen, als bisher gemeinschaftliche Unterthanen erschienen waren, lautete wie folgt:

„Ich, Endesbenandter von der Ritterschafft in dem Herzogthum Schleswig thue kundt hierfeit: Nachdem Ihre königliche Majestat zu Dänemark, Norwegen ꝛc. ꝛc. Mein allergnädigster König und Herr, haut dero sub dato Gottorf den 22. August 1721 ausgelaßenen Patents

das vorhin gewesene Fürstliche Antheil des Herzogthums Schleswig mit dem Ihrigen zu vereinigen und Dero Grehne als ein altes injuria temporum *) abgerißenes Stück auf ewig wieder zu incorporiren für gut befunden . . . .

So gelobe und verpflichte Ich, für mich, meine Erben und Successoren hiermit und in krafft dieses, daß ich und sie Ihre Königliche Majestat zu Dänemark, Norwegen ꝛc. ꝛc.

*) d. i. durch Ungunst der Zeiten, in „beschwerlichen Zeiten", wie es im Patent lautet.

für unseren alleinigen souveränen Landesherrn erkennen und halten, derselben wie auch dero königlichen Erb-Successoren in der Regierung, secundum tenorem Legis Regiae*), treu, hold und gewärtig sein — — wollen."

Dieselben Worte finden sich auch in den Huldigungseiden, welche einen Tag früher von den Herzögen von Augustenburg und Glücksburg für ihre in Schleswig belegenen Güter geleistet wurden. In dem Formular, welches der Herzog von Augustenburg unterzeichnete, fehlt ausnahmsweise von allen übrigen das Komma zwischen den Worten Regierung und secundum und statt Legis regiae hat es Regi Legis. Der Herzog von Holstein-Beck leistete den Huldigungseid gar nicht — den städtischen Magistraten und denen der Aemter und Landschaften, jedoch nur des Gottorfschen Antheils, wurde der „schuldige Eid der Treue" daheim abgenommen.

Offenbar enthielt der Huldigungseid noch etwas Anderes und Mehreres als sein Vorläufer, das Patent, obgleich es sich ausdrücklich auf dasselbe zurückbezieht, wie die Verwirklichung einer Absicht auf die vorgängige Verkündigung derselben. Dort sprach der König von Inkorporiren mit Bezug auf den königlichen Antheil des Herzogthums; hier soll die Inkorporirung in die „Krone" (?) vor sich gehen. Dort verkündigte er einfach, daß er sich als alleinigem souveränen Landesherrn huldigen lassen wolle; hier hat er die „königlichen Erbsuccessoren in der Regierung secundum tenorem legis regiae" hinzugefügt.

Ob die zu Gottorf versammelten Ritter in die dunkeln Stellen des ihnen vorgelesenen Formulars besser eingedrungen sind als wir noch heutzutage; ob sie sich von dem „alten injuria temporum von Dero Krone abgerissenem Stück" eine

*) Nach den Bestimmungen der lex regia (d. i. wörtlich: des königlichen Gesetzes).

irgend bestimmte, deutliche Vorstellung gemacht haben (etwa das darunter die mit schwedischen Waffen durchgesetzte Souveränität des Gottorfer Herzogs verstanden werden sollte; ob sie die ganz bedeutsame lateinische Phrase: secundum tenorem legis regiae," sich haben übersetzen und erklären lassen: das sind Fragen, deren — wegen Mangel an memoirenhafter Zeugnisse kaum entscheidende — Beantwortung nicht ohne historisches Interesse wäre, für die staatsrechtliche Bedeutung der Vorgänge auf dem Gottorfer Schloß aber nicht in Betracht kommen.

Der eigentliche Vorgang bei der Huldigung ist der Nachwelt durch eine, in verschiedenen Exemplaren der Landtagsakten enthaltenen Erzählung aufbewahrt worden. Nachdem der Huldigungseid verlesen und die Aufforderung ergangen war, denselben zu unterzeichnen, antwortete der Propst Detlev Reventlau, aus dem alten ehemals in Dithmarschen angesessenen und, der Sage nach, durch die fürsten- und adelsfeindlichen Bauern daraus vertriebenen Geschlecht der Reventlau, für sich und namens der schleswigschen Ritterschaft mit kargen und bedachten Worten: „daß sie Ihro Königliche Majestät Willen allerunterthänigst zu geleben sich eingefunden und des Gebietens wären, derselben als ihrem alleinigen souverainen Landesherrn ihre Treu, zele und Devotion unverbrüchlich zu erweisen."

Demnach verzichteten die Ritter auf jeden Anspruch, für Vasallen zu gelten und leisteten die „gewöhnliche Huldigung", wozu sie eingangs auch nur aufgefordert worden waren.

Sollte also Friedrich der Vierte bei der merklich abweichenden Fassung des Huldigungseides eine geheime Absicht gehabt haben, die er unaussprechlich auszusprechen nicht für gut befand — eine Voraussetzung, zu welcher der streng loyale Sinn der schleswig-holsteinischen Rechtsgelehrten sich niemals berechtigt gefühlt hat — wollte der König aber dennoch gleichsam an

der Schwelle des schleswig-holsteinischen Verfassungseides, auf welchem stehend allein die Einberufenen zu schwören hatten, verborgene Angangeln und Selbstschüsse gelegt haben, so hat er schon darum keinen Erfolg damit erzielt, weil die Ritter auf solche perfide Voraussetzungen gar nicht eingingen, vielmehr ihren Schritt darüber hinwegnahmen.

Auf diesen Umstand und Vorgang, der wesentlich mit zu der Geschichte des, man darf sagen, berüchtigten Huldigungseides gehört, durch welchen Friedrich der Vierte seine offenbare Gewaltthat gegen den herzoglichen Mitregenten zu einer Mitschuld des Landes zu machen suchte, hat man bisher nicht das ganze Gewicht gelegt, welches er für die Würdigung der Leistung vom 1. September 1721 auf dem Schlosse Gottorf in Anspruch nimmt. Mannhaftere Nachkömmlinge der alten Geschlechter hätten sich entweder gar nicht auf die einseitige Huldigung eingelassen — in Kraft und Rücksicht der Verfassung und weil der Herzog ihnen keine Ursache gegeben, den ihm geleisteten Treueid zu brechen — oder ihr Bedenken über die ungewöhnliche Form nicht verbeißt, in Betreff des Inhalts ausdrückliche Verwahrung eingelegt. Vergegenwärtigt man sich aber, daß fast im ganzen damaligen Europa die Fürstengewalt ihr Uebermaß, das Recht der Völker den tiefsten Grad der Ohnmacht schon erreicht hatte, daß es innerhalb und außerhalb der parlamentarischen Körperschaften nur mehr oder weniger unter die fürstliche Militärdespotie gebeugte Unterthanen gab, so wird man doch einigermaßen die stillschweigende Reserve anerkennen, womit die Ritter und andere Gutsbesitzer den Eid leisteten: etwaige geheime Absichten des Königs kannten, wollten, durften sie nicht vereiteln.

Auffälliger hätte auch kaum ein beabsichtigtes Attentat gegen das Staats- und Fürstenrecht des Herzogthums in Folge innerer und äußerer Widersprüche mit dem Stempel der Nichtigkeit gezeichnet sein können. Einer Versammlung von Prä-

laten, Ritterschaft und Gutsbesitzern, huldigend für den bisher gemeinschaftlichen und privativen herzoglich Gottorfischen Antheil, fehlte durchaus der ständische Charakter. Nur auf einem Landtag — und einen besonderen Landtag hatte verfassungsmäßig das Herzogthum Schleswig damals gar nicht, sondern nur einen gemeinschaftlichen mit Holstein — hätte die Ritterschaft mit den Städten zusammen als Repräsentant des ganzen Landes auftreten können. Eben so wenig aber wurde das übrige gesammte Land mit seinen Städten, Aemtern und Landschaften, sondern nur die Einwohnerschaft des vom Könige ekspirten Gottorfischen Antheils zum Treueid aufgefordert und leistete denselben durch die betreffenden Magistrate. Wie also durfte der König nur wähnen, durch solche Huldigungsinstrumente und durch solche Huldigungsweise das Staatsrecht des Herzogthums aufzuheben, durch Inkorporirung der einen Hälfte des Herzogthums, eines Viertheils des untheilbaren schleswig-holsteinischen Staatskörpers, des corpus integrale (um mit dem bei seinen Verfahren beliebten Ausdruck zu reden) in das Königreich Dänemark das ganze Herzogthum zu inkorporiren: kann eben so heilläufig als schlüpfrig, eine veränderte, dazu mit der schleswig-holsteinischen Verfassung unvereinbare, weil mannweibliche, Erbfolge in Schleswig einzuführen, die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes, eines aus der trüben Mischung von Religion und Politik hervorgegangenen, nur durch die gänzliche Verfallenheit dänischer Zustände ermöglichten, theoretisch übersinnigen Ungeheuers der Tesvetie, welches den Bewohnern Schleswigs nur vom Hörensagen oder durch buchhändlerische Verbreitung (in lateinisch deutscher Uebersetzung) bekannt geworden war. Die Sache wird noch ungereimter, wenn man einerseits bedenkt, daß die dem nunmehr alleinigen souveränen Landesherrn geleistete Huldigung mit einer Huldigung an den ganz anders betitelten und berechtigten dänischen Alleingewalthaber- (Enevolt Herskab)

König im auffälligsten Kontraste stand, andererseits, daß die Erbfolge auf fürstlichen Erbstatuten beruhte, die bis dahin so wenig im königlichen als im herzoglichen Hause aufgehoben worden waren. Das Erbstatut Friedrich des Dritten vom Jahr 1650 nennt sich vielmehr ausdrücklich: „ein ewig währendes Gesetz Unserer Königlichen Linie Unsers Fürstlichen Hauses Schleswig Holstein;" und auch von dänischer Seite ist nicht behauptet, noch weniger nachgewiesen worden, daß dies ewig währende Gesetz schon bis dahin, oder auch später, der Zeitlichkeit erlegen wäre. Selbst ein verfassungsmäßiger Landtag hätte die Huldigung secundum tenorem legis regiae — diese Worte nicht auf das einzige königliche Erbstatut in den Herzogthümern, sondern auf die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes bezogen — nicht einmal in den Augen des Königs selbst, geschweige bei den erbberechtigten Fürsten zu einer Legitimation veränderter Erbfolge erheben können. Die festgesetzte Erbfolge war Fürstenrecht, anerkannt von den Ständen, nach Preisgebung ihres Wahlrechts zu Gunsten der Geburt in der allein berechtigten Mannslinie der Oldenburger. Und woher hätten ihrerseits die dem bisherigen gemeinschaftlichen und privativen Antheil des Herzogs angehörigen Ritter, Gutsbesitzer, Magistrate die Vollmacht nehmen sollen, eins der Grundgesetze der Landesprivilegien von 1460 zu vernichten!*)

*) Ein Theil der beregten Widersprüche ist auch dänischerseits, zwar nicht zugestehen, aber auf dem Umwege einer seltsamen Interpretation des Textes eingestanden worden. Weil der König doch einmal durch die einseitige Incorporirung eines Theils in Dänemark nicht das Ganze incorporiren konnte, hat man die königliche Logik dadurch retten wollen, daß man den König zu einem schlechten Grammatiker machte. Schon die Worte des Patents: „selbigen Antheil mit den Unsrigen zu vereinigen und zu incorporiren" sollen nämlich so viel heißen als: „selbigen Antheil mit dem unsrigen zu vereinigen und zugleich mit den Unsrigen dem Königreich oder der Krone Dänemark (im engern Sinne des Königreichs) zu incor-

Auch die Berufung auf die Gewalt der Waffen konnte dem König für unrechtmäßige Absichten auf Schleswig wenig verschlagen; die Ausübung, jure belli, nach Kriegsrecht, über

das Land des souveränen Herzogs als feindliches, eroberte, verfügen zu können, wor ihm vertragsmäßig abgeschnitten. Weder der König von Dänemark als solcher durfte den Herzog von Holstein, noch der königliche Herzog seinen herzoglichen Mitregenten mit Krieg überziehen. Selbst der Fall der Nothwehr konnte nicht zu einem wahren völkerrechtlichen Kriege führen. Streitigkeiten zwischen dem Königreiche und den Herzogthümern sollten durch die Schiedsgerichte der Union, die gemeinsamen Unionsangelegenheiten, schiedlich werden: Streitigkeiten zwischen den Herzogen durch gütliche Unterhandlungen oder durch Anrufung vermittelnder Mächte. Durch die Verfassung und durch Vertrag war Friedrich der Vierte, wie sein Vorfahr, auf den Weg gewiesen, welchen er in seinem Streit mit dem Herzog von Holstein hätte gehen sollen.

Die Geschichte, die nicht durch Loyalitätsgefühle, sondern durch Wahrheitssinn geleitet wird, kann allerdings vor den

rechtswidrigen Absichten Friedrich des Vierten ihr Auge nicht schließen. Muß man schon in den „rechtmäßigen Erbsuccessoren" und den „gehorsamen Erbunterthanen" der gezwungenen Huldigungsleistung von 1684 den noch verhüllten Keim einer Untreue gegen die Verfassung ahnen, so sieht man hier die seither genährte, erdreistete Absicht in hellerem Licht: eine kaum sich versteckende Klaue, die mit schnellem Griff die Rechte der Herzogthümer antasten, Schleswig auf die dänische Seite reißen, vor allem aber dasselbe mit den Nachkommen Friedrich des Dritten secundum tenorem legis regiae für immer verbinden möchte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der König sogar in den Ausdruck „Souveränetät" „alleinige Souveränetät" geheimerweise den dermaligen und später fortwuchernden schwindlichen Sinn der fürstlichen Befreitheit von aller und jeder historischen Rechtsbindung gelegt hat. Es war, wie wiederholt bemerkt, die Zeit, wo die historischen Volksrechte überall in den Hintergrund traten und gleich todtkranken alten Löwen mit den Fußtritten der neuen Herrscher von Gottes Gnaden bedacht wurden. Zwar hatte der König gleich seinen Vorgängern in der schleswig-holsteinischen Regierung, die Privilegien bei seinem Regierungsantritt bestätigt, aber schon zufolge des von Christian dem Vierten ausgesprochenen Grundsatzes fand zwischen dem König von Dänemark als solchem und dem König-Herzog keine solidarisch moralische Verbindung statt.

An Nachweisung sonstiger Spuren von der Absicht des Königs, Schleswig in eine verfassungswidrige Verbindung mit Dänemark zu setzen, hat es dänische Beflissenheit nicht fehlen lassen. Friedrich der Vierte, hebt man hervor, hat eine für seine Absicht der Inkorporation bedeutsame Veränderung in dem Wappenschilde der Monarchie vorgenommen. Aus dem Mittelschilde, worin sich die Wappen von Schleswig, Holstein, Stormarn und Ditmarschen (also von Schleswig-Holstein) befanden, nahm er Schleswigs Wappen (die beiden

gelben Löwen im blauen Felde) hinweg und setzte dasselbe in das Hauptschild — wie der erwähnte dänische Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer Hoyer anführt: „unter die souveränen Reiche und außer dem Römischen Reiche belegenen Provinzen.“ Derselben Autorität zufolge verschwand jedoch diese Veränderung unter dem nachfolgenden Herrscher und die „vorige Einrichtung des ganzen königlichen Wappens“ wurde von Neuem wieder angenommen. Ein anderes Zeugniß für die, rechtlich allerdings gar nicht in Betracht kommende Absicht und Ansicht des Königs, wird durch eine, in Folge des Stockholmer Friedens geschlagene Denkmünze beigebracht. Auf der einen Seite der Medaille befindet sich Friedrich des Vierten Brustbild, auf der andern eine allegorische Darstellung mit der Unterschrift:

Danmark Sandets [illegible] Schleswig Fundament*)

69. Hatte der König Friedrich der Vierte, wenn auch in unklarer, widerspruchsvoller, zumal rechtsungültiger Weise mit dem Huldigungsvorgang eine verfassungswidrige Absicht verbunden, so verläugnete er solche jedenfalls durch sein späteres Verfahren. Er machte keinen Versuch, Schleswig in ein näheres Verhältniß mit Dänemark zu versetzen, geschweige das Herzogthum dem Königreich einzuverleiben. Alles blieb beim Alten; kein Recht, kein Herkommen wurde geschränkt. Schleswig hat mit Holstein Gesetzgebung, Rechtspflege, Kirchen- und Gemeindeverfassung, Steuerwesen, Landesarmee und was sonst zu den Banden der verfassungsmäßigen Einigung gehörte, nach wie vor getheilt. Nach wie vor blieb im ganzen Schleswig die deutsche Sprache die amtliche der Regierung, der Obrigkeiten, der Gerichte; von ihrer alleinigen Herrschaft

*) Danmark bekommt den Zuwachs von dem ganzen Herzogthum Schleswig.

in den gelehrten Schulen nicht zu reden. Selbst auf dem damals noch größeren Gebiete der Kirchspiele, wo der niedere jütisch-dänische Dialekt vorherrschte, ließ er den herkömmlichen Gebrauch der deutschen Sprache in Kirche und Schule fortbestehen.

Als die Bürger der abgebrannten jütischen Stadt Wiburg die Gründung einer zweiten dänischen Universität in Wiburg beantragten, schlug er dies Begehren ab, weil er geneigt war, vielmehr in Schleswig oder in Altona eine königliche Hochschule für die deutschen Herzogthümer zu stiften, unter andern weil die dortige Jugend über zwanzigtausend Thaler auf auswärtigen Universitäten verzehre.

Auch fehlt es an jedem Anhalt für die, ohnehin über die Grenze der Geschichte hinausschweifende Voraussetzung, er habe die Durchführung seiner Absichten nur vertagt oder seinen Nachfolgern zu überlassen gedacht. Es ging ein Gerede, er habe sich wegen Wiedernahme Schleswigs Gewissensvorwürfe gemacht*): war dies der Fall, so liegt es am nächsten, an die Beraubung des Gottorfer Herzogs um dessen Antheil an Schleswig zu denken, die allerdings eine schwere Gewissenssache war; entfernter an die Zweideutigkeiten, die er gegen das Recht der Herzogthümer im Schilde geführt hatte. Thatsächlich hat er während seiner ganzen fernern Regierungsperiode anerkannt, daß die einzige rechtsbeständige Veränderung, welche die Huldigung von 1721 nach sich ziehen konnte, nur die war, daß er in Schleswig an die Stelle des Herzogs getreten und somit aus dem Herrn des halben Herzogthums alleiniger Herr und Regent des ganzen geworden war — ein Ereigniß, welches trotz seines gewaltsamen Charakters gegen den Mitregenten in beiden Herzogthümern und un-

*) Falk, Handbuch des schleswig-holsteinischen Privatrechts I. 332; nach Meyer's Leben, I. 99.

ungeachtet dasselbe die Schwäche der ritterschaftlichen Landesvertretung benutzte, nicht im Stande war einen Grundstein der schleswig-holsteinischen Verfassung von 1460 aus der Stelle zu rütteln. Erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, die Verdrängung des königlichen Mitregenten als eine Eroberung Schleswigs aufzufassen. Noch mehr! Vierzehn Tage nach der Huldigungsscene auf Gottorf vertröstete der König die schleswigsche Ritterschaft auf einen allgemeinen Landtag für die Herzogthümer; eine Zusage, die selbst den Gedanken an ein zersetztes Rechtsverhältniß in den Herzogthümern ausschloß. Freilich hatte das Versprechen den Beisatz, wenn die Konjunkturen es gestatten würden. Auch kam die Landtagung weder damals noch in späteren Zeiten zustande. Einen ungenügenden Ersatz dafür boten die sogenannten Rittertage. Im Jahre 1713 beliebte man, auf des Geheimerath Welf Blome Vorschlag, die Einrichtung von Distriktsdeputirten*), „um bei den höchst bekümmerten Zeitläuften und noch weit aussehenden Konjunkturen die Angelegenheiten des Landes eifrigst zu besorgen und desfallsige Konferenzen anzustellen." Später, im Jahre 1775, wurde die Wahl einer fortwährenden Deputation genehmigt und als diejenige Behörde anerkannt, mit welcher die Landesregierung das Nöthige zu verhandeln habe. Die Grundsteuer wurde seit 1712 bis 1802 nicht erhöht: ein unbeschränktes Besteuerungsrecht, welches die Regierung bereits auf dem mehrerwähnten letzten Landtag von 1711—12 in Anspruch nehmen wollte, hat die Ritterschaft niemals eingeräumt.

Nicht allein die rechtlich bestehende Verbindung der Herzogthümer ist seit den Vorgängen von 1711 — immer mit Ausnahme der fortdauernden Lähmung des verfassungs-

* Das ritterschaftliche Besitzthum in den Herzogthümern war damals in sieben, später in neun Distrikte eingetheilt.

mäßigen Organs — thatsächlich von dänischer Seite festgehalten werden; sondern es wurde auch die Erbberechtigung des Mannsstammes und damit die Unwirksamkeit einer Huldigung nach den Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes mehrfach thatsächlich anerkannt. Die Nachkommen des Herzogs Johann des Jüngern fuhren auch nach dem Jahre 1721 fort, wegen der „gesammten Hand" an dem Herzogthum Schleswig und der Insel Fehmern zu muthen und noch im Jahr 1767 erfolgte königlicherseits die Erwiderung, daß die Rechte der Linie durch die Muthungen gewahrt sein sollten.*) In der Ertheilung solcher Muthzettel war das Wesentliche der früheren Lehnserneuerung und ihrer erbrechtlichen Befugnisse enthalten, wobei es gleichgültig war, ob die Inhaber der „gesammten Hand" irgend einen Theil vom Lehn besaßen oder nicht.**) Die Erwähnung dieser Sache kann allerdings nur den Zweck haben, das offenkundige Verhalten der dänischen Regierung, den genannten Lehnsansprüchen der Linie Johann des Jüngeren gegenüber, darzulegen; möglicherweise haben die dänischen Könige immer den Hintergedanken unbedacht auf ihre Muthzettel geschrieben: ihr kommt einmal an die Reihe wenn — was durchaus unwahrscheinlich — das ganze Geschlecht Friedrich des Dritten in männlichem und weiblichem Stamm ausgestorben sein wird. Solche Geheimschrift ist ihnen wirklich später von den Verfassern des berüchtigten, im Auftrage König Christian des Achten abgefaßten „Commissionsbedenkens" ***) zugetraut

*) Commissionsbedenken, pag. 18.

**) In dem Lehnbriefe König Friedrichs vom 26. Mai 1649 sind z. B. sämmtliche Lehne des Sonderburgschen Herzogs Alexander namentlich aufgeführt und mit der gesammten Hand belehnt worden, während nur der alleste Sohn ab im Besitz eines Lehnstückes befand, die übrigen durch das Primogeniturgesetz ausgeschlossen waren.

***) Commissionsbedenken pag. 17 u. 18.

worden. Man darf aber nicht vergessen, daß die Erbfolge in Schleswig wie in Holstein nicht auf Lehnsbriefen und Muthzetteln, sondern auf der Verfassung von 1460, auf dem reinen Geblüchte männlicher Abstammung beruht und daß diese Grundbestimmung durch den Ordenseidlichen Vergleich von 1579 (bis wohin die Belehnung zur gesammten Hand unbekannt war) weder aufgehoben noch abgeändert worden. — Noch stärkere Beweise, daß die königliche Linie der Besitznahme Schleswigs im Jahre 1713 und der Huldigung im Jahre 1721 die Bedeutung einer rechtsbeständigen Erbfolgeveränderung in Schleswig nicht beigelegt hat, liefern ihre Verhandlungen mit den erbberechtigten Sprossen der vertriebenen Gottorfer Linie, welche den Hauptinhalt der ferneren politischen Geschichte Schleswigs im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts bilden.

70. Der in solcher Weise über Schleswig herbeigeführte Friede konnte zwar keinen rechten Segen bringen, linderte jedoch manche äußere Noth und machte wenigstens den zum Skandal erwachsenen Mißbräuchen der Görtzschen Verwaltung in Schleswig ein Ende. Gewissenlose Feilbietung der Aemter war an der Tagesordnung gewesen. Eine Pfarrstelle in Angeln wurde öffentlich an der Hamburger Börse den Meistbietenden angesagt: ein Magister, der Schwiegersohn eines reichen Müllers, erhielt sie für tausend Thaler. Seinem Schwager, einem Grafen Reventlow, überließ Görtz die Kammerpräbende für fünfundvierzigtausend Thaler; derselbe hatte das Amt Tondern bekommen und ließ es für zwanzigtausend Thaler ausbieten; dreizehntausend wurden durch einen General geboten. Sein eigenes Amt Apenrade verhandelte Görtz für zehntausend Thaler an den Jägermeister Ahlefeldt. Bei jedem Wechsel des Amtmanns mußten die „Unterthanen" einen Thaler für den Pflug erlegen. Das eingeführte Salzmonopol, in den Händen dreier Leute, des „Salzjunkers"

Diese, des Etatsrath Clausen und des Juden Benedix Goldschmidt bekanntlich, fiel besonders den Gegenden lästig, wo man sich früher des schottischen und spanischen Salzes bedient hatte, um Fleischfleisch einzupökeln, welches von Friedrichstadt und Husum in großer Menge nach England, Holland und Spanien ging. Gerzens Bruder erhielt die Fischereien und leerte die Seen und Teiche aus. Ein den Fischern der Stadt Schleswig gegebenes Monopol, die Fahrt nach Kiel, nahm den Karpfern, den Anwohnern der Schleemündung, den vorzüglichsten Nahrungszweig. In der Mißachtung kommunaler Behörden war die herzogliche Regierung stets vorangegangen: nur von der Regierung abhängige Präsidenten wurden in Schleswig und andern Städten eingesetzt. Richterliche Sprüche wurden, wenn sie mißfällig waren, unter allerhand Vorwänden hinfällig gemacht, sogar in den Protokollen ausgelöscht. Den Pfennigmeistern im sonst so reichen Siderstedt, die sich entschuldigten, daß sie nichts mehr erpressen könnten, antwortete Görz: sein Herr, der Herzog, wolle keine Bettler im Lande; wer nicht geben könne, was befohlen würde, der möge zum Teufel laufen; man würde dann bessere Gelegenen ins Land ziehen.

Unheilvoll war auch das Curatorium, das Görz über die Universität Kiel geführt hatte, obwol diese trotz der ungünstigsten Umstände fortfuhr, zum Mittelpunkt der Herrschaft des deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft in den Herzogthümern beizutragen. In Holstein dauerte die Mißregierung und „Plusmacherei" unter der herzoglichen Regide noch eine geraume Zeit fort; mit Recht mochte später Friedrich der Große in einem bekannten Ausruf sich über die Unvernünftigkeit der Herzogthümer verwundern.

In den ersten dreißig Jahren des Jahrhunderts waren die Landgüter fortwährend im Preise gestiegen, theilweise um

das Dreifache. Dazu trug nicht allein die starke Ausfuhr des Getreides nach Holland und Frankreich, sondern vorzüglich der schnell erworbene Reichthum mehrerer Glücksritter jener Zeiten bei, welche das flüchtige Geld an festen Landbesitz zu bannen suchten. Gleichzeitig war auch der Luxus gestiegen und die Konkursakten von vielen großen Gütern zeugten nicht vorzugsweise von Kriegslasten, bösen Zeiten, Unglücksfällen. Ein Schriftsteller (Ehrenbolt), welchem man eine sehr lebhafte, aber wol nicht übertriebene Schilderung des damaligen Lebens der höheren Stände verdankt, führt in dieser Beziehung folgenden alten Lebensspruch an:

Junker stolt
Schön Tien holt
Wes fram und tru,
Und slap bi Diner Fru,
Verkoof kene Buren
Se kanst du duren.

Dem Adel war der König wenig hold. Er begünstigte im Staatsdienst die Bürgerlichen und schwächte namentlich die schon gebrochene dänische Aristokratie noch mehr durch zahllose Adelsbriefe.

Auf der Rückreise von einem Besuch der Herzogthümer starb Friedrich der Vierte zu Odensee, in der Nacht seines
1730 Geburtstages, den 11 Oktober 1730; in mancher Hinsicht ein ausgezeichneter Fürst unter den Oldenburgern, Jedem zugänglich, von bedeutender Arbeitskraft, eigenem Urtheil, argwöhnisch bis zum steten Mißtrauen gegen seine Umgebungen, abgemessen, auf Etikette und äußeres Ansehen haltend; nüchtern unter schwelgerischen Zeitgenossen, geschickter Finanzmann, der bei allen Bedrängnissen seiner Regierung den Kredit zu erhalten und die Staatskassen zu füllen wußte; nicht immer freilich durch löbliche Mittel. Seit dem Jahre 1710 ließ sowol der Herzog als der König Geldsorten nach einem

bedeutend leichterem Münzfuß ausprägen, als nach dem landüblichen lübischen. Diese verkehrsschädliche, auch wider den Freibrief der Herzogthümer verstoßende Maaßregel bewog die Stadt Hamburg im Jahr 1725 eine Courantbank zu errichten und für das neue Hamburger Courantgeld ein festes Agio von sechszehn Procent gegen Species zu bestimmen. Zugleich nahm der König die Reduktion seines leichteren Geldes angeblich zu dem wirklichen Werth nach dem lübischen Münzfuße vor. Demungeachtet gab Hamburg im nächsten Jahr eine Münzordnung heraus, in welcher der Werth der königlichen Münzen um drei vom Hundert schlechter angegeben sein sollte, als er wirklich war. Dies veranlaßte den sogenannten Münzstreit. Der über das Verrufen seiner Münze und die Einführung eines neuen Hamburger Münzfußes hoch erzürnte König, der überdies die Hamburger Bürger noch immer als seine Unterthanen zu betrachten liebte, untersagte alle Handlung mit Hamburg; zehn volle Jahre hindurch dauerte ein kleinlicher, lästiger, verderblicher Verkehrskrieg, worin die eben aus der Asche erstehende Stadt Altona den Vorposten abgeben mußte. Zu den ausgemachten Verdiensten des Königs gehörte aber sein verständiges Verhalten in religiösen Angelegenheiten. Die berüchtigten Hexenprozesse jener Zeit kamen unter seiner Regierung fast gar nicht vor; eben so wenig ließ er sich zu Ketzerverfolgungen hinreißen; die Entsetzung des fanatischen Predigers Strandinger zu Nordstrand (1716) und die Verweisung des bekannteren Dippel aus Altona war mit großer Milde gepaart.

Er war überdies der erste Oldenburger, der den Anfang machte, die kleinen Herrschaften der zum Theil so fruchtbaren Vettern von der Nachkommenschaft Johann des Jüngeren wieder aufzulösen und mit dem übrigen Lande zu verschmelzen. Und zwar geschah dies durch ihn und seine Nachfolger nicht auf gewaltsamem Wege, wie die Einverleibung des Gotterf-

schen Antheils an den königlichen,*) sondern durch Unterhandlungen mit den Betreffenden. So erwarb Friedrich der Vierte den herzoglich Norburgischen Theil der Insel Alsen durch zwei Verträge mit dem Plönischen Hause, in den Jahren 1721 und 1729. Durch Kauf brachte Friedrich der Fünfte den mittleren Theil der Insel Arroe mit der Stadt vom Herzog von Holstein-Glücksburg an sich. An denselben König trat die Augustenburgische Linie im Jahre 1756 ihr Gebrecht auf den noch übrigen kleinen Lehnstheil der Glücksburgischen im Sundewit und in Angeln und den Plönischen in Holstein, gegen einige Pfandthümer, männliche Lehnsgüter, auf Alsen ab; so daß bei dem Aussterben der Holstein-Glücksburger im Jahre 1779 das Herzogthum Schleswig zum erstenmal wieder aus der Zerstückelung hervorging, in welche es durch die privatrechtliche Behandlung des Staatsgutes in der Familie der Oldenburger, wider den Laut und Geist der Verfassung von 1460 versetzt worden war.

71. Bei dem Regierungsantritt seines Nachfolgers, König **Christian des Achten**, erfolgte die **Bestätigung der Landesprivilegien in gesonderten Urkunden** für die schleswigsche und für die holsteinische Ritterschaft unter dem 12. März 1731.

1731

Der verfassungsmäßige Zustand war allerdings thatsächlich dahin verändert worden, daß der Gottorfische Antheil an der Gesammtregierung der Herzogthümer in Schleswig weggefallen und auf Holstein beschränkt worden war. Was noch von der gemeinschaftlichen Regierung, von Friedrich dem Zweiten die Reichstagsregierung genannt, übrig blieb, verlor so gut wie alle Bedeutung.

Aber auch die gesonderte Privilegienbestätigung hatte

*) Mit die Einziehung der deutschen Reichsgrafschaft Rantzau in Holstein durch denselben König — eine bis auf den heutigen Tag fortdauernde Gewaltthat.

keine weitere rechtliche Bedeutung. Es waren nicht die besonderen Privilegien der schleswigschen Ritterschaft, welche König Christian der Sechste bestätigte — solche einseitig schleswigsche Privilegien gab es nicht, so wenig wie in Bezug auf die Landesprivilegien eine einseitige schleswigsche oder holsteinische Ritterschaft — er bestätigte vielmehr gleichzeitig und in gleichlautenden Urkunden die urkundlichen Landesprivilegien für die schleswigsche und für die holsteinische Ritterschaft, für erstere mit der Klausel: „soweit solche Unserer souveränen alleinigen Regierung über mehr besagtes Herzogthum nicht entgegen sind." Entgegen waren die Privilegien der Alleinregierung des königlichen Herzogs in Schleswig, insofern grundgesetzlich nur eine Regierung für beide Herzogthümer stattfinden sollte, wie denn auch bisher die Einheit mindestens in der Form der Gemeinschaftlichkeit der Landesregierung festgehalten worden war. Denn der Umstand, daß die Könige als Herzoge von Holstein seit der Aufhebung des Lehnsverbandes mit Dänemark souverän geworden, während sie für Holstein Lehnsträger des deutschen Reiches blieben, brachte in dem inneren Rechtsverhältniß der Herzogthümer keine Veränderung hervor. Auch war es fortan das eifrige Bestreben der dänischen Könige, die Einheit der Regierung in beiden Landen wieder herzustellen, nur daß sie offenbar noch zuversichtlicher fortfuhren, von der unbestimmten Vorstellung einer auf der Person des Regenten beruhenden Einheit auszugehen, Schleswig zunächst mit Dänemark oder ihrem für die Ewigkeit bestimmten dänischen Erbhause in näherer, als rechtlich bestehender Verbindung zu denken und dasselbe dazu zu benutzen, auch Holstein in eine solche trübe mißverstandene Einheit hinüberzuziehen.

Es konnte nun, bei dem Wegfall der Landtage und zumal bei der wachsenden Schwäche des deutschen Reichs, in politisch todter Zeit das seltsame Widerspiel der alten heldenmüthigen

Landesgeschichte eintreten, daß Holstein durch Schleswig für Dänemark erobert werden sollte. Aber es blieb bei dem Schein. Eine höhere Kraft, die des deutschen Geistes, still wirkend in einer von Leib und Seele gesunden, tüchtigen Bevölkerung, setzte die deutsche Eroberung in Schleswig noch energischer fort und machte sogar die dänischen Könige sich unterthan, welche, mit Ausnahme der jüngsten Zeit, trotz ihrer dänischen Politik die Herrschaft desselben in den „deutschen Herzogthümern" nicht anzufechten wagten.

In derselben Weise bestätigten die Nachfolger Christian des Sechsten, mit Ausnahme des nächsten (Friedrich des Fünften) die Privilegien der schleswig-holsteinischen Stände, zuletzt noch König Christian der Achte. In dessen für die holsteinische Ritterschaft ausgestellter Urkunde hieß es: „Wir confirmiren und bestätigen alle und jede von Unseren hochseligen Herren Vorfahren ermeldeten Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein ertheilten Privilegien, Rechte und Gerechtigkeiten, wie solche von Unseres hochseligen Herrn Vetters Frederik des Sechsten Majestät unterm 17. August 1816 allerhöchst bestätigt worden, in allen ihren Punkten, Klauseln und Inhaltungen hiemit und in Kraft dieses." Die gleichlautende Urkunde für die schleswigsche Ritterschaft enthielt außerdem den oben erwähnten Zusatz. Man kann indeß sagen: nicht wegen, sondern trotz dieser nur zu zweideutigen Privilegienbestätigungen blieben die großen Rechtsthatsachen der Herzogthümer in Kraft.

Die Einigung der landvertretenden, landtagenden schleswig-holsteinischen Ritter wird in diesen Urkunden auf einen nexus socialis (Gesellschaftsverband) herabgedrückt, der denn thatsächlich nicht viel mehr bedeutete als den gemeinschaftlichen Zutritt zu den adligen Fräuleinklostern, also als ein Spott auf die Nachkommen der gemeinschaftlichen Wahlherren Christian des Ersten erscheinen mußte. Und alle die großen

Landesprivilegien, welche die königlichen Oldenburger so feierlich bestätigten, stellten ein Jahrhundert hindurch in thatsächlicher Verschrumpfung nur die ritterschaftlichen Privilegien vor, hauptsächlich die Steuerfreiheit der Ritterschaft, das will sagen, ihr Recht landtäglicher Steuerbewilligung mit thatsächlichem Ausschluß der erwähnten ordinären Kontribution, welche bis in das folgende Jahrhundert sich gleich blieb. Dennoch bewies die langbewahrte Scheu, dies Recht anzutasten, daß man sich selbst vor dem Schatten der alten Stände fürchtete und die Verfassung von 1460 doch nicht ganz todt im Grabe wußte. Selbst noch gegen das Ende des Jahrhunderts, namentlich in den Jahren 1774 und 1797, als es sich um die Aufhebung der Leibeigenschaft handelte, erhoben sich im Schooße der schleswig-holsteinischen Ritterschaft Debatten über einen zu beantragenden Landtag: eine entschiedenere Wendung führte erst später die Steuerfrage herbei.

72. Unter Christian des Sechsten Regierung genossen die Herzogthümer seit langer Zeit zum erstenmal ungestörte Waffenruhe — um einen Preis freilich, der erst ein Jahrhundert später gewürdigt werden konnte. Gegen Ende seines Lebens beschäftigte den König die Aussicht, die Kalmarsche Union mit Schweden erneuert zu sehen. Er warb nach dem Tode der Königin Ulrike Eleonore, der nur ein schwächlicher Gemahl (Friedrich der Fünfte) in der Regierung folgte, bei den schwedischen Ständen um die Thronfolge für seinen Sohn, nachdem der im Jahre 1742 durch die Kaiserin Elisabeth, seine Mutterschwester, nach Rußland berufene, damals vierzehnjährige Herzog von Holstein-Gottorf die auf ihn aus alter Anhänglichkeit an das Blut der Wasa gefallene Wahl (14. November 1742) fast gleichzeitig (18. November) durch 1742.
den Uebertritt zur griechischen Kirche in Folge seiner Ernennung zum Großfürsten von Rußland wieder nichtig gemacht hatte. Der Uebertritt war ein verhängnißvolles, unüberzeugliches

Hinderniß zur Erlangung der schwedischen Krone, mehr als Krieg und Feindschaft zwischen den beiden Ländern. Jetzt versprach Dänemark Kriegshülfe nach Finnland; ein Theil der Reichsstände wurde für den dänischen Prinzen gewonnen; es kam zu blutigen Auftritten in den Straßen Stockholms; ein Aufstand der Dalekarlen zu Gunsten des Prinzen konnte nur mit Waffengewalt unterdrückt werden. Gleich darauf wurde der Herzog-Administrator Adolf Friedrich (Bischof von
1743 Lübeck) zum Thronfolger erwählt (4. Juli 1743) und der Frieden mit Rußland — das diese Wahl des nahen herzoglichen Verwandten durch Aussicht auf günstige Friedensbedingungen unterstützt hatte — endlich abgeschlossen.

Durch den plötzlichen Umschlag in seiner Hoffnung bitter getäuscht, verlangte der König gleich nach der Wahl Vergütung seiner auf die Kriegsrüstungen verwandten Kosten und in dem mit Rußland abzuschließenden Frieden Sicherheit für Schleswig, sogar nun auch den holsteinischen Antheil des Herzogs von Gottorf. Nachdem aber die Kunde von dem so rasch nachfolgenden Frieden ihn noch mehr verletzt hatte, erklärte er den Großfürsten nach den deutschen Reichsgesetzen aller Vorrechte, Ansprüche und Besitzungen in Teutschland und namentlich des herzoglichen Antheils von Holstein verlustig! Eine allgemeine Kriegssteuer wurde ausgeschrieben, ein Heer unter General von Scholten in Seeland, ein anderes unter General von Arnold in Norwegen gesammelt. Preußen und England schienen den seltsamen Ansprüchen Dänemarks auf eine Entschädigung für den gescheiterten Plan der Wiederherstellung der nordischen Union oder des erneuerten dänischen Uebergewichts im Norden, einigen Vorschub leisten zu wollen. Doch schlossen die eingeleiteten Verhandlungen mit der Entsagung aller Ansprüche des dänischen Kronprinzen auf den schwedischen Thron, ohne jede Entschädigung; worauf der König den Weg friedlicher Unterhandlungen in Petersburg

betrat und dem Gottorfischen Herzog als Preis der Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe in Schleswig-Holstein die deutschen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst anbieten ließ. Kaum waren diese Unterhandlungen eingeleitet, als der König, schon lange mit düstern Todesgedanken vertraut, einer schweren Krankheit erlag, den 6. August 1746. 1746.

Man schildert Christian den Sechsten als einen arbeitsamen, streng gewissenhaften Fürsten, der die Gerechtigkeit und den Frieden liebte, doch überaus schüchtern, ernst, zurückhaltend, verschlossen, zu religiöser Schwermuth geneigt war. Daß seine Frömmigkeit nur Maske gewesen, wie etwa sein oben erwähnter Eifer für die Verfassung und die Würde des Heiligen Römischen Reiches — das haben seine Feinde ohne Zweifel mit Unrecht behauptet. Thatsache ist es jedoch, daß sein frommer Eifer einen düstern Schatten über alle von ihm regierten Lande warf und in seiner nächsten Umgebung, am dänischen Hofe, die offenkundigste pietistische Heuchelei hervorrief. Voltaire, vom dänischen Hofe redend, sagte:

„Unter Friedrich dem Vierten hatte man Schleswig dem Hause Holstein genommen, unter Christian dem Sechsten wollte man das Himmelreich erobern.“ *)

Wie oben erwähnt gebrach es jedoch dem frommen König nicht an dem guten Willen, die irdische „Eroberung“ in Schleswig zu sichern und ihr die von Holstein, Gottorfischen Antheils, hinzuzufügen.

*) Die Königin Magdalene, aus dem Brandenburg-Kulmbacher Hause, nährte die bigotte Richtung ihres Gemahls, wenn auch nicht aus dem Grunde, den Voltaire anführt, „um durch diesen heiligen Zaum ihren Mann von Untreue abzuhalten.“ Dagegen verdiente Erwähnung, daß sie zuerst in Dänemark, auf den Rath ihres Hofchefs, Grafen Stellberg, auf ihrem Gute Hirschholm die Frohndienste abschaffte und den Bauern freies Eigenthum gab.

73. Unmittelbar fortgesetzt wurden die Bemühungen des dänischen Kabinets, die nunmehr auf Rußlands und Schwedens Throne berufenen Gottorfer Herzöge mit der von Friedrich dem Vierten verübten Gewaltthat zu versöhnen und auf dem Rechtswege nicht allein ganz Schleswig, sondern auch ganz Holstein für die alleinige Souveränität der jüngern königlichen Linie der Nachkommenschaft Christian des Ersten zu gewinnen, durch den Sohn des Verstorbenen, König Friedrich den Fünften, mit dem Beistand seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und Oberkretärs der „Teutschen (d. i. schleswig-holsteinischen) Kanzlei", Johann Hartwig Ernst Bernstorf. Mit Schweden gelang es rasch, ein gut[illegible]nehmen zu beseitigen: unzugänglich blieb dagegen [illegible]uptperson, der junge Großfürst, der mit dem [illegible]luß, alle an seinen Vätern begangene Unbil[illegible]nark zu rächen, nach Petersburg gegangen war.

Einem vorläufig bereits im August 1749 in Kopenhagen durch den schwedischen Gesandten abgeschlossenen Vergleich folgte am 25. April 1750 der Definitivtraktat mit der 1750. schwedischen Krone und dem Thronfolger in Schweden, Herzog Adolf Friedrich von Schleswig-Holstein, Sohn und Nachfolger des Regenten Christian August. Der Herzog, Repräsentant der jüngeren Gottorfischen Linie, verzichtete darin zu Gunsten König Friedrich des Fünften und seiner männlichen Descendenten auf alle Anrechte an das Herzogthum Schleswig. Die bezüglichen Worte des Traktates lauten: „Ihre Königliche Hoheit der Thronfolger renunciren für Sich, Dero Erben und männliche Descendenten, en faveur Ihro Königl. Majestät zu Dänemark ꝛc. ꝛc. auch Dero Erben und männliche Descendenten, auf alle an dem Herzogthum Schleswig, und in specie an dem ehemaligen fürstlichen Antheil desselben .... zu habende oder zu formirende

Prätensionen u. s. w." Außerdem versprach der Thronfolger, bei etwaigem Anfall des großfürstlichen Holstein, diesen Theil gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst auszutauschen. Der König von Dänemark verpflichtete sich, für die Verzichtleistung die Summe von zweihunderttausend Thalern zu zahlen.

Ganz dem bestehenden Rechte gemäß galt die Verzichtleistung nicht dem Königreich Dänemark, sondern dem König Friedrich dem Fünften, und zwar ausdrücklich dessen männlichen Nachkommen, also mit Ausschluß der weiblichen, welche das dänische Königsgesetz mit einer bis zu dem letzten Blutsverwandten Friedrich des Dritten ausgedehnten majestätischen Vorsehung berücksichtigt hatte. Die Verzichtleistung erbberechtigter Linien innerhalb dieser Grenze war eine rein persönliche, das Land und die Verfassung nicht berührende Sache; es konnte vielmehr nur erfreulich sein, daß dadurch die verfassungsmäßige Einheit von Schleswig-Holstein von dieser Seite her eine neue Bürgschaft für die Zukunft erhalten. Sicher war der genannte schwedisch-dänische Traktat von 1750 die schlagendste Widerlegung des dänischen Vorgebens, daß im Jahre 1721 das dänische Königsgesetz — mindestens in Bezug auf die Erbfolge — in Schleswig eingeführt worden; er war so zu sagen ein aktenmäßiger Protest dagegen, genehmigt und unterzeichnet von den dänischen Bevollmächtigten in Stockholm und allerhöchst ratificirt in Kopenhagen durch Friedrich den Fünften.*)

Sehr ungehalten zeigte sich aber das Haupt der älteren Gottorfischen Linie, der russische Großfürst darüber, daß der Thronfolger von Schweden ohne seine Theilnahme sich mit

*) Selbst die Verfasser der „Gemmissionsbedenken" hatten nicht den Muth, die Bedeutung dieses Traktats in Betreff der dänischen Prätensionen auf Schleswig zu entkräften; sie gingen stillschweigend darüber hinweg

Dänemark verglichen. An nicht tauberen Ohren prallte die Forderung des dänischen Königs an Georg den Zweiten von Großbritannien ab, ihm die Oldenburgischen und Schwedischen Inseln wieder auszuliefern, als die gleichzeitigen Vorstellungen des dänischen Gesandten, Grafen Rochus von Lynar in Petersburg, der Kaiserin Elisabeth selbst, an den Großfürsten Peter den Dritten, wegen Abtretung seines kleinen, geliebten, ihm mehr als das ganze ungeheure Rußland werthen und wiegenden schleswig-holsteinischen Erbes.

74. Ein kurzer Rückblick auf die in Schleswig vertretene Mitregentschaft des Gottorfer Hauses mag hier um so mehr gestattet sein, als dasselbe bis dahin von Rechtswegen fortfuhr, seinen Antheil an Schleswig und das gemeinschaftliche Regiment von Schleswig-Holstein in Anspruch zu nehmen, abgesehen davon, daß es gerade damals im Schilde führte, durch dieselbe russische Waffenmacht, welche dem König von Dänemark zur Vertreibung des Gottorfischen Mitregenten in Schleswig beigestanden hatte, seinerseits die alleinige Herrschaft über Schleswig-Holstein — ebenso gewaltsam und bei glücklichem Erfolg eben so viel oder so wenig gerechtsam — für sich zu erwerben.

Nach seiner Vermählung mit der russischen Großfürstin Anna, der ältesten Tochter Peter des Großen (den 27. Januar 1725), wurden dem Herzog Karl Friedrich mindestens seine holsteinischen Erblande wieder zutheil, wozu auch Preußen mitgewirkt hatte. Noch in demselben Jahre hatte ihn der deutsche Kaiser mit dem Reichslande belehnt und ihm den Titel: Königliche Hoheit beigelegt. Auf Vorschläge, die ihm damals in Petersburg zur Ausgleichung gemacht wurden, soll er ein aus den schleswigschen Inseln, den Plöner Besitzungen, der Grafschaft Ranzau (für seinen Minister Bassewitz) und den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst bestehendes Churfürstenthum verlangt haben. Nach dem

Tode der Kaiserin Katharina verließ er (im August 1727) mit seiner Gemahlin, welche den künftigen Stammhalter des russischen Kaiserhauses in ihrem Schooße barg, zu Schiff die russische Küste und betrat in Kiel zum erstenmal den Boden seines Landes. Am 21. Februar 1728 gebar die Herzogin auf dem Schlosse von Kiel den Sohn, der in der Taufe den Namen Karl Peter Ulrich erhielt; am 15. Mai starb sie, zum Schmerze des Herzogs und allgemein betrauert, da ihr einnehmendes Wesen alle Herzen für sich gewonnen hatte. Als zwei Jahre später der Kaiser Peter der Zweite verblich, war ihrem Sohne, nach dem Testament der Kaiserin Katharina der Ersten, bereits die Thronfolge in Rußland eröffnet: doch wurde ihm die Herzogin von Kurland vorgezogen.

Sein Lebelang blieb der Herzog Karl Friedrich dem dänischen Hofe feindlich gesinnt. Kein kriegerischer Held, wie sein in der Schlacht von Klissow getödteter Vater, dem er auch an Kraft und Schönheit des Leibes nicht gleichkam,*) theilte er doch mit seinem Vater und Karl dem Zwölften die Seelenstärke, die am wenigsten unter ungünstigen Umständen zu Opfern sich bereit finden läßt. Eine bessere Zukunft abwartend, wendete er seinen Blick auf die inneren Zustände des von ihm beherrschten Landesantheils, machte Einschränkungen und steuerte dem unter den Beamten eingerissenen Geist der Intrigue und „Pfusmacherei". Seine Einkünfte waren schmal — sie betrugen mit Inbegriff der gemeinschaftlichen Zölle nur gegen zweihunderteundzwanzigtausend Thaler — Geldmangel nöthigte ihn sogar einmal, drei damals zum Amte Trittau gehörige Dörfer dem Kurbraunschweigischen Geheimrath Freiherrn von Bernstorf lehnbar zu veräußern — sicher ohne

*) Der Herzog litt an häufig wiederkehrendem Kopfschmerz, war nicht wohl zu Fuß, klein von Gestalt: er hatte braune Augen und braunes Haar.

Ahnung, daß diese Territorien später an der Veräußerung seines ganzen Landes vorzugsweise betheiligt sein würden. Sein privativer Besitz befaßte die Landschaft Norder-Dithmarschen, die Aemter Bordesholm, Neumünster, Oldenburg, Eismar, Tremsbüttel, Trittau und Reinbek, die Städte Kiel, Oldenburg und Neustadt. Obwol thatsächlich auf Holstein beschränkt, gebärdete sich jedoch seine Regierung zu Kiel als hätte sie noch zu Gottorf: nach wie vor behauptete sie das Recht der Bestallung von Beamten und Geistlichen im Herzogthum Schleswig, die dann freilich nie zum Antritt ihres Amtes gelangten.

Der Herzog starb den 18. Juni 1739. Seine Leiche ward in der Kirche von Bordesholm beigesetzt. Nach Verlauf von fünfundsiebenzig Jahren begab es sich, daß russische Truppen einen Kreis um die Grabstätte zogen und das Andenken des Urvaters ihres Kaisers durch kriegerische Feierlichkeiten ehrten.

Der nachgelassene Sohn Karl Peter Ulrich war eilf Jahre alt, als der Vater starb. Sein Vormund war der erwähnte Administrator Herzog Adolf Friedrich. Zum Thronfolger in Schweden berufen, bestätigte er das bereits im Jahre 1727 gestiftete „Geheime Conseil." Ungern sah man den einzigen Sproß des regierenden Gottorfer Hauses nach Rußland abgehen. Die Einschiffung des Knaben geschah zur Nachtzeit, weil man einen Aufstand des Volks befürchtete.

Von Petersburg aus wurde seitdem das Land fast dreißig Jahre hindurch regiert, wenn man es so nennen darf. Trüben übte der Hofkanzler Johann von Pechlin, ein gewandter Geschäftsmann, noch den größten Einfluß; dieser Ernst Joachim Westphalen, der verdiente Sammler der wichtigsten Urkunden der Landesgeschichte. Dieser und fast sämmtliche Mitglieder der Landesregierung hatten zwar nicht entfernt den leichtsinnigen, kecken und übermüthigen Charakter des Herz und

Baſſewitz; dennoch wucherte der üble Same fort, es herrſchte ein Krieg Aller gegen Alle; als Vertheidigungsmittel griff man zur Anklage gegen Anklage und ſtets, heißt es, hatten die höheren Beamten ihre Pferde geſattelt, für den Fall, daß plötzliche Verhaftung ſie treffen würde.*) Noch vor dem Tode des Großfürſten und ſpäteren Kaiſers erlangte ein gewandter, kühner, hochſtrebender Mann, Caspar von Saldern, eine wachſende Bedeutung. Auf Gefahr ſeiner Perſon und ſeiner Amtmannsſtelle in Neumünſter war er ohne Erlaubniß nach Petersburg gereiſt und hatte den Großfürſten mit Benutzung eines „günſtigen Augenblicks" — nur auf ein Wort — um Gehör gebeten. Erſtaunt über die ſeltene Art des Eingangs geſtattete ihm Peter zu reden; ſein Erſtaunen wuchs, als Saldern in ungewöhnlich beredtſamer Weiſe ihm die Landesverwaltung und die Mißbräuche derſelben ſchilderte. Er gefiel dem Großfürſten, dazu dem ruſſiſchen Hofe, und kam, von Panin begünſtigt, als großfürſtlicher Staatsrath („Etatsrath") nach Holſtein zurück. Die Kaiſerin Katharina erhielt ihm ihre Gunſt auch nach dem Tode ihres Gemahls, brauchte ihn zu Unterhandlungen in Berlin, als Ambaſſadeur in Warſchau (wo er der eigentliche Regent Polens war und ein ungeheures Vermögen ſammelte), zuletzt zum Hauptwerkzeuge des Austauſches des Gottorfiſchen Antheils von Schleswig-Holſtein mit Oldenburg; wie im Folgenden zu erwähnen.

Von der gemeinſchaftlichen Regierung blieb der jährliche Wechſel des Gerichtsſtandes für die gemeinſchaftlichen Unterthanen zwiſchen der großfürſtlichen Juſtizkanzlei zu Kiel und der königlichen Regierungskanzlei zu Glückſtadt. Der Landkanzler ward wechſelsweis von beiden Landesherren auf Lebenszeit ernannt; ebenſo der Landgerichtsnotar. Alle Zölle waren gemeinſchaftlich.

*) Falk, Privatrecht u. ſ. w. I. 338.

Ein fortdauerndes lebendiges Bindemittel für die Herzogthümer blieb auch in dieser Zeit die im Jahre 1662 gestiftete Universität Kiel. König Christian der Sechste gebot zwar, daß alle Pfarrstellen und Schulämter im Herzogthum Schleswig so viel wie möglich mit Personen besetzt werden sollten, welche der deutschen und dänischen Sprache mächtig; auch verordnete Friedrich der Fünfte, daß „Slesvicenses als rechte Dänen" die Vortheile der Kopenhagener theologischen Studenten genießen sollten. Doch ist die letztgenannte Universität niemals auch nur in den genannten Fächern für die Schleswiger in Betracht gekommen, obgleich die Landesuniversität unter den letzten Regierungen in tiefen Verfall gerathen war. Ihre neue Erhebung verdankte sie der Kaiserin Katharina, die während der zehnjährigen Vormundschaft, in welcher ihr Sohn Paul Petrowitsch stand, merklichen Einfluß auf die Verhältnisse in Holstein übte. Sie trug Vorliebe für das Land, wo sie die Tage ihrer ersten Jugend verlebt hatte.*)

Die Kaiserin Elisabeth zeigte sich nicht ungeneigt, auf Unterhandlungen wegen der Herzogthümer einzugehen, doch liebte sie ihren Neffen zu sehr, um nicht seine entschiedene Abneigung zu berücksichtigen. Der glühende Haß des Großfürsten gegen die dänische Krone machte sich bei jeder Gelegenheit Luft: man wußte, daß er sich nach der Stunde der Vergeltung sehnte. In der Gesellschaft seiner Vertrauten theilte man schon das dänische Reich und ließ dem König so wenig übrig, daß Peter einst bei solcher Gelegenheit in muthwilliger Laune ausrief: mein Gott, mein Gott, wovon soll der arme Teufel, der König, leben? Ich werde ihm noch eine Jahrrente in Livland geben müssen. Gewöhnlich sprach er die Absicht aus, den König nach Trankebar zu schicken. In

*) Auf Neudorf, einem Gute ihrer Mutter, einer mit dem Herzog von Anhalt-Zerbst vermählten Schwester des Schwedischen Adolf Friedrich, Königs von Schweden.

einer größeren Gesellschaft bei dem Grafen Rasumofski sagte er über Tafel, wo auch der dänische Gesandte saß, laut genug, um von diesem gehört zu werden: die Dänen haben mein schönes Holstein (er meinte, nach alter Redeweise, Schleswig-Holstein) lange genug geschoren, nun will ich sie wieder scheeren.

Kaum war die Kaiserin Elisabeth gestorben (den 5. Januar 1762) als der Herzog, nun Kaiser Peter der Dritte, seinen Truppen die Richtung gegen Holstein geben ließ. 1762.

Bereits seit längerer Zeit hatte Dänemark sich auf den lebensbedrohlichen Angriff vorbereitet. Der König hatte die Zahl seiner Truppen auf die außerordentliche Höhe von siebzigtausend Mann gebracht. Zum Befehlshaber war der bekannte französische General Graf Louis de St. Germain ernannt worden. Im März 1762 zog sich das königliche Heer bei Segeberg im Holsteinischen zusammen. Das nöthige Geld ward auch diesmal dem reichen Hamburg abgezwickt. Man wünschte eine Million Speciesthaler als vierprocentige Anleihe von dieser Stadt, deren Reichsfreiheit und Unmittelbarkeit ihr bis dahin keinen Schutz vor den alten Schauenburger Ansprüchen gewährt hatte.*) Die Hamburger glaubten, wie ein Darsteller sagt, ihre Kapitalien besser anlegen zu können und baten um Entschuldigung. Darauf holten zehntausend Mann, die in Ham und Horn, auf Hamburger Gebiet, einrückten, die geforderte Summe ab. Lübeck mußte in Travemünde dänische Besatzung aufnehmen.

Der kaiserliche General, Graf Romanzow, schickte den Vortrab seiner Truppen in's Mecklenburgische, im Julius wurde der Kaiser erwartet. Auch St. Germain rückte in's

*) Erst im Jahre 1768 wurde die Freiheit der Stadt von dem Gesammthause Holstein anerkannt.

Mecklenburgische ver und schlug in der Nähe von Wismar sein Hauptquartier auf, gedeckt durch die dänische Flotte, die unter dem Admiral de Fontenay zwischen Kiel und Wismar kreuzte. Während die blutige Entscheidung näher und näher rückte, machte Friedrich der Große, ohne alle Aussicht auf Erfolg, den Friedensvermittler; die einzige Bedingung, welche sein Bewunderer, Kaiser Peter, bei dem ihn aus großem Bedrängniß errettenden Friedensschluß mit Rußland gemacht hatte, war: seinem Vorhaben gegen Dänemark nicht in den Weg zu treten.

Ein Hemmniß, worauf er nicht gerechnet, fand der Kaiser in seinem eigenen Palast. Sobald Katharina sich auf den Thron ihres unglücklichen Gemahls gesetzt hatte, rief sie das russische Heer zurück. Im August verließen auch die dänischen Truppen Mecklenburg. Dänemark athmete wieder auf: es war nur ein Mann in dem Kriege mit Rußland geblieben — der Kaiser. Die Gottorfische Rache deckte das Grab.

Einen kleinen Sturm erregte noch hinterher der Anspruch Friedrich des Fünften auf die Vormundschaft über den unmündigen Paul Petrowitsch. Zwei Bevollmächtigte des Königs erschienen in Kiel, um Besitz von der vormundschaftlichen Regierung zu nehmen. Auf die Weigerung der großfürstlich Gottorfischen Beamten ließen sie ein Plakat an das Kieler Schloß nageln. Die Kaiserin, davon benachrichtigt, befahl die Schrift abzureißen. Der König ließ sie wieder anschlagen und sammelte auf's Neue ein Heer, um seinem Willen Nachdruck zu geben! Den nur scheinbar drohenden neuen Streit beseitigte eine Uebereinkunft, welche dem Herzog Georg Ludwig von Gottorf die Statthalterschaft in dem großfürstlichen Antheil übertrug.

Friedrich der Fünfte erlebte nicht den Abschluß, sein Minister Johann Hartwig Bernstorf nicht den Vollzug der

nunmehr mit verſtärktem Eifer fortgeſetzten Unterhandlungen über das Bottorfiſche Erbe.

75. Der König ſtarb im Jahre 1766, den 14. Januar. 1766. Das überſtrenge Staats- und Kirchenregiment des Vaters zerfloß unter ihm in lauter Milde. Ganz im Gegenſpiel zu Chriſtian dem Sechsten war er für ſeine Perſon einer heitern und glänzenden Lebensentfaltung ergeben und gönnte auch ſeinen „Unterthanen" jeden Lebensgenuß, der ihnen aus den bisher verbotenen Schauſpielen, öffentlichen Luſtbarkeiten u. ſ. w. nur erwachſen konnte. Den Adel, als nothwendigen Beſtandtheil eines glanzvollen und üppigen Hofes, zog er hervor; er vermehrte ihn auch mit vierundſiebenzig neuen Geſchlechtern. Ueberall ſollte außerdem von oben her Thätigkeit geweckt, ödes Land (wie die jütiſche Haide und ein volkenloſes Moor im Amte Bottorf) urbar gemacht, der Kunſtſinn belebt, das Manufakturweſen gehoben, der überſeeiſche Handel befördert werden; ſeine Miniſter Bernſtorf und Graf Moltke gingen dabei Hand in Hand. Die Volksbeliebtheit des Königs war und blieb zu groß, um durch den wachſenden Ausfall in den Finanzen und durch die von Schimmelmann (ſpäter Graf), mit Widerſtreben des Königs, der lieber zu Anleihen griff, eingeführte Kopfſteuer, einen Thaler für den Kopf, einen Stoß zu erhalten.*) Nur in Norwegen erregte die Steuer, verbunden mit einer Verordnung, welche die Theilung der dortigen großen Höfe verfügte, einen Aufſtand der Bauern gegen den Stiftsamtmann in Bergen. Einem Sohn dieſes nordiſchen Volkes, das ſich ebenfalls und in noch höherem Grade über die Verletzung ſeines frei eingegangenen Bündniſſes zu beklagen hatte, wie Schleswig-Holſtein, dem Geſchichtſchreiber und Dichter Holberg, verdankte

*) Die Staatsſchuld war von einigen Millionen auf zwanzig angelaufen. Die hunderteſechzigtauſend Livres, die der König in den letzten Jahren als Subſidie von Frankreich erhielt, konnten wenig verſchlagen.

Dänemark die Gründung seiner neueren Nationalliteratur, die Schöpfung einer Bücherſprache. Vorzugsweiſe beutete er das in dieſem Lande ergiebigſte Element des komiſch Satyriſchen aus. Indeß war die Hofſprache auch unter Friedrich dem Fünften nicht däniſch, ſondern, wie ſie unter ſeinem Vater deutſch geweſen, jetzt franzöſiſch, wie der herrſchende Geſchmack. Sogar der vielgefeierte Bernſtorf, der den Dichter Klopſtock, den vom Schweizer Haller empfohlenen trefflichen Oeder [Arzt, Botaniker, Staatsökonom, wirkſam für die Befreiung der Bauern*)], den Hofprediger Cramer (Klopſtock im Talar), den feinſinnigen Sturz nach Kopenhagen gezogen und auf des gelehrten Göttinger Michaelis Vorſchlag (1761) eine Forſchungsreiſe nach dem Morgenlande veranſtaltete (von welcher Karſten Niebuhr, gebürtig von der hannoverſchen Elbmündung, allein zurückkehrte), ſogar Johann Hartwig Bernſtorf war der deutſchen Sprache in gebildeter Weiſe nicht mächtig. Der Gründer der däniſchen Neutralität, die bei den Stürmen des folgenden Jahrhunderts ſich nicht haltbar erwies, verhielt ſich neutral gegen Däniſch und Deutſch. Dieſer Umſtand und zumal der in den Herzogthümern fortdauernde Friede, während der deutſche Norden durch den Heldenkampf Friedrich des Großen mit der Meute ſeiner Gegner bis dicht an die Elbe und an die Landgrenze Holſteins erſchüttert wurde, begünſtigte den beſonders unter Friedrich dem Fünften und Bernſtorf aufgekommenen „Patriotismus", der noch das Scheitern der Neutralität überdauerte. Doch vereinigte der Name „Patriot" in jener Zeit mit ſeiner ſtaatsgeſellſchaftlichen Bedeutung die der Humanität, der Bildung, des Strebens für das Volkswohl und der Aufopferung für daſſelbe.

*) Dennoch nannte ihn ſpäter, nach Struenſee's Fall, als er Dänemark verließ, der däniſche Miniſter Schack-Rathlow „einen für das Königreich ſchädlichen Mann".

Nicht allein eine zweimalige Vermählung, die erste mit einer englischen Prinzessin, Tochter Georg des Zweiten, Mutter des Kronprinzen, die andere mit Juliane Marie, einer Prinzessin von Wolfenbüttel, Mutter des Erbprinzen Friedrich, gab dem König Gelegenheit, seine Prachtliebe in entsprechenden Festlichkeiten an den Tag zu legen;*) auch das Andenken an die Thronbesteigung des Oldenburgschen Hauses — 1449 — und der Einführung der Souveränetät oder vielmehr der unumschränkten Lex regia-Herrschaft im Königreich — 1660 — wurde von ihm zu pomphafter Feier von zwei Jubeljahren benutzt.

Ein anderes Andenken, das im Jahre 1760 die Priorität der Jahrhunderte vor dem letztgenannten Jubiläum voraushatte, das Jahr des Vertrags der Herzogthümer mit dem ersten Oldenburger, das Jahr 1460 blieb ungefeiert.

76. Der bei seiner Thronbesteigung siebenzehnjährige Christian der Siebente trat die Erbschaft seines Vaters nach allen Richtungen und mit den Leitern der früheren Regierung an. Bernstorf setzte das Austauschgeschäft mit dem russischen Hofe eifrig fort, um so erfolgreicher, da Katharina, die Alleinherrscherin aller Russen, jetzt nicht mehr die dunkeln Besorgnisse hegte, welche sie als Großfürstin das kleine Erbland ihres Gemahls für alle Fälle als sicheren Zufluchtsort betrachten ließen. Die russischen Unterhändler waren von Saldern und Filosoffow, letzterer ein ziemlich brutaler Diplomat, der später an Struensee seinen Dämpfer in Kopenhagen fand. Die Kaiserin willigte, als Vormünderin ihres Sohnes, in die Verzichtleistung des im Jahre 1713 von König Friedrich dem Vierten in Besitz genommenen herzoglichen

*) Klopstock besang den Tod der schönen und liebenswürdigen Louise in einer herzzerreißenden Ode, er besang auch die wenig Monde darauf folgende Vermählung des Königs mit Juliane Marie

Antheils von Schleswig. Dagegen übernahm Chriſtian der Siebente die von dem Hauſe Gottorf bis zur Wiedererhaltung des holſteiniſchen Antheils (1720) gemachten Schulden und versprach, bis dahin der jüngern holſteiniſchen Linie rückſtändige Apanage und Fideikommißgelder mit zweihundertfünfzigtauſend Thalern in fünf Jahren und fünfzigtauſend Thaler jährlich zu tilgen, wie auch ſeinen Bruder, den Prinzen Friedrich zum Verzicht auf die Koadjutorie des Bisthums Lübeck (von demſelben durch eine Summe von ſechsundvierzigtauſenddreihundert Thalern erworben) zu Gunſten des biſchöflichen Prinzen Peter Friedrich Wilhelm zu vermögen. Alle auf Holſtein haftende Schulden ſollte der König übernehmen, dagegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt ohne Schuldenlaſt abtreten. Beigefügt waren einige geheime Artikel, darunter der erwähnenswerthe, welcher den zweijährigen Beſuch der Landesuniverſität, das biennium, feſtſetzte.

Es war dies ein vorläufiger Vertrag, der am 22. April
1767 1767 zu Kopenhagen zuſtande gekommen: die Vollziehung wurde bis zur Volljährigkeit des Großfürſten ausgeſetzt. Baron von Bernſtorf und Detlew Reventlow (Oberkammerherr, Erzieher des Königs) erhielten Grafenkronen dafür.

Im Jahre 1772 erreichte der Großfürſt Paul Petrowitſch das Alter der Volljährigkeit. Das Jahr darauf wurde auf des jüngeren Bernſtorf, des Grafen Andreas Peter, eifrigen Betrieb auf dem Schloſſe zu Czarskoezele, durch den däniſchen Bevollmächtigten Rumſen, den ruſſiſchen, Graf Panin, und den herzoglichen, von Saldern, der Definitiv-
1773 vertrag abgeſchloſſen, den 21. Mai (1. Junius) 1773.

In einer beigefügten Renunciationsakte, die im Entwurf ſchon die Grundlage des vorläufigen Traktats gebildet hatte, leiſtete der Großfürſt einen anſcheinend vollſtändigen Verzicht auf das Herzogthum Schleswig: „Als renunciiren und entſagen Wir hiemit und Kraft dieſes

wohlwiſſentlich und wohlbedächtlich für Uns, Unſere Erben und Descendenten *allen* an das Herzogthum Schleswig — — bisher gehabten oder davon zu formirenden Eigenthums- und andern Rechten, Forderungen, An- und Zuſprüchen, *ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen*, auf die feyerlichſte und kräftigſte Art und Weiſe" . . .

Daß dieſe Verzichtleiſtung des Großfürſten auf Schleswig „zu Gunſten der Krone Dänemark" geleiſtet ſei, (wie däniſcher Seits behauptet worden*), davon ſagt die Akte kein Wort. Nicht mit dem König von Dänemark als ſolchem, ſondern zwiſchen beiden Linien des Geſammthauſes Holſtein wurde überhaupt der Vertrag von 1767 und der von 1773 abgeſchloſſen. Auf das Königreich Dänemark hatten die Verträge alſo gar keinen Bezug. Der Großfürſt gibt einfach ſeine Rechte auf; das iſt das Weſen der Renunciation, verſchieden von der Ceſſion, welche Rechte überträgt. So einfache und klare Rechtsbegriffe bedürfen keiner Erläuterung. Als *Wirkung* des Verzichtes bezeichnen ſich dann die folgenden Worte: „*und wollen ſolchemnach*, daß Ihre Königliche Majeſtät zu Dänemark, Norwegen und Dero Königliche Kron-Erben das Herzogthum Schleswig ruhig und ungeſtört, ohne von Jemandem, am wenigſten aber von ihm, ſeinen Erben und Descendenten deshalb zu machender Forderung, Einrede, Anſprache, Hinderniß ferner und zu ewigen Zeiten eigenthümlich beſitzen ſoll, ſondern verbindet ſich auch für ſich und ſeine Erben und Descendenten auf das Feſteſte, weder ſelbſt dieſer ſeiner wohlbedächtigen Renunciation entgegen zu handeln, noch geſchehen zu laſſen, daß durch andre derſelben zuwidergehandelt werde."

In einer andern Akte überließ der Großfürſt dem König Chriſtian dem Siebenten und ſeinen *männlichen* Des-

*) Gewiſſensbedenken S. 13.

cendenten den bisherigen einseitigen und gemeinschaftlichen Antheil an das Herzogthum Holstein zum erblichen Besitz.

Der König trat dagegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst schuldenfrei an den Großfürsten ab und übernahm die von dessen Vorfahren bis 1720 gemachten und bei Uebergabe des Herzogthums Schleswig darauf noch haftenden Schulden.*)

Ihrerseits bestätigte die jüngste Linie des Gottorfischen Hauses, die Eutinische, welcher der Großfürst die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zur Entschädigung wieder abtrat, in besonderen Akten die Abtretung Holsteins an den königlichen Mannsstamm und die Entsagung auf das Herzogthum Schleswig.

77. Die Bedeutung dieses Vertrags mit den angeführten begleitenden Akten in Bezug auf das Herzogthum Schleswig war die Umgestaltung des im Jahre 1713 gewaltsam herbeigeführten thatsächlichen Zustandes in einen rechtlichen. Nicht durch den Krieg, nur durch einen Friedensschluß konnte der Gottorfische Antheil von Schleswig durch die königlich Oldenburgische Linie erworben werden. Bis dahin war derselbe nur ein okkupirter, wie er auch im Traktat bezeichnet wird. Das Gottorfische Haus hatte zwiefache Ansprüche an das Herzogthum. Gültig jene mit den Nachkommen Johann des Jüngern getheilten Erbrechte auf das gesammte Land, welche sich auf die Wahlakte von 1460, auf die Abstammung der Gottorfischen Linie von dem „Herrn dieser Lande," von Christian dem Ersten, gründeten. Dann die Ansprüche an den rechtmäßigen Besitz der Hälfte des Herzogthums und der Mitregierung des ganzen, in Folge der

*) Diese beiden Akten bildeten zwei geheime Artikel des Definitivvertrags.

Abstammung der Gottorfischen Linie vom Herzog Adolf, der 1533 und 1544 zum Mitregenten der Herzogthümer von den Ständen angenommen war.

Die Verzichtleistungsakte des Großfürsten läßt kaum einen Zweifel zu, daß beiderlei Ansprüche auf Schleswig darin aufgegeben wurden, daß der Verzicht ein vollkommener war und sich sowol auf die aktuellen als die eventuellen Erbrechte bezog. Dies eingeräumt, versetzte sich der Großfürst mit seinen Descendenten in die Lage jener früheren Abkömmlinge Christian des Ersten, welche zur Zeit des Odenseer Vergleichs Verzicht gethan hatten.

So wenig der Großfürst auf andere Rechte als die er besaß, verzichten konnte, so wenig konnte die Folge der Verzichtleistung, die er als einen Willensakt kundgibt („und wollen solchemnach" u. s. w.), die Erlangung solcher ihm nicht zustehend gewesener Rechte sein. Der Verzicht des Großfürsten auf Schleswig hatte einfach nur die Wirkung, daß der König nun zuerst auf dem Rechtswege die bis dahin usurpirte Alleinherrschaft über Schleswig erhielt. Unter den als „Kron-Erben" aufgeführten Nachkommen des Königs sind also rechtlich — wie auch übereinstimmend mit dem in den Staatsschriften des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden Sprachgebrauch, wonach mehrere in Verfassung und Erbfolge ganz verschiedene Länder unter dem Wort „Krone" befaßt wurden*) — die in Schleswig wie in Holstein gleichmäßig alleinberechtigten männlichen Erben des Königs zu verstehen, mit Ausschluß der Kunkel, welche das dänische Alleingewalt-

*) Noch in dem Vertrage vom 19. Mai 1815 wurden Hitzacker, Thedinghausen und Wesel an den König von Großbritannien und seine Nachfolger abgetreten; Niemand dachte dabei an die in England erbberechtigte Weiberlinie. Im Jahre 1842 sagte der Großherr von Oldenburg einen in Holstein liegenden Gebietsstreifen der „Krone" zu, aber ohne Arg und Vergrößerungssucht für die Erbberechtigten.

herrschaft führende Königshaus zuließ. Der Name ist entsprechend den „Königlichen Erbsuccessoren", welche zuerst in dem Patent vom 30. Mai 1684 auftauchten, in der Folge üblich wurden und in die Eidformulare des Landes übergingen. Lag sich in der That eine rechtswidrige Bedeutung in diesem Nuriatitel, so war dieselbe eben dem Recht gegenüber bedeutungslos. Einen starken Riegel gegen solche Mißdeutung, zunächst in Bezug auf das Erbrecht in Schleswig, als ob dasselbe verändert werden, einschließlich aber der Vergänge von 1721 überhaupt, hatte bereits die schwedische Linie des Wetterser Hauses vorgeschoben, indem sie in ihrem Verzichte nur den Mannsstamm der Königlichen Linie anführte. Rechte Dritter, wie namentlich auch des Sonderburgischen Hauses, wollte oder sicher: konnte und durfte die Renunciationsakte des Großfürsten nicht aufheben — Rechte des Landes — so wenig derzeit Volks- und Landesgerechtsame, sei's im Krieg oder bei Friedensschlüssen oder im Frieden selbst von der übermüthigen Fürstenmacht beachtet wurden — Rechte des Landes nicht zerstören.

78. Die Ueberlieferung des großfürstlichen Antheils an Holstein — für Schleswig, als in der Gewalt des Königs befindlich, fanden keine weiteren Formalitäten statt — ging am 16. November des gedachten Jahres, in einem Saal des Schlosses von Kiel vor sich. Namens des Königs nahm Graf Reventlow die durch von Saldern vollzogene Uebertragung an, und versicherte die Anwesenden in den stärksten und bestimmtesten Ausdrücken, daß „alle Gerechtsame, Freiheiten und Privilegien in Gemäßheit der abgeschlossenen Traktate ungekränkt bleiben sollten." Darauf erfolgte durch Handschlag die Huldigung der Versammelten, nämlich der Ritterschaft und der geistlichen und weltlichen Behörden.

Einen Monat später wurde die Uebergabe der Graf-

schaften Oldenburg und Delmenhorst an den Bischof von Lübeck, Friedrich August, von der jüngeren Gottorfer Linie — zufolge einer vom Großfürsten ausgestellten Abtretungsakte — zu Oldenburg feierlich vollzogen (10. November 1773). Der Kaiser ertheilte die Bestätigung und erhob die Stammherrschaft der Oldenburger zu einem Herzogthum.

Die Zustimmung des Königs von Schweden erhielt dieser Tauschhandel nicht. Als Haupt der zweiten Gottorfer Linie verwahrte er seine eventuellen Gerechtsame und erlangte darüber (am 27. December 1774) bei Gelegenheit der kaiser- 1774
lichen Bestätigung des Tauschvertrages ein Verwahrungsdekret.

Eine ausdrückliche Verwahrung wegen Schleswig muß er schon in Folge des erwähnten Vertrags von 1750 für überflüssig gehalten haben. Auch die Sonderburgschen Herzöge legten keine solche ein; war doch ihr Erbrecht am ganzen Herzogthum noch im Jahre 1767 bestätigt worden. Verzichtet hatten sie nicht: sie müssen also in dem Inhalt der abgeschlossenen Verträge in Betreff Schleswigs keinen Anlaß zur Beschwerde und Verwahrung gefunden haben.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Geschichte

Schleswigs.

Von

Dr. Ludolf Wienbarg.

Erster Band. **Das heroische Zeitalter.**

Geh. 10 Sgr.

Urkundenbuch

zur

deutsch-dänischen Angelegenheit.

Vom 20. October 1857 bis 26. December 1861.

gr. 8. 19½ Bogen. geh. 1 Thlr.

Das Staatsarchiv.

Sammlung

der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart: Thronreden, Manifeste, diplomatische Noten und Depeschen, wichtige Verträge und Gesetze, Adressen, Resolutionen etc.

In fortlaufenden monatlichen Heften herausgegeben

von

L. K. Aegidi und **A. Klauhold.**

Preis 5 Thlr. jährlich.

Ueber

Fichte's Reden

an die

deutsche Nation.

Von

Dr. Jürgen Bona Meyer.

Geh. 10 Sgr.

Milton.

Studien zur Geschichte des englischen Geistes.

Von

Gustav Liebert.

25 Bogen. gr. 8. geh. 1½ Thlr.

Die Vegetation auf Helgoland.

Ein Führer für den Naturfreund am Felsen und am Seestrand.
Zugleich als Grundlage zu einer
Flora von Helgoland.

Von

Dr. Ernst Hallier.

Mit 4 Tafeln Abbildungen. Geh. 10 Sgr.

Die Käfer

von

Hamburg und Umgegend.

Ein Beitrag zur nordalbingischen Insektenfauna.

Von

Dr. C. H. Preller.

8. 10½ Bogen. geh. 18 Sgr.

Das Süsswasser-Aquarium.

Kurze Anleitung
zur besten Construction der Aquarien und Instandhaltung derselben,
sowie Schilderung der Süsswasserthiere.

Von

Dr. Eduard Graeffe.

Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen. Geh. 15 Sgr.